

**Künstlerroman.
Friedrich Wilhelm
Hackländer.**

Stuttgart, Kröner, 1873.

I. BEKRÄNZT MIT LAUB DEN LIEBEN, VOLLEN BECHER.

Es ist ein sonniger Frühlingstag, der Himmel tiefblau und fast ganz klar, wobei die einzelnen leichten Wölkchen, die hingehaucht im Aether schwimmen, wie eine angenehme Unterbrechung desselben, wie eine wohlthuende Verzierung erscheinen. Was wir unter diesem heiter lächelnden, von Sonnenstrahlen durchblitzten, weiten, glänzenden Gewölbe von der jungfräulich blühenden Erde sehen, innerhalb unseres engen Horizontes nämlich, zeigt uns dieselbe als ein lustiges Spiegelbild – ja, wahrhaftig, und je mehr beide sich anlachen, desto vergnügter und glückseliger wird ihr Aussehen, es scheint eine wechselseitige Steigerung Statt zu finden. Dabei schielt die Sonne unaussprechlich neugierig durch die dichten Zweige benachbarter Parkbäume, wo es ihr nur möglich ist, und auch ihre Strahlen scheinen behaglich zu lächeln wie Himmel und Erde – ja, wenn wir den Dreien eine Zeitlang unbefangen zuschauen und so deutlich sehen, wie ihre Heiterkeit zuzunehmen scheint, erwarten wir, die Betheiligten in einem der nächsten Augenblicke in ein ungeheures Lachen der Glückseligkeit ausbrechen zu hören, in das aber auch wir und gewiß auch Du, geneigter Leser, aus vollem Herzen mit einstimmen würdest, wenn Du um Dich siehst und es zu fühlen vermagst, wie wunderbar schön dieser Frühlingmorgen ist.

Rings um uns her hat die Natur Laubmassen und Blüten mit der Verschwendung ausgebreitet, die wir allerdings an ihr gewohnt sind, die aber doch wieder in jedem Frühjahre auf's Neue unser freudiges und gerechtes Erstaunen erregen. Und mit welch' wunderbarem Geschick und welch unnachahmlicher Grazie ist das alles arrangirt, trotz der Millionen Blätter eines einzigen Baumes doch nirgends eine Ueberladung, nirgends eine ungefällige Form! Und wie malerisch ist dafür gesorgt, daß das im Frühjahre etwas einförmige, helle Grün durch farbige Blüten angenehm unterbrochen und gemildert wird, und in dieser Unterbrechung wieder welcher Reichthum: die stolze Kastanie mit ihren Blütenkerzen, einem Weihnachtsbaume zu vergleichen, sich langsam bewegend im Morgenwinde und alsdann Milliarden weißer Blätter von sich streuend; die lustige Kirsche mit weißen Sternen besäet; der Birnbaum mit aufstrebenden Zweigen, lichtgrün und schneeweiß gemischt; der sanfte Apfelbaum in jungfräulich bräutlicher Demuth mit niederhängenden Zweigen, rosig angestrahlt, wie erröthend vor seiner eigenen Pracht – und dazu das lustige Volk der kleinen Gesträuche und Gebüsche mit sammtartigen, saftig grünen Blättern, mit Blüten in den verschiedensten Farben betupft, und ihren heiterm, bunt gefiederten Bewohnern: wie behende schlüpfen die Vögel hindurch, halten dann plötzlich still auf einem ihnen passend dünkenden Zweige, um ihre lustige Weise in den Tag hinein zu singen und um vielleicht irgend einem benachbarten Freunde ein Zeichen zu geben. Dabei sind sie immer so eilig und scheu,

und es ist so, als hätten sie beständig vergessen, hier oder da eine wichtige Mittheilung zu machen oder etwas Liegengelassenes nachzuholen.

Unabhängiger, freier, poetischer erscheint uns die Lerche, die, unbekümmert um das, was sie auf der Erde zurückläßt, wirbelnd und schmetternd gen Himmel steigt, immer höher, immer höher und dabei immer toller jubelnd, einer befreiten Seele zu vergleichen, die glücklich darüber ist, diese arme Erde verlassen zu dürfen; auch Schmetterlinge wagen sich schon hervor: dort flattert ein frühzeitiger Citronenfalter um den gefährlichen Weißdorn herum – ach, und auch die Frühlingsjagd beginnt schon, denn da sehe ich einen kleinen Knaben, der sich rasch von der Hand seiner Wärterin losreißt, um dem Schmetterlinge nachzueilen; dem Bruder folgt rasch die wenig ältere, aber schon viel verständigere kleine Schwester. Dieser eilt dann wieder die Wärterin nach, und der Wärterin, einem gesunden, ebenfalls frühlingsartig aussehenden Dienstmädchen, bemüht sich ein lebendiger Husar nachzukommen, der hier auf der etwas entfernten Promenade ganz zufällig mit ihr zusammengetroffen.

Ja, wir befinden uns in einer kleinen Entfernung von einer reichen Provinzstadt, die noch in manchen Theilen, ja, in ihrer ganzen Physiognomie das Ansehen einer Miniatur-Residenz beibehalten, was sie ehemals war; wir sind an der Grenze eines großen und schönen Parkes, in

dessen Mitte ein herrschaftliches Jagdschloß sich befindet. Dort, obgleich ziemlich weit entfernt, sehen wir seine weißen Mauern zwischen den hohen Stämmen alter Bäume unter dichten Laubmassen hindurchschimmern, welche es umstehen. Von der Stadt hören wir nur ein ein förmiges, leichtes Summen und hier und da den Klang einer Glocke. Gerade vor uns hören Bäume und Sträucher mit Einem Male wie abgeschnitten auf, dort fließt tiefer, als wir uns hier befinden, der schiffbare Fluß; seinen Wasserspiegel können wir nicht sehen, und ein so eben vorüberfahrender Dampfer macht auf uns eine recht komische Wirkung, denn da der Schiffskörper für uns unsichtbar ist, so scheint uns der schwarze Kamin mit dem lang hinausquellenden Dampfe am Ufer spaziren zu gehen.

An den kleinen Weg, auf dem wir wandeln, stoßen rechts und links Gärten, große und kleine, hier parkartig angelegt, dort noch wenig verschieden von dem hinten anstoßenden Kraut- und Kartoffelfelde. Eben so verschiedenartig als die Anpflanzung dieser Grundstücke sind auch die Einzäunungen derselben, und wechseln Bretterzäune mit schönen Gittern und mit zusammengewachsenen Gehegen ab. Der Pfad, auf dem wir gehen, ist ein ziemlich kunstloser Weg, kaum eine Fahrbahn zu nennen; dafür läuft er aber auch nicht steif und gerade, sondern in einer angenehmen Schlangenlinie, ist auch nicht chausstirt, hat deßhalb keine starren Grenzpfähle, keine

staubigen Steinhaufen, noch verhängnißvolle Straßen-
graben, sondern ist anmuthig begrenzt von grünen Sträu-
chern, sprießendem Grase, namentlich aber von duftigen
Veilchenbüschen. Ach, und diese riechen heute Morgen
so himmlisch gut, daß sie uns nicht nur die Gegenwart
versüßen, sondern uns auch anmuthige Bilder der Ver-
gangenheit hervorzaubern, wo wir unter den verschie-
densten Verhältnissen selbst Veilchen pflückten oder wel-
che geschenkt erhielten!

Noch eine kleine Biegung des Weges, und wir sind am
Ziele unseres heutigen Morgenspazirganges. Ja, wir ha-
ben heute ein Ziel, geneigter Leser, und wenn wir es auch
häufig lieben, uns zwanglos in der freien Natur zu bewe-
gen, bald rechts, bald links abzuschweifen ohne Zweck
und Absicht, thun wir doch nur also, wenn wir allein
sind, und würden es nicht wagen, Dich ohne ausdrück-
liche Erlaubniß so mit uns in der Irre herumzuführen.
Vielleicht ist Dir schon das Wenige, das wir Dir zugemu-
thet haben, zu viel, und können wir deßhalb zu unse-
rer Entschuldigung nur sagen, daß wir doch mit unse-
rer Geschichte irgendwo anfangen mußten und daß wir
es für passend gehalten, dieses unter Sonnenschein, fri-
schen Lauben, Blüten und Blumen zu thun, als in einer
dumpfigen Stube.

Ein bescheidenes Gitterthor, dessen Einfassung aus ei-
nem Paar alter, irgendwo aufgefundenen Säulen besteht,
die mit Vasen aus gebranntem Thone und von eleganter
Form gekrönt sind, läßt uns in einen kleinen Garten

treten, der eben so wie die ganze Umgebung von grünen Blättern und Blüthen strotzt. Er ist übrigens mit wenig Kunst angelegt: die Mitte nimmt ein halbrunder Rasenplatz ein, um den rechts und links breite Sandwege nach dem hinteren Theile des Gartens führen, wo sich ein ziemlich einfaches Gebäude aus röthlichen Backsteinen erhebt. Dieses Gebäude hat eine eben so eigenthümliche Form, daß wir ihm gleich ansehen, es sei zu einem ganz besonderen Zwecke erbaut. Nach dem Garten zu hat es nur oben im Kniestocke des Daches ein paar schmale Fenster, und würde deßhalb die uns zugekehrte Form sehr roh und kahl aussehen, wenn sich nicht an die Mauer desselben unten ein Gewächshaus anlehnte, durch dessen Scheiben wir die zierlichen Blätter fremder Pflanzen erblicken. Was uns aus dieser Südseite des Hauses allein verräth, daß eine künstlerische Hand thätig war, ist der ziemlich hohe und breite Eingang in dieses Gebäude, denn auch hier, wie draußen am Gitterthore, sehen wir ein Paar cannelirte Säulenüberreste, verwandt mit Capitälern, die, obgleich sehr zerstört, immer noch ihre ehemalige zierliche Form verrathen. Oben über dem Eingange ist ein altes Marmorrelief eingemauert, das Haupt der Meduse vorstellend, und alles dieses, Säulen, Capitäle und Relief, sind anscheinend auf ungezwungene Art mit Epheu umrankt, der aber in seiner geschickten Anordnung eine helfende Hand verräth. Neben der Thür lehnt eine griechische Amphore, ein Gefäß, welches in wunderbar eleganter Gestalt unser Auge entzückt und die es uns so begreiflich macht, daß ein zweiter Epheu es ebenfalls

liebend umschlingt. Von oben ist die röthliche, einförmige Mauer des Gebäudes gemildert durch eine Flagge mit den bunten Farben des Künstlerwappens: roth und weiß und drei silbernen Balken im blauen Felde.

Es ist dies das Atelier eines Malers, vor dem wir stehen, und wir werden gewiß nicht unterlassen, den geneigten Leser hinein zu führen; doch müssen wir uns vorher noch einen für unsere wahrhaftige Geschichte nothwendigen kleinen Aufenthalt in dem kleinen Garten gestatten.

Der breite Sandweg, der den Rasenplatz umschließt, letzterer mit zierlichen Rosenbäumchen besetzt, ist auf seiner äußeren Seite von Gebüsch umgrenzt, welches die Enge des nicht bedeutenden Gartens verdeckt und welches, in die Ecken zurücktretend, dort ein paar kleine Lauben bildet.

Eine derselben nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; sie ist die größere, und während in der andern nur ein paar Gartenstühle stehen, bemerken wir hier einen ziemlich großen ovalen Tisch vor einer Steinbank von antiker Form und mit zierlichen Sesseln von natürliches Holz vorstellendem Eisenguß. Auf dem Tische steht an einer Seite desselben ein Glas mit duftigen Maiblumen, daneben liegen ein Paar zusammengerollte Herrenhandschuhe und ein geöffnetes Skizzenbuch mit darauf liegendem Bleistifte; eine kaum angerauchte Cigarette scheint der Besitzer dieser Gegenstände, als er fortging, vergessen zu haben. An dem anderen Ende des Tisches sitzt ein junges Mädchen, wir hätten bald gesagt, eine junge Dame, doch würden wir mit diesem Ausdruck

den geneigten Leser irre geführt haben, obgleich er, nach dem Aeußern zu urtheilen, gerechtfertigt gewesen wäre. Dieses junge Mädchen gehörte der dienenden Klasse an, sie war ein Gemisch zwischen Kammerjungfer und Gouvernante und wußte ihren runden Hut mit grünem Schleier, sowie ihre schwarzseidene Mantille so vortheilhaft zu tragen, daß, wie schon vorhin bemerkt, ein Irrthum höchst verzeihlich gewesen wäre. Sie hatte den Hut neben sich auf die Bank gelegt, auch ihre Handschuhe abgestreift und war beschäftigt, einen Haufen wohlriechenden Waldmeisters von unreinen Blättchen und allenfallsigen halb aufgegangenen Blüten zu säubern und in eine Porcellanterrine zu werfen, bei welcher Beschäftigung sie einen Zuschauer hatte in dem Gärtner des Hauses, der ihr gegenüber am Eingange der Laube an einem Baume lehnte, während er seine beiden Hände auf ein Grabscheit stützte.

Der Gärtner war ein Mann an den vierzig Jahren, eine gesund aussehende Persönlichkeit mit heiteren Zügen, die das rothbraune Colorit der Leute dieses Gewerbes hatte.

»Wenn der Herr sehen könnte,« sagte er lächelnd nach einer Pause, »wie Mamsell Elise es so zierlich versteht, den Waldmeister auszusuchen, so würde er mir dieses Geschäft nicht mehr übertragen, davon bin ich fest überzeugt.«

»In dem Falle,« gab die Gouvernante etwas schnippisch zur Antwort, »würde der Herr wenig Maitrank zu kosten bekommen, denn Ihr wißt sehr gut, Meister Andreas, daß

Unsereins zu so was keine Zeit hat; du lieber Gott, ich mache mir fast eine Sünde daraus, hier zu sitzen und Eure Arbeit zu thun, während die kleine Margarethe allein da drinnen ist.«

»Allein?« fragte fast erstaunt der Gärtner; »na, da muß ich bitten, es ist da drinnen eine recht hübsche Gesellschaft bei einander, und vor allen Dingen Fräulein Margarethens Papa, da kann man doch bei Gott nicht sagen, daß sie allein sei.«

Die Gouvernante warf ihre Oberlippe etwas verächtlich in die Höhe und sagte hierauf: »Allerdings ist da drinnen im Atelier eine hübsche Gesellschaft« – sie betonte das Eigenschaftswort mehr als gerade nothwendig war – »da ist zum Beispiel der Herr . . . «

»Na, Mamsell Elise,« gab der Gärtner in einem Tone zur Antwort, der zwischen Vorwurf und Frage die Mitte hielt.

»Der Herr,« fuhr die Andere fort, »der nun allerdings einmal hier seine Beschäftigung hat, obgleich es die ganze Welt, gelinde gesagt, sonderbar finden muß, daß er sich ein Atelier erbaut hat eine halbe Stunde von der Stadt und seinem Wohnhause entfernt.«

»Weil die ganze Welt nichts davon versteht,« versetzte der Gärtner mit großer Entschlossenheit, indem er das Grabscheit vor sich in den Boden stieß; »der Herr braucht für seine großen Bilder ein Atelier, für das man im Hofe bei unserem Wohnhause keinen Platz und kein Licht gefunden hätte – was braucht er nicht alles für Modelle, für die man doch Platz nothwendig hat!«

Bei dem Worte Modelle rümpfte die Kammerjungfer verächtlich ihre Nase.

»Hatten wir doch im vergangenen Herbste,« fuhr Andreas achselzuckend fort, »tagelang ein Geschütz mit Bepannung im Atelier, natürlich nur mit zwei Pferden, und wie oft brauchen wir da drinnen Reiter mit Sattel und Zaum – wo wollten wir denn dergleichen Zeug in der Stadt unterbringen? Und wenn das je möglich wäre,« setzte er mit einem komisch ernstem Gesichtsausdrucke hinzu, »denken Sie doch nur an die Umstände, die es gibt, Mamsell Elise, an das Gerassel, an das Gepolter und – an die Nerven!«

»Gerassel und Gepolter würden wir bei den Modellen des Herrn durchaus nicht scheuen, aber die anderen, die kein Gerassel und Gepolter machen – doch reden wir nicht davon, ein anständiges Mädchen darf darüber nicht sprechen.«

»Darin haben Sie ganz und gar Unrecht: was bei uns vorkommt, darüber kann ein Mädchen reden, und wenn sie so anständig ist wie eine Prinzessin – leider Gottes, daß man nicht im Stande ist, Euch da drinnen eine andere Meinung beizubringen!«

»Allerdings, das seid Ihr nicht im Stande, ein solcher Versuch wäre sehr überflüssig; doch müßt Ihr uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen,« setzte sie mit einem anmuthig sein sollenden Lächeln hinzu, »daß wir Euch sehr wenig hier außen belästigen, und hätte es der Herr nicht ausdrücklich befohlen, ja, sehr ausdrücklich, die kleine

Margarethe sollte heute Morgen zu ihm gebracht werden, so würde es Madame ganz gewiß nicht eingefallen sein, ihr Kind gerade hieher zu schicken.«

»Hm, gerade hieher? Hm, und dem armen, kleinen Mädchen mit seiner schwächlichen Gesundheit thäte es so ausnehmend gut, wenn es sich hier in der freien Gottesluft herumtummeln könnte, oder wenn es da drinnen spielen dürfte mit den schönen Spielsachen, die wir hier für es haben.«

»Lieber Meister Andreas,« erwiderte die Kammerjungfer mit großer Würde und Weisheit, »das sind Sachen, über die wir beide wohl nicht zu entscheiden haben. Was mich anbelangt,« fuhr sie mit einer excentrischen Handbewegung fort, »so behaupte ich, Madame hat Recht, zehn Mal Recht, hundert Mal Recht!«

»Und was mich betrifft,« gab der Gärtner zur Antwort, wobei er, ihre Handbewegung parodirend, sein Grabscheit schwang, »so sage ich, mein Herr hat Recht, zehn Mal Recht, hundert Mal Recht – aber nichts für ungut, darum keene Feendschast nich, wie sie in Berlin sagen, wo ich glorios meine Zeit gedient!«

Die Kammerjungfer hatte ihre Augen und ihre Finger in den duftigen Waldmeister vertieft und sagte nach einer längeren Pause, mehr wie zu sich selber, als um es dem Andern mitzutheilen: »Es ist eigentlich recht traurig, daß es so ist; mir könnte es schon recht sein, wenn es anders wäre, wenn Madame häufig hieher käme und ihre Freude hätte an den schönen Bildern, die der Herr

malt – ach, wie schade,« setzte sie mit einem schwärmerischen Blicke gen Himmel hinzu, »so große Kunst, so ein wunderbares Talent und so wenig innere und äußere Haltung!«

»Was Sie da sagen, Jungfer Elise,« erwiderte der Gärtner in ärgerlichem Tone, »könnte mich erzürnen, nicht gerade, weil Sie es sagen, sondern weil ich Sie kenne als das lebendige Echo unserer Madame, und weil es traurig ist, daß es so ist – glauben Sie nicht, daß es auch den Herrn tief kränken muß, wenn die ganze Stadt und alle Fremden daher laufen, um eines seiner neuen Bilder zu sehen, und man von Madame hören muß, wie ich's mit eigenen Ohren vernommen, sie thäte das Bild noch gar nicht kennen?« – Dies letztere sagte er in einer so komisch gespreizten Haltung und dabei in so scharfem Tone, daß man annehmen mußte, er copire und komme dem Originale ziemlich nahe, denn ein kurzes, aber schnell unterdrücktes Lächeln überfuhr die Züge der Kammerjungfer.

»Mich freut es nur, daß Ihr uns vermißt,« sagte sie, »und zur Belohnung dafür will ich Euch anvertrauen, Meister Andreas, daß Ihr in Kurzem einen Besuch von Madame zu erwarten habt; ich sage das Euch eigentlich,« fuhr sie vertraulicher fort, »um Euch einen Wink zu geben, daß man hier nichts findet, was man nicht finden soll.«

Der Gärtner machte eine sehr ungeduldige Bewegung mit seinem Grabscheit; doch ließ sich die Kammerjungfer nicht in ihrer Rede stören, sondern sprach mit großer Ruhe weiter:

»Seine Hoheit der Prinz Heinrich ist hier und wird das Atelier des Herrn in Begleitung von Madame besuchen – seid also klug und anständig!«

»Ja, ich werde so klug sein,« entgegnete ihr verdrießlich der Gärtner, »und darüber gar nichts reden, denn sonst wäre es möglich, daß der Herr den Garten zuschlösse, denn Besuche wie die Seiner Hoheit sind nicht das, was wir sehnlich wünschen; und um auf Ihre Aeußerung ›anständig‹ zurückzukommen, so kann ich Sie versichern, daß, wenn unser Atelier von Glas wäre und mitten auf dem Marktplatze stände, so müßte die ganze Bevölkerung eine Freude daran haben, wie es bei uns zugeht. Etwas möchte ich nur wissen, wer Euch da drinnen alle die vertrackten, dummen Ideen in den Kopf setzt – der arme Herr! Ich bin nur ein geringer Gärtner, aber wenn ich denken müßte, daß alle meine Schritte so mit Mißtrauen betrachtet würden, ich thäte der Welt ein Ende laufen.«

»Und ließet Eure Frau sitzen, wenn Ihr eine hättet.«

»Ja, wenn ich eine hätte – doch so weit sind wir noch lange nicht,« setzte er mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu; »dann brauchte ich wahrscheinlich niemals mehr zu sagen: Gott straf' mich!«

Die Kammerjungfer begnügte sich, ihre Achseln zu zucken und in einem mitleidigen Tone zu erwiedern:

»Schade ist's doch um Euch, Andreas, daß Ihr hier außen so verwildert, aber wie ist das anders möglich!«

Nach diesen Worten summte sie eine wehmüthige Melodie vor sich hin, und Meister Andreas, also verabschiedet, begann mit großer Energie sein Grabscheit zu handhaben, indem er einen Haufen Kies in dem breiten Wege vertheilte.

Dazu sangen an diesem wunderbaren Frühlingsmorgen die Vögel ihre lieblichsten Weisen, Schmetterlinge flatterten von Blüthe zu Blüthe, und emsige Ameisen, sowie glänzende Käfer gingen eifrig ihren Tagesgeschäften nach.

Wir, geneigter Leser, wollen dies Schwelle des Ateliers überschreiten, von der uns ein gastliches ›*Salve*‹ entgegenleuchtet, und kommen auf einen Vorplatz, der im Hintergrunde eine Treppe hat, die in ein paar kleine Zimmer des Dachstockwerkes führt, welche der Hausherr einigen talentvollen, dürftigen Schülern unentgeltlich einzuräumen pflegte, um sie so in ihren Studien zu unterstützen. Links vom Eingange führt von diesem Vorplatze eine Thüre in das vorhin erwähnte Gewächshaus, wo zwischen Palmen und Baumfarn ein kleiner Wasserstrahl emporspringt, dessen Wände mit exotischen, wuchernden Schlingpflanzen bedeckt sind, ein saftig grünes Ensemble, das auch im Winter auf das von der Leinwand und den bunten Farben ermüdete Auge so wohlthätig und kräftigend einwirkt. Von den Wänden dieses Vorplatzes in braunrother Farbe hoben sich kleine Statuetten, die Meisterwerke Peter Vischer's von Nürnberg, auf

einer Seite Trophäen, die aus Waffen der heutigen Zeit: Säbeln, Pistolen, Infanterie-Gewehren, Büchsen mit Hau-Bayonetten, Carabinern und Lanzen, gebildet waren; in einer Ecke auf dem Fußboden befanden sich Trommeln, Kesselpauken, ein paar alte Trompeten neben dem richtigen Modelle eines kleinen Feldgeschützes; die ganze Hinterwand dieses Vorgemaches war mit einem großen Gobelin verhängt, den wir leise emporheben, um in das Atelier selbst zu gelangen.

Was die Größe dieses weiten und schönen Raumes anbelangt, so hatte Meister Andreas allerdings Recht, daß sich ein solcher Platz schwerlich im Hofe eines städtischen Wohnhauses gewinnen lasse, und es genügt wohl, um sich von der Ausdehnung desselben einen richtigen Begriff zu machen, wenn wir bestätigen, daß die Versicherung des Gärtners, hier habe schon ein Feldgeschütz, allerdings mit nur zwei Pferden Bespannung, Modell gestanden, seine vollkommene Richtigkeit hatte. Das Atelier war auch in seiner Höhe der Ausdehnung entsprechend und hatte nur eine einzige, aber kolossale Fensteröffnung an der Nordseite, die sich nach Belieben verkleinern ließ und deren Licht man durch vorgezogene blaue und graue Vorhänge dämpfen oder spannen konnte. Die Wände hatten eine dunkle Schieferfarbe und waren trotz ihrer Höhe und Breite so mit Gegenständen aller Art bedeckt, daß gerade die Mannigfaltigkeit derselben diese Wände selbst und so auch das Gemach auf den ersten Blick nicht so groß erscheinen ließ, wie es in der That

war. Hier sah man Trophäen von alten und seltenen Waffen kunstreich oder vielmehr künstlerisch geordnet, indem eine gar zu strenge Symmetrie vermieden war oder, wo eine solche doch vielleicht unbewußt entstand, gemildert wurde durch eine alte, ziemlich willkürlich herabhängende Fahne und durch leichte Drapirung buntfarbiger Schärpen, Shawls oder helleuchtender Mantel und Kopftücher orientalischer Völkerschaften. Dort eine andere Wand war für Gypsabgüsse der verschiedensten Arten und Zeiten bestimmt: neben einem herrlichen Torso oder einem antiken Kopfe sah man wohlgeformte Arme und Beine oder sonstige Glieder des menschlichen Körpers, allerdings winzig und fast unschön erscheinend gegen die kolossalen, edlen Formen des Alterthums, während daneben wieder Köpfe verschiedener Thiere aus der Wand hervorragten; auf einer anderen Seite sah man Farbenskizzen und Köpfe in Kreidemalerei, Portraits von Bekannten oder Studien zu irgend einem Bilde. Das Meublement des Ateliers bestand durchweg aus altem Geräthe der besten Renaissancezeit, und jedes Stück war nach Material und Arbeit ausgezeichnet zu nennen. Da sah man ungeheure, kunstreich aus Holz geschnitzte Schränke, die jedes andere Zimmer über Gebühr ausgefüllt haben würden, hier aber ganz an ihrem Platze schienen. Auf denselben bemerkte man eine Sammlung von interessanten großen Krügen und Gefäßen aus Thon und Glas, während feinere Arbeiten aus letzteren Stoffen, sowie aus Bronze und edleren Metallen

aus wohlerhaltenen uralten Etagèren von den zierlichsten Formen aufgereiht standen. An der hinteren Wand, gegenüber dem Gobelin, unter dem wir hineingeschlüpft sind, befand sich ein rother Divan und vor demselben ein mächtiger Eichenholztisch mit schweren, gedrehten Füßen, um welchen Sessel standen mit hohen, reich geschnitzten Rücklehnen, deren Polsterung mit gepreßtem Leder oder altem, dickem Sammt überzogen war. Auch sonst überall in dem reichen Gemache fehlte es nicht an den mannigfaltigsten Sitzgelegenheiten, breite Armsessel, kleine, zierliche Tabourets und über einander gehäufte orientalische Kissen.

Was aber diesem ganzen Raume ein so wohlthuendes Gefühl der Behaglichkeit gab und ihm die kalten Formen einer Kunstsammlung oder Ausstellung benahm, war die ungesuchte und doch malerische Unordnung, in der eine Menge anderer Gegenstände so herumlagen oder herumstanden, daß man überzeugt war, sie seien gebraucht und eben erst aus der Hand gelegt worden: so auf dem Tische Albums mit Zeichnungen und Skizzenbücher in den mannigfaltigsten Größen, oder große Bände alter, prächtiger Werke; daneben seltene Waffen und geschnitzte Kistchen, deren halb zugeschobener Deckel ihren Inhalt sehen ließ: Zeichnungsmaterial, Papiere, Cigarren; reiche alte Stoffe in Damast und Sammt von den lebhaftesten Farben lagen nachlässig über die hohe Lehne irgend eines Stuhles geworfen, und zwischen ihren Falten hervor sah man vielleicht den reichen, kunstvoll gearbeiteten Griff

und Korb einer Toledoklinge. Links von dem breiten, rothen Divan befand sich ein geräumiger Kamin, dessen Oeffnung so hoch war, daß ein Mann mit dem Hute auf dem Kopfe darin stehen konnte. Die trotzig aussehenden Feuerhunde, welche im Winter das brennende Holz trugen, schienen sich in ihrem jetzigen Nichtsthun förmlich zu langweilen und wie das warme Wetter verhöhrend ihre langen Zungen verächtlich herauszustrecken. Neben dem Kamine stand ein Schirm von gepreßtem und vergoldetem Leder, hinter den wir uns einen Blick erlauben, uns aber darauf gern wieder freundlicheren Gegenständen zuwenden wollen: da befand sich nämlich ein Skelett und neben demselben das lebensgroße Bildniß eines schönen, nackten Mädchens, jedes mit einem einzigen kurzen Worte als Aufschrift: ›Einst‹ und ›Jetzt‹.

Gegenüber dem Fenster, im besten Lichte, war ein großes Bild auf zwei Staffeleien aufgestellt, vor dem der Herr des Ateliers mit Malen beschäftigt war. Es war dies ein großer und starker Mann, vielleicht in der Mitte der dreißiger Jahre, mit einem angenehmen, ausdrucksvollen Kopfe, dichtem, dunkelm, aber kurzgeschnittenem Haupthaare, mit einem vollen Barte, der auf eine nicht unangenehme Art in's Röthliche spielte. Er trug einen Morgenrock von hellbraunem Sammt, der etwas abgenützt war und hier und da Farbenspuren zeigte, während die übrige Kleidung des Künstlers ganz besonders sorgfältig war. Neben dem Bilde, ebenfalls in vollem Lichte, stand ein junges Mädchen von vollendeter, edler und

wohlthuender Schönheit. Ihre vielleicht etwas zu schlanke Gestalt war in ein einfaches graues Gewand gehüllt, welches bis zu ihrem Halse reichte, über den ein dunkelvioletter Sammtstoff malerisch drapirt herabhing. Unter ihrer Brust wurde derselbe festgehalten von ihrer feinen, weißen Hand, die hier zum Vorschein kam, während sie ungefähr drei Viertel ihres ausdrucksvollen Profils dem Maler zuwandte. Das Mädchen mochte etwas über zwanzig Jahre alt sein, war aber offenbar erst im Aufblühen begriffen; man hätte glauben sollen, ihre Entwicklung sei vielleicht durch einen allzu zarten Körperbau oder durch Krankheit in den Kinderjahren zurückgehalten worden, und darauf schien auch das marmorbleiche Colorit ihres edeln Gesichtes hinzudeuten. Ihre großen, dunkeln Augen unter hochgeschwungenen Brauen waren von einem sammtartigen Schimmer. Sie hatte ihre feinen Lippen etwas geöffnet, unter denen blendend weiße Zähne hervorblitzten.

Vor dieser interessanten jugendlichen Erscheinung, sie aufmerksam betrachtend, saß auf einem kleinen Polster am Boden ein Mädchen von vielleicht neun Jahren, sehr zartem, schwächtigem, ja fast kränklichem Aussehen. Es hatte ein blasses, eingefallenes Gesichtchen, aber mit einnehmenden Zügen, zu welchen die auffallend hellen und glänzenden Augen nicht ganz passend erschienen, wenigstens auf eine geistige Erregtheit deuteten, und die mit den müden Bewegungen seines Körpers durchaus nicht harmonirten; es hatte seine kleinen Hände über den Knien gefaltet und blickte angelegentlich in das schöne

Gesicht der jungen Dame, welche ihm, sowie der Maler seinen Blick von ihr ab und auf das Bild wandte, zuweilen mit Hand und Auge freundlich zuwinkte, worauf das kleine Mädchen eifrig mit seinem Kopfe nickte. Neben dem Herrn des Ateliers, etwas zur Seite, doch so, daß er die junge Dame ebenfalls im Auge hatte, stand ein anderer Künstler, ein sehr junger Mann von neunzehn oder zwanzig Jahren, eine schöne, schlanke Figur mit einem ausdrucksvollen, jugendlich schönen Gesichte, das aber in ein paar schwachen, wenn auch durchaus nicht unangenehmen Zügen den Engländer verrieth, krausem, hellblondem Haupthaare und eben solchem vollen, wenn auch noch sehr weichen Barte. Die elegante Gestalt des letzteren wurde noch durch seinen Anzug hervorgehoben, der aus einem etwas phantastischen Ueberwurfe von feinem, schwarzen Sammt bestand, aus dem ein blendend weißer, breit umgeschlagener Halskragen hervorschaute, der von einem gelbseidenen Tuche zusammengehalten war, sowie die aufgeschlitzten, weiten Aermel auch hier die tadellose Wäsche sehen ließen. In der linken Hand hielt er ein Skizzenbuch so ungezwungen und anmuthig, daß er hierin, wie mit seiner ganzen schönen Gestalt, irgend welchem Anderen zum Modell hätte dienen können.

An der Wand, unterhalb des schräg eingesetzten großen Fensters, bemerken wir, sich behaglich auf einem bequemen Lehnstuhle dehnend, einen anderen jungen Mann im sorgfältigsten Morgen-Anzuge, einen glänzend neuen Hut auf dem Kopfe, Ueberrock und Beinkleider

nach dem neuesten Schnitte, feinen, hellen Handschuhen von kuhrother Farbe und zierlichen Lackstiefeln, an denen sich kleine silberne Sporen befanden. In der rechten Hand hatte er einen jener Spazierstöcke von vielleicht zwei Fuß Länge mit goldenem Knopfe, deren eigentliche Bestimmung ihrer Kürze halber wohl für alle praktischen Menschen ein unerklärliches Räthsel bleiben wird. Er hatte ein Glas in's rechts Auge geklemmt, das er durch Oeffnen desselben zuweilen fallen ließ, um es alsdann, wie durch einen Wurf, mit einer unnachahmlichen Grazie wieder aufzufangen und an seinem Platze zu befestigen, wobei er jedes Mal eine köstliche Grimasse schnitt.

Etwas seitwärts von diesem Gaste befand sich noch ein anderer Besucher des Ateliers von ganz verschiedenem Aeußern: es war dieß ein älterer Mann von über vierzig Jahren, der einen oben etwas zugespitzten braunen Hut auf dem Kopfe trug, unter dem struppiges, grau und schwarz gemischtes Haar hervorsah, während in dem ebenfalls vollen, aber nicht sehr sorgfältig gehaltenen Barte von einem Gemisch beider Farben nicht gut die Rede mehr sein konnte, sondern hier das Grau stark vorherrschend war. Sein Anzug war ziemlich nachlässig und zeigte hier und da in nicht ganz verwischten Farbflecken seine Beschäftigung. Er saß so, daß er das Bild, mit welchem der Herr des Ateliers beschäftigt war, betrachten konnte.

Rechts von dem Eingange, zu dem wir hereingekommen sind, waren noch ein paar junge Künstler mit Zeichnen und Malen beschäftigt, doch hatten sie sich durch

einen riesigen, quer vorgeschobenen Carton ein eigenes, kleines Atelier geschaffen, hinter dem hervor man auch zuweilen ein leises Plaudern oder halb unterdrücktes Auflachen hörte.

»Nun, was sagst Du zu meinem violetten Sammtmantel?« wandte sich der Herr des Ateliers, der Maler Roderich Olfers, an den Mann mit dem spitzen, braunen Hute, während er etwas zurücktrat und sein Bild überschaute. »Du mußt zugeben, Walter, daß die sanften Töne des Violetts das grelle Unterkleid wohlthätig dämpfen.«

»Allerdings,« erwiderte der Gefragte, nachdem er ziemlich lange auf die Antwort hatte warten lassen, in einem knurrenden Tone; »hättest Du aber das Unterkleid minder grell gemacht, so wäre es doch noch besser gewesen. Kann man eine schönere Zusammenstimmung finden, als das anmuthige Grau des Kleides, welches Donna Conchitta trägt, mit Deinem violetten Sammtmantel? Ich werde mir diese Zusammenstellung merken und hätte große Lust, sie bei meiner heiligen Cäcilie anzuwenden. – Was meinen Sie, Lytton?«

Diese Frage galt dem jungen Manne mit der Sammb blouse, der aufschauend sagte: »Es ist ja bekannt, welches feinen Sinn Donna Conchitta für Farben hat; ich wünschte nur, sie würde darin meine Lehrmeisterin.« Er sagte dieß mit einem fast schwärmerischen Tone, während er mit der feinen Hand träumerisch durch den blonden Schnurrbart strich.

»Es ist dies nicht mein Verdienst,« entgegnete das junge Mädchen in gutem Deutsch, das sie aber, da sie eine

Spanierin war, mit einem etwas fremd klingenden Accente aussprach; »es hätte ja den Augen des Meisters weh thun müssen, wenn ich in einem hellfarbigen Kleide gekommen wäre.«

»Siehst Du, auch Conchitta gibt mir Recht, wenn ich Dein grelles Unterkleid verwerfe,« meinte der ältere Mann mit dem grauen Barte.

»Verzeihen Sie, Herr Walter, nicht so ganz,« versetzte das junge Mädchen bescheiden; »für eine Fürstin, die der Meister malt, paßt zu Violett wohl ein helles, mit reicher Stickerei besetztes Untergewand, womit ich aber nicht dienen konnte,« setzte sie lächelnd hinzu.

»Für Deine heilige Cäcilie,« sagte Roderich, während er ruhig fortmalte, »werden die beiden Farben in der That ganz passen; aber vergiß nicht, daß die Geschichte, nach der wir uns nun einmal bequemen müssen, von der Prinzessin Anna ausdrücklich erzählt: sie liebte farbige und prächtige Gewänder und war wie zum größten Feste geschmückt, als sie an die Leiche ihres ermordeten Liebhabers trat.

»Da hätte ich der Geschichte etwas Gewalt angethan und gerade durch ein graues Untergewand symbolisch ihre späteren, trüben Tage bezeichnet; aber 's ist traurig, daß selbst Leute wie Du von unsern wälschen Nachbarn die grellen Farben nachahmen! Es ist wahr, was ich schon so oft gesagt und was ich, wenn auch als Prediger in der Wüste, in die Welt hinausschreien möchte: die deutsche Kunst ist todt!« Er nahm seinen Hut vom Kopfe, zog ein

roth carrirtes Schnupftuch aus der Tasche und fuhr sich damit über seine hohe Stirne.

Lytton lächelte und Olfers sagte zu Walter: »Obgleich es noch früh am Tage ist, so würde man mit Dir doch nicht fertig, wenn wir uns auf dieses Thema einließen.«

»Damit bin ich kurz, aber sehr ungenügend abgefertigt,« knurrte der Andere. »Beweist mir, daß die alte, schöne deutsche Kunst, wo es noch Leute gab, die im Stande waren, einen vernünftigen Heiligen zu malen,posito einen Heiligen, der zur Andacht begeistert, nicht todt sei; nehmt doch einmal solche moderne heilige Gesichter, stellt euch davor und pfeift für euch selber einen lustigen Walzer – glaubt ihr nicht mit einiger Phantasie zu sehen, wie es in den kräftigen, lebensfrischen Gesichtern irgend einer heiligen Katharina oder Elisabeth anfängt, schelmisch aufzuleuchten, oder wie ein wohlgenährter, ausgefressener Altvater oder Apostel sein langes Gewand aufhebt und Lust hat, nach eurer Melodie zu tanzen? – Sie, sie ist todt, die deutsche Kunst!«

»Was meinen Sie zu diesen Ansichten, Baron?« wandte sich Olfers an den jungen, eleganten Mann, der auf diese Frage, wahrscheinlich aus Verlegenheit, sein Glas fallen ließ, um es gleich darauf wieder einzufädeln, wobei er mit vieler Geistesgegenwart sagte: »Darüber soll ich meine Ansicht hören lassen, ich, ein armer Laie, ein kleiner Verehrer der großen Kunst, und vor Euch? Bei Rubens, werde mich schon hüten! Uebrigens weiß ja Herr Walter, was ich denke von jenen nach seinen Begriffen wunderbar gemalten Heiligenbildern, die mich frostig und kalt

lassen, ja, ehrlich gesagt, mich langweilen wie die Sandfluren bei Jüterbogk: ich bin für das Lebendige, für das Warme und Blühende in der Kunst.«

Der Baron richtete bei diesen Worten sein Augenglas auf die junge Spanierin, die ihn indessen mit ihrem ruhigen Blicke so theilnahmlos anschaute, als sei seine ganze elegante Erscheinung nur ein Nebelflecken oder ein Kohlenstrich auf der Wand.

»Gerade Ihr,« fuhr Walter in eifrigem Tone fort, »und besonders Du, Roderich, Ihr hättet Euch mit Erfolg gegen die Verflachung der deutschen Kunst anstemmen sollen und müssen, aber auch Ihr huldigt dem Geschmacke der Zeit und denkt, je bunter, je besser!«

»Du bist hart gegen uns, Deine Mitgenossen,« gab Roderich lächelnd zur Antwort; »aber nun bitte ich Dich, beende endlich einmal Deine heilige Cäcilie, damit Du wenigstens durch Deine eigenen Werke die Worte Lügen strafst und uns dadurch vielleicht zur Nacheiferung aufforderst. – So, Sennorita,« wandte er sich an das junge Mädchen, »ruhen Sie aus, Sie werden müde sein.«

Die schöne Spanierin dankte mit einer freundlichen Neigung des Kopfes; ehe sie aber ihre Stellung veränderte, schaute sie mit einem liebenswürdigen, fragenden Blicke nach Lytton, der aber hastig sagte: »Bitte auf mich gar keine Rücksicht zu nehmen, verehrte Sennora, ich benutze ja durch die gütige Erlaubniß meines Freundes nur die angenehme Gelegenheit, Ihr herrliches Profil zeichnen zu dürfen – schau' her, Roderich, bist Du mit meiner Skizze zufrieden?«

»Sie ist sehr hübsch,« sagte der Gefragte, nachdem er das Blatt eine Zeit lang betrachtet; »und da hast Du ja auch mein kleines, liebes Mädchen skizzirt! Das gibt ein reizendes Blatt, würdig der schönsten Sammlung – sehen Sie, Conchitta!«

»O, Herr Lytton hat, wie immer, übertrieben,« sagte bescheiden das junge Mädchen, als sie näher getreten war, nachdem sie ihren schweren Sammtmantel sorgfältig abgelegt; »aber Margarethe ist vortrefflich gelungen – darf ich's ihr zeigen?«

Nach bereitwilligst ertheilter Erlaubniß nahm sie rasch das Skizzenbuch, kauerte damit neben der Kleinen nieder und hielt ihr die Zeichnung mit der linken Hand vor, während sie mit dem rechten Arme ihren Hals umschlang und dabei ihr Köpfchen an die Brust drückte. Roderich schien im Anschauen seines Bildes versunken zu sein; in Wahrheit aber schweiften seine Augen daran vorbei und ruhten mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf der rührend schönen Gruppe zu seinen Füßen. Das kleine Mädchen schmiegte sich fest an Conchitta, und wenn es auch im ersten Augenblicke die Zeichnung flüchtig betrachtet hatte, so hafteten doch gleich darauf ihre leuchtenden Augen auf dem guten Gesichte der jungen Spanierin, die ihr nun das blonde Haar streichelte und alsdann fragte: »Freut es Dich nicht, was Herr Lytton gezeichnet?«

»O ja,« gab die Kleine zur Antwort, »weil auch Du darauf bist und ich Dich gern habe, weil Du mich gern hast!«

»Wenn Du lieb bist, wie Du ja immer zu sein pflegst,« fuhr Conchitta mit leiser Stimme fort, »so will ich versuchen, wenn es Herr Lytton erlaubt, Dir eine kleine Copie davon zu machen; die kannst Du alsdann zu meinem Andenken aufheben.«

»Versprichst Du mir das, um auch Wort zu halten?« fragte das Mädchen mit einem eigenthümlichen, fast schelmischen Lächeln, welches sich aber fast traurig auf dem bleichen Gesichte ausnahm.

»Gewiß, Margarethe; habe ich Dir je etwas versprochen und meine Zusage nicht gehalten?«

»Ja, das hast Du, Conchitta.«

»Nun, was denn?« fragte diese, in der That erstaunt. »Darauf wäre ich begierig, denn ich pflege sonst meine Versprechen zu halten!«

»Du hast mir eine Geschichte versprochen und hast gesagt, wenn Du wieder in's Atelier kämest, würdest Du sie mir erzählen, eine Geschichte, worin ein Bube vorkomme, so alt wie ich, und eine Katze mit einer Halsbinde.«

»Ah,« sagte Lytton lachend, der ganz dicht an die Beiden herantreten war und, wie es schien, mit Wohlgefallen auf das fast überreiche schwarze, weiche und glänzende Haar des jungen Mädchens blickte – »ein Knabe und eine Katze mit einer Halsbinde, das sind schon so pikante Bestandtheile zu einer Geschichte, daß ich wirklich selbst darauf begierig wäre!«

»Papa, Du weißt, daß Conchitta sie mir versprochen hat – nicht wahr?«

Roderich, der nach einem Blicke auf sein Bild die Palette wieder ergriffen hatte, um noch ein paar Striche zu thun, und nun Farbe und Malstock wieder niederlegte, sagte mit einem freundlichen Blicke auf die Beiden: »Alldings, Sennorita, versprochen Sie es ihr, und da auch ich der Ansicht Lytton's bin, daß wir nach Ihrem Programme etwas Außerordentliches zu erwarten haben, so sollten Sie Ihr Versprechen erfüllen und uns die Geschichte zum Besten geben.«

»Ja, ja, jetzt erinnere ich mich. Aber das ist eine Geschichte nur für Kinder; sie würde Ihnen wenig Vergnügen machen.«

»Was mich anbelangt,« meinte Lytton, »so habe ich ein so kindliches Gemüth, daß mich die Geschichte außerordentlich ansprechen wird.«

»Und mich,« setzte Roderich hinzu, »würde es recht sehr freuen, zu sehen, wie sich Margarethe bei dieser Erzählung amusirt, und überdies möchte ich zur Abwechslung eine halbe Stunde an dem Harnisch eines der Trabanten malen, und während dessen ruhen Sie aus und erzählen mit Bequemlichkeit.«

Der junge Elegant hatte sich von seinem Sitze erhoben und trat mit einer tänzelnden Bewegung vor das junge Mädchen hin, wobei er so graziös wie möglich seinen Hut abnahm und sagte: »Sie werden mir erlauben, daß ich meine Bitte mit denen meiner Freunde vereinige. – O, es ist etwas Köstliches,« rief er enthusiastisch aus, »um so ein Atelierleben, die reizendsten Bilder entstehen zu sehen, distinguirte Fremde kennen zu lernen, geistreich

zu conversiren und allerliebste Geschichtchen zu hören – erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen zum voraus die Hand küsse!«

Da er sich mit einer ausgesuchten Bewegung und so tief gegen Conchitta hinabneigte, daß sie wohl fürchten mußte, er werde im nächsten Augenblicke vor ihr knien, so reichte sie ihm, um dies zu verhüten, ihre kleine Hand, die er einen Augenblick an seine Lippen drückte und dann mit einem Ah! der Befriedigung wieder in die Höhe schnellte.

Lytton hatte sich achselzuckend abgewandt und brummte etwas in den Bart von fader Zudringlichkeit, was der Baron übrigens nicht hörte, oder wenn er es vernahm, hatte er ein so glückliches Temperament, dergleichen Dinge nicht auf sich zu beziehen.

»Gern will ich dem Wunsche meiner kleinen Freundin willfahren,« sagte Conchitta mit einem ihr eigenen, wunderbar reizenden Lächeln, wobei sich ihr an sich schon auffallend kleiner Mund auf's lieblichste zusammenzog, »und wenn ich auch auf die Nachsicht des Meisters rechne, sowie auf die Ihrige, Herr Lytton, so ist doch Herr Walter meistens so ernst gestimmt, daß ich eine förmliche Angst habe, vor ihm etwas so Unbedeutendes, was eigentlich nur für meine kleine Margarethe bestimmt ist, Preis zu geben.«

»Unbesorgt,« gab Walter mit einem weniger brummi- gen und gereizten Tone zur Antwort; »was die Ande- ren vertragen können, daran sterbe ich auch nicht. Ue- berhaupt will ich Niemanden mit meinen Ansichten be- schwerlich fallen, und wenn ich sage, die deutsche Kunst ist todt, so kann man es mir glauben oder bleiben lassen. Uebrigens wäre ich Dir sehr dankbar, Roderich, wenn Du mir einen Cognac gäbest und mir erlaubtest, meine Pfeife zu rauchen. Sennora Conchitta wird als Spanierin ein we- nig Tabaksdampf nicht scheuen, besonders da ich dafür mit christlicher Geduld ihre Geschichte anhören werde.«

»Gewiß, Herr Walter, geniren Sie sich gar nicht! Aber ich sehe, fuhr sie, sich lebhaft umschauend, fort, »es raucht ja Niemand – warum denn nicht?«

»Weil wir gehofft haben, Sie würden uns durch ein gu- tes Beispiel Erlaubniß hierzu geben,« sagte der Englän- der.

»Nein, nein,« erwiederte Conchitta, »fangen Sie im- merhin an; vielleicht macht mir Mercedes später ein Ci- garrito.«

»Der Cognac ist an dem Dir bekannten Platze,« sprach Roderich, während er aus einer der Ecken des Gemaches zurückkam, wo er einen Harnisch geholt, den er so vor sein Bild aufstellte, um später danach malen zu können; »wenn Du aber,« fuhr er während dieser Vorbereitung fort, »noch etwas warten willst, so bekommst Du einen guten Maitrank, wozu ich den Baron eingeladen. Der- selbe hat nämlich die Behauptung aufgestellt, wir hier am Rheine wüßten mit der Zubereitung dieses unseres

Liebblings- und Nationalgetränk nicht besonders umzugehen.«

»Pardon! Das habe ich gerade nicht gesagt; ich bin nur der Ansicht, daß der bei uns in Berlin gezogene und rationel cultivirte Waldmeister aromatischer ist . . . «

»Als der in den schönen, dichten, rheinischen Wäldern?« lachte Lytton. »O, Baron, warum können Sie sich diese entsetzliche Liebe zu Ihrer Sandheimath nicht abgewöhnen?«

»Danke,« gab Walter kurz zur Antwort, »ein Cognac des Morgens ist mir zuträglicher; wenn ich vor Tisch ohne denselben einen Tropfen Wein trinke, so saust es mir den ganzen Tag im Kopfe herum.« Damit ging er nach dem ihm wohlbekannten Schranke und zog unterwegs eine kurze, irdene, schwarz gerauchte Pfeife aus der Tasche, die er sich mit syrischem Tabak füllte, der auf einem Nebentischchen in einem irdenen Gefäße stand. Nachdem er einen Schluck Cognac genommen, brannte er seinen Pfeifenstummel an und ging behaglich, aber tüchtig dampfend, mit weiten Schritten, die Hände in den beiden Hosentaschen, durch das Atelier, wobei er in der Nähe des die Thür vertretenden Gobelius auf einen jungen Mann stieß, der eben eintrat.

Es war dies eine kurze, gedrungene Persönlichkeit, sorgfältig gekleidet, einen hellgrauen Cylinder auf dem Kopfe, den er im Atelier abnahm und unter welchem sich nun ein wahrer Wald von dichten, krausen, braunen, etwas röthlich schimmernden Haaren zeigte.

»Guten Morgen, Kohlenmüller!« sagte Walter und wandte sich darauf vor dem Ankommenden dicht auf dem Absätze herum, um seinen Spaziergang fortzusetzen.

»Ah, *bon jour*, Wassermüller!« rief Lytton, als er des Eintretenden ansichtig wurde, und Roderich setzte, freundlich mit dem Kopfe nickend, hinzu: »Wie geht's, Bergmüller?«

»Danke euch, nicht schlecht,« erwiderte der Angeredete heiter; »ich komme so eben von der permanenten Ausstellung, wo Schüller zwei famose Zeichnungen von mir verkauft hat!«

»Ah, die beiden, die schon ziemlich lange dort hängen – die eine ist Wasser mit Nebel,« sagte Olfers, »und . . . «

»Die andere ist Nebel mit Wasser!« brummte Walter, indem er von der andern Seite des Ateliers wieder zurückkam – »in Summa, Nebelmüller, Du bist ein glücklicher Kerl, daß Du Deine Kohlenzeichnungen am Ende doch alle verkaufst! Aber unter uns kann ich Dir sagen, daß ich gestern die beiden betreffenden nicht schlecht empfohlen habe: es war in der Permanenten so viel herumgaffendes und, wie mir schien, kauflustiges Volk, wo ich mir denn einen Stuhl nahm, mich vor Deine Zeichnungen hinsetzte und mir den Spaß machte, sie mit lauter Stimme als ein paar ausgezeichnete Meisterwerke darzustellen.«

»Nun, wenn Du das nur im Spaß gethan,« gab der kleine, dicke Künstler, mit einem, wenn auch freundlichen Gesichte, doch bezeichnenden Achselzucken zur

Antwort, »so muß ich Dir sagen, daß Dein Spaß mir gerade keinen Spaß macht; doch sei's drum, ich werde Dir Gleiches mit Gleichem vergelten und es eben so machen, wenn Deine heilige Cäcilie einmal lange genug in der Permanenten gehangen hat.«

»Da wird sie nie hängen,« gab der mit dem zugespitzten Hute zur Antwort, wobei er, seinen Spaziergang fortsetzend, mit großen Schritten ruhig an dem Anderen vorüberging; »ich arbeite nur auf Bestellung, merke Dir das.«

Der Baron hatte der Begrüßung des Angekommenen mit so vielerlei Namen, sowie dem kurzen Zwiegespräche mit großen Augen zugehört und wandte sich jetzt fragend an Roderich, der aber auch ohne das die Beiden mit einander bekannt gemacht hätte: »Herr Maler Bergmüller, bekannt durch schöne Kohlenzeichnungen.«

»In denen viel Wasser vorkommt,« sagte Lytton, dem Herantretenden freundlich die Hand reichend.

»Und viel Nebel,« setzte Walter hinzu, »den dieser undankbare Kerl so fein und durchsichtig macht, daß man erstaunt sein muß, wie er es mit einem so widerhaarigen Material, wie die Kohle, zu Stande bringt.«

»Herr Baron Hund vom Höllensteine,« stellte der Herr des Ateliers diesen vor.

»Ja, undankbar bist Du,« fuhr der alte Maler fort, »daß Du meine heilige Cäcilie mit der Permanenten zusammenbringst; sie müßte sich ja vor Entsetzen überschlagen, wenn sie in so eine Farbenschachtel hineinkäme.«

»Warum bin ich undankbar?« fragte Bergmüller.

»Weil Du mir so etwas gesagt und Du doch weißt, wie sehr ich Dich und Deine Zeichnungen schätze. Ach, es ist für ein Auge wie das meinige so wohlthuend, bei dem Schwarz und Weiß auf Deinem grauen Papier ausruhen zu können, wenn man die Augen voll Zinnober und schweinfurter Grün hat!«

»Da kommt unser Maitrank!« rief Roderich und setzte mit einem Blicke auf Andreas, der die Bowle hereinbrachte, hinzu: »Ich hoffe, daß heute nichts daran versäumt ist; wir haben hier einen Kenner, vor dem ich gern mit Ehren bestehen möchte – wollen Sie vielleicht so gut sein, Conchitta, und die Gläser füllen? Andreas wird Ihnen Alles auf den Tisch stellen.«

»Gewiß, Meister, und Margarethe wird mir helfen.«

Damit gingen beide nach der Ecke des Gemaches, wo der Gärtner die Bowle auf einen Tisch gestellt hatte, Gläser dazu sowie einen großen, hölzernen, zierlich gearbeiteten Löffel.

»Nun?« fragte der Herr des Ateliers, nachdem die Anwesenden, außer Walter, und ebenfalls die jungen Leute hinter dem Carton, die auf den Ruf Olfers' zum Vorschein gekommen, mit vollen Gläsern versehen worden waren und der Baron einen prüfenden Schluck gethan. »Ich muß gestehen dieser Maitrank ist ganz vortrefflich – das Höchste, was ich zu seinem Lobe sagen kann, ist, daß ich bei uns in Berlin nie einen besseren getrunken.«

»Damit sind wir zufrieden,« rief Olfers lachend, »denn zu begehren, daß die arme Provinzstadt etwas voraus haben solle vor der Hauptstadt der Intelligenz und des feinsten Geschmacks, wäre ein unsinniges Verlangen!«

»Haben Sie auch an Ihre Schwester gedacht?« fragte Roderich mit leiser Stimme das junge Mädchen, welches sich, das kleine Mädchen an der Hand, dicht neben den Meister hingestellt hatte und bewundernd sein Bild anschaute.

»Gewiß, gewiß, und ich danke für sie; Andreas war so freundlich, an Mercedes zu denken.«

»Finden Sie, Bergmüller, daß die Kräuter genug gezogen haben?«

»Für meinen Geschmack wäre ich dafür, mit dem zweiten halben Glase noch eine kleine halbe Stunde zu warten.«

»Thun wir das,« stimmte auch Roderich ein: »während ich an meinem Harnisch male, ruht Sennora Conchitta aus und erzählt ihre Geschichte.«

Der galante Baron hatte rasch einen Sessel herbeigeschleppt, welchen er der jungen Spanierin anbot, die sich darauf niederließ und sich dann, wie sie mit lebenswürdiger Freundlichkeit sagte, so setzte, daß Lytton mit seiner Zeichnung ihres Profils fortfahren konnte. Auch das kleine Mädchen nahm seinen Platz wie vorhin ein, und Andreas reichte auf den Ruf seines Herrn Cigarren umher.

»Warte mit dem Feuer, bis Conchitta ihre Papier-Cigarre anzündet!«

»Wie kann ich das, wenn ich erzählen soll?«

»O, vortrefflich, und es macht sich reizend! Es ist auch nicht das erste Mal, daß Sie liebenswürdig mit uns plauderten, während Ihre Hand die Cigarre hält.«

»Es ist nicht lieb von Ihnen, Herr Lytton, daß Sie mich an eine kleine Schwäche erinnern, die ich aber leider zugestehen muß. – Mercedes,« rief sie ihrer Schwester zu, »sei so gut, mir meine kleine Tasche zu geben!«

Nachdem die ältere Schwester Conchitta's das Verlangte gebracht und sich wieder auf ihren Sitz zurückgezogen, nahm die junge Spanierin aus einem Etui Papier und etwas feinen, geschnittenen Tabak und rollte ihr Cigarrito mit solcher Geschicklichkeit und Anmuth zwischen den feinen Fingern, daß der Baron erklärte, vor Freude außer sich zu sein, und auf Ehre versicherte, selbst in Berlin nie etwas Reizenderes gesehen zu haben. Auch Walter, der sich gerade eine Pfeife stopfte, mochte etwas Aehnliches denken, wenigstens betrachtete er mit einem eigenthümlichen Lächeln seinen ziemlich unsaubern Pfeifenstummel. Nun brannten auch die anderen Cigarren; Roderich hatte Palette und Malstock ergriffen, Lytton fing wieder an zu zeichnen, der Baron hatte sich so gesetzt, daß er voll in das Gesicht Conchitta's sah, und die jungen Leute, zu denen sich Bergmüller gesellt, ihren Carton so geschoben, daß sie jetzt vollständig mit zur Gesellschaft gehörten und in aller Gemüthlichkeit der Geschichte lauschen konnten. – Dann erzählte die junge Spanierin, wobei sie aber ausschließlich ihre Worte an das kleine Mädchen richtete:

»Spanien, wo ich geboren,« sagte sie, »ist ein wunderschönes Land, meine gute Margarethe, mit sehr langen Sommermonaten, wo es in Einem fort grünt und blüht, besonders die Orangenbäume, die noch dazu das wunderbar Angenehme haben, daß ihre Blüten zu derselben Zeit so gut riechen, während man ihre Früchte genießen kann. Ach, und die Nächte dort sind so lind und angenehm: da spaziert man in dem sanft glänzenden Mondscheine und ruht aus unter dichten Lorbeerbüschen, während man murmelnde Springbrunnen hört und von fern her durch die stille Nacht reizende Zitherklänge ertönen!«

Mercedes hatte in ihrem Winkel die spanische Mandoline ergriffen, die neben ihrem Sitze lehnte, und ließ jetzt unverhofft, aber so richtig einfallend und so passend zu dem weichen Tone, mit dem ihre jüngere Schwester erzählte, ein paar rasche Accorde durch das hohe Gemach hallen, daß es die Zuhörer offenbar in eine gehobene Stimmung versetzte.

Lytton hatte bei den ersten Worten, welche Conchitta sprach, seine Hand mit dem Skizzenbuche niedersinken lassen und war nur noch Zuhörer, während Roderich hier und da sein Bild leicht mit dem Pinsel berührte.

»*Ventecico murmurador*« intonirte das junge Mädchen zum Spiele ihrer Schwester und fuhr dann heiter lächelnd fort: »So singt man in Spanien Abends auf der Straße, und wer so singt oder zuhören darf, wenn Andere singen, ist glücklich – ach ja, Spanien, wo ich geboren, ist schön!«

»Auch dahin will ich einmal reisen,« sagte das kleine Mädchen in sehr bestimmtem Tone, wobei es zu seinem Vater aufblickte; es liebte es überhaupt, in seiner Phantasie fremde Länder zu besuchen.

»Dort in Spanien,« fuhr Conchitta fort, »sind große, schöne Städte, wo viele Menschen bei einander wohnen. Da das aber manchem Reichen und Vornehmen unbehaglich erscheint, so haben sie sich auf ihren Ländereien prächtige Schlösser erbaut, wo sie einen großen Theil des Jahres leben. Da aber in dieser Welt nichts von ewiger Dauer ist und Menschen vergehen wie Blumen und Blüten, ganze Geschlechter entstehen und wieder aussterben, so kommt es in Spanien wie auch anderswo häufig vor, daß die Besitzer solcher prächtigen Schlösser sterben und verderben oder auch sonst keine Freude mehr haben an ihren ländlichen Besitzungen, und diese nun öde und verlassen sind. In der Nähe der Stadt, wo wir lebten, war auch so ein altes, prächtiges, aber verlassenes Schloß, mitten in einem See gelegen, ein mächtiges, viereckiges Gebäude mit großen Thürmen an den Ecken; wenn ich sage, verlassen, so meine ich damit, daß die Herrschaft, der es gehörte, sich nicht mehr darum zu bekümmern schien und lange, lange Jahre hindurch Keiner von ihnen mehr einen Fuß gesetzt hatte nach Castillo de Monterey . . . «

»Monterey?« fragte Olfers mit einigem Erstaunen – »das ist ja einer Ihrer eigenen Familiennamen?«

»Allerdings, wir sind mit jenem Hause verwandt,« erwiderte Conchitta in gleichgültigem Tone und fuhr dann

in ihrer Erzählung fort: »Nicht als ob die Familie ausgestorben oder sonst verdorben wäre, im Gegentheil, sie war reicher als jemals und hatte Paläste zu Madrid und Sevilla. Was sie aber veranlaßte, das Schloß nicht mehr zu besuchen, war eine Begebenheit, die ich Dir mittheilen will, meine liebe Margarethe, und die zu meiner Geschichte gehört, in der dann erst später die Katze mit der Halsbinde vorkommt.

»Verlassen war das Schloß also nur von der Herrschaft, welche in früheren Zeiten den ersten Stock bewohnt hatte, wo es eine unendliche Menge von Sälen, Zimmern und Cabinetten gab, alle gleich still, gleich düster, da die Vorhänge an den Fenstern heruntergelassen waren, und gleich unheimlich; lange, lange, hallende Corridore liefen vor den Zimmern her, und wenn wir Kinder – auch ich war zuweilen in dem alten Schlosse – darin herumtrippelten, so schallte es vom anderen Ende zurück, als käme von dorthier ein ganzes Regiment Soldaten.«

»So hast Du in dem alten Schlosse gewohnt, Conchitta?« fragte das Mädchen – »ach, das muß prächtig gewesen sein! Du durftest in den langen Gängen mit Deinen Bekannten spielen und auf dem See im Nachen fahren!«

»Gewohnt habe ich nicht dort,« entgegnete die Erzählerin, »aber ich war oft in dem alten Schlosse, denn der Verwalter desselben, der unten wohnte und die weitläufigen Güter bewirthschaftete, war meinem Vater bekannt, und da durfte ich oft hinaus und auch wohl Tage lang dort bleiben. Dann spielte ich allerdings auch zuweilen

in den langen Gängen des oberen Stockes, hauptsächlich aber die Knaben des Verwalters mit ihren Bekannten, denn wir Mädchen waren nicht so beherzt und fürchteten immer, etwas Schreckliches droben zu sehen, was im Zusammenhange stand mit jener Begebenheit, die ich Dir sogleich erzählen werde.«

»Sie verstehen es, unsere Aufmerksamkeit zu spannen,« sagte Roderich, der schon lange nicht mehr malte, sondern, an seine Staffelei gelehnt, zuhorchte.

»Ganz famos!« rief der Baron aus, indem er gegen die Spanierin leicht seine Fingerspitzen küßte; »aber nehmen Sie sich in Acht, mein Fräulein, nach Ihrem pikanten Eingange haben wir das Recht, etwas ganz Außerordentliches zu erwarten!«

Ehe Conchitta wieder begann, hörte man abermals einige leichte Klänge der Mandoline, die leise, leise eine lustige, heitere Weise anstimmten, aber alsdann mit einem ernstesten Accorde verhallten, dem Mercedes andere ähnliche folgen ließ, während ihre Schwester weitersprach, so daß es klang, als rausche der Wind durch Aeolsharfen.

»Es war ein Hochzeitsfest in dem alten Schlosse und die einzige, junge und schöne Tochter des Hauses war einem Manne vermählt worden, den sie unaussprechlich liebte. In dem großen Saale wurde geräuschvoll bankettirt, zahlreiche Gäste aus der reichen Verwandtschaft und die benachbarten Edelleute wurden geladen. Musik ertönte, Gläser klangen, Trinksprüche wurden ausgebracht, und bei dem wachsenden Lärmen der ausgelassensten

Fröhlichkeit verließ die junge Braut nach einem zärtlichen Händedrucke den Platz neben ihrem Gemahl und verschwand aus dem Saale, ohne daß ihr Fortgehen gerade besonders bemerkt worden wäre. Die Diener in den Nebenzimmern sahen sie diese durchschreiten, und draußen im Gange war ihre hohe, weiße Gestalt ebenfalls bemerkt worden, wie sie ihn langsam hinabschritt gegen einen der Eckthürme des Schlosses zu, wo sich eine kleine Hauskapelle befand, die selten benutzt wurde, und wohin sie sich wahrscheinlich zu stillem Gebete zurückziehen wollte.

»Drinnen im Saale lärmende Musik, immerfort klangen die Gläser, ein heiterer Trinkspruch jagte den anderen; Stunden vergingen, die Braut kehrte nicht zurück. Da sich ihr Gemahl, dem dieses lange Ausbleiben endlich auffiel, fragend an die Mutter seiner jungen Gattin wandte, so verließ diese, ohne im geringsten besorgt zu sein, den Saal, um nach ihrer Tochter zu sehen, die sie in ihrem Zimmer zu finden hoffte, wahrscheinlich mit Aenderung ihrer Toilette beschäftigt, denn sie hatte dem Hochzeitsmahle in vollem Brautschmucke beigewohnt, und so hatte man sie auch draußen in dem Gange gesehen, in langem, weißem Schleppekleide mit dem leichten, wallenden Schleier, den Myrthenkranz auf dem Kopfe – ja, so haben die Diener und Dienerinnen sie gesehen – zum letzten Male gesehen.«

Mercedes hatte bis hieher die Erzählung ihrer Schwester melodramatisch mit ihrer Mandoline begleitet, hier hörte sie mit einem jäh abgerissenen Accorde auf.

»Ah,« machte Lytton in Beziehung auf die letzten Worte der Spanierin, »zum letzten Male gesehen! – Sie scherzen, Conchitta, oder erzählen uns ein Märchen.«

»Ich scherze nicht, auch erzähle ich kein Märchen: es verhielt sich so, wie ich gesagt. Es war freilich etwas ganz Unerhörtes, daß eine Braut in ihrem eigenen Schlosse verloren gehen konnte, und doch geschah dies so in Castillo de Monterey, das haben Augenzeugen ihren Kindern erzählt, und von diesen wurde es mit allen Einzelheiten an uns überliefert.

»Als die Mutter ihre Tochter nicht in deren Zimmer fand, als die Dienerinnen müßig dort saßen und behaupteten, schon lange auf ihre Herrin zu warten, als diese nun in den angränzenden Zimmern, sowie in den weiter entfernten Räumen, wo sie auch immer hätte sein können, vergeblich gesucht wurde, als die Diener in den Gängen einen Schwur abgelegt, sie hätten die weiße Gestalt nach der und der Richtung hin gehen sehen, von wo sie nicht mehr zurückgekommen, da wurde natürlich dort hinaus Alles und auf's genaueste untersucht, zuerst von der Mutter in Begleitung zahlreicher Dienerschaft und, als endlich die unerhörte und unbegreifliche Thatsache im Banketsaale ruckbar wurde, von allen Hochzeitsgästen, den trostlosen, fast verzweifelnden Bräutigam an der Spitze.

»Auf den Treppen, auf den Gängen, in den Höfen des Schlosses, unter den Thoren, durch die man in's Freie hätte gelangen können, befand sich ein zahlreicher Dienertroß: Reitknechte, Sänftenträger, von denen, da der

helle Tag schien, Niemandem die weiße Gestalt in ihrem Brautschmucke entgangen wäre – Keiner wußte etwas von ihr. Wie ich schon früher gesagt, war das Schloß rings von Wasser umgeben, auf dem heute zierlich geputzte Gondeln mit Musikbanden und zahlreichen Zuschauern schwammen; auch von daher erhielt man nicht die Idee einer befriedigenden Kunde.

»Abermals und wiederholt wurde nun das ganze Schloß durchgesucht, besonders der Theil, wohin man sie hatte gehen sehen. Dort befand sich in einem der Eckthürme die alte Hauskapelle, die aber seit langen, langen Jahren nicht nur nie mehr benutzt worden war, sondern deren schwere Thür man auch fest verschlossen und verriegelt fand. Trotzdem schrie man nach den Schlüsseln, und als diese endlich gefunden und hergebracht waren, dunkelte es bereits, so daß man hier die Untersuchung unter Fackellicht fortsetzen mußte. Ein zahlreicher Menschenstrom drang in die Kapelle und durchsuchte auch hier vergeblich jeden Winkel: da war der bestaubte, freistehende Altar, da war die reich geschnitzte Loge für die Herren und Damen des Schlosses, da waren die Bänke für die Dienerschaft, in der Ecke ein geräumiger Beichtstuhl, sonst nichts, was zum Verstecke hätte dienen können. Unbefriedigt verließ man auch die Kapelle wieder und schloß die schwere Thür hinter sich zu, ohne deßhalb die Nachforschungen zu unterbrechen. Diese wurden vielmehr Tag und Nacht von einem Theile der Gäste fortgesetzt, während ein anderer Theil die Umgebungen des Schlosses eben so fruchtlos als unnütz

durchstreifte – die unglückliche Braut war und blieb verschwanden.

»Der jammervolle, ungeheuchelte Schmerz der Eltern war kaum im Stande, den Bräutigam in der ersten Zeit zu überzeugen, daß nicht ein schändliches Spiel mit ihm getrieben worden sei, und trotz seines festen Vertrauens in die Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit seiner Schwiegereltern unterließ er, besonders aber seine Familie, es in den ersten Jahren doch nicht, sie insgeheim auf's genaueste beobachten zu lassen, um von all ihrem Thun und Lassen, ihrem Kommen und Gehen unterrichtet zu bleiben. In allem dem aber, was diese thaten, zeigte sich auch nicht das geringste Zweideutige, vielmehr hielten sich die armen Eltern in ihrem Palaste zu Madrid streng zurückgezogen, wie in einem Kloster, in tiefer Trauer nur ihrem Kummer und ihrem gränzenlosen Elende lebend.«

»Und war die Verschwundene das einzige Kind der unglücklichen Eltern gewesen? fragte Lytton.

»Nein, sie hatte noch einen jüngeren Bruder, ein schwächliches Kind, das aber noch vor den Eltern starb, worauf diese, immer noch in dem Gedanken an die verlorene Tochter und besonders darüber tief betrübt, daß durch das unerklärliche Verschwinden derselben ein Flecken auf der Ehre derselben haften geblieben sei, den sonderbaren Entschluß faßten, testamentarisch zu verfügen, daß ihr ganzes kolossales Vermögen dem Schwiegersohne oder dessen Nachkommen zufallen sollte, wenn im Laufe der Zeit die vollkommene Unschuld ihrer verlorenen Tochter nicht klar an's Tageslicht trete. Da indeß die

Familie des Bräutigams dieses Testament weder annahm noch ablehnte, so wurde das hinterlassene große Vermögen vom Staate verwaltet.«

»Eine eigenthümlich harte Maßregel für die Seitenverwandten, deren es gewiß gab,« meinte Baron Hund vom Höllensteine; »doch hoffe ich, daß dieses Testament angefochten wurde.«

»Lassen wir die Todten und ihre Reichthümer ruhen,« sagte Roderich, »und Conchitta lieber bitten, in ihrer anziehenden Geschichte fortzufahren.«

Ehe aber Conchitta dieser Aufforderung Folge leistete, sagte das kleine Mädchen: »Aber es ist ja noch nichts vorgekommen von der Katze mit einer Halsbinde!«

»Das kommt noch, meine gute Margarethe, denn was ich erzählt, war nur der erste Theil meiner Geschichte.«

»Gott sei Dank,« meinte Lytton, »daß wir noch eine Fortsetzung haben und hoffentlich einen versöhnlichen Schluß, denn sonst wäre Ihre Novelle gar zu grausam!«

»Für die Armen, die darin mitspielten, gab es leider keinen versöhnlichen Schluß, denn ich muß der Wahrheit gemäß berichten, daß fast hundert Jahre vergingen, ehe sich etwas zutrug, was man als Fortsetzung jener traurigen Begebenheit ansehen konnte, und das war etwas, was ich selbst miterlebt, von dem ich also nicht nur vom Hörensagen zu erzählen brauche. Jetzt weißt Du auch, Margarethe,« fuhr sie nach einem kleinen Stillschweigen fort, während dessen sie das Mädchen neben sich aufmerksam betrachtete, »warum der erste Stock des Schlosses nie mehr bewohnt war und sich hier überhaupt

von der unglücklichen Familie Niemand mehr sehen ließ, nachdem alle Forschungen nach der armen Braut vergeblich gewesen waren. Am längsten setzte der Bräutigam dieselben fort, den man nach Jahren noch an einem gewissen Tage zuweilen kommen sah, in tiefem Schmerze die Zimmer durchschreitend.«

Es war eigenthümlich, daß Mercedes nach diesen Worten ihr Mandolinenspiel wieder aufnahm, und zwar in heiteren, freudigen Accorden, gleichsam eine Einleitung bildend zu dem, was ihre Schwester noch weiter erzählte.

»Der Verwalter des Schlosses, von dem ich vorhin schon sprach, hatte Kinder, drei Buben und zwei Mädchen, zu denen außer uns auch noch andere Gespielen aus der Nachbarschaft kamen, und dann ging es oft lärmend genug her in den öden Gängen des alten Schlosses. Der älteste der Knaben des Verwalters war damals zwölf Jahre alt und recht lebhaft und ausgelassen. Er, der Anführer unserer kleinen Spiele und dabei ein phantastereicher Erfinder aller möglichen wilden Streiche, die er mit den übrigen Buben ausführte, war dabei ein gutes und freundliches Kind und der Liebling seiner Eltern. Eine eigene Stärke besaß er darin, sich oben im Schlosse im langen Gange zu verstecken, was er gern that und uns alle dann aufforderte, ihn zu suchen; doch war unser eifrigstes Bemühen, ihn zu finden, beständig vergebens, wobei er von seinem Verstecke ein so strenges Geheimniß machte und dasselbe so unbegreiflich war, daß selbst sein Vater zuweilen lachend sagte: wenn der Bube nicht

im Stande ist, durch die Mauern zu schlüpfen, oder verschlossene Thüren öffnen kann, zu denen Keiner von uns einen Schlüssel hat, so treibt er wahrhaftig Hexerei. Das hörte Juan, so hieß er, mit großer Befriedigung lächelnd an, wenn wir nach unsern Spielen in der großen Küche um den lodernden Herd saßen, wo in einem großen Kessel etwas für uns gekocht oder geschmort wurde.

»Ja, ja,« pflegte alsdann die Mutter zusagen, indem sie ihrem Lieblinge durch das dichte Haar fuhr, »er treibt Hexerei; denn wenn das nicht wäre, so würde ihm unsere große schwarze Katze, die sich sonst um Niemanden bekümmert, nicht so wie ein Hund auf Schritt und Tritt folgen.«

»Richtig,« meinte der Vater lächelnd, »die Katze ist es auch, welche ihm die Schlupflöcher zeigt, wo er sich verbirgt.«

»Ah, jetzt kommt die Katze,« sagte das kleine Mädchen, indem es sich die Hände rieb, »jetzt wird die Geschichte noch einmal so schön!«

»An einem Sonntag Nachmittag – ich werde das nie vergessen –,« fuhr Conchitta fort, »hatten wir auch wieder Versteckens gespielt und Juan eben so wenig gefunden, wie früher; wir gaben uns auch keine rechte Mühe mehr, da wir doch wußten, wie vergeblich diese aufgewendet war, und scharten uns, wie gewöhnlich, in der Küche um das lodernde Herdfeuer, Juan erwartend. »Aber er kam nicht – Stunde um Stunde verrann, und Juan kehrte nicht zurück.

»Das ist doch sonderbar,« sagte die besorgte Mutter, »wo das Kind heute bleibt;« und endlich stand der Vater verdrießlich auf und sagte zu uns: »Kommt, ich will euch suchen helfen, wir werden ihn gewiß finden – wo ging er hin, als er sich versteckte?«

»Es war oben im langen Gange,« riefen ein paar Dutzend Stimmen durch einander, »wo er von uns lief und uns lachend aufforderte, ihn zu suchen.«

»Und wohin wandte er sich?«

»Nach dem Eckthurme, wo sich die alte Kapelle befindet!«

»Der Vater schüttelte mit dem Kopfe, indem er sagte: »Das kommt von diesen ewigen Kindereien; ich habe den Buben so oft ausgefragt, wo er sich eigentlich verstecke – wenn ihm nur da droben kein Unfall widerfahren ist! Ich scheue die Gegend bei der alten Kapelle, ohne zu wissen, warum.««

Dies erzählte Conchitta in abgebrochenen Sätzen, wobei sie die Stimmen der Sprechenden nachahmte und so das Interesse der Zuhörer auf's höchste spannte.

»An dem Tage,« fuhr das junge Mädchen mit einem eigenthümlich zitternden Tone fort, »trug Juan eine Halsbinde von einer grellen, rothen Farbe.«

»Ah, jetzt kommt auch die Halsbinde!« sagte aufgeregt die kleine Margarethe.

»Was soll ich da viel erzählen und Trauriges umständlich berichten, genug, unser Suchen und das des Vaters, das der Mutter, sowie des zahlreichen Gesindes nach dem Knaben war vergebens.«

»Hören Sie auf,« rief der Baron, indem er erschrocken aufsprang, »das ist ja eine förmliche Gespenster- oder Mördergeschichte!«

»Nein, nein, hören Sie nicht auf,« sprach Lytton rasch und dringend, »es hat mich wahrhaftig lange nichts so sehr angesprochen, als Ihre Erzählung!«

»Man suchte den ganzen Tag, man rief Juan's Namen durch alle Theile des Schlosses, man holte einen Schlosser und ließ oben die Zimmer aufbrechen, um auch da nach ihm zu schauen, man fand nichts; man setzte diese Nachforschungen unter dem Jammer der Eltern die ganze Nacht fort, während wir Kinder, um den armen Juan weinend, in unsern Betten lagen – vergebens.

»Am anderen Morgen kamen Leute aus der Nachbarschaft, die von dem Vorfalle gehört, um suchen zu helfen. Es wurden wiederholt alle Räume des Schlosses, alle Gewölbe und Keller durchsucht – ohne Erfolg, und ermüdet davon sowie abgespannt von Kummer und Thränen, hatten wir uns gegen Abend in die große Küche zurückgezogen, wo jetzt der Glöckner des benachbarten Dorfes, ein uralter Mann, umständlich jene schaudervolle Begebenheit nochmals berichtete, die ich vorhin erzählt: von dem unterbrochenen Hochzeitsfeste und der verschwundenen Braut.

»Da mit Einem Male öffnete sich geräuschlos die nur angelehnte Thür der Küche und herein schlich die große, schwarze Katze des Hauses, die man den ganzen Tag über nicht gesehen. Mit einem gellenden Schrei sprang die Mutter des verlorenen Knaben auf sie zu, denn die

Katze trug um ihren Hals Juan's dunkelrothe Halsbinde. So scheu das Thier auch gewöhnlich gegen alle Bewohner des Hauses war, so that es doch heute außerordentlich zuthulich gegen die Frau, ließ sich von ihr auf den Schooß nehmen, schien gern zu leiden, daß die arme Mutter sie streichelte und küßte, und als deren heiße Thränen auf sie hinabfielen, schaute die Katze fast verständig zu ihr empor.

»Was war nun vor der Hand zu thun? Darüber wurde eine Zeit lang hin und her berathen. Es war als sicher anzunehmen, daß sich der Knabe in irgend einem Verstecke befand, wo ihm kein Ausweg möglich war, wohin aber die Katze auf ihren eigenen Pfaden hatte schleichen können. Diese Pfade mußten aufgefunden werden, um zu Juan zu gelangen. Man löste die Halsbinde ab, fütterte das Thier reichlich, und darauf band ihr die Mutter mit zitternder Hand ein Stückchen Brod mit einer Schnur um den Hals, bedeckte sie mit heißen Küssen, die alle ihrem Lieblinge galten, und als der Vater sowie auch wir Kinder bereit waren, zu folgen, öffnete man die Küchenthür und ließ die Katze hinaus. Es war, als wüßte das kluge Thier, um was es sich handle, denn ziemlich langsam, so daß wir gut Schritt mit ihr halten konnten, lief sie durch den unteren Gang, am Ende desselben durch eine offen stehende kleine Pforte gegen den See hinab, der das Schloß umgab und wo gewöhnlich ein Nachen lag. Ohne diesen Nachen indessen zu beachten, wandte sie sich vor dem Thore rechts und kletterte an dem Felsen herum,

auf dem einer der dicken Thürme stand, und gerade derselbe, in dem sich im ersten Stocke die alte Schloßkapelle befand. Dieser Felsen war mit Brombeerstauden und anderem Gebüsch bewachsen und von uns schon oberflächlich untersucht worden – wir wußten, daß sich hier Spalten befanden, die aber nicht groß genug waren, um auch nur die schwächlichste Gestalt eines Kindes durchzulassen.

»In eine dieser Spalten nun verlor sich die Katze, worauf der Vater eilig auf die Oeffnung zustürzte, um den Namen seines Sohnes zu rufen. Es erfolgte keine Antwort, und schon bemächtigte sich neue Angst unser Aller, als die Katze zurückkehrte ohne das Brod an ihrem Halse, doch trug sie diesmal an dem Schnürchen einen der Messingknöpfe von der Jacke des Knaben. Laut jubelnd wurde dieses Zeichen begrüßt und nun sogleich an die schwierige Arbeit gegangen, die Spalte so weit zu erweitern, daß ein Mann durchdringen konnte. Endlich gegen Morgen gelang es dem Vater, sich nach unsäglichen Anstrengungen durch die Felsenspalte zu zwängen, die sich glücklicher Weise nach innen zu erweiterte, aber hier so abschüssig und glatt wurde, daß man sich nur mittels eines Seils hinunterlassen konnte.

»Welches Entzücken, als der Vater jetzt auch auf wiederholte Rufe eine, wenn auch schwache Antwort erhielt! Wie tief es hinabging und wohin es überhaupt ging, war ihm gleichgültig: sein armer Knabe lebte, und das war ihm genug. Bald auch und glücklich hatte er den Boden eines ziemlich tiefen Gewölbes erreicht und hielt Juan in

seinen Armen, der sich hier unten befand und ihm laut weinend in die Arme fiel, um alsdann kraftlos zusammenzubrechen.«

»Nun, Gott sei Dank,« sagte Lytton, »Ihre Erzählung hat mich förmlich warm gemacht!«

»Und beide kommen noch glücklich aus dem tiefen Gewölbe?« fragte Margarethe.

»Gewiß, gewiß,« fuhr lächelnd das junge Mädchen fort, »doch kostete es Mühe, ihn hinauszubringen. Dafür ging es aber auch im Triumphe nach dem Schlosse zurück, wobei Vater und Mutter den Knaben abwechselnd trugen oder ihn führten oder ihn herzten und küßten. Dann wurde er gleich in's Bett gelegt, was sehr nothwendig war, denn es war bei Juan ein Fieber im Anzuge, welches noch am selben Tage auf's heftigste ausbrach. Ach, und in demselben phantasirte er von allerlei schrecklichen Dingen: wie er hinuntergestürzt sei, tief, tief hinunter, und lange bewußtlos gelegen, wie er endlich wieder zu sich gekommen und umhergetappt, um zu erfahren, wo er sei, und wie er alsdann gefunden, daß er sich nicht allein befinde, sondern daß neben ihm auf einem Steine eine schöne Dame sitze in einem seidenen Kleide, aber mit einem Knochengesichte – o, o, o, o!« schloß Conchitta schaudernd, ein Ausruf der Erregung, den Lytton und selbst Roderich wiederholten, während die kleine Margarethe ängstlich näher rückte und die Hand des jungen Mädchens ergriff.

»Ja, ja,« fuhr diese nach einer Pause, noch bleicher geworden, als sie gewöhnlich war, kopfnickend fort, während sie langsam rings um sich her schaute, »es fand sich später Alles so, wie Juan es in seinen Fieberphantasien gesagt.«

»Was ergab die Untersuchung, die man doch gewiß auf's sorgfältigste leitete?« fragte Lytton und setzte hinzu: »Nachdem Sie mit Ihrer Geschichte uns so außerordentlich gespannt, dürfen wir Alle genügende Aufklärung erwarten.«

»Diese Aufklärung fand sich leicht, sobald Juan wieder so gesund war, daß er Kraft genug hatte, um seine Eltern in den oberen Corridor und an die fest verschlossene und verriegelte Kapellenthür zu führen. Diese war in verschiedene Felder eingetheilt, welche durch dicke, kupferne Nägel, sowie oben und unten durch handgroße Muscheln von gleichem Metall abgegrenzt und verziert waren. Der Knabe drückte auf eine der Muscheln, und sogleich öffnete sich eines der eingesetzten Felder, daß man bequem hindurchgehen und in die mit Staub erfüllte Kapelle treten konnte. Dies war sein Versteck, das er einmal zufällig entdeckt und wo ihn natürlich die anderen Kinder nicht auffinden konnten.

»Als der Knabe zum ersten Male die Kapelle wieder betrat, blieb er schauernd am Eingange stehen und zeigte mit der Hand auf den Altar am anderen Ende, von dem einst eine prachtvoll gestickte, jetzt aber zerfetzte Samtdecke herabhing, wobei er sagte: »Da, da war es!« Lange war er nicht zu bewegen, vorwärts zu schreiten,

und wollte auch Niemanden erlauben, sich dem Altare zu nähern, und erzählte dabei, oft habe er sich hier in der Kapelle versteckt, sich aber dann meistens in der Nähe der Thür gehalten. Das letzte Mal jedoch sei er aus Neugierde nach dem Altar gegangen und habe die Decke betrachten wollen, an der sich vorn, wie auch jetzt noch, etwas matt Glänzendes zeige. Dieses matt Glänzende war ein Handgriff, der in früheren Zeiten durch die Samtumhüllung bedeckt war, jetzt aber durch ein zerfressenes Loch aus derselben hervorsah. Kaum habe er diesen Handgriff angefaßt, vielleicht auch daran gezogen, als der Boden unter seinen Füßen gewichen und er hinabgestürzt sei – –

»Und so war es,« sagte Conchitta nach einem längeren Stillschweigen, tief aufathmend, »vor hundert Jahren wahrscheinlich auch jener unglücklichen Braut ergangen! sie hatte fern vom Gewühle der Gäste dort vor dem Altare gekniet und hatte, sich erhebend, jenen Handgriff angefaßt.«

»Und man traf Alles so, wie es der Knabe gesagt?«

»Alles ganz genau: die Fallthür öffnete sich, wenn man an der bezeichneten Stelle zog, und als man mit Leitern von oben in das Gewölbe hinabstieg, fand man dort die schauerlichen Ueberreste jener Unglücklichen.«

»Eine höchst interessante Geschichte,« meinte der Baron; »ich fürchte, sie kommt mir im Traume vor, und hoffe alsdann nur,« setzte er, sich galant gegen das junge Mädchen vorbeugend, hinzu, »daß ein anderes, schönes Bild jene entsetzliche Erscheinung verwischen möge.«

»Das Gewölbe, in dem man die Unglückliche gefunden,« fuhr Conchitta mit leiser Stimme fort, »wurde sinniger Weise zu einer Kapelle umgewandelt, in deren Mitte sie nun in einem weißen, marmornen Sarkophage ruht. Auch wurde die Oeffnung, zu der Juan's Vater hineingestiegen, zu einem Bogenfenster erweitert, durch dessen bunte Scheiben hier und da ein Strahl der Sonne und etwas von dem milden Lichte des Mondes fällt, so die schwer lastende Finsterniß versagend, die hier unten Hunderte von Jahren geherrscht.«

»In der That, ein schöner Gedanke,« rief Olfers, »eine poetische Idee, dort bei dem Fenster vorbeizurudern und im bleichen Mondlichte das Fenster dieses so lang verborgenen Grabes leuchten zu sehen!«

»Und die Katze?« fragte Margarethe; »lebt sie noch?«

»Wenn sie noch lebt, ist sie wenigstens recht alt geworden,« erwiderte lächelnd das junge Mädchen; »aber Juan lebt noch, und so viel ich weiß, trägt er auch zuweilen noch eine rothe Halsbinde, besonders wenn er zum Stiergefechte geht,« setzte sie leise hinzu.

Walter, der mit so leichten Schritten, als es ihm nur möglich war, im Hintergrunde des Ateliers auf und ab spazirt war, und er hatte dies, um gar kein Geräusch zu machen, auf einem alten Stücke Teppich gethan, dabei auch tüchtig aus seiner alten Pfeife gedampft, nahm diese jetzt aus dem Munde und trat auf das junge Mädchen zu, wobei er ohne viele Umstände eine ihrer feinen Hände in seine knochige Rechte nahm, sie derb schüttelte und dazu in seinem gewöhnlichen, rauhen Tone sagte: »Ihnen

kann es einmal nicht fehlen mit Ihrem poetischen Gemüthe und Ihrer lebendigen Auffassungsgabe: Bleistift, Pinsel oder Feder, was Sie schaffen, hat alles seinen Werth.«

»Ach,« antwortete das junge Mädchen, sichtlich erfreut, »wenn Sie es mir sagen, Herr Walter, könnte es mich fast stolz machen, denn ich habe von Ihnen noch nie etwas über meine kleinen Arbeiten gehört.«

»Dessen kann sich eigentlich Niemand rühmen,« sagte Olfers lachend, »oder wenn er Einem was sagt, so sind es Complimente, wie wir sie vorhin hören mußten.«

»Pah, Ihr,« gab der alte Maler zur Antwort, wobei er seinen Hut abnahm, nachdem er seinen Pfeifenstummel wieder zwischen seine Zähne gesteckt und sich mit der rechten Hand durch das graue Haar fuhr, »was gebt Ihr auf meine Worte? Ihr seid, in Eurer Idee nämlich, fertige, gemachte Baumriesen, die kaum ein Sturmwind ein wenig auf die Seite drücken könnte – was soll gegen Euren Eigendünkel der schwache Hauch meines Mundes? Aber das da ist eine frische, lebendige Pflanze, die lustig und gedeihlich aufwächst und die noch bildungsfähig ist.«

»Bedanken Sie sich, Conchitta, Walter wird ja förmlich galant, was ihm noch nie vorgekommen ist.«

»Früher habe ich auch Landschaften gemalt,« fuhr der alte Maler, ohne jene Einrede zu beachten, fort, wobei er seinen Bart streichelte, »und wenn es Ihnen Vergnügen macht, so kann ich Ihnen gelegentlich etwas zeigen.«

»Nur um Gotteswillen nicht,« rief Lytton in komisch besorgtem Tone, »um sich danach zu bilden, denn bei ihm ist der Himmel stahlfarbig, die grünen Bäume haben

einen violetten Ueberzug, und wo er Sonnenlicht hingeworfen, da that er es mit einer rasenden Verschwendung von Zinnober und Chromgelb.«

Walter wandte sich achselzuckend ab und sagte: »Der Cognac unseres Freundes ist, der Himmel sei gelobt, besser und geistiger als Deine Witze, an ihn will ich mich halten – an den Cognac nämlich.«

»Und ich hätte fast unsern Maitrank vergessen,« sagte Roderich; »er wird jetzt so würzig geworden sein, daß er nun vollständig den Vergleich mit einem Berliner Maitrank aushalten kann und so unser Freund zufriedengestellt ist. Er legte Palette und Pinsel neben sich auf den kleinen Schemel, wo sein Malkasten stand, und schaute freundlich nach dem jungen Mädchen hinüber, welches sich sogleich erhob und sein Schenkamt auf's Neue antrat, unterstützt von dem Baron und Bergmüller, von denen der erstere die Gläser hielt und es so einzurichten wußte, daß die kleinen Finger der Spanierin zuweilen seine Hand streiften, während der Kohlen-, Berg-, Wasser- und Nebelmüller den aufwartenden Knappen machte und dafür zum Danke mit diesen verschiedenen Namen belohnt wurde.

Die Gläser waren gefüllt und wurden von den Männern rasch geleert, während Conchitta nur leicht nippte und dann ihren Liebling, die kleine Margarethe, trinken ließ, welche sich daraus angelegentlich mit noch einigen Fragen über die Katze und die Halsbinde an sie wandte.

»Nun, was sagen Sie, Baron,« rief Roderich, nachdem die Gläser noch einmal gefüllt waren, »ist unser Maitrank gut?«

»Vortrefflich, *exquis, délicieux*, ich habe bei uns zu Hause in Berlin keinen besseren getrunken.«

»Schade, daß Sie ihn hier im Atelier genießen,« nahm Lytton das Wort; »um einen Maitrank zu würdigen, muß man tief im Waldesgrün lagern, im Dufte der Blätter und Blüten, geistig schon halb berauscht von Luft und Sonnenschein und vom würzigen Hauche des Waldmeisters, der rings um uns her wächst – dazu gehören schlanke Mädchengestalten und leuchtende Augen.

»Oder man muß mit der Maitrank-Bowle lagern an der Höhe eines Berges,« meinte nachsinnend Roderich, »im Schatten einer riesigen Kastanie, hinter uns das große Gemäuer einer ehrwürdigen Ruine, zu unsern Füßen die Schlangenwindungen des alten Vaters Rhein, goldig angestrahlt vom Abendsonnenschein.«

»Ach ja, Du hast Recht,« rief Lytton, indem er sein Glas hoch emporhob, »einem solchen Orte gebe ich auch fast vor Waldesdunkel den Vorzug; man muß den göttlichen Rhein sehen, um seine Gaben recht genießen zu können.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben,« setzte er mit lauttönender, kräftiger Stimme ein,

»Gesegnet sei der Rhein.«

Und als er wiederholte: »Gesegnet sei der Rhein!« da fiel Roderich ein, auch Walter, wobei er anständiger Weise sein geleertes Cognacglas wegstellte und sich von

dem duftenden Tranke in ein uraltes, mächtiges Glas eingießen ließ, Bergmüller, der eine gute Stimme hatte, fiel in harmonisch klingendem Tone ein, sowie ebenfalls die jungen Künstler, die hinter ihrem Carton hervorgekommen waren. Conchitta hörte dem schönen Liede mit leuchtenden Augen zu, während das kleine Mädchen lachend in seine Hände klatschte. Beim zweiten Verse klang in Mercedes' Hand die Mandoline richtig und sicher, und als der heitere, glückliche Chor die letzte Strophe mit ihren innigen Worten also schloß:

»Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein –«

da hatte die junge Spanierin die Melodie fest in sich aufgenommen und sang, wenngleich leise, mit, während sie sich erhoben hatte und neben Roderich stand, den schönen, dunkeln, glänzenden Blick zu ihm erhebend.

Leider wurde in diesem Augenblick die Begeisterung der Sänger unterbrochen, und zwar so rasch und unerwartet und so wenig passend für die gehobene Stimmung der anwesenden Künstler, daß wir dieser Unterbrechung nothwendiger Weise ein eigenes Kapitel widmen müssen.

II. ES IST EINE ALTE GESCHICHTE.

Es traten drei Personen in das Atelier des Malers, geführt von Andreas, der mit etwas verlegenem Gesichte

den Gobelin am Eingange aufhob, um sie hindurchgehen zu lassen. Der treue Diener, welcher im Garten beschäftigt war, hatte vorseilen wollen, um die Ankommenden zu melden, war aber durch einen gebieterischen Blick von einer dieser Personen verhindert worden: es war dies eine Dame, welche auch das Gemach zuerst betrat, obgleich sie aus der Schwelle mit einem der beiden Herren, in deren Begleitung sie war, ein paar Complimente gewechselt hatte, um diesen den Vortritt zu lassen. Sie beeilte sich übrigens mit ihrem Eintritte nicht besonders, blieb vielmehr ein paar Secunden unter dem Gobelin stehen, wobei ihre Mienen mehr ernstes Erstaunen als angenehme Ueberraschung zeigten bei dem heiteren Leben, welches hier im Atelier herrschte. Es war eine große, etwas magere Dame, sehr elegant gekleidet, mit einem Gesichte, das einstens sehr schön gewesen sein mußte; jetzt hatten die vielleicht früher sanfteren Augen etwas Stechendes angenommen; die Nase, welche wahrscheinlich in einem volleren Gesichte nicht so auffallend bemerkt worden wäre, trat jetzt hart und knöchern hervor, und dabei bot der fest zusammengekniffene Mund mit den dünnen Lippen einige unangenehme Falten. Der eine Herr neben ihr, dem sie den Vortritt hatte lassen wollen, war eine verlebte Persönlichkeit, vielleicht hoch in den Vierzigen, dem ein geschickter Schneider, ein talentvoller Friseur sowie gut angewandte Pomade und sonstige Schönheitsmittel das Ansehen eines mit frischen Farben angestrichenen, baufälligen Hauses gaben. Uebrigens hatte er etwas entschieden Vornehmes in seinem

Aeußern, gewandte, ja, elegante Bewegungen und eine Art, seinen Kopf zu tragen, die auf Jemanden schließen ließ, der zu befehlen gewohnt ist, eine Bemerkung, die wir bestätigt finden, nachdem wir gehört, daß ihn die Dame mit dem Titel Euer Hoheit anredete. Die dritte der Personen war ein Mann von angenehmem Aeußern, der sich stets in bescheidener Entfernung hielt und der in seinen Antworten, welche meist Zustimmungen waren, das Wesen eines Kammerherrn oder dienstthuenden Adjutanten zeigte.

Seine Hoheit konnten sich bei Anhörung des Gesanges nicht enthalten, einige rhythmisch passende Bewegungen zu machen, und sagten alsdann: »Besser hätten wir's in der That nicht treffen können, ein Atelier im vollen Lustre des Künstlerlebens – nicht wahr, Werdenberg?« wandte er sich an seinen Begleiter.

»*Superbe!*« sagte dieser.

»Wenn man sich einmal einen vergnügten Tag macht,« fuhr die Hoheit mit lauter Stimme fort, »und aus der Prosa des Alltagslebens in die heiteren Regionen der Künstlerwelt« – er wollte sagen: »hinaufsteigt,« verbesserte sich aber und sprach: »eindringt, so thut es Einem unendlich wohl, sogleich den ganzen *charme* dieser heiteren Welt zu finden.

Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein –«

recitirte er halb sprechend, halb singend, wobei er sich mit einer graziösem tänzelnden Bewegung dem Herrn

des Ateliers näherte und demselben aus richtiger Entfernung seine Rechte entgegenstreckte.

Roderich, dem diese Ueberraschung weniger als gerade dieser Besuch unangenehm zu sein schien, machte eine tiefe, aber sehr förmliche Verbeugung, murmelte Eines in den Bart, von dem man nur die lauter gesprochenen Worte: »Außerordentliche Ehre – Kunstkenner – Eure Hoheit,« verstand, wobei über das Gesicht Lytton's ein flüchtiges sarkastisches Lächeln glitt, das in des Sprechers Zügen wohl seinen Widerschein gefunden haben würde, wenn nicht Seine Hoheit, vor dem Künstler stehend, ihm heiter nickend in das Gesicht geschaut und gesagt hätte: »Gewiß, ich versichere Sie, ich fühle mich in diesen Räumen so behaglich, ganz wie zu Hause, wie bei Meinesgleichen.«

»Ob das für uns ein Compliment ist!« grollte Walter im Hintergrunde des Zimmers in das große Trinkgefäß hinein, nachdem er dasselbe vorher fast leer getrunken.

»Schauen Sie um sich, Werdenberg,« fuhr Seine Hoheit in der allerbesten Laune von der Welt fort, »das ist das wahre Künstlerleben, diese famose, malerische Umgebung – überall, wohin das Auge fällt, Kunstgegenstände, und dazu Wein, Liebe und Gesang.«

Das mittlere dieser drei Worte sprach er übrigens sehr leise aus, während er, sich herumdrehend, die schöne junge Spanierin erblickte, wobei er dem Herrn des Ateliers mit einem faunenartigen Lächeln zuwinkte.

»Darf ich mir erlauben,« sagte Roderich mit seiner sonoren Stimme ruhig und ohne jede Bewegung, »Eurer

Hoheit meine Freunde und Bekannten vorzustellen? Sie werden sich glücklich schätzen, einen so warmen Beschützer der Kunst kennen zu lernen.«

»Wozu das, mein lieber Freund? Ich bin überzeugt, unter lauter gediegenen Künstlern zu sein, und möchte hier in der That nichts von Vorstellung und dergleichen wissen,« setzte er mit einer etwas affectirten Handbewegung hinzu.

»So muß ich mir doch erlauben, Eurer Hoheit eine Ausnahme vorzustellen, den Herrn Baron Hund vom Höllensteine, unsern angenehmen Freund – ebenfalls ein Beschützer der Künste.«

»A–a–a–ah,« sagte Seine Hoheit, mit einem sehr lang gedehnten Tone, indem er sich gegen den Vorgestellten wandte, seinen Kopf erhob und den Baron mit halb geschlossenen Augen und einer ziemlich kalten Miene betrachtete – »ah, Hund vom Höllensteine, ich erinnere mich, eine märkische Familie, wovon mir zwei Branchen bekannt sind,« fuhr er mit einem Blicke auf seinen Adjutanten fort, den er durch seine gediegenen genealogischen Kenntnisse in Erstaunen setzen wollte, zwei Branchen dieser alten reichen Familie, die mit den gestutzten Ohren und die mit dem gestutzten Schweife – zu welcher zählen Sie sich?«

»Zur letzteren, Euer Hoheit; wir führen im Wappen den Hund mit gestutztem Schweife.«

Der junge Engländer hatte sich bei dieser kleinen Unterredung rasch auf dem Absatze herumgedreht und that, als ob er etwas vom Boden aufhebe, während selbst der

so ruhige und besonnene Roderich eine Secunde lang die Lippen auf einander preßte und dann mit großer Heiterkeit sagte: »Wir verdanken dem Herrn Baron diese heitere Stunde; er behauptete nämlich, ein Maitrank, wie er in Berlin gebraut würde, habe unbedingt den Vorzug vor unserem rheinländischen.«

»Ah, das ist viel behauptet,« meinte Seine Hoheit; »geben wir zu, daß alles, was in Berlin gemacht ist, sich durch einen eigenthümlichen feinen Schliff oder durch eine wunderbare Gediegenheit, guten Geschmack, Intelligenz oder Kunstsinn auszeichnet – sagen wir, daß man in Berlin ganz vortrefflichen Maitrank genießt, aber besser, als wie hier am Rheine, ist doch wohl ein Bischen zu viel behauptet. Ja, wenn man vielleicht rheinische Waldkräuter nach Berlin brächte und dort den Maitrank anfertigen ließ, so würde er vielleicht durch die Feinheit der Anfertigung einen Vorzug gewinnen. – Aber, meine Herren,« fuhr er in einem veränderten Tone und wie sich gewaltsam dem eben geführten Gesprächsthema entreißend fort, »über Vorstellung und Maitrank vergessen wir schändlicher Weise die Hauptsache, das Bild unseres Meisters – es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Baron Hund!«

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Prinz von dem sich tief verneigenden Baron und rief dann seinen Adjutanten, um sich in Gesellschaft desselben mit zusammengelegten Händen und dem Ausdrücke des Erstaunens und Entzückens vor das große Bild Roderich's hinzustellen.

Wir sahen uns genöthigt, die Dame, welche vor den beiden Herren das Gemach betrat, einen Augenblick zu vernachlässigen was aber wohl verzeihlich ist, da sie sich gleich nach ihrem Eintritte aus dem Gesichtskreise der Anwesenden verlor. Ihr scharfes Auge hatte nämlich nicht sobald die kleine, für alle Uebrigen reizende Gruppe der jungen, schönen Spanierin mit dem kleinen Mädchen bemerkt, das, in ihren Schooß geschmiegt, neben ihr saß, als sie nicht sehr laut, aber in etwas schrillum Tone den Namen Margarethe rief, worauf das Kind fast zusammenschrak, aber augenblicklich emporfuhr und zu seiner Mutter eilte. Diese fuhr ihm mit der Hand leicht über das Haar, statt es aber in liebevoller Art zu küssen oder auch nur mit herzlichem Ausdrucke zu betrachten, wandte sie sich langsam gegen ihre am Eingange des Ateliers erscheinende Dienerin, welche nicht mehr Zeit gehabt hatte, vor den Eingetretenen das Haus und das ihr anvertraute Mädchen wieder zu gewinnen, und blickte sie ein paar Secunden lang mit ihren stechenden Augen scharf an, ehe sie ihre dünnen Lippen öffnete und, obgleich nur hauchend und zischend, aber für die Gouvernante sehr vernehmlich sprach: »Nennen Sie das auf mein Kind Acht geben, wenn Sie sich im Garten oder wer weiß wo herumtreiben und es unterdessen fremden Händen überlassen?«

»Der Herr hat die kleine Margarethe gerufen,« sagte das junge Mädchen in verschüchtertem Tone und ohne zu wagen, mit ihren Blicken den Augen der Herrin zu

begegnen, »und da ich dachte, wenn der Herr sie riefte ...«

»Sie haben nichts zu denken, nur meine Befehle pünktlich zu erfüllen; ich will mein Kind nicht in solchen fremden Händen wissen – pfui!« setzte sie mit einem unbeschreiblichen Zucken ihres Mundes hinzu. »Sie waren daher geschickt, um das Kind in der frischen Luft des Gartens ergehen zu lassen, aber nicht in dieser – Atmosphäre,« schloß sie mit einem Ausdrucke tiefer Verachtung.

Die Kleine folgte fast widerstrebend der Gouvernante und nicht, ohne mehrere Male nach Conchitta hinüber zu schauen, die sich indessen abgewandt hatte und durch das Fenster an den blauen Himmel hinaufschaute, ohne auf die süßen Bemerkungen des Barons Hund vom Höllestein zu achten, der vor ihr saß und sie schwärmerisch anblickte und ohne Binde- und andere Worte nur in Ausrufungen sprach.

Vielleicht war er darin das Echo Seiner Hoheit, denn auch diese sagte nichts als: »Wunderbar groß und ausgezeichnet, immens concipirt und ausgeführt – sehen Sie, Werdenberg!«

Und Werdenberg sagte: »Auf Ehre, *superbe!* räuberhaft schön!«

»Sehen Sie diese Zeichnung, dieses Colorit,« fuhr der Prinz fort, indem er seine Arme vor der Brust verschränkte und das Gemälde mit seitwärts geneigtem Kopfe betrachtete, »diese lebensvolle Wahrheit, dieser fabelhafte Ausdruck in allen Köpfen, welcher Genuß, so etwas in der Arbeit sehen zu dürfen – ich bitte Sie, Werdenberg,

ich finde namentlich die Composition über alle Beschreibung schön!«

»Gewiß, Euer Hoheit, *superbe*,« sagte der Adjutant. Und setzte für sich, still schwärmend, als Steigerung hinzu: »Auf Ehre, räuberhaft schön – trichinenhaft!«

Obgleich Seine Hoheit, wie wir eben darzuthun uns erlaubten, außer sich vor Entzücken schien über das in der That ausgezeichnete Bild Roderichs, so warf er doch, während er vor der Leinwand hin und her trat, manche vergebliche Blicke rechts und links an derselben vorbei, um das Gesicht des jungen Mädchens sehen zu können, deren schlanke, wundervolle Körperformen begreiflicher Weise seine Aufmerksamkeit auf's höchste reizten. Endlich erreichte er seinen Zweck, aber nur dadurch, daß der Baron Hund vom Höllensteine eine allzu süße Redensart gegen Conchitta wagte, worauf diese sich unmuthig umwandte, sich aber rasch wieder wendete, als sie in das gierige Auge des abgelebten Prinzen blickte.

»Sehen Sie, Werdenberg,« sprach Seine Hoheit in einem leise sein sollenden Tone, »dieses prachtvolle *modèle d'atelier* – ah, was diese Künstler für glückliche Menschen sind! Betrachten Sie die Kleine und sagen Sie mir, ob sie nicht ganz verführerisch ist!«

Und der Adjutant sagte: »Auf Ehre, *superbe!*« und blickte mit seinem eingeklemmten Augenglase nach dem jungen Mädchen.

Der Herr des Ateliers hatte die Bemerkung des Prinzen wohl gehört und eine leichte Röthe des Unmuths fuhr über seine Züge. »Verzeihen mir Euer Hoheit,« sagte er

alsdann, »daß ich vergaß, jener jungen Dame den Namen Eurer Hoheit zu nennen.«

»Gewiß, daran thaten Sie Unrecht,« erwiderte der Prinz heiter lächelnd, indem er sich die Hände rieb. »Bitte, stellen Sie mich diesem reizenden Kinde vor – nennen mir aber auch ihre Wohnung,« setzte er mit leisem Tone hinter der vorgehaltenen Hand mit einem sehr bezeichnenden Aufschlage seiner Augen gegen Roderich hinzu.

Dieser biß sich auf die Lippen, und nur ein Blick auf Lytton, der sich achselzuckend abwandte, ließ ihn eine Bemerkung niederschlucken, und dann machte er mit einer Handbewegung gegen den Fürsten ein paar Schritte auf das junge Mädchen zu, wobei er ihren Namen nicht ohne die Bezeichnung Sennora aussprach und hierauf fortfuhr: »Seine Hoheit der Prinz Heinrich wünscht, Ihnen vorgestellt zu werden.« Seinen Malerstock, den er noch in der Hand hielt, stellte er jetzt mit ausgestrecktem Arme neben sich auf den Boden, ungefähr in der Art, wie es ein Hofmarschall in Funktion mit seinem Amtsstabe macht, und sagte alsdann mit sehr lauter Stimme: »Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit La Sennora Marquesa Donna Conchitta aus dem Hause der de Monterey y Vyzcarro vorzustellen, eine junge Dame von außerordentlichem Talente, eine Künstlerin im wahren Sinne des Wortes, welche heute die große Gefälligkeit hatte, in Begleitung ihrer älteren Schwester, Donna Mercedes, hieher zu kommen, um mir für die Hauptfigur meines Bildes die Züge ihres unvergleichlichen Profiles zu erlauben.«

Roderich hatte, indem er so sprach, seine Blicke von Conchitta ab und seiner Frau zugewandt, welche sich von Baron Hund und dem jungen Bergmüller unterhalten ließ. Dabei betonte er seine Worte so laut und ausdrucksvoll, daß die eben genannten Drei umschauten, worauf er, ein paar Schritte gegen seine Frau machend und sich direct an sie wendend, nicht ohne Beziehung auf die eben stattgehabte Vorstellung fortfuhr: »Ich glaube auch in Deinem Sinne geredet zu haben, als ich vorhin der Sennora Vorwürfe machte, daß sie seit langer Zeit nicht mehr unser Haus besucht, Vorwürfe, in welche auch unsere kleine Margarethe lebhaft einstimmt. – Euer Hoheit müssen wissen,« wandte er sich wieder an diesen, »daß Sennora Conchitta mir von lieben Freunden dringend empfohlen ist und daß sie, wie Sie vielleicht bei Ihrem Eintritte zu bemerken Gelegenheit hatten, mein kleines Mädchen auf's liebenswürdigste protegirt, eigentlich verwöhnt.«

Conchitta, welche augenscheinlich glücklich war, durch die an Frau Hildegard gerichteten Worte den Blicken des Fürsten entgehen zu können, machte rasch ein paar Schritte gegen die Herrin des Hauses und verneigte sich vor derselben auf eine eben so einfache als sittsame Art, was die Andere mit einer kaum bemerklichen steifen Neigung des Kopfes erwiderte; doch konnte sie es dabei nicht unterlassen, in heftiger, weiblicher Neugierde, ja, in der Hoffnung, irgend eine Veränderung zu entdecken, ihre scharfen Blicke ein paar Secunden lang auf das Gesicht des jungen Mädchens herabzusenken, welches ihr

einstens gleichgültig gewesen war, ehe sie Veranlassung zu haben glaubte, es zu hassen. Mochte sie nun trotz ihres Vorurtheils in diesen reinen, lieblichen Zügen etwas finden und erkennen, was durchaus nicht so war, wie sie es erwartet, wie es ihr vorgeschwebt, oder war es der gewöhnlich richtige Instinkt des Weibes gegenüber einer Andern ihres Geschlechtes – genug, das sarkastische, fast verächtliche Lächeln auf ihrem Gesichte milderte sich zu einem ernsten, beinahe wehmüthigen Ausdrucke, und Roderich, der es nicht unterlassen konnte, forschend hinüber zu schauen, verstand wohl den auffordernden gehässigen Ausdruck in den Blicken seiner Frau, als sie jetzt auch nach ihm hinsah, und wandte sich mit einem leichten Seufzer ab.

Wie zum Schutze ihrer jüngeren Schwester gegen die strengen Blicke der so starr und aufrecht da stehenden Frau des Hauses hatte Mercedes den dunklen Winkel verlassen, wo sie still betrachtend saß, und sagte nun, sich nähernd und Conchitta's Hand ergreifend: »Von meiner Schwester, Frau Olfers, dürfte ich wohl sagen, sie sei mein Kind, denn seit ihrer Geburt habe ich sie gehegt und gepflegt wie eine Mutter, da sie schon in der Wiege verwaist war. Die Leute, wenn sie mich so ansehen,« setzte sie lächelnd hinzu, »halten sie auch für mein Kind – ja, ich habe sie erzogen, und hoffentlich gut erzogen.«

Frau Hildegard nickte gegen Mercedes ein wenig tiefer mit dem Kopfe und es erschien etwas wie ein Lächeln auf ihren Zügen, welches aber Lügen gestraft wurde durch

den eisig kalten Ton, mit dem sie sagte: »Den Vorwürfen meines Mannes muß ich auch die meinigen anreihen – Sie haben sich wirklich zu lange nicht bei uns sehen lassen!« worauf sie sich mit einer heftigen Bewegung rauschend umwandte, mit dem Gesichtsausdrucke einer edeln Dulderin, welche äußerst gelungene Miene sie durch einen tiefen Athemzug verstärkte. Dann fuhr sie fort, indem sie rasch auf ihres Mannes Bild zuging: »Ich muß doch sehen, wie er den interessanten Kopf benutzt hat.«

Die beiden Gatten standen in diesem Augenblicke allein vor dem Bilde.

»Guten Tag!« sagte sie in dem uns bekannten, scharfen Tone, ohne ihn anzusehen.

»Guten Tag, Hildegard!« gab er mit milder Stimme zur Antwort und setzte hinzu: »Es war mir bis jetzt nicht möglich, Dir einen freundlichen Gruß zuzurufen.«

»Auch unnöthig einem solchen Störenfried wie ich bin!«

»Du störst mich nie, namentlich wenn Du allein kommst.«

»O doch, ich störe Dich und Deine so fröhliche Gesellschaft, deßhalb komme ich nur gezwungen hieher. Prinz Heinrich bat mich, ihn nach Deinem Atelier zu geleiten – nur deßhalb störte ich Dich in Deiner Fröhlichkeit; verzeihe mir das – wie ich ja gezwungen bin, Dir so Vieles verzeihen zu müssen!«

Wort und Ton der Stimme zielten in bester Vereinigung nach seinem Herzen, und damit er nicht im Stande sei,

diesen Stich abzuwehren, warf sie ihren Kopf in die Höhe und verließ das Bild, um sich zu Seiner Hoheit zu begeben, welche die verschiedenen Gegenstände an den Wänden, auf den Tischen und Stühlen mit lauten Ausrufen der Bewunderung musterte.

Und der Adjutant, der hinter ihm dreinschritt, wiederholte verschiedene Male: »Auf Ehre, *superbe!*«

»Ah!« machte Roderich, und nachdem er seiner Frau einen düstern Blick nachgesandt, faßte er sich gewaltsam und sprach dann zu sich selber: »Tragen wir unsere Leiden mit Geduld, mit gutem Humor und gutem Gewissen!« Er stellte den Malerstock neben die Staffelei und ging zu Walter hin, der in der Ecke am Kamine neben dem Tische saß, auf dem die Maitrank-Bowle stand. »Gib mir den Pokal,« sagte er leise und lächelnd, »ich muß ihn auffüllen für einen Höheren, als Du bist – Du kannst Dir später einbilden, er habe Dir zugetrunken.«

»Damit ich Leibscherzen bekäme, he!« grollte der alte Maler und ließ es nur widerstrebend geschehen, daß der Herr des Ateliers den alten Becher mit dem duftigen Weine auffüllte und ihn mit zwei anderen, ebenfalls noch vollen Gläsern auf eine antike Credenzplatte setzte und hierauf den Maitrank Seiner Hoheit, dessen Adjutanten und seiner Frau darbot.

Alle Drei nahmen, tranken aber auf sehr verschiedene Weise; der Fürst zeigte ein sichtliches Erschrecken über den großen Kelch und nippte nur daran, was ihm von Seiten Walter's ein verächtliches Lächeln eintrug.

Frau Hildegard schien ihr Glas wie mit etwas Wohlriechendem angefüllt zu betrachten, denn sie roch nur daran und stellte es alsdann auf den kleinen Tisch.

Der Adjutant war der Einzige, der die Gabe zu würdigen wußte: er betrachtete den Wein einen Augenblick prüfend, indem er das Glas gegen das Licht hielt und sein linkes Auge zukniff. Dann setzte er's an den Mund, zog den süßen, duftigen Trank mit wahren Wohlbehagen in sich hinein, schnalzte alsdann mit den Lippen und sagte: »Auf Ehre, räuberhaft!«

Nachdem der Fürst wiederholt zu der jungen Spanierin hingegangen und mit ihr und ihrer Schwester noch einige Worte gewechselt, wobei er den vergeblichen Versuch gemacht, aus dem Munde Conchitta's deren Wohnung zu erfahren, drückte er dem Herrn des Ateliers auf's cordialste die Hand, worauf er Frau Hildegard die Versicherung gab, er verdanke ihr eine ganz deliciöse, kostbare Stunde; dann grüßte er den Baron Hund mit einem freundschaftlichen Winke seiner Rechten und die übrigen Künstler, indem er dicht vor dem Gobelin seinen Hut mit einem Rundcomplimente gegen sie schwenkte, ehe er ihn aufsetzte, was er aber nicht früher that, als bis die Dame des Hauses das Atelier verlassen hatte.

Seine Hoheit wandten sich aber noch einmal gegen das Innere des Gemaches, streckten wie bewundernd seine beiden Arme aus und riefen: »Wahrhaftig, eine Umgebung für Künstler, so schön, so harmonisch, so ausgezeichnet, wie sie sich nur eine kühne Phantasie denken kann – wunderbar!«

Und der Adjutant murmelte im Abgehen: »Auf Ehre, nicht nur *superbe*, sondern räuberhaft schön – trichinenhaft!«

Der Gobelin war schon eine ziemliche Zeit hinter den Weggegangenen niedergefallen, ehe einer der Zurückbleibenden, als geschähe das auf Verabredung, irgend etwas that oder sagte, was sich auf den eben da gewesenen Besuch bezogen hätte. Roderich hatte Palette und Malerstock ergriffen und fuhr mit dem Pinsel auf der Leinwand, wie es schien, ziemlich absichtslos, umher, und erst als ihm Conchitta mit ihrer angenehmen Stimme sagte: »Meister Roderich, ich habe noch viel Zeit und viel Lust, Ihnen zu stehen!« erwachte er wie aus einem Traume und begann wieder an dem weiblichen Kopfe auf seinem Bilde zu arbeiten.

»So,« sagte Lytton nach einer längeren Pause, während welcher er einen Standpunkt gesucht und gefunden, um seine Zeichnung zu vollenden, »jetzt kämen wir allgemach wieder zur Ruhe.«

Die jungen Künstler hatten sich hinter ihren Carton zurückgezogen und Bergmüller saß auf dem Stuhle des Barons Hund vom Höllensteine, welcher verschwunden war; er hatte sich, ehe der Gobelin noch ganz niedergefallen war, durch eine sehr kleine Oeffnung sachte hinausgeschlängelt und war so glücklich gewesen, dem hohen fürstlichen Besuche, ehe dieser in den Wagen stieg, nochmals seine allergehorsamste Verbeugung zu machen. Für heute Morgen kam er auch nicht wieder in die bürgerliche Luft des Ateliers.

Walter hatte sich des großen Gefäßes wieder bemächtigt, und nachdem er etwas von dem Inhalte auf den Boden geschüttet, zum Dankopfer für die Unterirdischen, wie er sagte, hockte er auf eine kleine Treppe, die dazu benutzt wurde, um Gegenstände von der Wand herabzunehmen.

Niemand sprach – es herrschte eine tiefe Stille in dem einsamen Gemache.

Da war ein einziges Wort schuld daran, daß diese fast unangenehme, hier wenigstens peinliche Stille plötzlich unterbrochen wurde und derselbe Geist der Heiterkeit wieder hereinschwebte, der vorhin bei dem vornehmen Besuche entflohen war.

Einer der jungen Künstler nämlich hinter dem Carton fragte den anderen mit leise sein sollender Stimme, doch so, daß es alle Welt hören konnte: »Wie findest du auf meinem Bilde diesen Schafskopf?«

»Auf Ehre, *superbe* – trichinenhaft!«

Da lachte Lytton laut auf, Roderich ebenfalls, Bergmüller schrie vor Vergnügen förmlich hinaus und selbst der alte Walter wackelte heiter mit dem Kopfe.

»Räuberhaft!«

»Ach, was,« rief der Herr des Ateliers, indem er die Palette neben sich auf den Tisch warf, hätte ich mir doch fast die gute Laune dieses schönen Morgens verderben lassen – ach, und man hat der schönen Augenblicke so wenig in diesem armen Leben! He, Andreas,« rief er mit seiner mächtigen Stimme, daß es laut durch das Gemach hallte, »unachtsamer, fauler Knecht, fülle wenigstens die

Gläser, wenn Du auch nicht im Stande gewesen bist, Deinen Herrn und seine Gäste vor vornehmem Besuche zu bewahren!«

Andreas schlich herein und versah sein Amt als Mundschenk mit großer Emsigkeit, worauf er mit gesenktem Kopfe zu seinem Herrn ging und ihm zwei Rosen überreichte, welche die kleine Margarethe abgepflückt und ihm gegeben, die eine für Papa, die andere für die gute Conchitta.

»Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein,« sang Walter mit seiner so unbeholfenen Stimme und in einer so wenig passenden Tonart, daß Niemand einzustimmen im Stande und es selbst den jungen Künstlern hinter dem Carton unmöglich war, bei dem Juvivallera mitzuthun.

Dafür hörte man aber eine andere Stimme hinter dem Gobelin in etwas dünnem krähendem Tone, aber in heiterer Laune so gut als möglich einstimmen; dann wurde der Gobelin etwas auf die Seite geschoben und es trat Jemand in das Atelier, dem nicht nur Alle freundlich zunickten, sondern dem Conchitta rasch entgegeneilte, seine beiden Hände ergriff und ihn dann zu Roderich führte.

Der Angekommene hatte in seinem Aeußern durchaus nichts, was einen so warmen, ja, herzlichen Empfang gerechtfertigt hätte; es war eine kleine, magere, unbedeutende Persönlichkeit mit einem alltäglichen Gesichte, nur sah man in demselben gute, freundliche Augen; der Kopf war spärlich mit hellblonden Haaren bedeckt,

dabei schleppte er den linken Fuß etwas hinkend nach, und dies war wohl die Schuld, warum sich sein schwächerer Körper stark nach dieser Seite hinneigte und sich dabei auf einen dicken Stock stützte. Ueber seinen Anzug war nicht viel zu sagen, er war einfach und sauber, und das einzige Außergewöhnliche an seiner Bekleidung war vielleicht der Hut, der für die kleine Gestalt des Mannes etwas hoch und spitz war und eine sehr breite Krämpe hatte.

Roderich reichte ihm die Hand und sagte freundlich: »Guten Morgen, lieber Schmitz!« während Lytton, der in der Nähe stand, ihm leicht auf die Schulter klopfte, wobei er fragte:

»Wie geht's, Michel Angelo?«

»Gut, gut, so vortrefflich als möglich,« gab der kleine Mann zur Antwort, wobei er heiter um sich schaute und dann seine freundlichen Blicke auf dem jungen Mädchen ruhen ließ, das vor ihm stand und ihn lächelnd ansah.

»Aha, ich weiß schon, was Dich her treibt, alter Schwede,« sagte Walter, der diesen Blick bemerkte. »Willst Du Dich nach Conchitta umschauen? Ist sie Dir vielleicht zu lange ausgeblieben?«

»Das nicht, gewiß nicht,« erwiderte Michel Angelo Schmitz, denn dies war sein Tauf- und Zuname; »wenn sie auf die Akademie geht, bleibt sie noch länger, und ich finde sie hier in der allerbesten Gesellschaft,« setzte er hinzu, indem er Mercedes zuwinkte.

»Laß Dir ein Glas Maitrank geben, Schmitz,« sagte der alte Maler, ohne aufzublicken; »er ist gut, und wenn man

keine Gelegenheit hat, ihn im Walde zu trinken, so muß man schon damit in einem dumpfigen Atelier vorlieb nehmen.

Juvivallera, juvivallera, juvivalleralalala!«

brummte er in den Bart, nachdem er sein großes Gefäß wieder einmal ausgetrunken.

»Wollten Sie nach mir sehen, lieber Schmitz?« fragte Conchitta mit ihrer sanften, einschmeichelnden Stimme.

»Ja und nein,« erwiderte Michel Angelo, indem er mit einem sehr pfiffigen Lächeln rings umherschaute, daß Lytton sagte:

»Jetzt paßt nur auf, dieser durchtriebene Schelm hat irgend eine Absicht, und wo er seine Schraube ansetzt, da kommt er auch durch, mag das Brett noch so dick sein; ehrlich herausgesagt, Schmitz, wer von uns ist heute Dein Brett? Wenn ich's nicht bin,« setzte er mit leiser Stimme hinzu, »so helfe ich Dir bohren.«

»Es ist schade,« gab der kleine Mann zur Antwort, wobei er den Knopf des Stockes unter seine Nase drückte, »daß dieser Lytton kein Rathsherr geworden ist.«

»Habe ich Recht?«

»Ich will es nicht läugnen; da ich die gute Conchitta hier wußte, so dachte ich wir, jetzt willst Du mit ihrer Hülfe doch noch einen Versuch machen, um etwas heraus zu bekommen, was mir Roderich schon lange versprochen.«

»Und was hätte ich Dir schon lange versprochen?« antwortete der Herr des Ateliers, ohne aufzublicken ruhig weiter malend.

»Diese Frage kannst Du Dir doch wohl selbst beantworten,« meinte Lytton. »Wofür bohrt Michel Angelo? Warum bettelt er? Nicht um Geld und Gut, das ist weltbekannt.«

»Gewiß nicht,« sprach der kleine Mann, mit seinem gutmüthigen Gesichtsausdrucke ehrlich um sich blickend; »aber Roderich hat mir schon vor längerer Zeit eine Zeichnung versprochen, und da bin ich denn gekommen, und Conchitta soll mir bitten helfen.«

»Ja, ja, das will ich,« rief das junge Mädchen, ihre Hände fröhlich zusammenschlagend; »ja, ja, wenn Meister Roderich eine Zeichnung versprochen hat, so wollen wir bitten, bis er sie herausgibt.«

»Habe ich Dir wirklich eine Zeichnung versprochen, Schmitz?« fragte der Herr des Ateliers. »Du hast das gut sagen; wenn Du es aber zufällig beschwören kannst, so werde ich mein Wort halten.«

»Sehen Sie, wir brauchen nicht einmal zu bitten,« sagte Conchitta mit einem Blicke auf Roderich, wobei ihre Fröhlichkeit schwand, um ihrem gewöhnlichen, ernsten Gesichtsausdrucke Platz zu machen.

»Ich schwöre,« sagte Michel Angelo feierlich, »beim Styx, beim Zeus, beim Anubis oder bei jenem großen Manne, dessen Vornamen man mir gegeben!«

»Dein Vater war ein alter Narr, als er das that; er hätte wissen sollen, daß aus dir nie ein Maler wird.«

»Doch das ist alles zu wenig,« fuhr Schmitz fort, ohne auf diese Bemerkung zu achten, »ich schwöre bei unserer lieben, guten Conchitta!«

»Nein, nein,« erwiderte das junge Mädchen rasch, »ein solcher Schwur gilt nicht!«

»Doch, er gilt,« sagte Roderich lebhaft, indem er dem Anderen seine Rechte entgegenhielt – »da, ich wiederhole vor Zeugen mein Versprechen!«

»Damit ist dem Michel Angelo eben so geholfen, als wenn Du ihm auf den alten Kaiser hin eine Million versprochen hättest,« sprach Walter; »er will seine Zeichnung haben, in Händen halten – er pfeift auf Dein Versprechen! Willst Du vielleicht auch von mir eine Zeichnung?«

»O, gewiß,« rief der kleine Mann eifrig, »Du fehlst mir auch noch in meiner Sammlung!«

»Sollst eine haben, Mann, sobald Du mir die von Roderich zeigen kannst.«

»Halt' ihn beim Worte,« sagte der Herr des Ateliers, »ich werde heute noch etwas für Dich suchen?«

»Hier?«

»Nein, zu Hause – hier in meinen Mappen findet sich nichts Passendes für Dich. Begleite mich und bleibe bei mir, bis Du das Versprochene hast.«

»O, das ist schön,« rief die junge Spanierin, »so erhalten Sie zwei Zeichnungen! Ich danke Ihnen herzlich, Meister Rodriguez es ist gerade so, als wenn Sie mir ein Geschenk gemacht hätten; es ist mein Honorar, weil ich Ihnen Modell gestanden, und wenn Sie meinen Kopf oder

meine Hand gebrauchen können, so dürfen Sie mir nur ein Wörtchen schreiben!«

»Wieder um eine Zeichnung für Schmitz?« fragte Roderich mit einem eigenthümlichen Tone, indem er das junge Mädchen ziemlich ernst ansah.

»O nein, ich bin nicht so eigennützig; die eine Zeichnung, die Sie Schmitz gegeben, bezahlt mich vollständig!«

»Und so brauche ich Ihnen denn nicht einmal mehr meinen Dank zu sagen?«

Conchitta stutzte über diese Worte oder vielmehr über den Ton, in welchem der Maler sie aussprach. »Ist die kleine Mühe,« sprach sie, »denn eines Dankes werth?«

»O doch, eines Dankes und einer dankbaren Erinnerung!«

Er blickte sie bei diesen Worten so ernst, fast düster an, daß sie ihre Augen niederschlug, doch nur eine Secunde; dann schaute sie ihn wieder leuchtend und strahlend an, reichte ihm ihre beiden kleinen Hände und sagte mit einer Stimme, von der außer ihr nur er fühlte, daß sie nicht fest wie gewöhnlich klang: »Nein, ich danke Ihnen vielmehr, daß Sie mir erlauben, Ihr Atelier zu besuchen, und dafür werde ich immer und immer eine dankbare Erinnerung haben!«

»Was nutzt Dich der Besuch aller Ateliers der Welt!« rief Walter in deklamatorischem Tone. »Wirst Du in ihnen etwas lernen? Nein, und hundert Mal nein, die deutsche Kunst ist todt, der Maitrank ist zu Ende – ich verstehe,

Lenker im Himmel, mein Herbst ist 'kommen, die Blätter fallen ab von den Bäumen – *addio!*«

Damit drückte er seinen Hut fest auf den Kopf und verschwand, ohne ein Wort weiter zu verlieren, hinter dem Gobelin.

Conchitta ließ es geschehen, daß Roderich eine ihrer überaus feinen und zierlichen Hände einen Augenblick betrachtete und dann hastig und verstohlen an seine Lippen drückte. »O,« seufzte er, »daß wir von so vielem Schönen und Herrlichen nichts behalten, als eine blasse Erinnerung!«

Lytton war zu Bergmüller gegangen, der ihm eine Papiercigarre drehte, worin der Wasser- und Nebelmüller eine große Virtuosität besaß; dann zog jener seine Uhr heraus und sagte: »Ah, es ist schon zwei Uhr – gut, daß es Sommer ist, wo ich mir aus einer kalten Suppe nichts mache!«

Hinter dem Carton war es schon eine gute Zeit still geworden, da die jungen Künstler fortgegangen waren, um ihr Kosthaus aufzusuchen. Auch Bergmüller empfahl sich und schlenderte in den Garten hinaus; er gebrauchte zu irgend etwas einen Akazienzweig, den er sich von Andreas geben lassen wollte; Lytton suchte seinen Hut, und als er ihn gefunden, blieb er, die Hände auf den Rücken zusammengelegt, vor dem Bilde Roderich's stehen.

Donna Mercedes kam mit Michel Angelo Schmitz, der zu ihr gegangen war, leise aus ihrem Winkel hervor; ob sie gesehen, daß der Maler die Hand ihrer Schwester leicht geküßt, sind wir nicht im Stande anzugeben. Sie

sagte zu Conchitta: »Es ist für uns wohl Zeit, nach Hause zu gehen; Sennor Rodriguez scheint nicht mehr malen zu wollen. Ah, Sie waren sehr fleißig!« fuhr sie mit einem Blicke auf das Bild fort und setzte, ihre Schwester betrachtend, hinzu: »Wie Du ähnlich bist, Conchitta, es ist fast ein Portrait.«

»Ja, ja, es ist zu ähnlich,« sagte Lytton, »Du mußt ein wenig daran ändern; ich würde diese schönen Züge, so schön, so gut, so rein, einem Besteller nicht gönnen.«

»Dann bin ich ganz Deiner Meinung,« gab der andere Maler zu; »es ist leicht, diese guten, edeln Züge zu verwischen: ich werde um den kleinen zusammengedrückten Mund einen Zug des Hasses legen, den die Situation bedingt, und dann wird Conchitta nicht mehr kenntlich sein.«

Mercedes hatte vom Gewande ihrer Schwester den violetten Ueberwurf entfernt und brachte ihren Strohhut und das einfache Mäntelchen; auch half sie ihr dasselbe umlegen und zog und zupfte an Hut und Mantel herum, wie es nur eine sorgsame Mutter thun kann, um ein geliebtes Kind zu putzen.

Dann gingen die beiden Schwestern mit einander fort; Roderich und Lytton begleiteten sie bis zur Hausthür und Michel Angelo Schmitz ging noch weiter mit bis zum Gartenthore, um, wie er sagte, ihnen die Mühe des Oeffnens desselben zu ersparen. Wenige Schritte von dem Hause entfernt, das sie eben verlassen, schob Conchitta ihren Arm unter den des kleinen Mannes, und während sie ihn

zu führen schien, schmiegte sie sich fest an seine Schulter.

Lytton warf einen Blick auf Roderich und lächelte eigenthümlich.

»Was meinst Du?« fragte dieser, indem er dem jungen Mädchen düster sinnend nachblickte.

»Ich habe gar keine Meinung ausgesprochen, nur beneide ich im Stillen Michel Angelo; mit uns würde sie nicht so durch den Garten gehen.«

»Nein, gewiß nicht!«

»Er ist ihr Hausherr, sie wohnen bei ihm, und er maßt sich so etwas wie väterliche Rechte über Conchitta an.«

»Und glaubst Du, es sei eine kindliche Zuneigung, die sie ihm beweist?«

»Was denn anders?« rief Lytton erstaunt. »Ah, mein Freund,« fuhr er lachend fort, »wenn ich von der Wirkung auf die Ursache schließen dürfte, so würde ich sagen . . . «

»Nun, so sprich,« sagte der Andere, da jener stockte.

»Nein, nein, es gibt Worte, die, einmal ausgesprochen, Wesen und Kraft bekommen; laß mich denken, was ich will. Ich sage nur, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn das junge Mädchen mit mir so harmlos und vertraulich wandeln würde, wie mit diesem glücklichen Schmitz – und Du?«

»Dazu sage ich Amen und will noch schleunig an mein Bild zurückkehren, um etwas Haß auf ihre lieben guten Züge zu werfen.«

»Adieu, Roderich,« sagte Lytton und ging langsam durch den Garten der Thür zu, hinter welcher die beiden Damen verschwunden waren und von wo Schmitz soeben zurückkehrte.

Der Andere aber, obgleich er rasch vor sein Bild getreten war, auch Palette, Malstock und Pinsel ergriffen und sich mit einem der letzteren einen Ton gemischt hatte, um den soeben ausgesprochenen Vorsatz zu vollführen, konnte ihn doch nicht zur Ausführung bringen; seine Hand zuckte förmlich zurück, und statt an dem reizenden Munde der schönen Spanierin irgend etwas zu ändern, warf er vielmehr den Pinsel über seine Schulter, legte die Palette hastig auf den Tisch und murmelte: »Wozu auch? Wenn ich diese lieben Züge hier auf der Leinwand verändere, anderswo bin ich doch nicht im Stande, sie zu verwischen, und das ist recht traurig!«

Schmitz, der wieder eingetreten war, hatte sich neben ihn gestellt und betrachtete das schöne Bild kopfnickend. »Conchitta ist sehr ähnlich – wirst Du das so lassen?« fragte er.

Achselzuckend gab Roderich nach einer Pause zur Antwort: »Ich weiß wahrhaftig noch nicht, aber ich glaube kaum; eigentlich sollten die Züge dieser Frau hier Schrecken und Haß ausdrücken – nun, ich werde das später hineinlegen, wenn ich ganz fertig bin; vor der Hand macht es mir Freude, die schönen Züge unserer jungen Freundin noch eine Zeit lang unverfälscht vor mir zu haben.«

»O gewiß,« murmelte Michel Angelo Schmitz, wobei er das Bild mit leuchtenden Augen betrachtete.

Nachdem Roderich statt seiner Sammtjuppe einen eleganten Ueberrock angezogen hatte, nahm er Hut und Stock, zündete sich eine Cigarre an und dann gingen beide mit einander fort.

Obgleich sie sich schon lange Jahre kannten, auch an einem heiteren Abende schmollirt hatten, so war es doch zwischen ihnen nie zu jener Vertraulichkeit gekommen, wie man sie sonst wohl bei Kunstgenossen findet. Eigentlich konnte man auch diesen Ausdruck nicht gebrauchen, denn Roderich war ein berühmter Maler, dessen Bilder gekauft wurden, ehe sie nur vollendet, und die jetzt schon in der halben Welt zerstreut waren, während der Andere, trotz seines schönen Vornamens und ungeachtet er die Maler-Akademie lange genug besucht, es doch nie auch nur zu einem erträglichen Dilettantismus gebracht hatte. Freilich, wenn seine Fortschritte und Leistungen mit seiner Liebe, ja, beinahe Begeisterung für die Kunst gleichen Schritt gehalten hätten, so würde er dem Taufnamen des großen Italieners Ehre gemacht haben; doch so groß seine Lust war, etwas zu vollbringen, so schwach war seine Kraft, dies zu können. Da hatte sich denn Schmitz, um auf andere Art mit der hohen, heiligen Kunst in Verbindung zu bleiben, auf das Sammeln von Kunstwerken, namentlich von Zeichnungen und Aquarellen geworfen, tauschte und handelte damit und verband so das Angenehme mit dem Nützlichen; aber so weit gab er sich dem Nützlichen nicht hin, daß er einen einmal

besessenen wirklichen Schatz wieder von sich gelassen hätte: ihm war der Handel mit Bildern nur Mittel zum Zweck, seine Wände mit hübschen, kleinen Oelbildern zu zieren und seine Mappen zu füllen.

Schmitz hatte einiges Vermögen und war gegen seine Bekannten aus der Künstlerwelt voll Gefälligkeiten: den jungen und unbemittelten machte er auf die liberalste Weise den Banquier, und wenn dabei auch hier und da eine kleine Summe verloren ging, so fand sich doch höchst selten ein so schlechter Schuldner, daß er Schmitz nicht durch irgend eine Zeichnung oder ein kleines Bildchen schadlos gehalten hätte.

Auch in der Literatur hatte er sich schon versucht, und wir können wohl sagen, mit mehr Glück, als in der Kunst der Malerei, woher es denn wohl kam, daß er bei den Literaten für einen ordentlichen Maler galt und ihn die letzteren für einen nicht schlechten Schriftsteller hielten. Durch alles dieses und da er beständig guter Laune war, auch bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften und Festen der Maler immer zu brauchen war, so half ihm gewissermaßen die ganze Künstlerschaft seine Sammlung vermehren, und man mußte Michel Angelo Schmitz irgend eine Zeichnung oder ein Bildchen schenken, um gewissermaßen eine traditionelle Pflicht erfüllt zu haben.

Daß er bis jetzt von der Hand Roderich's noch nichts aufzuweisen hatte, lag wohl darin, weil dieser überhaupt selten kleine Zeichnungen machte und mit seinen großen Bildern und Cartons zu sehr beschäftigt war – wer weiß, ob er auch heute ohne Conchitta's Vermittlung zu seinem

Zwecke gelangt wäre! Heute aber schien ihn Roderich förmlich liebgewonnen zu haben, ja, er behandelte ihn mit jener Vertraulichkeit, von der wir oben sagten, daß sie bis jetzt zwischen beiden gefehlt; er schob seine Hand unter den Arm Michel Angelo's, und zwar gerade an derselben Stelle, wo vor ganz Kurzem die zierlichen Finger der jungen Spanierin geruht; er führte ihn sorgsam über die holperige Straße und plauderte mit ihm anscheinend heiter und vergnügt.

Schmitz war unverheirathet und bewohnte mit seiner alten Mutter den ersten Stock eines kleinen, hübschen Hauses, welches sein Eigenthum war. Im anderen Stocke – das Haus hatte deren nur zwei – befand sich ein Atelier mit zwei Schlafstuben, in denen schon seit langer Zeit junge, angehende Künstler gehaust, doch war das zu lebendige Treiben derselben der Madame Schmitz lästig geworden, und so hatte sie es denn, trotz mancherlei Einwendungen anderer Art, am Ende doch zugegeben, daß die junge und fast gefährlich schöne Fremde bei ihr einzog: war dieselbe doch in Begleitung einer älteren Schwester und hatten doch beide, trotzdem sie Spanierinnen und Künstlerinnen waren, etwas ganz ›Reputirliches‹ und ›Anständiges‹. Mit diesem Ausdrücke hatte nämlich Frau Schmitz es gegen ihre Frau Nachbarin links und gegen ihre Frau Nachbarin rechts entschuldigt, daß sie den fremden Frauenzimmern, von denen ja Niemand wußte, woher sie kamen und was sie früher getrieben, einen Theil ihres unbescholtenen Hauses vermietet.

Während wir die Beiden so mit einander dahin gehen lassen, über dies und das, meistens über gleichgültige Dinge plaudernd, finden wir Zeit, dem geneigten Leser etwas über Roderich Olfers' Vergangenheit zu sagen.

Daß er ein tüchtiger und berühmter Künstler war, haben wir schon mitgeteilt, auch sein Aeußeres geschildert. Er war vor ungefähr sechzehn Jahren als junger Künstler hieher gekommen, hatte bescheidenermaßen die niederen Klassen der Akademie besucht, war aber hier seines großen Talentes wegen, das sich in jedem Striche offenbarte, schon nach ein paar Monaten in den Saal versetzt worden, wo man nach der Antike zeichnete, und blieb auch hier nur kurze Zeit, da er alles das zu Hause spielend, aber mit Meisterschaft getrieben hatte, was man ihn hier lehren konnte. Seine Compositionen, die er flüchtig hinwarf, erregten damals schon den Neid manches älteren Künstlers, die Bewunderung der Professoren und das Erstaunen des strengen Direktors der Akademie. Manche nannten ihn freilich ein Wunderkind, das, ausgewachsen, sehr gewöhnlich werden, ein verfrühtes Talent, das nie zu einer gediegenen Reife gelangen würde, und meinten, man habe schon oft erlebt, daß Jemand überschwängliche Compositionen auf das Papier hinwürfe, sich aufblasend wie der Frosch in der Fabel, der dann später zerplatzte, wenn man ihm Pinsel und Farben anvertraut hätte. Aber Roderich, der sich nie aufgeblasen hatte, lief nicht die geringste Gefahr, in Nichts zusammenzubrechen: der Direktor gab dem kaum siebenzchnjährigen

jungen Menschen mit vollem Vertrauen Pinsel und Farben in die Hand, und er rechtfertigte vollkommen dieses Vertrauen. Sein erstes Bild, ein Kreuzfahrer neben seinem Pferde stehend und andächtig versunken in den Anblick Jerusalems, machte Aufsehen und wurde am ersten Tage, wo es auf der Ausstellung erschien, angekauft. So ging es denn auch fort, und Roderich verlebte in diesen Jahren eine unendlich glückliche Künstlerzeit: in allem, was er malte, in kleinen und größeren Bildern, ja, in Landschaften und Portraits war ein beständiger Fortschritt sichtbar; nach ein paar Jahren arbeitete er nur noch auf Bestellung und hatte sich bereits in kurzer Zeit ein kleines Vermögen erworben.

Dabei blieb er bescheiden, liebenswürdig und gefällig und entwaffnete dadurch seine Neider und Feinde. Gern half er jungen und unbemittelten Kunstgenossen mit Rath und That, geizte nicht, wo es galt, die gemeinschaftlichen Feste zu verschönern, und wenn er hier einestheils oft mit bedeutenden Summen nicht kargte, so sah man ihn anderentheils sogar Tage und Wochen lang mit anderen Kunstgenossen großartige Compositionen auf grobe Sackleinwand malen, die alsdann, Gobelins täuschend vorstellend, zur Ausschmückung der Festsäle dienten. Dabei war Olfers ein schöner junger Mann, ein guter Reiter, ein vortrefflicher Tänzer und in allen Beziehungen das erheiternde, belebende Element jeder Gesellschaft, mochte diese Gesellschaft aus Kunstgenossen bestehen, die im Flaus- oder Schnürrocke hinter dem Bierglase oder um die Maitrank-Bowle saß, oder mochte es

eine Gesellschaft im Frack und großen Damen-Toiletten sein, die, um den Theetisch gereiht, sich mit ästhetischen Gesprächen vergnügte, oder welche im Ballsaale den jungen Mann bewundernd anschaute, welcher, nachdem er an der Ausschmückung des Saales im befreundeten Hause tüchtig geholfen, nachdem er lebende Bilder arrangirt oder die Hauptpartie in einer extemporirten Komödie gespielt, nun in toller Lustigkeit tanzte, bis die Kerzen des Kronleuchters mit stummen Schmerzenstränen ihr gar so kurzes Lebensglück beweinten.

Bei allen diesen Belustigungen, Zerstreungen, Vergnügungen und Festen aller Art war das schöne Geschlecht dem Künstler nie gefährlich geworden; wohl hatte er hier und da flüchtig geliebt, wenn man die Leidenschaft einer kurzen Stunde so nennen darf, noch häufiger sich lieben lassen, doch war er beständig so glücklich gewesen, ein solches Gefühl ohne weitere Folgen ablegen zu können, wie den Frack nach einem Ballabende, und so lebte er ein herrliches Künstlerleben, den Honig aus jeder Staude und aus jeder Blume saugend, ein siegreicher Held, wenn er vor der Leinwand stand, ernst und nachdenkend bei der Conception, herrlich und begeistert bei der Ausführung, seines Auges, seiner Hand und so des Gelingens gewiß – schäumend dagegen wie ein junger Wein, wenn er im Kreise der Genossen saß, der Lustigste der Lustigen, der Tollste der Tollen, umher schwärmend, lebend und genießend im Leuchten der sinkenden Abendsonne, wie beim düstern Glanze röthlichen

Kerzenscheines, beim strahlenden Gaslichte im Aufleuchten feuchter Augen – ein glänzender, glücklicher Schmetterling, nichts ahnend, nichts sehend von einem unzerreißbaren Netze, das um ihn gesponnen wird.

Daß Roderich in allen guten und vornehmen Häusern der Stadt eingeführt war, ist selbstredend; doch müssen wir dabei der Wahrheit gemäß gestehen, daß er lange Zeit keinem dieser Häuser den Vorzug gab oder in irgend einem von ihnen viel häufiger als im anderen gesehen wurde. Auch änderte sich das so unmerklich, daß er längere Zeit kein Gewicht darauf legte, bei dem Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Schenk gestern getanzt zu haben, nachdem er vor drei Tagen beim Diner gewesen. Seine Bekannten, besonders seine Bekanntinnen hatten schon längst über seine häufigen Besuche dort ein strenges Register geführt, ehe er sich noch selbst bewußt war, dort häufiger als anderswo hinzugehen – und wenn auch – erfüllte er damit nicht eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Seine Excellenz, die ja für ihn von einer väterlichen Freundschaft, von einer fast rührenden Sorgfalt war, und das ohne allen und jeden Eigennutz? Hatte doch der Präsident ein schönes Bild, das Roderich für ihn gemalt, mit dem bekannten Ausspruche zurückgewiesen, daß in Geschäften und Geldangelegenheiten die Gemüthlichkeit aufhöre, daß er etwas so Kostbares nicht annehmen werde, und hinzugesetzt, um den etwas beleidigten jungen Mann zu versöhnen, er werde nichts dagegen haben, wenn Roderich einmal in einer müßigen Stunde ein Blatt

Papier nehme und etwas darauf zeichne für das Album seiner Tochter Hildegard.

Seine Excellenz der Regierungs-Präsident Freiherr von Schenk hatte nämlich eine einzige Tochter, Hildegard, die für eine vollendete Schönheit und im Zeitpunkte, von dem wir reden, für zweiundzwanzig Jahre galt; ihre Neider und Feinde dagegen – und wer hat deren nicht? – behaupteten zwar, zu einer vollendeten Schönheit gehöre auch eine sanfte Rundung der Körperformen, deren sich Hildegard allerdings nicht rühmen konnte, eine feiner gezeichnete Nase, sowie ein sanfter Glanz im Auge; boshafte Wesen setzten noch obendrein hinzu, wenn man vor einem Decennium mit sechzehn Jahren zum ersten Male einen Ball besucht, so könne man unmöglich erst zweiundzwanzig Jahre zählen.

Dergleichen Aeüßerungen, die auch zuweilen Olfers zu Ohren kamen, überhörte er oder sie machten sehr wenig Eindruck auf ihn; was ging ihn auch die Tochter an, und waren nicht alle Gefälligkeiten, die er ihr erzeigte, alle Artigkeiten, die er ihr sagte, ein schuldiger Zoll der Dankbarkeit gegen ihren Vater? Denn was hatte dieser nicht alles für ihn gethan: er hatte ihm nicht nur sein Haus ein- für allemal geöffnet, er hatte ihn auch Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen vorgestellt, als dieser die Provinz besuchte und die Kunst dadurch unterstützte, daß er sich junge Künstler vorstellen ließ; er hatte es durch seine Connexionen in der Residenz dahin gebracht, daß ein Bild des jungen, damals noch nicht so bekannten Künstlers für das Museum

angekauft und er in der Folge mit dem Kronorden dekoriert wurde; er hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er fast sicher auf die nächst erledigte Professorstelle auf hiesiger Academie rechnen könne. – Und Hildegard? Sie hatte sich mit dem Ausdrücke wahrer, uneigennütziger Freundschaft über alle diese Glücksfälle so innig gefreut und hatte dabei gewissermaßen in ihrem häufigen Verkehre es an klugen Rathschlägen, wie Papa zu behandeln sei, nicht fehlen lassen, auch sonst in angenehmen und nützlichen Dingen seine Lehrerin, fast seine Erzieherin gemacht – verdankte er doch ihr allein die feinen, gesellschaftlichen Formen, die er sich angeeignet; mußte er doch ihren sachkundigen und gediegenen Bemerkungen das Verdienst zugestehen, ihm den Umgang mit der feinsten Damenwelt unter allen Verhältnissen leicht, ja angenehm gemacht zu haben! Daß Hildegard hierzu einige Zeit gebraucht und daß ihr Roderich jene Zeit bereitwillig zugestanden, versteht sich von selbst; doch hatte er selbst keine Idee davon, wie viel Zeit er auf diese Art im Hause des Regierungs-Präsidenten verbrachte und daß er nach und nach ein fast unzertrennlicher Begleiter Hildegard's geworden war; wußte sie ihn doch auf so ganz natürliche Art bei Spaziergängen aufzufinden, kannte sie doch genau die Stunden, wo er diesen oder jenen Ort besuchte, verstand sie oder vielmehr ihr Kutscher es doch so vortrefflich, irgendwo seinen Weg abzuschneiden, wobei es Hildegard fast nie unterließ, ihn in ihren Wagen zu nöthigen! Daß darüber die ganze Welt nicht nur sprach,

sondern auch die richtigsten Bemerkungen und gediegensten Combinationen machte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen, und doch müssen wir dessen mit der bündigsten Versicherung Erwähnung thun, daß er, der Held so vieler Gerede, durchaus keine Ahnung davon hatte, auf welche Art man ihn mit Fräulein von Schenk zusammenbrachte. O, hätte es damals nur einer seiner guten Freunde unternommen, ihm mit einem geraden, unverhüllten Worte die Augen zu öffnen – Anspielungen verstand er nicht, und die Leute sagten, er wolle sie nicht verstehen.

Eine wohlmeinende alte Jungfer, die sich bei ihrem eigenen freudelosen Leben wenigstens dadurch nützlich machen wollte, daß sie Anderen das Glück zu verschaffen suchte, das ihr selbst nicht zu Theil geworden, hatte ihn eines Tages gefragt, wann er heirathen werde.

»Ich?« erwiderte ihr Roderich mit dem größten Erstaunen – »daran habe ich noch gar nicht gedacht; ich finde nicht einmal Zeit, mich auch nur mit diesem Gedanken zu beschäftigen, geschweige, ihn zur Ausführung zu bringen!«

Die wohlmeinende alte Jungfer hatte sich einigermaßen gekränkt zurückgezogen, und der junge Maler hatte die Frage, die sie an ihn gerichtet, ein paar Stunden später unter lautem Lachen in seinem Innern verarbeitet und dazu gesagt: »Unsinn – wen sollte ich eigentlich heirathen? Das wäre mir überhaupt eine schöne Geschichte: ich habe mir sagen lassen und es auch schon an Freunden erfahren, daß, wenn man verheirathet ist, man unter

anderen Unbequemlichkeiten auch häufig einen sanften Zwang empfindet, der uns zu Hause hält, und eine gewisse unsichtbare Macht um sich spürt, die uns Abends veranlaßt, den Hausschlüssel seufzend wieder an seinen Platz zu hängen, und ich? – Bei meinen Excursionen in Wald und Feld, wo ich frische Luft einathme und wo mir jeder malerische Baumstamm, jedes alte, zerlumpfte Weib zu einer nützlichen Studie verhilft – ah, ich und heirathen?«

Diese Ausflüge, die er allerdings sehr häufig unternahm, nachdem er in seinem Atelier streng gearbeitet, und wo er sich in der grauen Jagdjuppe, das Skizzenbuch unter dem Arme, Tage, ja Wochen lang umhertrieb, und die er mit einer großen Rücksichtslosigkeit sogar gegen das Haus des Regierungs-Präsidenten unternahm, wann es ihm beliebte – denn er sprach selten davon, daß er fortgehe, und noch weniger, wann er wiederkehren würde –, hätten Hildegard allerdings in gewisser Beziehung die Augen öffnen müssen, wenn dies überhaupt bei ihr nöthig gewesen wäre; darüber gestand sie sich still lächelnd Manches zu, flocht aber nichts desto weniger fort und fort an ihrem starken Netze.

Da beging Roderich in einer schwachen Stunde die Unvorsichtigkeit, Hildegard anzubieten, er wolle ihr hier und da Zeichen-Unterricht ertheilen. Es ist das Unterrichten in ähnlichen Verhältnissen immer eine gefährliche Sache, besonders wenn ein Theil mit Eroberungsgelüsten im Herzen ein ganz anderes Ziel vor Augen

hat, als sich die Kunst anzueignen, die ihn der andere lehren will. Von allen Unterrichten ist nun aber der Zeichen-Unterricht der gefährlichste: das gemeinschaftliche Schauen aus einem Blatte in's andere, wobei ein angenehmes Geplauder nicht ausgeschlossen ist; das Anreihen poetischer Gedanken an eine Hütte im Walde, die man gerade abzeichnet, oder an einen sprudelnden Quell; das Berühren der Hand, wenn der Lehrer dem Schüler den Bleistift oder die Kreide nimmt, um einen falschen Strich zu corrigiren.

Olfers hatte in diesen Unterrichtsstunden manche Klippe haarscharf umsegelt, bis auch seine Stunde schlug, und es war dies eine warme Nachmittagsstunde an einem blüthenreichen, duftenden Frühlingstage. Der junge Maler hatte bei dem Regierungs-Präsidenten ein kleines, vortreffliches Diner eingenommen – Herr von Schenk liebte es, gut zu speisen und nicht schlecht zu trinken –, und da gefiel es Hildegard, in der Geißblattlaube des Gartens eine kleine Zeichnung zu vollenden. Die Blumen strömten einen berausenden Geruch aus, Schmetterlinge gaukelten von Blume zu Blume, Hunderte von Bienen schwärmten unter melodischem Summen um honiggefüllte Blüthenkelche. Da machte Hildegard einen falschen Strich und warf sich, lachend über ihre Ungeschicklichkeit, so hastig zurück, daß ihr Kopf die Brust des jungen Mannes berührte, und als sie ihn deßhalb um Verzeihung bat, legte sie ihre Hand auf die seinige und sah ihn so heiter lachend, ihre Lippen nur wenige Zoll von den seinigen, an, daß er, ohne viel dabei zu denken,

seinen Kopf neigte und sie küßte. – Sie schrak zusammen, als sei etwas ganz Absonderliches vorgefallen, ja, sie hob ihr Taschentuch an die Augen und flüsterte mit einer unendlich weichen Stimme: »Sprechen Sie mit meinem Vater!« Dann stand sie rasch auf und verschwand aus dem Garten.

Roderich war ebenfalls aufgestanden und hatte die Hände in die Taschen seiner Beinkleider versenkt und blickte ihr mit einem erstaunten, ja, verblüfften Gesichtsausdrucke nach.

Sprechen Sie mit meinem Vater! hatte sie gesagt. Als ob er mit Seiner Excellenz nicht schon häufig genug gesprochen hätte! Denn daß er auf den harmlosen Kuß hin diesmal etwas ganz Besonderes mit ihm sprechen sollte, dieser Gedanke kam ihm zu komisch vor, um ihn für Ernst zuhalten – sprechen Sie mit meinem Vater! – den Teufel auch – ah, weiter nichts? Glücklicher Weise hatte er seinen Hut in der Lande neben sich liegen, den er aufsetzte und von dannen schlich.

Sprechen Sie mit meinem Vater! – Eigenthümlich, daß er diese Worte nicht aus dem Gedächtnisse zu bringen im Stande war; sie erklangen ihm im taktmäßigen Läuten einer Kirchenglocke, die er zufällig hörte, im Rasseln der Wagen, im Gespräche der Vorübergehenden, ja, sie schienen ihm fast in den Blicken junger, bekannter Mädchen zu liegen, die ihn freundlich anschauten.

Sprechen Sie mit meinem Vater . . .

O–o–o–o! Er fühlte etwas wie einen Faden am Fuße, an dem man ihn nicht nur zu halten im Stande war, sondern

sogar zurückzuziehen nach der Geißblattlaube, um dort noch im Augenblicke unwiderruflich mit dem Vater zu reden.

Pah, dachte er bei sich selbst beschwichtigend, das sind so romantische Ideen eines jungen Mädchens, poetische Gedanken, wie man sie in Büchern liest – ich muß einen Freund über diese Geschichte befragen, aber natürlich einen, der, ohne selbst Poesie und Romantik zu besitzen, die Dinge mit nüchterner Prosa ansieht. Hierzu schien ihm Niemand besser, als der alte Walter, der damals, vor fast zehn Jahren, den jüngeren Künstlern gegenüber schon der alte Walter hieß. In der That war er in jenen Tagen fast so, wie wir ihn in dem heutigen Atelier Roderich's gesehen, auch beinahe in derselben Kleidung, einen ähnlichen zerknitterten Hut auf dem Kopfe; der einzige Unterschied zwischen damals und jetzt war vielleicht der, daß er in jenen Tagen noch kleine Bestellungen hatte und deßhalb nicht behauptete, die deutsche Kunst sei todt.

Als Roderich ihm den Fall vortrug, rauchte er seinen kurzen, irdenen, braun gerauchten Pfeifenstummel, wobei er, ein Bein über das andere schlagend, den Ellenbogen darauf und sein Kinn in die Hand stützte.

»Hm,« machte er alsdann, »dabei ist nicht viel zu sagen; Du hast nur zwei Wege: entweder Du packst augenblicklich ein und gehst ein wenig nach Amerika, oder Du thust, was sie gewollt, und sprichst mit ihrem Vater.«

»Aber um's Himmels willen, was soll ich denn mit ihrem Vater sprechen?« fragte er, sich unschuldiger stellend, als er weitaus war.

»Oho, Du hältst mich wohl für einen Kindskopf?«

»Ich weiß in der That nicht!« sagte Roderich fast heftig, während ihn ein gelinder Schauer überlief.

»Nun denn,« antwortete Walter mit einem eigenthümlichen, an ihm höchst seltenen Lächeln, »Du sagst: Eure Excellenz werden mich glücklich machen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter geben.«

»Nein, beim Himmel, das sage ich nicht!«

»Du kannst meinetwegen auch sagen, Du werdest Dich glücklich schätzen, wenn Seine Excellenz Dir ihre Tochter zur Ehe gebe.«

Der junge Maler sah seinen Freund mit einem langen Blicke an, indem etwas wie Verzweiflung in ihm aufstieg, und als jener mit einem stummen Achselzucken darauf antwortete, strich er sein Haar aus der Stirn, raste ein paarmal im Zimmer auf und ab und blieb abermals vor Walter stehen, während er ausrief: »Also Du treibst keinen Spaß mit mir – das ist Deine ehrliche Ansicht?«

»Meine ehrliche und ganz vernünftige Ansicht.«

»Ich sollte heirathen?«

»Du wirst wohl müssen – oder auswandern.«

»Was sollten unsere Bekannten dazu sagen?«

»Hm,« machte Walter.

»Oder die Stadt?«

»Hm,« wiederholte der alte Maler, wobei er seinen Kopf auf und ab wiegte, den Freund mit einem ironischen

Lächeln anschaute und dann sagte: »Höre einmal, entweder bist Du blind wie ein Maulwurf, eigentlich wollte ich sagen, Du hältst uns dafür, oder Du hast Lust, einen Scherz mit mir zu treiben.«

»Gewiß nicht, Walter, bei Gott im Himmel nicht!«

»Hm,« machte der alte Maler zum dritten Male, »so wüßtest Du also in der That nicht, daß alle unsere Freunde, daß die ganze Stadt schon lange von Deiner Verbindung zu Fräulein von Schenk spricht, welcher Du, das wirst Du nicht läugnen, eine sehr auffallende Cour gemacht hast?«

»Ich?«

»Ja, Du hast sie in's Gerede gebracht, und zwar so bedeutend, daß, wenn Du nicht mit ihrem Vater reden willst, Seine Excellenz wahrscheinlich Veranlassung nehmen wird, mit Dir ein gewichtiges Wörtchen zu sprechen!«

»Ich schaudere!«

»Ja, wie der Chor in der italienischen Oper, wo am Schlusse doch Alles richtig und gemüthlich zu Ende gebracht wird.« –

Wir wollen den geneigten Leser nicht mit einer Fortsetzung dieses Zwiegespräches ermüden, dessen Ergebnis war, daß Roderich davonstürzte mit der Versicherung, er werde nimmer und nimmer sich dazu entschließen, das gewisse Wort zu sprechen.

Da er aber auch nicht auswanderte, wie ihm Walter gerathen, so behielt dieser Recht, schauerlich Recht, denn eines Tages ließ Seine Excellenz den Maler zu sich bitten

– er hatte nämlich nach der Scene in der Geißblattlaube eine ganze Woche hindurch seine Besuche eingestellt, und da er nicht sprechen wollte, so sprach der Andere, wie sein Freund vorausgesagt.

Was Seine Excellenz eigentlich gesprochen, hatte Roderich auch seinen vertrautesten Freunden nicht eingestanden; doch war dies nicht schwer zu errathen, da einige Zeit darauf die Verlobungskarte Roderich's mit Hildegard Freiin von Schenk erschien.

So war es gekommen, daß dem jungen Maler aus unbekannter Familie das beispiellose Glück zu Theil geworden, eine solche Heirath abzuschließen, ein sehr beliebtes Thema, das von allen Bekannten des Schenk'schen Hauses, besonders aber von Hildegard mit allen möglichen Variationen verarbeitet wurde und das den ersten bedenklichen Mißton gab in dieser an sich nie glücklichen Ehe. Auch an anderen Dissonanzen fehlte es nicht: Seine Excellenz starb ein paar Jahre nach der Verheirathung seiner Tochter und hinterließ derselben nichts als Schulden; der alte, joviale Herr hatte es geliebt, feine Diners zu geben, mit guten Pferden zu fahren, Gäste bei sich zu empfangen und in Gesellschaft zu gehen.

Daß Olfers sich beeilte, einen Theil der Schulden seines Schwiegervaters zu bezahlen, wurde von seiner Frau, statt mit Freude und Dank, mit Seufzen und Klagen aufgenommen; denn, sprach sie zu sich selber, er thut das nicht, um die Ehre der Familie zu wahren, sondern um mich in größerer Abhängigkeit zu erhalten. Ueberhaupt hatte sie vom ersten Augenblicke ihrer Verheirathung an

gethan, als sei ihr die Rosenkette der Ehe zur Slavenfessel geworden: mochte Roderich thun, was er wollte, sie empfing Alles wie mit stiller Duldung, mit Seufzen, mit dem sehr verständlich ausgesprochenen Gedanken, seine Freundlichkeit ist Heuchelei, er wird es mich schon noch fühlen lassen, daß ich ihn geheirathet. Dabei aber ging sie nicht in sich zurück und mochte sich nie gestehen, daß sie diese Heirath hauptsächlich zu Stande gebracht, um einer sorgenvollen Zukunft zu entgehen, daß auch sie keine wahre Liebe in das Haus ihres Gatten gebracht.

Roderich hatte sich wie ein Mann in sein Schicksal gefunden: Hildegard war seine Frau, und wenn er sie auch, wie wir wissen, nicht liebte, so hatte sie sich doch bis zu seiner Verheirathung nie so gezeigt, daß ihm Veranlassung gegeben worden wäre, sie für herzlos zu halten.

Als ihm seine Tochter geboren wurde, hatte dieses Kind eine so warme, innige Liebe in seinem Herzen hervorgerufen, daß davon auch ein gutes Theil auf die Mutter übergegangen und so das Verhältniß noch ein ziemlich glückliches geworden wäre, wenn ihre kalte, berechnende und über alle Beschreibung mißtrauische Natur nicht so niederschlagend, so schroff zurückweisend auf das warme, herzliche Gemüth des jungen Künstlers gewirkt hatte, daß er ebenfalls nicht anders konnte, als sich kalt und verletzt zurückzuziehen.

Er warf sich nun mit der ganzen großen Liebe, deren er fähig war, auf seine Kunst, er lebte und webte in seiner Arbeit, und so kam es denn auch wohl, daß alles, was unter seinen Händen hervorging, lebensfrische Wahrheit

war. Wie wir schon früher sagten, bezahlte man ihm fabelhafte Preise für seine Bilder, und bei der Leichtigkeit, mit der er arbeitete, konnte es nicht fehlen, daß er in wenigen Jahren ein reicher Mann war, trotzdem er eher verschwendete, als kargte.

Wir haben sein Atelier gesehen, wir haben das Wesentlichste aus seiner Vergangenheit gehört und werden ihm nun in Begleitung Michel Angelo Schmitz' in seine Wohnung folgen.

Diese war in einer der neu angelegten Straßen der Stadt, ein stattliches Haus, das Olfers gekauft hatte, noch ehe es ganz vollendet war, um Manches nach seinen Bedürfnissen und nach seinem Geschmacke abzuändern. So hatte er sich auch hier ein Atelier eingerichtet, das, obgleich man es gegen das andere klein nennen konnte, doch immer noch von anständiger Größe war. Hier malte er kleinere Bilder, besonders Damen-Portraits, was übrigens nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte, doch konnte er oft nicht anders, als einen solchen Auftrag zu übernehmen, und waren es alsdann meistens Damen, für die er so viel Rücksicht hatte oder haben mußte, um ihnen den weiten Weg in das Atelier vor der Stadt zu ersparen. Ein Diener in einfacher, aber geschmackvoller Livree hatte den Beiden die Haustür geöffnet, und nachdem der Maler sein kleines Mädchen, das ihm freundlich entgegensprang, herzlich auf die Stirn geküßt, stieg er mit Schmitz auf einer breiten Seitentreppe in den ersten Stock hinauf, wo sich sein Atelier befand. Das ganze Haus war eben so reich als wohnlich eingerichtet, überall

große, behagliche Räume, überall, wo es paßte, Marmor, Vergoldung, Teppiche, Blumen, wovon wieder jedes einzelne Stück in seiner Form oder seiner Zusammenstellung die Hand eines tüchtigen Künstlers verrieth; denn alles, was man hier sah, war nach Zeichnungen Roderich's gemacht, ja, einen Plafond im Treppenhaus und einen in dem Hausflur des ersten Stockes hatte er selbst gemalt. Sein Atelier hier war gegen das andere einfach zu nennen: die Wände bestanden aus sammtartigen Tapeten von einer weichen, angenehmen grauen Farbe, die nur hier und da mit außerordentlich schönen Aquarellen und Handzeichnungen geschmückt waren. An der Nordseite befand sich ein großes Fenster, aus einer einzigen Scheibe bestehend, vor dem eine Staffelei stand mit einer eben angefangenen Landschaft. Daran arbeitete Roderich wohl am Sonntage, wenn er, um Andreas einen freien Tag zu gönnen, nicht hinausging. An einer Wand des Zimmers befand sich ein Bücherschrank mit auserlesenen Werken deutscher und fremder Schriftsteller und daneben eine reich geschnitzte Etagère mit Wappen von verschiedenen Größen.

Als Beide eingetreten waren, sagte Schmitz, indem er sich in einem Anfluge sehr behaglicher Laune die Hände rieb: »Wahrhaftig, ich weiß nicht, welchem der beiden Ateliers ich den Vorzug gebe!«

»Das könnte wohl an's die Stimmung ankommen, in der man malt,« gab Roderich zur Antwort; »hier würde man sich sehr behaglich fühlen, wenn man heiter und

vergnügt und ohnehin mit sich und der Welt zufrieden ist.«

»Ganz recht, ganz recht, man muß es mit einer Feiertagslaune, in einer sonntäglichen Stimmung betreten.«

»Deßhalb ist es auch mein Sonntags-Atelier,« sagte Olfers lächelnd, »während ich mich im anderen in jeder Stimmung zurecht, ja, behaglich finde; je ernster, ich möchte sagen, je düsterer meine Stimmung ist, um so wohlthätiger wirken dort die vielerlei, oft so bunt durch einander liegenden Gegenstände auf mich ein.«

»Hier ist Alles so niedlich und aufgeräumt,« meinte Schmitz mit einem Kopfnicken der Befriedigung, »und da hast Du ja auch eine angefangene Arbeit – ah, eine schöne Arbeit,« fuhr er fort, nachdem er vor die Staffelei getreten und das Bild beschaut – »die mußt Du bald fertig machen, das ist keine Kleinigkeit!«

»Eine Sonntagsarbeit,« versetzte Roderich, »Du siehst ihr die behagliche Feiertagsstimmung an; wenn ich nach dem Kaffee meine erste Cigarre rauche, *nota bene*; ohne vollständig angezogen zu sein, was auch, wenigstens zur Abwechslung, sein Angenehmes hat, wenn da draußen die Kirchenglocken anfangen zu läuten, dann kommt häufig eine feierliche Stimmung über mich, und ich habe versucht, eine solche Stimmung zu malen.«

»Ja, es ist ein Sonntagmorgen – der Tag des Herrn hier auf dem Bilde: nicht nur das Grün der Wiesen glänzt im Sonnenlichte so sammtartig feierlich, es haben sich die Bäume mit Blüten geschmückt, und der flimmernde

Glanz der Wärme, der dort über der fernen Wiesenebene schwebt, könnte sich an einem Arbeitstage nicht so behaglich ausnehmen – wann hast Du das angefangen?»

»Ich male schon sieben Jahre daran,« gab Roderich zur Antwort – »nicht wahr, das kann ein theures Bild werden? –, ich male nur daran, wenn ich in recht sonntäglicher, still friedlicher Stimmung bin, und diese Augenblicke sind bei mir selten.« Bei diesen Worten wandte er sich ab und zog aus der Etagère eine der Mappen hervor; er trug sie auf den Tisch, öffnete sie und fing an, die einzelnen Blätter durch die Hand laufen zu lassen.

Schmitz hatte sich neben ihn gestellt.

»Ich habe darin lange nicht mehr herumgestöbert: es sind Reiseerinnerungen aus Italien und Spanien, die ich gern vermeide anzusehen, besonders im Herbst, wenn die Schwalben heimwärts ziehen, denn da faßt mich immer ein fast unbezwinglicher Drang, ihnen zu folgen.«

»Das ist – aus Genua – aus Florenz – aus Rom.«

»Ja – dasselbe, was Hunderte schon vor mir gezeichnet, gemalt, in Skizzenbüchern und Mappen mit nach Hause gebracht und was nach mir Hunderte und Hunderte malen werden: Pifferari, Hirten und sonstige Bewohner der wunderbaren Campagna in mit Vernunft begabten und unvernünftigen Exemplaren, unter den letzteren namentlich besonders prachtvolle Kerle – sieh' diesen zottigen Wolfshund; so ein Ungeheuer macht sich nichts daraus, Dich zu zerreißen, wenn ihn sein Herr, der Hirt, nicht zurückriefe – da hast Du Büffel aus den pontinischen Sümpfen – eine Herde Ochsen aus der Umgegend

Roms, das magere, behende Pferd eines Treibers derselben und den geduldigen Esel.«

»Man sollte glauben, Du habest Thiermaler werden wollen,« sagte Schmitz lachend.

»Es ist dort Alles unaussprechlich schön, und wenn wir weiterblättern, wirst Du sehen, daß ich keinem Dinge, sogar nicht den lebendigen Wesen vor den leblosen Gegenständen den Vorzug gegeben habe – da hast Du die Römerin – hier Mädchen aus Trastevere – dort ein Weib aus Nettuno – hier eine Albanerin.«

»Du warst erstaunlich fleißig!«

»So, so,« antwortete Roderich zerstreut; »doch gehen wir zu Spanien über. Als Ausbeute für einen Maler gebe ich diesem Lande den Vorzug – hier will ich etwas für Dich suchen.«

»Ah, das wird mich außerordentlich freuen!«

Roderich wandte diese Blätter hastiger um, als er es mit den italienischen gethan hatte; er durchflog seine Studien aus Barcelona, Valencia, Madrid, und betrachtete erst langsamer, als er nach Sevilla kam. »Da, das soll für Dich sein, Schmitz,« sagte er endlich, wobei er ein Blatt hervorzog und es dem kleinen Sammler einhändigte.

Dessen Gesicht überflog ein leuchtender Strahl der Freude, denn es war nicht nur eine flüchtige Zeichnung, was ihm der Andere gegeben, sondern ein sorgfältig ausgeführtes Aquarell, wie es Roderich wohl seit langen Jahren nicht mehr gemacht und auch wohl so bald nicht

mehr fertigen würde: es stellte eine Volksscene aus Triana bei Sevilla vor; man sah im Hintergrunde den goldenen Thurm und die Ufer des Guadalquivir; vorn stand ein junges Mädchen in der reizenden Tracht der Sevillanerinnen und wählte unter Blumen, Nelken und Granatblüthen, die ihr ein paar halbnackte, baarfüßige, krausköpfige Buben darboten – drei Köpfe, als wenn sie Murillo gemalt.

Schmitz legte das Aquarell vor sich auf den Tisch, faltete seine Hände und sagte mit einem rührenden Blicke der Dankbarkeit: »Nein, Roderich, das ist zu viel, Du schenkst mir da ein Kapital!«

»Keineswegs, ich gebe Dir etwas, was bei mir vielleicht für immer in dieser Mappe vergraben läge und das bei Dir wieder zu Ehren kommt . . . – dort wird es wenigstens gesehen,« setzte er nach einer Pause hinzu, während welcher er nachdenkend zum Fenster hinausgeblickt.

»Gesehen und bewundert!« rief der glückliche Schmitz – »ah, wie wird sich auch Conchitta darüber freuen! Weißt Du, Roderich,« fuhr er im Gefühle des Dankes voll Geschwätzigkeit fort, »sie hat schon gewünscht, von Dir ein Aquarell zu sehen, und mich danach gefragt! Ich wußte wahrhaftig nicht, ob Du welche gemacht – sie meinte, Du hättest Dich nie damit abgegeben; denn mit vollem Rechte sagte sie, wer aus seinen kolossalen Bildern mit den gewaltigen Compositionen einen so breiten, markigen Pinsel führt, wie Du, der könne sich nicht dazu herbei- und herablassen, kleine, zierliche Aquarellen auszuführen!«

»Nun denn, wenn Du es ihr zeigst, so sage, das sei eine Arbeit früherer Jahre, wo mich Spanien, das herrliche Land, begeistert, und wenn ich auch lange nichts mehr dergleichen gemalt, so gelüstet es mich fast wieder, einen Versuch zu machen, wenn mir Conchitta zu einer sevillaner Scene sitzen wollte.«

»Das wäre interessant, aber eine unverantwortliche Zeitverschwendung!«

»Geh', Egoist, ich glaube, Du sähest es nicht einmal gern, wenn ich wieder ein Aquarell dem Deinigen ähnlich zu Stande brächte! Doch sei unbesorgt, ich komme nicht so bald wieder dazu.« Er schloß die Mappe wieder, und während er dieselbe an ihren Platz trug, fuhr er fort: »Du könntest mich wohl einladen, Deine Sammlung anzuschauen, man sagt, Du hättest viel Schönes zusammengebracht.«

»Wozu braucht es da einer Einladung – Freunde, wie Du, sind stets willkommen!«

»Gut, ich will mir das merken.«

Der Diener, welcher den beiden Freunden vorher die Thür geöffnet hatte, erschien und meldete, daß servirt sei.

»Willst Du mithalten, Schmitz?«

»Nein, ich danke Dir von Herzen, Roderich; nach guter, bürgerlicher Sitte habe ich schon um zwölf Uhr gegessen, obendrein hast Du mich so reich gemacht, daß mir vor lauter Freude kein Bissen schmecken würde – nochmals meinen herzlichsten Dank.«

»Laß das sein und bleib mir gewogen,« sprach Roderich lachend, indem er den kleinen, schwächlichen Mann fest unter den Arm nahm und sorgsam die Treppe hinab geleitete.

Das Eßzimmer des Hauses war, ähnlich den übrigen Räumen, reich, elegant, geschmackvoll. Auch in diesem Gemache hatte sich Roderich's Meisterhand verewigt: die Wände desselben waren durch geschnitzte Stäbe von Eichenholz in große Panneaux getheilt, in welche er, der Bestimmung des Zimmers gemäß, Gruppierungen von Wildpret, Vögeln, Fischen und Früchten gemalt hatte, und zwar so natürlich und täuschend, daß Jemand, der hier zum ersten Male eintrat, darauf geschworen hätte, es sei möglich, dort jenen Hasen oder hier die Gruppe Krammetsvögel von der Wand zu nehmen. Der Eßtisch stand in der Mitte des Zimmers, die Frau des Hauses saß bereits daran und hatte ihr kleines Mädchen neben sich.

Roderich setzte sich und der Bediente stellte den Suppenteller, den Madame gefüllt, vor ihn hin; er aß mit Appetit, die Kleine ebenfalls, wogegen die Frau des Hauses kaum einen Löffel Suppe nahm und sich dann seufzend und leise hustend in ihren Stuhl zurücklehnte. Roderich schien das nicht zu bemerken, und erst als sie ein paar andere Schüsseln vorübergehen ließ, indem sie dieselben, ohne sie auch nur zu betrachten, mit der umgekehrten Hand von sich wies, fragte er: »Du scheinst heute keinen Appetit zu haben, Hildegard?«

»Ich fühle meine Migräne kommen – ich fühle das immer, wenn ich in der Sonnenhitze war oder meine Nerven durch etwas aufgeregt worden sind.«

»Ja, ja, Du warst in der Sonnenhitze,« gab er mit angenommener Gleichgültigkeit zur Antwort, indem er sich beeilte, eine vortreffliche Hammels-Cotelette zu verzehren, die ihm mit den ersten, frischen Bohnen dieses Frühjahres serviert worden war. Wie gesagt, er beeilte sich, und zwar mit dem Gefühle des Wanderers, der ein schützendes Obdach zu erreichen sucht, weil er am Horizonte Gewitterwolken emporsteigen sieht.

Sie seufzte aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens und warf einen Blick zu ihm hinüber, den er glücklicher Weise nicht sah.

»War der Prinz mit seinem Besuche in meinem Atelier zufrieden?« fragte er nach einer sehr langen Pause.

»O, der Prinz war sehr zufrieden,« antwortete sie mit einem gewissen, ihm sehr wohl bekannten Lächeln, einem Lächeln, das nicht aus ihrem Herzen kam und nur wie fernes Wetterleuchten drohend um ihre zusammengepreßten Lippen zuckte – er war außerordentlich zufrieden, denn er fand in dem Atelier des berühmten Malers, was ein Herr von den Liebhabereien des Prinzen nur zu finden hoffen darf: Weiber, Wein und lustige Lieder!«

»Nun, ich hoffe, er fand auch ein vortreffliches Bild dort,« erwiderte er mit großer Ruhe.

»Davon sprach er weniger; er konnte es nicht genug rühmen, welch heiteres, lustiges, angenehmes Leben diese Künstler führten, er sprach mit Begeisterung davon und von Deinem schönen Modell.«

»Wenn Du Dir auch nie die Mühe gabst, das junge Mädchen, von dem Du in so geringschätzenden Ausdrücken sprichst, näher kennen zu lernen, so weißt Du doch genau, daß Sennora Conchitta kein Modell ist, was man nämlich gewöhnlich unter jenem Ausdruck versteht.«

»Dieses Modell,« fuhr sie mit angenommenem kaltem Tone fort, den der lebhaftige Blick ihrer Augen Lügen strafte; »um das er Dich beneidet, sowie auch andere Künstler, soll, wie ich gehört, nur aus ganz besonderer Gefälligkeit gegen Dich Dein Atelier besuchen.«

»Mein liebes Kind,« wandte sich Roderich an das kleine Mädchen, »willst Du noch etwas von dieser süßen Speise? Oder wenn Du genug davon hast, so gehe zu Friedrich und laß Dir von ihm Erdbeeren geben.«

»Ja, Papa, ich will lieber Erdbeeren, aber vorher sollst Du noch einen dicken Kuß haben!« Damit sprang das Kind seinem Vater auf den Schooß und küßte ihn herzlich auf beide Backen, ehe es hinausging.

»So,« sagte Roderich in stiller Ruhe, »jetzt wären wir wenigstens allein.«

»Allein!« rief sie mit einem krampfhaften Lachen – »allein – o, mein Gott, ja, allein, das ist das richtige Wort, welches mir wahrhaftig Niemand zuzurufen braucht – allein! Ich sollte es in jede Fensterscheibe eingraben lassen,

alle Wände damit bedecken, es in Einem fort wiederholen: allein, allein! – Aber was kümmerst Du Dich darum? Du gehst Deinen Vergnügungen nach, Du verläßt in der heitersten Laune von der Welt Dein Haus, um Lustbarkeiten aufzusuchen, wie sie sich die ausschweifendste Phantasie eines Mannes nur denken kann: Weiber, Wein und lustige Lieder!«

»Du willst wohl damit sagen, ich verlasse Morgens mein Haus, um zu meiner Arbeit zu gehen?«

»Ah ja, zu Deinen Arbeiten! Gott sei es geklagt – ich sitze allein zu Hause mit meinem Kummer und meinen Sorgen!«

»Kummer und Sorgen?« konnte sich Roderich nicht enthalten, ihr fragend zu antworten, indem er einen Blick auf das reiche Tafel-Service und auf das elegant ausgestattete Eßzimmer warf.

»O, ich verstehe diesen Blick,« rief sie mit steigender Heftigkeit; »Gold, Silber und Verzierung rings um mich her! Aber was nutzt mich das alles, ohne . . . «

»Zufriedenheit in Deinem Herzen,« warf er rasch ein; »unterlaß es doch endlich einmal, diese ungegründeten Klagen laut werden zu lassen, diese gleichen Szenen immer und immer zu wiederholen! Glaube mir, Hildegard, ich gewöhne mich noch daran, wie man sich an das Gift gewöhnen kann!«

»Ja, daß Dir jedes meiner Worte Gift ist, brauchst Du mir wahrhaftig nicht zu sagen; aber gestehe mir zu,« fuhr sie mit heftiger Stimme fort, »daß ich mit bewunderungswürdiger Fassung dulde und leide, ja, still für mich leide

und dulde, und daß das, was Du Szenen zu nennen be-
liebst, gewiß nicht durch mich hervorgerufen wird – wie
kann ich armes Weib es hindern, daß Du in Deinem Ate-
lier ein lustiges Leben führst, ein Leben, wie es sich wahr-
haftig nicht schickt für den Gatten und Vater – aber, wie
gesagt, ich trage das mit stiller Duldung; nur wenn man
mir Dein Leben auf so schonungslose Weise in's Gesicht
wirft . . . «

»Und wer that das?« fragte er in ziemlich lautem Tone,
indem die Ader auf seiner Stirn anschwell.

»Du magst noch fragen? Heute der Prinz, indem er die-
ses Dein lustiges Leben, Deine heiteren Lieder, Deinen
Wein und die schönen Weiber Deiner Umgebung lobte –
morgen ein Anderer, und . . . «

»Uebermorgen,« sprach er wieder in seinem gewöhnli-
chen, ruhigen Tone, »ein ganzer Chor guter Freundinnen,
denen es bei süßem Kaffee das größte Vergnügen ist, her-
auszufinden, welcher ihrer Männer das größte Scheusal
und welche von ihnen die erbarmungswürdigste ist – o,
wir kennen das!«

»Ja, Du kennst das!« rief sie mit einem Blicke nach
oben, und wir sind nicht ganz gewiß, ob sie sich mit die-
sem Ausrufe an Roderich oder an den höchsten Lenker
aller menschlichen Schicksale wandte – »ja, Du kennst
das und Du kennst auch mein Leben!«

»Gott sei Dank, daß ich das kenne, und wenn es mir
erlaubt ist, einmal einen Tag dieses Deines Lebens zu

skizziren, so glaube ich, könnten wir zu einem ganz behaglichen Ergebnisse kommen – nach einer ungestörten Nachtruhe . . . «

Sie seufzte tief.

»Läßst Du Dich durch Dein Mädchen ankleiden, nachdem Du vielleicht vorher ein Bad genommen, wir frühstücken zusammen, und hier mußt Du mir zugeben,« sprach er in ernsterem Tone, »daß dieses Frühstück heiter und vergnügt zu verlaufen im Stande ist, wenn Du nicht durch eine unbedeutende Kleinigkeit veranlaßt wirst, mir meinen Kaffee zu versüßen.«

»Ich gebe zu, daß Deine Laune am Morgen ungetrübt ist – natürlich, Du nimmst Dein Frühstück so eilig als möglich, da Du es kaum erwarten kannst, dieses Haus zu verlassen, wo Dir Alles eine Qual ist!«

»Du machst hierauf Toilette,« fuhr er fort, ohne diese Einrede speziell zu beantworten, »Du läßt anspannen und fährst aus, um Deine Freundinnen zu besuchen, Du kommst um die Mittagszeit vielleicht nach Hause, liest ein neues Buch oder ein unterhaltendes Journal, siehst Dich nach Margarethen um, und so kommt die Zeit heran, wo wir wie jetzt behaglich mit einander zu Mittag speisen.«

»Behaglich – o, mein Gott!«

»Du hast Recht mit Deinem Seufzer – ich habe mich falsch ausgedrückt; ich hätte eigentlich sagen sollen, wo wir behaglich zu Mittag speisen würden, wenn es Dir

nicht beliebte, die kleinen Szenen vom Kaffeetische fortzusetzen oder, wie so eben jetzt, neue in Angriff zu nehmen.«

»Ah, Du verlangst eine Frau, die nichts Ungehöriges sieht, die nichts, sei es noch so Tolles und Anstößiges, hört oder rügt – eine blinde und stumme Sklavin!«

»Es wäre mir lieb,« sagte er mit einer Miene des Ueberdrusses, »wenn wir ein für alle Mal über dieses Sklaventhum hinweg wären. Du magst das in Deinen Kaffeegesellschaften, im Kreise gleichgestimmter Seelen allenfalls geltend machen und wirst auch gewiß verstanden und bedauert werden, aber in Gegenwart vernünftiger Leute, zu denen mich zu zählen auch ich die Berechtigung habe, klingen die Klagen etwas absurd, was Jeder ersehen wird, wenn er einen Tag Deines gewöhnlichen Lebens betrachtet: nach dem Mittagessen . . . «

»Genug, genug!« rief sie heftig in entrüstetem Tone. »Was nutzt mich das Aufzählen all' dieser Lichtseiten, wenn man den tiefen, schwarzen Schatten daneben nicht sehen will!«

»Nach dem Mittagessen,« fuhr er mit großer Ruhe fort, »will ich mit Dir plaudern, während ich gemüthlich meine Cigarre rauche, aber Du hast entweder Kopfwegh oder Du bist fatigirt, mußt irgend ein dringendes Geschäft besorgen oder Du läßt mich sprechen, um mich beim ersten harmlosen Ausdrücke, beim ersten irgend hiezu möglichen Worte mit irgend einer Klage, mit irgend einer pikanten Bemerkung zu unterbrechen; findest Du es zufällig einmal nicht für gut, direkt mit mir anzubinden,

so schmäht Du auf meine Freunde oder lobst das unvergleichlich glückselige Leben Deiner Freundinnen, während Du . . . «

»Es ist nur schade,« warf sie gereizt dazwischen, »daß Niemand die schöne Schilderung hört, die Du von Deiner Frau entwirfst, das heißt,« fuhr sie mit einem bitteren Lächeln fort, »eine Schilderung, die Du mir heute einmal wiederholst und die Du gewiß Deinen Vertrauten schon oft von mir gemacht, denn woher käme sonst die Mißachtung, die ich von Deinen Freunden zu erdulden habe.«

»O, o,« machte Roderich, und es fuhr etwas wie ein Lächeln über seine nach und nach finster gewordenen Züge, »auch dieses Kapitel kenne ich, Mißachtung meiner Freunde: es hat Dir Jemand ein unschuldiges Wort gesagt, das Dich verletzt, es grüßte Dich Jemand nicht achtungsvoll genug – statt nun zu glauben, jener habe seine Bemerkung in einem ganz harmlosen Sinne gemacht und dieser Dich nicht gesehen, bist Du überzeugt, man habe Dich beleidigen wollen, weil es zwei Freunde von mir waren, denen ich natürlich die schrecklichsten Dinge über Dich gesagt.«

Hildegard stieß einen tiefen Seufzer der Befriedigung aus; es war, als wollte sie sagen: dieser Wahrheit läßt sich nichts mehr zusetzen.

»Wie oft habe ich Dir schon versichert,« fuhr Roderich wieder mit großem Ernste fort, »daß ich mit fremden Leuten nie über Dich rede.«

»Woran ich nicht im geringsten zweifle,« warf sie mit ungemeiner Zungenfertigkeit dazwischen. »Du schämst

Dich Deiner Frau, Du ignorirst sie, wo es Dir möglich ist – o, es soll etwas höchst Angenehmes sein, noch als verheiratheter Mann, als Vater den Junggesellen zu spielen!«

»Hildegard!« stieß er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, während eine tiefe Röthe seine Stirn umzog; doch sagte er gleich darauf mit einem bezeichnenden Achselzuckem »Aber wozu mich ereifern? Ich will Dir lieber ein Bild Deines Tages vollenden.«

»Ja, meines Tages,« rief sie, rasch ausstehend, indem sie ihren Stuhl unfanft zurückstieß, »meines Tages voll Jammer und Qual! Breite sie nur aus, die goldenen Fesseln, mit denen Du mich zu Deiner Sklavin machst, wirf nur Deine Blicke im Zimmer umher, über dieses reiche Tafel-Service hin, Du warst ja in Deiner poetischen Erzählung gerade hier« – sie zeigte auf den Tisch – »stehen geblieben.«

»Nein, bei meiner gemüthlichen Cigarre,« versetzte er in beruhigterem Tone, »nach welcher ich Dir gewöhnlich einen Spaziergang vorschlage, welchen Du in den meisten Fällen ablehnst.«

»Ja.«

»Dann fährst Du für Dich spaziren mit meiner Tochter und gehst Abends in irgend eine Gesellschaft, in's Theater oder in ein Concert, und das ist der Tag einer deutschen Sklavin!«

»Ja, ganz richtig,« sagte sie nach einem minutenlangen Stillschweigen, während sie am Tische stand und die

rechte Hand darauf stützte, »so ist der Tag einer deutschen Sklavin, so ist mein Tag, voll Lust und Freude, voll Gold und Schimmer, aber ohne Liebe!«

Wir können hier nicht verschweigen, daß eine Scene wie die eben geschilderte zwischen beiden Gatten leider sehr häufig in demselben Verlaufe, ja, fast mit den gleichen Worten stattgefunden hatte, und wir müssen hinzufügen, daß, als Hildegard zum ersten Male ihrem Gatten den Vorwurf machte, als führe sie wohl ein glänzendes Leben, aber ein Leben ohne Liebe, ihn diese Anklage, so ungerecht sie auch war, doch tief erschütterte, denn auch er wußte seit Jahren schon wohl, was es heiße, ein Leben ohne Liebe zu führen.

Damals hatte er geschwiegen, ja, sein Haupt schmerzlich bewegt auf die Brust niedersinken lassen, ja, er hatte die Hand gegen sie ausgestreckt und ihr gesagt: »Es ist wahr, Hildegard, wir haben bisher ein Leben geführt, ohne das Glück der Liebe zu kennen; ich bedauere Dich aus tiefstem Herzen, ich bedauere mich selbst, aber laß dieses Wort nur ein einziges Mal gesprochen sein, laß es verschwinden wie ein düsteres Gespenst beim ersten Scheine der Morgensonne, der uns den neu anbrechenden Tag gegenseitiger Duldung, Achtung und herzlicher Freundschaft bringt.«

Hätte sie damals ihre Hand in die seinige gelegt, hätte sie damals gesagt, laß uns ringen und streben, daß unsere Seelen sich finden, so würde wahrscheinlich aus gegenseitiger Duldung Freundschaft geworden und aus

dieser über dem Haupte ihres Kindes eine herzliche Liebe entstanden sein.

Anstatt aber so zu fühlen, herzlich und mild, sah sie in seinem weichen, entgegenkommenden Wesen eine schlimmere Bestätigung ihrer Worte, und statt ihm veröhnend ihre Hand zu reichen, hatte sie das furchtbare Wort in kalter, verächtlicher Steigerung ihm nochmals in's Gesicht geschleudert, »ja, ein Leben ohne Liebeä, mit dem Zusatz: »denn Anderen gilt Deine Liebeä. Und dann hatte sie wie im Gefühle eines Sieges triumphirend das Zimmer verlassen.

Damals war er in flammendem Zorne aufgesprungen mit bebenden Lippen, während seine zitternde Hand unwillkürlich nach einem Messer griff, welches neben ihm auf dem Tische lag, das er aber in der nächsten Secunde von sich schleuderte, als brenne es zwischen seinen Fingern. Bei der zweiten Scene ähnlicher Art, wo sie mit kleinen Aenderungen doch wieder zum gleichen Resultate und zum Worte kam, hatte dieses schon viel von seinem ersten, erschütternden Eindrucke verloren; doch sprang auch dieses Mal noch Roderich hastig empor und rief ihr zu: »Auf diese Anklage hin sollst Du hören, was ich Dir zu erwiedern habe: ja, es ist wahr, wir führen ein Leben ohne Liebe, wie unsere erste Bekanntschaft, wie die sonst so glückliche Zeit der Brautschaft, wie unsere Ehe kein Resultat der Liebe, sondern ein Ergebniß kalter Berechnung war! Und doch,« fuhr er weicher fort, »habe ich aus ehrlichem Herzen mein Bestes dazu gegeben, um nach und nach und mühsam dahin zu gelangen, was

Anderen in unendlicher Glückseligkeit von einem besseren Schicksale verschwenderisch zugeworfen wird – doch Du hast dem widerstrebt, Du glaubtest, dem jungen Maler aus unbedeutender Familie sei vollkommen genug geschehen, als er der Ehre theilhaftig geworden, in Deine hochadelige Familie aufgenommen zu werden – gut denn,« er hatte allerdings mit großer Bitterkeit hinzugesetzt: »ich bin überzeugt, den Namen dieser vornehmen Familie auf's Neue vergoldet zu haben, und da Du kein Verlangen zu tragen scheinst nach einem innigen Verkehr mit Deinem Gatten, so laß Dir an dem Glanze und Schimmer genügen!«

Als ähnliche Scenen aber unablässig wiederkehrten, hatte er auf oft noch viel schlimmere Worte und auf umständliche, wiewgleich falsche Anklagen nie mehr mit Heftigkeit geantwortet; gewöhnlich hatte er sich begnügt, sich achselzuckend abzuwenden oder auch zuweilen versucht, dem Zorne seiner Frau dadurch die Spitze abzurechen, daß er ihre Anklagen vervollständigte und, wie heute, nachdem sie ihm gesagt, sie führe ein Leben ohne Liebe, hinzusetzte: »Natürlicher Weise, weil ich eine fabelhafte Menge Anderer liebe!«

Dann hatte er sich ebenfalls erhoben, aus einem Kistchen auf dem Kamingesims eine sehr gute Cigarre geholt, diese angezündet und war alsdann mit Margarethe in den kleinen Garten hinter dem Hause gegangen und hatte ihr dort in ihren kindlichen Spielen beigestanden. Werden berühmten Maler hierbei aber genauer betrachtete,

mußte merken, daß er dabei Manches wie in großer Zerstreuung that und sich häufig von dem kleinen Mädchen mußte tadeln lassen. Dann fuhr er wie aus tiefem Traume auf, nahm das Kind beim Kopfe, küßte es herzlich auf sein blondes Haar und sagte, während etwas wie Wehmuth in seiner Stimme zitterte: »Du hast Recht, meine gute Margarethe, ich habe das falsch gemacht; Du weißt es besser und mußt es besser wissen, Du fängst erst an zu spielen, während ich dergleichen schon längst vergessen habe und an keine Spielerei mehr denken darf.«

III. IN EINEM THAL BEI ARMEN HIRTEN.

In der Stadt, in welcher unsere dieses Mal ganz besonders wahre Geschichte spielt, und gerade nicht in dem eleganteren Theile derselben, befand sich eine sehr schmale Straße, welche den poetischen Namen Wurstgasse trug, eine Benennung, welche wohl nicht von irgend einer delikatsten Wurstart herkam, die hier erfunden oder angefertigt wurde, sondern wohl eher von der wurst- oder darmartigen Biegung dieser Gasse, welche in einer äußerst figürlichen Schlangenlinie zwei Hauptstraßen der Stadt mit einander verband.

Die Wurstgasse war eine stille, aber dabei ehrwürdige Gasse, still, weil in ihr des mangelnden Lichtes wegen wenige Handwerker ihr geräuschvolles Leben trieben, ehrwürdig, weil sie zu den ältesten Passagen der Stadt gehörte und große, stattliche Häuser aufzuweisen hatte, die mit ihren gezackten und verzierten Giebeln, ihren verschnörkelten Fenster- und Hausthüreinfassungen,

ja, die hier und da mit einem adeligen Wappen über dem Portale versehen waren, wohl eine bessere Stelle verdient hätten, als hier in einem so lange andauerndern Halbdunkel Morgens und Abends bei spärlichem Sonnenlichte, das nur bei hoher Mittagszeit in einer feinen, seltsam gezackten Linie blitzartig auf dem Straßenpflaster sich zeigte.

Es wird sonderbar erscheinen, wenn wir hier die Mittheilung machen, daß in dem von uns beschriebenen Wurstgäßchen eine Menge junger Künstler ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, und doch war dem so: es befanden sich hier nicht nur Wohnungen, sondern auch sogar zahlreiche Maler-Ateliers, letztere freilich auf der Rückseite der alten Häuser, welche oder vielmehr ihre Besitzer vom vorzeitigen Reichthume und Glanze ziemlich ausgehende Höfe und Gärten behalten hatten, von denen die Hälfte auf der einen Seite der Straße gegen Norden lagen, also das passendste Licht boten.

Die Besitzer eines Theiles dieser Häuser hatten, da es in der Stadt überhaupt an Ateliers und ihnen, der engen Gasse wegen, an Miethsleuten mangelte, größere Räume auf der Rückseite hierzu passend eingerichtet und dabei ein gutes Geschäft gemacht; auch hatte die finstere Gasse durch die größtentheils lustigen jungen Leute und ihr fröhliches Treiben ein beziehungsweise heiteres Ansehen gewonnen, und besonders dadurch, daß die düstere Vorderseite der alten Gebäude durch eben dieses Leben und Treiben auf mannigfaltige Weise bunt verziert erschien:

hier sah man ein paar Blumenstöcke mit lebenden, andere mit vertrockneten Blumen, dort einen großen Vogelbauer mit einem lustig schlagenden Distelfinken und beinahe gegenüber einen mächtigen Käfig von Messingdraht mit einem ausgestopften Papagei, der aber merkwürdiger Weise auf's deutlichste verschiedene Worte auf die Straße hinabrief: »Lump! Spitzbub! Haltet den Schelm! Guten Morgen, alter Jakob!« und dergleichen Redensarten mehr, wie sie im gewöhnlichen und also auch im Künstlerleben vorzukommen pflegen.

Andere Verzierungen der Wurstgasse bestanden aus flatternder Wäsche, aus einstens farbig gewesenen und jetzt abgebleichten Malerkitteln, deren Ueberbleibsel als Vorhänge benutzt wurden, auch wohl als bunte Fahnen verschiedener Nationalitäten mit den hierzu scheinbar passenden, aber gewöhnlich sehr improvisirten Wappenschildern, deren Devisen indessen nicht selten als anstößig für das Land, das sie vorstellen sollten, von der hohen Polizei entfernt worden waren. Ein gleiches Schicksal hatte gar oft die von den Künstlern in einer ihrer zahlreichen Mußestunden fabricirten Aushängetafeln mit der Anzeige verschiedener bürgerlicher Gewerbe getroffen, die, da deren Besitzer nicht auffindbar waren, auch nicht geduldet werden konnten.

So schien sich eines Tages die Wurstgasse für die gesetzmäßige und natürliche Inslebenbeförderung des Menschengeschlechtes lebhaft zu interessiren, denn an

einem schönen Morgen hatte es der vielen Anzeigen wegen den Anschein, als hätten sich sämtliche Hebammen der Stadt in's Wurstgäßchen zurückgezogen.

Ein anderes Mal bemerkte man, zart anspielend auf irgend ein bekanntes Bild dieses oder jenes Bewohners, die Ankündigung eines Kohlenlagers, einer Indigohandlung, einer Türkischrothfärberei oder einer Niederlage vom allerechtesten schweinfürter Grün.

An Sommerabenden gewann das Wurstgäßchen kurz vor der Dämmerung ein äußerst behagliches Ansehen; dann lehnten die jungen Künstler, meistens die langen Pfeifen rauchend, an ihren verschiedenen Fenstern, und ein Witzwort, das an einem Ende der Gasse Preis gegeben wurde, pflanzte sich wie ein Rottenfeuer bis an's andere Ende mit allen möglichen Zusätzen und Verzierungen fort. Wehe einem harmlos Dahinwandelnden, wenn er zu diesem Witzworte Veranlassung gegeben hatte, denn er lief dann nicht selten moralisch Spießruthen, wobei er nichts thun konnte, als allenfalls eine Faust in den Sack zu machen und Gott zu danken, wenn er das Wurstgäßchen hinter sich hatte.

Auch heitere und mehr noch sentimentale Lieder hörte man hier oft und unter sehr mangelhafter Gitarrebegleitung erklingen, wobei es nicht immer die schönste Wirkung machte, wenn auf dieser Seite das Lied ertönte:

»Dich verlieren soll ich, dich verlassen,
Dich, die meine Seele ganz erfüllt?«

und drüben dazwischen gesungen wurde:

»Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein.«

Zuweilen vereinigten sich aber ein Dutzend dieser kräftigen Stimmen, und wenn alsdann ein berühmtes Lied erschallte, wie zum Beispiel:

»Als ich an einem Sommertage,
O Lieb', o Seel', o Herzenskind,
Hurrah!«

so konnte man sicher sein, daß dieses Hurrah einen ganz besonders kräftigen Wiederhall im Wurstgäßchen fand.

Wenn es der Raum dieser Blätter gestattete, so könnte man, davon sind wir fest überzeugt, manches der Häuser mit ihren Bewohnern in den Rahmen unserer wahrhaften Geschichte mit hineinziehen, doch müssen wir uns begnügen, den geneigten Leser vor eines der größten und stattlichsten Gebäude zu führen, welche das Gäßchen besaß, ein altes, dunkelgraues Haus, aber von so solider Bauart, daß es heute noch unverändert in jeder Linie, in jedem Bogen seiner Construction gerade so stand wie damals, wo die Maurer und Zimmerleute bei seiner Vollendung Abschied von ihm genommen. Wie die meisten Häuser alter Städte und so auch die des Wurstgäßchens, hatte das Haus seinen Eigennamen, den es seit mehr als zwei Jahrhunderten geführt und welcher weder der des Erbauers noch der eines der darauf folgenden Besitzer dieses Hauses war; es hieß nämlich ›Zum goldenen Apfel‹, und war dieser Name bildlich über der breiten

Eingangsthür, aus Stein gehauen und einst vergoldet gewesen, zu sehen. Lange Zeit hatte weder einer der hier wohnenden Künstler, noch irgend einer von denen, die gegenüber ihr Quartier aufgeschlagen hatten, dem Apfel mit seiner fast ganz abgenutzten Vergoldung einige Aufmerksamkeit geschenkt; endlich in politisch unruhigen Tagen war ein sinniger Kopf auf den Gedanken gekommen, den harmlosen goldenen Apfel in einer Nacht schwarz-roth-golden anzumalen und so zum deutschen Reichsapfel zu stempeln, welcher Name außerordentlich gefiel und von da an für das alte Haus beibehalten wurde.

Dorthin führen wir den geneigten Leser und ersuchen ihn, mit uns unsichtbarer Weise einzutreten, um den ›deutschen Reichsapfel‹ kennen zu lernen.

Unten im Erdgeschoß desselben befand sich eine Speccereihandlung und konnte man auf einer Tafel lesen, daß hier Flaschenbier über die Straße verkauft werde.

Als zu eben genanntem Geschäfte gehörig, war der ganze untere Raum des Hauses, einschließlich des breiten Thorweges, mit vollen und leeren Fässern, Kisten und Ballen angefüllt, und erforderte es bei dem hier herrschenden Halbdunkel eine ziemliche Kentniß, um sich durch dieses Labyrinth von Gegenständen aller Art durchzuwinden. Hatte man aber so den unteren Theil des Hauses durchschritten und gelangte auf der andern Seite in den hofähnlichen Garten oder gartenähnlichen Hof, so war man erstaunt, hier einen so schönen,

wenngleich verwilderten Raum zu sehen, und fand es begreiflich, daß der Hausbesitzer bei diesem prachtvollen Nordlichte in den oberen Stockwerken Ateliers für Maler eingerichtet hatte. Dort hinauf führte eine zierliche, steinerne Wendeltreppe auf dem Hofe, welche in ihrer künstlerisch schönen Construction und beschattet durch eine mächtige Linde häufig von den jungen Künstlern bei den verschiedenartigsten Zeichnungen und Bildern benutzt wurde.

Wir steigen die Treppe hinauf und kommen auf einen ziemlich großen Vorplatz, wo wir ein paar alte Koffer stehen sehen, einige zerbrochene Bierflaschen, Ueberbleibsel von sehr verblichenen goldenen Rahmen, eine alte Staffelei mit einem abgebrochenen Fuße und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

Eine der hohen Wände dieses Vorplatzes ist mit grotesken Kohlenzeichnungen bedeckt, und sind dies offenbar Karikaturen von Freunden und Bekannten; ein eigentümlicher Duft, gemischt aus Terpentingeist und dem scharfen Geruche der Oelfarben, erfüllte diesen Raum, der ein einziges großes Fenster hat, das aber wohl, wie wir aus Spuren von Spinnweben an den rostigen Riegeln sehen, niemals geöffnet wurde.

Es ist in später Nachmittagsstunde, als wir den ›Reichsapfel‹ betreten, und wählen wir diese Zeit, um den Abend mit den verschiedenen jungen Künstlern, die hier wohnen, zuzubringen. Vor der Hand scheint übrigens eine tiefe Stille uns anzuzeigen, daß keiner von ihnen zu Hause ist, doch haben wir uns in dieser Borausfehung geirrt:

hinter einer Thür zu unserer Linken beginnt Jemand, eine einfache Weise zu pfeifen.

Wir öffnen die Thür und treten in ein ziemlich großes Gemach; die Wände sind mit grauen Papiertapeten bedeckt, und der Hausrath ist sehr einfach zu nennen: er besteht aus einem Bette in der Ecke, einem alten, ziemlich großen Tische von Eichenholz in der Mitte, einem Kleiderschranke, einem Waschtische und sechs mit dunkelm Leder überzogenen Stühlen. Dabei aber fehlte es diesem Zimmer nicht an bescheidener, malerischer Ausschmückung; die eine der Wände ist bedeckt mit großen und kleinen Studien und Skizzen in Oelfarben, alle nur erdenklichen Gegenstände in sich begreifend: männliche und weibliche Köpfe aus den verschiedensten Altersklassen, bald in unserer einfachen bürgerlichen Tracht, bald durch eine bunte Drapirung oder eine eiserne Pickelhauhe zu Göttern und Helden umgewandelt. Dazwischen sah man landschaftliche Erinnerungen, ausgezeichnete Felsstücke, die sich in großartiger Einfachheit in stillen, grünlichen Wasserpfützen abspiegelten, oder die einem herabstürzenden Waldbache als Relief dienten; ferner menschliche Wohnungen durch alle Rubriken von der Hütte bis zum Palaste, auch die ganze Waldkultur in ausgezeichneten Exemplaren, besonders von Tannen, Föhren, Eichen und Buchen. Unter diesen Skizzen stand ein altes, sehr versessenes Sopha, in dessen Ecke eine Gitarre lehnte, während auf dem Sitze ein Packet Tabak lag, das übrigens aufgeborsten war und von seinem Inhalte freigebig umhergestreut hatte. Zwei Ecken des Zimmers

verdienen als ganz besonders und eigenthümlich verziert unsere Aufmerksamkeit. In einer derselben, zunächst der Thür, befand sich ein alter Stuhl mit hoher Lehne, aus der die oberen Theile einer größeren eisernen Rüstung, als Brustharnisch, Rücktheil, Halsberge und Armschienen, zum Obertheile eines Mannes zusammengefügt waren. Dieser Mann wurde vervollständigt durch ein langes, hageres Maskengesicht, dem man einen sehr langen und spitzen Schnurr- und Knebelbart angeklebt, auch eine Perrücke aufgesetzt hatte, auf der als Kopfbedeckung eine Barbierschüssel aus Weißblech prangte, der Helm Mambrin's. Um den Mangel an Beinen und Füßen bei dieser Figur zu verdecken, hatte man den Stuhl unten kunstvoll mit einer rothen Draperie umwunden, diese, wo es nöthig war, ausgestopft, und so ein ziemlich ordentliches Bild des Ritters von der traurigen Gestalt geschaffen, dem sogar die lange Lanze nicht fehlte, die er in der ausgestreckten Rechten hielt.

Als Gegenstück zu dieser Figur, die unverkennbar das vorstellte, was sie sein sollte, befand sich an der gegenüber liegenden Ecke des Zimmers etwas, über dessen Zweck und Bedeutung ein Uneingeweihter selbst bei näherer und genauerer Betrachtung nicht sogleich klug werden konnte: ein paar auf einander gestellte leere Austernefäßchen bildeten einen Fuß oder Untersatz, auf dem die ebenfalls leere Schachtel eines *Fromage de Brie* als Tischplatte ruhte; durch zusammengefügte und oben zu einem Bogen verbundene Cigarrenkistchen war mit den eben erwähnten Dingen eine Nische gebildet worden,

die einem kleinen Altar glich, besonders durch ihre Ausschmückung vermittels farbigen Gold- und Silberpapiers, sowie aus diesem Materiale hergestellter Blumen. In dieser Nische stand aufrecht ein langer Stock, der trotz seiner beiden vergoldeten Enden nicht zu verläugnen im Stande war, daß er einstens als Besenstiel gedient; an ihm war oben vermittels eines rothen Strickes als Querstange ein kurzer Prügel befestigt, dessen beide Enden schwarz gebrannt, fast verkohlt waren und von dem lange Bänder in allen möglichen Farben herabhingen.

An dem großen, gegen Norden gelegenen Fenster des Zimmers befand sich eine Staffelei, auf der Staffelei ein Bild und vor der Staffelei stand der junge Maler, den wir draußen auf dem Gange pfeifen gehört. Da es ein warmer Tag war und er wohl keine Lust zum Ausgehen hatte, so befand er sich etwas mangelhaft angekleidet: seine Füße staken in Pantoffeln, seine Beinkleider entbehrten der Hosenträger und zeigten deßhalb eine starke Neigung zum Herabfallen. Um den Hemdkragen hatte er ein rothseidenes Tuch geschlungen, und in diesen erwähnten Gegenständen bestand seine ganze Kleidung. Wenn aber die Schale mangelhaft war, so zeigte sie dagegen oder vielmehr gerade dadurch einen schönen und soliden Kern. Der junge Maler mochte vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt sein und war ein Bild von Gesundheit und Kraft: seine Körperformen hätten zu einem Apollo Modell stehen können und sein Kopf zeigte neben der Frische einer unverdorbenen Jugend die vollendete, edle Schönheit eines Antinous. Seine breite, weiße Stirn war

von dicht gelockten, fast krausen dunkelblonden Haaren bedeckt, seine dunkelblauen Augen sprühten Geist und Leben; die Nase war fein und gerade, und wenn sich die frischen rothen Lippen öffneten, was häufig geschah, da der junge Mann gern lachte, so kamen Zähne weiß wie Elfenbein zum Vorschein.

So stand er vor seiner Staffelei, den Malerstock im ausgestreckten linken Arme auf den Boden niederstoßend, während er, den Kopf etwas auf die Seite geneigt, sein Bild betrachtete und leise dazu pfiiff.

Er war übrigens nicht allein in seiner Wohnung, die aus zwei Zimmern bestand: eine geöffnete Thür führte aus dem Atelier in ein anderes Gemach, aus dem zuweilen ein kürzeres Husten und Räuspern die Anwesenheit eines Anderen beurkundete; doch meinten wir diesen unsichtbar Anwesenden nicht damit, als wir sagten, der Maler befände sich nicht allein: hinter ihm auf ungefähr drei Schritte Entfernung stand nämlich ein für sein Alter kleiner Knabe von ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahren, ein unansehnliches, mageres Ding mit einem verschmitzten, schmutzigen Gesichte, das in einem abgebleichten Malerkittel stak, der ihm viel zu groß war, so daß die Taille dieses Kleidungsstückes sich ungefähr da befand, wo seine Schenkel anfangen. Von seinen Hosen ist nicht viel zu sagen, da der Malerkittel fast bis auf seine Füße reichte, an denen er ein Paar alte, ausgetretene Tanzschuhe trug, welche ihm ebenfalls viel zu groß waren. Diese seltsame Gestalt hatte einen Schemel neben sich gestellt,

auf dem geputzte Pinsel lagen, sowie eine kleine Kaffeeschale mit Terpentingeist, und hielt in der rechten Hand einen Lappen oder ein Handtuch, das er, wenn sein Herr und Meister auf die Staffelei sah, häufig zum Verjagen der Fliegen über dessen Haupte schwang. Aenderte er diese Beschäftigung, was häufig der Fall war, so geschah dies, um einen wunderschönen, weißen und geschorenen Pudel, der neben ihm auf seinen Hinterbeinen saß und ihn mit seinen klugen Augen anschaute, kleine Aufmerksamkeiten zu erzeugen, indem er zum Beispiel den Lappen zusammengeballt gegen dessen Schnauze warf oder ihm denselben wie einen Mantel umhing.

»He, Du,« rief der junge Maler in das geöffnete Nebenzimmer hinein, »ich mag anfangen, was ich will, ich bringe keine richtige Stimmung hervor zwischen dem Gewande meiner Heiligen und dem giftigen Grün der Landschaft, in welcher sie sich bemüht, zum Wohle der Christenheit spaziren zu laufen.«

»Du willst sagen,« grollte eine uns wohl bekannte Stimme, »zum Wohle Deines Beutels, denn Deine Heilige hat mit der Christenheit verdammt wenig zu schaffen. Warum malst Du überhaupt Heilige?«

»Seltsame Frage – wer hat mich dazu verführt, als Du? Behauptetest Du nicht immer, auf einem guten Heiligenbilde beruhe allein die Rettung der deutschen Kunst?«

»Du wirst sie nicht retten.«

»Nun, auf Ehre, das glaube ich auch nicht,« lachte der junge Maler; »aber meinst Du nicht, es sollte sich besser

machen, wenn ich das rothe Gewand tüchtig mit Sepia lasire?«

»Lasire immerhin, doch wird das Deinem Bilde und der deutschen Kunst verflucht wenig helfen.«

Der vor der Staffelei hatte den Pinsel, mit dem er so eben in der grünen Landschaft herumgemalt, über seinen Kopf hoch in die Luft geworfen, welcher alsdann von der hinter ihm stehenden Gestalt mit der Geschicklichkeit eines Affen aufgefangen, unter allerlei lustigen Grimassen geputzt und dann zu den anderen Pinseln gelegt wurde, nicht ohne vorher mit besagtem Pinsel, ihn wie ein Floret in die Hand nehmend, einen Stoß gegen die Brust des Pudels geführt zu haben.

Merkwürdig war dabei die ruhige Größe, mit dem dieses Thier alle die kleinen Neckereien über sich ergehen ließ: zuweilen schüttelte es leicht mit dem Kopfe, und dann schaute es ihn wieder mit seinen großen Augen so ernsthaft an, als wollte es sagen: »Du bist ein tölpelhafter, nichtsnutziger Junge,« welche beiden Eigenschaften der kleine Diener des Malers denn auch mit anderen, nicht minder glücklichen stark entwickelt in seiner Person vereinigte. Das Bürschlein würde etwas darum gegeben haben, wenn der Hund zu einem lauten Gebelle sich hätte hinreißen lassen und so sein Herr und Meister, welcher obendrein nicht ganz gut gelaunt erschien, in der Arbeit gestört worden wäre.

»Es ist doch gerade,« rief dieser unmuthig, »als ob Alles verhext wäre und nichts Gescheites aus so einem verfluchten Pinsel heraus wollte!«

»O, der Pinsel ist daran nicht schuld!« murmelte es aus dem Nebenzimmer.

»Nun denn, die Farben.«

»Auch die nicht.«

»Nun denn, wer sonst?«

»Das zu sagen werde ich mir erst dann erlauben, wenn ich wieder einmal einen kritischen Blick auf Dein Bild geworfen.«

»So komm' hervor und wirf einen Deiner kritischen Blicke darauf,« gab der junge Maler in größter Ungeduld zur Antwort. »Du hast mich dazu verführt, ein Heiligenbild zu malen. Du hast meiner Zeichnung einiges Lob gespendet, aber darauf hast Du mein Bild mit keinem Auge ferner angesehen, ja, Du bist mit abgewandtem Gesichte daran vorüber gegangen.«

»Allerdings, und ich hatte meine guten Gründe dazu. Sollte ich Dir vielleicht über jeden Pinselstrich, über jedes Licht und jeden Schatten meine Meinung sagen, um Dich noch verwirrter zu machen, als Du schon ohnehin zu sein das Glück hast?«

»Ich danke Dir von Herzen, großer Meister; aber jetzt ist mein Bild so weit vorgerückt, daß Du demselben mit einer Deiner pikanten Bemerkungen den Todesstoß geben darfst – es ist so weit,« fuhr er ironisch lächelnd fort, »daß ein großer Künstler sagen würde, er habe nur noch die letzte Hand daran zu legen; also komm' aus Deiner Höhle hervor und laß mich etwas hören.«

In der That kam Walter aus dem Nebenzimmer heraus und stellte sich so an die Staffelei, daß er seinen Freund betrachten konnte, nicht aber das Bild.

»Da plag' ich mich herum,« rief dieser mit verbissenem Ingrimme, »daß mir der Schweiß an der Stirn herabläuft, und je mehr ich auf dieser verdammten Leinwand herumpinsele, um so weniger bringe ich etwas Gescheites zu Stande. Als erst die nackte Zeichnung da stand in ihren weichen, braunen Umrissen, da hatte ich meine Freude daran.«

»Ich auch; ich wollte, es wäre eine Zeichnung geblieben.«

»Warst denn Du es nicht, der mich angespornt, ein Heiligenbild zu malen?«

»Allerdings,« gab der alte Walter mit großer Ruhe zur Antwort, »damit Du endlich alles durchgemalt hättest, was ein sterblicher Pinsel zu malen im Stande ist, und jetzt, meine ich, wäre der Reigentanz geschlossen.«

Er ging um die Staffelei herum und stellte sich, während der Andere zurücktrat, mit über einander geschlagenen Armen vor das Bild. Er betrachtete es einige Minuten lang stillschweigend, dann sagte er: »Ja, ja, jetzt sind wir auch damit fertig, der Ring ist geschlossen, die Schlange hat ihren Schwanz in's Maul genommen.«

»Was willst Du damit sagen?« entgegnete der Andere, einigermaßen bestürzt.

»Schicke den Buben da einen Augenblick hinaus, und dann will ich Dir meine Meinung nicht vorenthalten.«

»Du kannst jetzt gehen, Rafael,« sagte der Maler zu seinem kleinen Diener, ohne sich gegen ihn umzuwenden, »komme aber vor Dunkelwerden noch einmal herüber, Du kannst uns vielleicht etwas zum Nachtessen holen – hast Du verstanden?«

»Gewiß,« gab der Bursche in einem sehr demüthigen Tone zur Antwort; doch da er im nächsten Augenblicke plötzlich mit einer fürchterlichen Grimasse auf den Pudel losfuhr, so sind wir berechtigt, anzunehmen, daß dieser demüthige Ton nur Heuchelei war.

Darauf ging er in eine Ecke des Zimmers, wo auf einem Stuhle seine Mütze, das seltenste, schönste Exemplar einer Kopfbedeckung lag. Es war ein ziemlich langer Beutel von verschossenem rothem Tuche, mit verblichenen silbernen Tressen und einem ziemlich großen Schilde; hinten hing eine blaue Quaste, die wohl einen halben Fuß lang sein mochte.

Rafael war sich auch der Schönheit seiner Mütze wohl bewußt, denn er setzte sie stolz vor dem Spiegel auf, den Beutel und die Quaste so weit nach hinten ziehend, daß letztere tief auf seinen Rücken herabhing und der Schild hoch gen Himmel emporragte; dann stellte er sich nach einem verschmitzten Blicke auf seinen arglos dastehenden Herrn vor dem Hunde auf, tanzte ein groteskes Solo, zog dann seine Mütze rasch wieder ab, schlug sie dem Hunde ein paar Mal rechts und links um die Ohren und verließ das Zimmer. Doch schien er noch nicht alle möglichen Bosheiten ausgeführt zu haben, denn gleich darauf schlüpfte er wieder in das Gemach und schlich sich mit

demüthig gesenktem Haupte an den beiden Malern vorüber nach dem Nebenzimmer.

Hier befand sich nämlich am offenen Fenster, welches auf die Gasse ging, der ausgestopfte Papagei, dessen wir Eingangs unseres Kapitels erwähnt. Er war mit einer bewunderungswürdigen Maschinerie versehen, denn wenn man an einer Schnur zog, so kletterte er an den Stäben aufwärts, wie es diese Thiere zu machen pflegen.

Rafael hatte die Thür leise hinter sich zugezogen und lauerte am Fenster auf ein würdiges und dankbares Opfer, welches auch bald genug erschien, in Gestalt eines alten Kleiderjuden, der mit einem fast freudigen Erstaunen aufwärts blickte, als ihn der Vogel deutlich und vernehmlich ›alter Spitzbube‹ nannte.

Nach dieser Heldenthat, die leider unbelohnt blieb, da die beiden Maler immer noch in leisem, aber eifrigem Gespräche begriffen neben einander standen, schlich sich Rafael hinaus.

»Also die volle Wahrheit soll ich Dir sagen?« fragte Walter nach einer längeren Pause.

»Das versteht sich, ich werde davor nicht erschrecken.«

»Nun denn,« erwiderte der Andere, »ich werde das mit einer kleinen Einleitung thun: Du hast Landschaften gemalt, deren Zeichnung vortrefflich war, die Malerei dagegen unter dem Affen – Du hast Dich in Genrebildern versucht, und wenn einer unserer Genossen ein Mädchen mit dem Schwan oder eine Kirchgängerin gemalt, so erschufst Du, wie hundert Andere, Mädchen mit dem Apfel oder Mädchen mit der Gans oder Mädchen mit dem

zerrissenen Unterrocke, was weiß ich Alles, oder componirtest alte Frau, aus dem Schnapshause kommend, oder Kerl, der taumelnd das Wirthshaus verläßt, und ähnliche correcte, aber höchst alberne Nachahmungen, wieder von untadelhafter Zeichnung, aber scheußlich gemalt.«

Der Andere zuckte unmuthig mit den Achseln und lehnte seinen Malerstock an die Staffelei.

»Dann fingst Du an, die Historik zu maltraitiren,« fuhr Walter in seiner unverwüstlichen Ruhe fort, »und was den Entwurf anbelangt, so war er ganz vortrefflich, aber die Ausführung – erlaß es mir, nach einer Steigerung in negativem Sinne zu suchen.«

»Ich weiß, ich weiß, daß ich in der Historik nicht glücklich war,« sagte verdrießlich der Andere.

»Darauf gingst Du auf meinen Rath zu den Heiligen über.«

»Ja, auf Deinen Rath – da steht das Opus.«

»Allerdings,« gab Walter kopfnickend zur Antwort, »da steht es, roth, blau, grün, schwarz, gelb, violett – eine vollständige Farbenschachtel.«

Der Andere hatte seine Palette niedergelegt, die Hände in die Hosentaschen versenkt und pffiff leise vor sich hin mit jenem Ingrimme, der uns nicht erlaubt, Worte auszusprechen, da diese zu anzüglich herauskommen würden, wo wir vielleicht die Melodie pfeifen: ›Wenn die Schwalben heimwärts ziehn,‹ aber mit ganz anderem Texte.

»Was folgt daraus?« fuhr der unerbittliche Walter fort: »die Zeichnung stets correct, gediegen und im höchsten

Grade talentvoll – ja, das kann ich sagen, ohne Dir ein fades Compliment zu machen, denn ich setze hinzu: aber die Malerei nicht zum Anschauen.«

Der Andere hörte auf zu pfeifen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Muß es denn aber durchaus gemalt sein, wenn man kein Talent dafür hat?« fragte Walter.

»Hältst Du mich vielleicht für talentvoll genug, um ein Schuhflicker zu werden?«

»Alberne Einrede – Du brauchst nichts mehr zu werden, Du bist schon etwas.«

»Und was denn, wenn ich fragen darf?«

»Ein ganz vortrefflicher Zeichner; Du hast Mappen voll angefangener Zeichnungen, voll Illustrationen zu bekannten und berühmten Gedichten oder ganzen Werken, die Kapitalien werth sind.«

»Pah, wer gibt etwas darum?«

»Unsere hiesigen Kunsthändler allerdings nicht viel; aber thue, wie ich Dir schon oft gerathen, vollende eine Anzahl der angefangenen Blätter, zum Beispiel die Scenen aus Don Quixote, sende sie an eine der großen Verlagshandlungen in Stuttgart oder Leipzig oder biete Dich denselben zu Illustrationen berühmter Werke an, und Du wirst sehen, daß Du eine glänzende Carrière machst.«

»Aber ich bin alsdann kein Maler mehr, sondern nur noch ein Zeichner.«

»Schäme Dich dieser Aeüßerung!« antwortete unwillig der alte Walter. »Du bist ein Künstler und geachtet, wenn Du in irgend einem Theile der Kunst etwas Rechtes bist;

aber ich glaube fast, Du möchtest lieber ein schlechter Maler, als ein vortrefflicher Zeichner sein. Mir ist schon häufig ein ähnlicher dummer Hochmuth begegnet, und ich habe denselben immer bekämpft, wo mir das möglich war, aber da sollte man gleich mit Kolben dreinhauen!«

Er wandte sich rasch um, ging auf eine Mappe zu, die im Winkel stand, und zog auf's Gerathewohl eine Zeichnung hervor. »Da,« fuhr er hastig fort, »halte dies einmal gegen Deine Schmiererei auf der Staffelei; es ist freilich in der Zeichnung ein altes Thema behandelt: Gretchen neben Faust, ihre Gänseblumen zerzupfend, aber wie fein, wie naiv, wie reizend hast Du das gemacht!«

»Ist das Dein Ernst?« fragte der Andere, und in seinen Augen, die verdrießlich auf das Bild blickten und sich jetzt auf die Zeichnung richteten, begann es freudig aufzuleuchten.

»Der Kopf dieses wunderbaren Mädchens,« fuhr Walter fort, »ist nur mit ein paar Strichen skizzirt, aber wie ausdrucksvoll ist er, wie gelungen ihre reizende Gestalt, wie neu die ganze Gruppierung!«

»Wahrhaftig, Dein Lob macht mich stolz!«

»Und obendrein ist die sentimentale, schmerzlich bewegte Stimmung der an sich so herrlichen Faustsage nicht einmal Dein Feld – hätte ich nur gleich eine Deiner Szenen von Don Quixote da, darin ist Wahrheit und Leben, darin hast Du Deinen köstlichen Humor walten lassen, und in der Richtung wirst Du etwas Großes leisten können.«

»Als Zeichner etwas Großes?«

»Das will ich meinen, als Zeichner etwas Großes; Du erntest Ruhm und Geld und machst Dir einen bedeutenden und schönen Namen.«

»Aber warum,« fragte der junge Mann kleinlaut, »hast Du nicht dieselbe Richtung eingeschlagen?«

»Ah, bei mir ist es etwas ganz Anderes; ich laufe im breiten, ausgetretenen Geleise der Alltäglichkeit so mit, und da ich mich zu nichts habe aufschwingen können, so habe ich mir den Ausspruch angewöhnt: die deutsche Kunst sei todt. Starr wie meine Manieren, verdrießlich wie mein Aeußeres sind auch meine Zeichnungen, die allerdings auch bei mir als das Beste an meinen Arbeiten gelten, und um von meiner Malerei zu reden, so sind meine Farben gerade das, was das Publikum, für welches ich male, von mir verlangt. Sieh die kleine, finstere Kapelle oder die von hohen Bäumen umschattete Dorfkirche, wo meine Heiligenbilder hängen – ich sage Dir, da machen Berlinerblau und Krapproth die Wirkung, die sie machen sollen. Ich treibe mich wie des Färbers Gaul im Ringe herum, vom heiligen Lukas zum heiligen Petrus, von der heiligen Anna zur heiligen Cäcilie, und wir sind nach und nach so gute Bekannte geworden, daß ich mir völlig närrisch vorkäme, wollte ich noch etwas Anderes ergreifen.«

»Ja, ja,« meinte der junge Maler, indem er die Zeichnung betrachtete, »mit meinen Entwürfen war ich immer zufrieden, aber sowie ich anfang, den Pinsel einzutauchen, da kamen mir Zweifel, Widerwillen, und ich arbeitete nur mißmuthig.«

»Und zum Anderen paßt auch Dein ganzes Naturel; Du bist ein junger und hübscher Kerl, Du kannst mit dem Maule famos umgehen und mit der Feder, Du schwärmst gern hierhin und dorthin, was kann sich Dir Glänzenderes bieten, als hier im Atelier oder auf lustigen Reisen Deine Zeichenkunst geltend zu machen, und da, glaube mir, eben so schön als zwei Mädchen mit dem Besenstiel ...«

»Sag' lieber, auf dem Besenstiel – ich denke an die Walpurgisnacht, das wäre eine pikante Composition.«

»Ja, wenn die Mädchen hübsch wären – also zwei Mädchen aus dem Besenstiel von Arthur Rodenberg, meine ich, klänge nicht besser, als Don Quixote illustriert von demselben.«

»Ich gebe Dir Recht, aber Du wirst sehen, wie unsere Freunde darüber reden.«

»So schlage sie mit einem guten Erfolge auf's Maul – Du hast Recht, sobald Deine Bestrebungen gelingen.«

»Weiß Gott,« rief Rodenberg, »Du hast mir tief in's Herz gestochen, es hat mich gewaltig geschmerzt; aber jetzt fühle ich eine wunderbare Erleichterung, es ist mir ein ganzes Gebirge von der Brust gerollt – fort mit Palette und Leinwand – auf Nimmerwiedersehen, sobald ich meinen Auftrag beendet und das Bild von Rubens copirt habe; alsdann sollst Du sehen, was ich leisten werde!«

»Dann sollte es mich freuen, Dir die Wahrheit gesagt zu haben.«

Der junge Mann pfiß wieder dieselbe Weise wie früher, aber jetzt klang sie ganz anders; er war aus Moll

in Dur übergegangen, und als die Schwalben glücklich heimgekehrt waren, hängte er einen lustigen Gassenhauer an, während er sein Bild von der Staffelei nahm und es mit viel mehr Humor kritisirte, aber auch viel schärfer, als sein Freund vorhin gethan; dann lehnte er es gegen die Wand, wobei er sprach: »Ruhe in Frieden!« und drehte sich hierauf zu dem Ritter von der traurigen Gestalt um, indem er die rechte Hand gegen ihn aufhob und wie betheuernd sagte: »So will ich denn in Deine Fußstapfen treten, sinnreicher und edler Junker aus der Mancha, und ein fahrender Ritter werden wie Du ein Wegelagerer, der seine Beute suchte, jetzt im stillen Walde bei blumensuchenden Jungfrauen oder bei dahinziehenden Eseltreibern, bald auf dem lärmenden Marktplatze oder bei den tollen Scenen eines lustigen Wirthshausabends, bei Tag und Nacht, in Licht und Schatten – und somit,« fuhr er pathetisch fort, indem er seine Hand auf die Blechhaube legte, »schwöre ich ab aller Farbenkleckerei und will fortan nur euch huldigen, geduldiges Papier, tugendhaft ernster Bleistift und mildes Gummi-Elasticum!«

Während dessen waren trotz des schon längeren Frühlingstages die Schatten des Abends hereingebrochen in das enge Wurstgäßchen, und Arthur stand überlegend am Fenster, ob es wohl noch der Mühe werth sei, sich anzuziehen und auszugehen.

»Und wohin?« fragte Walter achselzuckend; »auf die Kneipe, das heißt in den Garten der Kneipe zu kühlem Bier und duftigem Maitran, dazu habe ich keine Lust,«

setzte er mit einer nicht zu verkennenden Geberde hinzu, worüber der Andere lachend beifügte:

»Es wäre auch sonderbar, wenn wir uns dort noch in der Versammlung sehen ließen, nachdem uns unser Abgesandter entschuldigt.«

»Wir hätten eigentlich doch hingehen sollen, um an den Berathungen über das Frühlingsfest Theil zu nehmen.«

»Wozu das? Das Programm steht fest, die Leitung ist in guten Händen, wir haben unsere Rollen zugetheilt erhalten, und man muß zugeben, das geschah mit einigem Geschick – weißt Du wohl, Walter, daß ich überzeugt bin, ich werde mich als wilder Jäger ganz famos ausnehmen?«

»Rodenberg als Rodenstein, ein wilder Kerl als ein wilder Jäger, ich zweifle nicht daran – nun ja, auch ich bin mit meiner Rolle zufrieden; als Burgpfaffe auf der Bergveste kann ich in stiller Beschaulichkeit meinen Humpen leeren, und Du wirst sehen, daß ich der hohen Clerisei alle Ehre mache.«

»Daran zweifle ich meines Theils nicht – und was Du für ein bequemes Costume hast, Sandalen, höchstens eine Unterhose und darüber die Kapuzinerkutte.«

»Dort kommt unser Abgesandter; ich bin begierig, was er uns über die Geschichte mittheilt.«

»Und da wir nicht mehr ausgehen, so will ich sehen, was zum Nachtessen zusammenzustellen ist.«

»Ich kenne in Lagen wie die gegenwärtige Dein Programm,« meinte Walter, sich an die leere Tasche klopfend: »Thee und Butterbrod.«

»Vielleicht mit der leichten Abänderung: Brod ohne Butter, denn unsere Mittel sind trostlos und erschöpft.«

»Ich hoffe, unser Abgesandter bringt noch etwas Baarschaft zurück; wir haben ihm gemeinschaftlicher Weise zehn Silber Groschen anvertraut, damit hat er uns mit Anstand vertreten können, zu Nacht speisen und noch ein Erkleckliches erübrigen. – Sage, guter Eduard,« wandte er sich an einen Dritten, der jetzt in die dämmerige Stube trat, »hast Du die ganze Summe verschwendet, die wir Dir anvertraut? Nein, Du lächelst – Trost in mein armes Herz!«

Nachdem sich Walter zu dieser für ihn extravaganten Fröhlichkeit hatte hinreißen lassen, zog er den Hereingetretenen an's Fenster, und ein mildes Lächeln glitt über seine harten Züge, als der Andere triumphirend die erwähnten zehn Silber Groschen aus der Westentasche zog und in die Höhe hielt.

Der neu Eingetretene stand wie Rodenberg im Anfange der zwanziger Jahre, nur war er klein, von unansehnlicher Gestalt, und obgleich sein Gesicht einen höchst aufgeweckten, ja pffiffigen Ausdruck hatte, so waren doch seine Züge zu unregelmäßig, um angenehm zu erscheinen. Er selbst mochte wohl nicht dieser Ansicht sein, denn wir bemerken jetzt wie später an ihm, daß, so oft er

in die Nähe des kleinen Spiegels kam, er trotz der Dämmerung und des mangelhaften Lichtes diesem sein Gesicht zuwandte und wohlgefällig seine Züge anlächelte. Dabei konnte man nicht sagen, er habe keine Sorgfalt auf seinen Kopf verwandt, im Gegentheil, er trug seinen kurzen, etwas flaumigen Schnurr- und Knebelbart sorgfältig arrangirt und sein langes Haupthaar war gut gekämmt und zierlich gelockt, ob Kunst oder Natur, sind wir eben so wenig im Stande, anzugeben, als einer seiner Bekannten und Freunde, denn er beobachtete darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen und lächelte nur schmunzelnd in sich hinein, wenn Walter, wie es zuweilen vorkam, von der Thierquälerei sprach, ein strohdachähnliches Haar durch Aufwickeln zierlich und gelenkig machen zu wollen.

Eduard Rüding, so hieß dieser Kunstgenosse, wurde seines ruhigen Temperamentes wegen gewöhnlich der sanfte Eduard genannt; doch war bei dieser Sanftmuth einige Heuchelei, oder, um uns besser auszudrücken, wenn er mit einem Sammtpfötchen streichelte, so ließ er doch zuweilen, ja häufig eine scharfe Kralle spüren – ein pikantes Wort unter dem süßesten Lächeln.

»Du bist ein Juwel von einem Abgesandten,« meinte Walter; »oder warst Du gar nicht in der Versammlung, oder bist Du krank?«

»Keine der beiden letzteren Vermuthungen trifft zu,« entgegnete Rüding; »ich war in der Versammlung, ich vertrat Eure Interessen, ich kneipte tüchtig und bringe, wie Ihr seht, noch Geld mit nach Hause.«

»Du hättest ein Finanzmann werden sollen und uns einen gehörigen Credit eröffnen,« sagte Arthur. »Sprich, wie hat sich dieses Wunder begeben?«

»Auf die einfachste Art von der Welt. Roderich und Lytton gaben eine riesige Maitrank-Bowle zum Besten.«

»Teufel auch,« sagte Walter verdrießlich, »wenn man Unglück hat; »ich bin fest überzeugt, wenn es einmal Brei regnet, so habe ich keine Schüssel bei mir! Nun, etwas tröstet mich, die Bowle muß nicht so riesig gewesen sein, denn sonst wärest Du noch nicht da.«

»Allerdings *war* sie nicht riesig,« gab der sanfte Eduard lächelnd zur Antwort, indem er einen Strang seiner etwas zu blonden Locken durch die Finger gleiten ließ, sondern sie ist es noch; ich bin nicht einer von denen, welche jedes Mal den Grund des Glases sehen müssen!«

»Gut,« brummte Walter mit entschlossener Miene, »diese Eigenschaft, die Dir abgeht, habe ich im höchsten Grade, und so will ich denn hingehen und an den Berathungen Theil nehmen.«

»Es würde Dich nicht viel nutzen,« entgegnete Rüding, »denn als ich fortging, hatte sich das Comité zu einer Berathung zurückgezogen und seine Bowle mitgenommen. Hier,« fuhr er in komisch feierlichem Tone fort, »sind die mir anvertrauten zehn Silber Groschen; ich lege sie auf den Altar des Vaterlandes nieder. Darauf ging er nach der von uns beschriebenen Nische, aus Austernfäßchen und Käseschachteln gebildet, und legte das gemeinschaftliche Vermögen von zehn Silber Groschen in der That dahin.

»Eduard hat unseren Dank verdient,« bemerkte Rodenberg, indem er ein Licht anzündete, »wir verdanken seiner Klugheit und Mäßigkeit ein splendides Abendessen.«

»Wo nur der Junge wieder steckt?« sprach Rodenberg. »Ich habe diesem Rangen doch befohlen, bei einbrechender Dämmerung wieder zu kommen – he, Rafael!« rief er zur Thür hinaus, und da keine Antwort erfolgte, durchmaß er den Gang und blickte auf den Garten hinab – »Rafael, Rafael!«

Nichts antwortete ihm, als das leise Miauen einer Katze; doch da der junge Maler seinen Diener genau kannte, so begnügte er sich, hinabzurufen: »Laß Deine Kindeereien und komm' her!« worauf sich die miauende Katze langsam zu nähern schien und man auch bald nachher die Stimme des Knaben vernahm, der mit dem Thiere zu sprechen schien. So gelangte er vor die Stubenthür, wo er seine rothe Tressenmütze abnahm und so unter dem Arme hielt, als habe er dort ein Kätzchen verborgen, das zuweilen einen kläglichen Ton von sich gab. Es war dies eine seiner beliebten Spielereien zu besonderem Vergnügen des Pudels erdacht, denn so verständig dieser auch war, ließ er sich doch jedes Mal durch das leise Mauzen hinreißen, sich dem Jungen zu nähern, worauf ihm dieser eine lange Nase machte, die leere Mütze vor seinen Augen ausschüttete und sie ihm alsdann auf seinen lockigen Kopf drückte.

»Haben wir noch Spiritus?« fragte Rodenberg.

»Walter ist zu bescheiden, darauf zu antworten,« bemerkte Eduard.

»Ja, wir haben noch genug,« rief der alte Maler aus dem Nebenzimmer, wohin er sich, über die Aeußerung Rüding's grollend, verloren hatte.

»Auch Thee und Zucker?«

»Ja, ja, es wird schon reichen.«

»Tabak haben wir auch noch,« fuhr der junge Maler heiter fort; »so denke ich, er holt Brod, Butter, Käse und ...«

»Natürlich etwas Rum,« sagte Walter, der eben wieder zum Vorschein kam. »Um den Bericht unseres Abgeordneten zu hören, müssen wir, wenn auch nicht geistig erheitert, so doch geistig etwas aufgefrischt sein.«

Der sanfte Eduard hatte ein altes Blechgefäß, die Spirituslampe, hervorgeholt und fing an, Wasser sieden zu lassen, worauf er einen großen Porcellantopf herbeibrachte, dessen mangelnder Henkel durch einen Strick ersetzt wurde, womit man das Gefäß, wenn es gefüllt war, in der Schwebe hielt, und es bedurfte einiger Geschicklichkeit, um die Tassen vollzugießen, da von der ehemaligen Schnauze nur noch ein sehr geringer und zackig ausgebrochener Ueberrest vorhanden war.

Wir haben so eben ›Tassen‹ gesagt und uns dabei einer großen Uebertreibung schuldig gemacht, da nur ein einziges Gefäß vorhanden war, was einstens vielleicht diesen Namen verdient hatte, und die übrigen Trinkgefäße aus ein paar Wassergläsern, einer blechernen Schale und einem ledernen Reisebecher bestanden.

Nichts desto weniger aber ordnete der sanfte Eduard, der überhaupt den Dienst der Hausfrau zu versehen schien, diese Gegenstände mit einer zierlichen Genauigkeit, ja, er hatte den Versuch machen wollen, ein altes Handtuch als Tischgedeck zu benutzen, doch sah dieses gar zu gräulich aus, um selbst beim Scheine des einzigen schwachen Talglichts benutzt werden zu können. Dieses Talglicht stak in einer leeren Bierflasche, doch hatte Rüdiger die Mündung derselben mit einer Manschette von buntem Papier umgeben, was einen zierlichen und gemüthlichen Eindruck hervorbrachte.

Rafael brachte die ihm befohlenen Gegenstände und wurde hierauf entlassen, nachdem ihn Walter scharf fixirt, seine Taschen untersucht und auf die leeren Backen geklopft, letzteres nicht als Gunstbezeugung sondern vielmehr als sehr nothwendige Vorsichtsmaßregel, denn es war schon vorgekommen, daß Rafael seine dehnbaren Wangen nach Art des Pelikans benutzt und zur Vorrathskammer gemacht hatte. Der Junge zeigte dabei zweierlei Gesichter, ein sehr dummes und harmloses während der Visitation und ein außerordentlich verschmitztes nach derselben, als er sich rückwärts gegen die Thür zog und mit unerhörter Frechheit ein Stück Brod, sowie den dazu gehörigen Käse aus seiner beutelartigen Mütze hervorzog und beides dem Pudel spottend wies, ehe er durch die Thür verschwand.

Hier stieß Rafael gegen einen neuen Ankömmling und leistete dabei das Unglaubliche, Brod und Käse verschwinden zu lassen, ehe ihn der Andere entdeckt.

»Aha, hier riecht's gut,« sagte dieser, eine große, schwammige, breitschulterige Figur mit einem runden, fetten Gesichte, das, ohne Spur von einem Barte, glatt wie eine Handfläche war, indem er mit zwei ungeheuren Schritten von der Thür bis an den Tisch gelangt war und sich dann herabbeugend die lockenden Bestandtheile des Abendbrodes übersah.

Dieser Mann war ebenfalls ein Künstler, wenigstens war er ein Maler, und hieß van der Maaßen. Er trug schwarze, ziemlich abgeschabte Beinkleider, einen schwarzen Schnürrock, mit denselben Fehlern behaftet, der nur da, wo einstens Schnüre gesessen und jetzt keine mehr waren, seine ursprüngliche Farbe behalten hatte, jedoch hier dieselbe Wirkung hervorbrachte, als sei die tief-schwarze seidene Verschnürung noch untadelhaft vorhanden.

Auf dem etwas struppigen, ungekämmten Haupthaare trug dieser Künstler ein phantastisches Barett von schwarzem, fuchsigem Baumwollsammt; etwas Weißes, wie zum Beispiel Wäsche, war an seinem ganzen Anzuge nicht zu entdecken und schloß der stehende Kragen seines Rockes oben an dem langen, gebräunten Halse mit einer fabelhaften Genauigkeit. Dies war um so wunderbarer, da sich weder am Kragen noch sonst irgendwie am Rocke eine Hafte oder ein Knopf befand und beide doch so fest verschlossen waren, hatte aber seinen natürlichen Grund darin, daß van der Maaßen die längst abgerissenen Knöpfe und nicht mehr haltbaren Knopflöcher

dadurch ersetzte, daß er sein Kleidungsstück jeden Morgen von oben bis unten sorgfältig zunähte. Ueberhaupt war er von einer unglaublichen Geschicklichkeit, sonstige Mängel seiner Toilette zu verdecken, wozu er sich einer großen Mappe bediente, ohne die man ihn nie sah und die er bei einem aufgetrennten Aermelloche unter den Arm nahm, die er ein andermal wieder, harmlos umherschauend und behaglich schlendernd, hinter seinem Rücken hielt, wenn seine Hosen dort eine verdächtige Oeffnung zeigten oder mit der er spielend bald diesen, bald jenen Theil seines Körpers berührte, um die Aufmerksamkeit der ihm Begegnenden von fehlenden Knöpfen, auffallenden Flecken und klaffenden Rissen abzulenken.

Trotz alledem und obgleich seine Baarschaft stets in einem richtigen, traurigen Verhältnisse zu seinem Aeußeren stand, hatte van der Maaßen viele Bekannte und gute Freunde, und überall, wo er erschien, sah man ihn gern. Er war ein harmloser und gemüthlicher Mensch, dabei von einer unglaublichen Gefälligkeit: man konnte ihn mitten in der Nacht wecken und einen Dienst von ihm verlangen, und man fand ihn augenblicklich bereit, vorausgesetzt, daß man ihm so viel Zeit gönnte, seine Hosen anzuziehen, seinen Rock zuzunähen und seine Mappe zur Hand zu nehmen. Einer anderen, höchst seltenen Eigenschaft werden wir später gedenken.

»In der That, es riecht hier vortrefflich,« sagte er mit einer für seine Größe und Stärke auffallend dünnen Fistelstimme; »es thut mir leid, daß ich unten auf der Straße keine Ahnung von diesem vortrefflichen Abendbrode hatte, denn sonst hätte mir die Bescheidenheit verboten, herauf zu kommen.«

»Aber da Du einmal da bist, willst Du mithalten?«

»Habe ich das vielleicht gesagt,« gab er mit einem sehr naiven Staunen zur Antwort; »nehmen wir an, ich hätte bereits stark soupirt.« Er versuchte, jenen Ton hervorzu- bringen, der uns zuweilen bei vollem Magen entschlüpft; doch sagte hierauf Walter, indem in seinem linken Mund- winkel fast etwas wie ein Lächeln zuckte: »Keine verdor- benen Phantasieen, lieber Maaßen, wirf Deine Mappe in eine Ecke, Du brauchst Dich vor uns nicht zu geniren, und setze Dich, wohin Du willst.«

»Ja, ja, so werde ich zusehen,« gab van der Maaßen gemüthlich zur Antwort, »wie der gute Eduard so schön seinen Thee macht – aber Du thust viel hinein, willst Du denn nie Sparsamkeit lernen?«

Während er so sprach, irrten seine blassen, blauen Augen, welche sich durch keinen besonderen Ausdruck von Geist auszeichneten, wie unabsichtlich auf dem Tische umher, glitten dann an der Seite desselben herab und blieben nun plötzlich mit einem freudigen Ausdruck auf dem Schlosse der Schieblade haften, dessen Messingbe- schlag, wie es gewöhnlich der Fall ist, mit vier Schrauben befestigt war. Ohne einen Blick davon zu verwenden, mit einer fast glückseligen Miene steckte er die rechte Hand

in seine Hosentasche und holte dort einen Schraubenzieher hervor, dann rückte er dem Tische näher, und während er mit Rüdning harmlos weiterplauderte, fing er mit einer unerhörten Geschicklichkeit an, die Schrauben aus dem Schlosse herauszuziehen.

Schon war er bei der vierten angelangt, als er seine Finger von der Hand Rodenberg's festgehalten fühlte, der ihm in einem ernstern, fast zornigen Tone zurief: »Du bist doch ein unglaublicher Kerl! Kannst Du, ein sonst so verständiger Mensch, denn den Schwindel nicht lassen, Schrauben herauszuziehen und dann wieder einzudrehen? Auf Ehre, van der Maaßen, ich kenne keine blödsinnigere Beschäftigung!«

Der also Angeredete blickte sanft, fast schmerzlich in die Höhe und sagte: »Du könntest mir wohl dieses kleine Privatvergnügen gönnen; sei überzeugt, ich schraube die Dinger fester wieder ein, als sie gesessen haben.«

»Aber sage mir um's Himmels willen, Mensch,« fuhr der Andere fort, indem er seine Hände zusammenschlug, »was hast Du für ein Vergnügen dabei, überall Schrauben auszuziehen, wo es Dir möglich ist?«

»Ich gebe zu,« sagte van der Maaßen in gemüthlichem Tone, »daß es eine eigenthümliche Gewohnheit ist, aber es ist nun einmal so, und wo ich eine Schraube sehe, da wandelt mich die Lust an, sie auszuziehen – könnte ich euch nur begreiflich machen, Kerls, was es für ein wonniges Gefühl ist, wenn so eine Schraube, die recht fest sitzt, endlich anfängt, sich zu drehen!«

Walter hatte sich an den Tisch gesetzt, die Ellbogen aufgestützt und den Kopf in die Hände gelegt. »Ja,« brummte er, »so eine Gewohnheit ist was Verfluchtes; ich habe Jemanden gekannt, der hatte sich angewöhnt, Jeden, der ihm begegnete, mit ›alter Jakob‹ anzureden, und einen Anderen, der bellte, so oft er einen Hund erblickte.«

»Nun ja, das hat was für sich,« rief Rodenberg, »aber Schrauben ausziehen – ich bitte, Dich, van der Maaßen, thue Dir Gewalt an und laß es wenigstens diesen Abend bleiben.«

»Das Abendbrod ist fertig,« sprach der sanfte Eduard, der mit einer anerkennenswerthen Gewissenhaftigkeit nun Alles herbeigetragen hatte: das Brod, die Butter auf einem Stück Papier, den Käse und die kleine Rumflasche; letztere nahm er unter seine spezielle Obhut, da ihm der herüberfahrende Blick Walter's etwas verdächtig erschien.

Alle tranken nun Thee, und zwar in unglaublichen Quantitäten; Rodenberg hielt den Topf an dem Stricke empor, worauf ihn Rüding vermittels des alten, schmutzigen Handtuches unten faßte, und so gelang es, die verschiedenen Gefäße zu füllen. Dabei brodelte es immer fort über der Spirituslampe, und wenn im Verlaufe dieser kleinen Soirée das Wasser in dem alten Blechgefäße anfang zu mangeln, goß man aus den Wasserflaschen nach, und später aus den Waschsüsseln, welche von der Hausmagd schon für den anderen Morgen gefüllt worden waren.

Nachdem das Brod und der Käse so ziemlich verschwunden waren, Rüding auch den Rum gewissenhaft vertheilt, wurden die langen Pfeifen angezündet; nur van der Maaßen rauchte mit elegant sein sollenden Bewegungen eine Cigarre, die er irgendwo geschenkt erhalten.

»Nun denn zur Hauptsache,« sprach Rodenberg und fuhr, sich speziell gegen Rüding wendend, fort: »Was wurde also auf der Kneipe ausgemacht? Haben die Machthaber und vornehmen Herren irgend eine Aenderung beliebt oder ist das Programm ziemlich so geblieben, wie es festgestellt war?«

»Und was hast Du vor allen Dingen,« fügte Walter mit großem Ernste bei, »in Betreff des Kurzholzes herausgeschlagen?«

»Eines nach dem Anderen,« antwortete der sanfte Eduard; »geändert wurde nicht viel, nur wollte man von mir wissen, ob sich Knorx zur Rolle des Don Quixote bereit erklärt. Ich sagte ihnen, wir hätten es ihm vorgeschlagen, auch fast sein ganzes Costume schon bei einander, doch wüßten sie so gut wie wir, welch' eigener, ja, man könnte sagen, eigensinniger Kerl Knorx sei und daß er noch nicht Ja gesagt.«

»O, er muß,« meinte Rodenberg, »und wenn er die glänzende Rüstung sieht mit dem wunderbaren Helme Mambrin's, so wird er schon Lust dazu bekommen!«

»Ich wüßte auch für ihn keinen Ersatzmann,« warf van der Maaßen ein.

»Du selbst, wenn Du nicht zu dick wärst,« entgegnete Walter.

»Dann habe ich auch schon gedacht,« fuhr Rüding fort; »aber Du siehst in der That zu wohlgenährt aus, Du mußt ein zu gutes Kosthaus haben.«

»So, so,« antwortete van der Maaßen mit vieler Würde, indem er that, als verstände er die Stichelei nicht; »es ist mein Grundsatz, gut zu essen und gut zu trinken – das hält Leib und Seele zusammen.«

»Dann würde ich Dir rathen,« sagte Walter, indem das kleine Lächeln von vorhin jetzt an seinem rechten Mundwinkel erschien, »Deinen Rock hier und da zu Gaste einzuladen; so fällt er Dir wahrhaftig aus einander.«

»Lieber Freund,« gab ihm van der Maaßen mit großer Gelassenheit zur Antwort, »dieser Rock dient mir schon so lange und so vortrefflich, daß ich Alles thun werde, um ihn bei guter Laune zu erhalten.

»Gewiß,« rief Rodenberg, »und er speist auch mit ihm zu Gaste! Das sieht man an seinen Aufschlägen und an gewissen sonderbaren Verzierungen auf der Brust!«

»Leider Gottes!« versetzte van der Maaßen, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und den Rauch seiner Cigarre mit vornehmer Ruhe von sich blies – mein Kammerdiener wird nachlässig – ich muß ihn fortjagen.«

»So lebe wohl, van der Maaßen!« lachte Rüding – »doch wieder zu unserer Angelegenheit. Am Programme ist also, wie ich vorhin schon bemerkte, nicht viel geändert, eigentlich gar nichts, und die Ausführung unseres

großartigen Künstlerfestes, das die Welt in Erstaunen sehen wird, wenn man es so durchführt, wie dasselbe projectirt worden, soll von heute über acht Tage Statt finden, natürlicher Weise bei günstiger Witterung, wie es gewöhnlich bei Feuerwerken heißt.«

»Gut, das ist das Allgemeine – aber was uns hier speciell anbelangt: wird das Kurzholz zu Ehren aufgenommen?«

Rüding warf einen Blick nach der früher erwähnten Nische zu, in welcher die besenstielähnliche Stange mit dem kurzen Prügel und den bunten Bändern stand, und erwiderte: »Ich habe meinem Auftrage gemäß verlangt, daß das Kurzholz wie die anderen Fahnen und Standarten im Zuge nicht fehlen dürfe, ja, daß es eigentlich vor allen den Vorrang haben müsse, weil es in jenem feierlichen Augenblicke der Begleitung vorangetragen würde, wenn Einer nach errungener Meisterschaft die Akademie und die Akademiestadt verläßt.«

»Nach errungener Meisterschaft? – hm,« meinte Walter.

»Nun ja, es gibt auch darin wie überall Ausnahmen; ich sage Euch, daß ich eine sehr schöne Rede hielt voll zierlicher Wendungen, treffender Einfälle, eine Rede voll schlagender Wirkungen, so daß denn auch beschlossen wurde, das Kurzholz dürfe im Zuge nicht fehlen und solle sogar später auf den Wällen der Waldveste aufgestellt werden.«

»Bravo!« riefen die Anderen, und Rodenberg bedauerte sehr, kein geistiges Getränke in der Nähe zu haben,

um die Gesundheit ihres vortrefflichen Abgesandten und Unterhändlers ausbringen zu können, worauf dieser lächelnd zur Antwort gab: »Du hast freilich ganz besonders Ursache, Dich bei mir zu bedanken; wie schon früher, kam auch heute Abend die Rede wieder auf ein zu entwerfendes Gedenkblatt unseres Festes, und da zur Ausführung desselben von verschiedenen Seiten Künstler genannt wurden, so ermangelte auch ich nicht, Deinen Namen zu nennen, ja, denselben zu schreien, zu brüllen, und glaube ich, damit etwas Günstiges für Dich zu Stande gebracht zu haben.«

»Das wäre nicht so übel,« sagte Rodenberg; »von anderen tüchtigen Künstlern zur Ausführung eines solchen Gedenkblattes gewählt zu werden, könnte Einem ein tüchtiges Relief geben und viel zum Bekanntwerden des Namens beitragen – wer wird aber die Vergebung des Auftrages bestimmen?« fragte er den sanften Eduard.

»Das Comité, und dort hast Du gute Freunde und keine Concurrenz; für die Zeichnung wurden aus der Gesellschaftskasse fünfzig Thaler bestimmt.«

»Das wäre schon etwas zu den Kosten des Festes,« versetzte Arthur und fuhr mit einem leichten Seufzer fort: »Ich könnte es brauchen, denn mein eigenes Costume wird ein Tüchtiges kosten und ich habe mich auch prahlerischer Weise anheischig gemacht, zwei berittene Jägerburschen zu stellen.«

»Werdet ihr auf Steckenpferden reiten?« fragte Rüdiger.

»Na, was die Gäule anbelangt,« gab der Andere mit großer Zuversicht zur Antwort, »das macht mir keine Angst, dafür hat man seine Bekanntschaften beim Militär: Rittmeister von Strachwitz und die Lieutenants von Schenk und Dettmer haben mir ihre Pferde zur Verfügung gestellt – gewiß, lieber Freund, wenn man, wie ich, den Ruf eines guten Reiters hat, so bekommt man gute Pferde geliehen.«

»Und das müßt ihr ihm lassen,« sagte van der Maaßen, welcher sich abermals so auffallend an dem Tischschlosse etwas zu thun gemacht hatte, daß es Arthur bemerkt haben würde, wenn er nicht zu sehr mit seiner Rolle als wilder Jäger beschäftigt gewesen wäre – »ja, das muß man ihm lassen; ich habe Arthur schon oft gesagt, wenn es einmal nicht mehr mit dem Malen geht, so kann er Stallmeister werden.«

»Ich habe mir,« fuhr Jener fort, »den arabischen Rappen des Rittmeisters von Strachwitz zum Reiten beim Feste ausgebeten und werde ihn morgen ein Bischen probiren; er soll ganz famos sehen, was mir von großer Wichtigkeit ist, da der wilde Jäger, um gehörigen Effekt zu machen, sehr querfeldein daherkommen muß.«

»Nun, für Dich habe ich keine Angst,« gab Rüding zu, »aber Deine Jägerburschen?«

»Unter uns gesagt, ich bekomme dazu ein paar Unteroffiziere von den Husaren, die mir schon folgen werden; wie alsdann die Anderen von unseren Bekannten, welche an der wilden Jagd Theil nehmen, nachkommen werden, ist ihre Sache – ich freue mich auf das Fest;

leider weiß ich kein glänzendes Augenpaar,« setzte er mit einem schwärmerisch sein sollenden Blicke und einer großartigen Handbewegung hinzu, »das schneller schlagen wird, wenn der wilde Jäger dahinbraust.«

»Ein Augenpaar, das schneller schlagen wird, ist eine sonderbare Poesie.«

»Hoffentlich wirst Du Dir denken können, was ich sagen wollte; als ich von einem glänzenden Augenpaare sprach, gedachte ich natürlicher Weise eines liebenden Herzens im schwellenden Busen, das bei meinem Anblicke schneller schlagen möchte – ach, es ist furchtbar öde, nicht geliebt zu werden und nicht zu lieben!«

In diesem Augenblicke fiel etwas klingelnd auf den Boden, und als drei der Anwesenden aufschauten, sahen sie, wie van der Maaßen sie mit einem verlegenen, fast blödsinnigen Lächeln anblickte und sich darauf rasch bückte, um den Beschlag des Schlosses, welchen er abermals abgeschraubt hatte und der seinen Fingern entglitten war, aufzuheben.

Arthur begnügte sich, ihm zu sagen: »Du bist ein unverbesserlicher Kerl!« und setzte dann, gegen die Anderen gewendet, hinzu: »Das hat meine herrlichen Gedanken zerrissen; ich war im Begriffe, etwas sehr Poetisches zu sagen.«

Unter diesen Gesprächen, die sich übrigens nicht in so rascher Reihe folgten, wie der geneigte Leser sie nachzulesen im Stande ist, die auch häufig unterbrochen

wurden durch das Verzehren des vorhandenen Abendbrodes, durch Wasserkochen, Theeaufgießen, Pfeifenstopfen, waren mehrere Stunden rasch vergangen, die Thurmuhren hatten geschlagen, Viertel-, halbe und ganze Stunden, unbeachtet von den zufriedenen Künstlern, die sich bei ihrem Thee, ihrem Brod und Käse, ihren Pfeifen und ihren paar Tropfen Rum glücklicher wie Könige fühlten.

Endlich schlug die Glocke abermals eine volle Stunde, und zwar die meisten Schläge der Stunden bei Tag und bei Nacht: zwölf Uhr.

»Mitternacht!« sagte Walter und wandte sich dann speciell an Rüding, indem er hinzusetzte: »Du brauchst jetzt nicht mehr so viel Theewasser aufzugießen, wir werden doch bei diesem läpperigen Getränke nicht bis zum Morgen sitzen sollen, oder erwartest Du noch Gäste?«

»Ich denke, es sollte noch Jemand kommen.«

»Und wer denn?«

»Nun, Knorx.«

»Ah, Knorx – richtig, der wird noch heranschleichen!«

»Knorx kommt nie vor Mitternacht.«

»Knorx ist doch ein eigenthümlicher Kerl!«

»So–o–o–o,« warf van der Maaßen aufblickend dazwischen, »jetzt hält der Beschlag wenigstens ein ganzes Jahr, so fest habe ich die Schrauben angezogen.«

»Du,« rief Arthur lachend, »Du und Knorx, ihr gäbt ein prachtvolles Gespann, man sollte euch unmaskirt unser Festspiel mitmachen lassen!«

»Ah, das muß ich mir ausbitten,« erwiderte der Schraubenauszieher mit einem Blicke nach dem Spiegel, »mein Gesicht mit dem von Knorx zu vergleichen, meine angenehme Rundung mit seinem Schattenkopfe!«

»Nein, sie haben nichts Aehnliches,« sagte Rüding, »äußerlich nichts und innerlich nichts; Knorx hat ein zu zartes Gewissen, während van der Maaßen ein leichtsinniger Kerl ist! Ich glaube, Du machtest Dir nichts daraus, und wenn Du ein halbes Dutzend Modelle umgebracht hättest!«

»Hat denn Knorx wirklich sein Modell umgebracht?«

»Man sagt so,« antwortete Walter – »eine alte Geschichte; es soll, glaube ich, in Petersburg vorgekommen sein, wo Knorx seine ersten Studien machte.«

»Nun, wie war's denn?«

»Knorx, der jetzt Holzschnitzer ist, wie ihr wißt, wollte Bildhauer werden, und man erzählt sich, er habe einem weiblichen Modelle die Gewänder naß angelegt, damit sie bessere Falten würfen.«

»Ah, in Petersburg, bei sechsunddreißig Grad Kälte!«

»Das Modell soll sich erkältet haben und in Folge davon gestorben sein.«

»Armes Modell!«

»Armer Knorx! möchte ich sagen,« fuhr Walter fort, »denn seine ganze eigenthümliche Erscheinung, sein oft so überspanntes Wesen, seine Gewohnheit, nur bei Nacht, nie aber bei Tage auszugehen, kann wohl die Folge eines solchen Vorfalles sein.« Draußen auf dem Flur hörte man schlurfende Tritte. Rodenberg ging an die

Thür, um den Erwarteten und Besprochenen zu empfangen.

Es war allerdings eine seltsame Erscheinung, die jetzt unter der von Arthur absichtlich sehr weit geöffneten Thür erschien, ein sehr langer und sehr hagerer Mann mit einem schmalen, blassen und eingefallenen Gesichte, dazu lebhaft, umherirrende Augen, eine lange, gerade Nase, einen spitzigen, schon etwas ergrauten Knebel- und Schnurrbart; seine sehr hohe, mit Adern durchzogene Stirn verlor sich so sanft und allmählich in seinen gelichteten Haaren, daß man mit Bestimmtheit nicht gut sagen konnte, wo diese aufhörten und jene anfang – kurz, der ganze Kopf, ja die ganze Gestalt war nach Rodenberg's Vergleich von vorhin, wie man sich den sinnreichen Junker von der Mancha dachte, so daß jeder der Anwesenden von dem Eintretenden auf den schon vorhandenen Don Quixote blickte und jenen unwillkürlich mit dem Harnisch, der langen Stechlanze und dem Helme Mambrin's vervollständigte.

Auch das Costume, in welchem Knorx erschien, hätte von dem edlen Spanier entlehnt sein können: es war ein Schlafrock oder Nachtgewand von schwarzem, glanzlosem Sarsenet, nach Art einer Mönchskutte angefertigt, hinten sogar mit einer Kapuze versehen, das, bis auf die Füße reichend, die lange Gestalt noch länger machte und welches in der Gegend der Hüften durch einen einfachen

Strick zusammengeschnürt war. Dieses etwas fremdartige Kleid wurde indessen freundlich in die Jetztzeit zurückgeführt durch eine lange Pfeife, aus der Knorx rauchte und deren Porzellankopf mit dem Embleme alles Vergänglichem einem Tottenkopfe, geziert war.

Auffallend war es den versammelten Freunden, daß der lange Bildhauer unter seinem linken Arme eine Flasche trug, deren roth versiegelter Hals sehr einladend aussah; auch hatte sich über seine beständig ernsten, ja melancholischen Züge etwas wie eine wehmüthige Freude gelagert, so daß, als er mit feierlichen Schritten bis dicht an den Tisch trat, dort nach zwei Richtungen hin mit dem Kopfe nickte und dann mit einer heiseren, fast erlöschenden Stimme sagte: »Guten Abend, Männer!« Alle ihn verwundert anblickten und Walter ausrief:

»Beim Dolche Rubens', Knorx, Dir muß etwas ganz Absonderliches aufgestoßen sein!«

Anstatt sogleich zu antworten, setzte der Angeredete die Flasche auf den Tisch und drehte sie mit seinen dünnen Fingern langsam im Kreise herum, damit alle die, welche umhersaßen, die Etiquette der Flasche deutlich lesen konnten.

Punsch-Essenz!

»Knorx,« rief Rodenberg lustig, »ich fürchte fast, Du bist auf schlimmen Wegen gegangen – hast Du einen Einbruch verübt?«

»Oder hast Du vielleicht Straßenräuberei getrieben?« fragte van der Maaßen.

Worauf Knorx mit großem Ernste erwiederte: »Es ist ein trauriger Beweis Eurer verdorbenen Seelenzustände, daß Ihr Euch nicht einbilden könnt, wie man auf eine ehrliche Weise zu einer Flasche Punsch-Essenz gelangen kann.«

»Meiner Treu',« pflichtete Walter den Anderen bei, »ich muß diesen jungen Leuten Recht geben; es ist etwas so Absonderliches, eine Flasche Punsch-Essenz in Deinen Händen zu sehen, daß man schon die Berechtigung hat, einen vom gewöhnlichen Laufe der Dinge abweichenden Weg anzunehmen, auf dem Dir diese Flasche begegnet ist.«

Da flog ein kaum sichtbares Lächeln über das Gesicht des langen Bildhauers, doch ehe er etwas erwiederte, schaute er sich nach einer Sitzgelegenheit um.

Rüding wollte ihm, dem Aelteren, seinen Stuhl anbieten, doch lehnte es Knorx kopfschüttelnd ab und holte sich einen kleinen Schemel, auf dem Rodenberg's Pinsel und Putzklappen lagen, und als er sich nach Entfernung derselben darauf niederließ, ragten seine spitzigen Kniee hoch empor, was ihm aber nicht unbehaglich erscheinen mochte, denn er stützte die Ellenbogen darauf und seine mageren Finger streichelten fast behaglich den langen, spitzen Knebelbart.

»Gewissermaßen sollt Ihr Recht haben,« nahm er das Gespräch nach einer kleinen Pause wieder auf, »indem diese Flasche allerdings auf eine absonderliche, aber gewiß sehr redliche Weise verdient worden ist – Ihr kennt

den Spezereihändler dort unten an der Ecke des Marktes?«

»Den mit der schönen Frau?« warf Arthur ein – »Knorx, ich fange an, irre an Dir zu werden.«

»Ich habe diesem Spezereihändler eine kleine Arbeit gemacht – eine Holzschnitzerei.«

»Hast Du ihm eine hölzerne Nase gedreht?«

»Oder ein paar Hörner angefertigt?«

Ohne auch nur zu thun, als seien diese Fragen an ihn gerichtet, fuhr Knorx mit seiner tiefen, heiseren Stimme fort: »Der Mann hatte, wie viele Spezereihändler – Ihr werdet das freilich nie gesehen haben, da Euch selten ein Blick nach oben gelingt –, an der Decke des Ladens ein ausgestopftes Krokodil hängen, das vor Alter morsch geworden und, von den Würmern zerfressen, eines schönen Tages herabfiel. Vor Jahren schon hatte ich diesem Manne einen kleinen Mohren geschnitzt, der, die irdene Pfeife in der Hand, vor der Thür steht.«

»Aha,« rief Rodenberg lachend, »ich errathe, Du hast ihm ein neues Krokodil angefertigt – Knorx, Du bist wirklich eine edle Seele, und für einen Theil des Honorars brachtest Du uns diese Flasche Punsch-Essenz – laß Dich umarmen!«

»Punsch soll kühlend wirken,« sagte Walter, »so behaupten nämlich die Südländer, und da draußen aus der engen Gasse noch immer eine kannibalische Hitze her eindringt, so finde ich Deinen Gedanken über alle Beschreibung schön und erhaben.«

»Wir wollen ihn kalt trinken,« sagte Rüding – »sieh nach Wasser, Rodenberg.«

»Das Nachsehen wird mich verflucht wenig nutzen, wir haben zu unserem Thee Wasserflaschen und Waschsüsseln leer getrunken.«

»So muß Einer frisches Wasser holen.«

»Der Ansicht bin ich auch – dort steht die Flasche, der Jüngste soll gehen.«

»Das ist van der Maaßen – vorwärts!«

»Oho,« machte der also Aufgerufene, »wie könnt Ihr zu der absurden Behauptung kommen, ich sei der Jüngste?«

»Wir behaupten es und haben Recht,« erwiderte Rodenberg; »wer Deinen dicken Kindskopf ansieht, der muß darauf schwören, Du seiest noch nicht confirmirt! Ja, wirf einmal einen Blick in den Spiegel – wenn Du nur die Spur von einem Barte aufweisen kannst, so will ich das Wasser holen und mich obendrein hängen lassen!«

»Sei ordentlich, van der Maaßen, nimm aber beide Flaschen mit – Du weißt, unten im Hofe steht der Pumpbrunnen; da es Nacht ist, wird sein Schwengel mit einer kleinen Kette und einem Schlosse festgemacht sein – schlage tüchtig mit der Faust auf das Schloß und es springt auf; nachher drückst Du es wieder zu.«

»Du solltest eigentlich selbst gehen,« meinte van der Maaßen, gegen Rüding gewandt; »ich liebe es nicht, anderer Leute Schlösser aufzumachen – Du gehörst doch gewissermaßen zum Hause.« Doch hatte er sich schon bei diesen brummig ausgestoßenen Worten erhoben und

ging nun, die eine Flasche in der Hand, die andere unter dem Arme, zur Thür hinaus.

Walter hatte unterdessen die Flasche zu sich herangezogen, sie sorgfältig entkorkt und etwas davon in ein Glas gegossen, das er nun gegen das Licht hielt. »Es ist Punsch von Arak – mit einem Ananas-Beigeschmacke,« sagte er, nachdem er ihn versucht; »wir wollen ihn Krokodilpunsch nennen, es soll ein herrliches Getränke werden – bist Du für kalt oder für warm, Knorx? Du, als Spender, hast darüber zu bestimmen.«

»Ich glaube, bei der Hitze wird ein kalter besser sein.«

»Ja, es ist verdammt heiß in dem niedrigen Zimmer – ziehen wir unsere Röcke aus!« – worauf er selbst that, wie er vorgeschlagen. Doch folgte Niemand seinem Beispiele, da Rodenbergs Gewand leicht und weit war und Rüding ein dünnes Sommerröckchen trug.

Jetzt kam van der Maassen zurück, und wie er an den Tisch und in den Lichtkreis trat, lachten Rüding und Rodenberg, als sie ihn anschauten, denn er hatte eine blutige Schramme auf der Nase und einen dunkeln Schmutzstrich quer durch sein feistes Gesicht.

»Wer hat Dich so zugerichtet?«

»Ich bin überzeugt, Du hast irgendwo eine Schraube herausgezogen – habe ich Recht, van der Maassen?«

»Hol' mich der Teufel, ich kann es nicht läugnen!« erwiderte dieser verdrießlich; »aber ich bin nun fest entschlossen, diese fatale Gewohnheit abzulegen – Ihr könnt dem Himmel danken, daß keine der Flaschen verletzt ist.«

»Bei der Nase hat es allerdings weniger zu sagen,« meinte Rüdning.

»Du mußt Dich mit dem Raufbold trösten,« warf Rodenberg ein; »der Raufbold sagte nämlich, Haut und Knochen bekommt man umsonst wieder.«

»Diesmal verdiene ich wahrhaftig keinen Spott, denn eigentlich wollte ich keine Schraube herausdrehen, sondern die oben am Pumpenschwengel, welche sehr lotterig ist, festschrauben; doch muß ich falsch gedreht haben, auf einmal fiel sie heraus und mir der Pumpenschwengel gerade auf die Nase.«

»Zur Heilung sollst Du etwas stärkeren Rum haben,« sprach Walter, der die Gefäße gefüllt und nun herumgereicht hatte, worauf Alle tranken und den kalten Krokodilpunsch ausgezeichnet fanden.

»*Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus,*«

sang Walter, nachdem er sein großes Glas auf Einen Zug ausgetrunken; doch brach er plötzlich ab, indem er sagte: »Nein, nein, was Anderes. Dieses Lied erweckt in mir so traurige Gedanken, man kann es nur mit glücklichem Bewußtsein singen, wenn man noch nicht zwanzig Jahre alt ist.«

»Van der Maaßen,« rief Rodenberg diesen an, »willst Du nicht meine Guitarre nehmen und etwas singen? Du hast einen so schönen Discant!«

»Sopran könnte man sagen,« meinte Rüdning; »doch verschone mich noch einen Augenblick mit Deinem Seufzerkasten, ich habe Knorx noch nicht gesagt, daß er den Don Quixote machen muß.«

»Dich verlieren soll ich, Dich verlassen?

hörte man van der Maaßen singen, wobei er schwärmerisch in die Höhe blickte und ein sehr spitzes Maul machte.

»Wer sagt, daß ich muß?« gab Knorx zur Antwort – »was, Don Quixote! Ich habe schon von Anfang an erklärt, daß ich keinen Beruf dazu in mir fühle.«

»Aber Dein Aeußeres paßt dazu!«

»Du, die meine Seele ganz erfüllt!«

gurrte van der Maaßen.

»Ich bin anderer Ansicht,« sagte Knorx, »van der Maaßen hat viel mehr Zeug zu einem Don Quixote, als ich.«

»Hast Du je von einem fetten Don Quixote gehört?«

»Kann ich Aermster den Gedanken fassen?«

»Daß Du ein fetter Don Quixote wärest?« fragte ihn Rüdning – »fett bist Du allerdings, aber von einem Don Quixote hast Du sehr wenig.«

»Van der Maaßen gäbe einen trefflichen Kislar-Aga.«

Van der Maaßen, der sich heimlich aus der Flasche ziemlich viel Punsch-Essenz zugegossen, fragte in einem etwas schluchzenden Tone: »Was ist der Kislar-Aga? Braucht man dazu eine schöne Figur, so bin ich zu haben.«

»Kislar-Aga ist das Oberhaupt der Verschnittenen – weißt Du, was ein Verschnittener ist?«

»Kann ich Aermster den Gedanken fassen?«

sang ihm Rüding spottend nach, setzte aber gleich darauf in Prosa hinzu: »Laßt mir van der Maaßen in Ruhe und ärgert ihn nicht – ich weiß ganz genau, daß er eine Geliebte gehabt hat . . . «

»Ach ja, sie war schön!« fiel van der Maaßen seufzend ein, indem er seine Arme schwärmerisch in die Höhe warf – sie liebte mich und träumte von mir schöne, unruhige Träume – sie hieß Lenore . . .

»Lenore fuhr um's Morgenroth,«

deklamirte er.

»Zum Zeitvertreib,«

sagte Rüding.

»Pfui, pfui,« ermahnte Rodenberg; »reizet den van der Maaßen nicht, sonst werden wir schreckliche Sachen hören.«

»Ja, ja,« rief Walter, »lieber ein gesundes Lied, ein anständiges Lied, das auch Knorx mitsingen kann!«

»Knorx – hat – seine – Geliebte – auf den Pfeifenkopf gemalt,« lallte van der Maaßen – »*memento mori*.ä

»Dir könnte ein solch ernster Gedanke nicht schaden,« erwiderte der Bildhauer; »ich will Dir »*memento mori*« übersetzen, da Du kein Latein verstehst:

»Ach, wie bald, ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!«

und das geht speciell auf Dich, der Du ein so schöner Kerl bist – ja, blinzle nur nach dem Spiegel!«

»Knorx – hat – seine – Ge–liebte auch dro–ben in der – Schub–lade – neben – dem Brod – liegen.«

»Dummer Kerl!«

»Hast Du nicht – einen – Todten–kopf – in der Schub–lade – neben – dem Brod – liegen?« wiederholte van der Maaßen mit einer Stimme, die häufig von sehr bezeichnenden Naturlauten unterbrochen wurde.

Daß Knorx allerdings in seiner Schublade einen Tottenkopf liegen hatte, war eine Thatsache, welche die meisten seiner Bekannten wußten; doch hörte er nicht gern davon reden, indem die Erwähnung dieses Factums schon einmal zu einem sehr ernstern Streite Veranlassung gegeben hatte, weil ein indiscreter Kerl behauptete, dies sei der Kopf zu dem Modell, das Knorx umgebracht, und Knorx trinke zur Sühne seinen Kaffee daraus.

Walter, bei dem der starke Punsch noch am wenigsten seine Wirkung gethan und der einen Streit fürchtete, schlug mit der Hand auf den Tisch, indem er van der Maaßen zurief: »Bekümmere Dich um Deinen eigenen Dickschädel – das sage ich Dir, wenn Du noch ein Wort sprichst, das mir mißfällt, so setze ich Dich an die Luft!«

»Du – mich?«

»Ja, ich Dich – und bläue Dich vorher noch durch, um Dich Lebensart zu lehren! Ist das eine Art, Jemandem unangenehme Dinge zu sagen, dessen Punsch man getrunken? O, van der Maaßen, Du bist doch sonst ein halbwegs anständiger Kerl, daß ich das von Dir nicht erwartet!«

»Ich auch nicht, van der Maaßen,« stimmte Rüding bei, indem er sich gewaltig zu einem ernsten Tone zwang.

»Und ich nicht,« sagte Rodenberg, während er mit der Hand über die Augen fuhr, als unterdrücke er eine Thräne.

Alle wußten, wie leicht es zu machen war, daß des dicken van der Maaßen heitere Laune in tiefe Wehmuth überschlug, was äußerst komisch anzusehen war und in der That, als nun Walter mit einem langen Seufzer seinen Kopf auf die Hand stützte und vor sich niederschautete, blickte van der Maaßen tief bewegt um sich her, seine Augen fingen an zu zwinkern, sein breites Maul verzog sich, und dann brach er in ein so klägliches Weinen aus, daß man kaum im Stande war, seine hervorgeschluchzten Worte zu verstehen: »Ich hätte – Knorx – beleidigen wollen, – meinen lieben – guten – Knorx, – meinen theuren Knorx? – Knorx, der – für uns das – Krokodil mitgebracht? – Nein, den – Spezerei-händler, – der für uns den – Punsch ... – o, Knorx – wenn ich es – gethan habe, – so will ich Dich um – Verzeihung bitten – und Dich – zur Versöhnung – küssen!«

Und damit wollte der dicke, ungeschlachte van der Maaßen über den armen, mageren Knorx herfallen, der seine Pfeife mit dem Todtenkopfe zur Abwehr vor sich

hinhielt, während Rüding von hinten den Rock van der Maaßen's ergriff, leider aber so kräftig daran zog, daß ihm einer der Schöße desselben in der Hand blieb, den er nun mit großer Geistesgegenwart in das Barett des dicken Künstlers fallen ließ und ihn hierauf an den Schultern auf seinen Stuhl zurückdrückte. Alsdann sagte er, mühsam das Lachen verbeißend: »Laß es gut sein, van der Maaßen, Du bist ein ganz vortrefflicher Kerl, wenn Du nüchtern bist, und da Du morgen früh wieder nüchtern sein wirst, so verzweifeln wir nicht an Deiner Besserung; gib Dich damit zufrieden, und Du, Knorx, reich' ihm die Hand – so, jetzt wollen wir eins singen – was meinst Du, Walter?«

»Gewiß,« sagte dieser und begann:

»Brüder, zu den festlichen Gelagen
Hat ein guter Gott uns hier vereint.«

Mit lauter Stimme und in heiterer Laune sangen Alle mit, van der Maaßen ausgenommen, der mit einer Miene, als handle es sich um einen Trauergesang in Moll, dazwischen intonirte und dessen Thränen stets wieder auf's Neue flossen, so oft er zu Knorx hinübersah, und als es nun weiter hieß:

»Allen Sorgen laßt uns jetzt entsagen,
Trinken mit dem Freund, der's redlich meint« –

erhob er sich schwankend, nahm sein halbvolles Glas und nöthigte Knorx, mit ihm anzustoßen, worauf er es austrank, es seufzend auf den Tisch niederstellte und dann mit der rechten Hand nach seinem Barett umhertastete.

Rüding hob ihm seine Kopfbedeckung nicht nur auf, sondern gab ihm seine Mappe in die Hand, indem er sagte: »Du hast doch ein gutes Gemüth, van der Maaßen,« setzte er ihm das Barett mit dem abgerissenen Rockschooße so auf, daß ein großer Theil des letzteren hinten herabhing, was seinem Kopfe ein sehr komisches Ansehen gab, da auch seine Nase unterdessen durch die Berührung mit dem Pumpenschwengel stark aufgelaufen war, daß sämtliche Anwesende in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Selbst der Betreffende vergaß seiner Wehmuth und lachte mit, als er nun gegen die Thür schlich, und lachte noch auf der Hausflur, ja, Rüding, der ihm nacheilte und ihm gute Nacht wünschte, hörte ihn noch auf der Treppe lachen, dann zwischen den leeren Fässern des stets offenen Thorweges hin und her poltern und meldete endlich, zurückkommend, van der Maaßen sei glücklich und sehr heiter auf die Straße gelangt.

Bis der Punsch zu Ende war, sangen die Beisammensitzenden das erwähnte Lied, konnten es aber nicht vollenden, da sie sich in den einzelnen Versen verwirrten und es häufig vorkam, daß Jeder, wie zu seinem eigenen Privatvergnügen, einen Vers für sich anfang, welcher Sang zuletzt in einen sehr unharmonischen Canon ausartete.

Dabei war das Licht herabgebrannt und flackerte alsdann, die Papier-Manschette ergreifend, nochmals hoch auf.

»Hurrah hoch! Feuerwerk!« schrie Walter bei diesem Anblicke – »Hurrah hoch!« stimmten die Anderen ein,

und als jetzt der glimmende Docht zischend in der Flasche verschwand, neigten sich die Köpfe von zweien der Trinker auf die Tischplatte herab, wogegen sich Knorx mit stieren Augen langsam wie ein Gespenst erhob und zum Zimmer hinauswankte, sanft geleitet von Rodenberg, der, als mäßiger Trinker, vollkommen bei Bewußtsein geblieben war. Draußen durch die laue Sommernacht zitterten die Schläge der Thurmglöcken – es war drei Uhr Morgens.

IV. IM WALD UND AUF DER HAIDE.

Wir wissen nicht, ob jedem unserer geneigten Leser ein Seelenzustand bekannt ist, der Katzenjammer heißt – daß wir mit diesem Kapitelanfang nicht unsere verehrten Leserinnen anreden, davon bitten wir dieselben, geneigtest Notiz zu nehmen. – Es ist dieß ein Zustand, schlimmer als Alpdrücken, herabstimmender als ein schlechtes Gewissen. Man nennt dieses Leiden auch Haarweh, weil außer gänzlich abgespannten Nerven, schmerzenden Gliedern, einem rebellischen Magen jedes Haar auf dem Kopfe seinen eigenthümlichen, ganz besonderen Schmerz hat. Und doch sind alle diese körperlichen Leiden nur Spielerei zu nennen gegen die Qualen unseres Geistes, gegen die moralische Vernichtung, die uns überfällt, wenn wir mit gläsernem Blicke, trockener Zunge und matten Gliedern dem Tage in sein schönes Antlitz schauen, welcher auf eine Nacht folgt, wie die von uns im vorigen Kapitel beschriebene. Wir hören unablässig fernes Glockengeläute oder das Rauschen und Brausen

des Meeres und haben dabei das entsetzliche Gefühl, als sei der obere Theil unseres Kopfes ein Schieferdach, welches in der Ausbesserung begriffen ist und auf welchem fort und fort gehämmert und geklopft wird.

»O, laß mich nicht so lange leiden,« seufzte Rüding in seinem Bette, in welchem er sich mühsam von einer Seite auf die andere warf: ihm träumte, er sei unter Mörder gefallen, und fühlte, wie die Hand eines dieser Kannibalen ihn an der Kehle faßte.

Darauf aber lachte dieser Kannibale und verließ das Lager des Unglücklichen, um gleich darauf mit einem Schnupftuche zurückzukehren, das er in's kalte Wasser getaucht hatte und ihm auf die brennende Stirn legte.

»Mein lieber Rüding!« sagte er alsdann, als dieser die Augen aufschlug und wirr um sich schaute.

»Ah, Du bist es, Rodenberg; Gott der Gerechte, wie elend fühle ich mich!«

»Das macht der starke Punsch von gestern Abend, guter Eduard,« erwiderte der junge Maler mit sanfter Stimme.

»Ich glaube, Knorx hat uns vergiftet,« seufzte der Andere – »aber warum weckst Du mich eigentlich?« fuhr er, ihn mit seinem glanzlosen Auge betrachtend, fort – »und wie Du so frisch aussiehst – hast Du denn schon ausgeschlafen?«

»Vollkommen, obgleich es noch sehr früh ist.«

»Früh? Gott sei Dank, daß es noch früh ist, da kann ich noch lange schlafen – wie viel Uhr haben wir denn?«

»Es ist gleich sechs Uhr.«

»Und da weckst Du mich? – Ungeheuer!« fuhr der Andere sehr verdrießlich fort, welche verdrießliche Miene sich zu einem gehässigen Ausdrücke steigerte, als er den Anderen so frisch, ja förmlich vor Heiterkeit strahlend vor sich stehen sah. Du bist doch einer der perfidesten Kerle, die ich kenne – nimmt sich in Acht, während die Anderen sich besaufen, und kommt alsdann und weckt Einen vor sechs Uhr – ist das nicht unverantwortlich?«

»Es muß Dir allerdings so scheinen, guter Eduard,« erwiderte Rodenberg mit dem sanftesten Tone, den er anzunehmen vermochte, »doch es hat seine Gründe, siehst Du, ganz gewichtige Gründe – schau mich einmal an!«

»Und was werde ich Besonderes an Dir entdecken?«

»Schau mich nur an!«

Der sanfte Eduard strich seine langen Haare aus dem Gesichte, welche gegenüber seinen Locken von gestern heute eine verdächtige Schloffheit zeigten, dann riß er die matten Augen auf und gab mißmuthig zur Antwort: »Nun, was soll ich an Dir sehen? Du hast Deine grauen Reithosen an und Deine hohen, lackirten Stiefel – ach,« seufzte er aus tiefstem Herzensgrunde, indem er seinen müden Kopf in die Kissen zurückfallen ließ, »mir ist es gerade zu Muthe wie Reithosen anziehen und lackirte Stiefel – o, hole mir ein Glas frisches Wasser!«

»Gleich, guter Eduard, kalt vom Brunnen weg; aber vorher muß ich Dich um etwas bitten.«

»Du mich um etwas bitten?« gab Rüdning zur Antwort, indem er sich mit mißtrauischer Miene anschickte, das

Gesicht gegen die Wand zu drehen; »ich habe kein Geld, das weißt Du.«

»Ich will auch kein Geld von Dir.«

»Nun, was willst Du denn, langweiliger Kerl?«

»Nun, guter Eduard, es freut mich, daß Du meine grauen Reithosen und meine lackirten Stiefel gesehen hast: man muß zugestehen, sie sitzen mir ganz vortrefflich. Hier ist aber auch etwas,« fuhr er wohlgefällig fort, indem er sich auf den Schenkel klopfte, »und also wäre für unten gesorgt; aber oben fehlt es mir noch, und da dachte ich, Du könntest so gut sein und mir die weiße Weste und den braunen Frack leihen, den Du von dem Engländer, dessen Portrait Du malst, da hast – er ist abgereist und kommt erst in einigen Tagen wieder – willst Du, guter Eduard?«

Lange erfolgte keine Antwort, und Rodenberg war schon im Begriffe, seinen Freund am Arme zu fassen und wieder aufzurütteln, als dieser den Kopf umwandte und mit halbgeschlossenen Augen sagte: »Wie darf ich das thun? Es wäre ein großes Unrecht von mir, und ich würde es Dir auch nimmermehr erlauben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du mich so lange plagen würdest, bis ich Ja sage, und ich bin heute Morgen nichts wie ein armer, elender, hilfloser Mensch!«

»Allerdings habe ich mir vorgenommen, Dich zu plagen, bis Du Ja sagst, denn ich muß den Frack haben, um anständig auszuschauen auf dem Rappen des Rittmeisters von Strachwitz, der ihn mir nach sechs Uhr schickt, damit ich ihn im Freien probiren kann.«

»Das geht mich eigentlich alles nichts an.«

»Mache nicht so viele Worte, guter Eduard, und sage mir, wo der Frack liegt.«

»Ich habe meine Bedingungen – o Gott, das verfluchte Kopfweh!«

»Was für Bedingungen?«

»Du gibst mir Dein Ehrenwort,« sagte der im Bette mit matter Stimme, »daß Du die Wahrheit gesprochen und nicht daran denkst, den Frack und die Weste irgendwo zu versetzen.«

»Darauf hast Du mein Ehrenwort, und ich schwöre es Dir extra noch bei dem heiligen Kurzholz – wo ist der Frack?«

»Du sollst ihn haben, Plagegeist, aber vorher holst Du mir frisches Wasser und machst das Zimmer so dunkel als möglich – wie mir das Licht weh thut, ich glaube wahrhaftig, dieser miserable Knorx hat mich vergiftet!«

»Kindereien, der Punsch war nur ein wenig stark,« entgegnete der Andere, indem er aus den Ecken des Zimmers zwei lebensgroße Portraits herbeitrug und sie vor die beiden Fenster stellte: es war das des vorhin erwähnten Engländers und das einer alten, vollbusigen Dame in brennend rothem, seidenen Kleide, die einen gelben Shawl auf so unnatürliche Weise umgeschlungen hatte, daß er herabgefallen wäre, wenn man nicht hätte annehmen dürfen, er sei hinten auf einem unaussprechlichen Theile ihres Körpers mit einer soliden Nadel befestigt. Hierauf holte er Wasser am Brunnen, so frisch und kühl, daß das Glas förmlich anlief, und erquickte seinen

Freund damit, indem er ihn nicht nur sanft aufrichtete, sondern auch den Kopf auf die schonendste Weise unterstützte.

»Und nun, lieber Eduard, wo ist der Frack?«

Der Leidende zog einen Schlüssel unter dem Kopfkissen hervor und sagte: »Da, in der mittlern Schublade – aber, nicht wahr, Du ruinirst nichts daran?«

»Gott soll mich bewahren, ich werde als Cavalier reiten und einen ganz kuriosen Schlagschatten werfen, darauf kannst Du Dich verlassen; brauchst Du sonst noch was?«

»Nichts, als daß Du mich jetzt in Ruhe läßt – ach, wenn mich nur Niemand mehr stört!«

»Ich werde auf die Stubenthür schreiben: ›Hier sind die Blattern ausgebrochen!‹ dann kommt gewiß Niemand herein.«

Ein tiefer Seufzer war alles, was Rüding zur Antwort gab, der sein Gesicht gegen die Wand gekehrt und seinen Kopf förmlich in die Kissen eingebohrt hatte.

Nachdem Rodenberg den Frack und die Weste gefunden, schlich er auf den Zehen aus dem Zimmer und legte einen Besen, den er draußen vorfand, quer vor die Thür, wobei er zu sich selbst sagte: »Das gibt Jedem, der eintreten will, zu denken!« Dann ging er in sein Zimmer und athmete hier bei geöffnetem Fenster, welches die erquickende, kühle Morgenluft einließ, tief auf. Seine übrige Toilette war bald gemacht, sein lockiges Haar hatte er famos gescheitelt, seinen Bart leicht gekräuselt, und als er nun die weiße Weste anlegte und den braunen Reitfrack, der ihm wie angegossen stand, da bot er eine so

elegante, ja vornehme Erscheinung, wie ein junger Mann aus dem besten Hause und mit den besten Manieren der großen Welt.

Rodenberg war auch von sehr guter Herkunft, sein verstorbener Vater hatte ein schönes Gut besessen, aber leider fand es sich so verschuldet, daß die Vormünder des einzigen Sohnes, unseres Arthurs, aus der Liquidation, welche nothwendig erfolgte nach dem Tode des Vaters – seine Mutter war längst gestorben – nur eben so viel zu retten vermochten, um dem damals achtzehnjährigen jungen Menschen für einige Jahre eine sehr bescheidene Rente zu verschaffen. Arthur hatte von reellen Kenntnissen nur das erworben, was er beim Unterrichte in der Dorfschule und durch Privatstunden bei dem Pfarrer gelernt, wobei er es aber trotz seines vortrefflichen Kopfes nur in Sprachen, Französisch und Englisch – zu etwas gebracht hatte; glänzend dagegen waren seine Kenntnisse in allem dem, was hohe und niedere Jagd betraf und die edle Kunst des Reitens. Neben diesen noblen Passionen hatte er schon als Knabe mit außerordentlichem Geschicke gezeichnet, und dies brachte seine Vormünder, zu denen auch der Pfarrer des Ortes gehörte, auf den Gedanken, Arthur Maler werden zu lassen, womit sich der junge Rodenberg einverstanden erklärte und die Akademiestadt bezog.

Als guter Kamerad hatte der junge Maler heute Morgen auch schon nach Walter gesehen und ihn in einem ähnlichen Zustande wie Rüdning gefunden, nur daß dieser, wie wir wissen, melancholischen Gemüthes war,

während sich der Andere in der Laune eines angeschossenen Tigers auf seinem Bette herumwälzte; auch hatte Arthur Knorx besucht, der eine Treppe höher wohnte, und nicht, ohne bei diesem Besuche einen Nebenzweck zu verfolgen. Knorx, ein fleißiger und geordneter Mann, war stets mit Geld versehen und machte den Banquier seiner Freunde, vorausgesetzt, daß er es mit Jemandern zu thun hatte, der pünktlich wiederbezahlte, was Rodenberg stets gethan, um sich diese angenehme Quelle hell und flüssig zu erhalten. Knorx saß auf seiner Kommode zwischen seinen Beinen die halb herausgezogene obere Schublade, auf welcher er frühstückte: schwarzes Brod und ein wenig Butter, während ein Glas Wasser neben ihm stand; in dieser Schublade lag auch der Todtenkopf, von dem van der Maaßen gesprochen.

»Was machen die beiden Kerls da unten?« fragte der Holzschnitzer, indem er mit der Spitze seines Brodmessers auf den Fußboden wies. »Sind sie todt?«

»Damit fehlt nicht viel,« antwortete Rodenberg. »Rüding ist wie ein Pfenniglicht, die Zugluft des Schlüsselloches könnte ihn ausblasen. Wie geht es denn Dir, Knorx?« fragte er mit einem leisen, forschenden Lächeln auf den Lippen.

»O, nicht schlecht, obgleich ich auch mein redlich Theil getrunken habe – aber was willst denn Du schon so früh hier? Du siehst ja aus, als ob Du auf die Brautschau wolltest!«

»Das weniger, ich will das Pferd probiren, das ich bei dem Feste reiten soll; Rittmeister von Strachwitz leiht es

mir, und so habe ich dafür – keine Miethe zu bezahlen, aber sonst – Unkosten genug; der Henker weiß, wo das Geld hinkommt, kaum hat man fünf Thaler gewechselt, so sind sie wie weggeblasen.«

»Ah, so,« machte Knorx.

»Ja wohl, lieber Knorx, so ist es; ich brauche nicht viel, nur so ein zwanzig Silbergroschen auf einige Tage – willst Du so gut sein?«

»Warum das nicht, es kann sogar ein Thaler sein.«

»Gut denn – aber hebe mir die zehn Silbergroschen auf, bis ich zurückkomme; der Mensch ist schwach, und ich bin am schwächsten, wenn ich Geld im Beutel habe – wahrhaftig, da kommen schon meine Pferde – nun gib Acht, Knorx, Du sollst mich abreiten sehen.«

Damit schüttelte er die dargereichte Hand des Bildschnitzers und eilte hinab, um seinen Anzug durch einen kleinen grauen Hut zu vervollständigen, unter dessen breitem Rande seine üppigen, blondgelockten Haare hervorquollen. Ueberhaupt war der ganze junge Mann eine angenehme, herrliche Erscheinung, werth manches Blickes aus schönen, wenigstens aus verliebten Mädchenaugen, die hinter den herabgelassenen Gardinen nach ihm schauten, während er mit leichter Hand die Zügel ordnete, sich alsdann eben so gewandt wie zierlich in den Sattel schwang und hierauf den tollen, feurigen Rappen, den er wohl kannte, mit einer leichten Schraubung seiner starken linken Hand zurückhielt, daß er knirschend in die Zügel schäumte und mit seinem schönen Reiter leicht tänzelnd über das Pflaster davon schritt.

Der Husar, welcher die Pferde gebracht, ritt in angemessener Entfernung hinter ihm drein.

Rodenberg hatte zwanzig Silber Groschen in der Tasche, weshalb er begreiflicher Weise darüber nachdachte, wie diese beiden Dinge in Einklang zu bringen seien; er wußte einen köstlichen Ort, eine Terrasse, hoch über dem Rheine gelegen, mit einer Veranda, die von Rebenlaub übersponnen war. Dorthin ritt er, und zwar, sobald er das Pflaster hinter sich hatte, in kurzem Galopp; der Husar wurde angewiesen, sich einen Schnaps geben zu lassen, während der Herr Baron oben auf der Terrasse frühstückte.

Das machte zehn Silber Groschen, worauf der junge Maler ein Fünfgroschenstück als Trinkgeld für den Husaren in die linke Seitentasche steckte, sich alsdann von dem Kellner des Kaffeehauses zwei der feinsten Cigarren à zwei und einen halben Silber Groschen kaufte und nun, aller ferneren Anfechtungen ledig, davon ritt.

Es war ein wunderbar schöner, prachtvoller Frühlingsmorgen: der tiefblaue Himmel schien sich mit wahrer Begeisterung über die sonnenbeglänzte Erde auszuspannen, und diese großmüthige Sonne trieb eine wahre Verschwendung in Gold und Brillanten. Wie glänzten die letzteren zu Millionen an den Büschen und auf dem Grase, eigentlich nur Thautropfen, aber wie Arthur in seiner glückseligen Laune, so wollen auch wir uns bemühen, dieses alles für wirkliches Gold, für ächte Steine zu halten!

Wie sog er in tiefen Zügen die frische, kühle Morgenluft ein, wenn er an die dunstigen Räume dachte, die er so eben verlassen, und wie heiter lächelte er an den Himmel hinauf, wenn ihm jetzt der arme Rüding einfiel, auf den weder Sonne noch Licht niederschien und der, wenn er sich seufzend umwandte, nicht frische, grüne Sträucher und Bäume, nicht blühende Blumen sah, sondern in die langweiligen, gemalten Züge des steifen Engländers und der dicken Frau im rothen Kleide – letztere allein wäre schon im Stande gewesen, bei ihm Alpdrücken hervorzurufen!

Und jetzt fühlte sich Arthur so froh, so frisch, so frei: der muntere Rappe unter ihm schüttelte ungeduldig mit dem Kopfe und schien sich nur ungern den Zügel gefallen zu lassen; er folgte der geringsten Bewegung, dem unbedeutendsten Drucke der Wade und galoppirte und courbettirte mit seinem gewandten Reiter dahin, daß es für beide wie für die ihnen Begegnenden eine wahre Freude war.

Der junge Maler war so lustig, ja in gutem Sinne übermüthig gestimmt, daß er sich gern selbst auf die Backen geklopft und zu sich gesprochen hätte: ›Der glückliche Seelenzustand von heute Morgen ist die Belohnung dafür, daß Du Dich gestern Abend so gut aufgeführt; lebe so fort, mein Sohn, mein braver, hübscher, guter Arthur, und es soll Dir an meiner ganz besondern Achtung niemals fehlen!‹

Dabei war es in der That schade, daß seine ganze glänzende Erscheinung so gar nicht benutzt wurde, um ein

Mädchenherz zu erobern, zu entzücken oder in Betrübniß zu setzen, wußte er doch kein Fenster, wohin er mit besonderem Interesse geblickt! So war es ihm denn eigentlich ganz erwünscht, als er nun die Straßen der Stadt hinter sich ließ und auf die breite Chaussee einbog, welche nach den nicht zu fernen Bergen führte – dem Ziele seines heutigen Rittes, jenen malerisch geformten, mit grünen Waldungen bedeckten Bergen, wo in einigen Tagen das Künstlerfest abgehalten werden sollte.

In diesem Augenblicke galoppierte der Husar an ihn heran und rief ihm zu: »Dort, auf unserer linken Seite, kommt die Schwadron des Herrn Rittmeisters von Strachwitz; sie sind schon um fünf Uhr zum Exerciren ausgerückt; wenn Sie etwas langsamer reiten, so treffen wir da vorn, wo sich die Straßen kreuzen, mit dem Herrn Rittmeister zusammen.«

Und sie trafen dort zusammen, nachdem der Baron von Strachwitz schon von Weitem dem jungen Reiter freundlich zugewinkt und ihm mit einer wahren Löwenstimme zugeschrien: »Famos! Wie sich der Rappe unter dem Sattel macht – ein capitales Pferd – famos!«

Jetzt waren sie dicht bei einander; die Schwadron hielt, und der Baron von Strachwitz mit seinem Premier-Lieutenant und einem Herrn in Civil galoppierte heran, und Rodenberg lancirte auf eine bewunderungswürdige Art vorüber, wandte alsdann um und setzte auf den ganz besonderen Wunsch des Eigenthümers des Pferdes über den breiten Straßengraben hin und wieder zurück.

»Nicht wahr, ein famoses Pferd?« fragte der Rittmeister von Strachwitz.

»Ein capitales Thier!« betheuerte der Premier-Lieutenant.

Und der Herr in Cicil setzte hinzu: »Auf Ehre, *superbe*, räuberhaft schön – trichinenhaft!«

Damit trennten sich die Betheiligten, und Rodenberg bemerkte jetzt erst, daß außer den eben erwähnten auch noch andere Zuschauer seine Reiterkunststückchen mit angesehen – es waren dies ein Herr und eine Dame in einem eleganten Wagen, die vielleicht hundert Schritte vor ihm auf der Landstraße hielten und sich gegen ihn umgewandt hatten. Sobald sie nun den Reiter in langsamer Gangart gegen sich herankommen sahen, verschwanden beide im Fond des Wagens und ihr Kutscher ließ seine Pferde davontraben.

Rodenberg hatte mit seinem scharfen Auge bemerkt, daß die Dame jung war, auch schön, hoffte er, und da er nicht der Mann war, eine junge und schöne Dame nur aus der Ferne zu betrachten, wenn es in seiner Möglichkeit lag, ihr näher zu kommen, so setzte er seinen unruhig gewordenen Rappen in einen lebhaften Jagdgalopp, parirte ihn ein wenig durch eine kaum sichtbare Handbewegung, als er nun neben dem Wagen war; und schaute die Beiden an.

Der Herr war ein älterer Mann mit einem hageren Gesichte von auffallender, südlicher Färbung, mit einem schwarzen, gerade hinausstehenden Schnurrbarte und einem langen Knebelbarte. Dazu hatte er große, dunkle,

unruhige Augen, die er aber ohne einen freundlichen Ausdruck auf Rodenberg heftete.

Das sah Arthur aber nur, indem sein Blick flüchtig über den Alten herstreifte, um desto länger, ja, so lange es ihm nur immer möglich war, auf der jungen Dame haften zu bleiben.

Ah, sie war schön – sie war eine Fremde – und doch war sie ihm bekannt.

Er hatte dieselben feinen, edlen Züge schon gesehen; diesen wunderbaren, marmorgleichen Teint, die zarten, ein wenig lächelnden Lippen, die glänzenden Augen, deren Lider schläfrig, wie halb geschlossen erschienen, und zwischen denen hervor es doch blitzte und funkelte.

Ja, er hatte dieses Gesicht schon gesehen oder doch wenigstens ein demselben sehr ähnliches, nur daß sich jenes zu diesem verhielt wie ein schönes Bild mit etwas kaltem Ausdrücke zum lebensfrischen Original.

Und dieses Original hier zeigte, wie es so bequem, ja, man hätte sagen können, mit einer göttlichen Faulheit in seinem Wagen lag, so prachtvolle, weiche, angenehme, runde Formen – und Welch zierliche Hände: sie hatte sie auf ihren Schooß zusammengelegt, und ihre kleinen Finger hielten einen riesigen Rosenstrauß; jetzt erhob sie ihre Rechte und grüßte mit einer kleinen Bewegung derselben, als der junge Mann, von ihrem Anblicke hingerrissen, im Vorbeireiten seinen Hut zog und sich tief und achtungsvoll gegen die Beiden verbeugte. Dabei hatte sie ein wenig gelächelt – ach, und das war ein Lächeln, so reizend, wie Arthur nie etwas Aehnliches gesehen! Ihre

großen, dunkeln Augen hatten ihn eine Secunde lang angeblickt, und dabei hatte sie ihre Lippen geöffnet – nein, geöffnet ist nicht das richtige Wort, setzen wir mit den Gedanken des jungen Mannes hinzu –, dieser wunderbare Mund war ihm in diesem Augenblicke erschienen, wie eine Rosenknospe, die plötzlich aufspringt, sinnverwirrenden Duft rings um sich her verbreitend.

Die Straße führte hier glücklicherweise etwas aufwärts und trat zugleich in den Wald ein; Arthur konnte so, ohne sich gerade auffallend zu benehmen, sein Pferd im Schritte gehen lassen, auch seinen Hut abnehmen, um seine heiße Stirn im Schatten der alten Bäume zu erfrischen: er that das auch und dann ritt er auf der linken Seite des Weges hart am Chausseegraben, um dem nachrollenden Wagen Gelegenheit zu geben, an ihm vorbeifahren zu können.

Dieses Manöver ging auch ganz glücklich von Stat-ten: er hörte die Equipage herankommen, er wandte sein Pferd etwas gegen die Straße, er ließ es ein wenig steigen, während er abermals grüßte, ließ es hierauf in zwei wilden Sätzen den Wagen überholen und bog dann links ab in den Wald hinein mit einem tollen Sprunge über den breiten Graben – der Husar mochte sehen, wie er nachkommen konnte.

Hatte er nicht in diesem Augenblicke einen kleinen Aufschrei vernommen, hatte sich die schöne junge Dame nicht hastig aufgerichtet und rasch gegen den Rand des

Wagens geworfen, um ihm besser nachblicken zu können – gewiß, er war überzeugt, daß sie es gethan; sehen konnte er freilich nichts davon, da es doch gar zu affectirt gewesen wäre, wenn er sich mitten im Sprunge umgewendet hätte.

Daß ihm aber die junge Dame nachgeblickt, das bestätigte der brave Husar, der ein paar Secunden später nachkam.

Wie war es so frisch und duftig im schönen, grünen Walde, wie ritt es sich so herrlich auf dem weichen Moosboden, und sein Auge als Künstler – wie fand es volle Befriedigung beim Anblicke der malerischen, knorrigen, alten Baumstämme, beim Lichte und Schatten in den Laubmassen, bei dem goldenen Reflexe, den der Strahl der Sonne her vorbrachte, wo er sich hier und da in das Dickicht stahl, die riesigen Stämme vergoldend, Lichter und Funken austreuend auf Strauch und Gras!

Arthur ritt auf einem kleinen Fußwege, von dem er wohl wußte, daß er, wie die breite Fahrstraße, auf denselben Punkt im Gebirge führe: es war dies eine Höhe mit einem kleinen Schlößchen im mittelalterlichen Style, die Fahnenburg genannt, mit einer herrlichen Aussicht auf das wellenförmige, mit Wald bedeckte Terrain bis zur Rheinebene hin – und mit einer guten Restauration. Als er an letztere dachte, fiel ihm seine arge Verschwendung von heute Morgen ein und er seufzte tief. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß sich die schöne Fremde mit ihrem Begleiter auf der Fahnenburg einfinde und dort oben

vom Balkon Aussicht mit Erdbeeren genoß. Man hatte allerdings das Recht, in die Restauration einzutreten, auch ohne etwas zu genießen: »er konnte sich als Abgesandter der Künstlergesellschaft benehmen und die Lokalitäten einsehen – sollte doch bei dem Feste nächster Woche die Fahnenburg der Tummelplatz eines wilden Kampfes sein, hielt doch hier der Drache Griesgram die zarte Jungfrau Freude gefangen, welche durch den Prinzen Maiwein befreit und gerettet wurde. Wie hätte er heute Morgen so schön eine vortreffliche Probe dieses Festspieles abhalten können – dort oben die zarte, süße Freude, von einem Griesgram bewacht, er ein thatendurstiger, kühn erregter Prinz Maiwein! Er hätte sie dem Alten abgerungen, er hätte sie vor sich auf sein schwarzes Roß genommen und an einen stillen, heimlichen Ort gebracht, den er hier in den Bergen wußte, wo ein moosiger Baumstamm die schönste Ruhebänk bot, über welcher sich rankendes Epheu und andere Schlingpflanzen auf die natürlichste Weise als Laubdach wölbten und wo ein murmelnder Quell so laut geschwätzig war, daß er auf angenehme Art die langen Pausen ausfüllte, die im süßesten Geplauder wohl zuweilen entstehen können.

So dachte er und so träumte er und hörte endlich wieder das Rollen der Räder und sah den Wagen, freilich noch fern, durch die Büsche schimmern.

Obgleich die Fahnenburg noch hoch über ihm lag, so beschloß er doch, hier eine Zeit lang zu rasten: er sah den Balkon des Schloßchens, und da er auch sie sehen konnte, wenn sie heraustrat, so mußte die junge Dame auch

den schlanken Reiter entdecken, wenn sie zufällig abwärts blickte. Er stieg von dem Rappen, klopfte ihm seinen glatten Hals und gab die Zügel dem Husaren, der die etwas warmen Thiere in dem kühlen Waldschatten hin und her führte, dann setzte sich Arthur auf die Wurzeln einer alten Eiche, zog sein Skizzenbuch aus der Tasche und that, als ob er zeichnete. Droben hielt nun der Wagen; man konnte deutlich hören, wie die Pferde schnaubten und sich schüttelten. Arthur folgte jetzt in Gedanken allem dem, was vor sich gehen mußte: man öffnete den Schlag des Wagens, sie setzte ihren kleinen Fuß auf den Tritt und stützte sich vielleicht auf den Arm ihres Begleiters, während sie ausstieg – ach, dieser glückliche, beneidenswerthe Begleiter! –, dann trat sie in's Haus, ging die Treppen hinauf und . . .

Ja, da trat sie hinaus auf den Balkon; er meinte, sie sagen zu hören: »Wie schön der Anblick ist – a–a–a–ah!« – Und dann sog sie mit einem wonnigen Gefühle die frische, duftige Waldluft ein.

Arthur freute sich in der That, daß er jetzt hier unten war und nicht droben, wo er ebenfalls auf den Balkon hinausgetreten wäre, immerhin etwas bewegt, etwas verlegen und sie begrüßend, wahrscheinlich mit einer sehr gewöhnlichen Redensart. Was sollte er auch oben machen? Saß er hier nicht an einem schönen Punkte, zeichnete er nicht die kleine, so malerisch gelegene Fahnenburg und links an ihr vorbei den abfallenden Bergrücken,

in dessen Einsattlung die Ebene mit dem Rheine erschienen, und sang er nicht dazu mit seiner wohlklingenden, hellen Stimme aus dem bekannten Liede:

»Die schönste Jungfrau sitzt
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.«

Es ist dies ein Lied, dessen schöne, jetzt aber so sehr mißbrauchte Weise damals von Jedermann gesungen wurde, von Manchem, der oft nicht wußte, was es bedeuten sollte, daß er gar so traurig war, und der sich wenigstens einbildete, traurig zu sein.

Ueber die Blätter seines Skizzenbuches aufwärts schauend, sah er, daß sie jetzt auf die Seite der Altane trat, wo er tief unter ihr auf den Wurzeln der alten Eiche saß, daß sie hinabblickte, vielleicht zu ihm, den sie wohl wiedererkannte – daß sie jetzt von dem Balkone verschwand, wahrscheinlich, um drinnen Erdbeeren zu frühstücken.

Ach, wer so eine Erdbeere gewesen wäre, oder das Glas, aus dem sie vielleicht trank, oder der Schemel zu ihren Füßen – junge Künstler haben häufig dergleichen extravagante Wünsche, die ihnen vielleicht in der Ausführung nicht das Vergnügen verursachen würden, wie sie es sich in ihren Phantasieen ausgemalt.

Es war eine halbe Stunde vergangen, eine unendlich lange – langweilige halbe Stunde, welche Rodenberg dazu anwendete, die Fahnenburg flüchtig zu skizziren und

sich so gewaltsam zwang, seine Gedanken von der jungen Dame abzulenken, die hoch droben saß, gewiß unbewußt, daß er hier unten an sie dachte.

Da wieherte der Rappe, und der Husar, leise herantretend, meldete: »Der alte Herr und die junge Dame, welche wir im Wagen gesehen, kommen den Fußweg herab und hieher.«

»Meinetwegen,« gab Rodenberg mit der unerhörtesten Heuchelei zur Antwort und that, als ob er emsiger zeichnete, aber er fuhr nur mit dem Bleistifte in der Luft herum; er sah weder das Papier seines Skizzenbuches, noch die Fahnenburg, er dachte auch in diesem Augenblicke eigentlich nichts mehr, sondern sein ganzes Denken und Fühlen hatte sich in einem einzigen Sinne vereinigt, dem Gehör – er horchte und vernahm eine tiefe Stimme, die in einer fremden Sprache redete, dann das Geräusch von Schritten auf Laub und weichem Moos und dann das Rauschen eines seidenen Kleides.

O, es gibt Augenblicke der Spannung, wo uns die wundervollste Musik nicht so entzückt, als das Rauschen eines seidenen Kleides! Es ist das ein eigenthümlicher Ton, mit nichts Anderem zu vergleichen; es regt in gewissen Augenblicken unsere Nerven auf, es verdunkelt unsern Blick, es macht unsere Hand zittern.

So erging es Arthur, und als er, sich gewaltsam bezwingend, eine lustige Melodie pfeifen wollte, machte er die nämliche Erfahrung, wie der wilde Jäger: seine gespitzten Lippen brachten keinen Ton heraus.

Jetzt mußten die Fremden neben ihm stehen und jetzt war der Moment, aufzublicken – ja, sie war es, es war die junge Dame, die er im Wagen gesehen und die jetzt neben ihm stand. Sie hatte ihren leichten Strohhut in der Hand, und da ihr Begleiter, der hinter ihr stand, ihre schwarzseidene Mantille trug, so war jetzt ihre ganze schlanke und doch wieder so volle Gestalt sichtbar. Sie trug ein Kleid von dünner, naturfarbiger Seide; es war eigentlich kein Kleid, sondern ein Gewand: ein Gewand, wie es die Maler lieben, welches, mit anliegenden Aermeln und einem sorgfältigen Obertheile, die Körperform gänzlich verhüllt und doch wieder so vortheilhaft zeigt.

Sie beugte sich zu dem jungen Manne herab, blickte ungenirt auf sein Papier und sagte mit einer äußerst wohlklingenden, vollen und doch so weichen Stimme: »Ah, Sie zeichnen das – wie schön!«

Diese Worte, in deutscher Sprache an ihn gerichtet, betonte sie so fremdartig, daß er augenblicklich mit sich im Reinen war, sie sei eine Fremde, eine Italienerin, vielleicht eine Spanierin.

»Wenn Sie mir erlauben,« fuhr sie fort, »so sehe ich Ihnen ein wenig zu, während Sie zeichnen, das unterhält mich ganz außerordentlich,« – und ehe er noch antworten konnte, hatte sie neben ihm Platz genommen auf der knorrigten Baumwurzel und faßte mit ihren kleinen Fingern, an denen sie einen Glacé-Handschuh vom hellsten und zartesten Lila trug, das eine Ende des Skizzenbuches.

Es zitterte auch gar zu arg in seiner Hand!

Und so sollte er zeichnen, an diesem heißen Frühlingstage, in ihrer warmen, duftigen Nähe!

Er that wenigstens so und gab sich die außerordentlichste Mühe, sich mit seinem Bleistifte nicht zu sehr zu compromittiren, indem er irgend einen unpassenden Strich machte.

Der Begleiter der jungen Dame, der alte Herr mit der dunklen Gesichtsfarbe und dem schwarzen Barte, hatte sich dem Pferde genähert und betrachtete mit großem Vergnügen den prächtigen Rappen.

»Sie zeichnen das zu Ihrem Vergnügen?« fragte sie – »o, Sie zeichnen sehr gut, ja ausgezeichnet, wenn Sie es nur zu Ihrem Vergnügen thun!«

»Ich bin ein Maler, mein Fräulein,« gab er zur Antwort.

»A–a–a–ah,« erwiderte sie mit einem wundervollen Lächeln, »Sie sind also ein Künstler, ein guter Künstler, hier auf dem Papiere wie dort auf dem Sattel Ihres schönen Pferdes – ich liebe schöne Zeichnungen – und schöne Pferde,« setzte sie nach einer Pause hinzu, während welcher er mit einer stummen Verneigung seines Kopfes geantwortet – er wußte auch wahrhaftig nicht, was er erwiedern sollte, er kam sich überhaupt so dumm, so hölzern, so einfältig vor, daß er sich selbst am Ohr genommen hätte, wenn er allein gewesen wäre, und er wünschte jetzt fast, allein zu sein. Sie blickte so aufmerksam auf sein Papier und auf seine Hand und kam ihm dadurch so nahe, daß er den süßen Hauch ihres Mundes spürte.

Er wußte immer noch nicht, was er ihr sagen sollte, und fühlte, daß er vor Verlegenheit erröthete, aber geschehen mußte etwas. Statt fortzuzeichnen, hätte er lieber auf das Papier geschrieben und hätte ihr gesagt, wie er gleich im ersten Augenblicke verwirrt gewesen sei, fast betäubt, als er sie im Wagen gesehen, wie sie das ihm, einem Maler, nicht übel nehmen könne, und wie dies eine Wirkung sei, die ihr schönes Gesicht, ihre herrliche Gestalt gewiß auf jeden fühlenden jungen Menschen ausüben müsse. – Er schrieb das aber nicht, er dachte es nur, und als er mit diesen Gedanken zu Ende war, schien er sich vergewissern zu wollen, ob dies gute Gedanken seien, denn er wandte ihr nun auf einmal sein Gesicht voll zu, um sie anzuschauen, während er sein Skizzenbuch etwas niedersinken ließ.

Auch die junge Dame sah Arthur im gleichen Augenblicke in's Gesicht – dasselbe reizende Lächeln wie vorhin erschien wieder auf ihren Zügen und entzündete seine frohe Laune.

»Beim Himmel,« sagte er heiter, »Sie sind wohl eine wunderbare Waldfee, wie sie glücklichen Künstlern zuweilen erscheint?«

»Was ist eine Waldfee?«

»O, eine Waldfee ist ein junges, schönes, weibliches Wesen, das gewöhnlich vom Himmel herabsteigt und im Dunkel der Wälder erscheint, um irgend einen Sterblichen glücklich zu machen!«

»Nein, dann bin ich es nicht,« erwiderte sie lachend, »denn ich komme nicht vom Himmel herab und wüßte

auch nicht, womit ich Jemanden glücklich machen könnte.«

»O, das wüßte ich wohl,« seufzte er in sich hinein, indem er seinen Blick wieder rasch dem Papiere zuwandte, denn ihre schönen Augen mit dem heiteren, glücklichen Ausdrücke brannten tief in sein Herz hinein.

»Werden Sie diese kleine Zeichnung hier fertig machen?« fragte sie nach einem längeren Stillschweigen.

Er bejahte das, indem er eifrig zeichnete. Ihm war ein guter Gedanke gekommen, und als er nun einmal wußte, was er wollte, da irrte sein Bleistift nicht mehr wild und zwecklos auf dem Papiere umher, sondern gewandt zog seine geübte Hand hier eine feste Linie, dort eine andere, schattirte dazwischen einzelne Stellen, während er auf anderen das weiße Papier als helles Licht stehen ließ, und so entstand wie durch Zauberei eine Ansicht der kleinen, zierlichen Fahnenburg.

»Wie schön,« rief sie dazwischen, »wie außerordentlich schön und ähnlich – ah, es ist ein großes Glück, ein so vortrefflicher Zeichner zu sein!«

»Sie zeichnen auch, mein Fräulein?«

»Nein, ich habe dazu kein Talent!«

»Sie haben es vielleicht nie versucht. Man muß versuchen, um zu erfahren, ob ein Talent in uns steckt.«

»O doch, ich habe darin meine Proben gemacht und viel Papier verdorben, es aber nie so weit gebracht, daß man einen Baum von einem Hause hätte unterscheiden können.« Als sie das sagte, lachte sie so heiter und launig

und zeigte dabei ihre schön geformten, weißen, glänzenden Zähne, daß dem jungen Manne augenblicklich durstig zu Muth wurde und er noch lebhafter als bisher an den heimlich stillen Platz dachte mit der Moosbank, den Schlingpflanzen und dem murmelnden Quell; ja, er konnte sich des Gedankens daran so gar nicht entschlagen, daß, als sie nach einer Pause sagte, dies sei wohl der schönste Punkt des kleinen Gebirges, er zur Antwort gab: »O nein, der schönste Punkt ist aber nicht weit von hier und so reizend, wie man sich nur etwas denken kann.«

»Den müssen wir auch sehen!« rief die junge Dame mit großer Entschlossenheit, wobei sie den Kopf umwandte und ihren Begleiter durch ein Zeichen herbeirief.

Dieser schien sich mit Mühe von dem schönen Pferde, welches der junge Mann geritten, trennen zu können, und als er sich näherte, bemerkte er zu Rodenberg in französischer Sprache: »Ein superbés Thier, ein kostbares Pferd – ist es aus einem der Gestüte des Landes – sind Sie schon lange im Besitze desselben?«

Wie der junge Maler sich anschickte, zu antworten, beugte sich die schöne Fremde wieder nahe, sehr nahe auf das Skizzenbuch herab, um die fast vollendete Zeichnung genauer anzusehen – ja, so nahe, daß, wenn er ein indiscreter Mensch gewesen wäre, seine Lippen bei einer ganz kleinen Biegung des Kopfes ihr starkes, duftiges Haar hätten berühren müssen – aber er war nicht indiscret, er hatte nicht einmal den Muth, indiscret zu sein, schon bei dem Gedanken daran schlug ihm sein Herz wie

das eines Schulknaben, der auf einem Apfeldiebstahle erwischt worden ist, und als der Begleiter der jungen Dame ihn, wie eben gesagt, fragte, überkam ihn das Gefühl eines redlichen Jungen, besonders da sie jetzt ihr klares, offenes Auge gegen ihn wandte, und er hätte um Alles in der Welt nicht lügen mögen. Deßhalb antwortete er: »Dieser allerdings sehr schöne Rappe ist aus einem königlichen Gestüte, trakehner Blut mit arabischem gemischt, doch gehört das Pferd nicht mir – ein Freund hat es mir geliehen.«

»Da dieser Freund wohl mußte,« sagte der alte Herr in verbindlichem Tone, »welch vortrefflichem Reiter er das schöne Thier anvertraute.«

»Ich hatte Angst,« sagte die junge Dame, »als Sie vorhin über den breiten Graben hinsetzten; »warum ritten Sie nicht lieber der Straße nach, auf der wir fuhren?«

»Das wäre allerdings bequemer und auch viel angenehmer gewesen,« erwiderte er mit leichtem Seufzer; »glauben Sie aber nicht, mein Fräulein,« setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, »daß ich aus Uebermuth so mit einem Pferde über Hecken und Gräben setze – ich ritt nur zur Probe heute ein wenig toll im Walde umher.«

»Zur Probe?« fragte sie lachend – »wozu brauchen Sie eine Probe?«

»Zu einem Künstlerfeste, welches in einigen Tagen hier in diesem Walde gefeiert werden soll und wobei ich die Ehre habe, den wilden Jäger vorzustellen.«

»Ah, ein Künstlerfest in Costume, das muß herrlich werden!«

»Ich hoffe, es wird gefallen.«

»Das sollten wir mit ansehen,« versetzte rasch die junge Dame mit einem Blicke auf ihren Begleiter, der mit einer sehr gleichgültigen Miene die Achsel zuckte, was wohl so viel heißen konnte, als: ›das ist sehr unnötig,‹ oder als: ›meinetwegen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.‹

Sie schien diesem Achselzucken die letztere Bedeutung zu geben und sagte in einem sehr entschlossenen Tone: »Ja, wir wollen bleiben oder für das Künstlerfest nach einem kleineren Ausfluge in die Umgegend wieder zurückkehren.«

Der alte Herr verbeugte sich schweigend.

»Ich habe ein solches Künstlerfest nie gesehen,« fuhr sie fort – »welch interessante Costumes werden Sie haben, von Künstlern gezeichnet, von Künstlern ausgeführt, man kann dabei etwas lernen!«

Rodenberg hatte indessen seine Zeichnung vollendet und versah sie jetzt mit einer kleinen Unterschrift, indem er den Namen: ›die Fahnenburg‹ hinschrieb und das Datum beisetzte. Dann zog er sein Federmesser aus der Tasche, trennte das Blatt mit einem raschen Schnitte aus seinem Buche und übergab es der jungen Dame, indem er ihr sagte: »Sie machen mir eine Freude, wenn Sie diese unbedeutende, flüchtige Skizze zur Erinnerung an die Gegend, welche Ihnen so wohl gefällt, annehmen wollen.«

Sie sah ihn überrascht, ja befremdet an und warf einen verstohlenen Blick auf ihren Begleiter, der abermals die Achseln zuckte, aber dieses Mal unverkennbar mit einer bejahenden Geberde.

»Ja, ich will dieses schöne Blatt nehmen,« sagte die junge Dame rasch, »und danke Ihnen herzlich dafür; aber Sie müssen Ihren Namen beisetzen, damit ich mich auch später des freundlichen Gebers besser erinnere.«

Der junge Maler nahm, sich verbeugend, das Blatt zurück und schrieb seinen Namen darunter in großen, deutlichen Schriftzügen: Arthur Rodenberg. Dann sagte er in einer leicht zu errathenden Absicht: »Soll ich Ihnen das Blatt zusammenrollen, denn sonst können Sie es wohl nicht gut mitnehmen?« worauf sie hastig erwiderte:

»O nein, das wäre schade, ich werde es sorgfältig tragen und in den Wagen legen.«

»Oder lassen Sie es mir so lange, bis wir von dem kleinen Spazirgange zurückkommen, den ich Ihnen vorgeschlagen und der Sie gewiß nicht gereuen wird.«

»Haben wir dazu noch Zeit?« fragte sie ihren Begleiter.

Dieser zog seine Uhr hervor und erwiderte mit dem Achselzucken, das ihm, wie es schien, zu jeder Antwort nöthig war: »Zeit haben wir wohl; wenn uns der Spazirgang nur nicht zu weit führt.« Indem er das sagte, fuhr ein eigenthümliches Lächeln über seine sonst so unbeweglichen Züge.

»So gehen wir denn,« sagte sie, indem sie sich rasch erhob.

»Aber bis zu Ihrem Wagen werden Sie mir doch erlauben, das Blatt in mein Skizzenbuch zu legen?«

»Werden Sie es nicht vergessen?«

»O nein, weder dieses Blatt noch den heutigen Tag – noch . . . « – er wollte sagen: noch sie werde er vergessen, doch überkam ihn abermals jenes fatale Schulbubengefühl, das ihn sonst nicht so leicht befallen, und er setzte hinzu: »noch die Güte, mit der Sie dieses Blatt angenommen.«

Darauf gingen sie mit einander fort, und der alte Herr folgte wenige Schritte hinter ihnen, während der Husar auf einen Wink Rodenberg's zurückblieb.

Die reizende Fremde genoß in vollen Zügen die Schönheit des schattigen Waldes, die duftige Frische des schönen Morgens; Rodenberg wollte ihr den Hut abnehmen, den sie an ihrem Arme trug, doch wollte sie das nicht zugeben, sondern sagte heiter: »Geben Sie nur recht auf meinen Schatz Achtung« – damit meinte sie das Blatt in seinem Skizzenbuche, und nachdem sie das gesagt, drückte er dieses alte Skizzenbuch unbemerkt, wie er glaubte, an seine Brust.

Doch sie hatte das gesehen mit dem blitzenden Auge unter den schönen, schläfrigen, langen Wimpern hervor – sie lächelte, doch nicht gegen ihn, sondern hinauf zur majestätischen Krone einer riesenhaften Eiche, dann strich sie mit beiden Händen ihr dickes Haar von den Schläfen hinweg und meinte: »O, man kann nicht genug

an sich hinwehen lassen von dieser wunderbaren Waldluft – o, wie sich dieselbe so leicht und angenehm athmet!«

Sie sog die allerdings erfrischende, würzige Luft in einem vollen Zuge in sich, daß ihre Brust anschwell, worauf sie etwas wie einen langen, tiefen Seufzer ausstieß.

Arthur ging wie träumend neben ihr; ihm war zu Muth, als erlebe er ein köstliches Märchen. Wie war das liebliche Wesen, welches neben ihm ging – leicht schreitend wie ein Reh –, so ganz anders, wie alle die Frauen und Mädchen, die er bis jetzt kennen gelernt! – War sie ihm nicht erschienen so unverhofft und plötzlich, wie die Feen zu erscheinen pflegen, und wurde nicht diese fast zauberhafte Wirkung noch erhöht durch den fremdartigen Schnitt ihres schönen, edlen Gesichtes und durch ihre pikante Betonung der deutschen Sprache! Dabei war sie jetzt, wo sie neben ihm auf dem schmalen Fußpfade ging, ausgelassen und munter wie ein glückliches Kind; sie brach in einen Freudenruf aus, wenn sie ein Eichhorn sah, das sich in rascher Flucht von Zweig zu Zweig schwang, sie ahmte lachend und mit einer wunderlieblichen Stimme den Gesang des Kukuks nach, sie pflückte, sich elastisch niederbeugend, Waldblumen und zierlich geformte Gräser, und wenn zufällig eine dicke Baumwurzel ihren Weg kreuzte, so überschritt sie dieselbe nicht, sondern sprang mit der Gewandtheit einer Gemse auf die Erhöhung und ebenso wieder von derselben herab.

Dieses letzte Spiel war wohl am gefährlichsten für die leicht erregbare und schon genugsam erregte Phantasie

des jungen Malers; sie hob dabei ihr Gewand ein wenig auf und ließ ein Füßchen sehen, so zierlich, so fein, wie Arthur nie etwas Aehnliches geschaut und wie er es auch bei einer Erwachsenen nicht für möglich gehalten.

Dabei streifte zuweilen ein Sonnenblick, das dichte Laub durchbrechend, ihr Gesicht und überzog es mit goldenem Scheine.

Dabei sangen die Vögel des Waldes, die hin und her huschende Amsel, der Schwarzkopf auf der äußersten Spitze des Zweiges, der Finken zahlreich Geschlecht, und sogar jetzt noch, aus dem Grunde hervor, zu dem sie gerade hinabstiegen, wo die Quelle floß – man hörte schon ihr Rauschen –, vernahm man aus dichtem, fast undurchdringlichem Gebüsch den sehnsüchtigen Schlag der Nachtigall.

Die schöne Fremde blieb plötzlich horchend stehen und, als der Gesang nun drunten verstummte, öffneten sich ihre feinen Lippen und antworteten dem zarten Sänger der nächtlichen Stille und lautlosen Einsamkeit mit einem so wundervollen Triller, zart wie ein Hauch anfangend und zu einer fast unbegreiflichen Stärke anschwellend, daß Arthur plötzlich stehen blieb und sie fast erschrocken anblickte.

»O, o,« machte der alte Herr hinter ihnen, worauf sie rasch mit einem Tone abbrach, der auf's Täuschendste den klagenden Ton der Nachtigall nachahmte, und dann lachend sagte: »Das kam mir so in die Kehle, ich freue mich unendlich über den wunderbaren Morgen und den schönen Wald – ach, ach, den herrlichen Wald, den ich so

selten sehe, den ächten nämlich – gemalte Wälder habe ich genug.«

Damit sprang sie rasch den schmalen Fußweg abwärts, so daß ihr Arthur kaum folgen konnte und der alte Herr weit zurückblieb.

Da war das Plätzchen, von dem der junge Maler gesprochen, und er hatte Recht gehabt, es zu loben. Wie kühl war es hier an dem rasch über glatte Kiesel herabfließenden Bergwasser, wie natürlich war der umgestürzte, mit Moos bewachsene Baumstamm, der die schönste Ruhebank bot, und das reizende Gewirr von Schlingpflanzen, die wie ein Laubdach darüber hinabhingen!

»Habe ich Ihnen zu viel versprochen?« fragte Arthur, der mit Entzücken und mit Ehrfurcht auf das schöne, seltsame Wesen blickte. Er konnte die Töne, welche sie vorhin gesungen und wie sie dieselben gesungen, nicht vergessen.

»Warum setzen Sie sich nicht zu mir?« fragte sie, nachdem sie auf dem Baumstamme Platz genommen. »Ruhen Sie ein wenig aus.«

Er that, wie sie es verlangte, und als sie ihn hierauf heiter lächelnd anschaute, sprach er Einiges über die Schönheit des Weges, der sie hieher geführt, erzählte auch, daß dieses ein Lieblingsplätzchen von ihm sei, daß er, so oft er könne, hieher gehe, und daß es ihm von heute ab noch lieber werden würde, wenn er nicht die Erinnerung fürchtete an diesen unvergleichlichen Morgen, dem wohl nie ein ähnlicher folgen würde.

»Das ist ja das Loos aller unserer Stunden und Tage,« gab sie zur Antwort, »und wohl ein Glück zu nennen. Unter den guten Stunden, die wir verleben, bleibt ja doch die zweite glückliche Stunde mit geringen Ausnahmen weit zurück hinter den Erwartungen, welche uns jene versprach, und was nun gar die trüben Stunden anbelangt, so wollen wir dem Himmel danken, wenn sie sich nicht in zu trauriger Reihe folgen – aber wissen Sie wohl, was uns bleibt von jenen lichten, glücklichen Stunden?«

»O ja, die Erinnerung, und von ihr will ich zehren – ja, in ihr will ich schwelgen mein ganzes übriges Leben hindurch, indem ich des heutigen schönen Morgens gedenke.«

»Ah, Sie sind noch sehr jung,« gab sie zur Antwort, und es klang etwas im Tone ihrer Stimme wie ein leiser Spott – »Sie werden mit Ihrer kleinen Erinnerung nicht ausreichen für ein langes und glückliches Leben, das ich Ihnen wünsche.«

»Sollte es denn nicht möglich sein,« fragte er schüchtern, fast ängstlich, »diese Erinnerung wieder aufzufrischen?«

»Und wodurch?«

»Dadurch, daß ich Sie wiedersehe!«

Sie sah nachdenkend vor sich nieder, während sie leicht ihren Kopf schüttelte. »Ich glaube kaum,« sagte sie alsdann; »Sie werden mich wohl nie wiedersehen!«

»Ah, das habe ich gefürchtet!« sprach er in einem Tone des Erschreckens, welcher fast komisch klang und auch diese Wirkung auf das junge Mädchen hervorzubringen

schien, denn es fuhr ein heiteres Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, das ihn ermuthigte, obgleich mit klopfendem Herzen, die kleinen Finger ihrer Hand, welche sie fest in die dicke Moosdecke eingedrückt hatte, anzurühren, wobei er sagte: »Das Moos ist feucht, Sie verderben Ihre Handschuhe.« – Und als sie ihre Finger nicht sogleich zurückzog, fuhr er mit einer flammenden Röthe im Gesichte und mit klagendem Tone der Stimme fort, seine Worte von vorhin wiederholend: »Ja, ich habe es gefürchtet; Sie sind kein Wesen von dieser Welt, Sie sind jene wunderbaren Feen, die nur auf Augenblicke erscheinen, um uns armen Sterblichen den Kopf zu verrücken.«

»Ja, ja, so ist es,« gab sie mit großer Bestimmtheit zur Antwort, »ich bin eines jener Wesen – ein böser Geist, ein Geist der Nacht, des falschen Schimmers, ein Geist des Trugs; nur zuweilen, wie heute ausnahmsweise, ist es mir vergönnt, die trügerische Nacht, in der ich mich gewöhnlich berge, verlassen zu dürfen, um heiter und glücklich einen schönen Morgen in Waldesluft und Sonnenschein wie den heutigen zu erleben – ja, ich bin eines jener gespenstigen Wesen, die unwahr und trügerisch sind, wenn sie sich in ihrem Elemente zeigen, und die so leicht trügerisch und unwahr erscheinen, wenn sie sich geben, wie sie sind.«

Sie sagte das mit einer ruhigen, fast sehr ernsten Stimme, und ihre Worte klangen erst wieder heiter, als sie hinzusetzte: »Deßhalb nehmen Sie sich in Acht und verlangen Sie nicht, mich wiederzusehen!«

»O doch, lassen Sie mich dieses Verlangen als den heißen Wunsch meiner Seele aussprechen!«

»Sie fordern Ihr Verderben!« gab sie lachend zur Antwort.

»So gewähren Sie mir mein Verderben – ich muß Sie wiedersehen!«

»Sie wissen, Wesen unserer Art gewähren den Sterblichen drei Augenblicke des Zusammenseins.«

»Ja, drei Augenblicke mit einer entzückenden Steigerung.«

»Um sie alsdann zu verderben.«

»Sei es darum – wann ich Sie zum letzten Male gesehen, soll mir das Verderben gekommen sein – o, willigen Sie ein,« bat er dringender, »o, sagen Sie nur die wenigen, köstlichen Worte: ›Ich will Sie wiedersehen!««

Es raschelte auf dem Fußpfade, der sie hieher geführt: der ältliche Begleiter der jungen Dame, der den rasch Vorangeeilten langsam gefolgt war, wurde zwischen den Gebüschten sichtbar.

»O, willigen Sie ein!« sagte Arthur mit einer flehenden Geberde.

»Nun denn, ich willige ein,« entgegnete sie heiter lachend.

»Ich darf Sie wiedersehen?«

»Ja!«

»Und wo?«

»Ach,« erwiederte sie mit einer vielleicht angenommenen traurigen Miene, doch stand ihr diese so außerordentlich natürlich – »wir Wesen überirdischer Art, wenn

wir auch mit einiger Macht bekleidet sind, bleiben doch abhängig und sind nicht ungehindert bei unseren Schritten, namentlich wenn es sich um das Erscheinen vor Sterblichen Ihrer Art handelt!«

»Ah, Sie bereuen Ihr Versprechen,« sagte er hastig mit einem unruhigen Blicke auf den Herannahenden, »und wollen mir durch diese Wendung entgehen!«

»Gewiß nicht,« gab sie zur Antwort, indem sie ihn mit ihren großen, schönen Augen offen und ehrlich ansah; »glauben Sie mir, ich hätte Ihnen kein Versprechen gegeben, wenn ich nicht die Absicht hätte, es zu erfüllen!«

»So darf ich wirklich hoffen?«

»Ja, auch an mich glauben.«

»Und das Dritte in diesem göttlichen Bunde?«

»O, nehmen Sie sich davor in Acht,« versetzte sie fröhlich lachend, »es wäre Ihr sicherer Tod, denn wir Feen lassen unsere Leute in diesem Leben nicht wieder fahren!«

»Also ich habe Ihr Versprechen, Sie wiedersehen zu dürfen?«

»Ja.«

»Ich werde nicht mehr wagen, nach dem Worte ›wann‹ zu fragen, aber ich werde viel an Sie denken, schöne Fee, o, unendlich viel – ich glaube, fast jeden Augenblick, und da wäre es mir doch so angenehm, wenn ich diesen Gedanken durch einen Namen verkörpern könnte.«

»So nennen Sie mich die Nymphe der Quelle.«

»Ein solcher Name läßt sich nicht innig genug aussprechen; wie kann man zum Beispiel in herzlicher Weise sagen: ›O, Nymphe der Quelle, gedenke mein!‹ oder: ›Wo bist Du, Nymphe der Quelle?‹ Nein, nein,« sagte er dringender, »lassen Sie mir wenigstens zum Andenken an diesen herrlichen Morgen einen Namen, nur einen Vornamen!«

Sie hatte sich langsam erhoben, wie um ihrem Begleiter entgegen zu treten, wandte sich aber, noch dicht bei dem jungen Manne stehend, nach diesem um, berührte seine Schulter mit ihrer kleinen Hand und schaute ihn einen kurzen Augenblick mit ihren glänzenden Augen an. O, es lag etwas Eigenthümliches in diesem Ausdrucke der Augen, etwas Zauberhaftes, etwas Dämonisches! Hätte sie in diesem Augenblicke gesagt: ›Stirb für mich!‹ Arthur hätte sich wenigstens mit dem besten Willen nach einem Dolche umgesehen, um mit Anstand vor ihren Füßen verbluten zu können. Doch war das schöne Mädchen weit davon entfernt; eine solch düstere Absicht zu hegen, vielmehr milderte sie ihren Blick durch ein anmuthiges Zucken ihrer Mundwinkel und durch die leise hingehauchten Worte: »Ich heiße Juanita.«

»Juanita?«

Sie wandte sich rasch um und eilte lustig plaudernd ihrem Begleiter entgegen, dem sie von der Schönheit des Morgens sprach, von der reizenden Stelle, wo sie gesessen, und ihn einlud, dort auch ein wenig Platz zu nehmen.

Statt aber weiter vorzugehen, zog er seine Uhr und sagte: »Wir haben keine Zeit mehr, Juanita; ich möchte nicht warten lassen – –«

»O, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie habe ich mich darauf gefreut, sie wiederzusehen, und wie freue ich mich noch darauf! Also, es ist Zeit, sie wird demnach bald kommen!«

»Wenn wir dort oben ankommen, können wir sie jede Minute erwarten.«

»So eilen wir denn,« erwiderte sie hastig; »aber lassen Sie mich vorher unserem freundlichen Begleiter danken.«

»Der Herr wird uns gewiß bis zu seinen Pferden zurückbegleiten?«

»Ich glaube, Sie werden das thun?« sagte die junge Dame, indem sie mit einem reizenden Lächeln nach Arthur hinschaute.

»Juanita!« hatte dieser noch einige Male leise vor sich hingesagt und dann, so viel als ihm das möglich war, seine Gedanken gesammelt, um dieses seltsame Abenteuer zu begreifen – ja, es war ein Abenteuer, das konnte der nüchternste Mensch nicht läugnen. Dieses auffallend schöne Mädchen, mit einer Figur, wie er nie etwas Aehnliches gesehen, die fremdartige Erscheinung ihres Begleiters, dieses Zusammentreffen im Walde, ihr göttlicher Humor, ihre wundervolle Stimme, ja, der Name Juanita, alles das erlaubte ihm, phantastische Fäden anzuknüpfen und eine entzückende Fortsetzung dieses kleinen Romans zu spinnen.

Für heute aber kam er nicht weiter mit dieser Fortsetzung, und die Frage der geheimnißvollen Fremden riß ihn rasch aus seinen Träumereien: er eilte an ihre Seite und sie kehrten mit einander dahin zurück, von wo sie ausgegangen.

Dieses Mal ging der Begleiter voraus, und so schweigsam er vorher gewesen war und obgleich man auch jetzt noch seine Unterhaltung nicht glänzend nennen konnte, so war er es doch fast allein, welcher auf dem Rückwege sprach.

Arthur gab sich vergeblich alle Mühe, unbefangen mit seiner Begleiterin zu plaudern, es wollte nicht gelingen; auch schien sie auf seine Worte nicht zu hören, sondern blickte ernsthaft vor sich nieder, und wenn er leise eine Frage an sie richtete, so antwortete sie meistens nicht darauf oder nur durch ein Kopfnicken und sang dazu fast beständig mit viel weniger als halber Stimme ein Lied von einer einfachen, aber zu Herzen gehenden Weise und mit Worten, die er nicht verstand – ja, die Töne kamen zwischen ihren feinen, wenig geöffneten Lippen kaum vernehmlich heraus, und doch klangen sie weit in den Wald hinein, als seien sie das Echo eines in weiter Ferne laut hallenden Gesanges.

Da war der Husar mit den Pferden; er hatte sich unter die alte Eiche gesetzt, in jede Hand einen Zügel genommen und war so eingeschlafen. Als die Drei sich ihm näherten, stand er auf und lachte ihnen entgegen, wie man zu lachen pflegt, wenn man aus tiefem Schläfe plötzlich erwacht und gern nicht geschlafen hätte.

Dies schien aber nur der Begleiter der jungen Dame zu merken. Er ging wieder zu den Pferden hin, klopfte dem Rappen auf den Hals und sagte: »So flüchtig sie unter dem Reiter sind, so fromm scheinen sie in der Ruhe.«

Die junge Dame hatte, ohne das Geringste zu sagen, ihre Hand nach dem Skizzenbuche ausgestreckt, und als Arthur dasselbe ebenfalls schweigend geöffnet, die Zeichnung herausgenommen und sie behutsam in ihren Strohhut gelegt. Da ruhte sie wie in einem Korbe, den sie am Arme trug.

»Und nun danke ich Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit,« sagte sie nach einer Pause in einem Tone, der so ruhig, so fremd, ja so kalt klang, daß der Maler fast um sich geschaut hätte, ob vielleicht sonst noch Jemand hinter ihm stände; ich danke Ihnen für den hübschen Spaziergang, den wir gemacht, und für die schöne Zeichnung, welche Sie mir geschenkt, sie wird mir eine recht angenehme Erinnerung sein!« Nach diesen Worten reichte sie ihm die Hand und wartete ruhig, bis Arthur, der verwirrt, fast betäubt war, ihre zierlichen Finger ergriffen und zwischen dem Handschuhe und dem Ende des Aermels eine passende freie Stelle gefunden, um seine Lippen darauf zu drücken.

»Leben Sie wohl!«

Er konnte nicht in derselben ruhigen, kalten Art antworten, er mochte jetzt nicht wiederholen: ›Auf Wiedersehen!‹ er durfte ihr nicht nachrufen: ›Behüte Dich Gott, Juanita – vergiß mein nicht!‹ – und da ihm sonst nichts Passenderes zu thun einfiel, so that er das, was für den

Augenblick das Richtigste war: er nahm seinen Hut mit einer stummen Verbeugung ab und ließ nur seine Blicke sprechen, welche er noch einen langen, süßen Augenblick in ihre glänzenden Augen versenkte.

Fast hätte er ihren Begleiter, der sich nun näherte, um ihm zum Abschiede freundlich die Hand zu schütteln, unmuthig auf die Seite gedrückt, da er ihm im Nachsehen hinderlich war. Da stieg sie langsam den Weg hinauf, den sie vor einer kleinen, köstlichen Stunde herabgekommen, ohne sich umzuschauen, aber singend – dasselbe Lied, das sie vorher gesungen, wobei es nur eigenthümlich war, daß es um so lauter klang, je mehr sie sich entfernte.

Nun war sie droben, und immer noch tönte das Lied fort, aber jetzt klang es so laut und gewaltig und dabei so wunderbar tönend von der Höhe herab, so tief ergreifend in den lang gehaltenen Tönen, daß er sich wie bezaubert vorkam, daß er jetzt auf einmal wieder in dem reizenden Abenteuer fortlebte, das er an der Quelle in der Phantasie angesponnen und das er nun fortsetzen zu müssen glaubte, indem er als treuer Ritter und Befreier seiner Dame das Roß bestieg und hinaufjagte, ihre Fesseln zu zerbrechen und ihr die Hülfe zu bringen, welche sie durch ihren zauberhaften Gesang in so ergreifender Weise verlangte.

Er bestieg auch den Rappen, doch als er sein Pferd gegen die Fahnenburg wenden wollte, verstummte droben der Gesang, seine phantastischen Träume zerflogen und

er ritt mit einem tiefen Seufzer der Landstraße zu, wohin wir ihm vor der Hand nicht folgen wollen, indem wir sonst dem geneigten Leser schuldig wären, weiter zu berichten von dem Seelenzustande des jungen Mannes, was uns nöthigen würde, viel aus dem Vorhergehenden zu wiederholen. Deßhalb lassen wir ihn allein seines Weges reiten, schweigsam und sinnend, das Herz voll von der soeben erlebten Wald-Idylle.

V. O JUGENDZEIT, DU GRÜNER WALD.

Als die junge Dame mit ihrem Begleiter wieder droben in der Fahnenburg angekommen war, ließ letzterer den Wirth kommen und fragte ihn, ob um diese Zeit gewöhnlich viele Gäste hieher kämen, worauf jener erwiederte, es sei als die größte Ausnahme zu betrachten, wenn Jemand die Fahnenburg in den Morgenstunden besuche, »und mit großem Unrechte,« setzte er redselig hinzu, »unser Kaffee ist vortrefflich, wir lassen es nie fehlen an reinem Kaffee, an der feinsten Butter und an frischgebackenem Weißbrod – und dazu die Aussicht! Nun, Sie waren ja oben und haben sich vom Balkon umgeschaut – gibt es einen prächtigeren Blick, als von da auf die umliegenden Wälder und auf die Ebene, in der der Rhein fließt – das ist nämlich der Rhein, der große Fluß, den Sie von oben sehen, der Rhein, der . . . «

»Ich weiß das, mein Freund, ich weiß das alles; wir haben die Aussicht gesehen und wollen Sie nochmals anschauen, möchten aber, daß Sie die Gewogenheit hätten, wenn doch heute ausnahmsweise einmal Gäste kämen,

denselben zu sagen, das Zimmer droben mit dem Balkon sei besetzt.«

»Ah, Sie wollen dort allein sein?« fragte der Wirth, indem er, ziemlich dumm lächelnd, einen Blick auf die junge, schöne Fremde warf.

»Es wird in kurzer Zeit ein Wagen kommen,« fuhr der Andere in gleichgültigem Tone fort, »mit zwei Damen; diese führen Sie zu uns herauf und lassen uns alsdann allein. Küche und Keller Ihres Hauses werde ich wahrscheinlich nicht in Anspruch nehmen, Sie aber dafür zu Ihrer Zufriedenheit entschädigen.«

Der Herr und die Dame stiegen in den oberen Stock und waren noch nicht lange dort, als auch ein Wagen vor der Fahnenburg hielt, zwei Damen ausstiegen und von dem Wirthe nach oben begleitet wurden.

Der Herr, der vorhin mit ihm gesprochen, kam ihnen entgegen und sagte alsdann zu dem Besitzer der Fahnenburg, der neugierig oben stehen blieb: »Es ist gut, ich danke Ihnen« – und zwar in so unverkennbarem Tone, daß jener sich entfernen mußte und die Treppen wieder hinabschlich.

Der Herr und die beiden Damen traten in den Salon, und kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als sich seine ernste, ruhige Miene in einen Ausdruck der Freude, der Rührung verwandelte und er mit lauter Stimme rief: »Da sind sie, Juanita!«

Er hatte aber diese Worte noch nicht vollständig ausgesprochen, er hatte kaum die Thür geschlossen, was alles

das Werk des Augenblickes war, als seine junge Begleiterin rasch von dem Balkon, auf dem sie gestanden, herbeieilte, sich mit ausgebreiteten Armen gegen die beiden Damen stürzte und die eine derselben stürmisch an ihr Herz drückte.

»O, meine geliebte Conchitta!«

»O, Juanita, meine Juanita, endlich sehen wir uns wieder!«

»Und fröhlich wieder, wie ich hoffe!« rief die, welche von dem Balkon herbeigeeilt war, indem sie sanft ihre Arme vom Halse der anderen löste und sie, bei den Händen sie ergreifend, einen Augenblick aus kleiner Entfernung beschaute, um sie alsdann wieder an sich zu ziehen, sie herzlich zu küssen und dazwischen anzusprechen: »Ja, fröhlich, glücklich und heiter – und auch Du bist heiter, meine Conchitta, fröhlich und glücklich!«

»Gewiß, Juanita, und besonders im jetzigen Augenblicke – wie habe ich mich darnach gesehnt, Dich wiederzusehen!«

Juanita legte ihren Arm um den Hals ihrer Schwester, denn beide waren Schwestern, und sie gingen beide mit einander auf den Balkon hinaus, wo eine kleine Bank stand, auf welche sie sich neben einander setzten – da lag der schöne, friedliche Wald vor ihnen, da fächelte die leicht bewegte, duftige Luft ihre unter der Freude des Wiedersehens erglühenden Wangen, da lehnte Juanita, welche die ältere war, ihren Kopf an die Brust ihrer Schwester, wobei sie ihren Arm um ihren Hals geschlungen hielt, und weinte reichliche Thränen, während aus

den großen Augen der ruhig blickenden Conchitta ebenfalls glänzende Tropfen herabrollten.

Ja, sie waren Schwestern, und man hätte sie für Zwillingsschwestern halten können, so ähnlich waren sie einander, fast von gleicher Größe, nur war Conchitta, die jüngere, ein wenig kleiner; sie schienen von gleicher Gestalt, doch war die Juanita's etwas voller; was aber die Aehnlichkeit ihrer Züge anbelangte, so waren sie so zum Verwechseln, daß Jemand, der sie hier so neben einander gesehen, kaum einen bemerkbaren Unterschied zwischen ihnen gefunden, es sei denn der etwas verschiedene Ausdruck ihrer Physiognomie: Juanita's Miene, der Blick ihrer strahlenden Augen zeigte, besonders wenn sie sprach, eine außerordentliche Lebhaftigkeit, einen beständigen Wechsel von Heiterkeit und Ernst, eine rasche, sichtbare Folge der leicht auf sie wirkenden Eindrücke.

Conchitta dagegen erschien viel ruhiger, ernster, und war auch so in der That; ihre Mienen erzählten nicht leicht von einer besonderen Fröhlichkeit, welche ihr Herz bewegte, obgleich ihr Charakter nichts weniger als düster war; über ihrem ganzen Wesen lag eine milde Ruhe, von der ihre Seele erfüllt war und welche sich häufig zeigte durch einen wohlthuenden Ausdruck ihrer Augen, durch ein freundliches Lächeln auf ihren Lippen. Gab es auch wohl zuweilen Veranlassungen, wo ihr dunkles Auge feuriger blitzte, wo ihr südliches Blut aufzuwallen schien, meistens aber in Augenblicken, wo sie allein war und irgend ein aufregender Gedanke sie beschäftigte, so brauchte sie sich nur umzuwenden, an den Himmel

hinauf zu schauen oder ihren Blick in die grünen Laubmassen der Bäume zu versenken, um ein paar Secunden nachher wieder vollkommen beruhigt zu erscheinen.

Juanita's Thränen hörten ein paarmal auf zu fließen und zeigten sich sogleich wieder, fast leuchtend über die langen, seidnen Wimpern herabrollend, sobald sie die Schwester wieder betrachtet, an ihr Herz gedrückt und hastig befragt hatte, ohne auf ihre Fragen eine Antwort erwarten zu können. Dazwischen lächelte sie zuweilen, lachte auch einmal über eine Bemerkung, die sie selbst machte, und ein wehmüthiges Zucken ihrer Mundwinkel verwandelte sich vor dem ruhigen Blicke Conchitta's zuletzt in eine fast ausgelassene Fröhlichkeit, unter deren Einflusse sie gern gesungen und getanzt hätte.

»Und was wirst Du gedacht haben,« rief sie freudig, »als ich Dich bitten ließ, mich hier, an einem dritten Orte, zu sehen? Hast Du nicht gedacht, da sehe man wieder eine meiner extravaganten Launen? Und Du hättest Recht gehabt, wenn Du so gedacht hättest! Ich konnte mich nicht dazu entschließen, in irgend einem kleinen, bescheidenen Hause dieser deutschen Stadt eine enge, winkelige Treppe hinauf zu steigen und ein paarmal anzuklopfen und zu fragen, ehe ich Dich fände. Ja,« sagte sie mit einem Seufzer, »wenn ich, um meine Conchitta zu finden, an einem Palast hätte vorfahren dürfen und in einer marmorglänzenden Halle beim Murmeln des Springbrunnens und beim Dufte der Orangen mit klopfendem Herzen gewartet hätte, bis ich das Rauschen eines Gewandes gehört und ihr entgegengefliegen wäre . . . «

Statt zu antworten, neigte die jüngere Schwester ihre Lippen auf das dichte Haar Juanita's, worauf jene in ihrer Lebhaftigkeit fortfuhr:

»Das wird aber alles werden, mein Kind, dafür arbeite ich und dafür spare ich! Wir werden einen Palast haben, wo wir später zusammen wohnen, nicht hier in dem kalten Deutschland, obgleich es auch da schön ist, wenn wir uns vor der heißen Sonne schützen können unter so prächtigen Laubmassen – ah, wie das schön ist, nicht wahr, meine Schwester?« – Sie streckte ihre Rechte gegen den Wald aus und fuhr mit einer etwas gedämpften Stimme fort: »Ich bin vorhin da unten spaziren gegangen und habe eine recht komische Bekanntschaft gemacht – doch davon später; vorerst sage mir, wie es Dir geht, was Du treibst und was Deine Kunst macht.«

Statt aber auf diese Fragen in Ruhe eine Antwort zu erwarten, hat Juanita aufblickend jetzt Mercedes bemerkt, die mit zusammengefalteten Händen unter der Thür des Balkons stand, als sie auf sie zusprang, sie in ihre Arme riß und fast eben so herzlich küßte, wie vorhin ihre jüngere Schwester.

»Merced, Merced,« jubelte sie, »da sind wir wieder alle beisammen, wir alle, die sich so lieb haben! Hast Du auch Don Jose betrachtet, wie gut er aussieht – und immer ernst, wofür ich ihm aber von Herzen dankbar sein muß, denn wenn er heiter und lustig wäre wie ich, so gäbe das eine schöne, tolle Wirthschaft! Aber er ist sehr ernst, o, so sehr ernst, daß ich Angst vor ihm habe und ihm folge wie ein kleines Kind – hat er Dir schon von mir erzählt?«

Mercedes hatte ihre Hände wieder zusammengefaltet, und, vor den beiden Schwestern stehend, blickte sie dieselben abwechselnd mit einem innigen, herzlichen Ausdrucke der Liebe an, und zwar so anhaltend, daß sich fast unwillkürlich ihre Augen mit Thränen füllten und sie nun recht glücklich war, als jetzt Don Jose ebenfalls auf den Balkon trat und Conchitta herzlich begrüßte.

»Wir haben uns gegenseitig von Euch erzählt,« sagte er alsdann in herzlichem Tone, während er Conchitta's Hand ergriff und ihre Blicke sich fanden, »und nur Gutes und Angenehmes: Merced hat mir gesagt, daß Du im Begriffe seiest, eine große Künstlerin zu werden.«

»Und Don Jose hat mir bestätigt,« fiel jene wieder rasch ein, »was wir aber schon aus den Zeitungen erfahren und mit Entzücken gelesen hatten, welche Triumphe Juanita gefeiert und wie ihr Name in so kurzer Zeit schon berühmt und in Jedermanns Munde ist.«

»Der Name, den ich angenommen,« erwiederte das junge Mädchen, indem sie, plötzlich ernst werdend, mit der Hand über ihre Augen fuhr ... – »reden wir nicht von mir, wenigstens nicht von meinen Erfolgen, davon kann euch Don Jose erzählen, wenn ihr einmal allein seid – Ah, es freut mich,« fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie ihre Schwester mit erneuter Innigkeit betrachtete, »daß Dein Talent sich so glänzend Bahn bricht, und doch schmerzt es wieder, daß Du selbständig sein wirst und meiner Liebe nicht Alles verdanken willst!«

»Wie Du immer noch egoistisch bist, sogar in Deiner Liebe,« sagte Don Jose.

»Ach ja, ich bin es,« gab Juanita in einem fast trockenen Tone zur Antwort – »ja, ich könnte Neid gegen meine gute Conchitta fühlen, wenn ein solches Gefühl überhaupt bei meinem Charakter möglich wäre! Sie ist die wahre Künstlerin, während ich mit einem Scheine der Kunst, mit einem falschen Schimmer mich begnügen muß ... – Ist es nicht eigenthümlich,« fuhr sie nach einer kurzen Pause wieder heiter fort, »daß ich auch Talent zum Zeichnen habe und es bis jetzt gar nicht gewußt?«

»Hast Du in der That den Versuch gemacht, zu zeichnen? Wie sollte mich das freuen – bei Deinen vielen Reisen würden selbst die flüchtigsten Skizzen später eine angenehme Erinnerung für Dich sein.«

»Ja, ich begnüge mich auch mit flüchtigen Skizzen,« sprach Juanita heiter – »sieh nur!«

Sie nahm aus dem Strohhute, welcher neben ihr auf dem Boden lag, die uns bekannte Zeichnung und zeigte sie Conchitta, während sie die Unterschrift mit ihrer Hand verdeckte.

»Das hast Du gezeichnet?«

Juanita nickte mit einer angenommenen Ernsthaftigkeit, doch konnte sie sich schon im nächsten Augenblicke des Lachens nicht erwehren und rief, in laute Fröhlichkeit ausbrechend: »Nein, nein, es ist das Geschenk eines jungen Mannes, den ich zufällig unten kennen lernte – ich erwähnte dessen ja vorhin, Dir wird wohl der Name bekannt sein!«

»Arthur Rodenberg,« las Conchitta; »ich habe den Namen schon häufig gehört, doch sah ich diesen Herrn Rodenberg, so viel ich mich erinnere, nie.«

»Du sahst ihn nie?« fragte Juanita erstaunend – »so kennt Ihr Künstler Euch also nicht unter einander?«

»Du vergißt, daß ich eine Künstlerin bin – die jungen Männer werden wohl alle mit einander bekannt sein, doch ich kenne nur sehr wenige von ihnen.«

»Das habe ich mir anders gedacht,« erwiderte Juanita und fuhr, nachdem sie ein paar Secunden über etwas nachgedacht, in unbefangenen Tone fort: »Das habe ich mir in der That anders gedacht; ich glaubte, man lernte zusammen, man arbeite gemeinschaftlich in großen Sälen, man tausche dabei seine Ansichten aus.«

»Das thue ich auch wohl, doch nur in einem sehr beschränkten Kreise von Bekannten.«

»Ah – nun ja, ich begreife das; ich sah jenen jungen Künstler da unten zeichnen, und als ich begreiflicherweise seine Skizze gelobt, riß er sie aus seinem Skizzenbuche und bot sie mir an – es wäre unhöflich gewesen, sie auszuschlagen.«

»Dieser Künstler, ein recht angenehmer junger Mann,« bemerkte Don Jose, »ritt ein prachtvolles Pferd, das ihm ein Freund, wie er sagte, geliehen.«

»Und das er zur Probe eines Festes hier im Walde herumgetummelt.«

»Ah ja,« machte Conchitta in gleichgültigem Tone, »sie feiern ein Frühlingsfest – es soll, wie man sagt, sehr schön werden.«

»Du sagst, *sie* feiern?« fragte Juanita erstaunt – »so bist Du nicht mit dabei?«

»Man hat sie dringend eingeladen,« sagte Mercedes, »sie solle Theilnehmerin sein am Feste oder Zuschauerin, und sie hat beides abgelehnt.«

»Das begreife ich nicht, daran thatest Du Unrecht!«

»Und sie hatten mir eine so schöne Rolle zgedacht!« sprach Conchitta, indem sie ihre dunklen Augen über das Balkongeländer hinweg auf den frischen Wellen der sich leicht bewegenden Laubkronen ruhen ließ – »ich sollte die Freude vorstellen, die hier oben gefangen gehalten wird und welche durch den Prinzen Maiwein befreit wird.«

»Und wer stellt den Prinzen Maiwein vor?«

»Ein sehr angenehmer junger Mann, ein Engländer, der aber die Kunst nur zu seinem Vergnügen treibt,« mischte sich Mercedes in das Gespräch, wobei sie den Zeigefinger gegen Conchitta aufhob und scherzhaft drohend sagte: »Wir sind etwas eigensinnig, und es würde Allen große Freude machen, wenn Conchitta Theil nehmen wollte.«

»Und vor Allen wohl dem Prinzen Maiwein?«

»Lytton!«

»Lytton!« wiederholte Juanita, »ein schwerer, kaum auszusprechender englischer Name; da wäre mir Rodenberg geläufiger.«

»Auch Rodenberg soll bei dem Feste sein – so viel ich gehört, stellt er den wilden Jäger vor.«

Juanita nickte mit dem Kopfe.

»Jetzt aber,« sagte Conchitta, welche den Wunsch zu haben schien, dieses Gesprächsthema zu ändern, »wie lange bleibst Du bei uns und wohin gehst Du?«

»Davon später, mein liebes Herz, ich bin ja bei Dir und muß von Deinen Angelegenheiten hören.«

»Nicht wahr, Don Jose,« wandte sich Mercedes an diesen, »Conchitta könnte unter meiner Aufsicht wohl das Fest der Künstler mitfeiern; ich als Weisheit würde die Freude begleiten.«

»Gewiß, weiseste und zuverlässigste aller Duennen – ich vertraue Dir so, daß unsere Conchitta das unbedingt thun darf, wozu Du ihr räthst!«

»Und Herr Lytton hat sie so dringend gebeten.«

»Mir scheint, Du protegirst diesen Herrn Lytton.«

»Er ist mir einer der liebsten von allen jungen Leuten, die wir hier kennen gelernt, ein schöner junger Mann, sehr gebildet, von guter Familie und großem Vermögen.«

»O Merced, Merced!« sagte Don Jose lachend.

»Du hast mir versprochen, nicht mehr darüber zu reden,« sagte Conchitta fast empfindlich; »Du hältst Dein Wort schlechter als Herr Lytton, der des Festes nicht mehr gegen mich erwähnt, seit ich ihn darum gebeten!«

»Also bist Du in der That entschlossen, dieses Fest weder mitzumachen, noch anzuschauen?«

»Weder mitzumachen, noch anzuschauen!« erwiderte Conchitta.

»Gut denn,« sagte Juanita, während eine heitere Laune aus ihren lebhaften Augen blitzte, »so leihe mir Deinen Namen und laß mich ein wenig die Freude vorstellen.«

»Unmöglich!« rief Conchitta mit großer Entschiedenheit, und Mercedes schüttelte mit dem Kopfe.

»Warum nicht? – Laßt mir die Freude, zur Freude Anderer die Freude vorzustellen. Schaut doch uns Beide an, sehen wir uns nicht zum Verwechseln ähnlich? Und da wir, wie ich hoffe, im Costume erscheinen werden, so wird in einer ungewohnten Tracht Niemand in mir eine falsche Conchitta ahnen. Bitte, thue mir den Gefallen! Oder fürchtest Du,« fuhr sie in einem ernsteren Tone fort, »daß ich Dich in irgend etwas bloßstellen könnte? Laß Dir von Jose erzählen, wie ich mich jungen und alten Männern gegenüber, und unter ihnen solche von den ausgezeichnetsten Eigenschaften, zu benehmen pflege – sprich, Jose!«

»In diesem Punkte, wie in so vielen, bist Du über alles Lob erhaben,« gab der jungen Dame ihr älterer Begleiter zur Antwort »Bitte, Conchitta, warum willst Du mir diese kleine Unterhaltung nicht gönnen?«

»Wie könnte ich Dir einen Wunsch abschlagen, dessen Erfüllung in meiner Macht läge!«

»Und diesen zu erfüllen liegt nicht in ihrer Macht,« sagte Mercedes rasch; »da Conchitta sich geweigert, so wurde die ihr zugedachte Rolle einer Anderen übertragen.«

»Ach, wie schade!« rief Juanita. »So laß uns denn wenigstens als Zuschauerinnen dem Feste beiwohnen!«

»Laß mich davon wegbleiben,« bat Conchitta mit einer ungeduldigen Bewegung; »ich habe meine Gründe, die ich Dir später mittheilen werde!«

»Es sei, ich werde Deine Gründe achten, wie Du hoffentlich meinen Wunsch, dieses Fest zu sehen! Laß mir dieses Vergnügen,« bat sie in schmeichelndem Tone, »ich sah noch nie dergleichen und stelle mir ein solches Treiben der heiteren Künstlerwelt gar zu köstlich vor!«

»Du willst als Zuschauerin anwohnen?«

»Als Zuschauerin, als Conchitta, vielleicht auch als mithandelnde Person,« erwiderte Juanita lachend, »natürlich unter der strengen Obhut Don Jose's; ich habe jetzt meine Ferienzeit und möchte sie heiter benutzen. Daß ich Dich in keiner Weise bloßstelle, wirst Du mir glauben – Deiner Schwester, die Dich über Alles liebt und die für Deinen Ruf besorgter ist, wie für ihren eigenen!«

Conchitta wollte etwas antworten, wahrscheinlich wiederholt eine Einwendung machen gegen den Plan ihrer Schwester, doch küßte diese sie herzlich und verschloß ihr so den Mund, indem sie alsdann rasch fortfuhr: »Bitte, keine Einwendungen mehr, kein Wenn und Aber, ich weiß alles, was Du sagen willst: Du wolltest mir bemerklich machen, wie es ja unmöglich sei, daß ich für Dich gelten könne, wenn man mich in der Stadt sähe; aber ich will mich nicht sehen lassen. Wenn ich ausfahre oder Dich zu besuchen komme, was morgen geschehen wird, nachdem ich die Freude gehabt habe, Dich zum ersten Male in dieser herrlichen Gegend wiederzusehen, unter Gottes freiem Himmel, so werde ich dicht verschleiert gehen, wie das überhaupt meine Gewohnheit ist – nicht wahr, Jose?«

»Ich muß das bezeugen!«

»Hörst Du wohl; alsdann kennt mich Niemand hier, und ich unterhalte mich köstlich, indem ich einen Tag Deine Rolle spiele.«

»Du wirst aber meine Rolle nicht spielen können,« gab die Schwester zur Antwort. Ihr Gesicht hatte sich freundlich erheitert und sie schien jetzt Gefallen zu finden an der großen Lebhaftigkeit ihrer Schwester und deren Freude über das bevorstehende Abenteuer. – »Wenn Du mich mit Glück vorstellen willst, mußt Du viel ruhiger und ernster sein; Deine Dir eigenen raschen Bewegungen, Deine Art, so lebhaft und eindringlich zu reden, so lieb sie mir auch ist, würde Dich augenblicklich verrathen.«

»Meine Kunst wäre gering,« gab Juanita zur Antwort, »wenn es mir nicht gelingen sollte, das Benehmen einer so stillen, bescheidenen Malerin anzunehmen – ach, ein Benehmen, meine liebe Conchitta,« fuhr sie wieder mit überströmendem Gefühle fort, »das so schön ist, so zart, das ich so sehr liebe und das ich in Gedanken immer und immer vor mir sehe!«

»Du beschäftigst Dich zu viel mit mir,« versetzte bescheiden die jüngere Schwester.

»Man muß sich wohl mit Dir beschäftigen, kleiner Eigensinn, der trotz seines schüchternen und eingezogenen Wesens einen so festen, selbständigen Sinn hat – ich kann es Dir immer noch nicht verzeihen, daß Du mir nicht gestatten wolltest, gänzlich für Dich zu sorgen, ich hätte es doch so gut gekonnt, und daß Du es vorzogst, Deine eigene Existenz zu gründen, eine so bescheidene Existenz.«

»Ich fühle Talent in mir, und das mochte ich nicht vernachlässigen,« versetzte Conchitta in ruhigem Tone, aber mit großer Entschiedenheit. »Doch sprechen wir jetzt einmal von Dir, Du hast Dich bis jetzt nur mit mir beschäftigt.«

»Ja, wir wollen jetzt von Dir hören,« sagte auch Mercedes.

»Etwas von mir hören? – Nun gut, mit Vergnügen, ich werde Euch eine große Arie singen.«

»Das später, Juanita – wir möchten jetzt etwas von Deinem Leben vernehmen,« sprach die jüngere Schwester mit ihrem so einfachen Tone.

»Ach, von meinem Leben laßt mich Euch nichts erzählen – es ist das so glänzend und doch wieder so ärmlich, so bewegt und doch wieder so langweilig; eigentlich lebe ich nur wenige Abendstunden, wie ein Nachtschmetterling, und das Denken und Arbeiten meines ganzen Tages, gewöhnlich abgeschieden von der Welt, muß sich mit diesen paar Abendstunden beschäftigen – laßt mich über das glänzende Elend hier nicht reden, hier im frischen, grünen Walde an Deiner Seite, wenn ich in Dein gutes, liebes Auge sehe – später einmal davon, wenn wir in unserem Schlosse am Kaminfeuer sitzen, wenn die hochrothe Gluth des flammenden Holzes uns bestrahlt, wenn draußen der Wind heult und der Regen gegen die Fenster peitscht, dann erzähle ich Dir schauerliche Märchen vom Intendanten Blaubart, der ein schwarzes Gemach

hatte, wie der Andere desselben Namens, dabei zu wenig Kopf, aber viel zu viel Herz und ein ungeheuer weites Gewissen; auch von jener blutdürstigen Rotte erzähle ich Dir, die man Schriftsteller nennt, eigentlich Theater-Recensenten, und mit denen Don Jose zu kämpfen hat; zuweilen besiegt er sie oder stopft ihnen das Maul mit Gold und Juwelen, ein anderes Mal unterliegen wir, und dann fallen sie über mich her und suchen mich zu zerfleischen – aber,« setzte sie mit leiserer Stimme und freundlich lächelnd hinter der vorgehaltenen Hand hinzu, »ich mache mir nichts daraus, mögen sie schmeicheln und zu meinen Füßen kriechen, oder mögen sie mich bissig anklaffen, ich lache über sie und verachte das Gesindel – o, an solchen Abenden will ich Dir wunderbare Geschichten erzählen, Geschichten von vor und hinter den Coulis-sen, Geschichten vom allerliederlichsten Hofe und vom allerhöchsten Pöbel – nein, ich versprach mich, doch ist das gleichviel, es gibt Lagen, wo beide Eigenschaftswörter für beide Theile gelten, und daß ich die Wahrheit rede, das soll Dir alsdann Jose bezeugen, unser guter, lieber Jose, der so viel für mich thut, eigentlich Alles, denn wenn er seine Vorbereitungen getroffen hat, so brauche ich nur meinen Mund zu öffnen oder später, wenn ich müde bin, mich zu Bette zu legen, am anderen Tage erfahre ich auch Alles durch ihn, wie viel Blumen sie ruiniert, wie oft man mich herausgerufen, wie viele Visitenkarten man mir geschickt und wie oft so ein Intendant oder Direktor gesagt: ›Beim Himmel, göttlich!‹ Doch ist

so ein armer Mann nur das traurige Echo eines allerhöchsten Hofes, hohen Adels oder der verehrungswürdigen Anderen; würde einer von diesen drei Köpfen der gierigen Schlange, die man Publikum nennt, mich mitelmäßig oder gar schlecht finden, so wird es von jenem Echo nicht mehr heißen: ›Beim Himmel, göttlich!‹ sondern man würde sich achselzuckend abwenden, wenn ich erschiene.

»Aber Gott sei gedankt,« fuhr sie mit erregter Stimme fort, während sich ihre Augenlider hoch emporhoben und ihre dunkeln Augen darunter hervorblitzten, »sie finden mich göttlich, sie finden mich wunderbar, sie finden mich über alle Beschreibung, sie kriechen vor mir, sie liegt mir schmeichelnd zu Füßen die ganze bunte, hinterlistige Schlange, von der ich vorhin sprach; ich darf sie offen und ohne Scheu verachten, ich darf sie mißhandeln, denn ich bin jung, schön und eine große Künstlerin, ich darf sie mit Füßen treten, und ich thue das mit einer leidenschaftlichen Freude, weil ich die elende Falschheit dieser Schlange kenne, weil sie auch mich zu begehren versucht und weil es mir ein süßes Gefühl ist, Rache zu nehmen für alle die unglücklichen Geschöpfe, die sich vergebens sträubten gegen die Umschlingung dieser Schlange, die sich umsonst abmühten, ehrlich und redlich zu bleiben, die dahinsiechen und verderben vor dem giftigen Blicke des Ungeheuers, vor dem heißen, betäubenden Hauche, der aus dem offenen Rachen desselben dampft.

»Nach großen Erfolgen auf den blutgedüngten Schlachtfeldern dieser Welt spricht man achselzuckend von Kanonenfutter – wer denkt in gleichem Sinne des Theaterfutters warmfühlender, lebenskräftiger Wesen, die für keine großen Erfolge zu Grunde gehen, die kein Bewußtsein haben, für eine gute Sache dahin zu welken, die vergehen in der Hand eines Mächtigen, weil er die Gelegenheit – Ja, was ich da vorhin sagte, kam aus meinem Theaterherzen. Ich habe nämlich die wunderbare Eigenschaft, mein Herz nach Gefallen wechseln zu können, und wenn ich vor die heißen Lampen trete und vor die noch heißeren Blicke jener Schlange, zwischen die staubigen, unnatürlichen Bäume, zwischen die gemalten, trockenen Wasserfälle, da laß ich zurück mein warmes, gutes, gefühlvolles Alltagsherz und trage ein anderes bei mir, das trocken ist und alt, das mir aber sehr verständigen Rath ertheilt und das ganz ruhig, gleichförmig, ja, gefühllos schlägt.«

»Doch in Deiner Kunst erlebst Du auch andere, heitere Stunden, nicht wahr, meine arme Schwester?«

»Wenige, denn wo ich in meiner so schönen, so göttlichen Kunst wirke und lebe, fühle ich auf die eine oder die andere Art den Athem des giftigen, Alles benagenden Gewürms und schaudert vor jeder Berührung zurück – und doch haben wir heitere, glückliche Stunden, nicht wahr, Jose?« fuhr sie mit einem flüchtigen Blicke auf ihren Begleiter fort; »aber mit der wahren Kunst haben diese gewöhnlich nicht viel zu thun. Wie lachen wir, Jose und ich, wenn nach einem Abende, wo das Publikum besonders

toll war, Briefe einlaufen, Geschenke, Blumen – massenhaft, und wenn wir Zeit haben, etwas von dem Wahnsinn zu lesen, den man an mich schreibt; die Geschenke werden zurückgesandt . . .

»Du siehst,« unterbrach sie sich hier selber, »ich trage als einzigen Schmuck im gewöhnlichen Leben immer noch den einfachen maurischen Reif, das Erbstück von Mutter und Großmutter her.« Sie schob bei diesen Worten ihren Aermel etwas zurück, so daß ein einfacher Ring von mattem Golde zum Vorschein kam.

Mercedes ergriff die Hand Juanita's und drehte an diesem Ringe, bis ein paar arabische Buchstaben zum Vorschein kamen, welche sie innig küßte.

»Ja, die Geschenke,« fuhr die Erzählerin fort, »werden ohne alle Ausnahme zurückgeschickt, Blumen und Kränze erhalten die Kellner des Gasthofes, welche sie, wenn ich abgereist bin, wieder zu hohen Preisen verkaufen; die Briefe aber werden auf eigenthümliche Art verwandt: meine Kammerfrau macht Haarwickel für mich daraus, und wenn sie alsdann von den albernen Schreibern befragt wird, so kann sie mit gutem Gewissen schwören, ihre Zeilen seien mir sehr nahe gegangen.«

»Wie interessant aber muß es sein, die Bekanntschaft so vieler Menschen zu machen!« meinte Mercedes.

»Um fast die Achtung vor allen zu verlieren!« erwiderte Juanita seufzend. »Glaube mir, nach einem großen Gastspiele suche ich förmlich die Einsamkeit auf oder heitere, einfache Menschen, die nicht wissen, wie ein

Theatervorhang aussieht. Das ist meine Erholung, mit ihnen zu leben, mit ihnen zu plaudern, die frische Luft, die ich genieße; dabei ist mir so wohl, ach so wohl, wie jedt hier im erfrischenden Dufte dieses schönen Waldes.«

Bei diesen letzten Worten war sie aufgestanden und hatte ihre Schwester mit sich fortgezogen bis an den Rand der Terrasse, wo sie ihre Arme sanft um Conchitta's Schultern legte und ihren Kopf an deren Brust ruhen ließ.

VI. SIE SAH MICH ARGLOS FREUNDLICH AN.

Olfers war an diesem Morgen zu Michel Angelo Schmitz gegangen, um dessen Kunstschatze anzusehen, wie er ihm schon öfters versprochen.

Der kleine Mann war hoch erfreut darüber und führte seinen geehrten Gast in ein mäßig großes Zimmer, das er seinen Salon nannte, an dessen Wänden die Kunstwerke hingen, welche er durch Tausch oder Kauf an sich gebracht oder von einem Freunde oder Bekannten geschenkt erhalten hatte.

Dieser Salon war zu gleicher Zeit das Wohnzimmer der Madame Schmitz, der Mutter Michel Angelo's, einer bejahrten Dame, die sich hier sehr glücklich fühlte bei der Freude ihres Sohnes, eine so werthvolle Gemäldesammlung zu besitzen. Sie hatte ihren Aufenthalt gewöhnlich

an einem der beiden Fenster, wo sich ein bequemer Lehnstuhl befand und wo sie vermittelst eines an der Außenseite des Hauses angebrachten Spiegels die ganze Nachbarschaft gewissermaßen beherrschte oder vielmehr controlirte, denn es entging ihr kein Spazirgänger dieser Straße, kein Besucher irgend welches Hauses, ja, kein Gruß zu einem geöffneten Fenster hinaus oder von einem solchen herab, ja, nach der Art dieses Grüßens combinirte sich Madame Schmitz kleine Verhältnisse schon lange im Voraus, ehe sie öffentlich wurden, und wenn alsdann Michel Angelo von einem derselben als einer unerhörten Neuigkeit sprach, so wußte Madame Schmitz dieselbe nicht nur schon lange im Voraus, sondern sie war auch im Stande, sehr umständlich anzugeben, welche Nachbarin bei dem Attentate auf das Herz eines beliebigen jungen Mädchens in der Straße besonders thätig gewesen war.

Michel Angelo Schmitz war übrigens ein viel zu zartfühlender Sohn, um seiner Mutter die Freude zu verderben, als habe er etwas Näheres über ein solches Verhältniß gewußt, vielmehr fand er Alles mit der staunendsten Miene von der Welt merkwürdig und ganz besonderlich.

Madame Schmitz urtheilte gewöhnlich sehr milde über alle Vorfälle in der Straße, nur konnte sie es nicht leiden, wenn ein Herr und eine Dame, die beide nicht in der Straße wohnten, sich dennoch hier zusammenfanden; darüber konnte sie sich in bitteren Redensarten ergehen und mochte es nicht begreifen, warum man sich gerade die

Straße, wo sie wohnte, zu dergleichen Zusammenkünften ausgesucht.

Wir wissen, daß der selige Herr Schmitz seinem Sohne die schönen Vornamen Michel Angelo in der Hoffnung gegeben, es werde einstens ein großer Maler aus ihm werden, eine Voraussetzung, die jedoch nicht eingetroffen war, weshalb Madame Schmitz sich des einfachen ›Michel‹ bediente, wenn sie ihrem Sohne rief, gewiß in der zarten Absicht, um in diesem keine trüben Gedanken zu erwecken. Sie war überhaupt eine gute und sehr brave Frau und sorgte heute noch, wie in früheren Zeiten, mit einer rührenden Zärtlichkeit für das Wohl ihres Kindes. Wenn sie einen Fehler hatte, so war es ihr Argwohn gegen jedes weibliche Wesen, das sich ihrem Sohne näherte, indem sie bei allen jungen und alten unverheiratheten Damen Eroberungsgelüste voraussetzte auf die Hand Michel's, das heißt auf sein kleines Vermögen, sein Haus und seine berühmte Gemäldesammlung.

Um die Charakteristik dieser würdigen Dame zu vollenden, müssen wir noch ihrer eigenthümlichen Gewohnheit erwähnen, alle Dinge, selbst die geringfügigsten, sehr geheimnißvoll und mit großer Wichtigkeit zu behandeln: so konnte sie zum Beispiel ihren Sohn mit einer fast beängstigenden Feierlichkeit zu sich an's Fenster rufen, ihren Mund an sein Ohr neigen und ihm anvertrauen, daß der Doktor Strampfer gegenüber heute schon, Anfangs Mai, mit einer weißen Hose ausgegangen sei.

›Merkwürdig‹ oder ›ganz erstaunlich‹ pflegte der gute Sohn gewöhnlich hierauf zur Antwort zu geben, worauf Madame Schmitz ihn fest anschaute, zwei- bis dreimal mit dem Kopfe gegen ihn nickte und dazu eine Miene machte, als wolle sie sagen: »gib nur Achtung, was daraus entstehen wird, ehe sie zu anderen wichtigen Betrachtungen überging.

Roderich war also von Schmitz in den Salon geführt worden und betrachtete die Gemäldesammlung, nachdem er vorher mit der Mutter seines Bekannten einige freundliche Worte gewechselt hatte.

Michel Angelo hatte die Aufmerksamkeit gehabt, das schöne Aquarell, welches er von dem berühmten Maler zum Geschenke erhalten, sogleich mit einem geschmackvollen Rahmen zu versehen und an dem besten Platze im ganzen Zimmer aufzuhängen, ja, über demselben war ein kleines Reis mit frischen Lorbeerblättern befestigt.

Olfers schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, als er seine Arbeit so ehrenvoll bekränzt sah, und sprach darüber einige freundliche Worte.

Michel Angelo rieb sich still lächelnd die Hände und erwiderte: »Wenn ich auch mein Glück über den Besitz dieses Kunstwerkes mit einem ganzen Kranze von Lorbeeren nicht genügend hätte ausdrücken können, so bin ich doch an dieser Verzierung unschuldig, so gerechtfertigt ich sie auch finde.«

Der Andere sah ihn fragend an.

»Sennora Conchitta, unsere liebe Hausgenossin, die sich nicht minder über dieses Geschenk gefreut, hat es verziert.«

»Ah!« machte Roderich und schritt weiter längs der Wand hin, um sich die übrigen Bilder und Zeichnungen zu betrachten. Er fand manch Gutes, manch Werthvolles: Oelskizzen, Kreidezeichnungen und Aquarelle, mit berühmten Namen versehen, von denen die meisten, da sie alle freundschaftliche Geschenke waren, sehr bemerklich prangten und so schon von Weitem den freundlichen Geber verkündeten.

Schmitz folgte seinem Gaste auf dem Fuße, blieb stehen, wo dieser stehen blieb, ging auch wohl einige Schritte voraus, um vor einem besonders werthvollen Schatze stehen zu bleiben und so die ganz besondere Aufmerksamkeit Roderich's zu erwecken. Dabei trippelte der kleine Mann ganz vergnügt von einem Fuße auf den anderen, rieb sich die Hände und verbeugte sich für jedes Lob, das seinen Kunstwerken gespendet wurde, als sei er nicht nur der Besitzer, sondern auch der Verfertiger derselben.

Dazwischen warf er hier und da einen heiteren Blick auf seine Mutter, aber nur sehr selten und wenn er durch eine Wendung fast dazu gezwungen war, denn so oft er die alte Dame anschaute, winkte sie ihm mit großer Wichtigkeit, näher zu kommen, und hatte jedesmal eine Thatsache von ganz außerordentlichem Belange mitzutheilen. So zum Beispiel fand sie, daß Herr Roderich dem seligen Schmitz merkwürdig ähnlich sähe, und als dies Michel Angelo entschieden in Abrede stellte – denn

zwischen beiden bestand in der That auch keine größere Aehnlichkeit, als vielleicht zwischen einer Billardkugel und einem Pflaumenkern –, war Madame Schmitz sichtlich gekränkt und blickte eine Zeit lang zum Fenster hinaus, ehe sie ihrem Sohne in sehr ernsthaftem, flüsterndem Tone und nachdem sie lange mit so erstaunter Miene und so angelegentlich an den Himmel emporgeschaut, als würde dort eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen sogleich sichtbar, die Mittheilung machte, sie habe vorhin eigentlich sagen wollen, Michel's Vater, der selige Schmitz, habe beständig die Gewohnheit gehabt, seinen Stock genau so an den Stuhl zu lehnen, wie es Herr Roderich auch gethan, worauf der zuvorkommende Sohn rasch mit der beistimmenden Bemerkung, das sei in der That ganz erstaunlich, sich loskaufte und wieder zu Roderich eilte.

»Da hast Du ein prächtiges Blatt von Rodenberg,« sagte dieser, indem er vor einer Zeichnung stehen blieb, welche den edlen Ritter von la Mancha darstellte, wie er, auf öder Haide allein daherreitend, hoch in den Wolken die Bilder seiner künftigen Heldenthaten und Schicksale erblickt – es ist das ein ganz außerordentliches Talent und schade, daß er seine Zeit mit Malen zubringt, da ihm doch jeder Begriff von der Behandlung der Farben und ihrer Wirkung abgeht – wenn doch einer seiner vertrauerten Freunde ihm das beibringen wollte!«

»Walter hat es gethan und mit so gutem Erfolge, daß Rodenberg die feste Versicherung gegeben hat, so bald keinen Pinsel mehr anzurühren.«

»Walter ist der Mann dazu, Jemandem so etwas eindringlich zu sagen und ihn zu warnen vor solch einer Verschwendung der kostbaren Zeit, und kann sich dabei selbst als Beispiel aufstellen. Aber mich freut es, wenn Rodenberg auf den richtigen Pfad gekommen ist – wie jammerschade – mir that es jedesmal leid, wenn ich ihn so auf falschem Wege seine Zeit wegwerfen und die Leinwand verderben sah! Hat er Walter's Offenherzigkeit übel genommen?«

»Nicht im geringsten; ich war vorhin bei Walter. Durch den Entschluß, nicht mehr zu malen, sei Rodenberg förmlich ein Stein vom Herzen gefallen – sie hätten das mit einer sehr lustigen Nacht gefeiert.«

»Wie die glücklich sind!« murmelte Roderich, während er die Arme über einander schlug und die Zeichnung noch aufmerksamer betrachtete. »Siehst Du,« sagte er nach einer Pause, »diesen so poetisch gefühlten und trefflich ausgeführten Contrast zwischen der Erde und dem Himmel, welch letzterem der edle und sinnreiche Junker in seinen Träumereien fast nur allein anzugehören scheint, während Rosinante, mit dem hängenden Kopfe und eingezogenem Schweife matt einhertrabend, so ganz irdisch ist. Wie trefflich ist die öde, melancholische Gegend der Mancha mit wenigen Strichen dar gestellt, so todt und doch wieder so lebendig: man glaubt den Abendwind flüstern zu hören, wenn er durch die Distelköpfe streicht und mit den dunkeln Blättern magerer Gesträuche spielt. Und wie leuchtet am Horizonte die letzte Helle der untergegangenen Sonne, hinter dem

begeisterten Ritter förmlich eine Glorie bildend, welche dann von den dunklen Wolkenrändern begrenzt wird, deren seltsame Zusammenballungen die oben erwähnten phantastischen Gestalten bilden – in der That ein prächtiges Blatt! Wie kommt es, daß Rodenberg es Dir gegeben und dasselbe nicht bei seiner Don-Quixote-Sammlung behalten?«

»Es ist eigentlich ein kleiner Handel, den wir zusammen gemacht,« erwiderte Michel Angelo lächelnd; »Du weißt, der gute Rodenberg braucht gewöhnlich mehr Geld, als er einnimmt.«

»Ganz richtig,« gab der Andere in düsterem Tone zur Antwort, »beständig in Geldnoth und beständig heiter und guter Dinge – und doch hat er es in seiner Hand, sich eine glänzende Zukunft zu schaffen. Beim Himmel, Blätter wie diese da, ja, seine sämtlichen Skizzen zu Don Quixote oder zu den deutschen Märchen, die er ebenfalls so vortrefflich illustriert, müssen vervielfältigt herausgegeben werden in Kupfer oder, noch besser, in Holzschnitt!«

»Er ist ein so guter Kerl, dieser Rodenberg, so anständig in jeder Beziehung; ich habe ihn recht lieb und gab ihm schon oft ähnlichen Rath, aber da hatte er die Malerei im Kopfe und glaubte darin Großes leisten zu können.«

»Nie, aber als Zeichner macht er sich einen berühmten Namen und hat, wie ich schon vorhin sagte, eine glänzende Zukunft; er muß nur einen tüchtigen Buch- oder

Kunsthändler finden, der zum Beispiel seine Illustrationen zu den deutschen Märchen oder zu Don Quixote herausgibt.«

»Ich werde für ihn an Hallberger in Stuttgart schreiben.«

»Thu' das, und wenn Du bei mir vorbeikommen solltest, gebe ich Dir an denselben für Rodenberg ein paar empfehlende Zeilen.«

Während beide diese letzten Worte mit einander wechselten, war Olfers wieder an die Stelle gekommen, wo sein mit Laubwerk verziertes Aquarell hing, dessen Anblick ihm abermals ein Lächeln abnöthigte, worauf er sagte: »Es ist eigentlich meine Schuldigkeit, Sennora Conchitta für so viel Theilnahme ein freundliches Wort zu sagen. Willst Du nicht so gut sein, lieber Schmitz, und bei ihr anfragen, ob sie einen Augenblick Zeit für mich hat?«

»Ich bedaure recht sehr, Dich nicht zu ihr führen zu können,« erwiderte Michel Angelo, »denn sie ist ausgegangen – ja, sie, die Morgens selten das Haus verläßt, ist schon in aller Frühe mit ihrer Schwester fort.«

»Sie wird den schönen Tag benutzen, um irgend eine Studie zu machen,« warf Roderich scheinbar gleichgültig hin.

»Das glaube ich auch, doch hat mir meine Mutter gesagt, sie seien ohne Skizzenbuch oder sonst etwas fort – nicht wahr, Mama?«

Als sich die alte Dame so befragen hörte, richtete sie ihren Blick von der Straße ab und in das Zimmer hinein

und sagte mit einem langen Kopfnicken: »Es ist so, Michel, wie ich Dir gesagt; sie hat kein Skizzenbuch oder sonst etwas Aehnliches bei sich und sie gingen fort, als es auf der Kirche drüben ein Viertel nach Sieben geschlagen hatte.«

»Ah, so früh schon,« sagte Roderich; »so muß ich mir ein andermal das Vergnügen machen, sie zu sehen.« Er wandte sich nach diesen Worten nach dem Stuhle, wo sein Stock lehnte.

Madame Schmitz hatte den Augenblick benutzt, wo ihr Sohn sie fragend angeschaut, um denselben durch einen geheimnißvollen Wink an ihre Seite zu rufen. »Michel,« sagte sie ihm alsdann, indem sie ihren Mund an sein Ohr neigte, »Mamsell Conchitta – Du wirst mir erlauben,« unterbrach sie sich hier, »daß ich hier in meinem deutschen Hause das spanische Wort nicht gebrauche – Mamsell Conchitta, die heute Morgen mit ihrer Schwester so auffallend früh ausgegangen ist, liebt . . . «

»Sie liebt?« fragte Michel Angelo hastig, aber in so leisem Tone, daß ihn nur seine Mutter verstehen konnte.

»Sie liebt,« bejahte die alte Dame mit einem mehrmaligen, sehr wichtigen Kopfnicken, ehe sie zu sprechen fortfuhr – »ich habe es von ihrer eigenen Schwester und auch von der Köchin, der sie es anvertraut – sie liebt . . . «

»Und wen liebt sie? Wenn Sie das schon früher wußten, hätten Sie es mir eher sagen sollen!«

»Ich erfuhr es zufällig vor acht Tagen, legte aber dieser Sache kein großes Gewicht bei, erinnerte mich aber

soeben daran, als ich Schmauder's Babette vom Markte kommen sah.«

»Aber was geht Conchitta Schmauder's Babette an?«

»Die hatte es ja in ihrem Korbe!« flüsterte die alte Dame auf's geheimnißvollste.

»Aber was denn?« stöhnte Michel Angelo Schmitz in großer Aufregung.

»Was Conchitta liebt? – Dicke Bohnen, aber sie müssen in Butter und Petersilie gemacht sein – mit viel Petersilie,« setzte sie hinzu, wobei ihre Lippen das Ohr Michel Angelo's berührten.

Roderich hatte begreiflicherweise von diesem kleinen Zwiegespräche nichts verstanden, jedoch den Augenblick benutzt, als er Mutter und Sohn so angelegentlich mit sich beschäftigt sah, um abermals vor sein Aquarell hinzutreten und von dem Lorbeerreis über demselben ein Blatt zu entwenden, das er ungesehen in seine Brusttasche steckte.

Wir können hier nicht verschweigen, daß Michel Angelo Schmitz etwas bleich geworden war bei den ersten Worten der Mittheilung, die ihm vorhin seine Mutter in vertraulicher Weise gemacht, ja, er hatte nach Luft geschnappt und eine seiner mageren Hände auf die Stelle gedrückt, wo er sein Herz plötzlich lauter schlagen fühlte; jetzt war es ihm wie eine Centnerlast von diesem armen Herzen gerollt und er konnte seine Mutter freundlich anlächeln, als sie schließlich zur Bekräftigung sehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe nickte.

Dann erhob sie sich, als Roderich auf sie zukam und ihr sein Vergnügen ausdrückte, die Kunstschätze ihres Sohnes Michel Angelo gesehen und die vortreffliche Mutter desselben so wohl und munter gefunden zu haben.

Madame Schmitz knixte in schuldiger Dankbarkeit und drückte ihr Vergnügen aus über Roderich's Besuch. »Michel,« sagte sie, »wird seine Bilder und Zeichnungen noch einmal so lieb haben, nachdem Sie ihm dieselben gelobt, und das freut mich für ihn, denn Michel ist ein großer Kunstnarr, wie man das so zu nennen pflegt, gerade wie es der selige Schmitz auch war, nur daß der an alten Möbeln und sonstigem Gerümpel seine Freude hatte.«

Bei diesen Worten begleitete sie ihren Gast bis an die Thür, wobei sie sich ein paarmal schüchtern nach ihrem Sohne umfah, der aber ganz harmlos zum Fenster hinaus zu blicken schien und so seiner Mutter die Gelegenheit ließ, sich in geheimnißvoller Weise an den scheidenden Freund zu wenden und ihm mit leiser Stimme zu sagen: »Mein Mann, der selige Schmitz, war ein sehr guter und lieber Mann, aber er« – damit deutete sie verstohlen nach dem Fenster, wo Michel Angelo stand – »er hat mir doch die Freude gemacht und ist mir ganz ähnlich geworden – dasselbe Gemüth, dasselbe gute Herz.«

»Das freut mich in der That recht sehr, Madame Schmitz.«

»Gewiß und wahrhaftig – aber unter uns.« Sie legte bei diesen Worten ihren Zeigefinger auf den Mund, und da sie zu gleicher Zeit zum Abschiede sehr tief knixte,

so machte das eine so komische Wirkung, daß Roderich sichtlich erheitert das Zimmer verließ.

Michel Angelo Schmitz schoß nun wie eine Rakete hinter ihm drein, um ihn bis auf die Straße zu begleiten. Roderich wäre gern einen Augenblick in Conchitta's Zimmer getreten, um nach ihren Arbeiten zu sehen, doch scheute er sich, diesen Wunsch auszusprechen, und hoffte vergebens, der kleine Kunstkenner würde ihm dieses Anerbieten stellen: er hätte auf diese Art wenigstens die kleinen, bescheidenen Räume wiedergesehen, in denen sie lebte, in denen sie athmete, in denen sie ihrer Freunde, unter welche er sich wohl zählen durfte, gedachte; er hätte vielleicht eine Arbeit gesehen, mit der sie gerade beschäftigt war, er hätte wohl mit seiner Hand die Lehne ihres Stuhles berühren können, an welcher ihr Kopf mit dem prächtigen schwarzen Haare zu ruhen pflegte.

An der Hausthür hatte der kleine Mann mit seinen beiden Händen die Rechte des berühmten Malers ergriffen und ihm einige dankende Worte gesagt, dann war letzterer davongegangen, seinem Atelier zu.

»Warum,« dachte er, als er so dahinging, »war sie heute Morgen gegen ihre Gewohnheit schon so früh ausgegangen – und wohin mochte sie gegangen sein?« Er hatte so sicher gehofft, sie zu Hause zu finden, und bereute sehr diesen vergeblichen Gang, nicht als ob ihn die Zeit gedauert, die er darauf verwandt, nein, sondern er bereute, gerade heute diesen vergeblichen Besuch gemacht zu haben, den er morgen, übermorgen, ja, kommende nächste

Woche nicht wiederholen durfte; denn bei den kleinlichen Verhältnissen der Stadt, in welcher er lebte, wäre eine Wiederholung dieses Besuches in kurzer Zeit auffallend gewesen und würde wahrscheinlich zu Gereden Veranlassung gegeben haben, welche ihm in ihren Folgen für sich, besonders aber für Conchitta unangenehm gewesen wären.

Wohin mochte sie gegangen sein – und schon zu so früher Tageszeit?

Unter diesen Gedanken erreichte er den kleinen Garten, indem sein Atelier lag und an dessen Eingangsthür er stehen blieb, um einen Reiter zu betrachten, besonders aber dessen zierlich galoppirendes Pferd, das gegen ihn daherkam.

Jetzt erkannte er Rodenberg, der ihn schon von Weitem mit der Hand grüßte, dann neben ihm den Rappen parirte und ihm freundlich einen guten Morgen bot.

Roderich sah den jungen, schönen Mann gern, einen so vortrefflichen Reiter und guten Künstler, der ihn jetzt so heiter, so glücklich lächelnd anschaute, den Hut von seinem krausen, blonden Haare nahm und sich mit demselben Kühlung zufächelte, indem er lustig ausrief: »Da kann man sehen, wer es gut hat in der Welt – da schlenkert Ihr langsam nach Eurem kühlen Atelier, um Werke zu schaffen, welche die Verwunderung der ganzen civilisirten Welt sind, während ein armer Teufel wie ich schon so früh in der Hitze herumreiten muß – puh, heute wird's einmal heiß!«

»Ei, der Tausend,« erwiderte Roderich lachend, »Ihr habt mich wohl zu beneiden, wenn Ihr da wie ein Cavalier in der prächtigen Morgenluft spaziren reitet, während ich auf der staubigen Straße nach meinem dumpfen Atelier schleiche! Aber wo kommt Ihr schon so früh her?«

»Ja, wenn ich Euch das sage, so wird Euch Bewunderung erfüllen von meinem Amtseifer – heute Morgen waren wir im Dienst, Verehrtester, im strengen Dienst! Ich war nämlich draußen in den Bergen und ritt Probe zu unserem Künstlerfeste.«

»Ah, als wilder Jäger, der Rappe paßt vortrefflich dazu, Ihr werdet famos aussehen!«

»Das hoffen wir,« versetzte der junge Mann wohlgefällig, »ich und mein Pferd – wollte schon, es wäre mein eigenes, es gehört aber meinem Freunde, dem Rittmeister von Strachwitz –, nicht wahr, ein capitales Thier?«

»Ausgezeichnet, und es ist sehr freundlich von ihm, daß er es zum Feste leiht.«

»Nun, er kennt seine Leute,« meinte der Andere, sich in die Brust werfend; »auch bekomme ich einige Unterofficiere, tüchtige Reiter, als Gefolge, und Rüden habe ich mir zusammengeborgt, eine ganze Meute – ach, da fällt mir eine Bitte ein, die ich an Euch auf dem Herzen habe, Roderich: Ihr könnt mir wohl ein schönes Schwert leihen, ich weiß, Ihr habt Vorrath in alten Waffen.«

»Mit Vergnügen; soll ich Euch eines aussuchen und es Euch schicken?«

»Wenn Ihr es mir erlaubt, sehe ich selbst ein bischen nach; es macht mir immer Freude, Eure prächtigen Sachen zu sehen, und dann vor allen Dingen Euer neues Bild; man sagte mir, es sei fast fertig – darf ich mir erlauben, Euer Atelier zu besuchen?« fuhr er in komisch gravitäischem Tone fort, indem er den Knopf seiner Reitpeitsche salutirend an den Rand seines Hutes hielt.

»Es ist immer eine Ehre für uns arme Künstler,« erwiderte Roderich, scherzhaft den gleichen Ton annehmend, »wenn hohe Herren sich zu uns herablassen.«

Der junge Maler winkte mit einer vortrefflich passenden Miene vornehmer Nachlässigkeit dem Husaren, heranzukommen, und schwang sich dann aus dem Sattel ganz mit dem Air eines großen Herrn; auch wußte er die bereitgehaltenen fünf Silbergroschen so geschickt in die Hand des Husaren gleiten zu lassen, während er den schlanken Hals des Rappen streichelte, daß Roderich nichts davon merkte; dann betrachtete der Reiter nochmals sein Pferd mit Kennermiene und sagte, während er sich den Staub von den Stiefeln schlug: »Nach Hause«

Die beiden Künstler traten hierauf in den Garten, und als das Thor hinter ihnen zufiel, meinte Arthur lachend: »So, jetzt wäre bis auf Frack und Weste aller falsche Flitter abgestreift, denn dieses Kleid,« setzte er, sich verbessernd, hinzu, da er wohl fühlte, er wäre im Begriffe, zu offenherzig zu sein, »ist doch nur die unächte Umhüllung eines Künstlers; ich fühle mich nur wohl im Malerkittel, beim Dufte der Oelfarben.«

»Was das Letztere anbelangt, lieber Rodenberg,« sagte der Andere, den jüngeren Maler unter den Arm nehmend, »so habe ich mit großem Vergnügen gehört, daß Sie Palette und Pinsel bei Seite legen wollen: ein Entschluß, zu dem ich Ihnen von Herzen Glück wünsche.«

»Ich verstehe Sie vollkommen, ich muß Ihnen Recht geben, und doch thut es mir leid: man ist kein Maler mehr, wenn man nicht mehr malt.«

»Aber wenn man so componirt und zeichnet, wie Sie, so ist man ein großer Künstler,« erwiderte Roderich mit Wärme.

»Ah, wie es mich freut, das aus Ihrem Munde zu hören!« rief der jüngere Maler, indem er mit leuchtenden Blicken stehen blieb.

»Es ist die Wahrheit, und jeder, der Ihr großes Talent anerkennen will, muß Ihnen das sagen; ich war soeben bei unserem Bekannten, dem kleinen Michel Angelo, und sah dort ein Blatt von Ihnen: Don Quixote in der Nacht über die Haide reitend.«

»Eine flüchtige Skizze.«

»Fragen Sie Schmitz, was ich ihm darüber sagte. Führen Sie Ihre Illustration zu Don Quixote oder zu den deutschen Märchen so durch, und man wird Sie nicht nur enorm dafür bezahlen, sondern Sie werden sich einen tüchtigen Namen machen.«

»Ich gab dem Buchhändler das Wort, meine Zeichnungen zu verlegen; dazu gehört Geld, Geschmack und Sinn für die Kunst.«

»Nur Geld und das richtige Erkennen, ein gutes Geschäft zu machen. Wollen Sie wohl gar von einem Buchhändler noch verlangen, daß er das, was er thut, um des guten Geschmackes willen thut, oder um der Kunst zu nutzen?«

»Traurig genug, das Facit einer Berechnung sein zu müssen und vor der Welt wenig oder viel zu gelten, je nachdem mit uns gut oder schlecht spekulirt worden ist – ah, da haben Sie es doch besser!«

»Vielleicht, wenn wir, was aber höchst selten vorkommt, direkt mit einem wirklichen Kunstfreunde verkehren, der unser Werk kauft, weil es ihm gefällt, und der nicht schäbig handelt und marketet, wo er glaubt, es thun zu dürfen. Weiß Gott,« fuhr er achselzuckend fort, »sind doch unsere Bilder nachgerade Gegenstand der Spekulation geworden wie ein Staatspapier – es ist zum Verzweifeln, und dieses Geschacher mit Kunstwerken, sowie das Herumschicken derselben in aller Welt muß einem Bilde den Schimmer der Jungfräulichkeit nehmen!«

»Bst,« sagte Rodenberg lächelnd, als sie nun in das kühle Atelier eingetreten waren:

»In diesen heiligen Hallen
Kennt man die Rache nicht –

hier weht es mich immer so künstlerisch an, daß mir gerade zu Muthe ist, als müßte der große Mediceer jetzt eintreten und stundenlang zuschauen, wie sein Bild voranschreite.«

»Ja, das er selbst bestellt, und nicht durch die Kunst-
händler Salomon Meier.«

»Oder als bücke sich dort der größte Kaiser vieler Jahr-
hunderte, um einen Pinsel aufzuheben; dazu aber fehlt
der Kaiser.«

»Und ebenfalls ein neuer Titian,« meinte Roderich la-
chend, indem er seinen Rock auszog und in den von
Sammt schlüpfte, welchen ihm Andreas hinhielt – »so,
jetzt wollen wir nach der Waffe sehen.«

»Ich denke, zuerst nach dem Bilde.«

»Da steht es, Padrone, wie der Italiener sagt.«

»A–a–a–ah!«

Dieser Ausruf des jungen Künstlers galt dem großarti-
gen Kunstwerke, das er nun fast vollendet vor sich sah,
und im Allgemeinen und Speciellen einem weiblichen
Kopfe, der aber auch so gewaltig zwischen den übrigen
Gestalten des Bildes hervortrat, daß es die Harmonie des-
selben gestört hätte, wenn man nicht die Absicht des
Malers errathen haben wurde, vor Allem die Blicke des
Beschauers auf diese wunderbaren Züge zu lenken, Zü-
ge von einer classischen, vollendeten Schönheit, und die
selbst unter dem Einflusse von Haß und Rache, mit dem
das schöne Weib an's einen zu ihren Füßen Dahingesun-
kenen blickte, noch immer etwas Wohlthuendes, Großar-
tiges behielten.

»Ah, wie schön das ist!«

Roderich war in eine Ecke seines Ateliers gegangen,
und während er leise eine bekannte Melodie summt,
nahm er eine Cigarre und zündete sie an.

»Wenn ich so etwas sehe,« rief der junge Maler enthusiastisch aus, »so möchte ich blutige Thränen weinen, daß es mir auf immer und immer versagt sein soll, auch etwas Gutes zu schaffen – was ist eine elende Zeichnung gegen ein Werk wie dieses?«

»Sie haben Unrecht mit dem, was Sie sagen: anstatt Vierhundertern, die vielleicht kommen, um mein Bild zu bewundern, erfreuen sich Tausende an Ihren Zeichnungen!«

»Ja, sie erfreuen sich daran, kühl und gemessen, aber wird Einer einen Ruf des Entzückens ausstoßen, wenn er betrachtet, was ich gezeichnet? – Und doch,« fuhr er nach einer längeren Pause fort, »wenn ich lange in solchen Gedanken herumwühle – nicht mit Neid im Herzen, so wahr mir Gott helfe! –, so kommt es fast wie Beruhigung über mich, daß ich mich für immer des Versuches entschlage, in dieser Kunst Gott weiß der Wievielste zu sein, während ich wahrhaftig die Kraft in mir fühle, im Zeichnen etwas zu leisten.«

»Ganz richtig, mein lieber Freund,« sagte Roderich, der herbeigekommen war und dem Anderen freundlich seine Hand auf die Schulter legte; »wenn der Vergleich richtig wäre, würde ich Sie an das Beispiel Cäsar's erinnern, lieber in einem Dorfe der Erste zu sein, als der Zweite in Rom.«

»Wenn ich Ihnen hundertmal wiederhole,« sprach nach längerem Betrachten Rodenberg, »wie schön ich dieses Bild finde in Composition und Ausführung, so wird

Ihnen das wenig Eindruck machen, da Sie schon das Urtheil besserer Leute gehört; doch darf ich vielleicht hinzusetzen, daß mir eigenthümlicherweise die Hauptfigur etwas so Sympathisches hat, daß ich es kaum vermag, den Blick abzuwenden von diesem bildschönen Antlitze.«

»Wie kommt das?« fragte der Herr des Ateliers in unbefangenen Tone und doch nicht ohne Interesse.

»Weil für mich aus diesen düsteren Zügen andere, freundliche hervorkämeln, die ich noch vor Kurzem gesehen und die mir unvergeßlich sein werden . . . – Es gibt eine schöne Dame, die Ihnen bei der Anlage des Kopfes vorschwebte oder die Ihnen erlaubte,« setzte er in fragendem Tone hinzu, »ihre Züge zu benutzen?«

»Wohl möglich,« gab Roderich ausweichend zur Antwort; »ja, ja, es gibt eine junge Dame hier, welche mit der Figur auf meinem Bilde einige Aehnlichkeit hat.«

»Nur *einige* Aehnlichkeit?« rief der Andere in einem Tone, der wie Ironie klang; »nehmen Sie diesem Kopfe das Dämonische, den Ausdruck des tödtlichsten Hasses, so haben Sie die Züge jener Dame, an die ich soeben dachte!«

Der Herr des Ateliers berührte mit seinem Zeigefinger das Bild an einer Stelle, um zu untersuchen, ob dort die Farben trocken seien, dann sagte er lächelnd: »Sie sind ein guter Fechter, Rodenberg, weil Sie sogleich einen zweiten Stoß führen, wenn der erste nicht sitzt.«

»Habe ich Sie verletzt?«

»Das nicht gerade, aber Sie wollten etwas durchdringen, das, wenn es auch eben kein Geheimniß ist, doch auch nicht öffentlich sein soll.«

»Ah, ich verstehe und bitte um Verzeihung! Schweigen wir darüber!«

»Im Gegentheil, reden wir darüber; Künstler wie Sie, mein lieber Rodenberg, rechne ich nicht in meinem Sinne zur Oeffentlichkeit; ich entlehnte diese Züge von einer mir bekannten und befreundeten Dame.«

»Es konnte nicht anders sein.«

»Sie kennen diese Dame?«

»Leider kenne ich Sie nicht.«

»Aber Sie sahen sie öfters?«

»Nur ein einziges Mal, vor ungefähr einer Stunde.«

»Ah, vor ungefähr einer Stunde?« fragte Roderich, indem er sich abwandte, um Palette und Malerstock zu ergreifen, worauf er dann sein Bild, für das er nur allein Interesse zu haben schien, mit zurückgebogenem Kopfe betrachtete – »und wo sahen Sie diese Dame, wenn das kein Geheimniß ist?«

»Durchaus nicht; ich sagte Ihnen vorhin schon, daß ich zu meinem wilden Jäger Probe geritten; müde, über Gräben und Hecken zu sehen, stieg ich ab und skizzirte die Fahnenburg – ich brauche sie ja, wie Sie wissen, zu dem Gedenkblatte, welches das Comite so freundlich war, mir in Auftrag zu geben. Apropos, ich vergaß wahrhaftig, Ihnen, der Seele dieses Comite's, dafür meinen herzlichsten Dank zu sagen!«

»Lassen wir das, lieber Rodenberg – also, Sie dachten an den Auftrag?«

»Ja–a–a–a,« ich dachte an den Auftrag,« antwortete der junge Mann zögernd, denn er wußte, daß er die Unwahrheit sprach. »Als ich so saß und zeichnete, kam eine junge Dame auf dem schmalen Fußpfade von der Fahnenburg herab.«

»Jene junge Dame, deren Aehnlichkeit mit der Figur in meinem Bilde Ihnen auffiel?« fragte der Andere, ruhig malend.

»Dieselbe – ein Herr von ziemlich fremdem Aussehen war bei ihr.«

»Ah, wie man ungeschickt sein kann,« rief Roderich, indem er sich bückte, um seine Cigarre aufzuheben, die ihm entfallen war, »wie ungeschickt und – wie unhöflich, ich rauche und biete ihnen keine Cigarre an – verzeihen Sie, lieber Rodenberg, dort auf dem Tische sind welche, bitte, die kleinen sind die besten!«

Während der jüngere Maler an den bezeichneten Platz in der Ecke des Ateliers ging, sich dort eine Cigarre nahm und sie anzündete, fuhr Roderich in gleichgültigem Tone fort: »So, ein Herr war bei Ihrer Dame? Ich glaubte schon, Sie würden mir ein kleines, pikantes Abenteuer erzählen.«

»Nun, der Herr würde mich dabei gerade nicht genirt haben,« versetzte Arthur zurückkommend; »es war ein ziemlich alter Herr von einem sehr gesetzten Wesen.«

»Und von einem fremden Aussehen?«

»Ja, sein Teint war wie mit Sepia untermalt und sein kohlschwarzer Knebel- und Schnurrbart sah nicht nach dem Rasirmesser eines unserer Barbieri aus.«

»Der Mann kommt mir spanisch vor,« lächelte Roderich.

»Ja, und die jüngere Dame – ah, sie war sehr schön!«

»Und Sie sehr liebenswürdig, was wohl einen großen Eindruck auf das Herz dieser jungen Dame machte?« sagte der Herr des Ateliers, indem er einen beinahe düsteren Blick auf die schöne Gestalt und das edle, blühende Gesicht des jungen Mannes warf.

»Ich gab mir die schönste Mühe, in allen brillanten Farben zu erscheinen; ich hatte mich ihr als kühnen Reiter gezeigt, ich suchte in der Unterhaltung zu glänzen, während ich vor ihren Augen keine schlechte Skizze von der Fahnenburg auf das Papier warf.«

Hier entstand in der Unterredung der beiden Künstler eine längere Pause, hervorgerufen durch Roderich, der, das Gesprächsthema mit Einem Male ändernd, zu dem Anderen sagte: »Lassen Sie mich den Zweck Ihres Besuches nicht vergessen; da an der Wand hangen meine Waffen, sehen Sie, ob Sie etwas Passendes für sich finden. Ich rathe Ihnen dort zu der auffallend langen Klinge mit dem feinen, zierlichen Griffe – eine echte Toledo.«

Rodenberg ging an den bezeichneten Platz, nahm das lange Schwert von Toledo sorgfältig herab von dem Nagel, an dem es hing, und zog die prächtige Klinge aus der Scheide; statt aber das Zeichen der Echtheit zu betrachten, den oberhalb des Blattes roh eingehauenen Wolf von

Toledo, schweiften seine Blicke und Gedanken über die glatte, spitze Klinge hinweg zu Roderich hin, dabei denkend: »Er scheint seine Gründe zu haben, auf einmal über jene Dame schweigsam zu werden – sollen wir discret sein oder indiscret? Pah, unter jungen Leuten nimmt man es nicht so genau, ich muß etwas über sie erfahren – seien wir also indiscret!«

Der Herr des Ateliers ließ die eine Hand mit der Palette herabhängen und stützte sich mit der anderen auf die Staffelei, während er zu sich selber sprach: »Mache ich ihm ein Geheimniß daraus, wer jene junge Dame ist, so reizt es seine Neugierde, während er die Sache vergessen wird, wenn ich unbefangen darüber rede. – Nicht wahr, sie ist schön?« rief er, sich halb gegen seinen Gast wendend.

»Die Klinge, oder meinen Sie vielleicht die junge Dame, von der ich vorhin sprach?« gab der junge Maler lachend zur Antwort und setzte, zu sich selber sprechend, hinzu, während er mit dem toledaner Degen nach Fechterart gegen die Wand ausfiel: »Das war deutlich genug!«

»Beide – doch bleiben wir vor der Hand bei der Klinge; wenn sie Ihnen convenirt, so leihe ich Sie Ihnen mit Vergnügen.«

»Was ich mit Dank annehme,« versetzte Arthur, worauf er elegant salutirte, die Klinge einsteckte und darauf wieder zu Roderich trat, welcher mit großer Emsigkeit zu malen schien.

»So, mit dem Degen wären wir fertig, also jetzt nochmals zu meiner schönen Unbekannten.«

»Mich wundert nur, daß Sie dieselbe früher nie gesehen,« sprach Roderich nach einem kleinen Stillschweigen im Tone großer Gleichgültigkeit.

»Wie so – wie sollte ich die Bekanntschaft einer Fremden machen, die vielleicht erst einige Tage hier ist?«

»Die junge Dame, von der Sie vorhin sprachen, ist aber schon längere Zeit hier.«

»A–a–a–ah – und ob Sie sie genau kennen, brauche ich beim Betrachten Ihres Bildes nicht erst zu fragen.«

»Ja, ich kenne sie so genau, wie sie mehrere unserer Bekannten kennen – sie lebt schon seit einem Jahre hier.«

»A–a–a–ah!«

»Sie ist eine Künstlerin.«

»Den Teufel auch – mir sagte die hübsche Hexe, sie könne keinen Strich zeichnen.«

Olfers sah bei dieser Benennung mit einem unwilligen Blicke in die Höhe; doch fuhr der Andere unbefangen fort:

»Ja, sie wunderte sich über meine Zeichnung, und zwar mit einer Naivetät, als habe sie nie einen Bleistrich gesehen – schau, schau, aber singen kann sie, allen Respekt vor dem Gesang!«

Roderich schaute abermals in die Höhe, doch drückten seine Blicke dieses Mal Erstaunen und Zweifel aus.

»Also sie wohnt hier in der Stadt – und wo? wenn man fragen darf.«

Roderich biß sich auf die Lippen, und es dauerte ein paar Secunden, ehe er zur Antwort gab: »bei dem kleinen Schmitz.«

»Bei Michel Angelo? Ei, ei, deßhalb hatte dieser Schelm beständig Ausreden, wenn ich ihn besuchen wollte, um seine Bilder zu sehen!«

»Gewiß aus einem anderen Grunde, denn seine Bilder und die junge Fremde, welche bei ihm wohnt, sind zwei sehr verschiedene Gegenstände.«

»Das kann ich mir wohl denken, aber ein Wort gibt das andere, man ist ebenfalls Künstler – man grüßt das Handwerk.«

»Die junge Dame ist von einer altadeligen, spanischen Familie, hat Vermögen und lebt sehr eingezogen; ich wurde mit ihr bekannt, da sie Empfehlungsbriefe an mich hatte, die sie übrigens längere Zeit gar nicht benutzte – denn sie ist von sehr stiller, fast schüchterner Gemüthsart.«

»So–o–o–o?« machte Arthur im Tone des Zweifels.

»Auch ist sie obendrein von einer älteren Schwester mit einer Schärfe überwacht, wie man in Spanien junge Mädchen zu überwachen pflegt.«

»Von einem älteren Bruder vielleicht?«

»Von einer älteren Schwester, wie ich gesagt.«

»Nun, dann muß sich diese ältere Schwester in ihren älteren Bruder verwandelt haben,« lachte Rodenberg, »oder,« setzte er absichtlich hinzu, »ich habe mich gewaltig versehen.«

»Da Sie nur Augen für die junge Dame hatten.«

»Mein Gott, ja – es war so ein Spiel des Augenblicks: wir plauderten zusammen, recht heiter, dessen kann ich Sie versichern, nur als sie mich endlich verließ und zur

Fahnenburg hinaufging, sang sie, wie ich in meinem ganzen Leben nicht singen gehört; es lag in dem Gesange etwas Zauberhaftes, die Bäume spitzten förmlich ihre Blätter, als hätten sie Tausende von Ohren.«

»In der That?«

»Wahrhaftig, und ich ritt ganz nachdenklich nach Hause – wer weiß,« fügte er nach einer Pause hinzu, »ob die junge Dame, wenn ich sie zu Hause zwischen vier Mauern gesehen oder draußen mit ihrer Duenna gravitatisch spaziren gehend einen gleichen Eindruck auf mich gemacht hätte, da es etwas ganz Anderes ist, wenn man sich an einem so wundervollen Morgen im grünen, duftigen Walde plötzlich begegnet in stiller Einsamkeit, sanft angeregt durch die herrliche Kühle, in der wir wandelte, durch das leise Rauschen der Blätter, den Geruch der Tannennadeln, die mit ihrem Weihrauchdufte unser Herz in eine so kirchliche Stimmung versetzen.«

»Sie schwärmen ja förmlich, Rodenberg!«

»Die Jugend, die Jugend, aber ich werde einstens alt und grämlich sein; das hat aber noch Zeit,« setzte er mit einem leuchtenden Blicke hinzu, wobei er sich mit einer gewissen Coquetterie auf seinen langen Degen stützte und so eine prächtige, jugendlich frische Erscheinung abgab. »Sie hätten an meiner Stelle ebenfalls geschwärmt – ach, es war eine heitere Stunde; das junge, schöne Mädchen kam mir wie eine Fee vor, wie sie uns armen Sterblichen erscheint, um alsdann plötzlich auf Nimmernsiedersehen zu verschwinden – sie schien so glücklich, so froh!

»Wirklich?«

»Sie lachte so glücklich, sie lachte so toll
Und mit so schönen Zähnen – Wenn ich an dieses
Lachen denk,
So wein' ich plötzliche Thränen« –

deklamirte Arthur statt einer anderen Erwiederung; dann zog er seine Uhr hervor und rief plötzlich: »Was, schon eilf Uhr! Ah, ich muß nach Hause, ich habe dort ein paar Kranke zu verpflegen; allerdings ungefährliche Kranke, Walter und Rüdiger – sie hatten gestern Abend starke Händel mit einem bösen Gesellen, den man kalten Punsch nennt, und schmachten nach mir so, wie nach einem Tranke frischen Wassers.«

»Das ist eine Christenpflicht, da will ich Sie nicht aufhalten.«

»Auf Wiedersehen – und meinen besten Dank für die schöne Waffe, welche ich mitnehmen und sorgfältig bewahren werde!«

Der Gobelin fiel hinter dem jungen Manne herab, und während er zur Hausthür hinausschritt, hörte man ihn ein lustiges Lied trällern.

VII. ICH LIEBE DICH, WEIL ICH DICH LIEBEN MUSS.

Ein tiefes Aufathmen, einem schweren Seufzer gleich, folgte Arthur und seinem Gesange und hallte förmlich wieder in dem hohen und jetzt so leeren und stillen Atelier. Es war hier heute so ganz verschieden von jenem Morgen, wo wir den geneigten Leser zum ersten Male

hierher geführt. Die Schüler Roderich's hatten die Ecke hinter ihrem großen Carton verlassen und waren schon seit einigen Tagen in's Freie gezogen, angeblich, um Naturstudien zu machen. Walter, Lytton und Andere fehlten mit ihrem gemüthlichen Geplauder – dort war die Stelle leer, wo Conchitta gesessen und wo sich das kleine Mädchen an ihre Kniee geschmiegt.

Wie oft aber war Olfers schon so allein gewesen, und wie gern! Nie hatte er sich in solchen Augenblicken einsam gefühlt; seine Gedanken weilten alsdann bei seinen Arbeiten, bei denen, die er gerade ausführte, oder bei neuen Entwürfen. War dies nicht der Fall, so bevölkerte seine Phantasie das weite Gemach mit freundlichen Gestalten, oder in Stunden glücklicher Muße, wenn er, vielleicht müde vom Schaffen, eine Cigarre rauchend, in seinem niedrigen Fauteuil ruhte, so schaute er alle die Gegenstände an, welche umherlagen, umherstanden oder welche die Wände bedeckten, und konnte sich bei ihrem Anblicke zurückversetzen in die vergangenen Tage und in die fernen Länder, wo er Dieses oder Jenes gefunden, wo er sich so glücklich gefühlt, in den Besitz desselben zu kommen, wie er es auf der Rückreise so sorgfältig bewahrt, und welche Freude er empfunden, wenn er es endlich bei sich aufgestellt.

Heute dachte er an alles das nicht; seine Cigarre hatte er schon längst weggeworfen, Palette, Pinsel und Malstock, sowie er sich allein befand, mechanisch niedergelegt und war dann in seinen Stuhl gesunken, wo er den

Kopf zwischen seine Hände vergrub. Tausende widerwärtiger Gedanken durchkreuzten sein Gehirn; er war schon am Morgen verstimmt von Hause weggegangen, denn sein kleines Mädchen, das gewöhnlich mit ihm zu frühstücken pflegte, mußte zu Bette bleiben, da das an sich schwächliche Kind in der Nacht krank geworden war.

Roderich hatte vor dem Grauen des Tages schon lange, lange an dem Bettchen seines Kindes gesessen, häufig dessen brennende Stirn berührend oder seinen fieberhaft raschen Puls beobachtet, wobei ihm Margarethe, wenn sie, was häufig geschah, aus unruhigem Schlummer aufschreckte, mit ihren matten Augen ansah und jedesmal lächelnd versicherte, sie befinde sich viel besser.

Olfers war vom Hause weggegangen, nachdem ihm der herbeigerufene Hausarzt versichert, dieser Anfall habe an sich nichts Beunruhigendes, im Allgemeinen aber müsse das Mädchen bei seinem schwächlichen Körperbaue, wie er schon öfters gesagt, auf's sorgfältigste geschont werden. Das Kind hatte sich so darauf gefreut, mit seinem Vater nach dem Atelier gehen zu dürfen, indem es gehofft hatte, dort Conchitta zu finden, die ihm so hübsche Märchen erzählte und die es überhaupt so lieb hatte ...

Ah, Conchitta ... !

Gerade vor einem Jahre war die junge Spanierin hier angekommen, hatte aber erst nach einiger Zeit ihre gewichtigen Empfehlungsbriefe im Hause Roderich's abgegeben und war dort von der Herrin desselben ziemlich

kühl aufgenommen worden – was konnte eine Künstlerin wohl anders in ihr Haus führen, hatte sich Frau Hildegard selbst gesagt, als die Protection oder vielleicht die Unterstützung ihres Mannes, des berühmten Malers – sie brauchte dergleichen Leute nicht in ihren vier Wänden, zumal eine Person nicht, die bei so viel Jugend und Schönheit mit einem jedenfalls nur erheuchelten, so auffallend zurückgezogenen und bescheidenen Wesen auftrat, die ein kühles, verletzendes Wort so richtig empfand und dasselbe, ohne selbst verletzend zu werden, dadurch wiedergab, daß sie ihre Besuche immer seltener machte und endlich ganz unterließ.

Hatte Frau Hildegard nicht Recht gehabt, eine Person fern von ihrem Hause zu halten, die trotzdem, daß man sie nicht nur kalt, sondern sogar verletzend behandelt, die Gattin des Malers, wo sie dieselbe sah oder ihr begegnete, aus reiner Opposition und Heuchelei mit Anstand und Ehrfurcht grüßte – welche das Atelier des berühmten Malers, dem sie von guten Freunden dringend empfohlen war, zuweilen, wenn auch nicht häufig, besuchte, und die sich vor allen Dingen bei diesen Besuchen die herzliche Liebe ihrer kleinen Tochter erworben hatte?

Wo Margarethe sie sah, im Atelier des Vaters oder bei Spaziergängen, war selbst nicht der kalte, finstere Blick ihrer Mutter im Stande, sie von dem jungen Mädchen zurückzuhalten. Sie eilte auf sie zu, sie hing sich an ihre Hand – das Kind, sonst so launisch und verdrießlich, war dann mit Einem Male heiter, glücklich und zufrieden.

Heute Morgen hatte es seinem Vater gesagt: »Wenn Du die Conchitta siehst, so mußt Du ihr erzählen, ich sei krank, aber es sei so arg nicht; ich habe ihr nämlich versprochen, ihr es sagen zu lassen, wenn ich wieder einmal krank werde. Dann will sie mich auf alle Fälle hier auf meinem Zimmer besuchen, und Mama wird alsdann wohl nichts dagegen haben.«

»Ich werde sie aber schwerlich sehen,« hatte Roderich gesagt, und darauf hatte das Kind geantwortet: »Mache, daß Du sie siehst; es freut mich schon, wenn sie nur weiß, daß ich ein klein wenig unwohl gewesen.«

Aber er hatte sie nicht gesehen – sie war ausgegangen zu so ungewöhnlich früher Morgenstunde; sie war im Walde gewesen mit einem Begleiter, wie Rodenberg gesagt – Conchitta, das stille, ruhige Mädchen, die so wenig sprach, die sich so schwer an Fremde anschloß, die sich so selten von äußeren Eindrücken beherrschen ließ und diesen nachgab, war heiter und glücklich gewesen, hatte gelacht und gesungen – was war das?

Ja, sie hatte gesungen, und, wie Rodenberg sagte, auffallend schön gesungen – warum hatte sie ihm, den sie mit Wärme ihren guten Freund nannte, ein Geheimniß daraus gemacht, daß sie überhaupt zu singen verstand?

Und in Arthur's Gesellschaft – in der Gesellschaft dieses auffallend schönen und dabei nicht gehaltenen jungen Mannes war sie heiter und glücklich gewesen, nicht still und gemessen, wie sie gewöhnlich zu sein pflegte –

Aus solch langen und tiefen Träumereien fuhr der Maler empor, ohne daß er in dem dichten Walde seiner wirren, trüben Gedanken einen Pfad gefunden hätte, der ihn zurückführte an das Licht eines freundlichen Tages. Er sprang endlich von seinem Stuhle in die Höhe und machte einen raschen Gang durch das Atelier. Alles kam ihm hier so dunkel vor, so gewöhnlich, so interesselos, sogar sein Bild auf der Staffelei, ja, dieses am allermeisten, und es war ihm, als hätte sein Pinsel noch nie etwas so Mittelmäßiges hervorgebracht – ja, als er so da stand, den Kopf düster in die Hand gelegt, fand er sich aus dem Gedanken, als sei er vielleicht gar nicht mehr im Stande, etwas so Vorzügliches zu schaffen, wie er früher mit Leichtigkeit gethan.

Er athmete so tief auf, daß es klang, als ringe seine Brust nach fehlender Luft; dann stützte er sich auf die hohe Lehne eines der Sessel und dachte beim Anstarren dieses seines letzten Bildes an sein erstes – wie fühlte er sich damals so glücklich, so frei, so ohne jede Fessel – gerade wie jener, der soeben von ihm fortging, wie Rodenberg sich fühlte, unbeengt wie der Vogel in der Luft, wie der bunte Schmetterling auf sonnenbeglänzter Wiese, dem Lichte zufliegend, wann und wo es ihm beliebte, sich freuend an dem Dufte herrlicher Blüten, wann er wollte.

Wie kurz war für ihn die Zeit einer gleichen vergoldeten Jugend gewesen, eigentlich von gar keiner Dauer, denn so bald sein großes Talent angefangen, die Flügel zu regen, hatte man auch schon begonnen, leichte Fäden,

die Anfänge künftiger Fesseln, um die kräftigen Schwingen seines Geistes zu legen.

Da stand sein Bild fast vollendet vor ihm, und an dem Tage, an welchem er es absandte, war seine Kasse um eine große Summe reicher, um eine Summe, die jedem Anderen genügt hätte, jahrelang die Welt zu sehen, sich seines Lebens zu freuen und tausend Thorheiten zu begehen! – Was that er mit diesem Gelde, das für ihn nichts war, als kaltes, gefühlloses Metall, kein Vermittler zu neuen Freuden: er sandte es seinem Banquier und erfuhr in ein paar Tagen, daß sein Haben um so und so viel Tausend Thaler gestiegen sei. Zuweilen, aber sehr selten, vermehrte er nach einer solchen Einnahme seine Sammlungen um ein neues Kunstwerk, eine werthvolle Waffe oder dergleichen – sehr selten – und wozu auch? Hatte er doch Niemanden, mit dem er in seinen Mußestunden oder auch bei seiner Arbeit so recht herzlich über dieses oder jenes interessante Stück hätte plaudern können – war doch Niemand da – Niemand, der sich mit ihm so recht innig gefreut hätte über die vielen, an sich meist werthlosen Gegenstände, die oft erst dadurch ihren Werth erhalten, daß ein gleichgestimmtes liebes Wesen uns dieselben von Herzen lobt oder daß wir ein solches Wesen in traulichen Stunden mit den Erinnerungen bekannt machen, die für uns an diesem oder jenem Stücke haften und die es uns mehr oder minder werthvoll machen.

Für Roderich gab es kein solches Wesen, das seinem Herzen nahe stand oder nahe stehen durfte, das mit einem liebenden Antheile an seinem Munde geangen hätte, wann er erzählte von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen, von seinen Erinnerungen, die hier in seinem Atelier so viele stumme und doch so beredte Zeugen hatten.

Für ihn gab es kein Wesen, das rathend oder besprechend den Strichen, die unter seiner Meisterhand hervorgegangen, gefolgt wäre, oder das seine Bilder glühend gelobt und sanft getadelt, oder das anmuthig in dem niederen Fauteuil dort gekauert und ihn unterhalten hätte mit Lachen und Scherz, mit lustigen Neckereien, wenn er arbeitete, das ihm in heiterem Tone guten Rath erteilt, das ihm ein fröhliches Lied gesungen, das ihm Feuer für seine Cigarre gebracht, ja, das versuchsweise mit ihm geraucht hätte!

Ein Wesen, welches liebend seine Blumen gepflegt hätte und ihm launige Geschichten mitgetheilt, wenn er in Mußestunden draußen saß, seine Augen und seinen Geist erfrischend an dem Grün der Blätter, seine Nerven beruhigend an dem gleichförmigen melodischen Plätschern des Springbrunnens!

Ein solches Wesen hätte ihn glücklich gemacht, er sehnte sich so glühend darnach – –

Da hob Andreas den Gobelin vor dem Eingange in die Höhe und trat alsdann, durch eine tiefe Neigung seines Kopfes ehrerbietig grüßend, zurück. Madame Hildegard trat in das Atelier und erwiderte diesen Gruß mit einem

kaum merklichen Nicken ihres Kopfes, doch sagte sie dabei in lautem und ziemlich scharfem Tone: »Wird denn hier bei Euch das ewige Anpflanzen von Blumen nicht aufhören – wozu immer Blumen und nichts als Blumen?«

»Madame wollen verzeihen,« entgegnete schüchtern der Gärtner, »wir haben noch Erdbeeren und Himbeeren hier und das Zwergobst hat schön geblüht und gut angesetzt.«

Die Gattin des Malers zuckte mit den Achseln und sagte beim Eintreten: »Eure Erdbeeren verfaulen gewöhnlich hier außen oder vertrocknen, je nach dem Charakter des Jahres, und das Zwergobst wird Euch gestohlen – was bleibt da übrig?«

Die Blumen, die schönen, bunten, duftigen Blumen! dachte der Knecht, während er den Gobelin zwischen sich und die Herrin fallen ließ. – Die Blumen, die schönen, bunten, duftigen Blumen! dachte auch der Herr, welcher begreiflicherweise kein Wort von der Unterredung verloren – die Erinnerung an schöne Früchte, welche wir genossen – und vielleicht doch noch eine kleine Hoffnung für die Zukunft!

Madame rauschte heran in ihrem weiten, bauschigen, seidenen Kleide, Oberkörper und Haupt so aufrecht wie möglich, nicht die geringste Bewegung zeigend in den Zügen ihres kalten, glatten und doch noch immer schönen Gesichtes. Sie war anzusehen wie eine jener schlanken, in bunten Farben schillernden giftigen Waldblumen, welche der arglos Unwissende bewundernd anschaut, die aber der Kenner fürchtet und scheut.

Nachdem Frau Hildegard sehr ruhig und gedehnt guten Morgen gesagt, sah sie rings umher nach irgend einer Sitzgelegenheit, die sich vielleicht vor den übrigen durch weniger Staub oder durch weniger unordentlich auf ihr herumliegende Gegenstände auszeichnete. – Roderich schob, nachdem er den ihm gebotenen guten Morgen freundlich erwidert, einen bequemen Lehnstuhl heran, von dem er vorher ein Stück tiefrothen Damast herabgestreift, und stellte ihn so, daß man von demselben aus sein neues Bild betrachten konnte.

Ehe sich Frau Hildegard darauf niederließ, drehte sie den Lehnstuhl ein klein wenig und zwar so, daß sie, um das Bild ihres Gatten zu sehen, etwas über die Achsel blicken mußte.

Sie liebte es sehr, Menschen und Gegenstände über die Achsel anzuschauen.

Das offene, gute und redliche Gemüth des Malers hatte sich vor wenigen Augenblicken in einer so weichen, wehmüthigen, versöhnlichen Stimmung befunden; er hatte so sehr und so schmerzlich den Mangel eines mitfühlenden Herzens erkannt; er hatte sich bemüht, durch einige wenige glückliche Erinnerungen aus seiner Vergangenheit doch noch eine Hoffnung für seine und seines Kindes Zukunft aufzubauen, daß er mit einem warmen, versöhnlichen Gemüthe die Hand seiner Frau ergriffen hätte, wenn sie ihm dieselbe nur mit der Idee eines freundlichen Blickes, mit einem einzigen guten Worte entgegenstreckt.

Er war empfindlich und empfänglich wie alle Künstler, und deshalb schnitt ihm der knarrende Ton, den der Lehnstuhl bei der Wendung hervorbrachte, tief in's Herz und machte, daß er seine Lippen fest zusammenpreßte.

Frau Hildegard seufzte ein wenig, während ihre großen, sehr klaren Augen rings umherliefen und ihr Sonnenschirm auf dem Boden eine drehende Bewegung machte.

Roderich wußte, daß er ziemlich lange auf die Eröffnung eines Gespräches hätte warten müssen, wenn seine Frau zum Sprechen nicht besonders geneigt war. Sie pflegte ihre Launen und ihre schmerzhaften Erregungen gegen ihn je nach ihrem Gefallen auf zweierlei Art kund zu thun, einmal durch Schweigen und sehr spärliche Reden oder durch eine Fluth von Worten.

Heute schien sie in der schweigenden Laune zu sein, weshalb er nach einiger Zeit sagte: »Heute wirst Du hier im Atelier weniger Leben finden, als neulich.« Worauf sie, ihn scharf ansehend, erwiderte:

»Ja, ich finde es hier heute ruhiger und anständiger und Dich deshalb wohl in weniger guter Laune.«

»Wie so?« fragte Olfers, indem er sich gewaltsam zu einem Lächeln zwang.

»Du warst verstimmt, als ich eintrat, oder vielleicht gerade, weil ich eintrat.«

Er machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern, indem er sagte: »Thue mir den Gefallen und sprich solche Voraussetzungen nicht aus, die leider richtig werden müssen, weil Du sie auf so herbe Art aussprichst!«

»Du findest alles herb und hart, was ich sage, Du findest den Ton, den Du führst!«

»Gäbe Gott, daß Du die Wahrheit sprächest, und sei überzeugt, daß ich dann in Deinen Reden stets einen herzlichen und warmen Ton fände!«

»Lassen wir dieses Wortgefecht, in welchem Du mir überlegen bist – ich kam in einer anderen Absicht, um einer anderen Ursache willen hieher!«

Roderich fühlte sich verletzt durch ihre Worte, besonders aber durch den kalten Ton, mit dem sie dieselben aussprach. »So laß mich Deine Absicht und Deine Ursache hören,« sagte er, weniger freundlich, als er es sonst gewiß gethan hätte.

»Du brauchst dieses Verlangen nicht so rauh an mich zu stellen,« fuhr sie nach einer Pause fort; »ich komme mit bekümmertem Herzen.«

»Ah,« machte er, sie anschauend, und seine angeborene Gutmüthigkeit ließ seinen Blick aufmerksam, ja, sogar herzlich erscheinen.

»Das Unwohlsein meiner Tochter macht mir Sorge.«

Frau Hildegard hatte die Gewohnheit, bei ähnlichen Veranlassungen nie oder höchst selten zu sagen: unseres Kindes. Mit dem Ausdrucke meiner Tochter oder meines Kindes fing sie gewöhnlich ihre Erörterungen an und steigerte sie in den meisten Fällen bis zur Benennung: meiner Tochter, welche Dir mit ihrem guten Herzen durchaus unähnlich ist.

»Der Arzt gab mir die tröstliche Versicherung, ihr leichtes Unwohlsein sei nur vorübergehend.«

»Womit Du Dich eben so leicht getröstet.«

Er warf ihr einen schmerzlichen Blick zu, ohne sie jedoch durch eine Sylbe zu unterbrechen.

»Dieses Unwohlsein wird, so Gott will, allerdings vorübergehen, aber es wird auch wiederkehren; Margarethe hustet, und wenn sie hustet, färben sich ihre blassen Wangen mit einer verdächtigen Röthe.«

»Heute Morgen, als ich sie verließ, hustete sie noch nicht,« sagte Roderich besorgt. »Das Kind blieb doch in seinem Bette?«

»Ich ließ es aufstehen, was ihm bei dem warmen Wetter durchaus nicht schaden konnte, welcher Meinung Du auch sein wirst; oder,« setzte sie mit einem lauernden Blicke hinzu, »willst Du mir vielleicht durch Deine Frage den Vorwurf machen, als sei ich die Schuld, wenn das arme Kind kränker geworden?«

»Du weißt, ich mache Dir selten Vorwürfe, und wenn es geschieht, so glaube ich ein Recht dazu zu haben, und thue es alsdann in klaren, deutlichen, nicht zu verkennenden Worten.«

»Ich sagte Dir schon einmal, daß ich nicht hieher kam, um über Worte oder Ausdrücke zu streiten!«

»Und ich kann Dir versichern, Hildegard, daß ich besonders nach dem, was Du mir gesagt, nicht in der Stimmung bin, das zu thun, was Du Streiten nennst.« – Er legte den Malstock, sowie die Palette bei Seite und fuhr alsdann mit bekümmertem Tone fort: »Wenn Margarethe in der That kränker geworden ist, besonders wenn sich ihr beunruhigender Husten wieder zeigt, so will ich

selbst zu unserem Arzte gehen und ihn bitten, das Kind gründlich zu untersuchen.«

»Er war schon da und hat es untersucht.«

»Nun?« fragte Roderich in großer Spannung.

»Er fand die Brust meiner Tochter schwach, wie immer, und angegriffen.«

»Sprach er Befürchtungen aus? Ich bitte Dich herzlich, Hildegard, erzähle mir das umständlich und laß mich nicht jedes Wort aus Dir herausfragen.«

»Ja, er sprach Befürchtungen aus.«

»Das fehlte mir noch!« rief der Maler in schmerzlichem Tone der Stimme.

»Das fehlte Dir noch, und an mich denkst Du nicht! Du verläßt heiter und wohlgemuth das Haus, während ich in meinem Jammer in das kummervolle Gesicht meines armen kranken Kindes sehe!«

»Heiter und wohlgemuth?« erwiderte er in ungeduldigem Tone; »ich hoffe, Du wirst überzeugt sein, daß ich nicht hieher in's Atelier zu meiner Arbeit gegangen wäre, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, Margarethe werde husten oder kränker werden – in diesem Falle,« setzte er unmuthig hinzu, »würde ich es wenigstens für einen Trost halten, zu Hause bleiben zu können, um ihr armes, liebes, kummervolles Gesicht zu sehen.«

»Damit willst Du mir wohl einen Vorwurf machen, daß ich ausgegangen sei? Ich eilte voll Kummer und Schmerz hieher, um selbst zu sehen, ob Du noch nicht hier seiest.«

Während des ersten Satzes, den seine Frau sprach, warf Roderich einen Blick auf ihre sehr gewählte und

reiche Toilette, doch lenkte der Nachsatz, den sie in einem ganz besonderen, ihm wohlbekanntem scharfen Tone sprach, seine Aufmerksamkeit auf diesen hin, und er fragte rasch: »Wie soll ich das verstehen: ob ich noch nicht hier sei?«

»Weil ich schon einmal, nachdem Du schon lange fort warst, hieher sandte und man Dich nicht fand!«

»A–a–a–ah!« machte Roderich, wobei ein Lächeln über seine Züge flog; ihm rollte eine Last von der Brust, indem er jetzt ganz genau wußte, daß Margarethe nicht kränker geworden sei, daß sie nicht auf beunruhigende Art hustete, daß der Arzt keine Befürchtungen ausgesprochen, daß aber seine Frau durch irgend einen Zufall erfahren, er sei nicht direkt hieher gegangen, sondern habe einen Besuch bei Michel Angelo Schmitz gemacht.

Wir wissen, daß Roderich dort äußerst selten Besuche machte, und eben so gut, daß ihm jeder seiner Besuche in diesem Hause für ein Verbrechen angerechnet wurde – er hatte also in den Augen seiner Frau abermals ein Verbrechen begangen und mußte dafür bestraft werden, dieses Mal, wie es schien, nicht durch Anklagen und heftige Worte, sondern empfindlicher durch unnöthige Angst, welche man ihm in Betreff seines kleinen Mädchens einjagte, sowie durch Darlegung eines tief zerrissenen Mutterherzens.

Als sich der Maler die Lage der Dinge einigermaßen klar gemacht hatte, indem er ungefähr so dachte, wie wir eben gesagt, fiel es ihm durchaus nicht mehr ein, von Angst und Sorge getrieben rasch nach Hause zu eilen,

vielmehr nahm er ruhig Palette und Malstock wieder auf, nachdem er sich zuvor eine Cigarre angezündet, und bis er alsdann wieder zu malen anfang, war vielleicht eine Zeit von zwei bis drei Minuten vergangen, während welcher beide Gatten in Stillschweigen verharret.

Endlich sagte Olfers zum großen Erstaunen von Frau Hildegard: »Du hast mir noch kein Wort über mein Bild gesagt; ich glaube, es soll mir gelingen, meine Freunde sind wenigstens dieser Ansicht.«

Sie schien so überrascht von dieser plötzlichen Wendung seiner Gedanken, sowie des Gespräches, welches sie begonnen und das ihrer Ansicht nach noch lange nicht zu Ende geführt war, daß sie nicht im Stande war, sogleich eine scharfe Erwiederung auf seine Frage hören zu lassen, und erst nach ein paar Secunden und nachdem sie sich durch einen tiefen Athemzug gestärkt, erwiederte: »Deine sogenannten Freunde loben Deine Bilder und sagen Dir begreiflicher Weise nur Angenehmes; mir aber, die ich doch nun einmal Deine Frau heiße, erlaube, wenigstens heute über ernstere Dinge mit Dir zu reden – ich sprach von meiner kranken Tochter . . . «

»Und ich hörte Dir zu, weiß Gott, mit Sorgen und Kummer im Herzen, bis Du . . . «

»Bis ich was?«

»Bis Du mich im Laufe des Gespräches merken ließest, Du habest nach mir geschickt und erfahren, ich sei, obgleich schon lange von Hause fort, doch noch nicht hier angekommen – wo mag ich nur in aller Welt gewesen sein?« setzte er mit einem kurzen Lächeln hinzu.

»Mir ist das höchst gleichgültig!«

»Schade, daß es Dir heute gleichgültig ist!«

»Wo wirst Du auch gewesen sein – bei Künstlern oder bei Künstlerinnen!«

»Ja!«

»Im Hause Deines würdigen Freundes Schmitz!«

»Ah, Du weißt es schon?«

»Ich ahnte es, da ich Deine Neigungen kenne – ah,« fügte sie mit dem Ausdrucke der Geringschätzung hinzu, »an einem Tage, wo Dein einziges Kind zu Hause liegt, krank auf den Tod!«

»Halt!« rief der Maler, indem er sich rasch gegen seine Frau wandte, so daß sie sein leuchtendes Auge sehen konnte und das Anschwellen der Ader auf seiner Stirn. »Halt,« wiederholte er, »laß mich ein solches Wort in dem Zusammenhange wie eben nicht wieder hören, spiele nicht freventlich damit, Du könntest es bereuen!«

»O, ich bereue so Vieles, daß das Wenige, was noch dazu kommt, mir wenig Unterschied macht!«

»Das Wenige – Du nennst es etwas Weniges? Doch wozu mich ereifern?« fügte er achselzuckend hinzu, indem er sich wieder gegen sein Bild umdrehte. – »Ja, ich war bei meinem würdigen Freunde Schmitz – Du nennst ihn so!«

»Während Dein Kind tödtlich krank zu Hause liegt!« wiederholte sie ruhig, kalt, absichtlich und entschlossen.

Er schaute sie rasch mit einem zornigen Blicke an, wobei eine tiefe Blässe sein Gesicht überzog, was bei ihm

immer der Fall war, wenn er sich ärgerte oder wenn ihn ein tiefer Kummer ergriff.

»Meinetwegen denn, Madame,« sagte er mit einer dumpfklingenden Stimme, da sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervorkam – »meinetwegen denn, ja, ich war bei meinem würdigen Freunde Schmitz, während mein armes Kind tödtlich krank zu Hause liegt – da Sie es so haben wollen!«

»Es ist die Wahrheit!«

»Nein – tausendmal nein, es ist eine Lüge! – O sieh', Hildegard,« fuhr er plötzlich mit einem weichen, schmerzlichen Tone der Stimme fort, »ich halte Dich für besser, als Du scheinen willst – wie könnte unser Kind tödtlich krank zu Hause liegen und Du, statt in Kummer und Verzweiflung in seinem Bette zu sitzen, Dich hier befinden – so ...« Er schwieg plötzlich, wahrscheinlich, um sie mit einer Schlußbemerkung nicht noch mehr zu reizen.

Doch gab gerade dieses Schweigen ihr erwünschte Veranlassung zu der Frage: »Wie sitze ich hier – so?«

Statt einer Antwort zuckte er die Achseln.

»Darf ich wohl wissen, wie ich hier sitze?«

»Nun denn, ja, Du darfst es wissen: nicht wie eine Mutter, die mit kummervollem Herzen vom Bette ihres kranken Kindes kommt, nein, wie eine Frau, die, über die Möglichkeit aufgeputzt, nach einer kleinen Scene mit ihrem Manne bei einer guten Freundin Trost suchen und finden wird!«

Ihre Augen funkelten, und sie nagte unter tiefen Athemzügen an der bebenden Unterlippe.

»So ist es,« fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort, »Dein Anblick und Deine Bemerkung über meine Abwesenheit haben mich wegen meiner lieben Margarethe vollkommen beruhigt!«

»Beruhigt?« brachte sie mühsam mit einem verächtlichen Lächeln hervor – »vollkommen beruhigt? Als ob es Dich je beunruhigen würde, wenn Du Dein Kind oder mich sterbend wüßtest – ja,« fuhr sie heftiger werdend fort, indem sie rasch aufstand, »was mich anbelangt, so bin ich überzeugt, daß Du sehnsüchtig des Augenblicks harrst, wo Du von mir befreit sein wirst!«

»Ich denke,« erwiderte er in einem Anfluge von Humor in seiner Stimme, trotz des traurigen Tones, »das soll in weniger als einer Viertelstunde geschehen!«

»O, nicht so, ich denke an eine ewige Befreiung!«

»Auch die wird kommen, Madame, für mich eben so gut wie für Sie!«

»Ja, nach langem, trostlosem Warten, nach einem unerträglichen Leben voll Jammer und Qual – am Ende dieses unglücklichen Daseins, wo wir von dieser Welt nichts nicht hoffen und fürchten – warum denn nicht früher?«

Sie that diese Frage so plötzlich und gegenüber ihrem früheren, auf's höchste gereizten Tone mit so leidenschaftsloser Stimme, ja, mit einem, wenn gleich frostigen Lächeln, daß er sie erschrocken anblickte und, obschon widerstrebend, doch nichts über seine Lippen brachte, als die Wiederholung ihrer Worte.

»Ja, warum denn nicht früher?«

Dann aber blickte er um sich her, als fürchte er, ein fremdes Ohr könnte diese kurze, aber furchtbare Frage gehört haben; auch legte er hierauf Palette und Malstock ruhig bei Seite, verschränkte seine Arme über die Brust und ging kopfschüttelnd an das andere Ende des Ateliers.

Er war furchtbar ergriffen, ihm war zu Muthe wie dem Mitschuldigen eines Verbrechens, über welches nach häufigen, unklaren Andeutungen endlich ein klares, nicht zu verkennendes Wort fällt und welches damit aus einem unbestimmten Schattenbilde plötzlich furchtbar verkörpert erscheint.

Warum denn nicht früher?

Dies klang ihm fortwährend in die Ohren in gellenden, betäubenden Wiederholungen – warum denn nicht früher? – und diese vier Worte bildeten sichtbar für ihn eine unzerreißbare Schranke, welche ihn von seinem Weibe und seinem Kinde trennen sollte, ja, in Gedanken schon getrennt hatte. Die That, vor der ihm graute, war nun kein wesenloser Schatten mehr, sondern zu einem Gespenste geworden, welches Miene machte, sich zwischen ihn, sein Haus und sein Kind zu werfen – die Kugel, dem Rohr entfliegen, fand sicher ihr Ziel.

»Daß es so weit gekommen, ist gewiß nicht meine Schuld!« hatte sie die Kühnheit, ihm zu sagen, und sie hätte noch viel mehr sagen können, ohne daß er ihr darauf geantwortet hatte, so sehr war er erfüllt von dem trüben, garstigen Bilde, welches jene Worte in ihm hervorgerufen.

Wenn sich auch, wie wir wissen, Roderich durch keine heftige Liebe zu seiner Frau, ehe sie sein Weib ward, hingezogen gefühlt hatte, so fehlte doch nicht in seinem Herzen eine Neigung, welche, wenn sie von Hildegard gepflegt, von ihr heilig gehalten worden wäre, da sie aufrichtig war, ein glückliches Verhältniß hätte anbahnen müssen.

Was sie aber ihrem Gatten nicht zugebracht hatte: eine innige, heiße Liebe, verlangte sie von ihm, obgleich das umgekehrte Verhältniß richtiger gewesen wäre.

Ja, warum denn nicht früher?

Er zog kopfschüttelnd und in tiefes Nachdenken versunken seinen Sammtrock aus und sein gewöhnliches Kleid an, nahm seinen Hut und Stock und sagte mit ruhiger, wenn gleich klangloser Stimme zu seiner Frau: »Ich gehe nach Hause!« was sie mit einer kurzen Neigung ihres Kopfes erwiderte.

Ja, es trieb ihn zurück in sein Haus, welches ihm jetzt auf einmal viel wichtiger erschien, als sein Atelier mit allen Entwürfen und Bildern; er hatte eine unbestimmte Idee, wenn er um die Straßenecke böge, von wo aus er sein Haus gewöhnlich erblickte, er sehe es nicht mehr an dem alten Platze stehen, es sei auf und davon, der Himmel möchte wissen, wohin, und er hatte die feste Ueberzeugung, er werde es niemals wiedersehen – sein Haus mit dem kostbaren Inhalte, seinem kleinen, lieben Mädchen nämlich, das ganz genau wußte, wann er, sein Vater, aus dem Atelier komme, und das alsdann, ihn erwartend,

mit seinem bleichen Gesichtchen durch die Fensterscheiben sah – ach, er liebte das Kind so innig, er liebte es, weil es sein Kind war, weil es so unendlich an ihm hing, weil es ihn zu erheitern verstand mit seinen kleinen Spässen und Schmeichelreden; ganz besonders aber liebte Roderich seine Tochter, weil sie so bleich aussah und weil sich ihre kleine Brust so fieberhaft rasch hob und senkte, wenn sie mit ihrem Vater hier in dem kleinen Garten ein wenig umhergesprungen war. Hier in dem kleinen Garten, den der Maler jetzt durchschritt und in welchem er sich vergeblich nach seinem Kinde umsah – freilich lächelte er im nächsten Augenblicke über sich selbst, Margarethe konnte ja nicht hier sein.

Ja, warum denn nicht früher?

Roderich war so in Gedanken vertieft, daß ihm alles Andere außer diesen Worten, welche glühend vor seiner Seele standen, wie in dichten Nebel eingehüllt erschien.

Andreas, der ihm inden Weg trat, fragte ihn, ob er heute Nachmittag zur gewöhnlichen Zeit in's Atelier käme, worauf er ihm, eigenthümlich lächelnd, zur Antwort gab: »Ei, warum denn nicht früher?«

VIII. EIN FREMDER CAVALIER.

Wenn Rodenberg's kleiner Diener Rafael nichts zu thun hatte, das heißt, wenn er nothdürftig geputzt und den Pudel so lange geplagt, bis dieses unbegreiflich geduldige Thier zu knurren anfing und seinem beständigen Quälgeiste die scharfen Zähne zeigte, dann pflegte er vom Fenster herab seine Beobachtungen zu machen.

Nichts entging alsdann seinem scharfen Auge, und er wußte sich die kleinsten Begebenheiten und unbedeutendsten Zufälle mit seiner außerordentlichen Pfiffigkeit und seinem frühreifen Verstande zu wahren und unwahren Geschichten zusammenzusetzen, mit denen er alsdann die Betreffenden plagte und leider seinen Herrn häufiger ergötzte, als es für den Charakter des kleinen, verdorbenen Burschen nützlich war.

Wollte er von seinen Beobachtungen ausruhen, so begab er sich in seinen Mußestunden an den Käfig, worin sich der ausgestopfte Papagei befand, und trieb, hinter demselben versteckt, mit den Vorübergehenden seine tollen Possen.

Schon einige Male in den letzten Tagen hatte Rafael von seinem Standorte aus einen älteren Herrn bemerkt, der ihm eben so sehr durch ein fremdartiges Aeußeres aufgefallen war, als dadurch, daß er mit größter Langsamkeit durch die Wurstgasse schritt, wobei er die Häuser rechts und links aufmerksam betrachtete und schon ein paarmal vor dem Reichsapfel stehen geblieben war.

Daß bei diesen Veranlassungen der Papagei oder vielmehr Rafael durch den Papagei nicht versäumt hatte, sich dem Fremden durch einige unpassende Zurufe bemerklich zu machen, als: ›alter Jakob‹ oder auch ›alter Spitzbube‹ brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, müssen aber hinzufügen, daß der Fremde über die ungemein deutliche Aussprache des Papagei's freundlich gelächelt und alsdann gewöhnlich ruhig weiter geschritten war.

Rafael, der seit lange schon nicht mehr einen so angenehmen und dankbaren Zuhörer gehabt, freute sich, so oft er den alten Herrn ruhig daherschreiten sah, und verstieg sich eines Tages so hoch, daß er seinen Papagei hinabrufen ließ: »Bist Du schon wieder da, alter Gau-ner?« worauf er doch ein wenig erschrack, als er durch die unterste Fensterecke blinzeln sah, wie der alte Herr freundlich mit dem Kopfe nickte, und dann hörte, wie er laut zurückrief: »Ja, ich bin schon wieder da, mein loser Vogel.«

Der alte Herr war von ziemlicher Leibesgröße, trug einen großen, nach rechts und links hinausstehenden Schnurrbart, dazu einen starken Knebelbart; er hatte, was für Rafael sehr wesentlich war, ein dickes spanisches Rohr in der Hand und schritt, nachdem er, wie eben gesagt, auf den Zuruf des Papagei's geantwortet, nicht, wie gewöhnlich, in der Straße weiter, sondern wandte sich, nicht gerade zur angenehmen Ueberraschung des kleinen Lauschers droben, gegen das Haus und trat, nachdem er noch einmal den Reichsapfel betrachtet, hinein.

Rafael hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Zimmer zu verlassen, in welchem sich der Papagei befand; er schloß die Thür desselben zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann erwartete er das Herannahen des ihm einigermaßen unheimlich gewordenen Fremden ungefähr mit denselben Gefühlen, wie Don Juan das Erscheinen des steinernen Gastes.

Draußen klopfte es an und drinnen rief man: »Herein!«

Der Herr mit dem großen Knebelbarte und dem dicken spanischen Rohre trat in die Stube und schaute mit einem gemüthlichen Lächeln rings umher, nachdem er mit einer nichts Gutes weissagenden Stimme den kleinen Diener begrüßt.

Das Gemach befand sich in einer Verfassung, bei welcher man es einem Fremden nicht übel nehmen konnte, wenn er dasselbe lächelnd beschaute: da war der Boden, die Stühle, die Tische bedeckt mit eigenthümlichen Gegenständen und Geräthschaften, mit hohen Reiterstiefeln, an denen gewaltige Sporen prangten, mit gelben Lederhosen und grauen Tricots, mit Trachten vom verschiedensten Schnitte und in allen erdenklichen Farben, mit Schwertern und Dolchen, Jagdspießern, Hirschfängern, Hüfthörnern, kurz, mit allen Garderobe-Bestandtheilen, um eine zahlreiche Schaar Männer in das Gefolge des wilden Jägers umzuwandeln.

In der Ecke des Zimmers waren sogar ein paar zusammengekoppelte Rüden angebunden, die abwechselnd bellten oder heulten.

»Mir scheint, hier bin ich schon recht,« sagte der fremde Herr mit dem dicken spanischen Rohre, nachdem er seine Beobachtungen beendet zu haben schien und nun seine schwarzen, etwas starren Augen fest auf Rafael ruhen ließ.

»Es könnte wohl sein, daß Sie hier recht sind,« gab dieser schüchtern zur Antwort und setzte in einem unbefangenen scheinenden Tone hinzu: »Darf ich wohl fragen, wen Sie suchen?«

»Wen ich suche,« versetzte der Eingetretene, indem er sich abermals umschaute – »ja so, ganz richtig, was ich suche, willst Du wissen – ich sehe das nicht, was ich suche.«

»Und was könnte es sein, wenn ich fragen darf?« stotterte Rafael.

»Es könnte sein – ein kleiner, charmanter Papagei, der mit einer übergroßen Natürlichkeit in der Stimme die Leute ausschimpft, welche ruhig über die Straße wandeln – ich liebe dergleichen Galgenvögel.«

»Ein solcher Papagei ist nicht hier,« erwiderte der kleine Diener mit einer Sicherheit, welche ihm die Angst vor dem dicken spanischen Rohre des Fremden einflößte.

»Ah, der Papagei ist nicht hier – aber ein anderer Galgenvogel!«

Der Herr mit den starren, schwarzen Augen und dem großen Schnurr- und Knebelbarte sagte diese Worte in einem so außerordentlich freundlichen und verbindlichen Tone, daß Rafael, einen plötzlichen Umschlag in diesem angenehmen Zwiegespräche vorhersehend, langsam gegen die Thür zurückzuweichen begann, worauf in der That die von Rafael so richtig geahnte Wendung eintrat; denn ehe jener sich dessen versah, hatte ihn der Fremde am Kragen seines fadenscheinigen Malerkittels erwischt und schüttelte ihn ein wenig, aber mit einer so sanften Bewegung und so wohlwollender Miene, daß der kleine Diener nicht zu entdecken im Stande war, ob hier Scherz oder Ernst vorwalte.

»Ah,« sagte der Fremde nach einer Pause, als er den Kragen von Rafael's Gewand losgelassen, »da drinnen ist wohl der zauberhafte Papagei! Nun, ich will hier geduldig warten, bis Dein Herr zurückkommt, du kleiner Schlingel, und werde ihm alsdann erzählen, womit Du Deine Freistunden hinbringst – Caraxo! Ich glaube, wenn Dein Herr ein vernünftiger Herr ist, so kann Dir eine tüchtige Tracht Prügel nicht entgehen!«

Da Rafael in diesem Punkte vollkommen der gleichen Ansicht war wie der Fremde, so ließ er den Kopf hängen und machte eine sehr demüthige Miene. Sein Herr nämlich, wenn er sich auch zuweilen selbst einen Spaß mit dem ausgestopften Vogel erlaubte, meistens gegen gute Freunde, hatte doch seinem Diener auf's strengste verboten, sich auf diese Art zu belustigen, und für ein Vergehen dieser Art nicht nur allein mit einer Tracht Prügel gedroht, sondern auch mit Dienstentlassung.

»Wie mir scheint,« sagte der Fremde lächelnd, als er die zerknirschte, aber trotzdem sehr verschmitzte Miene Rafael's sah, »bist Du nicht nur ein lustiger Junge, sondern auch ein verständiger Junge.«

»Gewiß, das bin ich, Herr Baron.«

»Du brauchst mich nicht Baron zu nennen – wenn ich richtig auf Deinem Gesichte lese, so sehe ich darauf den Wunsch, ich möchte mich entfernen, ehe Dein Herr kommt.«

»Ja, Herr Graf.«

»Laß die Titulatur hinweg, wenn es Dir einerlei ist, und höre mich an: ich will Dich nicht durchprügeln, wie Du

es verdient hättest; ich will auch das Zimmer verlassen, ehe Dein Herr kommt, und auch weder bei diesem, noch bei der Polizei wegen Deiner Schimpfreden Klage führen; doch nur, wenn Du mir ein paar Fragen beantwortest, aber ehrlich und aufrichtig, und wenn ich überhaupt sehe, daß Du für einen blanken Thaler, den ich hier in meiner Tasche habe, geneigt bist, mir einen Dienst zu leisten.«

»Alles, was Ihr wollt, gnädiger Herr.«

»Ich bin hier im Zimmer des Herrn Malers Rodenberg?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Was bedeuten diese Kleider und Waffen, welche hier herumliegen?«

»Uebermorgen ist das Frühlingsfest der Herren Künstler, und was hier herumliegt, ziehen die Reiter an, welche meinen Herrn begleiten.«

»Und was zieht Dein Herr an?«

»Das ist noch nicht da, das heißt der Rock und der Mantel nicht, nur seine grauen, ledernen Beinkleider und hohe, reiche, glanzlederne Stiefel mit großen Sporen.«

»Seine Waffen?«

»Dort der lange Degen.«

»Zeig' ihn einmal her – ah,« rief er, »echter und gerechter Toledaner – eine schöne Klinge – und sonst?«

»Eine Hetzpeitsche, an deren Schnur noch ein Stück geflochten wird.«

»Und das Jagdhorn?«

»Ja, das fehlt noch; mein Herr sollte eines von einem Bekannten erhalten, aber es war zu groß und nicht schön genug, das im Laden aber ist zu theuer.«

»In welchem Laden?«

»Drunten auf dem Markte, gegenüber den drei Reichskronen.«

»Ah, Du kennst die drei Reichskronen?«

»Gewiß, gnädiger Herr.«

»Und bist ein lustiger und verständiger Junge, der einen Spaß versteht und der lieber einen blanken Thaler verdient, oder zwei, als Prügel erhält – he? – Nun gut denn, sobald das Gewand deines Herrn da ist, morgen gewiß im Laufe des Tages, so kommst Du zu mir – ich wohne in den drei Reichskronen auf Numero vierzehn, Du fragst nach Don Jose – kannst Du den Namen behalten?«

Rafael nickte eifrig mit dem Kopfe, indem er spöttisch lächelte – er konnte viel im Gedächtnisse behalten, wenn er wollte; zur Bekräftigung setzte er auch noch hinzu: »Das werde ich gewiß nicht vergessen.«

»Und willst morgen zu mir kommen?«

»Ja wohl, gnädiger Herr, das soll nicht fehlen.«

»Du brauchst keine Angst zu haben, daß ich etwas Unrechtes von Dir begehre.«

Davor hatte der Schelm von Diener durchaus keine Angst, es wäre ihm sogar lieber gewesen, wenn er zu etwas Verdächtigem, mindestens Zweideutigem die Hand hätte bieten dürfen.

»Mit Deinem Herrn sollst Du übrigens nicht darüber reden, weder daß ich hier war, noch daß ich Dich zu mir bestellt.«

Dieses Verlangen gefiel Rafael schon besser, weshalb er mit großem Eifer betheuerte, er werde gewiß seinem Herrn nicht das Geringste sagen.«

»Gut, die Sache ist abgemacht – traust Du mir?«

Das Lächeln, welches bei dieser Frage auf den verschmitzten Zügen Rafael's sichtbar wurde, war gewiß des Stückes von zehn Silber Groschen werth, welches ihm der Fremde unter lautem Lachen dafür einhändigte; es zeigte eben so viel Mißtrauen als Klugheit und sagte Ja und Nein, kurz, es war von einem so piffigen Ausdrücke, daß Don Jose dasselbe mit voller Ueberzeugung dachte, was er hierauf aussprach: »Wir werden mit einander zufrieden sein.«

Dann verließ er mit einem kurzen, obgleich nicht unfreundlichen Kopfnicken das Zimmer, bis an die Treppe von Rafael begleitet, der, um dieses mit größerer Feierlichkeit thun zu können, im Vorbeieilen seine rothe Mütze ergriff, die vor der Thür auf einem Stuhle lag, und diese auf und ab schwenkend an der Treppe stehen blieb, wobei er mit dem linken Fuße so lange hinten auskratzte, bis der Fremde seinen Blicken entschwunden war; dann setzte er die rothe Mütze auf, betrachtete das Zehnsilber Groschenstück, warf es auf den Steinboden, ob es auch gehörig klinge, und band es dann vorsichtig in die Ecke seines schmutzigen Taschentuches.

Hierauf ging er in's Zimmer zurück, sichtlich um einen Zoll gewachsen im beseligenden Gefühle eines so großen Reichthums und in gegründeter Hoffnung auf Vermehrung desselben. Da der Pudel nicht zu Hause war, so führte er seinen grotesken Tanz, wodurch er alle seine kleinen Leidenschaften auszudrücken pflegte, vor den beiden in der Ecke angebundenen Hunden aus, welche, weniger geduldig als der Pudel, darüber knurrten und murrten und endlich in ein wildes Gekläff ausbrachen, als Rafael sie nun zu ihrer noch größeren Erheiterung mit dem langen Malstocke seines Herrn zwischen die Rippen stieß.

Dazu sprang er herum wie ein junger Cannibale um sein Schlachtopfer, so daß der rothe Sack seiner Mütze mit der langen, blauen Quaste hoch emporwallte und die zu weiten Tanzschuhe nach verschiedenen Richtungen hin von seinen Füßen abflogen, wobei er ein Lied sang in einer bis jetzt unbekannten Sprache nach einer von ihm selbst erfundenen Weise, dessen erste Zeilen hießen:

»Tschin schi mir a mitta
Uschki, tuschki–kiß–kiß–kißä,

was förmlich barbarisch klang, da die an sich sehr monotone Weise begleitet wurde von dem wüthenden Gekläffe und Geheul der beiden Hunde.

Schade, daß sich in diesem wechselreichen Leben Lust und Leid so oft die Hand reichen, was auch Rafael in der nächsten Secunde schmerzlich erfuhr, denn eine saussende Ohrfeige von der kräftigen Hand Walter's, welcher

unbemerkt in das Zimmer getreten war, störte den jungen Künstler nicht nur hiedurch in der Ausübung seiner Gesang- und Tanzübungen, sondern beförderte ihn auch in taumelnder Bewegung bis unter den Tisch, wo er verduzt sitzen blieb und über den Wechsel alles Irdischen nachdachte.

Wir können übrigens an dieser Stelle nicht umhin, weiter zu berichten, daß Rafael am anderen Tage, nachdem er das Kleid seines Herrn bei dem Schneider abgeholt und dort Muße gehabt, die Farbe und den Schnitt desselben gehörig zu betrachten, seine erste Feierstunde dazu benutzte, um sich auf den Marktplatz zu begeben, wo das Hotel zu den drei Reichskronen lag. Gegenüber befand sich der Waffenladen, an dessen Schaufenstern der kleine Diener die Hände in den Hosen, langsam vorüberschlich und mit Befriedigung merkte, daß sich das schöne Jagdhorn, von dem gestern die Rede gewesen, nicht mehr dort befand.

Obgleich Rafael durchaus nicht furchtsam war, so ging er doch ein paarmal vor dem Gasthofs auf und ab, ehe er sich entschließen konnte, einen der dort am Thore hungernden Herren Oberkellner nach dem Grafen, welcher ihn bestellt, zu fragen. Der Fremde hatte doch ein bisschen sonderbar ausgesehen, dachte Rafael, bevor er sich entschlossen, einzutreten. Die dunkle Gesichtsfarbe, der schwarze, drohende Bart, die blitzenden Augen – wer konnte wissen, aus welch' fernen Landen, wo vielleicht die Menschenfresserei noch in der Mode war, derselbe herkam! – Es war nicht das erste Mal, daß kleine Jungen

seines Alters spurlos verschwunden waren, und wenn er auch, diese Betrachtungen muthig wiederkämpfend, in das Hotel trat, so war doch sein Lächeln nicht so frei und ungezwungen, wie gewöhnlich, ja, er hustete fast verlegen hinter der vorgehaltenen Hand; ehe er nun eintreten mußte in die Thür Numero vierzehn zu dem Fremden mit der gelblichen Gesichtsfarbe, dem schwarzen, drohenden Barte und den blitzenden Augen.

Aber Rafael verschwand hier nicht spurlos, er war nicht für diese Welt verloren. Nach einer guten halben Stunde erschien er wieder und mit so vergnügtem Angesichte, daß ihm der Kellner, der ihn heraufbegleitet und nun wieder wie vorhin am Thore stand, lachend zurief: »Nun, Du hast gewiß was Rechtes herausgebettelt?« eine Vermuthung, welche er übrigens mit einem verächtlichen Achselzucken von sich ablehnte.

Er – gebettelt – er, den der ausgezeichnete Fremde zum Vertrauten gemacht und mit wichtigen Aufträgen beehrt, welche vor der Welt nicht verborgen bleiben sollten, eben so wenig wie vor Dir, geneigter Leser, wenn Du auch künftig Muth und Geduld hast, unserer wahren Geschichte zu folgen!

IX. DU SIEHST MICH AN UND KENNST MICH NICHT.

An dem denkwürdigen und unvergeßlichen Tage des großen Künstlerfestes begann es sich kaum im Osten etwas aufzuhellen, als es auch schon lebendig wurde bei

den meisten der jungen Leute, welche sich bereits wochenlang darauf vorbereitet, an dieser Feierlichkeit Theil zu nehmen.

Es wäre vielleicht interessant gewesen, wenn man um diese Zeit einen Blick hätte werfen können auf alle Fenster und Dachladen-Oeffnungen, die gegen Osten gekehrt waren, um zu sehen, wie an so vielen derselben schlaftrunkene Gesichter erschienen, die nach dem Wetter ausschauten, um das Resultat sich selbst mit einem leichten Ausrufe oder mit einer lauten Bemerkung einem vielleicht noch im Bette befindlichen Freunde mitzutheilen.

Man hätte alsdann auch bemerken können, wie sich beim Anblicke des Himmels auch mürrische, finstere Gesichter aufhellten, und hätte vielleicht sagen hören: »Der Tag wird famos, das Wetter läßt nichts zu wünschen übrig!«

Es war einer jener schönen Morgen, wo der junge Tag in einer röthlich-gelben, mit goldenen Strahlen durchwobenen Glorie, die langsam von Osten aufsteigt, zu erscheinen pflegt, zum Entzücken der Menschenkinder und zur rührenden Freude seiner Mutter, der Nacht, welche ihm noch aus weiter Ferne zuschaut mit von Thränen und Sternen glitzerndem Antlitze, und die alsdann langsam verschwindet, um dem geliebten Sohne die Herrschaft allein zu lassen.

Es wehte so frisch und wonnig, so duftig über die erwachende Erde: Laub und Blumen hauchten Wohlgerüche aus und dazu sangen in dichten Büschen die Nachtigallen ihr entzückendes Lied.

Wir glaubten es uns und dem geneigten Leser schuldig zu sein, den Morgen eines Tages, an dem eine ganze Künstlerschaft zum großen Feste sich rüstet, einen Morgen, der in der That ein schöner Morgen genannt werden konnte, mit einigen poetischen Worten auszuschnücken, und wir sprachen nicht die Unwahrheit: an der Fahnenburg war man schon lange vor dem ersten Sonnenstrahle beschäftigt, bunte Flaggen aufzuziehen, Böller und kleine Kanonen auf den Thurm und hinter die Umfassungsmauern zu führen und mit Schießbedarf zu versehen, die Zugbrücke zu probiren, in den unteren Räumen fabelhafte Verproviantirungs-Zurüstungen zu machen und Maitrank in einem unerhört großen Gefässe anzusetzen; da oben duftete es wunderbar aus den umherliegenden Tannen und Eichen, und wer Lust gehabt hätte, ein förmliches Nachtigallen-Concert zu hören, der hätte nur jenen heimlichen, schattigen, dunklen Platz zu besuchen gebraucht, den wir bereits kennen gelernt haben.

Doch kehren wir zur Stadt zurück. – Der Tag, wie schon gesagt, war so wunderbar schön, daß auch das griesgrämlichste Gemüth beim Aufleuchten desselben heiter und froh gestimmt werden mußte. Dies fand auch

auf Walter seine Anwendung, der fast meistens in den ersten Morgenstunden, diese von seinem Aufstehen an gerechnet, finster und mißlaunisch umherschritt, gern kleine Neckereien anfang und alsdann die unumstößliche Gewißheit hatte, daß die deutsche Kunst vollkommen todt sei.

Walter war heute der Erste aus dem Bette gewesen; ihm fiel nach Uebereinkunft die Obliegenheit zu, mit Hülfe Rafael's für die Anderen einen tüchtigen Kaffee zu brauen, mit welchem ein gutes Fundament gelegt werden sollte für die übrigen Leistungen dieses heißen Schlachttages. Walter hatte eines der großen Hüfthörner ergriffen, welche im Zimmer umherlagen, und demselben, auf den Gang hinaustretend, so gewaltige Töne entlockt, daß sämtliche Schläfer des Hauses erschrocken in ihren Betten emporfuhren.

Rüding, welcher bald darauf in mangelhaften Unterkleidern und einem spärlichen Obergewand im vorderen Zimmer erschien, meinte mit verdrießlicher Miene, es sei Unrecht, Jemanden auf so barbarische Art zu wecken; er fürchte, der Schlaf sei ihm in den Magen gefahren und er werde heute schwerlich viel leisten können.

Rodenberg, der sich noch behaglich auf seinem Lager dehnte, versicherte, ihm habe das Hornblasen einen famosen Traum zerrissen, er sei nahe daran gewesen, die Fahnenburg ganz allein zu erobern und so die schönste Prinzessin für sich zu gewinnen – da sei er erwacht.

»Undankbare Geschöpfe, ohne alles Verständniß und ohne alle Poesie!« murrte Walter in der Thür des Nebenzimmers, wo er stand und damit beschäftigt war, sein wirres Haupt- und Barthaar zu kämmen – »wie kann man Euch Faulenzer besser in die Stimmung des heutigen Tages hineinbringen, als wenn man kriegerisch das Hüft-horn ertönen läßt?«

»Das nennt der Kerl kriegerisch,« antwortete Rüding achselzuckend, indem er sein dünnes Röckchen über seinem Unterleibe dichter zusammenzog; »wenn ich überhaupt zu Träumen geneigt wäre, so hätte ich wahrhaftig geträumt, ich sei in einem Ochsenstalle.«

»Was von Dir ein sehr naturgemäßer Traum gewesen wäre,« erwiederte Walter.

»Hört man noch nichts von Knorx da droben?« fragte Rodenberg, in die Höhe horchend – »hat Niemand von Euch etwas erfahren, was es mit diesem geheimnißvollen Kerl ist?«

»Wegen Don Quixote's hat sich sogar das Comite an ihn gewandt, und er hat es ihnen abgeschlagen,« sagte Rüding.

»Der Henker mag wissen, wie dieser Knorx erscheinen wird! Ich gab mir alle Mühe, etwas zu erfahren, versprach Rafael sogar fünf Silbergroschen, wenn er etwas erlauschen könnte – keine Möglichkeit, ich glaube, Knorx hat sich seinen Anzug selbst zusammengeschnaidert!«

»Wenn Rafael nichts erfahren hat, so kann Niemand etwas erfahren,« sprach Walter aus dem Nebenzimmer her, »was mich einigermaßen beruhigt, denn für Deine

Bemühungen, dem Knorx hinter seine Sprünge zu kommen, gebe ich keinen Pfifferling!«

»Du hast Recht, ich hatte mit meinem eigenen Anzuge zu viel zu thun,« lächelte Arthur wohlgefällig.

»Ja, mit Deinem Anzuge und Deinen Fensterpromenaden!«

»Was Fensterpromenaden – Unsinn!«

»Da ist nichts zu läugnen – Schmitz hat es mir gesagt!« meinte der pffiffige Rüding.

»Und wenn es so wäre, was geht es den Narren an, was hat er darüber zu klagen?«

»Er sagte, wenn es noch lange so fortdaure, so sei es der Tod seiner Mutter, der alten Frau Schmitz, die eine sehr würdige Dame ist; sie könne kaum damit fertig werden, Dich auf der Straße zu beobachten und all den Wahnsinn anzusehen, den Du mit Deinem Pudel vor ihrem Hause triebest; kaum seist Du hinten verschwunden, so kämst Du vorn schon wieder, das sei nicht zum Aushalten!«

»Ich werde mich sehr wenig um das Gerede dieses alten Weibes kümmern!«

»Auch meinte Schmitz, es thäte ihm leid um Dich, Du seist sonst so ein guter Kerl, und er bedaure, daß Du Dir so ganz vergebliche Mühe machest!«

»Hm,« machte Rodenberg, »wir meint er das?«

»Wie er das meint?« fuhr Rüding mit sehr gemüthlicher Ruhe fort – »o, er meinte, Du gäbest Dir bei der schönen Spanierin vergebliche Mühe – da seien Andere – berühmte Leute – große Herren.«

»Das habe ich auch gehört,« brummte Walter aus dem Nebenzimmer; »deßhalb laß diese Kindereien und mache Dich nicht zum Gespötte!«

»Ich weiß schon selbst, was ich zu thun habe – laß die Geschichte jetzt ruhen! Beim Himmel, es ist schon fünf Uhr – wo nur dieser verdammte Rafael stecken mag?«

Rafael kam wie der Wolf in der Fabel und wie manches andere Uebel, wenn man es anruft. Er streckte seinen Kopf zur Thür herein und sagte: »Herr Rüdning, da ist unser Friseur!«

»Er soll hereinkommen!«

Der Friseur erschien, wünschte einen guten Morgen und versicherte, das Wetter sei so schön, wie es nur sein könne.

Rüdning hatte sich rittlings auf einen Stuhl gesetzt und überlieferte sein Haupt dem Haarkünstler mit der Versicherung, es sei eigentlich unnöthig, sein Haar brennen zu lassen, da es viel schöner in natürliche Locken falle.

Alle waren jetzt emsig mit ihrem Anzuge beschäftigt, und Rodenberg's Aeußeres formte sich unter Rafael's Beihülfe auf so geschmackvolle, elegante Art, daß selbst Walter mit sichtlichem Vergnügen dem schönen jungen Manne zublickte: er war eben so schlank gewachsen als kräftig gebaut, und wenn er auch schon in seinem gewöhnlichen Anzuge so erschien, um wie viel mehr jetzt in dem romantischen Costume, das er sich ausgesucht! Er trug ein enganliegendes Beinkleid von grauem Leder und seine Reitstiefel von schwarzem, weichem Leder reichten bis an seine Kniee.

Während Rodenberg zur Probe seinen langen Stoßdegen umschnallte, mußte ihm Rafael noch einmal die verschiedenen Jagd- und Hüfthörner zeigen, welche er auf Befehl seines Herrn von all dessen Freunden, die dergleichen besaßen, zusammengeliehen hatte. Es war in der That darunter nichts, was zu seinem übrigen, eleganten Anzuge vollständig gepaßt hätte.

»Das könnte mir die ganze Geschichte verleiden,« rief mißmuthig der junge Maler; »ich hätte besser daran gethan, das schöne Horn aus dem Laden zu nehmen!«

»Wenn man es Dir gegeben hätte,« meinte Rüding, der sich wohlgefällig mit seiner wunderbaren Lockenpracht im Spiegel beschaute.

»Wenn das Horn beim wilden Jäger nicht ein so nothwendiges Attribut wäre, so nähme ich wahrhaftig gar keines; aber wem es von den Zuschauern einfällt:

Der Wild- und Rheingraf stieß in's Horn,
der wird unwillkürlich nach meiner Hüfte schauen – nun,
ich will das schwarze da nehmen, das macht in seiner
Unbedeutendheit am wenigsten Spektakel.«

»Hat denn Niemand den van der Maaßen in den letzten Tagen gesehen? Er thut gerade so geheimnißvoll wie Knorx.«

»Seit jenem Abende war er nicht mehr bei uns,« sagte Rodenberg; »aber Rafael hat ihn einige Male die Treppen hinaufgehen sehen.«

»Zu Knorx?«

»Ja.«

Während Rüding so gefragt hatte, blickte er den kleinen Diener scharf an und sagte alsdann: »Du machst ein so außergewöhnlich pfiffiges Gesicht, Rafael, theile uns mit, was Dir auf dem Herzen brennt.«

»O, es ist nicht viel, Herr Rüding; ich habe nur gesehen, daß Herr van der Maaßen einige Male zu Herrn Knorx ging, und als er das letzte Mal die Treppen hinaufstieg, hing ihm etwas hinten aus der Tasche heraus.«

»Und was denn?«

»Es war wie ein Stück schwarzer Perrücke mit einem rothen Horne daran.«

»Teufel auch, was kann das sein?« fragte Rodenberg.

»Es wird sein, was Du sagst: der Teufel.«

»Das sähe diesen beiden Kerls ganz ähnlich – nun, wir werden sehen.«

Der Friseur hatte sich wieder empfohlen, nachdem er auch Arthur's dickes und von Natur lockiges Haar mit Kamm und Pommade gebändigt und Rüding geholfen, fleischfarbige Tricots anzuziehen, zierliche Schuhe von derselben Farbe und ein himmelblaues Oberkleid, welches ihm bis eine Hand breit über's Knie reichte.

Man hätte glauben können, Rüding beabsichtige, einen zierlichen Pagen vorzustellen; doch als ihm der freundliche Haarkünstler – derselbe war in der Garderobe des städtischen Theaters angestellt und somit in diesen Dingen bewundert – ein Paar vortrefflich gemalter Flügel auf dem Rücken befestigt und ihm einen goldenen Gürtel angeschnallt hatte, sah man, daß sich aus dem kleinen, schwächtigen Künstler ein Liebesgott entwickelt

hatte, und als sich nun der neue Cupido mit dem Bogen und dem gefüllten Köcher vorstellte, versicherte ihm Rodenberg, er habe nie etwas Ausgezeichneteres gesehen.

Wenn der wilde Jäger mit klirrenden Schritten zuweilen durch das Gemach an eines der Fenster ging, um nach den Pferden auszuschaun, bemerkte er mit Vergnügen an dem geöffneten Fenster gegenüber, sowie auch schon auf der Straße Spuren des heutigen festlichen Tages: dort sah man einen halb Geharnischten, freundlich herüber winkend oder sich mit einem bärtigen Landsknechte unterhaltend, welcher im Nebenzimmer am Fenster lag und aus einer langen Pfeife mit bunter Quaste in die frische Morgenluft hinausdampfte. Von einer anderen Seite wurde Arthur von einem wohl beleibten Hellebardier angerufen und ihm ein Compliment gemacht über das, was man von seinem Anzuge sah, oder seine Aufmerksamkeit von einem Dritten gefordert, einem halbfertigen Büchenschützem der im eisernen Ringkragen an einem anderen Fenster stand und seine Cigarre zu einer Tasse Kaffee rauchte.

Cupido Rüding stand während dieser Zeit vor dem Spiegel und übte sich in zierlichen Stellungen, vor allen Dingen in eleganter Haltung seiner Schußwaffe, besonders im Auflegen des Pfeiles.

Ein lautes Gelächter des Liebesgottes veranlaßte den wilden Jäger, sich umzuschauen, und was er sah, ließ ihn in dieses Lachen auf's kräftigste einstimmen.

Walter war aus dem Nebenzimmer herausgekommen in seinem selbsterfundenen Costume des Drachen Griesgram, welches eben so willkürlich als phantastisch war, ja, rein unverständlich ohne eine Erklärung der leitenden Grundidee.

Um von unten anzufangen, so war Walter's rechtes Bein bekleidet mit einem bis über das Knie reichenden Reiterstiefel und gewaltigem Sporn, während sein linkes in kurzen Hosen, Strümpfen und einem Schuhe mit hohen, rothen Absätzen steckte; dazu war seine Brust mit einem eisernen Cuirasse bedeckt, über welchem er einen schwarzen Frack trug, der oben am Halse zugeknöpft war und über dessen Kragen hinaus eine weiße, weite Krause sichtbar war; am seltsamsten war seine Kopfbedeckung anzuschauen: diese bestand aus einer Pickelhaube, an der vorn ein grüner Lichtschirm befestigt war, während sich rings um dieselbe etwas wie eine vergoldete Krone zog, zwischen deren Spitzen sich eine baumwollene Nachtmütze ausspannte, die in der Art wie Rafael's rothe Kappe über das Hinterhaupt herabfiel. Dazu hatte Walter eine blaue Brille, seinen natürlichen, grau melirten Bart und als Bewaffnung einen kurzen Stoßdegen, einen Indianerbogen mit den dazu gehörigen Pfeilen und einen ungeheuren Damen-Strickbeutel, aus dem kolossale Nadeln wie Bratspieße hervorsahen.

Als sich der Drache Griesgram mit so auffallendem Lachen empfangen sah, blieb er einigermaßen überrascht stehen, streckte beide Hände von sich und sagte ärgerlich in fragendem Tone: »Bah – nun, Ihr Kameeler, was

hat's da zu lachen?« worauf natürlicherweise, durch die herausfordernde Miene Walter's angeregt, ein neuer und stärkerer, beinahe lachkrampfartiger Ausbruch der Lustigkeit bei den Zuschauern erfolgte.

»Nein,« rief endlich Rodenberg, der zuerst wieder zu Athem kam, »Du siehst gar zu köstlich aus!« worauf der Drache Griesgram sich, in Wahrheit gekränkt, auf dem Absatze umdrehte, um das Zimmer zu verlassen, wobei er nun seine Kehrseite zeigte, die mit einem kurzen Mantel in den bunten, gewürfelten Farben eines Harlekins bedeckt und auf diese Art nicht geeignet war, die beiden Lacher zum Ernst zurückzuführen – im Gegentheile, der wilde Jäger tobte förmlich vor Lustigkeit und Cupido Rüding fiel auf einen Stuhl nieder, indem er sich unter convulsivischem Lachen die Seiten hielt.

Dieses offenbare Uebermaß der Freude machte, daß Walter achselzuckend stehen blieb, sich gemessen herumwandte und, die Beiden mit einem mitleidigen Blicke anschauend, langsam den Kopf auf- und abwiegend, sagte: »Ich bedaure Euch in der That – wie, wollt Ihr Künstler sein und besitzt doch so wenig Phantasie? Freilich kann man es Euch nicht übel nehmen, daß Ihr oberflächliche Bursche den tiefen Sinn meiner Maske nicht zu fassen vermöget; es wird Anderen auch so gehen, Eurem flachen Publikum, das allerdings sogleich begreifen wird, Du wollest den Cupido vorstellen und Du seist so eine Art von Jäger, ob zahm oder wild, das wird ihnen im Grunde ganz gleichgültig sein – also, Ihr seid Künstler,« fragte er, die Hände zusammenschlagend, »und habt keinen

Begriff von der Grundidee meiner sorgfältig gewählten Maske?»

»Ich bekenne meine gräuliche Unwissenheit,« sagte der Liebesgott.

»Und mir dämmert ein Gedanke auf, den ich aber nicht wage, Dir mitzutheilen; Du bist ein gar zu grimmer Drache.«

»Ja, schweigt nur still und blamirt Euch nicht; ich will Euch aber auf die Sprünge helfen, damit Ihr es Anderen wieder sagen könnt, die nicht gescheidter sind als Ihr – was stelle ich vor?«

»Den Drachen Griesgram.«

»Und wer ist dieser Drache Griesgram, fabelhaft als Wesen, sehr bekannt als Begriff, und nicht nur bekannt in unseren Tagen, sondern bekannt und gefürchtet zu allen Zeiten, zu finden bei den alten Griechen und Römern, im Mittelalter, in der Zopfzeit, in unseren Tagen – geht Euch nun ein Licht auf?«

Ja, es fing ihnen an zu dämmern, aber unter einem neuen Ausbruche wilden Gelächters.

»Deßhalb, Ihr Kameeler, habe ich meinen Anzug nicht nur aus allen Zeiten zusammengesetzt, sondern deute auch tiefsinnig an, daß der Drache Griesgram in allen Ständen zu finden ist, mit der Krone auf dem Haupte, in der Pickelhaube, unter der Schlafmütze; ebenso bei den Weibern, das bezeichnet der Strickbeutel.«

»Nach dieser Erklärung finde ich Deine Tracht ganz ausgezeichnet,« sagte der Liebesgott, wobei es aber immer noch schelmisch um seine Mundwinkel zuckte; doch

Eines hast Du uns noch zu erklären: was bedeutet der Harlekinsmantel auf Deinem Rücken?«

»Armer Kerl, daß Du das nicht erräthst!« gab der Drache mitleidig zur Antwort; »ich, der Griesgram, schaue Dir in's Gesicht, und Du wirst mit mir verdrießlich – ich wende Dir den Rücken, und die heitere, lustige Laune ist wieder da – nun, was sagt Ihr?«

»Ich sage wie Rüding, famos!« meinte der wilde Jäger; »Du wirst mit Deiner Maske Alles todt schlagen, und wenn Dein Kaffee, den Du gemacht, eben so vortrefflich ist, so befördere ich Dich vom Drachen Griesgram mindestens zum Halbgott Griesgram.«

»Ihr verdient weder einen solchen Freund, noch einen solchen Kaffee!«

»Zugestanden, aber wir wollen für Beides dankbar sein – he, Rafael, spüle die Wassergläser aus und geh' alsdann hinauf zu Knorx, ich höre den Kerl da oben immer herumtrappeln, und wir müssen doch endlich erfahren, in was für ein Costume er sich gesteckt hat – geh', lad' ihn zum Kaffee ein.«

Rafael ging, um zu thun, wie ihm befohlen war; doch kaum hatte er die Thür geöffnet, so prallte er mit einer erschrockenen, jedenfalls sehr verdutzten Miene zurück. Es traten aber auch gleich darauf zwei lange Gestalten in das Gemach, deren Anblick vollkommen die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, als vorhin das Erscheinen des Drachen Griesgram.

»A-a-a-ah,« machte dieser und setzte hinzu: »abscheulich schön!«

»Der Teufel auch!« rief der wilde Jäger.

»Bewahre Einen der Himmel!« sagte Cupido.

Herein traten Arm in Arm in sichtlichem Behagen über ihre scheußlich-grotesken Masken: Knorx als magerer Tod, van der Maaßen als fatter Teufel. Der Erstere war in der That grauenhaft anzusehen; er war ganz in schwarzen Tricot gekleidet, auf den das vollständige menschliche Knochengerippe mit weißer Farbe so kunstvoll gemalt war, daß man aus sehr mäßiger Entfernung vollkommen getäuscht wurde und ein wandelndes Skelett zu sehen glaubte. Das Gesicht desselben war kunstvoll, aber in entsetzlicher Weise durch wenige Striche in einen Totenkopf umgewandelt. Das Phantom hatte das Haupt bedeckt mit einer erdfarbigem, barretartigen Mütze, von der eine langeschwarze Straußenfeder hinten herabfiel. Dieses, sowie auch der lange, weiße Mantel, welcher die Rückseite des Todes bedeckte und mit einem schwarzen Schädel über kreuzweise gelegte Knochen in der Art eines Ordenssternes geschmückt war, milderte in etwas die sonst so grausige Erscheinung, wie sie auf dürrer Mähre wohl mitternächtlich über ein Schlachtfeld zieht.

Der Teufel in rothen Tricots, kurzem, schwarzem Kleide und staubgrauem Mantel hatte durch die dicke Persönlichkeit seines Repräsentanten fast etwas Gemüthliches, besonders der Kopf desselben, in welchem trotz der kohlschwarzen Perrücke mit den blutrothen Hörnern und des purpurnen Teints die gemüthlich blinkenden Aeuglein, sowie die behaglichen, fetten Backen ihr Vorrecht siegreich behaupteten. Besonders wenn der Teufel sprach

und alsdann sein feines Discant-Organ ertönte, ging alle Furcht vor ihm verloren, und man hätte ihm die Hand drücken und als höflicher Mann den Wunsch blicken lassen mögen, seine nähere Bekanntschaft zu machen.

»Alle Wetter, Ihr seid schön!« sagte der Liebesgott, der sich am ersten wieder gefaßt hatte.

Wir dürfen hier nicht verschweigen, daß die Erscheinung des Drachen Griesgram auf die beiden Eingetretenen beinahe dieselbe heitere Wirkung ausübte, als vorhin auf die beiden Anderen, und waren ein lachender Tod, sowie ein vor Freude brüllender Teufel sehr ergötzlich anzusehen.

Walter ging über diesen Ausdruck ihrer Freude nicht nur mit großer Gemüthsruhe hinweg, sondern war edel genug, die Versicherung zu geben, daß ihre Masken gut gewählt und sinnig ausgeführt seien.

»Aber wo wird man Euch eintheilen?« fragte der wilde Jäger, indem er van der Maaßen freundlich auf die Schulter klopfte und alsdann Knorx kräftig die Hand schüttelte. »Mir kommt ein guter Gedanke,« setzte er hinzu, »wenn Ihr beritten wäret, so würdet Ihr meinen Zug auf ausgezeichnete Art schmücken.«

»Ob wir beritten sind!« gab der Tod selbstgefällig zur Antwort. »Ich sage Dir, wir sind wunderbar beritten, und Du kannst Deinem Glücksstern danken, daß wir auf eine so immense Idee kamen!«

»Wahrhaftig, ich freue mich auf Euch! – Doch kommt jetzt zum Kaffee, wir haben nicht viel Zeit mehr zu verlieren!« worauf sie sich alle in bunter Reihe um den Tisch

setzten, der Liebesgott zwischen Tod und Teufel, der wilde Jäger neben den Drachen Griesgram.

»Es ist nur ein Glück,« meinte Rüding, mit vollen Backen kauend, »daß van der Maaßen reitet, so kommt er doch in keine Verlegenheit, Schrauben ausziehen zu müssen.«

»Vielleicht schraubt er seinen einen Sporn ab,« sagte Rodenberg, und das wäre am Ende ein Glück für ihn, wenn sein Pferd nicht sehr geduldig ist.«

»Beruhige Dich,« erwiderte der Teufel, »mein Pferd ist geduldig und ich trage Anschnallsporen.«

»Hört Ihr die Musik?«

»Wahrhaftig, sie kommt die Gasse herauf!« Und Alle eilten nun an die geöffneten Fenster.

Mächtig brausten die kräftigen Töne zwischen den engstehenden Häusern, so fest, sicher und taktgemäß, daß Einem unwillkürlich das Gefühl des Marschirens in die Füße kam.

Es war eine zahlreiche Musikbande in der Tracht des Mittelalters, mit bunten, geschlitzten Wämmsern und Hosen, das Künstlerwappen auf der Brust, während an dem bauschigen Barret die weißen und rothen Federn herabnickten – und wie war die vorhin noch so stille Gasse jetzt mit Einem Male so verändert und bevölkert: wie ein lebendiger Strom wälzte sich eine dicht gedrängte Menschenmenge hinter der Musik drein durch die schmale Straße, jedes Plätzchen überfluthend, hier den Platz, wo ein Haus etwas zurückstand, dort eine offen

stehende Thür, eine steinerne Bank, einen Eckstein – welche Masse von Neugierigen stand jetzt an den Fenstern, costumirt und uncostumirt, und wie rasch verschwanden die ersteren wieder, sowie sich die Musikbande und die Menschenmassen näher wälzten! Die Meisten eilten hinab, um sich dem Zuge anzuschließen und nicht einzeln zum Versammlungsorte gehen zu müssen; überall öffneten sich die Hausthüren, und wo sieh die trefflich costumirten Künstler zeigten, die Hellebardiere, Büchenschützen, Landsknechte und Constabler, da wich die jubelnde Menge hinter der Musik zurück, den neu Eintretenden gehorsam Platz machend.

Langsam zog alles das mit so betäubendem Lärm vorüber, daß die Hufe einer Reiterschaar, die etwas später hintendrein trabte, kaum mehr ein nennenswerthes Geräusch zu machen schienen. Dieses waren Reiter im Cuirass oder im Lederwamms und Helm, einen Bannerträger begleitend, der in kräftiger Hand die Standarte des Künstlervereins trug.

Rafael, der begreiflicherweise unten vor dem Hause, auf einem alten Oelfasse stehend, zuschaute, eilte jetzt wieder die Treppe hinauf, dann wieder hinab und dann nochmals hinauf und schien sich überhaupt heute Morgen in einer ganz besonderen Aufregung zu befinden. Der Pudel hatte Ruhe vor ihm, ja, der junge Diener vergaß es sogar, den für ihn übrig gebliebenen Kaffee zu verzehren, und war desto aufmerksamer um seinen Herrn beschäftigt: bald zupfte er hier und da an dessen grünem Wammse oder strich eine Falte glatt, bald drückte er die

Schwertkoppel an Rodenbergs schlanke Hüfte hinab; am allermeisten aber machte er sich mit dem unscheinbaren Hüfthorne des wilden Jägers zu schaffen, das dieser selbst nie ohne Mißbehagen anschaute.

Jetzt war der kleine Diener die Treppe hinabgerast und meldete nun, athemlos zurückkehrend, daß die Pferde kämen, ebenso die Droschke für Herrn Walter und Cupido Rüding, worauf der Drache Griesgram in das Nebenzimmer ging, seine Cigarrentasche einsteckte, sowie eine wohlgefüllte Cognacflasche umhängte und nun wieder erschien mit einer tüchtigen Kette auf der Achsel, die Fesseln nämlich, woran er die Freude auf der Fahnenburg gefangen halten mußte.

Nachdem noch lärmend in allen Ecken herumgesucht worden war nach verschiedenen vergessenen oder wieder abhanden gekommenen Gegenständen, als: Hetzpeitschen, Stulphandschuhen, Cupido's Köcher, des Teufels Reitgerte, die mit einem Horn verziert war, und ähnlichen nützlichen und angenehmen Dingen mehr, ging es die Treppen hinab, um hier so wie im Thorwege drunten zwei Reihen Neugieriger zu passiren, sämmtlich Bewohner des Hauses, Ladendiener, Knechte und Mägde, wobei es für Alle wohlthuend war, Ausrufe der Freude und Bewunderung zu hören, sowie von Seiten der weiblichen Zuschauer des Abscheues und Entsetzens beim Anblicke von Tod und Teufel.

Vor dem Hause hielten Rodenberg's Pferde und ein Theil seiner Begleiter, kräftige Järgergestalten zu Pferde

und zu Fuß, Jagdspieße und Hirschfänger in den Händen; Andere mit den weit gewundenen Waldhörnern um Brust und Schulter, wieder Andere, in fester Hand die zahlreiche Meute unruhiger Hunde haltend, die sich so lustig und toll anstellten, als ginge es zu einer wirklichen Jagd. Arthur's Rappe war kaum zu halten, was übrigens der kühne Reiter mit Vergnügen sah, indem er ruhig die Reihe des Zuges anordnete und zusah, wie Tod und Teufel beritten gemacht wurden.

Beide hatten nicht zu viel versprochen, als sie vorhin versicherten, die Wahl ihrer Pferde sei eine vorzügliche; der Teufel bestieg ein schweres und sehr sanftes Brauerpferd von schwarzer Farbe, mit Eisenketten gezäumt, während der Gaul des Todes ein hochbeiniger Falbe war, an dem man jeden Knochen sehen konnte.

Als nun Alles in Ordnung war, schwang sich Rodenberg auf seinen Rappen, der, obgleich von des Reiters gewandter Hand sogleich gebändigt, eine starke Pferdelänge vorwärts schoß, wobei es ein kleines Unglück gab, denn wahrscheinlich von der heftigen Bewegung löste sich ein Ring, der das Hüfthorn mit seinem Lederriemen verband, und es fiel zu Boden.

Rafael, der mit unruhigen Blicken zugeschaut, stürzte sogleich hinzu, hob das Horn auf und rief alsdann: »O weh, o weh, da ist etwas gebrochen, was man nicht sogleich wieder machen kann!«

Rodenberg warf ärgerlich sein Pferd herum, und nachdem er den Schaden nachgesehen, befahl er dem kleinen Diener, den Riemen auf irgend eine Art wieder befestigen

zu lassen und ihm das Horn so rasch wie möglich auf den Versammlungsplatz nachzubringen.

Der kleine Diener hielt nicht sobald das Hüfthorn in seinen Händen, als er, ohne sich weiter um seinen Herrn zu bekümmern, wie eine Rakete davon schoß, und zwar in der Richtung des Gasthofes zu den drei Reichskronen.

Rodenberg mit seinem Jägergefolge hatte sich ebenfalls in Bewegung gesetzt, gefolgt von einer Masse neugieriger Buben und angestaunt von den Bewohnern der Wurstgasse. Der wilde Jäger, welcher an der Spitze des Zuges ritt, machte einen kleinen Umweg und führte seine Schaar aus uns wohlbekannten Gründen durch die Fingerstraße an dem Hause der Wittwe Schmitz vorüber. Er brauchte seinem wilden Rappen, der, mit dem Kopfe schüttelnd, unmuthig die Hand des sicheren Reiters zu fühlen schien, nur ein wenig Luft zu lassen, um ihm zu eben so unartigen als eleganten Courbetten Veranlassung zu geben, ein Beispiel, welches ansteckend auf die ganze Reiterschaar wirkte, deren sämtliche Pferde unruhig wurden und so in der That ein malerisch schönes Bild boten, eine glänzende Cavalcade, einen schillernden Kranz von bunten Costumen und leuchtenden Waffen mit dem ernstesten, düstern Mittelpunkte: dem Tod und dem Teufel.

Dort war das kleine Haus, welchem, nur Einem bewußt, die Beweglichkeit der Reitermasse galt; vor der Thür stand ein bescheidener Einspanner, den Michel Angelo soeben bestiegen hatte, um hinaus zur Fahnenburg zu fahren, wo der kleine Kunstfreund bei den Verzierungen hülfreiche Hand zu leisten hatte. Er streckte beim

Anblicke des wilden Jägers entzückt seine Arme aus und rief ein Bravo um das andere – oben im ersten Stocke waren die Fenster geöffnet; dort saß Madame Schmitz an ihrem gewöhnlichen Platze und neben ihr bemerkte Rodenberg eine schlanke Mädchengestalt mit den wohlbekannten, eben so schönen als edeln Zügen: er hatte sie bei seinen Promenaden wohl zuweilen gesehen, aber immer hatte sie völlig theilnahmlos auf die Straße und auf ihn geblickt; heute aber war ihr sonst so blasses Gesicht lebhaft geröthet, ihre Augen leuchteten, ja, sie bog sich etwas vor, um den Reitern nachzuschauen. Arthur hätte sogar darauf schwören mögen, sie habe freundlich gelächelt und ihn fest und vielsagend angeblickt, gewiß, er hatte das gesehen, und noch deutlicher hatte er es gefühlt an der Bewegung seines heftig klopfenden Herzens.

X. DER WILD- UND RHEINGRAF STIESS IN'S HORN.

Der Künstlerverein hielt während der Frühlings- und Sommermonate in einem schönen Garten, unmittelbar vor der Stadt gelegen, seine Zusammenkünfte. Es war ein ziemlich ausgedehntes Terrain, durch Kunst und Natur mit allem versehen, was sich ein poetisches Gemüth nur wünschen kann. Da waren uralte Bäume, welche, dichten Schatten spendend, auf weiten, grünen Rasenplätzen standen oder, zu Baumgruppen an einander gereiht, nach heimlichen, versteckten Plätzen führten, wo ein alter Trinktisch und bemooste Bänke ein paar stille Zecher freundlich willkommen hießen, die es in einer lauen Sommernacht verzogen, anstatt in dem heißen,

lärmerfüllten, großen Versammlungssaale, hier bei Sternengeflimmer oder

›bei des Mondes Silberschein‹

ihren kühlen Wein zu trinken.

Da gab es förmliche Waldpartieen mit künstlich verschlungenen Wegen, vermittels welcher der Spazirgänger an die Ufer eines klaren Baches geführt wurde, der unter Brücken aller Art hinweg mit herrlichem, eiskaltem Wasser die heiße Sommerluft kühlte.

Da gab es Spiele aller Art für kleine und große Kinder, ein mit Epheu und Schlingpflanzen umranktes Restaurations-Gebäude und unter diesem einen prächtigen, tiefen Keller mit weiß-grünen Lagerfässern – Evoe!

Hier war heute der Versammlungsort für sämmtliche, welche sich an diesem Künstlerfeste beteiligten; obgleich es noch sehr früh am Tage war – die Sonne vergoldete eben erst den Wetterhahn des höchsten Kirchturmes der Stadt, der sich ihrem Aufgange, gutes Wetter verkündend, zugekehrt so waren doch schon die Straßen, welche nach jenem Garten führten, ja, ein Theil des Gartens selbst von Neugierigen aller Stände und jeden Alters angefüllt. Auf der breiten Landstraße, die an dem Versammlungsorte vorüber nach den Bergen führte, wo das Fest abgehalten wurde, bildeten sich zwei Reihen Equipagen mit Herren und Damen in reicher Sommer-Toilette, welche zuerst hier die ankommenden Künstler

sehen wollten, dann den formirten Zug und später so viel als möglich von den Festlichkeiten draußen im Walde.

Dazwischen sah man Reiter hier und da an einem Wagenschlage plaudernd oder auch einen bekannten Künstler begleitend, welcher costumirt herangaloppirt kam und den man vielleicht schon in der Stadt oder unterwegs getroffen.

Fußgänger beiderlei Geschlechts hatten sich zwischen die Wagen vertheilt und bildeten zahlreiche, dicht besetzte Spaliere am Ausgange der Stadt, sowie am Eingange des Gartens.

Zahllos war das Heer der Buben in allen Größen, in allen nur erdenklichen Anzügen. Es war, als seien sie für heute Morgen, zum heutigen Feste ganz besonders erschaffen worden, um dasselbe durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, um alle, selbst die kleinsten Räume zwischen Wagen, Reitern und Zuschauern auszufüllen, um überall hinzuklettern, wo noch ein hierzu mögliches Plätzchen war, um sich an Laternenpfosten anzuklammern, auf Thorpfeiler zu steigen, an schwankende Baumäste zu hängen, um auf alten Stämmen zu balanciren, welche in dem oben erwähnten Bache schwammen, um vor den ankommenden Zügen herzulaufen, um denselben auf beiden Seiten zu folgen oder hintendrein zu traben, kurzum, überall zu sein, oben, unten, vorn, hinten, in der Luft, auf der Erde und im Wasser – und alles das mit Geschrei und Johlen, unter pikanten Bemerkungen über die bekannten Künstler, welche nicht nur durch

ein lautes Gelächter der umstehenden Rotte belohnt wurden, sondern auch häufig ein Lächeln auf den Zügen ernster, erwachsener Zuschauer hervorriefen.

Für die Costumirten und Betheiligten am Feste war es wohl einer der belohnendsten und angenehmsten Augenblicke, als man sich hier im Garten am heutigen Morgen zum ersten Male fand, sein Costume betrachten, loben und bekritteln ließ, um es mit dem Anzuge eines Anderen eben so zu machen. Und welch malerisches, buntes Gewimmel herrschte hier, besonders im nächsten Umkreise des Restaurations-Gebäudes, vor welchem sich das Künstler-Comite befand, um noch einige nothwendige Anweisungen zu geben und Befehle zu ertheilen!

Von unseren näheren Bekannten sehen wir hier Roderich und Lytton; ersterer, der eigentliche Leiter des ganzen Festes und auch später der Anführer des zusammengesetzten Zuges, trug die Tracht eines Reiter-Officers aus dem dreißigjährigen Kriege, was für seine große, stattliche Gestalt außerordentlich kleidsam war und was in seinem Ernste und seiner gediegenen Echtheit einen schroffen Gegensatz bildete zu der Erscheinung seines Freundes Lytton, welcher den Prinzen Maiwein vorstellte und eben so phantastisch als reich angezogen war: er trug purpurne Seiden-Tricots mit feinen, lederfarbenen Stiefeln und darüber eine anliegende Tunica von silbergrauem Sammt, dessen Verzierungen aus den niedlichen Blüthen des Waldmeisters bestanden, während sein

Barret mit einem künstlich gemachten Busche der gleichen, uns so wohlbekanntem duftigen Waldpflanze geschmückt war. Er sah in seiner schlanken Gestalt und seinem frischen, jugendlich schönen Gesichte prächtig aus in diesem Anzuge, der vervollständigt wurde durch einen blauen Mantel, welcher durch eine blitzende Juwelen-Verzierung, dargestellt durch einen Kranz von Maienblumen, umsäumt war.

Hier standen die Landsknechte und Hellebardiere in Gruppen beisammen, ihre mächtigen Lanzen mit den bunten Quasten schulternd oder fest neben sich auf den Boden stellend; da saßen andere von ihnen bei Constablen und Büchenschützen und frühstückten den dampfenden Kaffee oder auch wohl verstohlen ein Glas Bier; da stampften und schnaubten die Pferde unter ihren muntern Reitern oder, von diesen am Zügel gehalten, stiegen sie auch wohl lustig und muthwillig und wieherten in die frische, helle Morgenluft hinaus; da galoppirten auch wohl ein paar Geharnischte, mit wallenden, bunten Federn auf dem Helme, nach einem der freien Plätze im Garten, wandten ihre Rosse, um den nöthigen Abstand zu gewinnen, und kreuzten dann die Klängen im scherzhaften Scheingefechte – da leuchteten aus dem dunklen Grün hervor die Banner der verschiedenen Künstler-Corporationen, der Maler, der Bildhauer, der Kupferstecher; da schallte lustiges Lachen und heitere Worte der Begrüßung, des Lobes und der Verwunderung über einen neu erscheinenden gelungenen Anzug;

da erklang, über Alles hinaustönend, die Musik der Bande, die wir schon vorhin gehört und gesehen, und welche soeben in den Garten einzog, das alte, berühmte Lied blasend:

»Prinz Eugen, der edle Ritter« –

da gab es Ueberraschungen aus Ueberraschungen, durch das weit geöffnete Thor sprenkten auf einmal auf kleinen, rauhhaarigen Pferden zwei Rothhäute in den Garten, die im vollen Kriegerschmucke gekommen waren, um ihren Brüdern fern im Osten bei Entfesselung der Freude zu helfen. Die Indianer wurden von zwei Künstlern, geborenen Amerikanern, die lange unter den Originalen gelebt, mit einer Wahrheit dargestellt, die Jeden überraschte. Der zum Theil echte, zum Theil auf's genaueste nachgemachte Anzug, die Tätowirung der wilden Gesichter, die tolle, verwegene Art, zu reiten, so gänzlich abweichend von europäischem Begriffe über Sitz und Führung, der gewandte Gebrauch des Tomahawks und des Wurfspießes, die glänzenden Farben des Kopfschmuckes, die fliegenden Scalpe machten einen wirklich drastischen, wahren Eindruck.

Da erschien auch der edle Ritter von la Mancha auf magerer Rosinante und hinter ihm Sancho Pansa auf einem kleinen Esel, beide durch Maler mit äußerlich hierzu sehr passenden Persönlichkeiten dargestellt. Der sinnreiche Junker lenkte sein Roß auf Roderich und Lytton zu, senkte grüßend seine lange Lanze und sprach: »Edler Vorstand jeiner achtbaren Künstlergesellschaft! Nicht in

der Hoffnung, am heutigen glorreichen Tage windmühlenartigen Riesen oder der Erde entstiegene vermummten Kobolden zu begegnen, habe ich mich dieser tapferm Schaar angeschlossen, sondern vielmehr in dem richtigen Gefühle, daß bei einem Künstlerfeste auch sichtbarlich nicht fehlen dürfen die Vertreter des Kampfes zwischen Idealismus und Realismus, und so stelle ich mich einem hochachtbaren Vorstande zur Verfügung; man verwende mich, wo und wie man will, doch am liebsten wäre es mir zum Schutze und Beistande der Tugend und Unschuld, und wenn ich dabei in jeder Hinsicht Wunder der Ausdauer und Tapferkeit verrichte, so sei es unter meinem Wahlspruche: Dulcinea ist das schönste Weib der Erde!«

Roderich reichte dem berühmten Ritter von der traurigen Gestalt seine Hand, und nachdem er dessen zierliche Rede mit einigen passenden Worten in getragenen Tone erwiedert, sagte er in seiner gewöhnlichen Sprechweise: »Ich war fast ärgerlich, als Knorx uns im Stiche ließ, doch muß ich Dir offenherzig gestehen, daß ich sein Zurücktreten jetzt nicht mehr bedaure, denn die Rolle des Don Quixote ist bei Dir in den vortrefflichsten Händen – verstehe mich, edler Ritter, was nämlich das Aeüßerliche anbelangt.«

»Auch das ist gerade kein Compliment,« gab Don Quixote zur Antwort, indem er an sich hinuntersah; »wahrhaftig, in diesen Tricots und dieser Rüstung sehe ich klapperdürre aus.«

»Alles zur Ehre der Künstlerschaft!« rief Lytton lachend, indem er dem Edlen aus der Mancha ebenfalls die

Hand reichte und dann zu Sancho Pansa hintrat, einem der talentvollsten jungen Künstler, welche die Akademie aufzuweisen hatte und dessen Name in wenigen Jahren eben so bekannt und berühmter sein sollte, als der des dicken spanischen Eseltreibers, den er mit eben so viel Witz als Laune vorstellte.

Draußen vor dem Garten wurde das Geschrei der Buben, sowie das Gsumme und Gejohle der dichten Volksmasse durch schmetternde Musik übertönt; es war eine zweite, eine berittene Musikbande, die herankam und sich vor dem Garten aufstellte: die Reiter hatten hohe, bis über die Kniee reichende Stiefel und gelbe Lederwämmser mit aufgeschlitzten, lang herabfallenden Ärmeln, unter denen ein blaues, eng anliegendes Unterkleid hervorblickte; der Ringkragen war von mattem Eisen, ebenso die Pickelhaube, auf welcher ein grüner Eichenbusch steckte.

Mit lautem Hurrah wurden sie von der Bubenschaar umringt, die sich so nahe um sie herum und an dem Eingange des Gartens zusammendrängte, daß ein riesenhafter Mohr, welcher jetzt erschien, um ebenfalls an dem Kriegszuge gegen den Drachen Griesgram Theil zu nehmen, gewaltig seine mächtige Keule schwingen mußte, um Platz zu gewinnen, was aber einige der kecksten Buben nicht abhielt, den langen Schweif seines Pferdes zu ergreifen, um sich so in den Garten einzuschmuggeln.

»He, Mohr,« vernahm man ein paar andere Schreihälse, »schlag' um Dich, Du hast Jemanden hinten aufsitzen – wie der Mohr schwitzt, lauter schwarze Tropfen!«

»Kein Wunder bei der Hitze!«

»Wenn das so fortgeht, kommt er weißgewaschen nach Hause!«

»Gott bewahre, das ist ein echter Mohr!«

»Woran siehst Du das?«

»Er hat krumme Beine und keine Waden!«

»Ho, ho!« rief die ganze umstehende Menge, und ein anhaltendes Gelächter ertönte so lange, bis der Mohr hinter dem schützenden Gartenthore verschwunden war.

Von der Stadt schien jetzt etwas Neues und Bemerkenswerthes heranzuziehen; man hörte verschiedene Stimmen, welche a–ah, o–oh riefen, man sah die wogende Volksmenge vordringen und wieder zurückweichen, man bemerkte, wie hier und da von den in Wagen Sitzenden aufstanden und nach der Stadt zu blickten, man vernahm endlich den dumpfen Ton von Waldhörnern.

Die zusammengedrängte Bubenschaar dicht vor dem Garten, welche nicht wußte, was herankomme, fing an, unruhig zu werden, und drückte diese Gemüthsstimmung dadurch aus, daß sie plötzlich sehr ruhig wurde, ihr Geschrei einstellte, daß jeder Einzelne seinen dünnen Hals so lang wie möglich streckte, wobei die meisten erwartungsvoll zu einem glücklicheren Kameraden aufblickten, der, vom Zufalle begünstigt, einen erhöhten Stand- oder Sitzpunkt einnahm, eine Thoreinfassung, einen Mauerrand, den Ast eines Baumes.

»He, Ihr da unten,« schrie jetzt eine dünne, scharfe Stimme von oben herab, »wißt Ihr, was da kommt?«

»Nein, nein! Was ist's denn? Was gibt's? Was siehst Du? Was kommt?«

»Der Teufel kommt!«

»O–o–o–oh, der Teufel?«

»Und seine Großmutter!« klang eine andere, eben so schrille Stimme.

»Halt' Dein Maul, dummer Kerl!« hörte man einen Dritten – »wißt Ihr, was es ist?«

»Nun, was ist's denn?«

»Es ist die wilde Jagd!«

»Die wilde Jagd!« klang es von vielen Stimmen in der Entfernung.

»Ah, die wilde Jagd!« hörte man die sagen, welche in ihren Wagen aufrecht standen.

»Wahrhaftig, die wilde Jagd!« sagte ein Reiter, indem er sich in den Bügeln erhob, zu einem anderen, der einen halben Schritt hinter ihm hielt – »können Sie sie sehen? – Auf mein Wort, ausgezeichnet arrangirt!«

»Auf Ehre, *superbe* . . . «

»Und wie der an der Spitze, ein wunderschöner junger Mensch, auf seinem prachtvollen Rappen sitzt – ah, ich kenne das Pferd, es gehört dem Rittmeister von Strachwitz – sehen Sie ihn – wie gelungen sein Costume ist!«

»Auf Ehre – räuberhaft!«

»Vortrefflich, sage ich Ihnen! Und die Jägerburschen hinter ihm, sein ganzes Gefolge, köstlich – deliciös – und dort kommt, als zur wilden Jagd gehörig, Tod und Teufel – ein paar phantastisch gelungene Gestalten – sehen Sie dieselben?«

»Ja, ja – trichinenhaft!«

Hier wurde das Gespräch dieser beiden Reiter unterbrochen, zerrissen durch das wilde Geschrei der Buben-schaar, die jetzt die ersten Reiter zu Gesicht bekam und nun wie toll brüllte: »Die wilde Jagd – die wilde Jagd – Hurrah, die wilde Jagd!«

»Lützow's wilde, verwegene Jagd!« gellte Einer hoch von einem Baume herab.

Worauf es gerade so war, als habe der Kapellmeister der berittenen Musikbande vor dem Garten nur auf dieses Wort, wie auf ein Commando, gewartet, denn in der Secunde darauf gab er ein Zeichen, indem er sein Klapphorn hoch emporhielt und dann rasch senkte, worauf die Trompeter die Melodie bliesen:

›Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?«

und als sie an den Refrain des Liedes kamen:

›Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!«

da sangen Hunderte laut gellender Bubenkehlen in allen passenden und unpassenden Tonarten mit, auch die Bande im Garten fiel ein mit der türkischen Musik, mit ihrer großen Trommel und Tschineradada, daß es einen förmlichen Höllenlärm abgab, würdig als Begleitung des wilden Jägers.

Rodenberg feierte ausgezeichnete Triumphe, und er mußte sich mit Befriedigung gestehen, daß, so schön auch der Tag zu werden versprach, derselbe doch nicht

im Stande sein werde, das zu überbieten, was der glückliche Arthur heute Morgen schon genossen: von dem kleinen Hause anfangend, wo sie am Fenster gestanden, hatte er einen förmlichen Triumphzug gefeiert; in den Augen aller derer, die ihn sahen, wann er vorüberzog, war nur Staunen und Bewunderung zu lesen; die Männer, bekannte und unbekante, riefen ihm häufig zu: Ausgezeichnet, vortrefflich arrangirt! und manch' leuchtendes Mädchenauge, das ähnliche Gedanken ohne Worte aussprach, hätte ihm gefährlich werden können, wenn er nicht so warm und innig an seine schöne, geheimnißvolle Waldfee gedacht. Ach, wie sie an jenem herrlichen Morgen war, stand sie so lebendig, so lieblich vor seiner Seele, nicht mit jenem düsteren Auge, das er in den Tagen darauf an ihr bemerkt, wenn er sie sah, zufällig auf der Straße oder, was so häufig geschah, an ihrem Fenster vorüberziehend!

Doch jetzt hatte der wilde Jäger kaum mehr Zeit, dergleichen Gedanken nachzuhängen. Er gerieth nun mit seinem Zuge zwischen die beiden Wagenreihen der Zuschauer, zwischen die wogende und lärmende Volksmenge hinein, und hier, mochte er wollen oder nicht, war er doch häufig genöthigt, manchen lauten Ausruf der Freude, ja, des Entzückens auf sich zu beziehen und mit einem dankenden Gruße zu erwiedern.

So sehr sich auch seine leicht begreifliche Eitelkeit durch diesen glänzenden Erfolg geschmeichelt fühlte, so war es ihm in der That doch außerordentlich angenehm,

als er nun an dem Versammlungsorte anlangte und sich die schützenden Thore des Gartens vor ihm öffneten.

›Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!‹

sang, klang, schrie, brüllte, trompetete und paukte es von allen Seiten – »Hurrah, die wilde Jagd!«

Der Rappe setzte mit einem gewaltigen Sprunge in den Garten hinein, wo der Reiter gewandt absprang und alsdann sein Pferd auf die Seite zog, um das Gefolge hereinzulassen. Augenblicklich sah sich hier Arthur von den Freunden umringt, die ihn herzlich grüßten, ihm die Hände schüttelten und ihn mit wohlgemeinten Lobsprüchen überhäuften. Daß seine Anstrengungen hier vor den Kenneraugen der Künstler ihre Würdigung fanden, das machte ihn stolz und glücklich, und er lachte aus vollem Halse mit, als eine Bemerkung Cupido's allgemeine Heiterkeit erregte.

Dieser hatte nämlich, auf seinen Bogen gestützt, die ganze wilde Jagd an sich verbeziehen lassen und sagte dann mit einem affectirten Seufzer: »Ja, ja, das ist alles schön und gut, aber recht traurig: heute roth und morgen todt, und was der gute Arthur jetzt als Spiel treibt, muß grausige Wahrheit werden, denn er hat sich so in Schulden gesteckt, daß er sich aus einem wilden Jäger in einen wild gejagten verwandeln muß.«

Worauf dem kleinen Liebesgotte der Tod zurief: »Schweig Du neidische Unke, oder ich hole Dich heute Nacht, wozu Du mir bei Speise und Trank schon Gelegenheit geben wirst!«

Jeder der Künstler aus dem Zuge der wilden Jagd erhielt übrigens die gebührende Anerkennung, vor allen Dingen Knorx und van der Maaßen, von denen besonders der erstere durch seine gelungene Maske nicht allein die Freude, sondern auch der Schrecken der Beschauer war.

»Knorx, ich verzeihe Dir aus vollem Herzen,« rief ihm Roderich freudig entgegen, »daß Du uns als Don Quixote so perfid im Stiche gelassen – wahrhaftig, Du siehst gottvoll aus, überhaupt der ganze Zug ist so poetisch und schön, wie man sich nur etwas denken kann!«

Prinz Maiwein sagte zu dem wilden Jäger, welcher, an der Thür der Restauration stehend, ein Seidel Bier trank: »Du solltest mir eigentlich den Tod und den Teufel ablassen, damit sie rechts und links an meinem Wagen ritten, es wäre das für alle Schlemmer ein symbolischer Wink: hütet euch vor dem Uebermaße, sogar in süßem Maitranke, denn sonst könntet ihr leicht diesen beiden Gespenstern zum Opfer fallen! – Scherz bei Seite, Rodenberg,« fuhr Lytton fort, indem er dem Freunde auf die Schulter klopfte, »Du hast das beste Theil erwählt und es mit Geschick durchgeführt; ich komme mir daneben förmlich fade vor in meiner prinzlichen Seide und meinem hoheitlichen Sammt.«

»Jedem das Seine,« erwiderte Rodenberg mit einem leichten Anfluge von Spott; »Du gehörst in Deinen vergoldeten Wagen und bist der rechte Mann dazu, dem schönen Geschlechte das Gift unter der süßesten Form des Maitrankes beizubringen.«

Eine schmetternde Trompeten-Fanfare ertönte und Alles kam in Bewegung. Roderich, der schon zu Pferde saß, blickte mit seinem scharfen Auge rings umher und lenkte alsdann sein Pferd gegen einen anderen Reiter, eine prächtige, breite Gestalt, in fast gleichem Costume wie er selbst, der jetzt die schwere Fahne der Künstlerschaft wie eine leichte Feder emporhob und in den Bügelschuh steckte.

»Lindau,« rief er ihm zu, »Du lässest die Reitermusik zwanzig bis dreißig Fuß voran und dann folgst Du ihr! – Hast Du dich auch mit dem Kapellmeister verständigt, daß er nicht so rasch vorn hinwegreitet? Ueberhaupt mußt Du ihm zuweilen zurufen, denn alle Anderen sehen nur auf Dich und Deine Fahne!«

Lytton trat heran, legte seine Hand auf die Mähne von Roderich's Pferd und sagte mit leiser Stimme: »Glaubst Du in der That, Conchitta habe sich nicht erbitten lassen, mit Regierungsraths hinauszufahren? Mir hat sie es abgeschlagen.«

»Mir auch,« gab Roderich zur Antwort, wobei ein Schatten über seine Züge flog.

»Sie liebe dergleichen Vergnügungen nicht, sagte sie.«

»Und die Künstlerschaft müsse es ihr übel nehmen, wenn sie als Zuschauerin erscheine, da sie ihre Mitwirkung abgelehnt, und darin hat sie nicht Unrecht.«

»Bei alledem wollen wir doch scharf in die Wagen der Zuschauer nach ihr auslugen – Weiber und Mädchen ändern häufig ihre Entschlüsse.«

»Die nicht. – Ich sandte ihr einen Strauß Maienblumen mit ein paar scherzhaften Worten, worin ich ihr sagte, die Kinder des Waldes hätten mich gebeten, diese kleinen Abgesandten vor sie gelangen zu lassen und um ihr Erscheinen zu bitten.«

»Und Alles vergebens?«

»Alles vergebens.«

»Fährt Deine Frau hinaus?«

»Schwerlich, sie hat unerträgliches Kopfweh.«

»Aber die Kleine?«

»O, die werden wir irgendwo in einem Wagen finden!« sagte Olfers mit aufleuchtendem Auge – »sie freut sich unendlich auf das Fest!«

»Schauen wir nach ihr um.«

»Aber jetzt vorwärts – es ist Zeit!«

Ein junger Bildhauer auf einem leichten ungarischen Pferde, welcher Adjutantendienste bei dem Anführer des Kriegszuges that, sprengte nun auf einen Wink Roderich's zum Garten hinaus und ließ die Reitermusik abschwanken und abmarschiren. Ihr folgte in der vorbezeichneten Entfernung der Fahnenträger, dann Roderich und hinter diesem ein Trupp halb geharnischter Reiter, Büchenschützen, ein Haufen Landsknechte; nun kamen Constabler mit kleinen, leichten Geschützen: ein Theil Leute in mittelalterlicher Bauerntracht zogen diese Feldschlangen, während andere, Marodeurs oder Plündererhaufen vorstellend, mit Aexten, Beilen, rostigen Schwertern und alten Lanzen bewaffnet, hinter den Constablern drein zogen.

Von dieser wilden Bande, meistens aus ganz jungen Künstlern bestehend, bildete das in angemessener Entfernung hinter denselben einherziehende Musikcorps zu Fuß einen augenehmen Uebergang zu dem Hofstaate des Prinzen Maiwein, der, eine blumenbekränzte Fahne voran, aus glänzend costumirten Reitern in der weniger kriegerischen, aber reicheren Tracht des achtzehnten Jahrhunderts bestand.

Hellebardiere umgaben die prächtige Carosse des Fürsten der waldesduftigen Einsamkeit. Es war dies ein Fahrzeug aus fabelhafter Zeit, in einem phantastischen Style erbaut: die schweren Räder erschienen wie Kränze von Laubgewinden mit silbernen Blüten, und während sich der untere Theil des Wagens selbst der Muschelform näherte, sah man über demselben, von sechs reich vergoldeten Säulen getragen einen Baldachin, aus zierlichem Geflechte rankender Pflanzen gebildet, die mit Waldmeister, Frührosen und süß duftenden Maiblumen durchflochten waren. Hoch oben aber auf diesem Baldachin thronte eine riesenhafte Bowle, aus dem reinsten Golde geformt – Künstler kennen kein anderes – in welcher sich ein viel lieblicherer Amor als Cupido-Rüding befand und von hier aus mittels eines kolossalen Schöpflöffels die Zuschauer bedachte, wenn auch nicht mit Maitrank, so doch mit zierlichen Blumensträußen.

Würdig reihte sich dieser verkörperten Poesie der edle Ritter aus der Mancha an, vergeblich ausspähend nach dem schönsten Weibe der Erde, der Dulcinea von Toboso; während Sancho Pansa hinter ihm gemüthlich auf seinem

Zwerchsacke frühstückte, hielt dieser treue Leibknappe, mit einer Schweinsblase tüchtig um sich hauend, sich und seinem Herrn die zuweilen muthwillig herandringenden Buben vom Leibe.

Wie eine Siegesbeute oder irgend ein von dem sinnreichen Junker überwundener nubischer König folgte der Mohr.

Dieser an sich sehr gelungene Repräsentant der farbigen Erdbewohner machte indessen mit seiner Erscheinung nicht das gehoffte oder erwartete Glück und mochte überhaupt den Zuschauern als ein etwas zu fremdes Element bei dem Künstlerfeste erscheinen. Bei seinem Einreiten in den Garten hatte er das Unglück gehabt, von der muthwilligen Bubenschaar verhöhnt zu werden, und jetzt, als er im Zuge wieder erschien und sich in Respect zu setzen gedachte, indem er martialisch seine Keule schwang, wurde er gar nicht beachtet, denn hinter ihm erschien die wilde Jagd.

»Ah, die wilde Jagd! Hurrah, die wilde Jagd!«

Unter diesem sich beständig wiederholenden Geschrei setzte sich der größte Theil der Bubenschaar in Bewegung und folgte dem, was ihr das Liebste war: rechts und links an den Straßengraben gedrängt, setzten die kleinen Burschen bald über Haufen von Chausseesteinen hinweg, bald über Mark- und Gränzsteine, purzelten auch wohl dutzendweise in den Straßengraben hinab, da alle sich bemühten, so viel als möglich in der Nähe von dem Tod und dem Teufel zu bleiben.

Der wilden Jagd folgte, umringt von einer Schaar faunenhafter Gestalten mit schwarzem, wolligem Haar, aus dem kleine Hörner hervorschauten, dunklen Gesichtern, dunklen, mit einem Weinlaubkranze umschlungenen Oberkörpern, mit zottigen Hüften aus Ziegenfell und Bocksfüßen, der große Pan, der, seit die Freude vom Drachen Griesgram in Fesseln geschlagen worden war, in Kummer und Betrübniß vergehen zu wollen schien, ja, dem Tode nahe war, hoffend auf den Sieg der Poesie, um alsdann draußen am Fuße der Fahnenburg auf's Neue ein lustiges Waldleben zu beginnen. Er ritt melancholisch und trübselig auf seinem Esel und gönnte keinen einzigen Blick dem lustigen, wohlbeleibten Bacchus, der neben ihm auf einem zum Leoparden umgewandelten, noch viel kleineren Pferde ritt, als der Esel des Waldgottes war.

Und doch wäre es schon der Mühe werth gewesen, dem Bacchus, besonders aber dessen Gefolge freundliche Blicke zuzuwenden. Dieses Gefolge bestand nämlich aus einem Karren mit einem großen, bekränzten Weinfasse, welcher von einem schönen Gespann weißer Ochsen mit vergoldeten Hörnern gezogen wurde: dann erschien noch eine Munitions- oder Proviant-Colonne unter Bedeckung der Landsknechte und Büchenschützen, welche einen kleinen, von einem Esel gezogenen Marketerkarren umringten, auf dem eine zierliche Marketerin saß. Man hatte einen sehr jungen Künstler ohne jede Spur von Bart für diese Rolle passend gefunden

und ihm die Verpflichtung auferlegt, aus seinem viel kleineren Fasse, als das des Ochsenwagens, unterwegs den Dürstenden Labung zukommen zu lassen, weshalb man auch später, als der Zug einmal die staubige Landstraße erreicht hatte, häufig genug Reiter und Fußgänger sehen konnte, welche ihre Stelle im Zuge verlassen hatten und sich bei dem kleinen Eselskarren zu schaffen machten.

Eine Art von Polizei übten bei diesen Veranlassungen, so wie bei anderen kleinen Unordnungen, welche beim Zuge vorfielen, die flinken Rothhäute aus, welche auf ihren unermüdlichen Pferdchen bald hier, bald da erschienen und bald den eigenen Kameraden, bald den zu nahe herandrängenden Zuschauern mit dem Wurfspieße und dem stets bereiten Lasso drohten.

So zogen sie dahin, die glücklichen Künstler, in heiterer Lust und bester Laune bei den rauschenden Klängen der Musik, umringt und gefolgt von einer zahllosen Menschenmenge zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße – so zogen sie dahin, den fernen Bergen zu, über sich den heiteren, blauen, strahlenden Himmel, Jubel im Herzen, umspielt von Licht und Sonnenglanz.

XI. UEBER ALLEN GIPFELN IST RUH.

Während die glückliche Künstlerschaar lustig jubelnd den fernen Bergen entgegengog, laute Fröhlichkeit und Kampflust im Herzen, wenn sie an die nächsten Stunden

dachte, wo es galt, einen Feind zu besiegen, der sich unterstanden, die heitere Freude gefesselt zu halten – während sie so glänzend und strahlend, umschwärmt und begleitet von Fußgängern, Reitern und Wagen, dahinzog, ließ sie hinter sich die Stadt und den nun so einsamen Garten, der, verlassen von allen lebenden Wesen, so feierlich still geworden war und dessen tiefe Ruhe durch nichts mehr gestört wurde, als durch das Rauschen eines leisen Windes in den Zweigen der mächtigen, uralten Bäume und durch das sanfte Murmeln des durchströmenden Baches. – –

Und doch vernimmt man hier wieder nach kurzer Zeit ein leises Geräusch, das Knistern des Sandes unter einem sehr feinen und sehr leicht auftretendem Fuße. Es ist ein junges Mädchen in einem einfachen, grauen Kleide, das jetzt zwischen den Stämmen hervor auf einen der freien Rasenplätze tritt, sich gegen eine dort befindliche Steinbank wendet und sich setzt. Sie trägt in der einen Hand einen Busch Maienblumen, in der anderen ihren Sonnenschirm und ein dünnes Buch von ziemlich großem Umfange.

Einen Strohhut, mit dem ihr Kopf bedeckt war, hat sie eben so wie das Buch neben sich auf die Bank gelegt, die Blumen mit beiden Händen ergriffen und drückt ihren feinen Mund auf die duftigen Blüten. Dabei schließt sie die Augen und scheint zu träumen.

Ja, sie träumt wirklich, und ihre Gedanken schweben im Traume aus dem stillen Garten hinweg über Feld und

Flur nach jenen fernen Bergen hin, wo die kleine Fahnenburg steht, umrauscht von Eichen und Tannen.

Aber es ist da nicht mehr wie vor wenigen Tagen, als sich Conchitta dort mit ihrer Schwester befand. Zwischen dem tiefen Grün des Landes blitzen bunte, leuchtende Farben auf, lautes Rufen erschallt und rauschende Musik. Sie möchte so gern die trauliche Waldeinsamkeit um sich herum festhalten wie eine schützende Umhüllung. – Vergebliches Bemühen! Lauter Jubel, Lachen und Gesang tönt rings umher, so von allen Seiten, daß auch sie sich, obgleich widerstrebend, in den tollen Strudel mit hineingerissen fühlt und glücklich ist, als sie endlich den schützenden Arm eines Freundes findet. – –

An ihn schmiegt sie sich fast ängstlich, zu ihm blickt sie empor, so vertrauend, so herzlich, so innig, so – –

Da zerreißen plötzlich die Träume des jungen Mädchens, es läßt die Maiblumen auf den Rasen niederfallen und greift hastig nach seinem Skizzenbuche.

Vor ihr, an der andern Seite des freien Platzes, befand sich eine prächtige Buche, deren schöne Formen sie auf dem Papier wiederzugeben sich bemühte; um den Stamm des majestätischen Baumes hatte sich Epheu geschlungen, so vertrauend, so herzlich, so innig, so liebend – –

Immer und immer wieder dasselbe Bild, so sehr sich auch Conchitta bemühte, ihre Gedanken davon abzuwenden – –

Das junge Mädchen lächelte traurig und fing an zu zeichnen; rasch entstanden unter ihrer Künstlerhand die

Formen des Baumes, aber nicht in der wunderbaren Ruhe, mit welcher derselbe hier in der Wirklichkeit vor ihr stand, ein tobender Wind beugte die Aeste unter seine Wuth, streute Zweige und Blätter weit hinaus und hatte sogar den schlanken Epheu zerrissen, so daß er nicht mehr den Stamm umgab, vertrauend und innig – er mußte scheiden von seinem lieben theuren Freunde.

»Ein Bild meines Lebens,« seufzte Conchitta, »losgerissen zu werden von allem, was mir theuer ist, ohne Schutz und Hülfe den Stürmen dieser Welt preisgegeben!« – Da sie sich allein glaubte, so sprach sie diese Worte halblaut vor sich hin.

»Wohl dem, der dabei eine Stütze in seinem eigenen Bewußtsein findet!« hörte das junge Mädchen jetzt auf einmal eine trockene, etwas scharfe Stimme dicht hinter ihr sagen, und dies kam so plötzlich und unerwartet, daß sie, auf's höchste überrascht, im ersten Moment nicht wagte, aufzuschauen, so daß die Stimme, welche dieses Erschrecken wohl bemerkte, fortfuhr: »Es ist kein böser Geist, der zu Ihnen spricht, es ist eine Frau von Herz und Gemüth, eine Frau, die sanft und mitleidig ist, wo sie findet, daß diese schönen Eigenschaften verstanden werden.«

Da erst blickte die junge Spanierin in die Höhe, und wenn sie sich auch so eben beunruhigt, erschreckt gefühlt hatte, so verschwanden doch die Spuren dieser Erregung eben so rasch wieder, wie sie gekommen, und auf den schönen Zügen Conchitta's zeigte sich ihre gewöhnliche Ruhe und Sicherheit.

»Ah, Sennora Olfers,« sagte sie, indem sie aufstehen wollte, »ich glaubte mich ganz allein hier!«

»Ah, Mademoiselle Conchitta, wir beide sind auch in der That hier ganz allein!«

»Ich mit Absicht und in der Hoffnung . . . «

»Auch allein zu bleiben!« sagte hastig die Frau des Malers.

»In der Hoffnung, an einem so stillen Morgen hier ungestört zeichnen zu können.«

»So störe ich Sie wohl?«

»O, gewiß nicht! Doch wenn dies vielleicht einer Ihrer Lieblingsplätze ist und Sie ungestört zu sein wünschen, so will ich mich entfernen.«

»Warum das? Diese Bank hat Platz für uns beide; lassen Sie sich nicht stören, zeichnen Sie ruhig fort!«

Nach diesen Worten setzte sich Frau Hildegard neben Conchitta hin, deren Skizzenbuch offen auf ihrem Schooße ruhte, nur hatte sie, sei es Absicht oder Zufall, ihr Taschentuch auf das angefangene Blatt fallen lassen.

»Nach dem geräuschvollen Treiben, welches vor Kurzem noch diesen Garten erfüllt hat und alle Welt mit sich fortgezogen,« sagte Frau Olfers, »konnte ich mit Recht voraussetzen, hier Niemanden zu finden.«

Es war dies, wie wir bereits wissen, der gleiche Beweggrund, welcher die junge Künstlerin veranlaßt hatte, hieher zu gehen; bei ihr war es Wahrheit, bei der Anderen nur ein Vorwand, denn Frau Hildegard hatte mit

ihrem scharfen Auge Conchitta in den Alleen des Schloßgartens gesehen und war ihr gefolgt, dann allerdings in der Voraussetzung, sie hier allein zu finden.

»Was zeichnen Sie, wenn man, ohne eine Indiscretion zu begehen, fragen darf?«

Obgleich die Spanierin bei dieser Frage wohl fühlte, daß sich ihre Wangen rötheten, so zögerte sie doch keinen Augenblick, ihr Taschentuch von dem Skizzenbuche zu entfernen.

»Ah,« rief die Frau des Malers mit einem eigenthümlich klingenden Tone der Stimme, »Sie haben diese prächtige Buche mit einer seltsamen Phantasie wiedergegeben!« – »Das ist sonderbar,« fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie mit ihren großen, unheimlich durchsichtigen Augen Conchitta scharf und forschend betrachtet – »wunderbar bei diesem schönen, stillen Morgen, bei diesem klaren Himmel, bei der Ruhe ihres Gemüthes! Oder,« fuhr sie aufathmend fort, »wäre diese Ruhe nur Täuschung, fühlten Sie vielleicht in Ihrem jungen Herzen auch zuweilen etwas von ähnlichen Stürmen?«

»Es erschien mir so malerischer,« antwortete die Künstlerin, indem sie sich tief auf ihre Zeichnung neigte.

»Glücklich, wenn dem so ist! Doch wenn ich nicht irre, hörte ich Sie vorhin Worte aussprechen, die mich vermuthen lassen, Ihr Herz fühle nicht mehr so ruhig, als Sie vielleicht selber glauben. Sie fanden in dieser vom Sturme bewegten Buche oder vielleicht in dem zerrissenen Epheu ein Bild Ihres Lebens!«

»Ah, Madame,« erwiderte Conchitta aufblickend, »Sie wiederholen die Worte, welche ich, poetisch angeregt, durch die Stille dieses schönen Morgens vor mich hin sprach!«

»Allerdings Worte, die, für kein menschliches Ohr berechnet, wie ein schmerzlicher Seufzer Ihres Herzens klangen!«

»Warum schmerzlich, Sennora?«

»Ei nun, vielleicht in Sehnsucht nach einem unbekanntem Glücke oder auch in der Befürchtung, ein schon gekanntes zu verlieren!«

»Ich verstehe Sie in der That nicht, Sennora!«

»O, Mademoiselle Conchitta,« rief die Frau des Malers mit einer ungeduldigen Bewegung, »wollen Sie sich nicht ein klein wenig Mühe geben, mich zu verstehen – oder wünschen Sie, daß ich deutlicher rede?«

»Gewiß, Sennora, ich wünsche das, wenn Sie mir in der That eine Mittheilung zu machen oder eine Frage zu stellen haben!«

»Mittheilungen möchte ich von Ihnen erwarten, und es gibt Fragen, die sehr schwer zu stellen sind!«

»Ich kam, aber nicht hieher, Sennora, um Ihnen irgend eine Mittheilung zu machen,« sagte die Spanierin mit eben so viel Ernst als Ruhe, »und wenn Sie mir eine Frage stellen wollen, die Ihnen so schwer wird, auszusprechen, so könnte mir die Beantwortung derselben auch wohl nicht leicht werden!«

Frau Hildegard bohrte die Spitze ihres Sonnenschirmes tief ein in den Sand zu ihren Füßen, und da sie so

eine Reihe von Secunden, ja ein paar Minuten vergehen ließ, ohne weiter zu sprechen, so fuhr das junge Mädchen, nicht ohne eine weiche, schmerzliche Bewegung zu verrathen, fort:

»Es gab eine Zeit, Sennora, wo ich glücklich war, wenn Sie mich einer Mittheilung würdigten, eine Zeit, in der es mir die größte Freude machte, Ihnen jede Frage zu beantworten!«

»Wie sich diese Zeiten verändert haben!«

»Ach ja, sie haben sich verändert, wir sind seitdem um Wochen, Monate älter geworden – an Erfahrungen reicher!«

»An schmerzlichen Erfahrungen!«

»Es sollte mir leid um Sie thun, Sennora,« sagte Conchitta mit Wärme, »wenn Sie nur um schmerzliche Erfahrungen reicher geworden wären! Doch wie ist das möglich bei Ihrem heiteren, glücklichen, sorgenlosen Leben?«

Die Frau des Malers wandte langsam ihren Kopf herum und schaute das Mädchen an ihrer Seite mit einem eigenthümlichen Blicke an, der aber fast einen starren Ausdruck hatte.

Es ist seltsam, aber die Erfahrung spricht dafür, daß wir im Stande sind, einen so fest und ausdrucksvoll auf uns gerichteten Blick zu fühlen, ohne ihn zusehen, und daß das so starr auf uns gerichtete Auge uns veranlassen kann, ohne zu wissen, warum, unsern Kopf zu wenden.

So erging es Conchitta; sie drehte langsam ihr Haupt herum, und als beider Augen sich begegneten, hielt das junge Mädchen den mehr als leuchtenden Blick ihrer

Nachbarin ruhig, ohne die geringste Verwirrung zu verathen, aus, ja, unter dem Einflusse dieses Blickes wiederholte sie sogar ihre Worte von vorhin: »Ein heiteres, glückliches, sorgenloses Leben . . .«

»So war es einmal, und so hätte es vielleicht bleiben können, wenn nicht – nun ja, wenn es nicht anders gekommen wäre. – Aber es kam anders, furchtbar anders,« fuhr Frau Hildegard mit steigender Erregung fort, »und wissen Sie, Mademoiselle Conchitta, wohin es mit unserem heiteren, glücklichen Leben gekommen ist?«

»Ich weiß es nicht, und es würde mich tief betrüben, wenn das, was Sie mir mitzutheilen die Güte haben, Ihr Herz unangenehm berührt!«

»Es wird Sie betrüben? – Vielleicht – vielleicht auch nicht! – Wir sind mit unserem heiteren und glücklichen Leben da angekommen, wo eine Trennung dieses Leben endigt und Fesseln bricht, die unerträglich geworden sind!«

»Ah, Sennora,« rief Conchitta erschrocken, indem sie ihre Hände zusammenfaltete, »warum sagen Sie mir so schreckliche Dinge an diesem schönen, stillen Morgen – und warum überhaupt mir?«

»Warum gerade Ihnen? – Nun, vielleicht gerade Ihnen, oder – – weil ich Sie zufällig hier traf.«

»Wenn dem in der That so ist,« versetzte die Spanierin mit der vollen Wärme, die sie so wohl verstand, in den Ton ihrer Stimme zu legen, die alsdann anzeigte, daß dieser Ton von Herzen kam, »o, so schenken Sie mir Ihr

Vertrauen, und glauben Sie mir, Sie schenken es keiner Unwürdigen!«

»Ich würde dies vielleicht thun,« erwiderte Frau Hildegard mit ihrer kalten, scharfen Stimme, die so verletzend klang, und vor deren Ton auch jetzt Conchitta zusammenschauerte, »ich würde es für außerordentlich nützlich halten, doch da mir jede Lüge fremd ist, so will ich Ihnen der Wahrheit gemäß gestehen, daß ich nicht zufällig hieher kam, sondern daß ich Sie, Mademoiselle Conchitta, hier aufsuchte, um mit Ihnen zu reden.«

»Also doch – mit mir, Sennora – so reden Sie denn, ich bitte!«

»Sie erinnern sich der Zeit,« fuhr Frau Hildegard nach einer Pause fort, »wo Sie – es mag jetzt ein Jahr sein – zum ersten Male unser Haus besuchten?«

»Gewiß, Sennora, ich erinnere mich dieser Zeit; Sie empfingen mich, die Fremde, welche damals nur sehr wenig von der Landessprache verstand, so freundlich, als ich es erwartete.«

»In diesem Falle müssen Ihre Erwartungen nicht sehr hoch gespannt gewesen sein,« sagte die Frau des Malers, wobei sich ein ironisches Lächeln um ihre Mundwinkel zeigte, »denn ich empfing Sie mit mehr Ruhe und Kälte, als ich sonst gewöhnlich Fremde zu empfangen pflege. Um ehrlich zu sein, ich empfing Sie so, wie eine warnende Stimme in meinem Innern mir gebot, Sie zu empfangen, und ich that Recht daran!«

»O, Sennora,« erwiderte Conchitta mit einem bittenden Tone. »Sie sind doch nicht in der Absicht hieher gekommen, mir harte Worte zu sagen, mir Beleidigungen zuzufügen?«

»Sie fanden,« fuhr Frau Hildegard fort, ohne es für nöthig zu halten, diese Frage zu beantworten, »daß die Art, wie ich Sie in meinem Hause empfang, Ihnen nicht behagte! Sie machten Ihre Besuche seltener und ließen sich endlich gar nicht mehr sehen bei mir in meinem Hause – Sie verstehen doch, was ich damit sagen will, Mademoiselle Conchitta?«

»Ich verstehe es wohl, aber ich begreife es nicht.«

»Was ich wieder vollkommen begreife, aber nicht verstehen will,« erwiderte die Frau des Malers in einem Tone des Hohnes und der Bitterkeit, »und mir deßhalb erlauben muß, hinzuzusetzen: Sie brachen allen Verkehr mit meinem Hause, aber nicht mit meinem Manne ab!«

»Es ist wahr, ich sah Herrn Olfers zuweilen; er blieb mir gegenüber gleich gütig, gleich freundlich von der Stunde an, wo ich ihn zum ersten Male gesehen, bis neulich, wo ich in seinem Atelier zum letzten Male mit ihm sprach. Er war so wohlwollend, mir hier und da kleine Anleitung zu geben, er, der große, berühmte Künstler der unbedeutenden Anfängerin, und er that das mit einem Ernste und doch wieder mit einer Milde, die mein Herz mit einer unaussprechlichen Dankbarkeit gegen ihn erfüllt; ich bin zu wahr und aufrichtig, dies zu läugnen. O, Sennora, es würde Ihnen in gleichem Falle gewiß ebenso ergangen sein!«

»Ah, darin haben Sie Recht, es ging mir in fast gleichem Falle ebenso wie Ihnen: auch ich genoß den Unterricht dieses großen und berühmten Künstlers, auch mein Herz schlug ihm entgegen voll Dankbarkeit und Liebe!«

»Das habe ich nicht von mir gesagt!« rief das junge Mädchen erschrocken.

»Nein, Sie haben es nicht gesagt. Sie sagen überhaupt nur das, was Sie sagen wollen, nachdem Sie vorher reiflich bei sich überlegt, ob es sich auch sagen läßt und ob es, wenn Sie es sagen, nicht compromittirend für Sie ist. – Aber ich sehe da zu Ihren Füßen einen Blumenstrauß liegen,« sagte Frau Hildegard mit einer maliciösen Ruhe, »einen Blumenstrauß, dem Sie, wie ich vorhin gesehen, einen anderen Platz gegönnt, den Sie an Ihre Lippen drückten und dann wie im Schrecken von sich schleuderten – ach ja, mit dem gleichen Ausdrucke des Schreckens, mit dem Sie mich soeben ansahen. – Es sind schöne, frische Waldblumen. Darf ich mir vielleicht erlauben, Sie zu fragen – wo Sie dieselben gepflückt?«

»Ich habe sie nicht gepflückt, Sennora, ich habe sie ...«

»O, reden Sie nicht aus!« rief die Andere mit aufflammender Heftigkeit; »vielleicht sagen Sie mir eine Lüge, vielleicht wagen Sie es, mit Ihrer verletzenden Ruhe die Wahrheit zu sagen, die Wahrheit, die ich weiß – die ganze, bittere, traurige Wahrheit!«

»O, wüßten Sie die Wahrheit, Sennora,« versetzte das Mädchen, mühsam an sich haltend, »wie glücklich wäre

ich, wie glücklich würden Sie selbst sein, und wie wünsche ich von Herzen, daß Sie glücklich sein möchten!«

»Ich brauche kein Glück, das Sie mir wünschen; ich brauche und verlange überhaupt gar kein Glück mehr auf dieser Welt, mein Leben liegt abgeschlossen hinter mir!« – Dieses Letztere sagte Frau Hildegard in einem tiefen, leicht erzitternden Tone. – »Doch bin ich nicht hieher gekommen,« fuhr sie gleich darauf mit ihrer gewöhnlichen, scharfen, verletzenden Stimme fort, »um vor Ihnen darüber meine Klagen oder meine Vorwürfe hören zu lassen – man braucht keine Spanierin zu sein, um in einer gerechten Sache stolz und hochmüthig aufzutreten – ich kam nur hieher, um Ihnen einen guten Rath zu geben!«

Conchitta saß da, auf ihr Skizzenbuch herabgebeugt, während sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Bei den letzten Worten aber, welche ihre Nachbarin sprach, richtete sie sich hastig empor, strich ihr dunkles Haar aus der Stirn und erwiderte mit einem leuchtenden Blicke: »So geben Sie mir denn einen guten Rath, Sennora,« und seien Sie versichert, daß ich Ihnen dankbar dafür sein werde!«

Fühlte sich Frau Hildegard in diesem Augenblicke vielleicht ein wenig eingeschüchtert durch den ganz veränderten Ausdruck im Gesichte ihrer Nachbarin, glaubte sie weit genug gegangen zu sein oder war sie vielleicht betroffen von dem unverkennbaren Strahle von Hoheit und Würde, welcher aus deren glänzenden Augen blitzte – genug, sie mäßigte den Ton ihrer Stimme, ja, sie legte eine

Idee von Weichheit hinein, als sie nach einem absichtlich längeren Stillschweigen fortfuhr: »Wenn ich vorhin sagte, ich sei hieher gekommen, um Ihnen einen guten Rath zu ertheilen, so mag das anmaßend geklungen haben, und ich möchte um Alles in der Welt gerade Ihnen gegenüber nicht als anmaßend erscheinen. Statt Ihnen deßhalb einen guten Rath zu geben, darf ich mir vielleicht erlauben, Ihnen eine Lebensregel anzuempfehlen.«

»Einen guten Rath hätte ich eben so gern von Ihnen angenommen,« erwiderte Conchitta, die sich wieder völlig gefaßt hatte, »als ich Ihnen für eine Lebensregel dankbar bin.«

Frau Hildegard hatte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes anscheinend absichtslos und spielend den Strauß Maiblumen berührt, durchstochen und ein wenig in die Höhe gehoben, ehe sie sagte: »Ja, eine Lebensregel, Mademoiselle Conchitta, Ihnen von einer Frau ertheilt, die es trotz alledem gut mit Ihnen meint, die, obgleich selbst unglücklich, doch nicht Ihr Unglück will.«

Die junge Künstlerin hatte langsam ihren Kopf gegen die Frau des Malers herumgewendet und sie dabei mit ihren weit geöffneten, feucht glänzenden Augen, in denen ihre ganze warme Seele schwamm, forschend angeblickt, ohne daß Frau Hildegard es für passend gefunden hätte, diesen Blick auszuhalten oder in irgend einer Art zu erwidern. Vielmehr schaute sie auf die Maiblumen hinab, und es war, als spräche sie mehr zu diesen, indem sie nun sagte: »Ja, eine wichtige und wahre Lebensregel – hoffen Sie nie auf ein Glück, welches durch Kummer,

Thränen und den Jammer einer unglücklichen Frau und eines verlassenen Kindes erkaufte ist!«

Wie von einer Feder aufgeschnellt, fuhr Conchitta in die Höhe, und während eine tiefe Blässe ihre Züge überflog, während sie ihre weißen Zähne fest auf einander biß, flammte ihr Auge von einer fast unnatürlichen Erregung. Sie schleuderte ihr Skizzenbuch von sich, doch nur, um ihre Hände frei zu machen, welche sie alsdann mit einem Ausdrücke des tiefsten Schmerzes an ihre Brust drückte.

»Ah, Sennora, genug – mehr als genug! Glauben Sie nicht, daß ich ein einziges Ihrer bis jetzt auf mich geschleuderten Worte, Worte, eben so glatt als mit Ueberlegung scharf zugespitzt, überhört hätte – gewiß nicht, ich will Ihnen gestehen, daß dieselben von dem ersten an, welches Sie gesprochen, ihr richtiges Ziel fanden – mein Herz, und hier tief eindringen – all' Ihre Dolchstiche, Sennora, all' Ihre eben so bitteren wie ungerechten Vorwürfe! Aber ich fühlte für Sie, Sennora, ich fühlte mit Ihnen, ich bebte, wenn ich an den Schmerz dachte, der Ihre Brust zerriß und der Sie deßhalb wohl nicht minder empfindlich verwundet, weil er auf einer eingebildeten Ursache entsteht – ja, Sennora,« rief sie mit einer raschen Handbewegung, »aus keiner Ursache oder aus einer sehr verwerflichen, das schwöre ich Ihnen hier feierlich im Angesichte des blauen Himmels, der auf uns herabschaut, ich schwöre es Ihnen gern und willig, weil ich mit Ihnen litt und auch noch mit Ihnen leide! – O, wie gern,« fuhr sie in weicherem Tone fort, »hätte ich Ihnen in Thränen

die Versicherung gegeben, wie tief Sie mich verletzt, wie traurig es mich gemacht, daß Sie mich in Groll und Argwohn von sich gewiesen! Ich fühlte mit Ihnen als Weib, als Spanierin voll Stolz und Hochmuth, wie Sie vorhin gesagt, denn auch ich habe eine Ahnung davon, wie unser Glaube erschüttern kann, ein Herz verloren zu haben, das uns geliebt und das wir angebetet!«

»Ah!« machte die Frau des Malers, welche bei der Erregung des jungen Mädchens beinahe auf ein Geständniß hoffte.

Doch fuhr Conchitta, nachdem sie tief aufgeathmet, ruhiger fort: »Ja, so fühlte ich mit Ihnen, Sennora, bis es mir durch Ihre letzten Worte entsetzlich klar wurde, wie sehr ich von Ihnen verkannt bin, wie grausam falsch Sie mein Herz beurtheilen, bis ich schaudernd eingesehen, wie Sie eine eben so wahre, innige als uneigennützigere Verehrung so mißdeuten mochten, daß – Sie mir Ihre Lebensregel einpfahlen!«

»Eben so wahr als passend!« rief die Frau des Malers mit ihrer ganzen Unbeugsamkeit, ihrem ganzen Hasse, indem sie nun ebenfalls aufsprang und die Gestalt des Mädchens, welches eben so ruhig als stolz und schön vor ihr stand, mit einem wilden, leidenschaftlichen Blicke überflog. – »Beherzigen Sie meine Lebensregel – talentvolle, unternehmende Künstlerin!«

»Gut denn, ich werde sie beherzigen – wenn ich einmal in den Fall kommen sollte, davon Gebrauch zu machen; das verspreche ich Ihnen, und seien Sie versichert, daß ich Versprechen zu halten pflege! Ich will Ihnen sogar

dankbar sein für Ihren Rath, für Ihre Lebensregel; ohne weiter die Ursache zu beachten, aus der Ihr zweifelhaftes Geschenk entsprang, nehme ich es an und versichere Ihnen, ich werde es auch befolgen mit dem ganzen Stolze, mit dem ganzen Hochmuthe einer Spanierin!«

Damit war diese Unterredung beendigt, und die Eine der Beiden, welche dieselbe geführt, verschwand, ohne die Andere weiter eines Blickes zu würdigen.

Conchitta blieb noch einen Augenblick hoch aufgerichtet neben der Steinbank stehen, dann beugte sie sich, tief aufseufzend, zu ihrem Strohhute hinab, den sie in die Hand nahm, indem sie durch den Garten schritt, nachdem sie noch einen langen, schmerzlichen Blick auf die majestätische Buche geworfen, deren Stamm, sowie der denselben umklammernde Epheu von einem heiteren Sonnenstrahle geküßt wurde, worüber die unzählbaren kleinen, frischgrünen Blätter wie vor lauter Vergnügen erzitterten.

Ueber sie hinaus, sowie über alle Gipfel der prächtigen Bäume dieses alten Parkes spannte sich der klare, tiefblaue Morgenhimmel, einen heiteren Tag versprechend.

»Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,

Warte nur, balde
Ruhest Du auch« –

diese Worte des großen Dichters, die er vielleicht an derselben Stelle erdacht, klangen zitternd durch die verwundete Seele des jungen Mädchens.

XII. WAS BLASEN DIE TROMPETEN? HUSAREN HERAUS!

»Hurrah, die wilde Jagd! Lützow's wilde, verwegene Jagd!« hatten die Buben in einem fort geschrien und gesungen, bis sie heiser geworden waren und bis ihnen die beiden wilden Rothhäute am Fuße des Gebirges, das der Zug jetzt endlich erreicht, alles Ernstes bedeutet hatten, hier müsse Geschrei und Begleitung aufhören, und ihnen dabei gedroht, daß im anderen Falle Lasso und Wurfspieß auf kräftige Art bei ihnen in Anwendung gebracht würden.

Ein paar hievon abgelegte tüchtige Proben hatten denn auch bewirkt, daß sich die Bubenschaar den vernünftigen Fußgängern und Zuschauern anschloß, welche den Wagen folgten, um auf dem breiten Fahrwege die Höhe neben der Fahnenburg zu erreichen, von wo man dem glorreichen Kampfe und der Erstürmung dieser für uneinnehmbar geglaubten Bergveste schönstens zusehen konnte.

Roderich, der als oberster Kriegsherr so wie als Leiter des Angriffes bis jetzt noch nicht viel zu thun gehabt hatte, nahm nun mit Eifer und großem Geschicke den Feldherrnstab in die Hand, wobei ihm sein Adjutant, der

junge Bildhauer auf seinem flinken Ungarn, unterstützt von den Rothhäuten, vortreffliche Dienste leistete.

Ein kühler, schattiger Grund, wo der Wildbach, dessen Bekanntschaft wir vor einigen Tagen bei einem höher gelegenen, traulichen Plätzchen gemacht, das Thal erreichte, wurde dem ganzen Zuge als Lager angewiesen und zuerst ein Sonnendach ausgespannt aus rothem Stoffe mit Goldfransen für den Prinzen Maiwein und dessen nächstes Gefolge, unter dem sich jetzt ein paar Köche bemerklich machten, welche die vergoldete Bowle von dem Wagen herabnahmen, um das Lieblingsgetränke Seiner Hoheit, also gleich aus frisch gepflückten Kräutern bereitet, zu überreichen.

Wie es in dieser verderbten Welt häufig zu geschehen pflegt, so hatte Seine Hoheit beschlossen, hier in diesem kühlen Grunde in Allerhöchster Ruhe dem Kampfe seiner Tapfern, sowie der Erstürmung der Fahnenburg zuzuschauen und sich erst dann glorreich zu betheiligen, wenn der Drache Griesgram glücklich überwunden sei und ihm die entfesselte Freude in's Lager gebracht würde. Für diesen großen Augenblick befand sich auf dem Wagen Seiner Hoheit ein ganzer Waschkorb voll Ordenszeichen, die in verschiedene Classen getheilt waren und mit denen nach Maßgabe einer geringeren oder höheren Protection die Betreffenden decorirt werden sollten. Der Ochsenkarren mit dem Weine, so wie umfangreiche Körbe voll Lebensmittel lagen abgesondert unter der strengen Aufsicht eines großen, handfesten, unbestechlichen Reiters, zum großen Mißvergnügen des lustigen Gottes

Bacchus und des alten, trübseligen Pan, welche beide gehofft hatten, wie im Zuge hieher, so auch auf der Lagerstelle mit der Proviant-Colonne vereinigt zu bleiben.

Damit aber die Völker Seiner Hoheit, ehe sie in Kampf und Tod gingen, einigermaßen gestärkt würden, so wurde der Marketenderin anempfohlen, mit ihrem Eselskarren auf einem sichtbaren Platze aufzufahren, wo den Unterthanen des Prinzen Wein und Brod abgegeben werden sollte, nach Belieben eines jeden Einzelnen, aber gegen vorausgegangene gute Bezahlung.

Die reiche, in Reserve gehaltene, auf gemeinschaftliche Kosten angeschaffte Proviant-Colonne hatte nämlich den Zweck, nach beendigtem Kampfe sowohl für die Sieger als für die Besiegten ein großes, allgemeines Freudenmahl anzurichten.

So weit war nun Alles in bester Ordnung. Olfers hatte dem wilden Jäger den Befehl ertheilt, mit seiner Schaar unter möglichst großem Spectakel das Terrain zu recognosciren und dabei, so wie sie von der Fahnenburg aus sichtbar sei, Tod und Teufel voran zu senden, um dort einen heilsamen Schrecken zu verbreiten.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß die wilde Jagd diesem Befehle alle Ehre machte. Sogleich ging es im Galopp das Gestrüpp aufwärts, was Pferde, Menschen und Esel laufen konnten, und dabei bemühten sich die Waldhörner, irgend eine unerkennbare Melodie zu blasen. Die Gewehre krachten, auf's Gerathewohl in die Luft abgeschossen, die Hetzpeitschen knallten, die Rüden bellten,

kurz, es war ein ganz passender Höllenlärm, mit dem der wilde Jäger in die Berge zog.

Seine Hoheit nippten dabei an ihrem Maitrank und ließen Allerhöchstihren Ordenskanzler die voraussichtlich Tapfersten der Reiter, Jäger, Pferde und Hunde für den Orden vom süßen Maiwein notiren.

Die wilde Jagd machte aber auf die Belagerten durchaus keinen Eindruck, vielmehr flog von der Zinne des Thurmes beim Anblicke von Tod und Teufel eine große, schwarze Flagge auf, was so viel heißen mochte, als: man werde sich bis auf's Messer und bis zum letzten Schwanzriemen vertheidigen – letzteres eine höhnische Anspielung auf sattellos gewordene Reiter.

Darauf befahl Seine Hoheit, die Burg in großem Style förmlich zur Uebergabe aufzufordern, zu welchem Zwecke sich der Befehlshaber selbst in Begleitung eines Standartenträgers mit weißer Fahne und gefolgt von dem ganzen Musikcorps zu Fuß bis zu jenem Platze am Fuße der Fahnenburg begab, wo Rodenberg seine Skizze von der kleinen Veste gezeichnet. Dort stellte sich das Musikcorps auf, um die grimmigen Bewohner der Burg durch die bekannten Klänge des schon einige Mal gehörten Volksliedes:

Was ist des Deutschen Vaterland?

zur Nachgiebigkeit und zur brüderlichen Uebergabe der Burg aufzufordern.

Es war eigenthümlich, daß dieses an sich so schöne Lied hier eben so wenig wie anderswo den beabsichtigten guten Zweck erfüllte, vielmehr erschien nach Beendigung desselben der Burgherr Neidhart von Isegrimm auf der Zinne seines Thurmes in kohlschwarzer Rüstung, einen feuerfarbenen Busch auf dem Helme, den Rücken bedeckt mit einem Scharlachmantel, nicht nur mit über einander geschlagenen Armen und einem Hohnlächeln auf den Lippen, trotzig, übermüthig, siegesbewußt – man war einander so nahe, daß man dies wahrnehmen konnte –, sondern er machte auch seinem Gefühle gegen die Belagerer alsbald dadurch Luft, daß er in dreimal drei Absätzen ein kolossales Hohngebrülle erschallen ließ, welches um so verstärkter in's Thal hinab schallte, da er es durch ein riesenmäßiges Sprachrohr von sich gab.

Nichts desto weniger erfüllte der biedere und treue Kriegshauptmann des Prinzen Maiwein seine Obliegenheit auf's erschöpfendste, indem er vortrat, die weiße Fahne in der Hand, und die Burg in aller Form Rechtsens zur Uebergabe aufforderte, wobei er hervorheb, daß der als Biedermann bekannte, eben so tapfere wie großmüthige Burgherr Neidhart von Isegrimm es selber gegen die Regeln aller Ritterlichkeit halten werde, daß ein, wenngleich bekannter, doch in keinem Märchen- und Fabelbuche mit irgend einer guten Eigenschaft rühmend

erwähnter Drache Griesgram dort oben die holde Freude gefangen halte, welche, dem ganzen Menschengeschlechte angehörend, auch von dem ganzen Menschengeschlechte, welches hinter ihm, dem Herold, stehe, zurückgefordert werde.

Hierauf erklang die Donnerstimme des Burgherrn, aus dessen Auge ein verzehrendes Heldenfeuer loderte, und während er sein zweihändiges Ritterschwert auf die Steinplatten neben sich niederstieß, daß es förmlich dröhnte, rief er: »Ha, Ihr da unten wagt es, von Uebergabe zu reden, Ihr Abgesandten eines eben so feigen, wie weichlichen Souverains, der wahrscheinlich süßen Maitrank schlürft, während sich seine Helden unter Musikbegleitung gegen mich, den Tapfersten der Tapferen, aufmachen! Entflieht bei Zeiten aus dem Bereiche meiner Geschosse, oder ich könnte mich nach glorreichen Vorgängen bewogen fühlen, die weiße Flagge nicht zu achten! Schaut aber hin auf den Söllerraum meines Schlosses, und was Ihr dort seht, mag Euch als genügende Antwort dienen!«

Damit machte der Unhold eine imposante, nicht ganz verständliche Geberde, bei der man jedoch ein Bedeutendes von seinem Scharlachmantel zu sehen bekam, und verschwand.

Wir brauchen eigentlich nicht zu sagen, daß der tapfere Feldhauptmann vor der Burg mit einem bang erwartungsvollen Blicke nach dem Altan der Fahnenburg schaute, welche der schwarze Ritter droben als seinen

Söllerraum bezeichnet. – Dort erschien der Drache Griesgram in dem uns bekannten, vortrefflich gewählten Anzuge, die mit einer langen Kette gefesselte Freude hinter sich drein schleppend. – Die Freude, eine weiße, verhüllte Gestalt, sehr lang und schwächig, zusammengebrochen und trippelnd, schien in diesen Räumen zu einer verkümmerten, sehr ungesunden Freude geworden zu sein.

Der geneigte Leser wird erwartet haben, es werde über diesen jammervollen Anblick ein Schrei der Wuth und der Rache ausgebrochen sein; – doch fand das Gegenteil Statt, als sich nun der Drache Griesgram der Ballustrade des Söllerraumes näherte und mit tiefer, murrender Stimme so wie mit sehr gespreiztem Wesen anhub zu reden:

»Ja, wir halten die Freude gefesselt, weil das verdorbene Menschengeschlecht, zu dem Ihr gehört, keiner Freude mehr werth ist – wir halten . . . «

Weiter kam er nicht, denn ein ungeheures Gelächter aus dem Gebüsche rings umher, wo Rodenberg, der dem tapferen Kriegshauptmann gefolgt war, sein wildes Heer gelagert hatte, schnitt ihm seine Rede entzwei und steckte nicht nur den eben so biederem wie ernsten Herold an, sondern auch die sämmtlichen Musiker, welche, aufwärts schauend, ihre Freude gleichfalls auf die lauteste Art kund gaben bei dem furchtbar komischen Anblicke des Drachen, wobei es der Kriegshauptmann für das Gerathenste hielt, sein Geschäft als beendet anzusehen und abzuziehen.

Er that dies unter den Klängen der Musik, welche, zuweilen gestört durch einen schrillen, unpassenden Ton, wenn einer der Musiker über eine Baumwurzel stolperte oder lachend an den Drachen Griesgram zurückdachte, die erhebende und für die vorliegenden Verhältnisse passende Melodie spielte:

»Schmeißt ihn 'naus den Juden Itzig, Juden Itzig,
Denn der Kerl war gar zu hitzig –ä

ein Hohn und eine Mißachtung, von denen wir glauben, daß sie bis jetzt in der Weltgeschichte einzig da stehen.

Seine Hoheit der Prinz Maiwein empfing mit großer Befriedigung den Bericht von dieser glorreichen Waffenthat und fand sich veranlaßt, seinem Kriegshauptmann dafür das Commandeurkreuz zweiter Classe Allerhöchstihres Ordens zu überreichen, auch empfahlen Allerhöchstdieselben Ihren umhergelagerten Völkern in Anbetracht des bevorstehenden Kampfes die größtmöglichste Fröhlichkeit und forderten die Musikcorps auf, das Lagerleben durch heitere Weisen zu verschönern.

Unterdessen erschien die Sonne höher am Himmel und sandte schon forschend neugierige Strahlen durch die Lücken des Blätterdaches, gewiß in der Absicht, an dem lustigen Treiben da unten auf dem moosbedeckten Boden im kühlen, schützenden Schatten Theil zu nehmen. Die Proviant-Colonne hatte sich hinter Barricaden verschanzt, den mitgebrachten Mundvorrath zu ordnen, so wie die Fässer von dem Wagen herabheben zu lassen und an einen kühlen Ort auf den Boden zu legen

und gegen die Hitze mit frischen Zweigen zu bedecken. Zum Schutze gegen die eigenen Truppen, namentlich gegen kühne Marodeurs, wurden die Tüchtigsten aus der Schaar der Waldteufel ausgewählt, ihnen ein Baumast in die Hand gegeben und sie rings um die lagernde Proviant-Colonne vertheilt.

Es war ein prächtiger Anblick, wenn man so von irgend einer kleinen Erhöhung dieses romantische Lagerleben betrachtete; den Mittelpunkt bildete das rothe Zelt-dach des Prinzen, unter welchem er mit seinem Hofstaate um die große, vergoldete Bowle gelagert war und wo es beständig ab- und zuströmte wie in einem Bienenkorbe. Seine Hoheit liebte es nämlich, zahlreiche Gnaden an Allerhöchstihre Unterthanen aufzuthemen, und wußte dies mit der feinsten Nuancirung zu thun, indem sie diesem einen Trunk Maiwein, Jenem ein tüchtiges Butterbrod und einem Anderen eine Cigarre verabreichen ließen.

Ein gleicher, fast noch größerer Zulauf fand bei dem Martetenderkarren Statt, nur daß es hier, etwas entfernt vom Hofe, begreiflicher Weise lustiger und ungezwungener herging. Da klirrten die Gläser, da klang zuweilen ein bekanntes Lied in kräftigem Chore oder sich jubelnd anlehnend an eine Melodie, welche die Musikcorps spielten. Letztere befanden sich an dem schattigsten Platze aufgestellt und verfehlten nicht, durch Kriegs- und andere Lieder die Kampflust zu erhöhen und zu allgemeiner Fröhlichkeit zu begeistern. Dies gelang denn auch vortrefflich, und wenn man so das ganze, tolle Getreibe anschaute, so hätte man viel eher glauben sollen, es

werde hier ein friedliches Fest gefeiert, als auf solche Art sich vorbereitet zum heißen Kampfe mit einem erbitterten und blutgierigen Feinde.

Zuweilen dröhnte ein Schuß von der Veste herüber, dessen Kugeln über die Köpfe der fröhlich Lagernden hätten dahin sausen oder einschlagend Tod und Verderben bringen können, hier aber nur einen erneuerten Jubel hervorrief.

Wenn sich das Ohr an den heitern Liedern und der rauschenden Musik erfreute, so ergötzte sich das Auge an dem bunten Durcheinander der lebhaftesten Farben, dem Golde der Tressen und Quasten, dem Leuchten und Blitzen der Waffen, dem Wehen der Federbüsche, besonders aber an der tiefgrünen Waldumgebung, die bei aufsteigender Sonne immer mehr und mehr wie mit Gold durchwirkt erschien und so einen glänzenden, reichen Rahmen bildete zu dem bewegten Lagerleben der Künstler.

Rodenberg's Jäger hatten sich zu den Reitern gesellt und lagerten am entferntesten vom Marketenderkarren, nicht aber ohne die in strategischer und anderer Hinsicht so wichtige Verbindung mit demselben aufrecht zu erhalten, und es geschah dies auf sehr sinnreiche Art durch große, wohlgefüllte Trinkhörner, die durch eine förmliche Vorpostenkette hin und her befördert wurden. Auch das Haupt der wilden Jagd bediente sich, an eine Eiche gelehnt, eines solchen Trinkgefäßes, dessen Inhalt es mit dem Tod und dem Teufel theilte. Letzterer saß auf einer Baumwurzel und schaute, das breite Gesicht zu einem

freundlichen Lachen verziehend, an dem Trinkhorn empor, wogegen Knorx etwas abseits stand und mit über einander geschlagenen Armen ernst und gedankenvoll auf das Getreibe zu blicken schien.

»Woran denkst Du?« sagte der wilde Jäger gegen Knorx gewandt, nachdem er dem Teufel das Trinkgefäß eingehändigt – »Du schaust so gar trübselig aus!«

»Er denkt an den bevorstehenden Kampf,« versetzte van der Maaßen heiter, »und freut sich auf seine Art über die Ernte, die er dann machen wird.«

»Ist es so?« fragte Rodenberg.

»Der Teufel hat zuweilen Recht,« gab der Tod zur Antwort, »ich dachte an dergleichen und stellte es mir recht lebendig vor, als wäre das Ganze hier nicht ein heiteres Spiel, sondern blutiger Ernst. Da würde ich allerdings eine reiche Ernte halten, und es kam dabei etwas wie ein zweites Gesicht über mich, so daß ich hätte voraussagen können, Der und Der werde mit heiler Haut davonkommen, während man Diesen und Jenen drunten einscharrt.«

»Knorx hat immer so trübselige Phantasieen, er hat etwas von der Gabe der Prophezeiung. Wenn es ihm irgend unbehaglich wird, so ist es besser, man folgt ihm und geht nach Hause.«

»Und es ist Dir heute unbehaglich?« fragte der wilde Jäger.

»Ganz und gar nicht; ich bin so heiter, als es mir möglich ist.«

»Ja, ja, sein Aussehen ist so,« bekräftigte van der Maaßen, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan. »Jemand, der ihn nicht kennt, würde behaupten, er sei nicht guten Humors; aber sein Auge leuchtet, und das ist mir ein Beweis, daß er sich wenigstens innerlich freut. – Da trink einmal und dann prophezeie uns was Gutes!«

Knorx that einen langen Zug, und als er das Horn absetzte, blickte er gedankenvoll in den Wein, der aus der dunklen Tiefe des Gefäßes röthlich hervorleuchtete. – »Nun gut, Ihr sollt eine Weissagung hören, die sich noch vor Euren Augen erfüllen wird. – Woran dachtest Du in diesem Augenblicke?« fragte er, den wilden Jäger ansehend.

»Ich?« gab dieser mit einer kleinen Verwirrung zur Antwort – »ich dachte – nun, woran soll ich gedacht haben? – an unser Lager, an unsere Fahnenburg, an den glorreichen Sieg oder an einen schönen Reitertod.«

»Ha,« machte der Tod bedenklich, »letzteres wäre mir nicht lieb, denn ich sage Dir, Rodenberg, das, woran Du jetzt eben gedacht, wird sich Dir nähern und mit Dir auf irgend eine Art in Verbindung treten!«

Der wilde Jäger lächelte ungläubig, obgleich er so gern den Worten des Anderen geglaubt. Er hatte in diesem Momente, während er seine Blicke von der Fahnenburg herabgleiten ließ, an jenes wunderbare Zusammentreffen vor einigen Tagen gedacht, an das Versprechen, welches sie ihm halb und halb gegeben, ihn wiederzusehen, – an den Blick von heute Morgen, als er an ihren Fenstern

vorbeigeritten. Er schaute forschend durch den Wald hinauf gegen die Landstraße, wo die Wagen der Zuschauer standen, wo sich diese so wie die Reiter und Fußgänger einem fast eben so vergnügten Lagerleben hingaben, wie das kampfbereite Heer drunten, indem sie unter den Klängen der vortrefflichen Musik die mitgebrachten Vorräthe verzehrten.

»Ah, wenn Du Recht hättest mit Deiner Prophezeiung!«

»Darauf kannst Du dich verlassen,« erwiderte Knorx; »es ist heute der Tag der Künstler, also der Tag der Ueerraschung und Wunder, und es sollte mich durchaus nicht in Erstaunen setzen, wenn die Gnomen hervorkämen aus ihren Erdlöchern oder wenn uns irgend eine mächtige Fee auf ihrem Zauberwagen erschiene.«

»Du als wilder Jäger solltest eigentlich ein Waldhorn besitzen, auf dessen Ton Dir die Geister der Erde und der Luft dienstbar wären,« sagte van der Maaßen, »ich fände das so begreiflich. Du hast bei Deinen wilden Zügen einmal und irgendwo die Bekanntschaft einer Feenkönigin gemacht und von ihr ein solch wunderthätiges Horn zum Geschenk erhalten.«

»O, wäre es so!« seufzte Rodenberg; »aber dieses Horn – nenne es Jagdhorn oder Wunderhorn – ist die Stelle, wo ich sterblich bin und worin meine Ausrüstung mangelhaft ist; ich verlor es beim Aufsitzen, und mein kleiner Schlingel, der es mir nachbringen sollte, treibt sich Gott weiß wo in der Welt herum. An dieses Horn und was ein

Zauberton desselben, wenn es die Kraft des Zaubers besäße, herbeirufen könnte, daran dachte ich so eben.«

»Du wirst das Horn wiedererhalten,« sprach der Teufel mit großer Bestimmtheit – »Knorx hat es prophezeit, und darauf kannst Du dich verlassen.«

»Schade, daß Du es nicht hast,« meinte der Tod nachdenklich, ich vermisse dieses Wunderhorn mit seinem weichen, lang nachklingenden, melancholischen Tone – einem Tone . . . «

»Horch', einem Tone, wie jener, der dort vor uns aus der Tiefe des Waldes dringt!« rief Rodenberg.

»Ja, ja, einem ähnlichen Tone,« sagte der Tod.

Und er erklang abermals, näher kommend – weich nachklingend, melancholisch.

»Lagert dort Jemand von den Unsrigen?« fragte Knorx, der aufmerksam hinlauschte.

»Niemand.«

Da tönte es zum dritten Male.

»Ah – was ist das?«

Die Blicke der Drei waren auf eine mächtige Buche vor sich gerichtet, deren untere, dicht belaubte Aeste mit einer nebenstehenden Eiche ein förmliches Thor bildeten, durch welches jetzt etwas so Sonderbares hervortrat, daß man es an jedem anderen Tage mit Staunen, ja, wohl mit Schrecken betrachtet haben würde. Aber heute, am Künstlertage, am Tage der Wunder, gab es ja nichts Uebernatürliches, und so blieb denn auch Rodenberg an seinen Baum gelehnt stehen, der Teufel behaglich zu seinen Füßen sitzen, und nur der Tod trat etwas auf die

Seite, wobei er mit einer feierlichen Handbewegung auf den wilden Jäger zeigte, als wollte er sagen: »Das ist der Mann, den Ihr sucht.«

Aus dem Walde hervor traten fünf bis sechs Jäger, kräftige, gedrungene, bärtige Gestalten mit wild-verwegenen Gesichtern und blitzenden Augen. Sie waren costumirt, wie die Schaar des Rodenbergers, nur sah Alles an ihnen so abgenutzt, so gebraucht und doch wieder so echt aus, als seien sie sämmtlich nach einer langen, ermüdenden, nächtlichen Jagd vom Pferde gestiegen. Auf den Schultern trugen Einige kurze, scharfe Jagdspieße, während Andere die Armbrust mit den Stahlreifen und den schweren Bolzen führten.

Eine solche Jägerschaar wäre am heutigen Tage durchaus nichts Ungewöhnliches gewesen, doch folgten derselben vier riesenhafte wilde Männer, wie man sie als Wappenhalter zu sehen gewohnt ist, braun und von seh-nigem Körperbaue, spärlich bekleidet mit Baumzweigen und Thierfellen, trotzig und grimmig blickende Gestalten mit schweren Keulen in der Hand, Eichenkränzen um das schwarze, struppige Haupthaar. Langsam gingen sie vorwärts, und erst als sie so nahe gekommen waren, daß die voranschreitenden Jäger rechts und links auf die Seite traten, um ihnen Platz zu machen, gewährte man in ihrer Mitte einen Zwerg mit einem fast unförmlich dicken Kopfe, schneeweißem Haar und Bart, aber sehr klugen und lebhaften Augen. Er hatte ein Gewand an von grünem Sammt, das von einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde, und obgleich dieses Kleid ziemlich weit

und faltig war, so konnte es doch einen großen Höcker nicht verbergen, den der Zwerg auf der linken Schulter hatte.

Als die wilden Männer dicht vor Rodenberg angekommen waren, blieben sie stehen und senkten ihre Keulen, um sich auf dieselben zu stützen. Der Zwerg that einen Schritt vorwärts und der wilde Jäger bemerkte mit Erstaunen, daß er sich nicht nur direct an ihn wandte, sondern daß er ihm auch ein reich gearbeitetes Hüfthorn entgegenhielt, das an einer glänzenden Kette befestigt war.

Nach einer Pause allgemeiner Erwartung sagte der Zwerg mit einer möglichst tiefen Stimme: »An Dich bin ich gesandt, eben so tapferer als wilder Jäger; meine hohe und erhabene Gebieterin, die mächtige Fee, die Beherrscherin verschiedener Geisterreiche, deren Name Dir vor der Hand unbekannt bleiben soll, befahl mir, hieher zu gehen, wo ich Dich, den wilden Jäger, finden würde, an einen Baum gelehnt und in Gesellschaft von eben so mächtigen wie gefürchteten Begleitern, – dem Tod und dem Teufel.«

Rodenberg war durch diese Anrede um so mehr auf eine seltsame Art überrascht, da der Zwerg dasjenige in den Händen trug, wonach er sich noch vor wenig Augenblicken gesehnt, besonders aber, da ihm die Stimme des Zwerges außerordentlich bekannt vorkam.

Dieser ließ ihm indessen nicht lange Zeit zur Ueberlegung, denn er fuhr fort: »Da ich Dich nun gefunden,

werde ich mich rasch des Auftrages meiner hohen Gebieterin entledigen, indem ich Dir dieses Jagdhorn als ein Geschenk überreiche und, wie mir befohlen ist, also dazu spreche: dieses Horn, welches während tausend Jahren bei anderen Schätzen begraben lag, hat ganz außerordentliche Eigenschaften, welche Du bei richtigem Gebrauche kennen lernen wirst. Ueber diesen Gebrauch aber Dich zu belehren, ist mir verboten. Sei tapfer und klug, beharrlich und verschwiegen, so wird sich alles Uebrige von selbst finden.«

Damit legte der Zwerg das Horn in die Hände des wilden Jägers und wollte sich entfernen, doch hielt ihn dieser zurück, indem er vortretend sagte: »Warte einen Augenblick, weiser Zwerg und treuer Diener einer eben so erhabenen als großmüthigen Gebieterin, und erlaube mir wenigstens, Dir meinen Dank zu sagen und denselben durch Dich zu den Füßen dieser so gütigen und hoffentlich auch schönen Fee niederzulegen. Sprich ihr dabei meinen heißen Wunsch aus, sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, um ihr wiederholen zu dürfen, was mein eben so heißes wie dankerfülltes und tapferes Herz für sie fühlt.«

Ob die Rolle des Zwerges hier ausgespielt war oder ob derselbe sonst Ursache hatte, sich dem forschenden Blicke des wilden Jägers zu entziehen, – genug, er verbeugte sich und zog von dannen, wobei ihn die trotzig wilden Männer umringten und ihm die Jägerschaar den Rücken deckte. Einige Augenblicke später, und das

Dickicht des Waldes hatte die ganze märchenhafte Erscheinung spurlos verschlungen, so daß Rodenberg Alles für einen Traum hätte halten können, wenn ihm nicht das Jagdhorn als sichtbares Zeichen der Wahrheit in der Hand geblieben wäre. Und es war ein prachtvolles Horn, wie er es sich wohl gewünscht, wie er ein fast ähnliches gesehen zu haben glaubte, dieses aber noch reicher und geschmackvoller verziert fand; es war von Elfenbein, mit Silber eingelegt und mit einer Kette von gleichem Metalle versehen. Auf einer der Verzierungen, die sich wie ein feines Band um das Horn herumschlängeln, standen die Worte ›*Espere y teme!*‹ – (Hoffe und fürchte!)

Nachdem die drei Freunde das Jagdhorn aufmerksam betrachtet, sagte van der Maaßen, indem er den Tod mit einem Blicke scheuer Verehrung betrachtete: »Alles das, was wir soeben erlebt, die märchenhafte Gesandtschaft, das Geschenk dieses Hühthorns, finde ich nicht so außerordentlich, als daß die Prophezeiung Knorx' so rasch und plötzlich in Erfüllung gegangen ist; doch habe ich nie daran gezweifelt, denn ich kenne ihn.«

»He, wilder Jäger,« rief der Kriegshauptmann Rodenberg an, indem er sich vom Gezelte des Prinzen Maiwein her näherte, »Seine Hoheit haben da etwas bemerkt von fremden Völkern, die sich Euch genähert und, wie es scheint, eine Botschaft gebracht! Seine Hoheit wünschen von dem Inhalte derselben unterrichtet zu sein!«

»Das soll mit dem größten Vergnügen geschehen,« gab Rodenberg zur Antwort, indem er sein Horn über

die Schulter hing und mit seinen beiden Begleitern dem Kriegshauptmann folgte.

Der Prinz Maiwein hatte aus der großen, vergoldeten Bowle so viele Gnade ausgetheilt, daß dieselbe leer geworden, wobei es eigenthümlich anzusehen war, wie sich der flüchtige Geist dieses Inhaltes auf einigen zart gerötheten Wangen besonders in Gunst stehender Hofbeamten zeigte.

Der wilde Jäger trat vor und erzählte das erlebte Abenteuer, wobei er hinzufügte, daß es ihm hoffentlich gelingen werde, die erhabene Geberin aufzufinden, um ihr seinen Dank bezeigen zu können. Dabei nahm er das Horn von seiner Schulter und überreichte es Seiner Hoheit, welche es ringsum aufmerksam betrachtete und alsdann ihrem Feldhauptmann gab, indem sie die Worte aussprach, die auf der silbernen Verzierung gravirt waren: *»Espere y teme!«*

»Da die Inschrift spanisch ist,« sagte Olfers, nachdem er das Horn zurückgegeben und einen flüchtigen Blick mit dem Prinzen Maiwein gewechselt, »so läßt sich vermuthen, daß die großmüthige Geberin aus dem Wunderlande Spanien stammt, vielleicht eine Nachkommin ist von irgend einer alten arabischen Feenkönigin.«

»Oder eine solche selbst,« meinte Rodenberg mit großem Ernste; »ich glaube Beweise zu haben, daß ich mich der Gunst einer solchen Fee erfreue.«

»Es ist höchst eigenthümlich und spricht gerade nicht für die Verdienste unserer Polizei, daß uns der Aufenthalt solcher Wesen in dem Bereiche unseres Staates unbekannt geblieben,« sagte Prinz Maiwein, der einen Augenblick ernst vor sich niedergeschaut, dann aber seine fröhliche Laune wiedergewonnen hatte. – »Und um diesen Fehler wieder gut zu machen, beauftragen wir hiermit unsern wilden Jäger, es an Nachforschung nicht fehlen zu lassen, um im glücklichen Falle die erhabene Fee zu veranlassen, daß sie sich auch vor unserem hoheitlichen Angesichte zeige. Und nun, glaube ich, wäre es Zeit,« wandte sich der heiter gestimmte Souverain an seinen Feldhauptmann, »wenn wir zur großen Action blasen ließen.«

Rodenberg verbeugte sich und wollte eben das Gezelt verlassen als einige Waldteufel aus dem Gefolge Pan's eilfertig herbeisprangen und einen Reiter meldeten, der an der Umgebung des Lagers sich gezeigt und mit dem Höchstcommandirenden zu sprechen verlangte. Dieser Reiter, berichtete einer der Waldteufel, müsse aus einem anderen Jahrhundert und von einem anderen Volke stammen, als sie selber, denn er trage ein höchst einfaches, geschmackloses Kleid und habe etwas auf dem Kopfe, das aussehe wie ein umgestürzter, schwarz angestrichener Feldkessel. Sein linkes Auge sei von Glas und habe er dasselbe mittelst einer schwarzen Schnur am Halse befestigt. Was seine Sprache anbelange, so sei sie ein wunderliches Gemisch von verschiedenen Sprachen

und von Verständlichkeit und Unverständlichkeit. So habe er unter Anderem den Wald *superbe* gefunden und vom Lager Seiner Hoheit gesagt, es sei dies ein ganz trichinenhafter Anblick.

Nachdem der Prinz entschieden, daß dieses räthselhafte Wesen augenblicklich vorgelassen werde, stürzte der Waldteufel davon und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Reiter zurück, dessen Pferd Einige am Zügel führten, während Andere seinen Steigbügel hielten und ein paar der Beherztesten sogar das Ende des Schweifes gefaßt hielten. Der Fremde, welcher auf dem Pferde saß, trug einen dunklen Oberrock, einen schwarzen, runden Hut und hatte in das linke Auge ein Glas gedrückt, Alles nach der Mode des neunzehnten Jahrhunderts. Mittlerweile war im Gezelte des Prinzen für ein gut gefülltes Trinkhorn gesorgt worden, welches man dem Ankömmlinge zum Willkomm credenzte und worauf derselbe einen bemerkenswerthen Zug that. Dann wischte er sich den Schnurrbart ab, klemmte sein Glas, welches ihm während des Trinkens herausgefallen war, wieder in's Auge und sagte in heiterem Tone: »Auf Ehre – *superbe!* – Dieses Künstlerleben ist wahrhaftig eine Welt für sich! – Ah, mein lieber Herr Rodenberg, wie geht's? – Unser Freund Lytton da sieht wahrhaft räuberhaft aus!«

Seine Hoheit erhob sich aber mit Würde und sprach in ernstem Tone: »Man frage diesen Fremdling, was er in unserem Revier zu suchen hat.«

»Auf Ehre – trichinenhaft!« rief der Reiter unter herzlichem Lachen. »Richtig, das ist ja der Hofstaat des Prinzen

Maiwein! Bitte Eure Hoheit tausendmal um Entschuldigung, daß ich so ohne alles Ceremoniel hier hereingebrochen bin, aber« – setzte er mit Wichtigkeit hinzu – »ich erscheine hier in der Eigenschaft eines Abgesandten, eines Botschafters, und diese Art Leute kann sich schon etwas herausnehmen!«

»So ersuchen wir den Botschafter, seine Creditive zu überreichen.«

»Ich kann mich leider nur mündlich legitimiren: es gebrach an Dinte und Schreibmaterial, um mich mit dem nöthigen Beglaubigungsschreiben zu versehen. Draußen vor dem Lager Eurer Hoheit befindet sich mein allerdurchlauchtigster Herr, Prinz Heinrich, und sendet seinem verehrten Vetter, Euer Liebden, seinen freundlichen Gruß, wobei er den Wunsch ausspricht, es möge ihm gestattet sein, mit ein paar anderen befreundeten, höchst tapferen Reitern den Sturm auf die Fahnenburg mitzumachen.«

Hierauf entgegnete Seine Hoheit der Prinz Maiwein in großem Style und mit gehöriger Action: »Wir erwiedern den freundlichen Gruß des Prinzen Heinrich, unseres hochverehrten Veters, mit gehöriger Genugthuung und können nicht umhin, seinem Abgesandten auszudrücken, wie es uns zur großen Befriedigung gereicht, daß unser Vetter und Liebden gesonnen ist, unsern glorreich werdenden Feldzug gegen den grimmigen Ritter Neidhart von Isegrimm mitzumachen, zur Besiegung des Drachen Griesgram mitzuwirken und die holde Freude entfesseln

zu helfen. – Diese Bitte,« fuhr er majestätisch auf, »ist also in aller Form gewährt, und wir ersuchen das tapfere Hülfs-corps, sich an unsern Feldhauptmann zu wenden, der ihm beim Sturme einen Ehrenplatz anweisen wird. Bevor Ihr aber unsere Antwort zurückbringt, werden wir Euch eine kleine Decoration überreichen, die Ihr fortan zur Erinnerung an uns und an den heutigen Tag tragen möget. – Man reiche uns ein Commandeurkreuz erster Klasse mit Schwertern.«

Auf einen Wink Seiner Hoheit ritt hierauf der beglückte Abgesandte so nahe heran, daß er die Decoration aus den Händen des Prinzen in Empfang nehmen konnte, worauf letzterer zu sprechen fortfuhr: »Wir ertheilen Euch diese Decoration nicht nur für Eure uns bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebenen Verdienste, sondern mit der kleinen Nebenabsicht, daß, wenn wir uns später in dem Falle befänden, junge, harmlose Officiere und ehrbedürftige Hofbeamte bei großen Staatsactionen, als da sind: Thronbesteigung, Hochzeit und Allerhöchste Kindtaufe, an den Hof unseres Veters und Liebden, des Prinzen Heinrich, zu senden, es diesem ebenfalls gefallen möge, die Brust unserer jungen, harmlosen Officiere und ehrbedürftigen Hofbeamten mit Orden und Bändern zu schmücken.«

»Wie das der Gebrauch ist bei allen civilisirten Nationen und zur Vervollständigung der Toilette dient,« setzte der Oberhofmeister des Prinzen Maiwein hinzu, indem er seine Backen aufblies und so seinem etwas faden Gesichte ein Ansehen gab.

»Allerdings, so sei es. – Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen und befehlen unseren gehorsamen Waldteufeln, Euch an die Gränze unseres Reiches zu bringen und später mit Eurer tapfern Schaar hieher zu geleiten.«

Der Reiter, gerührt und überrascht von so viel Glück, stammelte etwas von unverhoffter Gnade, sowie von einem wahren Trichinenglücke und verließ hierauf die prinzliche Hofhaltung.

Der Feldhauptmann Roderich hatte die lebhaftere Aufmerksamkeit, mit der Hof und Volk diesen großartigen Art der Ordensvertheilung anstauten, dazu benutzt, sich unbemerkt dem Allerhöchsten Kreise zu einziehen und sich auf sein Pferd zu schwingen, worauf er gegen den Fahrweg galoppirte, den Wagen der Zuschauer zu, die sich dort aufgestellt hatten. Bald hatte sein scharfer Blick in einem derselben gefunden, was er suchte, und auch er war im gleichen Augenblicke gesehen worden.

»O, mein Papa, mein Papa!« rief jubelnd eine helle Kinderstimme, und eine ältliche Dame, auf deren Schooß das kleine Mädchen saß, konnte es kaum zurückhalten, sich aus dem Wagen zu stürzen. – »O, mein Papa, mein Papa!« wiederholte es, während es dem herankommenden Reiter seine Aermchen entgegenstreckte, wobei sich sein sonst so bleiches Gesicht lebhaft röthete.

Roderich grüßte die Dame im Wagen, eine Bekannte des Hauses, ehrfurchtsvoll, dann trieb er sein Pferd so nahe an den Wagen hin, daß das kleine Mädchen mit seinen Händchen ihn um den Hals fassen konnte, worauf

er es sanft emporhob, zu sich auf den Sattelknopf setzte und ihm einen herzlichen Kuß auf die Lippen drückte.

»Hast Du schon Vieles gesehen, mein Kind?«

»O ja, Papa, all' die schönen Reiter und Soldaten mit ihren bunten Federn und langen Lanzen, auch den Mohren, die Indianer und Herrn Rodenberg's wilde Jagd; dabei war der Tod und der Teufel.«

»Hast Du Dich gefürchtet?«

»Beinahe, aber doch nicht, sie sind ja nur verkleidet.«

»Nun mußt Du recht Achtung geben; jetzt werden die Soldaten die Burg stürmen. Hast Du Angst, wenn sie schießen?«

»Ich werde mir die Ohren zuhalten.«

»Ein gutes Mittel im Kampfe,« sagte Roderich lächelnd. »Jetzt will ich Dich wieder in den Wagen heben und hoffe, daß Du recht lieb und artig bist, auch der Mama Alles erzählst, sobald Du nach Hause kommst.«

»Kommst Du auch bald nach Hause?«

»Wohl nicht vor Abend, Kind,« erwiderte Roderich, wobei ein Schatten über seine Züge flog. Dann hob er das Mädchen nochmals in seinen Armen empor und drückte ihr feines Gesicht an seinen vollen Bart, ehe er sie wieder in den Wagen setzte. – »Adieu, mein Herz!«

»Adieu, Papa!«

Er grüßte nochmals die ältere Dame, die ihm freundlich zunickte, und galoppierte nach dem Hoflager zurück, wo Seine Hoheit der Prinz Maiwein, ein volles Römerglas in der Hand, ihm mit leuchtenden Blicken entgegenrief:

»Und nun zum Kampfe und Siege! Unser muthiges Heer ist durch Speise und Trank gestärkt und wird unter unserer, sowie unseres braven Feldhauptmanns Führung Wunder der Tapferkeit verrichten! Man lasse die Fahne des Reiches flattern, man gebe den Befehl zum Angriffe!«

Es war dies ein erhebender Moment, wie er jeder großen Feldschlacht, jedem verwegenen Sturme voranzugehen pflegt.

XIII. GLÜCK AUF, MEIN FELDHERR, FÜHRE DEN STREICH!

Vor dem Gezelte des Prinzen Maiwein auf einer hohen Stange wurde die goldene und geleerte Maitrank-Bowle aufgesteckt, was für die umherlagernden Völker als Zeichen galt, sich zum Kampfe bereit zu machen. Die Führer begaben sich zu ihren Truppentheilen, die Constabler und Büchenschützen schauten nach Kraut und Leth, die Reiterei schwang sich in ihre Sättel, und als sich die Marketenderin mit ihrem Lager zu dem trübseligen Pan zurückgezogen und die Trompete auf den directen Befehl des Feldhauptmanns ertönte, ging es auf allen Seiten zum Angriffe gegen die Fahnenburg, wobei die Musikcorps, an passenden Plätzen aufgestellt, begeisternde Vaterlandslieder spielten.

Büchenschützen und Hellebardiere bildeten den Vortrab, und bald meldete das Geknatter der Gewehre, sowie der Ruf der Landsknechte: ›Hie Maitrank und Freude!‹ daß die Plänklerketten an einander gerathen waren, zugleich aber auch brachte ein Reiter die Nachricht in's

Lager zurück, daß der Feind sich am Fuße des Berges verschanzt habe und daß es nöthig sei, grobes Geschütz aufzufahren. Ein Hurrah für die Constabler! Was ziehen konnte, hatte sich vor die kleinen Feldgeschütze gespannt, ein buntes Gemisch von Landsknechten, Bauern und Waldteufeln. Im Galopp ging es vorwärts, eine kleine Erhöhung hinan, wo Roderich stand, und bald donnerten die Feldschlangen auf den Feind, der sich grimmig wehrte, der aus seinen Verschanzungen tapfer herausschoß und der den Ruf der Angreifer: »Hie Maitrank und Freude!« mit »Hie Griesgram und saurer Wein!« erwiderte.

Ogleich auf beiden Seiten der Schießbedarf nicht gespart wurde, so tobte doch hier der Kampf längere Zeit unentschieden, da es keine Todten und Verwundeten gab und sich deßhalb die Zahl der Kämpfer hüben und drüben nicht verminderte. Freilich versuchten es die Angreifer, stürmend in die Schanzen zu dringen, doch waren dieselben fest aus Baumstämmen gemacht und mit Dornen durchflochten, so daß hier bei den verschiedenen vergeblichen Versuchen das Blut in Strömen floß. Endlich schien der Sturm gelingen zu wollen; die Hellebardiere hatten mit ihren langen Lanzen eine Lücke in die Verschanzung gerissen und wollten gerade eindringen, als sich ihnen, grausig anzusehen, der Burgherr Neidhart von Isegrimm mit einer Handvoll Tapferer entgegenwarf und ersterer mit seinem zweihändigem biegsamen Holzschwerte so gewaltig um sich drosch, daß die tapferen

Landsknechte nicht nur nicht Stand hielten, sondern unter einem unendlichen Hohngeschrei der Feinde in das Lager zurückflohen,

Entschlichen, trauriger Moment!

Roderich hatte sich auf sein Pferd geworfen und eilte an der Spitze seiner schwergewappneten Reiter heran, bei deren Anblick sich nun der Feind allerdings in die Schanzen zurückzog, aber dort mit Geberden, welche wenig Achtung ausdrückten, ruhig stehen blieb, während Arbeiter eifrig beschäftigt waren, die entstandene Bresche wieder zu verstopfen. Die Reiterschaar drang so tapfer drauf los, als es ihr nur möglich war; sie schoß ihre Pistolen auf den Feind ab, wobei es indessen vorkam, daß die ruhigen Miethgäule, stutzig über das ungewohnte Schießen, plötzlich anhielten oder gar zu rasch Kehrt machten, wodurch in beiden Fällen von den tapferen Reitern Sattelknopf und Mähne stark in Anspruch genommen wurden und es trotz alledem hier die ersten Gefallenen gab. Auch wurde kein Resultat erzielt; der Ruf ›Hie Maitrank!‹ wurde schwächer und kleinlauter, wogegen die Anderen ihr ›Saurer Wein!‹ um so kräftiger brüllten.

Vergeblich standen die Musikcorps nicht weit vom dichtesten Geschütz- und Gewehrfeuer und spielten mit heldenmäßiger Aufopferung die anfeuerndsten Melodien – es war ein Augenblick an diesem heißen Schlachttag, wo die Wagschaale fast schwankte und wo es den Anschein hatte, als sollte der Drache Griesgram siegen und die Freude auf ewig gefesselt bleiben. Die zahllosen

Zuschauer, namentlich die Buben unter ihnen, waren jubelnd und schreiend dem Kampfe gefolgt, ja, die letzteren hatten sich das Feldgeschrei der beiden Heere zu eigen gemacht, und wo eine Anzahl schrie: ›Hie Maitrank!‹ da konnte man sicher sein, daß eine andere Schaar unter dem Rufe: ›Hie saurer Wein!‹ über sie herfiel.

Der Prinz Maiwein, der sich auf einen gedrungenen Braunen geschwungen hatte und neben Roderich hielt, sah mit großer Freude zu, wie muthig sich seine Völker für ihn opferten, und wollte der wilden Jagd lange nicht den Befehl geben, sich am Kampfe zu betheiligen. Vergeblich hatte Roderich sogar seinen Adjutanten mit der Meldung zurückgeschickt, daß die Schlacht ganz verzweifelt stehe, und erst als nun der Ritter Neidhart von Isegrimm mit seinem blutrothen Mantel hoch auf der Schanze erschien und hohnlachend seine schwarze Fahne schwang, da erlaubte Seine Hoheit erst, daß die wilde Jagd hervorbreche.

»Hurrah, die wilde Jagd!« erscholl es aus hundert Bubenkehlen – »Hurrah!«

Ja, sie stürmte heran unter Hörnerklang und Peitschenknall, unter dem Gebelle der Rüden, unter dem Halloh der Jäger, unaufhaltsam, kein Hinderniß achtend. Mit einer wahren Wuth warfen sich die Jäger zu Fuß auf die Verschanzung, rissen sie aus einander und schwangen sich, ihre langen Jagdstöcke als Springstangen benutzend, über die Baumäste hinüber, ihnen nach die Reiter, Rodenberg auf seinem Rappen, der kaum mehr zu halten war, voran. Nur eine geringe Aufmunterung brauchte

er dem edeln Thiere zu gehen, und es trug ihn in Einem Satze in die Verschanzung hinein bis dicht vor den Ritter Isegrimm, der, dieser Tapferkeit weichend, ohne sein zweihändiges Schwert auch nur noch einmal zu gebrauchen, dem Burgthore zufloh mit einer Geschwindigkeit, die durch den wehenden Scharlachmantel und die wallenden rothen Federn einen erhabenen Anblick bot.

Doch war ihm das Verhängniß dicht auf den Fersen: Rodenberg nämlich folgte ihm über alle Hindernisse hinweg und erwischte an der Zugbrücke einen Zipfel von dem rothen Mantel des Burgherrn – leider nur diesen, denn der tapfere Neidhart von Isegrimm verschwand mit Zurücklassung seines Kleidungsstückes durch das Burgthor, welches donnernd hinter ihm zugeschlagen, verriegelt und verrammelt wurde.

Da hörte der wilde Jäger, daß in der Burg die Signalhörner außerordentlich ermunternd zum Angriff bliesen und daß die Zuschauer, die oberhalb der Fahnenburg postirt waren, ihm eifrig zuriefen. Er wandte seinen Blick rasch gegen die letzteren und bemerkte mit Vergnügen, wie manch' weißes Taschentuch in zarter Frauenhand ihm entgegenwehte, aber er sah auch nicht ohne einige Besorgniß, daß ihm andere Hände hastig Zeichen machten, zurückzukehren. In der richtigen Voraussetzung, daß vor der Burg das Geschütz zu spielen anfangte oder daß man vielleicht im Begriffe sei, die Angreifer von den Mauern aus mit Balken oder siedendem Oel zu bedienen, ließ er seinen Rappen rasch einen Satz vorwärts machen und hatte sich auf diese Art eben in Sicherheit gebracht,

als von den Zinnen der Burg eine mächtige Feuerspritze zu spielen anfang und die nahe stehenden Hellebarriere und Büchenschützen mit einem tüchtigen Strahle gehörig durchnäßte; auch die Reiterschaar erhielt ihren Theil von dieser gut gerichteten Ladung, wobei es traurig anzusehen war, wie manches Wamms schwer durchnäßt wurde, wie an manchem tapferen Schwerte Wasser statt Blut herabließ und wie die langen Straußenfedern auf manchem breitkrämpigen Hute schlaff und geknickt herabhängten; es war eine furchtbare Batterie, die da oben spielte, um so wirkungsvoller für manches Costume, als gleich darauf aus einer Balliste oder sonst einer Wurfmaschine weißes Mehl und Gypskörner in hohen Bogen herübersausten.

Da die angreifende Truppe ungedeckt in diesem gefährlichen Geschützfeuer stand, so war nichts zu thun, als zum Rückzuge zu blasen, weiter unten eine gedeckte Stellung zu nehmen und alsdann vorsichtiger und vielleicht auf einer anderen Seite wieder zum Angriffe vorzugehen.

»Die Attaque war famos,« hörte man eine Stimme aus der Reiterschaar sagen, deren Besitzer in der Kleidung des neunzehnten Jahrhunderts den Geharnischten folgte, »auf Ehre, *superbe!* Aber der Wasserguß und die Mehlpuderung ist doch eine etwas gar zu trichinenhafte Art, einen Sturm abzuschlagen. – Seine Durchlaucht haben auch tüchtig etwas abgekriegt?«

»Es ist nicht so bedeutend,« erwiderte der Gefragte; »mein Pferd stieg im richtigen Augenblicke ein wenig und

hat mich ziemlich beschützt. – Bah, was schadet auch uns jungen Leuten ein klein wenig Durchnässung!«

Nach diesen Worten berührte Seine Durchlaucht mit der Hand seinen Schnurrbart und sein Haupthaar, fuhr auch leicht an seinen Wangen herunter und betrachtete alsdann aufmerksam seine Fingerspitzen; da er aber, weil die Farbe recht fest hielt, ein günstiges Resultat fand, so warf er sein Pferd aus der Reihe heraus gegen einen Wagen voll schöner Zuschauerinnen und grüßte sie, in kurzem Galopp vorüberreitend, mit einer graziösen Handbewegung.

Der wilde Jäger war der Einzige, welcher einen Vortheil bei dem verunglückten Angriffe davon getragen hatte, den rothen Mantel des Ritters Isegrimm nämlich, welchen er nun als Schabracke auf seinen Sattel legte, was prachtvoll aussah, die Freude der Zuschauer erhöhte, aber einen eben so heftigen Schmerz in der Brust des tapferen Ritters droben hervorrief. Man entnahm dies aus einigen nicht gut wiederzugebenden Rufen, welche Neidhart von Isegrimm durch das Sprachrohr mit seiner Stenstorstimme herabrief.

Der jetzt abgehaltene Kriegsrath beschloß, daß ein Theil der Truppen, namentlich die Constabler, den Feind von der Stelle aus, wo sie standen, mit einem mörderischen Feuer bedienen sollten, während ein Theil des Heeres, worunter die besseren Truppen, die Fahnenburg in größter Stille und Heimlichkeit zu umgehen hätten, um sie auf einer anderen zugänglichen Seite zu erstürmen.

Um die Belagerten möglichst zu täuschen, blieben die Musikcorps bei den Constablern stehen und spielten, um das Siegesbewußtsein des diesseitigen Heeres auszudrücken, allerlei angenehme und scherzhafte Weisen, was alsdann in der Burg einen wunderbar beruhigenden Eindruck ausübte, denn nicht nur hörte die Batterie auf, zu spielen, sondern man bemerkte auch, wie auf der Plattform des Thurmes ein Tisch aufgestellt wurde, wie man denselben mit Eßwaaren aller Art und mit Humpen bedeckte, und wie der Ritter Neidhart von Isegrimm mit seinem Burgcaplan, der Drache Griesgram, ja, sogar die gefesselte Freude daran Platz nahmen und fröhlich tafelten.

Während dessen aber schlich das nimmer rastende Verhängniß still, heimlich, aber sicher aus einem großen Umwege um die Burg herum, von einem ortskundigen Landmanne geführt, und dieses Verhängniß, vertreten durch die Muthvollsten des wilden Heeres und angeführt durch Rodenberg, der seinen Rappen, wie auch die Uebrigen ihre Pferde, im Lager zurückgelassen hatte, begann jetzt langsam einen kleinen Fußweg hinaufzuschleichen, der oben zu einer schmalen Pforte führte, die, wie man hoffte, in diesem Augenblicke nicht sorgsam bewacht war.

Leider für die Belagerten war dies auch der Fall: es ist nur zu wahr, daß schlechtes Beispiel die vortrefflichsten Sitten verdirbt, und kaum hatten die tapferen Kriegsknechte auf der Zinne der Burg und im Hofe erfahren, daß ihr unerschrockener Anführer im Angesichte

des Feindes behaglich tafele, so setzten sie nicht nur Küche und Keller des Schlosses in Contribution, aßen und tranken jubelnd und nach Herzenslust, sondern sie öffneten auch wie zum Hohne das Burgthor, um die Musik besser hören zu können. Und als dieselbe nun draußen gar den Bacio-Walzer spielte, da hielten sich die Hellebardiere, Büchenschützen und Constabler in der Burg nicht länger, sie holten die Burgmägde herbei und tanzten, daß es eine Freude war.

Dies war der schreckliche Moment, wo es mit dem Geschlechte der Neidhart von Isegrimm zu Ende gehen, wo der Drache Griesgram überwunden zu Boden liegen und die holde Freude entfesselt werden sollte. Die kleine Pforte an der Hinterseite der Burg war allerdings geschlossen, aber das Schloß gab dem mächtigen Drucke von Rodenberg's Schultern nach, und ihrem wilden Führer folgend, stürmten die Tapfern mit hochgeschwungenen Schwertern und dem donnernden Rufe: ›Hie Maitrank! Hie Freude!‹ in den Schloßhof unter die Tanzenden.

Spätere Geschichtschreiber haben erzählt, daß der Ritter Neidhart von Isegrimm gerade im Begriffe gewesen sei, den gefüllten Pokal zu leeren, als er den verhängnißvollen Schlachtruf seiner Feinde im Innern der Burg vernahm – ja, daß er diesen Pokal mit größter Seelenruhe wirklich geleert, sich die Lippen abgewischt, alsdann nach seinem zweihändigen Schwerte gelangt und die großen, in seinen Verhältnissen so denkwürdigen Worte

gesprochen habe: »So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf!«

Den Kampf würdig zu schildern, der sich nun entspann, sowohl im Schloßhofs selbst als in den Gängen und Treppen der Burg, ist eine Aufgabe, die wohl die Kraft meiner Feder übersteigt. Durch das offen gebliebene Burgthor sprengte der sinnreiche Junker von der Mancha mit eingelegter Lanze, gefolgt von Sancho Pansa, in den Hof, und während die Blume spanischer Ritterschaft bei jedem noch so leichten Zucken seines Armes mit der gewaltigen Lanze einen Feind hätte zu Boden strecken können, zerbläute sein treuer Schildknappe die Rücken der Fliehenden mit einer ellenlangen Cervelatwurst. – Ja, sie flohen, die Tapfern, nach einer sehr kurzen Gegenwehr; doch kamen sie nicht weit, da sich vor dem Burgthore die indianischen Reiter befanden, welche jeden, der sich blicken ließ, mit dem Lasso einfingen und dem auf solche Weise zum Gefangenen Gemachten die Hände banden.

Während nun auch Roderich mit seiner Reiterschaar erschien, um die Burg in Besitz zu nehmen, tobte auf einer Terrasse unterhalb des großen Thurmes vor den Augen der jauchzenden Zuschauer ein eben so mörderischer wie interessanter und wüthender Kampf zwischen dem wilden Jäger und dem grimmigen Neidhart.

Sah man auf dieser Seite mit Schaudern und Entsetzen die rohe, gewaltige Kraft wüthen, wenn der von Isegrimm seinen Zweihänder unter dem leichten Angstrufe mancher der zuschauenden Damen durch die Luft sausen

ließ, so mußte man auf der andern Seite die Gewandtheit bewundern, mit der der Rodenberger diesen wuchtigen Hieben auswich und dafür den Panzer seines Gegners mit krachenden Schlägen seines kurzen Hirschfängers bediente. Dabei sah man wohl, daß der wilde Jäger die Absicht hatte, seinen Gegner an die Thurmterrasse hinauszudrängen, wo demselben der lange Zweihänder von keinem Nutzen mehr sein konnte. Jetzt schien dieser Augenblick, wenn auch auf andere Weise, gekommen, denn ein furchtbarer Hieb, den der wilde Jäger auf den schwarzen Ritter führte, traf die Klinge des Zweihänders so gewaltig, daß sie absprang, worauf der von Isegrim, sich mit dem Griffe wehrend, in dem Eingange der Treppe verschwand, der zum Thurme führte. Unter lautem Halloh folgte ihm der wilde Jäger; man hörte die beiden tapferen Kämpfer die Stufen der engen Treppe zerstampfen.

Athemlos horchten die Zuschauer und blickten hin mit weit aufgerissenen Augen.

Jetzt wurde auf der Mauerzinne der rothe Federbusch des Burgherrn sichtbar, hart bedrängt von seinem Gegner, der ihn an der Gurgel gepackt zu haben schien, denn nach der Sitte edler Ritterlichkeit hatte der wilde Jäger sein kurzes Schwert ebenfalls weggeworfen, nachdem der Andere entwaffnet war, und ein wüthendes Ringen der beiden kräftigen Gestalten verwandelte den schlacht- und thatenreichen Tag in einen Einzelkampf, von dessen Ausgang das Schicksal der Burg abhing.

Da zeigten sich Beide, eng umschlungen, auf der Plattform des Thurmes; doch schien die Kraft Neidhart's von

Isegrimm erschöpft; unter dem riesigen Griffe seines Gegners war er besiegt, geknickt, wehrlos – seine Arme hingen schlaff am Leibe herunter, aber fort und fort drängte ihn der wilde Jäger zuerst empor, dann, an der Mauerzinne – Schaudern ergriff der Zuschauer Menge –, hob er ihn wie einen Federball auf und stürzte ihn von dem hohen Thurme hinab auf die zackigen Felsen, wo er leblos lang ausgestreckt liegen blieb.

Ein Aufschrei aus tausend Kehlen – dann momentane Grabesstille – –

Manches Auge hatte sich in der That schaudernd abgewandt, um nach ein paar Secunden scheu und vorsichtig hinzublicken, wo die entsetzliche That geschehen. Landsknechte waren eilfertig hinabgestiegen, um den Körper des Gefallenen aufzuheben und empor zu tragen; sie handhabten die anscheinend schwere Masse mit einer erstaunenswerthen Leichtigkeit, ja, der Eine warf dem Anderen den ganzen Neidhart von Isegrimm mit Rüstung und Federhut in die Arme; dann wurde er mit steifen Gliedern auf eine rasch zusammengebundene Bahre gelegt, um im Siegeszuge nach dem Lager gebracht zu werden.

Da er im Kampfe um seine Burg, also in allen Ehren gefallen war, so deckte man ihn mit der Flagge seines Schlosses zu, und die vorausschreitende Musik spielte zur Erheiterung und Aufklärung der Zuschauer:

»Was kommt dort von der Höh?

Was kommt dort von der Höh?

Was kommt dort non der ledernen Höh,
Ça ça ledernen Höh? Was kommt dort von der
Höh?«

Worauf die Träger jubelnd sangen:

»Es ist der Isegrimm,
Es ist der Isegrimm,
Es ist der lederne Isegrimm, Ça ça Isegrimm,
Es ist der Isegrimm.«

Dem Gefallenen folgte der Sieger, wobei es sich Rodenberg nicht nehmen ließ, den Drachen Griesgram an der Kette, mit welcher er seither die Freude gefangen gehalten, neben sich her zu führen. Der Jubel der Zuschauer über die Erscheinung des Drachen war so außerordentlich und rauschend, daß sich Walter einiger Maßen gekränkt fühlte und feierlich schwor, sobald er im Lager angekommen sei, wolle er sich die Tracht des geringsten Troßknechtes zu verschaffen suchen, denn mit dem Aussterben der Kunst sei auch der Sinn für alles Edle und Schöne bei den poesielosen Menschen erloschen.

Die entfesselte Freude, mit einem Blumenkranze geschmückt, wurde auf einer Art Tragsessel, aus Zweigen und Laubgewinden bestehend, in der Mitte der siegreichen Schaar von derselben getragen.

Drunten waren unterdessen auf die erste Nachricht des Sieges hin die großen Weinfässer angestochen, die Proviantkörbe ausgepackt, kurz, Alles zu dem großen Freudenmahle hergerichtet worden, bei welcher Veranlassung sich Bacchus und der nicht mehr trübselige Pan,

Freudenthränen vergießend, einander in die Arme stürzten.

Daß die Gefangenen sogleich freigegeben und bei dem nun folgenden Verbrüderungsfeste in das siegreiche Heer eingereiht wurden, versteht sich ganz von selbst, und so war denn mit Einem Male der eben noch so kriegerische Schauplatz der unerhörtesten Heldenthaten in ein heiteres Gelage verwandelt.

Seine Hoheit der Prinz Maiwein hatte sein Gezelt ebenfalls verlassen und sich mit den fremden Gästen, welche muthig am Kampfe Theil genommen, unter die Fröhlichen gemischt, wobei er jedoch mit dem Feldhauptmanne und dem ohne Rüstung wieder zum Vorschein gekommenen Ritter Neidhart von Isegrimm der Mittelpunkt des Ganzen blieb. Der Drache Griesgram, der leider kein Costume eines Troßknechtes auftreiben konnte, hatte sich eilig seiner bezeichnendsten Embleme entledigt, wodurch die bei seinem Anblicke stets rege werdende Lachlust gelegt und er wieder ein Mensch unter anderen Menschen geworden war, obgleich er sich noch sehr verkannt vorkam – wie unter Larven die einzig fühlende Brust. Einen kleinen Trost gewährten ihm die riesigen Humpen und Krüge voll lieblichen Weines, welche unablässig aus den großen Fässern gefüllt wurden.

Wo war aber der eigentliche Sieger des letzten großen Kampfes geblieben? Mit dem Zuge der Gefangenen im Lager angelangt, hatte ihm Seine Hoheit selbst einen schäumenden Pocal credenzt; dann begab sich der wilde Jäger zu seinen Reitern und sorgte dafür, daß die Pferde

im kühlen Schatten angebunden und nach der Anstrengung des heutigen Morgens gehörig gepflegt wurden. Seinem Rappen widmete er dabei die größte Sorgfalt und gab einem der Husaren, die bei ihm waren, die bestimmtesten Befehle, dafür Sorge zu tragen, daß der Rückzug Abends zur Stadt in gehöriger Ordnung vor sich gehen könne. Hierauf sah er sich nach seinen beiden Gefährten um, von denen der Teufel sich auf dem Feste gütlich that, während der Tod nicht weit von seinem Pferde mit über einander geschlungenen Armen an einer Buche lehnte und ernst auf das lustige Treiben blickte.

»Ich kann mich nicht entschließen,« sagte er zu dem herantretenden Rodenberg, »mich unter die Fröhlichen zu mischen. Mit dem Anzuge, den ich auf dem Leibe habe, ist jener düstere Geist wieder über mich gekommen, der mir sonst nur in tiefer mächtiger Stunde, wenn ich einsam bin und mich sehr allein fühle, zur Seite schreit.«

»Bah, wer wird solche Gedanken an einem so heiteren Tage haben! Gehe hinab zu den Lustigen, setze dich mitten in ihren Kreis und singe ihnen:

*Mihi est propositum,
In taberna mori*

das wird in dem Munde des Todes von schlagender Wirkung sein!«

»Warum sagtest Du: *geh' hinab*,« fragte Knorx mit einem forschenden Blicke auf den Anderen, »und nicht:

komm' herab? Hast Du etwas Besonderes vor, das Dich abhält, mit dabei zu sein?«

»Im Gegentheil,« lachte der wilde Jäger, »ich hoffe, später noch sehr dabei zu sein; doch hielt ich es für meine Pflicht, nach den Pferden zu sehen, und um ehrlich zu sein, will ich Dir gestehen, daß ich mich ein wenig in die Waldeinsamkeit zurückziehen möchte. Mich hat dieser Kampf, obgleich es ja nur ein Scherz war, tüchtig aufgeregert. Ein Trinker bin ich leider ohnehin nicht, wie Du weißt, und da werde ich mir ein stilles Plätzchen aufsuchen, wo ich mich auf den Rücken lege, um an den Baumwipfeln hinauf zu schauen. Und ich liebe es sehr, so von unten herauf in die Laubmassen zu blicken, besonders wenn sie von der Sonne goldenen Fäden durchzogen sind; darin liegt ein eigener Zauber. Verstehst Du mich?«

»O ja, ich verstehe Dich,« gab der Tod mit einem leichten Seufzer zur Antwort. »Auch ich ruhe gern unter der Eiche rauschenden Baumgipfeln, doch liebe ich es, wenn sie vom Mondlichte beschienen sind; ich kann mir dabei einbilden, ich läge im Grabe.«

»Nun, das sind Gedanken, die Deiner heutigen Maske alle Ehre machen, die Einem aber den heiteren Tag verderben könnten. Nein, nein, ich will nichts von dem Grabe und von Dir, ich will ein Stück duftenden Waldes, einen glänzenden Sonnenstrahl und ...« Was der wilde Jäger sonst noch wollte und wünschte, verschloß er wohlweislich in seiner Brust.

»So will ich Dich begleiten,« sagte Knorx, »und mich zwingen, Geschmack zu finden an Deinem zudringlichen Sonnenlichte. – All' das Licht und all' das Gedudel von heute hat mir schon genug Qual verursacht, und wenn ich nicht hätte herabschauen können auf mein beruhigendes Grippe, so hätte ich es kaum ausgehalten. Komm', laß uns gehen.«

»Mit Dir? – Der Himmel soll mich bewahren; da laß ich mich lieber vom Teufel holen, der Dir da unten mit Glas und Kopf entgegennickte. Denke doch, wie würde ein harmloser Spaziergänger erschrecken, wenn er dem Tode und dem wilden Jäger begegnete!«

»Ah, Du hoffst harmlosen Spaziergängern zu begegnen? Das ist etwas Anderes. Ich bin nicht indiscret – also bis nachher!«

Damit wollte der Tod ohne Weiteres davongehen, doch hielt ihn Rodenberg am Arme zurück, indem er ihm lachend sagte: »Trotz Deiner rauhen Außenseite bist Du doch ein feiner Kerl und vortrefflicher Menschenkenner. Ich danke Dir; sei aber nicht nur discret, sondern thue mir noch einen anderm Gefallen.«

»Ist Dir Jemand im Wege,« erwiderte der Tod mit einem melancholischen Grinsen, »den ich vielleicht nieder-mähen soll? In dieser Richtung thue ich Dir schon etwas zu lieb.«

»Im Gegentheile, ich brauche Deine Hülfe, um meine wilde Jagd vor allen unseren dicken, sauflostigen Teufeln da unten aufrecht zu erhalten. Thue mir die Liebe und ermahne sie in Deiner bekannten eindringlichen Manier,

des Guten nicht zu viel zu thun; ich möchte gern meinen Rückzug heute Abend in die Stadt in anständiger Verfassung halten.«

»Ich will die Kerls ermahnen,« versetzte Knorx; indem er seinen Blick düster über die Gruppe der Trinker hinschweifen ließ – »aber werde ich mehr vermögen, als unsere Prediger, die ihren Lastern vergebens den zeitlichen und ewigen Tod gegenüber stellen? Aber ich will's versuchen – nun denn, auf Wiedersehen!«

Der Tod ging langsamen Schrittes von dannen und wurde drunten im Lager nicht nur mit großem Jubel empfangen, sondern Rodenberg hörte auch gleich darauf die Weise des demselben vorhin empfohlenen Liedes von einem der Musikcorps spielen.

Wie kräftig und wohlthuend brausten die Töne durch den Wald, und welch' lachendes Bild gab dabei das Lager der Künstler, die kleine Waldwiese, wo sie um die großen, mit Laubgewinden verzierten Fässer lagerten, dicht geschaart, in seliger Eintracht, der Troßknecht neben seinem Heerführer, ein jubelnder Landsknecht, das Glas hoch erhoben und mit seinem Souverain anstoßend; der Burgherr neben dem Bauersmann, ein paar ernste Constabler zwischen einer Schaar von Waldteufeln. Dabei hatte Jeder sein Haupt umwunden mit einem Kranze von Farrenkräutern oder Eichenlaub, dabei blitzten die Augen und glänzten die gerötheten Gesichter, dabei tanzten Bacchus und Pan um eines der Fäßchen herum, und über all' dem Jubel, über all' dem Gesange aus hundert Männerkehlen, über lautes Gelächter und einen schrillen

Ausruf der Freude tönnten die ernstesten, gemessenen Klänge der Musik weit, weit in den Wald hinauf.

XIV. DU BIST WIE EINE STILLE STERNENNACHT.

Ja, weit, weit in den Wald hinauf tönnten die Musikklänge, das Echo wachrufend, und waren dort noch deutlich vernehmbar – weit vom Lagerplatze, wo jetzt der wilde Jäger stand, sein Barrett abnahm und das lockige Haar aus der glühenden Stirn strich. Dann warf er einen Blick auf seinen Anzug, zog die herabgesunkenen hohen Reiterstiefel etwas hinauf, rückte den Schwertgurt zurecht und nahm sein Hüfthorn von der Schulter.

Hoffe und fürchte! war die Inschrift desselben, und er dachte: ein schöner Spruch; wie froh bin ich, daß es nicht umgekehrt heißt: Fürchte und hoffe! – Wenn ich auch vor etwas Unangenehmem gerade nicht viel Angst habe, so ist es doch ermunternder, wenn man zuerst hoffen kann und sich dann erst zu fürchten braucht. Und was habe ich zu fürchten, nachdem ich gehofft und meine Hoffnung in Erfüllung gegangen ist – die Hoffnung, sie wiederzusehen!

Unter diesen Gedanken war er an den Fuß der Fahnenburg gelangt, an denselben Platz, wo er damals gezeichnet. Hier unten so wie auch droben auf der Veste war Alles so ruhig und still, daß man nicht hätte glauben sollen, hier habe vor kaum einer Stunde ein erbitterter Kampf gewüthet. Die zahlreiche Zuschauermasse, welche noch vor Kurzem die breite Fahrstraße besetzt gehalten

hatte, war verschwunden, die Meisten von ihr nach Hause zurückgekehrt, und nur Wenige hatten sich drunten in der Nähe des Lagers der Künstler abermals aufgestellt. Rodenberg athmete aus tiefer Brust in dem wohlthuenenden Gefühle, mit seinen Gedanken allein zu sein. Diese Gedanken aber eilten geschäftig hin und her, flogen zur Fahnenburg hinauf, wo er sie zum ersten Male gesehen, zeigten ihm das Blatt Papier, das er für sie gezeichnet, sie riefen ihren Namen: Juanitta, sie zogen und schoben ihn vorwärts zur Moosbank an der Quelle, sie flüsterten ihm zu, daß das schöne Mädchen ihn erwarte, daß sie ihm zum Zeichen ihres Wunsches, ihn wiederzusehen, das Horn gesandt, und daß er nichts zu thun habe, als dieses Horn an seine Lippen zu setzen, um ihr in einem weichen, sanft anschwellenden Tone zu sagen, daß er da sei.

Da nun diese seine Gedanken mit dem heißen Wunsche seines Herzens übereinstimmten und er fand, daß sie mit ihrem Rathe vollkommen Recht hatten, so setzte er das Horn an den Mund und entlockte ihm einen sanft klingenden Ton.

Alles blieb still um ihn her.

Er erinnerte sich aus alten Geschichten und Märchen, daß ähnliche Zeichen dreimal gegeben würden, und da er auch zum zweiten Male vergeblich geblasen hatte, so entlockte er zum dritten Male seinem Horn einen mächtigen, weithin klingenden Ton.

Wie schlug ihm das Herz in Erwartung einer Antwort, und wie klopften seine Pulse, als er nun diese lang erwartete Antwort vernahm: den Ton eines Horns, weich nachklingend, melancholisch!

Woher der Klang des Horns kam, wußte der wilde Jäger ganz genau, er konnte nicht fehlen. In raschen Sätzen, mit hochklopfendem Herzen, mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen eilte er den kleinen, geschlungenen Pfad hinab, der uns schon wohl bekannt ist. Schon hörte er das Rauschen der Quelle, schon erblickte er durch die Büsche den Glanz des Wassers, da stand er noch einen Augenblick still, sich gewaltsam zurückhaltend, wobei er die rechte Hand fest auf seine Brust drückte. Er fühlte, wie sein Blut heftig durch die Adern strömte, wohl in Folge des aufregenden Kampfes, auch vielleicht des Trunkes, den er hastig gethan. Wohl war er es selbst, der hier hoch aufathmend stand, und doch ein ganz Anderer als der, welcher vor einigen Tagen hier gewandelt. Wie er an sich herunterblickte und sein ritterlich Gewand sah, das schimmernde Wehrgehänge, das glänzende Horn, da kam es ihm vor, als sei er zurückversetzt in jene Zeit der ritterlichen Minne, wo ein ganzes Leben ausgedrückt war in die Worte: Alles für Gott und meine Dame! – wo man sich der Geliebten zu Füßen warf, wenn man sie nach langem, vergeblichem Bemühen endlich gefunden, wo man ihre Hand mit Küssen bedeckte, indem man ausrief: welch' seliger Tod, hier zu enden!

Es waren abermals seine Gedanken, dämonischen Geistern gleich, die ihm solches zuraunten und die ihm verstohlen und leise flüsternd von geöffneten Armen erzählten, von glühenden Lippen und von den drei süßen Worten: Ich liebe dich!

So bewegt und erregt stürzte er vorwärts. Da war der stille, trauliche Platz mit der Moosbank und dem natürlichen Dache von Schlingpflanzen, da rauschte die Quelle, da flüsterten die Zweige, von einem leichten Winde bewegt, da blickte er rings um sich her – ach, die er suchte, sie, an die er so glühend gedacht, war nicht da!

Es gibt Augenblicke der Erwartung, wo wir eine Täuschung für unmöglich halten, wenn wir auch gar nicht berechtigt sind, die Erfüllung unserer Wünsche zu verlangen. So ging es Rodenberg: er konnte den Gedanken, sie nicht hier zu finden, so wenig fassen, daß er, heftig mit dem Fuße stampfend, nach allen Seiten forschend um sich blickte und daß er mit allen Zeichen der Ungeduld, ja, wir müssen gestehen, der zornigen Erregung jeden Winkel bei der Quelle untersuchte, ob sie nicht irgendwo zu finden sei; er blickte hinter die Moosbank, er hob die Ranken der Schlingpflanzen auf; er meinte, sie an Orten finden zu müssen, wo gar kein Versteck möglich gewesen wäre, und als er endlich, des vergeblichen Suchens müde, abließ, auf dem kleinen Platze hin und her zu rennen, warf er sich mit einem tiefen Seufzer über seine getäuschte Erwartung auf die Moosbank, wo er den Kopf in die Hand stützte und, nachdem er das Barrett

weggeworfen, seine Finger in heftiger Bewegung tief in sein blondes, krauses Haar vergrub.

»A–a–a–ah,« machte er, nach einer langen Pause auf-fahrend, »wie fest habe ich an sie geglaubt, wie fest auf sie vertraut! – Und nicht auf ein Wort, leicht hingeworfen, das ganz zweideutig gewesen wäre, wie man gewollt – im Gegentheil, sie hat mir mit klaren Worten versprochen, ich dürfe sie wiedersehen! Sie hat heute Morgen, als ich an ihrem Fenster vorüberritt, meinen Gruß so bedeutungsvoll erwidert, als es nur möglich war, und – was die Hauptsache ist – sie und Niemand anders hat mir dieses Horn geschickt, sie hat mich aufgefordert, zu hoffen, freilich auch zu fürchten, und als ich vorhin aus diesem Horn einen Ton in den Wald hinein erklingen ließ – eine weithin schallende Frage nach ihr –, erhielt ich eine Antwort, eine Aufforderung, sie zu besuchen! – Und da bin ich nun!« rief er, hastig emporspringend, »und will sie suchen hinter jedem Stamme, hinter jedem Busch, und will ihr folgen wie ein ächter wilder Jäger bis an's Ende der Welt!«

Horch', was war das? – War es der Laut eines Vogels, war es vielleicht eine Nachtigall, die, von dem Lärm und dem Waffengeklirr im Walde aufgeschreckt, am hellen Mittag ihren wundervollen Triller ertönen ließ?

Rodenberg blickte erstaunt und verwundert um sich her, er athmete tief und schwer, doch ruhiger als einen Augenblick vorher. War es doch gerade, als wirke hier an diesem traulichen Orte derselbe Zauber abermals und noch mächtiger auf ihn ein, der ihn vor Kurzem gefesselt!

Da erklang der himmlische Ton dieser Stimme auf's Neue, ein Triller, kaum vernehmbar, Anfangs süß, melodisch, verlockend, dann anschwellend zu Lust und Freude und neckisch lachend.

Der Ton kam von oben, unverkennbar war die Richtung, woher er kam. Rodenberg blickte aufwärts, und was er sah, ließ ihn unwillkürlich seine Hände zusammenfalten und wie bittend an die Lippen drücken.

Da saß sie, die er gesucht, nach der er sich so heiß gesehnt, hoch über seinem Haupte auf einem Vorsprunge des Felsens, wunderbar anzuschauen in ihrem Gewande als Göttin des Waldes oder als Jägerin. Merkwürdiger Weise paßte ihr Anzug bis auf die kleinsten Einzelheiten zu dem seinigen: der Schnitt, der Stoff, die Farbe. Um ihre Schultern hing an einer ähnlichen Kette, wie er sie hatte, ein kleines Horn, dem seinigen gleich; an ihrem Gürtel war neben dem Waidmesser ein kleiner Köcher mit Pfeilen befestigt und auf den Knien hielt sie eine Armbrust. Anstatt des Barretts hatte sie ihr Haupt mit einem Kranze aus Epheu verziert, unter dem ihr dichtes, schwarzes Haar nach allen Seiten hervorquoll und der mit seiner dunklen Farbe ihrem Gesichte einen ernsten Ausdruck verlieh, obgleich die großen und schönen Augen so schalkhaft heiter wie früher blitzten und obgleich ihre Lippen das reizendste Lächeln zeigten, während sie sang, und

»Sie sang ein Lied dabei,

Das hatt' eine wundersame, gewaltige Melodei.«

Wir könnten hier füglich in den bekannten Versen fortfahren, denn der Anblick des schönen Mädchens übte auf Rodenberg die gleiche Wirkung, wie der Anblick der Wassernixe auf den unglücklichen Schiffer: sein Herz schlug in einem gewaltigen und doch so süßen Weh, und wenn er ein Schiff zu steuern gehabt hätte, so würde es sicher an dem Felsen zerschellt sein, auf dem sie saß und von wo herab sie ihn mit ihren silberreinen Tönen wie mit einem Meere von Perlen überschüttete.

»O, halt' ein, halt ein!« rief er endlich aus, wobei er die rechte Hand flehend zu ihr erhob und mit der linken die geblendeten Augen bedeckte. »O, halte ein und schone mich armen Sterblichen! Dein Anblick, schöne Waldgöttin, allein wäre genug, um mich wahnsinnig zu machen, und wenn ich auch meine Augen schliesse, so dringt doch Dein zauberhafter Gesang durch das Ohr in meine Brust und verzehrt mein Herz mit heißer, ungestillter Sehnsucht!«

Ungefähr so drückte er sich aus, und was seiner Bitte allenfalls in richtiger Folgerung der Sätze abging, das ersetzten seine flammenden Blicke und der innige Ausdruck seines schönen, glühenden Gesichtes.

»Ich erfülle mein Versprechen. Du siehst mich wieder.«

»Ah,« rief er in beinahe schmerzlicher Bewegung aus, »traue Einer den falschen, räthselhaften Worten dieser Waldnymphen und neckenden Feen! Sie erscheinen, um unsere Sinne zu verwirren, und entschweben lachend, nachdem sie uns für das Leben unglücklich gemacht haben!«

»Diese Anklage ist unrichtig,« gab sie ihm zur Antwort; »wir warnen Euch mit redlichem Gemüthe und geben nur halb gezwungen Euren Bitten nach, Euren flehenden Bitten, uns wiederzusehen.«

»Und das nennst Du ein Wiedersehen?« rief er ärgerlich – »ein Wiedersehen, nach dem ich mich so innig gesehnt, das nur als Hoffnung im Stande gewesen wäre, mein Leben erträglich auszufüllen? – Doppelsinnige Fee, das ist Dein Wiedersehen! Warum hast Du mir nicht lieber gesagt: schaue in tiefer Nacht diesen oder jenen glänzenden Stern an und bilde Dir ein, es sei mein Auge – o, ich wäre glücklich gewesen, hätte ich statt Dir ein Sternbild angebetet, es würde mich ruhig und mild anschauen, allmählich, langsam und in seinem milden Glanze mich tröstend über mein Haupt dahinziehen, während Du erscheinst wie ein glänzendes, blitzendes Meteor, die Sinne betäubend, das Herz verzehrend!«

Sie lachte laut und lustig, ehe sie erwiderte: »Hast Du etwas Anderes von mir verlangt, wilder Jäger, als ein Wiedersehen? Nun gut, das habe ich Dir bewilligt – was willst Du mehr, unersättlicher Sterblicher?«

Rodenberg hatte vorhin, während er sprach, mit prüfendem Blicke die Wand betrachtet, auf deren Höhe sie saß, und hatte gefunden, daß es für ihn, als gewandten Kletterer, ein Leichtes wäre, bis zu ihren Füßen zu gelangen; ob sie aber bei einem derartigen Versuche ruhig auf ihrem Platze bleiben oder in den grünen Büschen hinter

ihr verschwinden und ihm entgehen würde, war eine andere Frage, die er indessen so allmählig und unverdächtig, als es ihm möglich war, zu lösen beschloß.

»Das also nennst Du ein Wiedersehen, herzlose Waldnymphe?« sagte er, indem er mit einem Lächeln auf den Lippen auf die Moosbank sprang, den stärksten der darüber hängenden Zweige erfaßte und sich mit Leichtigkeit so weit in die Höhe schwang, um seinen Fuß auf die knorrige Wurzel einer Fichte zu setzen, die neben der Quelle emporwuchs. – »Wir Sterbliche,« fuhr er alsdann fort, »verstehen mehr unter einem Wiedersehen!«

»O, wilder Jäger,« erwiderte sie lachend von droben, »so hättest Du dir ein Wiedersehen ausbedingen sollen nach Deiner Art, wie es bei Euch Sterblichen gebräuchlich ist! Vielleicht hätte ich es bewilligt, wenn solche Bedingung mir nicht zu hart erschienen wäre – lasse sie mich aber nachträglich hören, während Du dich mir auf so anmuthige Weise näherst.«

Er hatte nämlich an der Fichte einen abgehauenen Zweig bemerkt; allerdings war derselbe sehr kurz und sehr glatt, doch war es ihm bei der ganz außerordentlichen Gewandtheit, die er besaß, gelungen, sich hinaufzuschwingen, während er den Stamm des Baumes mit dem rechten Arme umschlang, und so schwebte er zwischen Himmel und Erde, ihr schon um ein Bedeutendes näher gekommen, ein gewinnendes Bild an Schönheit, Kraft und Gewandtheit.

»Ein Wiedersehen,« sagte er nach einem leichten Athemzuge, »besteht bei uns Sterblichen aus drei schönen Einleitungsmomenten; der erste ist, wo man den theuren Gegenstand sieht, der zweite, wo man ein herzliches Wort mit ihm wechselt, der dritte, wo man seine Hand ergreift und an die Lippen drückt.«

»Ah,« erwiderte sie mit einem ernsthaften Kopfnicken, »das also ist die Einleitung . . . «

»Darauf,« fuhr er fort, indem er mit einem innigen Blicke aufwärts schaute . . .

»Halt, halt,« rief sie mit einer abwehrenden Bewegung ihrer kleinen, rechten Hand, »bei dieser Einleitung, von der bereits zwei Punkte erledigt sind, wollen wir stehen bleiben!«

»Und der dritte? – O, wenn ich nur die Fingerspitzen Ihrer schönen Hand küssen dürfte!«

»Damit Sie sehen, daß wir Waldgeister nicht gar zu hartherzig sind, so kann dazu vielleicht Rath werden; ich habe die Gewandtheit und die liebenswürdige Unbefangenheit bewundern müssen, mit der Sie sich mir genähert, – fahren Sie in diesem schönen Streben so fort, ohne aber,« setzte sie mit aufgehobenem Zeigefinger und ernstem Tone hinzu, »über Ihr Ziel hinauszugehen, denn dies müßte mein augenblickliches Verschwinden zur Folge haben.«

»Wie glücklich macht mich Ihre Erlaubniß,« rief er begeistert aus, »und wie leicht soll es mir werden, dieses wundervolle, dieses entzückende Ziel zu erreichen!« –

Bei diesen Worten schwang er sich von der Fichte gegen die Felswand, griff kräftig in eine der Spalten hinein und arbeitete sich ohne große körperliche Anstrengung in kurzer Zeit so hoch empor, daß sein Kopf in gleicher Höhe mit ihrem Fuße stand.

Sie blickte mit Wohlgefallen auf ihn herab, wobei es unter ihren halbgeschlossenen Augenlidern so eigentümlich heiß hervorleuchtete und wobei sie rasch und tief athmete, sichtbar seiner Anstrengung folgend.

Mochte er nun in ihrem Blicke etwas Ermuthigendes finden, genug, er klammerte sich einen Augenblick an der Felswand fest, und rasch, ehe sie dies vorhersehen konnte, drückte er seine Lippen auf ihren kleinen Fuß.

»Ei, ei, wilder Jäger,« rief sie ihm in ernstem, verweisendem Tone zu, »davon war nichts bemerkt in den drei Punkten, die Sie mir vorhin bezeichnet!«

»Verzeihung, schöne Waldfee,« erwiderte er in sanftem Tone, indem er sein erhitztes Gesicht mit bittendem Ausdrücke gegen sie wandte, »es war nur so eine kleine Unterabtheilung. – Doch kommen wir jetzt zu Punkt drei!« jubelte er laut und fröhlich, indem er sich zum letzten Male aufschwang und nun neben ihr auf dem bemoosten Steine Platz nahm. – »Dieser Sitz,« sagte er heiter lachend, »ist allerdings auch nicht ausbedungen, doch wenn die schöne Waldfee so außerordentlich gnädig sein will, einen Blick da hinunter zu werfen, so wird sie mir nach dem zurückgelegten Wege diese kleine Erholung schon gönnen! Darf ich sitzen bleiben?«

»Ich bewillige es,« sprach sie würdevoll. »Um nun den dritten Punkt in der Weise von Euch Sterblichen rasch zu erledigen, ist hier meine Hand.«

»Ah, Juanita!«

Den Weg von der Moosbank hier herauf hatte er in weniger Zeit zurückgelegt, als er jetzt zu brauchen schien, seinen ehrfurchtsvollen Handkuß auszuführen. Es war ein sehr langer und sehr inniger Kuß oder vielmehr eine angenehme Kette von kurzen und langen Küssen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes auf einander folgten. – »Ah!« wiederholte er, aber jetzt in traurigem Tone, als sie ihm endlich ihre Hand entzog; doch konnte er trotzdem nicht anders als sie mit einem dankbaren Blicke anzuschauen, denn sie hatte die Zeit dieses Handkusses ›nicht karg zugemessen‹ – »o mein Gott,« rief er aus, »wie rasch entschwinden die wenigen seligen Augenblicke dieses Lebens!«

»Freut Euch darüber, Ihr Sterblichen, daß die Zeit so gleichmäßig dahinrollt,« versetzte das schöne Mädchen, »über heitere und traurige Stunden hinweg; so wenig Ihr im Stande seid, ein lang andauerndes Leid zu ertragen, eben so gleichgültig müßte Euch nicht unterbrochene Lust und Wonne werden.«

»Ich glaube doch im letzteren Falle etwas leisten zu können,« gab er mit einem Seufzer zur Antwort, worauf sie erwiderte, ihre kleine Hand betrachtend:

»Nun ja, ich zweifle nicht daran. Doch, da ich nun die drei verlangten Punkte erfüllt habe,« fuhr sie, plötzlich

sehr ernst werdend, fort, »und da es, wie ich vorhin andeutete, für Euch Sterbliche besser ist, Euch in heilsamem Wechsel der Gefühle zu erhalten, so muß ich dem wilden Jäger erklären, daß hiermit unser Wiedersehen beendet sein muß.«

»Schon jetzt?« rief er, erschrocken aufspringend – »o, so unerbittlich wird die Fee des Waldes nicht sein!«

»Sie muß unerbittlich sein, denn sie gehorcht Gesetzen, die mächtiger sind, als sie.«

»Also dies war ein Wiedersehen ohne Hoffnung auf die Zukunft?«

»Haben Sie den Spruch auf Ihrem Jagdhorn gelesen: Hoffe und fürchte?!«

»Ja, schöne Fee, und bei der Seligkeit dieses Augenblickes vergaß ich bis jetzt, Dir meinen innigen Dank für Dein schönes Geschenk zu sagen.« – Er benutzte diese Gelegenheit, um abermals einen Kuß auf ihre Hand zu drücken, die sie ihm abermals entzog.

»Hoffe und fürchte!«

»So darf ich also auf's Neue hoffen.«

»Und fürchten!«

»Was habe ich zu fürchten, wenn mir das Glück in Aussicht steht, Dich nochmals wiederzusehen?«

»Gerade dieses Wiedersehen!« sagte sie in feierlichem Tone; »ich habe Dir schon neulich gesagt, ungenügsamer Sterblicher, daß es uns Feen nur vergönnt ist, Einen Deines Geschlechtes, für den wir Interesse fühlen, drei Mal wiederzusehen.«

»So nimmst Du Interesse an mir?« rief er in jubelndem Tone – »o, wie danke ich Dir für dieses Wort!«

»Daß aber dieses dritte Wiedersehen mit Deinem Verderben endigt.«

»Sei es darum! Ich hoffe und fürchte nicht, ich hoffe auf dieses dritte Wiedersehen – ein Wiedersehen abermals, wie die Sterblichen es feiern, unter Hinzufügung eines vierten Punktes!«

Ein leichtes Lächeln flog über die schönen Züge der Jägerin, während sie von dem Kranze auf ihrem Haupte ein kleines Zweiglein abriß und dann sagte: »Bei einem abermaligen Wiedersehen werde ich mich leider auf keinen weiteren Punkt einlassen können; nimm dieses Epheublatt, und wenn Du es betrachtetest, so bedenke, daß ich Dich vor einem dritten Wiedersehen gewarnt – willst Du alsdann dasselbe vermeiden, so sende mir dieses Blatt zurück und sei versichert, daß ich der wenigen Stunden, die ich mit Dir in diesem Walde verbracht, gern und freundlich gedenken werde. – Und nun lebe wohl, wilder Jäger, meine Zeit ist um – keine Widerrede, keine Bitte! Sei folgsam, denn nur so kann es möglich werden, daß ich Dir ein drittes Wiedersehen bewillige.«

Rodenberg hatte das Epheublatt sorgfältig auf seiner Brust verborgen, und als das schöne Mädchen sich rasch erhob und ihm nun nicht nur die eine Hand, sondern beide Hände zum Abschiede entgegenstreckte, so ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder und drückte zuerst seine

Lippen auf ihre kleinen Finger, dann seine Augen, während sie, ohne daß er es bemerken konnte, mit einem unaussprechlich innigen Ausdrucke lächelte.

»Und nun sollst Du sehen, schöne Waldfee, wie folgsam ich gegen Deine Befehle bin – Du verlangst doch, daß ich auf demselben Wege zurückkehre, auf dem ich gekommen bin?«

»Wenn es möglich ist, ja.«

»Möglich ist alles, was Du mir befiehlest,« rief er im Tone der Begeisterung – »ich werde in wenigen Sätzen da unten sein!« Damit faßte er einen der schwanken Zweige, die über seinem Haupte herabhingen, um durch diesen leichten Halt den Sprung in die Tiefe, welchen er vorhatte, etwas zu schwächen. Schon wollte er sich mit einem letzten sehr ausdrucksvollen und innigen Blicke auf das junge Mädchen hinabschwingen, als er zu seinem nicht geringen Vergnügen fühlte, wie sie nicht nur ihre Hand auf seinen Arm legte, sondern wie sie ihn auch durch einen leichten Druck zurückhielt. Ihre Augen begegneten ein paar Secunden fest einander, und es mochte wohl der heiß aufleuchtende Ausdruck in dem Auge Rodenberg's daran schuld sein, daß sie ihre Augen langsam schloß und ihr hoch erröthendes Gesicht etwas abwandte, während sie sprach:

»Ich bin mit dem Beweise von Folgsamkeit, den Sie mir gegeben, so zufriedengestellt, daß ich Ihnen gestatten will, zur Belohnung dafür noch länger in meiner Gesellschaft zu verweilen, wenn dies nämlich eine Belohnung für Sie ist.«

»O, die größte und entzückendste!« rief er begeistert aus.

»Wenn Sie mir versprechen wollen, auch künftig meinem Wunsche mit gleicher Bereitwilligkeit nachzukommen.«

»Ich verspreche es Ihnen feierlich und schwöre es Ihnen bei allem, was mir heilig ist – und so gestatte mir denn, schöne Waldfee, daß ich mich zu Deinen Füßen niederstrecke, um hier in der stillen Waldeinsamkeit noch eine kostbare Zeit in Deinem Anblicke schwelgend zu verleben!«

Darauf schüttelte sie lächelnd ihr Haupt und gab ihm zur Antwort: »Von Ausruhen zu meinen Füßen, von Schwelgen in meinem Anblicke und wie alle die extravaganten Ausdrücke heißen mögen, welche Du schon gebraucht hast, wilder Jäger, und noch zu gebrauchen gedenkst, kann durchaus keine Rede sein; überall scheint mir ein ausruhender wilder Jäger ein Unding zu sein. Und damit Du siehst, wie unbegränzt das Vertrauen ist, welches ich in Dich setze, so gestatte ich Dir nicht allein, in meiner Gesellschaft zu bleiben, sondern ich habe mir vorgenommen, Dir eine Zeit lang zu folgen, Dir und Deiner wilden Jagd.«

»Ah!« machte Rodenberg und schaute sie mit glänzendem, unaussprechlich glücklichem Blicke an.

Sie vermied abermals sein Auge, während sie fortfuhr: »Du weißt's vielleicht, wilder Jäger, daß wir armen Feen des Waldes häufig von einer unbegränzten Neugierde

befallen werden, dem Treiben von Euch Menschenkindern zuzuschauen. Nun aber ist dies Euer Getreibe heute so ganz besonderer Art, daß eine Neugierde meinerseits verzeihlich erscheint.«

»O holde Waldfee,« stammelte er, überrascht von so viel Glück, »Du wolltest mich begleiten zum Hoflager des Prinzen Maiwein? Ich sollte heute noch einmal einen langen, langen Tag an Deiner Seite durch den schönen grünen Wald ziehen dürfen?«

»Nicht so ganz wie damals,« erwiderte sie lächelnd; »dem Prinzen Maiwein, der eigentlich mein Untergebener ist, kann ich mich nur mit großem Gefolge nahen, und wenn es mir auch vielleicht lieber wäre,« setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, »die Stunde von damals zurückzurufen, so muß ich Dich doch bitten, mich heute mit Deiner ganzen Schaar zum Hoflager Seiner süß duftenden und graziösen Hoheit zu begleiten.«

»O Glanzpunkt dieses Tages,« rief der junge Mann stürmisch, »und Du gestattest mir also, mich für einen Augenblick zu entfernen, um mein Gefolge zu sammeln, daß wir Dich würdig begleiten!«

»Ja, wilder Jäger, ich gestatte es Dir, aber ich wünsche, daß Du einen anderen Weg nimmst als den, auf welchem Du zu mir gekommen. Stürze Dich nicht so unvorsichtig hier hinunter,« sagte sie mit weicher Stimme; »ich will nicht, daß Du Dich so leichtsinnig in Gefahr begibst.«

»Und ich will keinen Umweg machen, um mit der Erfüllung Deiner Befehle nur eine Secunde länger als nöthig ist zu zögern – lebe wohl, schöne Waldfee, in wenigen Minuten soll das Gefolge Deiner Knechte bereit sein!« – Und auf seine Körperkraft und Gewandtheit vertrauend, schwang er sich, ehe sie es hindern konnte, gegen den Stamm der Fichte, benutzte dort die Aeste, die ihm schon vorhin gedient, zum flüchtigen Stützpunkte seines Fußes und stand mit einem zweiten Sprunge unten auf der Moosbank. – »Auf Wiedersehen!« rief er jubelnd, indem er sein Barrett schwang gegen die schöne Jägerin, die ihm, mit der rechten Hand winkend, nachschaute.

Darauf verschwand er auf dem schmalen Fußwege in dem dichten Gebüsch. Er löste insgeheim das Horn von seiner Schulter und blies darauf ein Mal, zwei Mal, drei Mal laut tönend und weithin schallend.

»Hurrah, wilde Jagd!« riefen die Jäger unten im Walde, als sie die Horntöne vernahmen, und sprangen rasch in die Höhe, nach ihren Hunden und Pferden zu sehen und Ambrust und Jagdspieß ergreifend.

Hurrah, wilde Jagd!

So angenehm es war, im Grünen zu liegen und zu singen, so that den unruhigen, lebenslustigen Gesellen doch eine kleine Abwechslung noth, irgend ein Abenteuer, von dem sie geträumt und gesprochen, irgend ein glorreicher Kampf wie der von heute Morgen, den sie so siegreich bestanden hatten.

»Ah, der wilde Jäger regt sich!« sagte der Tod zum Teufel, wobei er demselben einen freundschaftlichen Rippenstoß gab und ihn mit einem heimlichen Winke ersuchte, sich mit ihm von dem lustigen, tollen Hoflager wegzuschleichen. Hier waren auf die leichten Plänkler Maitrank, sowie auf die schweren Colonnen Rheinwein, an dem sich besonders der weite Umkreis des Hofes gültlich that, für den Kern des Hofes andere Truppen gefolgt, und während dort der brausende Chor erscholl:

»Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben«

–

knallten hier die Champagnerpfropfen räubermäßig und trichinenhaft, eine angenehme Ueberraschung des tapfern Mitstürmers auf die Fahnenburg, des Prinzen Heinrich.

»Mir scheint, die wilde Jagd zieht aus,« bemerkte der Feldhauptmann Roderich in froher Weinlaune. – So trüb-selig er Anfangs in den Becher geschaut, so hatte er sich doch von der allgemeinen Lustigkeit mit fortreißen lassen, und er nahm den schäumenden Wein als einen Lethetrunck. – »Es will Krieg werden,« fügte er bei.

»Auf Ehre – *superbe!*« sagte Einer mit schluchzender Stimme. »Dabei sollten wir nicht fehlen – ein räubermäßiger Krieg gegen einen trichinenhaften Nachbarstamm! – Was meint die Hoheit?«

Seine Hoheit Prinz Maiwein entschied, ruhig da zu bleiben, den Ausgang eines allenfallsigen Kampfes zu erwarten, die Beute zu vertheilen und zahlreiche Orden zu

vergeben – ein weiser Entschluß, dem die andere Hoheit, welche sich in der allerbesten Laune von der Welt befand, lachend beistimmte.

»Ein herrlicher Tag!« rief Lytton, indem er sein schäumendes Glas schwang – »ich bin ein glücklicher Regent, und statt langer, wechsellvoller Jahre concentrirte ich meine ganze Regierung in einen einzigen, glänzenden, heiteren Tag! Ah, könnte man es mit dem Leben auch so machen, mit Bewußtsein das Glas an die Lippe gesetzt, um alles Schöne, was uns beschieden ist, mit einem einzigen Zuge in uns hineinzuschlüpfen, wie ich jetzt diesen perlenden Wein, und dann: *Fare well!*« (Fahre wohl!) – Er warf bei den letzten Worten das Glas hinter sich, daß es an einem der alten Baumstämme in tausend Scherben zerbrach.

Olfers hatte mit sinnendem Auge die Lagernden rings umher überschaut, welche, malerisch gruppirt, in so mannigfaltiger, prächtiger Färbung, dort vom tiefen Dunkel des Waldes überschattet, hier vom Sonnenglanze überblitzt, wie ein prachtvolles Rundgemälde sich ausnahmen. Sein ausgebildeter und tiefer Künstlersinn fand Gruppen und einzelne Figuren, die ihm so wunderbar in Farbe und Bewegung erschienen, daß er sich Mühe gab, sie seinem Gedächtnisse einzuprägen, ja, er bedauerte es, kein Skizzenbuch mitgenommen zu haben.

Gab's etwas Phantastischeres, als dort das tolle Gelage und den Rheinweinkarren, davor die behaglich ruhenden und wiederkäuenden weißen Stiere mit den vergoldeten Hörnern, hoch oben Bacchus stehend neben dem Fasse,

das er mit seinem Thyrsusstabe wie eine große Trommel bearbeitete:

»Rum bum, rum bum, bum« –

so die Musik begleitend, welche eine lustige Polka spielte, zu der Pan und der Liebesgott inmitten eines Kreises jubelnder Waldteufel einen höchst grotesken Tanz aufführten.

Auch Stilleben sah man von der verschiedensten Art und behaglichsten Ruhe einer Waldeinsamkeit.

Dort hatten sich über ein halbes Dutzend Hellebardiere und Landsknechte einen tiefschattigen Punkt ausgesucht und saßen um einen alten, abgehauenen Stamm herum, der mit Moos ausgefüllt war und aus dem Flaschenhalse hervorblinkten; während einer den Becher vollschenkte und ihn fleißig die Runde machen ließ, verteilte ein anderer Brod und zerschnitt einen saftigen Schinken. Nicht weit davon lagerten andere um einen weißen Reitermantel, der wie ein Tischtuch auf dem Boden ausgebreitet war und auf dem Gläser und Flaschen, sowie eine angebrochene, große Pastete ebenfalls einen behaglichen Anblick boten.

Auch Einsiedler gab es in der Nähe des lustigen Gelages: dort lag einer der Länge nach auf dem Bauche ausgestreckt, den Kopf auf die Arme gelegt, und rauchte vergnügt eine Cigarre, während ein anderer wie der Vogel auf einem Zweige hockte und, heiter trillernd und singend, häufig die Flasche an den Mund setzte.

»Hurrah, die wilde Jagd!«

Es war dies ein Ruf, der seit heute Morgen geläufig geworden war und den nun Viele wiederholt hatten, als die lustigen Gesellen aus dem Gefolge des Rodenbergers mit ihren Pferden und Hunden in den Wald hineingezogen waren, wobei die Trompeter das bekannte Jagdlied bliesen und ein kräftiger Chor einfiel:

»Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!«

So ging es fort, trinkend und singend, jubelnd und lachend, ein so heiteres, fröhliches, ja, glückseliges Treiben, wie es die alten Bäume gewiß noch nie geschaut, sprudelnd von übermüthigem Humor, – ein fremdartiges, tolles, über alle Beschreibung schönes Künstlerleben!

XV. ACH, WENN DU WÄRST MEIN EIGEN!

Da erklangen abermals die Hörner im Walde, dann – näher und näher, und als sei die Musik im Lagerplatze mit ihr im Einverständniß, so setzte sie rauschend ein mit den wundervollen Weisen des Marsches aus Preciosa. Man hätte in der That glauben sollen, es entwickle sich der bekannte Zug aus jener romantischen Oper. Die Spitze bildete ein Haufen Reiter des Rodenbergers, ihm folgten die kräftigen Järgergestalten zu Fuß, mit Armbrust, mit Jagdspieß, mit der kläffenden Meute an der Leine, und nun sah der erstaunt sich umwendende Lytton ein eben so neues als liebliches Bild.

Vier riesenhafte wilde Männer trugen einen aus Zweigen und Laubwerk geflochtenen Tragsessel, von dem eine schöne Mädchengestalt mit ihren großen, glänzenden

Augen heiter lächelnd auf das Getreibe hinabschaute; sie hatte ihre linke Hand in die Rechte des wilden Jägers gelegt, der neben ihrem Tragsessel einherschritt und sie mit leuchtenden Blicken betrachtete, so oft er nicht mit einem leicht begreiflichen Stolze umherschaut.

»Was ist das?« rief Lytton, indem eine tiefe Röthe sein ohnehin erhitztes Gesicht überflog und nachdem er einen Blick mit Roderich gewechselt, welcher, rasch aufspringend, die Näherkommende mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke anstarrte.

»Conchitta!« murmelte er dann leise, und es klang, als vermöchte er kaum diesen Namen zwischen den zusammengepreßten Lippen hervorzubringen.

»Ja, Conchitta,« sagte Lytton eben so leise, doch mit aufloderndem Blicke, »Conchitta, die unsern dringenden Bitten so viele vernünftige Gründe entgegensetzen wußte . . . «

»Conchitta, die uns so innig bat, sie nicht in unser lustiges, ihr so wenig behagendes Getreibe zu ziehen.«

»Ja, bei Gott, Conchitta!«

»Und die sich nun unter den Tollen das Tollste ausgesucht hat und sich recht behaglich zu fühlen scheint als wilde Jägerin an der Seite des wilden Jägers.«

»Ein wundervolles Bild, diese Beiden!« rief Prinz Heinrich.

»Auf Ehre, *superbe!*«

»Sehen Sie, Olfers, betrachten Sie es ganz genau, davon müssen Sie mir eine Skizze malen; versprechen Sie mir das?«

»Ich will diese schöne Gruppe so tief meinem Gedächtnisse einprägen, daß ich sie nie, nie vergessen werde!«

»*Damn*, trau' Einer den Weibern!«

Seine Hoheit hatte sich von dem Adjutanten ein Glas bringen lassen und fühlte sich als der echte Prinz in seinem Rechte, dem Zuge entgegenzutreten und der holden Jägerin den schäumenden Wein anzubieten, was er auch mit außerordentlich viel Grazie, mit einem leichten, zierlich tänzelnden Schritte that.

Die wilden Männer hatten den Tragsessel niedergesetzt, und Juanita stand aufrecht da, umgeben von grünem Laubgewinde, eine reizende, wunderliebliche Erscheinung.

Als der Prinz nun vor ihr stand, machte er mit dem Glase eine kleine Bewegung gegen seine Brust, was andeuten sollte, die Huldigung komme von Herzen, worauf er es hoch über sein Haupt erhob, womit er ausdrücken wollte, er huldige als Slave ihrer Schönheit, und dann erst reichte er ihr das Glas.

Sie nahm es mit einem freundlichen Lächeln, setzte es an ihre Lippen und trank ein paar Tropfen daraus, worauf sie es Rodenberg reichte, der ein wenig trotzig, fast finster den Fremden, den er nicht kannte, anschaute; doch erheiterte sich sein Blick sofort wieder bei ihrer Gabe, er nahm das Glas und trank es auf Einen Zug leer.

»Ach,« seufzte der Prinz, in den Anblick des schönen Mädchens wie versunken, mit einem raschen Blicke auf den jungen Mann, »wer auch so glücklich sein dürfte, ihrem Gefolge anzugehören und mit ihr durch den grünen

Wald ziehen zu dürfen, oder hinaus in die weite Welt,« setzte er leiser hinzu; »aber dies sind thörichte Hoffnungen, da sie sich meiner gar nicht einmal mehr zu erinnern scheint!«

Die Jägerin sah ihn forschend und leicht mit dem Kopfe schüttelnd an.

»Und doch hatte ich vor wenigen Tagen das Glück, Ihnen vorgestellt zu werden – gewiß, mein Fräulein, im Atelier unseres hochverehrten Freundes und berühmten Künstlers Roderich Olfers; es ist recht traurig für mich, daß Ihnen die Erinnerung an meine Züge so ganz entfallen ist, und muß ich mich durch abermalige Nennung meines Namens auffrischen – Prinz Heinrich!«

Wenn auch der Prinz ein zu guter Menschenkenner war, um nicht überzeugt zu sein, daß die Nennung seines erlauchten Namens irgend eine Bewegung zu seinen Gunsten bei dem jungen und, wie er voraussetzte, unerfahrenen Mädchen hervorbringen mußte, so hatte er sich doch geirrt, wenn er geglaubt, sie werde etwas von dieser Bewegung merken lassen.

»Ah, Prinz Heinrich,« gab sie heiter zur Antwort, indem sie langsam ihre Augenlider öffnete, ihn eine Secunde fest ansah und alsdann diese glänzenden Augen wieder auf die den Spanierinnen eigenthümliche, reizende, schläfrige Weise halb zuschloß – »im Gefolge des Prinzen Maiwein; ich glaube mich zu erinnern, Sie gesehen zu haben.«

»Ich bin entzückt darüber, daß Sie sich meiner erinnern, und darf mir wohl erlauben, der schönen Jägerin

meine Hand anzubieten, um sie zu dem Prinzen Maiwein zu führen, der nun einmal heute unser Aller Gebieter ist und dem selbst ich für diese Stunde mich unterordnen muß!«

Ehe die Jägerin ihm ihre Hand reichte, warf sie einen Blick auf Rodenberg, und als dieser hastig vortreten wollte, legte sie rasch ihre kleine Hand in die des Andern, wobei sie sagte: »Einem Prinzen, der gekommen ist, um ein scheinbar so unbedeutendes Wesen, wie ich selbst, an den Thron des erhabenen Fürsten Maiwein zu führen, darf ich unmöglich einen Korb geben.«

Sie machte dabei dem echten Prinzen eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung, wodurch sie anzeigte, daß sie ihn verstanden, als er sich ihr vorher vorgestellt, und fuhr alsdann, obgleich in neckischem Tone, doch mit einer außerordentlichen Hoheit und Würde fort, während sie neben ihm hinschritt: »Ich habe gesagt, scheinbar ein unbedeutendes Wesen, denn obgleich ich diesen Wald im strengsten Incognito durchziehe, so bin ich doch als Fee des Waldes ihm eine mehr als ebenbürtige Königin.«

»Und Beherrscherin aller Herzen,« sagte der Prinz, indem er sich wie aus Ehrfurcht tief herabbeugte und alsdann diesen Augenblick geschickt benutzte, um ihre kleine Hand zu küssen. – »O, sie ist deliciös!« flüsterte er seinem Adjutanten zu, als er dicht an ihm vorüberschritt.

Lytton sah die Jägerin herannahen, geführt von dem Prinzen und begleitet von Rodenberg; die Wolken von der Stirn des Prinzen Maiwein waren verschwunden und

er lächelte den Ankommenden huldvoll entgegen, wobei er das junge Mädchen forschend betrachtete.

Roderich, der bis jetzt an seiner Seite gewesen, war verschwunden.

Ja, es war Conchitta, darüber konnte kein Zweifel bestehen; nur die ganz andere Tracht, besonders die völlig veränderte Frisur war es, die ihrem Gesichte einen etwas fremdartigen Zug gab; ihr strahlender Blick, das an ihr ungewohnte heitere Lächeln auf ihren Zügen kamen von der Aufregung des Tages her und wurden hervorgerufen durch alle die bewundernden Blicke, welche sich der Gestalt des reizenden jungen Mädchens zuwandten.

Ja, es war Conchitta – unbegreiflich!

Der Prinz führte sie mit einer triumphirenden Miene, und als er ganz nahe war, sagte er nach einer ceremoniösen Verbeugung: »Ich habe das Glück, die schöne Beherrscherin dieses Waldes, eine mächtige Fee, zu Eurer Hoheit zu begleiten; möge sie Gefallen finden an diesem lustigen, heiteren Lager!«

»Sie soll uns willkommen sein,« antwortete der Prinz Maiwein – »ich ersuche Sie, an unserer Seite Platz zu nehmen; mögen alsdann die Bestrebungen unseres Hofes in Gesang und Tanz im Stande sein, Ihre Aufmerksamkeit ein wenig zu fesseln!«

»Leider bin ich nicht gekommen, um längere Zeit an diesem glänzenden Hoflager zu verweilen,« gab die Jägerin zur Antwort; »ich befand mich zufällig in diesem Walde, als ich das Wüthen des Kampfes vernahm und

den vorüberziehenden wilden Jäger, eine alte Bekanntschaft, bat, mich in seinen Schutz zu nehmen. Er that dies und versprach mir auch, mich sicher in meine Burg zurückzubegleiten; doch mochte ich es nicht unterlassen, im Vorübergehen Eure Hoheit zu begrüßen!«

»Doch wird uns die schöne Fee hoffentlich ein paar Augenblicke schenken,« erwiderte Lytton und setzte in einem Tone, in welchem eine Anspielung hätte unverkennbar sein müssen, hinzu: »vielleicht findet sie auch in uns einen alten Bekannten.«

Die Jägerin betrachtete ihn mit ihren großen Augen forschend einige Zeit, dann schüttelte sie leicht mit dem Kopfe und versetzte: »Wenn ich auch schon das Glück hatte, Einige Ihres erlauchten Geschlechtes kennen zu lernen, so habe ich Eure Hoheit selbst doch noch nie gesehen!«

Lytton preßte seine Lippen zusammen und gab einem seiner Vasallen einen Befehl, worauf dieser forteilte und gleich darauf die Musik wieder anfang zu spielen; auch ließ er seinen Sammtmantel über einen Baumstumpf ausbreiten und bat die Jägerin, wenn auch nur für kurze Zeit, diesen Sitz als den besten Thron einzunehmen, den er ihr anbieten könne.

Sie ließ sich darauf nieder, und während sich alsdann Prinz Heinrich mit seiner Gesellschaft, sowie eine Menge der herangekommenen Künstler um sie herum lagerten, gingen Andere wieder, nachdem sie ihre Neugierde gestillt und den fremden Gast flüchtig betrachtet, an ihre Lagerplätze zurück, und bald begann überall auf's Neue

das lustige, tolle Treiben, wie wir es vorhin geschildert. Dem schaute das junge Mädchen, die großen, glänzenden Augen weit geöffnet, mit unverkennbarem Behagen zu, ja, sie konnte sich nicht enthalten, zuweilen einen leisen Ausruf hören zu lassen oder eine Frage über dieses und jenes, was ihr fremdartig erschien, an den Prinzen Maiwein und Rodenberg zu stellen.

Ersterer war zu fest überzeugt, Conchitta sitze an seiner Seite, als daß hierüber nur der leiseste Zweifel in ihm hätte aufsteigen können; es war ihre Gestalt, ihr Auge, der Ton der Stimme, nur klang dieselbe in der so natürlichen Aufregung ihres ganzen Wesens frischer, lebhafter und dadurch vielleicht etwas anders; da sie einmal den Schritt gethan, sich hier im Costume zu zeigen, nachdem sie jede Betheiligung an dem Feste so entschieden abgewiesen, so fing er an, es begreiflich zu finden, daß sie die Rolle einer Fremden, welche sie einmal angenommen, auch consequent durchführe, und er hätte es anmaßend gefunden, sie darin zu stören. Wie sie gerade mit Rodenberg zusammengetroffen, das allein war ihm unerklärlich, denn er wußte, daß sie den jungen Maler früher nicht gekannt, und Roderich hatte ihm nicht erzählt von dem Zusammentreffen am Fuße der Fahnenburg.

Tod und Teufel schienen sich förmlich als die Leibtrabanten der Jägerin zu betrachten und hatten sich gleich dienenden Geistern hinter ihr aufgestellt: der Teufel, in unverkennbarem Behagen über diesen Dienst, frei und stolz um sich herblickend, wobei er hier und da einem

Bekanntem, der schüchtern aus der Entfernung zusah, er-muthigend winkte, näher zu kommen; der Tod dagegen, offenbar in einer Anwandlung seiner melancholischen Laune, stand mit über einander geschlagenen Armen und finster blickend an der Seite seines Freundes und Collegen und lächelte nicht einmal, als der ehemalige Drache Griesgram in heiterer Weinlaune, die seinem sonst so ernstesten Charakter komisch genug anstand, herbeikam, um der schönen Jägerin sein Compliment zu machen.

Dabei war aber auch Walter einigermaßen erstaunt, daß sich Conchitta so gar nicht mehr erinnern wollte, wie sie ihn im Atelier Roderich's gesehen, wo der köstliche Maitrank gebraut worden war und wo sie so lustig das schöne Lied:

»Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben,«

mitgesungen hatte.

Als er sie daran erinnern wollte und die heitere Scene beschrieb, sah sie ihn lächelnd mit ihren großen Augen fragend an und gab zur Antwort: »Das muß allerdings recht schön gewesen sein.«

Walter zog sich kopfschüttelnd zurück und sagte, neben Knorx tretend: »Sie schaut so klar aus ihren schönen Augen und spricht so ruhig und correct, daß ich es nicht begreife, wie sie alles das vergessen hat, und vergessen muß sie es haben, denn ihre Miene ist so aufrichtig, als ich je etwas sah.«

»Merkst Du denn gar nicht, daß wir uns in einem verzauberten Walde befinden!« sagte der Tod, indem er einen düsteren Blick über die Gruppe vor sich gleiten ließ. »Die reizende Jägerin ist nichts Anderes als der verkörperte Zweifel, der beständig kalt an uns herantritt, wenn wir im Begriffe sind, uns recht unbefangen der Lust und der Fröhlichkeit hinzugeben. Wie es Dir erging, so wird es noch Manchem gehen; so schön sie erscheint, so liebenswürdig sie ist, tritt sie doch als schwarzer Schatten in unsere Heiterkeit!«

»Das kommt mir beinahe auch so vor,« sagte der Teufel, »denn seit ich diesen dunkeln, glühenden Blick sehe, erscheint mir alles Andere matt und farblos und meine Gedanken sind nicht mehr hier.

Mein Herz ist im Hochland,«

recitirte er mit einem schwärmerischen Blicke.

»Schau Dir doch unsern Prinzen Maiwein an,« fuhr der Teufel nach einer Pause fort, »und den tapferen Feldhauptmann.«

»Den letzteren anzusehen, wird Dir unmöglich sein, denn er ist verschwunden; aber Lytton, der bis jetzt in wahrem Vergnügen strahlte, ist ruhig und still geworden, und das Lächeln, welches zuweilen aus seinen Zügen erscheint, ist so frostig, daß ich ihn darum beneiden könnte. Sieh' Dir auch die anderen Kerle an, wie sie scheu aus der Entfernung auf die schöne Unbekannte hinstarren, darunter sind Burschen mit ganz gesundem Herzen und richtigen Sinne, die etwas Gespensterhaftes spüren.«

»Narrheit,« erwiderte Walter, indem er sich wandte; »Du hast wieder eine Deiner traurigen Anwendungen.«

»Es ist mir gerade, als scheine die Sonne durch einen feinen Nebel, seit die wilde Jägerin da ist,« sagte der Tod in sehr düsterem Tone, »und als wollte der Abendnebel aufsteigen, obgleich sich die Sonne erst einige Stunden abwärts geneigt hat – ja, ja, die Fee des Waldes ist es, welche die zu frühe Dämmerung in der Natur und eine gleiche in unseren Herzen hervorgebracht hat.«

Und es mochte etwas Wahres an dem sein, was der Tod hier aussprach, mehr für sich selber, als daß es Andere hören sollten, denn auch der Teufel sagte mit einem tiefen Seufzer: »Bis noch vor Kurzem war ich, wie ich sein mußte, teuflermäßig lustig, und dachte nur an unser fröhliches Trinkgelage nach dem wilden Kampfe und dem erfochtenen glorreichen Siege; seit ich aber das schöne Weib gesehen, sind meine Gedanken davon geflogen und flattern ängstlich und verlangend um ein kleines Häuschen, wo sie vielleicht in diesem Augenblicke zu einem Fenster hinausschaut, ach, so mild und wunderschön!«

Der Tod schenkte seinem Nachbar einen spöttischen Seitenblick, dann sagte er mit einem ironischen Lächeln: »Und findest Du nicht gar eine Aehnlichkeit zwischen jener, die aus dem Fenster hinausschaute, ach, so mild und wunderschön, und dieser hier mit dem dunkeln, verzehrenden Blicke?«

»Wenn ich sie recht betrachte,« versetzte der Teufel mit einem tiefen Seufzer, »so glaube ich, Du hast Recht.«

»Armer Kerl,« flüsterte ihm Knorx in's Ohr:

»Das ist die Zauberei, Du leicht verführter Thor,
Denn Jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.«

»Hörst Du,« fuhr er nach einer Pause mit einem sonderbaren Grinsen fort, »Trinklieder wollen sie keine mehr; seit sie diese Zauberin gesehen, denken Alle gerade wie Du, und das Herz in der Brust klopft ihnen stürmisch von der entfernten Geliebten. – Hörst Du, was die Musik spielt?

Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob's mir auch treu und hold verblieb.

Und daran denkt jetzt Jeder, und vorbei ist die Lustigkeit, ha, ha, ha,« lachte er, während in seinem umherstreifenden Blicke ein unheimliches Feuer brannte; »die dort haben nicht einmal genug bei dem Gedanken an das ferne Lieb, denn ich höre ein Dutzend Kehlen singen:

Ach, wenn Du wärest mein eigen,
Wie lieb sollst Du mir sein!

Jetzt sind wir auf der rechten Höhe,« setzte er in dumpfem Tone hinzu, »und nun möchte ich abwärts steigen, abwärts, immer abwärts, bis ein paar Schuh unter den Erdboden, wo wir eigentlich alle hingehören!«

Damit wandte sich der Tod um und schritt dem Walde zu.

Der Teufel blickte ihm nach, bewegt von einem unangenehmen Gefühle, das ihn fröstelnd durchflog; doch

zuckte er gleich darauf die Achseln und sprach zu sich selber: »Pah, er ist immer so, dieser melancholische Kerl, und obendrein muß er doch heute auch seiner Rolle getreu bleiben!«

Der ächte Prinz hatte unterdessen einen Trinkspruch ausgebracht, und als er ihn beendet und sein Glas, nachdem er es ausgetrunken, hoch in die Luft geworfen, ertönte ein donnerndes Hoch aus hundert Kehlen, es zerriß die Musik mitten in dem ernstesten Liede und veranlaßte sie dagegen zu einem lärmenden Tusch: »Hoch! Hoch! und abermals Hoch! Und Hoch! der heutige Tag, und Prinz Maiwein Hoch! und unser tapferer Anführer Hoch! und die Freude Hoch! und alles, was wir lieben, Hoch! und abermals Hoch!«

Und dann erhob sich die schöne Jägerin, in der Hand den schäumenden Champagnerkelch, und sagte mit klarer, weithin tönender Stimme, sie trinke auf das Wohl aller Künstler, die ein so wunderbares Fest erdacht und so glänzend ausgeführt, sie leere ihr Glas, hoffend auf die Wiederkehr eines so schönen Tages.

Unzählige Stimmen vereinten sich, nachdem sie gesprochen, zu einem lauten Ausbruche und einem allgemeinen Rufe der Freude, welchen ein theilnehmendes Echo, in den Bergen wiederhallend, weit, weit fortpflanzte, wozu die Constabler ihre Kanonen lösten, wozu Federhüte; Helme und Schärpen geschwenkt wurden, wozu man die Gläser erhob oder jubelnd an den nächsten besten Baum warf, daß sie klirrend zersprangen, wozu die Musikcorps vereinigt mit aller Anstrengung bliesen und

wozu sich Alles rings umher herandrängte, mit leuchtenden Blicken das schöne Mädchen betrachtend, welches alle die stürmischen Zurufe, die nur ihm galten, mit freundlichen Winken seiner beiden kleinen Hände erwiderte, so pantomimisch seinen Dank ausdrückend und alsdann eben so Abschied nehmend.

Ja, es nahm Abschied und reichte dabei seine Linke dem Prinzen Maiwein, sowie die Rechte dem ächten Prinzen, während Rodenberg mit den wilden Männern herbeikam, die den Tragsessel zu seinen Füßen niedersetzten.

Als es ihn bestieg und nun, auf die Schultern seiner Träger gehoben, hoch über Alles sichtbar wurde, erklangen fort und fort die stürmischen Hochrufe, so daß es sich dankend erhob und, um so einige Augenblicke aufrecht stehen bleiben zu können, seine Hand in die des wilden Jägers legte, der neben ihm herschritt.

Es ließ ihm auch seine Hand, als sich schon Sträucher und Bäume zwischen es und den wildbewegten Lagerplatz geschoben, als die lärmenden Rufe kaum noch hörbar waren, und selbst dann noch, als die Musik nur noch in schwachen Klängen zu ihnen herüberdrang.

Rodenberg hatte sein großes Gefolge zurückgelassen, und nur die unbekanntenen Begleiter der schönen Jägerin schritten in angemessener Entfernung vor und hinter dem Tragsessel.

Juanita war in tiefes Nachdenken versunken; doch mußte das, was ihre Gedanken bewegte, sehr angenehmer, zuweilen auch sehr heiterer Art sein, denn bald lächelte sie mit einer unaussprechlichen Innigkeit vor sich hin, bald aber auch zuckte es lustig um ihren schönen Mund.

Das alles sah Rodenberg, während er stumm an ihrer Seite ging, denn er hatte sein Gesicht aufwärts gerichtet und betrachtete sie unverwandt; er schritt wie im Traume dahin, aber wie in einem süßen, glücklichen, beseligenden Traume, – fühlte er doch ihre feine, weiche Hand in der seinigen und ließ sie ihm doch diese Hand ohne Widerstreben. Ja, sie that noch mehr, worüber er freudig hätte hinaus jubeln mögen und worüber er nur mühsam sein laut klopfendes Herz zu beschwichtigen im Stande war; er hatte es gewagt, hoffend und fürchtend, seine Hand, welche die ihrige hielt, leicht zu öffnen, so daß es vollkommen in ihm Macht lag, ihre feinen Finger aus den seinigen gleiten zu lassen; aber sie hatte das nicht gethan – nein, nein o nein, viel mehr fühlte er mit einem unaussprechlichen Entzücken, wie sie ihre Hand leicht um die seinige bog, ja, noch mehr, dabei warf sie einen wengleich flüchtigen, doch herzlichen Blick über sein aufglühendes Gesicht. Ach, wäre der Weg, den der kleine Zug auf ihren Wunsch einschlug und der auf die große Landstraße führte, nur noch zehnmal länger gewesen! Doch schon lichteten sich die Bäume vor ihnen, schon sah man, wie nach wenigen Schritten der Fußpfad auf die Straße mündete. Dort hielt ein geschlossener Wagen und

neben demselben stand jener alte Herr, den Rodenberg beim ersten Zusammentreffen mit Juanita sah. Der junge Maler konnte sich jetzt nicht enthalten, einen so tiefen und schmerzlichen Seufzer auszustoßen, daß Juanita ihn fragte: »Warum dieser Ausdruck der Trauer?« und dann, als sie in sein Gesicht blickte, lächelnd hinzusetzte: »O, wilder Jäger, Du bist ungenügsam, wie ich nie Aehnliches erlebt!«

»Und habe ich nicht ein Recht dazu, schöne Waldfee, gab er zur Antwort, »da Du im Begriffe bist, mir vielleicht spurlos zu verschwinden?«

»Ich bin Dir schon einmal eben so spurlos verschwunden, und trotzdem hast Du mich doch wiedergesehen!«

»Ja, es beliebte Dir, mich armen Sterblichen noch tiefer zu verwunden, unheilbar, tödtlich!«

»Nein, nein,« rief sie mit leichtem Spotte, »Du wirst nicht daran sterben!«

»O doch, doch!«

»Nun denn, ich will den schlimmsten Fall annehmen, es wäre wirklich so, dann verspreche ich, Dir in diesem Falle tröstend und beruhigend zur Seite zu stehen.«

»Also nur in dem Falle soll ich Dich wiedersehen? – Sei es darum, es ist wenigstens eine Hoffnung – doch nein, nein,« rief er in allem Ernste schmerzlich aus, »lassen wir diesen traurigen Scherz, ich will und muß Dich wiedersehen, ja, ich habe ein Recht, es zu verlangen, denn Du versprachst es mir!«

»Daß ich nicht wüßte, wilder Jäger!«

»Erinnere Dich, Du sagtest mir, es sei Euch Feen erlaubt, uns Sterbliche drei Mal zu sehen.«

»Zu Eurem Unglück, es ist Euer Verderben, sobald wir Euch zum dritten Male sehen.«

»So gönne mir dieses Verderben,« rief er mit zitternder, tief bewegter Stimme, »laß mir die Hoffnung, nur noch einmal in Dein schönes Auge zu sehen, nur noch einmal den Ton Deiner lieblichen Stimme zu hören, die süße Wärme Deiner Hand zu fühlen!«

»Ah, Du erinnerst mich daran,« gab sie etwas verwirrt durch die Gluth, die aus seinen Augen leuchtete, zur Antwort, »daß ich jetzt Deiner Stüde nicht mehr bedarf!« Damit wollte sie ihre Finger zurückziehen.

»Nur noch einen Augenblick!« bat er. »Wiederhole Dein Versprechen, daß ich Dich noch einmal wiedersehen darf, o, wiederhole es mir und mache mich zum glücklichsten der Menschen!«

Sie betrachtete ihn nicht ohne Bewegung, dann erwiderte sie: »Das dritte Mal ist das letzte Mal, vergiß das nicht, wilder Jäger!«

»Alles Glück auf dieser Welt muß ja doch einmal zu Ende gehen, wie unser Leben selbst, und ich wäre selig, wenn ich in vollem Glücke untergehen könnte!«

»In vollem Glücke?«

»In vollem Glücke, Dich zu sehen und . . . ä

»Halt!« rief sie rasch und wollte ihre Hand zurückziehen, die er aber nicht losließ. »Ich will mein Versprechen nicht zurücknehmen, ich will Dich ein drittes Mal sehen, aber vergiß nicht, daß ich Dich davor gewarnt!«

»Dank, herzlichen Dank!« rief er entzückt und bedeckte ihre kleine Hand so lange mit stürmischen Küssen, bis sie ihm dieselbe fast gewaltsam entzog.

»Ah, schöne Waldfee,« rief er schmerzlich bewegt aus, »weißt Du, wie mir jetzt zu Muthe ist?«

»Ich habe keine Ahnung davon.«

»Leider, leider! Mir ist zu Muthe wie Jemandem, der aus dem glücklichsten, dem schönsten, dem seligsten Traume unsanft aufgerüttelt wird und der nun aus dem Himmel herab in die kalte, nüchterne Wirklichkeit zurückfällt – ah, wie es mich friert!« sagte er zusammenschauernd.

Sie sah ihn eine lange Weile an mit einem freundlichen Blicke, der zu einem herzlichen, ja, zu einem innigen wurde, dann sagte sie mit wunderbar weichem Klange der Stimme: »Ja, es war ein guter Traum!« ehe sie ihren Kopf emporwarf und dann in ganz verändertem Tone hinzufügte: »Wir haben ausgeträumt, die Maskerade ist zu Ende! Leben Sie wohl!«

»Und so sollen wir scheiden, ohne ein weiteres Wort?«

»Ah, Sie erinnern mich an etwas, das ich fast vergessen,« fuhr sie ernst, fast kalt fort, »eine Bedingung, die ich Ihnen auferlegen muß, eine Bedingung, von deren strenger Erfüllung allein unser Wiedersehen abhängt.«

Rodenberg blickte sie aufmerksam mit einem fragenden Blicke an.

»Wir Feen des Waldes,« sagte sie, »erscheinen auf dieser Erde in allerlei Gestalt und hassen dabei nichts so sehr, als wenn man uns nachspürt, uns in den Weg tritt

und unseren Aufenthalt, den wir zu verheimlichen gezwungen sind, zu erforschen strebt – verstehen Sie mich vielleicht?«

»Ich glaube, Sie zu verstehen.«

»Nun gut denn – Sie haben heute erfahren, daß ich Sie nicht vergessen und daß ich mein Versprechen, Sie wiederzusehen, gehalten – wollen Sie es mir also möglich machen, das auch für die Zukunft zu thun, so forschen Sie nicht nach, wo ich geblieben, vermeiden Sie es, Straßen zu besuchen oder Häuser anzuschauen, in der Absicht, mich dort wiederzusehen, wie Sie es in den letzten Tagen gethan.«

Er wollte etwas antworten, doch fuhr sie lächelnd fort: »Ja, ja, Sie haben mir nachgeforscht, glauben Sie meiner Versicherung, daß ich allwissend bin und daß ich den leinsten Ihrer Schritte in der angedeuteten Richtung erfahre – versprechen Sie also, mich zu vergessen!«

»Das ist mir unmöglich; aber ich verspreche Ihnen, Ihrem wengleich harten Befehle Folge zu leisten und mein Nachforschen nach Ihnen zu unterlassen! aber wenn wir uns zufällig sehen?«

»So sollen Sie mich nicht kennen, oder Sie müßten denn Willens sein, eine vielleicht sehr flüchtige Begegnung für unser drittes und letztes Wiedersehen zu nehmen!«

»Nein, nein,« rief er fast erschrocken, »der Preis wäre zu theuer; ich werde Ihre Befehle erfüllen, ich will Ihren Ruf erwarten – in treuer, inniger, herzlicher Liebe,

das können Sie mir nicht verbieten!« setzte er tief bewegt hinzu.

»Dort ist mein Wagen und mein Begleiter; leben Sie wohl!« setzte sie, rasch enteilend, hinzu.

Sie winkte ihm mit der Hand wie zum Abschiede, aber auch wie ihren Wunsch wiederholend, er möge sie nicht weiter begleiten.

Und so blieb er denn folgsam stehen und schaute ihr nach, wie ihr der alte Herr die Hand reichte, wie darauf beide in den Wagen stiegen, wie die Pferde anzogen und wie alsdann Alles verschwunden war.

Ja, Alles, all' das Schöne, all' das Unverhoffte, welches ihm am heutigen Tage begegnete, war für ihn verschwunden, sie, die wunderbare Waldfee, das reizende Lächeln ihres Mundes, der Glanz ihrer schönen Augen, und als er nun, wie aus einem Traume erwachend, um sich her blickte, auf die Begleiter des schönen, räthselhaften jungen Mädchens, die wilden Männer mit dem Tragsessel, die Jäger, das ganze Gefolge – Alles war spurlos verschwunden.

Und wie wohl that ihm jetzt die Einsamkeit, die ihn umfing, die tiefe Stille, welche ihn umgab, die kaum unterbrochen wurde durch einen fernen Klang der Musik von dem Lagerplatze her oder einen kaum vernehmbaren Freuderuf! Wie dachte er fast mit Widerwillen an die Scenen toller Lust, die dort drüben ihren rechten Verlauf nahmen, die von Minute zu Minute wilder, bacchantischer wurden und die nicht einmal dann ein Ende zu

nehmen versprochen, wenn die Nacht auf die Erde herabsank und allen Müden Ruhe brachte, denn es waren Pfannen und Pechfackeln mitgenommen worden, theils um das Fest nächtlicher Weile noch fortzusetzen, sowie auch den Aufbruch des Lagers zu erhellen, theils um auf dem Heimwege zu leuchten.

Wie gern wäre er allein in den Wald gegangen, Fuß um Fuß auf dem Pfade, den er heute an ihrer Seite gewandelt, Schritt für Schritt an sie denkend, an jedes Wort, das sie gesprochen, an jeden Blick, den sie ihm gegönnt, an das Lächeln ihres Mundes, ja, selbst an ihre abwehrende Bewegung, wenn er es hier und da gewagt, ihre Hand berühren zu wollen! Wie gern wäre er zurückgeeilt an jenes trauliche Plätzchen, wo er sie heute gefunden, mit welcher Lust hätte er nochmals den Felsen erklettert, um sich dort, wo sie geruht, niederzuwerfen und nach einem von ihrem Fuße zertretenen Grashalme zu suchen!

Ah, dachte er, wie ist eine kleine Reihe erbärmlicher Minuten im Stande, so traurig unsere Lage zu verändern; so eben noch glücklich, so selig an ihrer Seite, ist jetzt der dort vor mir aufwirbelnde Staub Alles, was mir von dieser glänzenden, liebeswarmen Erscheinung übrig geblieben ist!

Er ging gesenkten Hauptes in das Lager zurück, wo noch immer die lauteste Fröhlichkeit herrschte, wo lärmende Musik erbrauste, Trinklieder erschallten, Toaste ertönten und Gläser erklangen und klirrten, wo wilde

Tänze aufgeführt wurden um die nicht leer werden wollenden Fässer. Die Gesichter der jungen, heiteren Künstler waren glücklich vor Lust und Fröhlichkeit, um ihre Köpfe hatten sie Eichen- und Epheukränze gewunden, ihre Stöcke, Degen und Schwerter in Thyrsusstäbe umgewandelt – es fehlte nichts als eine aus dem Dunkel des Waldes hervorstürzende Schaar leichtgeschürzter Nymphen und Bacchantinnen, um das Fest des großen Gottes vollständig zu machen.

Der wilde Jäger ging langsam durch die Reihen, hier ein Glas annehmend, um es, einen herzlichen Gruß erwiedernd auszutrinken, dort mit leichtem Kopfschütteln einen leisen Spott vernehmend, hier beneidet und dort befragt. Aber die erhitzten Köpfe der Neider kamen heute nicht dazu, über das Glück des jungen Mannes weiter nachzudenken, und die Frager hatten keine Zeit, eine Antwort abzuwarten. Toll und bunt trieb sich Alles durch einander – Evoe! Evoe!

Rodenberg fand Knorx auf einer Baumwurzel sitzend und neben ihm van der Maaßen auf dem Rücken liegend, der, einen halbleeren Weinkrug neben sich, in die Höhe starrte und in stiller Seligkeit allerlei verliebte Lieder sang.

»Wie froh bin ich,« sagte der Ankommende, »Euch hier etwas abseits zu finden, an einem stillen Platze, wo man ein wenig ausruhen kann, vielleicht schlummernd träumen!« Er warf sich der Länge nach neben den Tod auf den Boden hin.

Dieser schaute ihn bedenklich an, wiegte langsam seines Haupt auf und nieder und meinte: »Es wäre schon recht, wenn Du Dich hierher zurückzögest aus Ueberdruß an dem tollen Treiben da unten, aber es ist ein schlimmerer Wurm der Dein Herz benagt und Dich in die Einsamkeit treibt –, o, ich kenne meine Würmer!« setzte der Tod mit kaltem Grinsen hinzu. »Beschau Dir einmal diesen dicken Teufel daneben, auch er ist von einem ähnlichen Wurme benagt, wie er mir unter dem Einflusse seines großen Weinkruges gestand; daß dieser Kerl Schrauben auszieht, ist wahrhaftig schon albern genug, aber verliebt zu sein, und nun Du erst, Rodenberg – ich hätte Besseres von Dir erwartet! Nenne mir einen vernünftigen Menschen, dem das, was Ihr Liebe nennt, einen Ersatz geben kann für die kostbare Zeit, die dabei vertrödelt wird! Was findet Ihr an so einem Unterrocke? Die Liebe und was darum und daran hängt, ist ein imaginäres Vergnügen, ein reines Spiel einer erhitzten Phantasie, eine lächerliche Komödie, in der die Puppen im Augenblicke schlaff ihre Glieder herunterhängen lassen, sobald sie nicht mehr von Euren Gedanken regiert werden.«

»Ja – Du – hast – Recht,« sagte schläfrig der wilde Jäger.

»Eine Gliederpuppe ist die Liebe,« fuhr der unerbittliche Tod fort, »von Euren Leidenschaften glänzend ausgestattet, beseelt mit dem, was Ihr selbst glaubt und denkt, verziert mit schmachtenden Blicken und zauberischem Lächeln, ein Spiegelbild Eurer eigenen dummen Gedanken.«

»Gewiß – gewiß – Knorx – Du hast – Recht!«

»Aber der innere Kern von dem, was Ihr Liebe nennt,« sagte der Tod, indem seine starren Blicke auf einmal leuchteten, »ist immer dasselbe, vielleicht süß und verführerisch, aber berauschend und langsam tödtend. Ich muß das wissen – ich, der Tod.«

»Ja – schön – und – berauschend,« murmelte der wilde Jäger, während van der Maassen auf der anderen Seite schmerzlich stöhnend in die Luft hinaussummte:

»Sie hat die Treu' gebrochen.

Das Ringlein sprang entzwei.«

Dem wilden Jäger träumte, er sei hoch zu Roß und ziehe mit seinem Gefolge hinweg über die höchsten Gipfel der Bäume – er reite vorwärts in athemloser Hast, er wollte die Sonne erreichen, die vor ihm zu fliehen schien und die sich immer verbergen wollte hinter den nächsten und dann wieder hinter den nächsten Hügel. Wie spornte er seinen Rappen, wie schwang er sausend die gewaltige Heizpeitsche, wie trieb er sich selbst vorwärts, sein Roß und sein Gefolge mit lautem Halloh! Halloh! Er fühlte es wohl, daß er das Licht der Alles belebenden Sonne nicht aus den Augen verlieren dürfe, ach, jener Sonne, die nicht nur in seine Augen, die auch in sein Herz schien! – Dahin raste die wilde Jagd über Berg und Thal, er weit voran, mit starrem Blicke an der Sonne hangend, die jetzt mit einer erschreckenden Schnelligkeit abwärts zu sinken schien. Doch war sein Pferd noch nicht ermattet,

hastig griff der Rappe aus und sauste dahin in fabelhaften Sprüngen.

Da fühlte der wilde Jäger, wie sich plötzlich eine kleine Hand auf seine linke Faust legte, in der er krampfhaft die Zügel hielt, und wie eine wunderbar klingende Stimme zu ihm sagte: »Schau' mich doch an, ich bin ja schon lange an Deiner Seite, ohne daß Du mich siehst, und es ist doch das dritte und letzte Mal, daß wir uns wiedersehen!«

Rasch warf er seinen Kopf herum, um sie anzuschauen, und er sah sie auch eine Secunde lang, wie sie ihn betrachtete, ein mildes Lächeln um den feinen Mund, mit den großen, glänzenden Augen – aber ach, nur eine Secunde, denn plötzlich war die Sonne vor ihm, die er magnetisch mit seinem Blicke festgehalten, verschwunden, und durch die trostlose Finsterniß, die ihn nun mit Einem Male rings umher umgab, stürzte er aus schwindelnder Höhe unaufhaltsam hinab, tiefer und immer tiefer, bis er, auf der Erde angekommen, mit einem lauten Schrei erwachte.

»Ah, ich habe geschlafen, nicht wahr, Knorx, geschlafen und schwer geträumt? Oder ist die Sonne wirklich untergegangen, nachdem ich sie zum dritten Male gesehen?«

»Die Sonne hat gethan, was sie alle Tage zu thun pflegt,« gab der Tod zur Antwort, »in der That, sie ist untergegangen, wie wir Menschen uns irrthümlicher Weise ausdrücken.«

»Und sie, war sie abermals hier?« fragte Rodenberg, sich emporrichtend; doch beantwortete ihm das spöttische Gesicht seines Freundes die Frage so genügend, daß er aufspringend sagte: »Ach, ich habe sehr lebhaft geträumt, Gott sei Dank, daß es nur ein Traum war!«

Drunten stand Roderich auf einem abgehauenen Baumstamme und sprach zu den herandrängenden Künstlern kräftige Worte von der gelungenen Vollendung des schönen Künstlertages. »Das Licht,« rief er, »ist der Grundgedanke und die Seele alles Lebens in allen Künstlern; mit dem verschwindenden Lichte dieses Tages laßt uns unser heutiges Fest beendigen, hoffend auf einen glänzenden Morgen, strahlend über unsere Genossenschaft, strahlend über die herrliche deutsche Kunst.«

Gewaltiger Beifallssturm belohnte die Worte des geliebten Anführers, und als er nun gleich nachher das Zeichen zum Aufbruche gab, ordnete sich die Schaar trotz der geleerten Weinkrüge und Champagnerflaschen fast auf eine unbegreifliche Art, und als die Musik, einen lustigen Marsch spielend, voranritt; entwickelten sich aus dem tollen Knäuel von Menschen, Pferden und Wagen die Züge fast eben so genau und gleichförmig zum Rückzuge, als sie heute Morgen ausgezogen waren. Zahlreiche Fackeln warfen ihr rothglühendes Licht auf die phantastischen Gestalten, von denen allerdings ganze Gruppen heute Abend Arm in Arm marschirten, ein lustiges Lied singend, unbekümmert, ob dieses zu den Klängen der Musik passe. Am ruhigsten zog die wilde Jagd dahin, in Ordnung gehalten von der Energie ihres Anführers,

dem der Tod dabei hülfreich zur Seite stand. Was dagegen van der Maaßen anbelangte, so war derselbe nicht mehr besonders zurechnungsfähig, und Rodenberg hatte dafür Sorge getragen, daß ein kräftiger Reiter an seiner Seite war, der ihn in zweifelhaftem Falle unterstützte und aufrecht erhielt. Des Teufels Seele war untergegangen im Weine und einem Gefühle unglücklicher Liebe, dessen Gegenstand zu nennen ihn aber keine Macht der Erde zwingen würde, so behauptete er mehrere Male, obgleich es Niemandem einfiel, sich nach diesem Gegenstande zu erkundigen.

In dem Garten, von dem der Zug ausgegangen war, sollte das Fest beschlossen werden. Dort waren Vorkehrungen getroffen zur Abgabe der Waffen und Pferde, und der geräumige Saal der Künstlergenossenschaft zeigte sich glänzend erhellt, um diejenigen aufzunehmen, die noch forttrinken mochten oder die sich zusammen thaten, um in heiterem Gespräche die Erlebnisse des heutigen Tages noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen.

Olfers hatte die Standarte der Genossenschaft, wie es bei ähnlichen Veranlassungen von je her der Gebrauch war, feierlich wieder an ihrem Platze aufstellen lassen und sich dann mit Lytton entfernt.

Rodenberg hatte dem Tode die Sorge für seinen Freund Teufel überlassen, und der bedächtige Knorx hatte auch ein solches Uebergewicht über den dicken, gutmüthigen van der Maaßen, daß dieser sich von jenem unter den Arm nehmen und ruhig nach Hause führen ließ.

Hierauf trat der wilde Jäger allein in den dunkeln Park hinaus, erst da tief und beruhigt Athem schöpfend, als er sich allein unter den stillen Bäumen befand, entfernt von allem Lichterglanze und dem Geräusche des noch immer lärmenden Treibens.

Es war ein einsam gelegener Rasenplatz, dem er zuschritt; um denselben herum standen uralte Bäume, über deren im Nachtwinde leicht erzitternde Blätter der Mond seinen silbernen Schimmer ausgoß und, an ihnen niedergleitend, phantastische Schattenbilder auf den hellen Grasboden zeichnete. Hier befand sich eine Steinbank, auf der sich Rodenberg niederließ, denkend an sie, die ihn fortwährend beschäftigt, träumend von ihr.

Dabei war er so ruhig und bewegungslos und sein dunkelgrünes Gewand so von dem tiefen Schatten aufgenommen, daß es begreiflich war, wie ein anderer Mann, der dicht neben ihm aus dem Gebüsch hervortrat, ihn nicht bemerkte; es war Olfers, der sich ebenfalls gegen die Steinbank wandte und der erst, als er dicht vor dem Anderen stand, ihn, fast zusammenfahrend, erkannte.

»Ah, Rodenberg?«

»Ich bin's, hier ganz in der Absicht, noch ein wenig Ruhe zu genießen nach dem tollen Treiben des heutigen Tages.«

»So wird Ihnen meine Gegenwart vielleicht lästig sein?«

»Im Gegentheile; wir finden uns wahrscheinlich hier in derselben Absicht, und ich schätze mich mir glücklich, mit Ihnen Gedanken austauschen zu können!«

Nach diesen Worten, die aus seinem Herzen kamen, denn er verehrte den großen Künstler aufrichtig, rückte er bei Seite, um ihm Platz zu machen; dabei aber berührte seine Hand einen Gegenstand, den er bis jetzt nicht bemerkt – ein Buch, das fühlte er, als er seine Finger leicht darüber weggleiten ließ. Sollte er darüber reden? Er sah die Nothwendigkeit nicht ein und schwieg; das Buch zog er aber näher an sich.

»Waren Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?« fragte Roderich.

»Gewiß, und vor allen Dingen mit Ihren Arrangements – Niemand versteht es so, Feste zu leiten, wie Sie. – Jedermann muß das heutige als ein vollkommen gelungenes betrachten,« fuhr er fort, als der Andere nichts erwiedert hatte.

»Darf ich eine Frage an Sie stellen?« fragte endlich Olfers nach einer Pause; »eine Frage, die Ihnen vielleicht unbescheiden vorkommt, es aber in der That nicht ist. Es bringt mich fast in Verlegenheit, sie auszusprechen.«

»So will ich diese Frage beantworten, ehe sie ausgesprochen,« sagte rasch der junge Maler; »sie gilt der jungen Dame, die ich so glücklich war, in unser Lager begleiten zu dürfen.«

»Allerdings gilt sie ihr,« fiel ihm Roderich hastig in's Wort; »doch soll meine Frage nicht so unbescheiden sein,

um in Ihre Geheimnisse zu dringen. Ich möchte nur wissen,« fuhr er stockend fort, »ob Ihnen der Grund bekannt ist, aus welchem unsere geehrte und liebenswürdige Künstlerin sich so spät entschloß, unser Fest mitzufeiern.«

»Das bin ich Ihnen zu beantworten außer Stande,« erwiderte Rodenberg, unverkennbar im Tone der Wahrheit und Aufrichtigkeit. »Als ich vor einigen Tagen in Ihrem Atelier war, erzählte ich Ihnen ohne Hehl mein Zusammentreffen mit jener jungen Dame und füge jetzt hinzu, daß ich dieselbe seitdem nicht wieder gesehen, noch etwas von ihr gehört habe. Heute Morgen, nach Beendigung unseres Kampfes, streifte ich durch den Wald und hatte das Glück, sie zufällig aufzufinden.«

»Zufällig?«

»Zufällig, auf mein Wort! Wie erfreut ich darüber war, will ich nicht läugnen, eben so wenig, daß ich allerdings den Wald in der Hoffnung durchzog, die junge Dame da noch einmal zu finden, wo ich sie zum ersten Male gesehen, ach, ich hatte es nicht vergessen setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

»Es war ein höchst angenehmer Ritterdienst, den Sie ihr leisteten, sie wird dafür dankbar sein.«

»Vielleicht – vielleicht auch nicht; leider muß ich es dem Zufalle anheimstellen, ob sie überhaupt im Stande sein wird, sich in Betreff meiner dankbar dieses herrlichen Tages zu erinnern!«

»Wie so, Rodenberg?«

»Nun, wie schon gesagt, es war nichts wie Zufall, daß ich sie heute sah, und als ich Abschied von ihr nahm, bezeichnete sie abermals den Zufall als die Gottheit, die vielleicht allein im Stande sei, uns nochmals zusammenzuführen.«

»Eigenthümlich,« gab Roderich mit einem tiefen Athemzuge zur Antwort, »ja, es ist ein seltsamer Charakter, dieses junge Mädchen – aber unternehmend, wie ich Sie kenne, lieber Rodenberg, halte ich Sie für fähig, dem Zufalle nachzuhelfen und hier und da ein Bischen nach ihr zu forschen.«

»Das hat sie mir streng verboten,« entgegnete der junge Maler mit großer Aufrichtigkeit.

»Ei, ei, das ist hart von ihr!« versetzte Olfers nach einer Pause, wobei etwas wie Freude in dem Tone seiner Stimme klang; auch bückte er sich in diesem Augenblicke, um einen Gegenstand aufzuheben, den er zu seinen Füßen liegen sah und von dem er nicht wußte, was es war.

»Ja, ja,« meinte der junge Maler heiter, »sie hat mich dem Zufalle überwiesen, und ich habe leichten Sinn genug, um mich diesem unsichern, gefährlichen Fahrzeuge anzuvertrauen; als Segel will ich meine Wünsche aufspannen, und wenn ein guter, frischer Wind hineinbläst und das Glück ein wenig das Steuer regiert, so hoffe ich schon an's Ziel zu kommen!«

»Ja, wer Glück hat, wird an's Ziel kommen!« erwiderte der Andere mit einer etwas unsicheren Stimme; er

hatte das, was vor ihm auf dem Boden lag, emporgehoben und fand, daß es ein verwelkter, zertretener Blumenstrauß war. – Ah, er glaubte ihn zu kennen, diesen Blumenstrauß!

»Es ist spät geworden, und ich bin müde, gute Nacht, Rodenberg.«

»Gute Nacht, Olfers!«

XVI. O HERZ, SEI ENDLICH STILLE!

Die beiden Männer verließen den Park in der gleichen Richtung, ohne aber mit einander zu gehen. Roderich war vorausgeeilt; er hielt den Blumenstrauß, von dem er jetzt ganz genau wußte, daß es derselbe sei, den er heute Morgen an Conchitta geschickt, noch ein paar Augenblicke in der Hand, dann schleuderte er ihn mit einer hastigen Bewegung weit von sich.

Rodenberg hatte das Buch, welches er neben sich auf der Bank gefunden, ebenfalls zu sich genommen, und als er auf seinem Heimwege bei der ersten Gaslaterne vorüberkam, öffnete er es und sah, daß es ein Skizzenbuch war. Wer es dort liegen gelassen hatte, wußte er nicht; er nahm es gleichgültig unter den Arm und setzte den Weg fort.

Als er in die Nähe der Wurstgasse kam und er sich bei der Biegung um die Straßenecke vorher zufällig umschaute, sah er eine kleine, seltsame Gestalt seinen Schritten folgen, die jedoch stehen blieb, als er sich umwandte, und erst dann wieder vorwärts huschte, als er selbst weiterschritt. Rodenberg achtete indessen nicht

darauf und würde auch nicht weiter daran gedacht haben, wenn dieselbe kleine Gestalt nicht wenige Schritte von seiner Wohnung, dem Reichsapfel, entfernt mit der Behendigkeit einer Katze an ihm vorübergeschossen wäre, das bereits geschlossene Thor mit dem Hausschlüssel geöffnet hätte und dann, wie ihn erwartend, regungslos stehen geblieben wäre.

»Alle Teufel, wen haben wir da?«

»Es ist Rafael,« hörte man die Stimme des kleinen Bedienten sagen – »Rafael, Herr Rodenberg, der soeben nach Hause kommt.«

»Daß Du nach Hause kommst, sehe ich wohl, aber woher Du kommst, möchte ich wissen, auch Deinen sonderbaren Anzug näher betrachten, denn mir scheint, Du steckst nicht in der Livrée, die Du gewöhnlich trägst; aber komm' herauf an's Licht, daß wir die Sache besser untersuchen können! Mir scheint, dahinter verbirgt sich wieder irgend eine Teufelei!«

»O, diesmal keine Teufelei, Herr Rodenberg,« erwiderte der kleine Bediente mit einer so demüthigen, ja, weichen Stimme, wie man bisher nicht an ihm gewohnt war – »etwas sehr Schönes, Herr Rodenberg, vielmehr, ja, vielmehr etwas sehr Schönes!«

Herr und Diener gingen mit einander die Treppen hinauf, und letzterer trat droben etwas schüchtern in das erleuchtete Zimmer, wo der Drache Griesgram und Knorx am Tische saßen und etwas tranken, das wie Zuckerwasser aussah. Walter hatte seinen alten Flausrock an, und von dem grauenhaft schönen Costume des Todes war

auch nichts mehr zu sehen, denn der lange Bildhauer stak in seinem Schlafrocke von Sarsenet.

»Guten Abend, liebe Leute!« sagte der wilde Jäger und setzte hinzu, indem er sich ermüdet auf einen Stuhl warf: »Gott sei Dank, daß das vorüber ist!«

»Dazu sagen wir Amen!« meinte Walter – »wie diese Pfeife Tabak, die ich hier rauche, hat mir den ganzen Tag noch nichts geschmeckt. Aber was ist denn das?« fuhr er fort, die rechte Hand wie einen Schirm über die Augen haltend und nach der Ecke des Zimmers schauend – »Du bringst ja noch ein ganzes Stück Maskerade mit heim!«

»Ganz richtig – Rafael,« sagte Rodenberg gähmend, ohne ihn anzusehen. »Dieser Bursche hat sich den freien Tag zu Nutzen gemacht und Carneval gespielt – na, komm' heran und laß Dich anschauen!«

Rafael war neben der Thür stehen geblieben, freundlich bewillkommt von dem Pudel seines Herrn, denn dieses gute Thier, ohne der vielen kleinen Mißhandlungen eingedenk zu sein, mit denen es jener so häufig bedachte, hatte sich schmeichelnd genähert und seine Freude über das Wiedersehen nach tagelanger Abwesenheit zu erkennen gegeben. War es nun die Herzensgüte, welche das Thier hierüber bezeugte, oder befand sich Rafael's Gemüth sonst in guter Stimmung – genug, er liebte den Pudel seinerseits, wie er's bisher nie gethan, ja, er umhalste ihn zärtlich und drückte den zottigen Kopf desselben an sein Gesicht.

Jetzt trat Rafael, dem Rufe seines Herrn folgend, langsam gegen das Licht und stellte sich ruhig, ja, unverkennbar mit einem Ausdrücke von Selbstvertrauen vor den jungen Maler hin, welcher, ihn betrachtend, mit einem Ausrufe des Erstaunens von seinem Stuhle empor sprang.

»Was – Du warst es, der mich im Walde angeredet?«

»Ja, ich war es.«

»Der mir eine freundliche Rede hielt und dies so famos that, daß ich glaubte, hinter dem dickköpfigen Zwergemüsse was Rechtes stecken! Ah, das ist drollig – Du warst es, Rafael?«

»Ich war's, Herr Rodenberg, Rafael, der vor Ihnen steht,« erwiderte der kleine Diener mit zuversichtlichem Tone, da ihn das heitere Lachen seines Herrn ermuthigte – »und wenn ich mir erlauben darf, zu sagen, so steckt doch was Rechtes, wenn auch nicht in, so doch hinter mir.«

»Und was war das, wenn ich fragen darf?«

»Nun, die schöne Prinzessin, auf deren Befehl ich die Maskerade machen mußte und in deren Auftrag ich Ihnen das schöne Horn übergab!«

»A–a–a–ah, ganz richtig!« gab der junge Maler mit einem eigenthümlichen Tone zur Antwort, indem er mit der Hand an seine Hüfte griff, wo das Horn Juanita's hing. »Ja, die schöne Prinzessin,« fuhr Rafael fort, »die mich nicht nur alles das lehrte, was ich sagen mußte, sondern mir auch angab, wie ich es sagen sollte!«

»Du sahst sie also mehrere Male?« fragte Rodenberg hastig.

»Sechsmal!« erwiderte der kleine Bediente mit Stolz – »ungerechnet zweimal, wo sie durch die Vorhänge der Thür mit mir sprach!«

»Was der Bursche für ein Gedächtniß hat!« meinte Walter – »aber das Ganze mit Deiner Prinzessin und ihrem großen und kleinen Gefolge ist eine ganz geheimnißvolle Geschichte.«

»Das ist sie auch für mich,« sagte Rodenberg, der, statt den kleinen Bedienten hier vor den Anderen weiter auszufragen, beschloß, dieses bei einer passenden Gelegenheit zu thun. Er begnügte sich also, zu sagen: »Ich bin mit Dir zufrieden, Rafael; – Du hast die Sache recht brav gemacht.«

»Das hat mir die schöne Prinzessin auch gesagt,« erwiderte der Kleine, indem er die Augen niederschlug, »und . . . «

»Ihr Lob hat ihm besser gefallen, als das Deinige,« sprach Walter – »habe ich Recht, Du Schelm?«

»Ja, Herr Professor, vollkommen Recht. O,« fuhr er mit einer warmen Begeisterung fort, »so was läßt sich gar nicht wiedererzählen, mit welcher Geduld, mit welcher Freundlichkeit, mit welcher Herzlichkeit die schöne Prinzessin mir jedes Wort vorsagte, und als ich es ihr das letzte Mal gerade so wiederholen konnte, wie ich es heute gesagt, da meinte sie, ich hätte ein hübsches Talent zur Nachahmung!«

»Ja, ja, Du warst immer ein geschickter Affe,« warf der lange Bildhauer dazwischen.

»Und sie setzte hinzu: wenn ich auch sonst wohl Talent hätte, so könnte ich noch einmal ein Künstler werden. Ach, Herr Rodenberg, das war mir gerade so, als hätte es mir unser Herrgott selbst gesagt!«

Die Augen des Knaben leuchteten, und er hatte seine Hände vor der Brust gefaltet.

»Und daran glaubst Du?« fragte Walter in seinem mürri-schen Tone, durch welchen aber doch etwas wie Theilnahme klang.

»Daran glaube ich und will's beweisen!«

Rodenberg hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte vor sich nieder, ein unnennbar seliges Gefühl durchzog seine Brust. Für wen hatte sie sich alle diese Mühe mit dem Knaben gegeben? Nur für ihn, nur um ihm einen heiteren Augenblick zu verschaffen! – Und hatte sie nicht tagelang daran gedacht, sich tagelang damit beschäftigt? Also mit ihm sich beschäftigt? Ja, ohne Eitelkeit, ohne Selbstüberschätzung durfte er sich zitternd vor Freude gestehen, sie nehme Antheil an ihm, sie werde ihm die Gelegenheit geben, sie wiederzusehen, und wie sie seiner vor dem heutigen Tage gedacht, gern und . . . – das andere Wort wagte er doch nicht einmal in Gedanken auszusprechen –, so werde sie auch künftig seiner gedenken. – »Es ist gut so, Rafael,« sagte er in freundlichem Tone; »morgen reden wir weiter darüber. Lege jetzt Deine Maskerade ab und hebe sie sorgfältig auf, damit Du sie pünktlich wieder abliefern kannst.«

»Das brauche ich nicht – das darf ich ja nicht,« erwiderte der Knabe traurig; »ich hätte die Sachen gar zu gern

zurückgegeben, um sie noch einmal zu sehen, aber da sie mir gesagt, ich solle Alles behalten und nur dann wieder zu ihr kommen, wenn sie mich rufen ließe, so muß ich geduldig darauf warten.«

»Ja, ja, warten wir geduldig,« sagte der junge Mann, »nach Umständen – also bis morgen!«

»Gute Nacht Herr Rodenberg, gute Nacht Herr Professor Walter, gute Nacht Herr Knorx!«

Damit schloß der Knabe hinter sich die Zimmerthür, bis wohin ihm der Pudel schweifwedelnd das Geleite gegeben.

»Der kleine Kerl ist ganz verändert,« meinte Walter; »ich glaube, die Prinzessin, wie er sie nennt, hat ihm ein famoses Trinkgeld gegeben.«

Knorx schüttelte auffallend lange und bedächtig seinen Kopf, dann wandte er seine Augen mit einem mitleidigen Lächeln gegen Walter und sagte: »Was Trinkgeld, alter Bär – das macht der zauberhafte Einfluß eines schönen Weibes – o, wir kennen das! Das Gemüth dieses Knaben war ein Acker mit gutem und schlechtem Samen, im tiefen, kalten Schatten unseres Umganges – leider muß ich es sagen – ging bisher nur von dem letzteren üppig auf; aber jetzt hat der Glanz eines milden, schönen Auges wie warmes Sonnenlicht gewirkt.«

»Was meinst Du dazu, Rodenberg?«

»Ja, ja,« sagte dieser, wie aus einem Traume auffahrend, und wiederholte mechanisch die Worte des langen Bildhauers: »der Glanz eines so milden, so schönen Auges wirkt belebend wie Sonnenlicht.«

»Hm, hm, meinetwegen – vor der Hand gehe ich zu Bette,« sagte Walter und setzte, nachdem er aufgestanden war, hinzu: »Hat Niemand unsern Cupido gesehen, den sanften Eduard? Man sollte doch ein Licht brennen lassen, bis er nach Hause kommt.«

»O, der liegt lange in seinem Bette!« versetzte Knorx in einem melancholischen Tone. »Der arme Rüding, der durchaus nichts vertragen kann, hatte sich schon heute Morgen zu viel zugemuthet. Ehe Du,« wandte er sich an Rodenberg, »draußen im Lager zu uns zurückkamst, suchte ich ihn und fand ihn auch, aber in einem traurigen Zustande – er fuhr auf dem Ochsenkarren zurück und ich habe ihn selbst zu Bette gebracht.«

»Das war edel von Dir – also löschen wir alle Lichter aus und träumen vom heutigen Tage.«

So thaten sie denn auch, doch hatten sie im Schläfe begreiflicher Weise verschiedene Gesichte: Rodenberg das angenehmste, Knorx das unangenehmste; denn letzterer hatte die ganze Nacht mit dem Tode, den er vorgestellt, zu schaffen und sah diesen unheimlichen Gast beständig neben sich stehen, wie er mit aufgehobenen Knochenfingern sagte: »Knorx, das hättest Du nicht thun sollen, ohne mich vorher zu fragen; man muß weder den Tod noch den Teufel an die Wand malen.«

Dieser Traum hatte seine ernste Wirkung auf das ohnehin düstere Gemüth des langen Bildhauers nicht verfehlt, und als er sich am Morgen zu seinem schmalen Frühstücke niedersetzte, legte er den Totenkopf, den er in

der Schublade hatte, vor sich hin und versank dabei in traurige Gedanken.

Das Erwachen Rüding's war ebenfalls nicht erfreulicher Art, doch wollen wir seines gehaltlosen und entsetzlich nüchternen Blickes, mit dem er den Himmel anstarrte, nicht weiter gedenken und bei Rodenberg eintreten, der am Fenster saß, eine Cigarre rauchte und dazu mit sicherer Hand von den phantastischen Gestaltungen des gestrigen Tages auf ein großes Blatt Papier warf.

»So ist's recht,« sagte Walter, der im Begriffe stand, auf sein Atelier zu gehen; »es ist eine Freude, zu sehen, wie das unter Deinem Bleistifte hervorspringt, und so viel ich aus dem Umriss sehen kann, hast Du einen ganz famosen Augenblick: wie die wilden Männer mit ihrem Tragsessel und der jungen Dame vor dem Prinzen Maiwein erscheinen – ganz vortrefflich. Alles drängt neugierig herbei, und so bekommen wir ein prächtiges Ensemble. Wenn Du so weit bist, so mußt Du die Sennora bitten, daß sie Dir zu ihrem Portrait sitzt.«

»Das wird sie kaum thun,« erwiederte Rodenberg, indem er ruhig weiter zeichnete.

»Pah, warum nicht? War sie doch einmal bei Roderich und saß ihm mit einer bewundernswerthen Geduld; auch Lytton hat sie damals gezeichnet.«

»Ja, das sind große Herren, berühmte Künstler; in dem weltbekannten und von allen Fremden besuchten Atelier Roderich's macht man durchaus keine Schwierigkeit, sich sehen zu lassen – aber könnte ich wohl eine Dame hierher zu uns einladen?«

»Das brauchst Du auch gar nicht, Du gehst einfach zu ihr hin.«

»Auch das hat seine Schwierigkeit.«

»Du bist doch sonst nicht so ängstlich, hast auch die beste Gelegenheit, sie zu besuchen und ihr das Skizzenbuch wiederzubringen, welches Du gestern Abend mit nach Hause gebracht.«

»Welches Skizzenbuch?« fragte Rodenberg, aufmerksam werdend.

»Nun, das dort auf dem Tische! Ich blätterte heute Morgen darin herum und erkannte es augenblicklich; als sie neulich bei Roderich war, hatte sie es bei sich, und er skizzirte die Haltung ihres Kopfes hinein, wie er ihn auf seinem Bilde zu gebrauchen gedachte – dort, auf dem letzten Blatte.«

Rodenberg war aufgesprungen, an den Tisch geeilt und hatte das dort liegende Skizzenbuch in die Hand genommen. »Ei sieh' doch,« sagte er nach einer Pause, »wie hübsch und elegant sie zeichnet, mit welcher Meisterschaft sie Bäume, Häuser, kurz, Alles auf's Papier hinwirft! Es ist ja ein wahrer Schatz, den ich gestern Abend mit nach Hause gebracht!«

»Und sie wird dieses Buch schwer vermissen,« meinte Walter mit einem bedeutsamen Kopfnicken; »denn ich sah neulich, wie großen Werth sie darauf legt. Nachdem ihr Roderich den kleinen Kopf skizzirt, drückte sie es förmlich an sich und wollte es uns kaum zum Betrachten erlauben.«

»So–o,« machte der Andere mit fast verdrießlichem Gesichte, unter dem Einflusse eines unbehaglichen Gefühls – »nun, im Grunde finde ich dies begreiflich! Es können sich wenig Leute rühmen, daß Roderich ihnen etwas in ihr Album oder Zeichenbuch skizzirte . . . – Und mich so zum Besten halten,« sagte Rodenberg, nachdem er eines der Blätter längere Zeit betrachtet, »das ist ja fast die gleiche Ansicht von der Fahnenburg, die ich für sie gezeichnet und worüber sie sich so gefreut! – Wie falsch war es von ihr, mir zum Danke für meine Freundlichkeit die mir so glaubwürdig erscheinende Versicherung zu geben, sie verstehe nicht zu zeichnen!«

»Das ist so Weiberart,« erwiderte Walter achselzuckend. »Hättest Du sie dringend gebeten, so würde sie Dir am Ende doch ihr Skizzenbuch gezeigt und sich an Deinem Erstaunen geweidet haben.«

»Warum mag sie nur fast jedesmal den Namen Conchitta unter ihre Zeichnungen schreiben?« meinte der junge Maler, nachdem er das Buch durchblättert.

»Das ist doch sehr einfach, weil ihr Vorname Conchitta ist – allerdings ein eigenthümlicher spanischer Name, wird von dem Worte Concepcion hergeleitet,« erwiderte Walter würdevoll im Tone eines Professors.

»Sie heißt nicht Conchitta,« gab Rodenberg in entschiedenem Tone zur Antwort, »sie heißt Juanita!«

»Wie so? Was willst Du damit sagen?«

»Nun, damit will ich sagen, daß sie Juanita heißt und nicht Conchitta!«

»Sie, der das Buch da gehört?«

»Ja, ja!«

»Die im Hause von Michel Angelo Schmitz wohnt?«

»Ja, ja, dieselbe!«

»Wirklich, ungeheuer komisch! Ich weiß auf's genaueste, daß sie Conchitta heißt, und so wurde sie in Olfers' Atelier von ihm, von Lytton, ja, von Allen genannt.«

»Von Allen?« wiederholte Rodenberg ärgerlich – »Du thust ja gerade, als wenn sie Allerwelts-Conchitta wäre! So sage mir denn ihren Zunamen, Du, der Du Alles so genau weißt.«

»Den habe ich nicht behalten, er ist mindestens eine halbe Elle lang, verbunden durch lauter y und y.«

»Warum sagte sie mir denn, daß sie Juanita hieße? Was bezweckte sie mit dieser Unwahrheit?«

»Vielleicht um Dich zu veranlassen, vergeblich nach einer Juanita zu forschen.«

»Dies wäre möglich, und um mir so anzudeuten, daß Conchitta für mich nicht auf der Welt sei; hat sie das doch später noch mit viel klareren Worten gethan.«

»Dazu mag sie wohl ihre Gründe haben.«

»Gewiß – und ich werde sie achten,« sagte der junge Maler seufzend, indem er das Buch auf den Tisch legte und sich dann wieder an seine Arbeit machte.

Er blieb auch noch eine Zeit lang ruhig daran sitzen, nachdem Walter schon längst das Zimmer verlassen; doch war er offenbar mit einem Gedanken beschäftigt, der gerade nicht mit seiner Zeichnung im Einklange stand, denn statt daran fortzumachen, ließ er den Bleistift ruhen und blickte zum Fenster hinaus.

Rodenberg schien endlich über etwas mit sich in's Reine gekommen zu sein; er sprang hastig empor, nahm das Skizzenbuch wieder in die Hand, betrachtete abermals die Blätter, wobei er nicht versäumte, hier und da seine Lippen auf eine Stelle zu drücken, wo muthmaßlich ihre Hand geruht: dann wickelte er das Buch sorgfältig in ein Zeitungsblatt und setzte sich damit in eine Ecke des Zimmers so entfernt als möglich von seinem schönen Pudel, der schon lange mit den klugen Augen seinen Herrn betrachtete und nicht wohl zu begreifen schien, warum man heute Morgen noch keines seiner zahlreichen Kunststücke verlangt. So erwartend, brauchte es auch nur des leisesten Zungenschlages, um das Thier sofort zu den Füßen seines Herrn zu bringen. Hier gab ihm dieser das Skizzenbuch in's Maul und ging dann an's andere Ende des Zimmers, um es sich dort von ihm wiedergeben zu lassen. Nach zwei- bis dreimaliger Wiederholung übergab das gescheite Thier das Skizzenbuch mit einer solchen Gewandtheit, ja, man hätte sagen können, mit einem Bewußtsein dessen, was es auszurichten hatte, ohne Hast, ohne Uebereilung, mit eleganter Leichtigkeit und doch dabei mit der den gut erzogenen Pudeln eigenen Grandezza.

Zufrieden mit dem Erfolge der ertheilten Lection, war es dem jungen Maler unangenehm, daß nun Rafael hereintrat, um die ihm obliegenden kleinen Geschäfte zu besorgen. Anstatt aber ihn heute damit zu belästigen oder ihm seine täglichen, nicht unnöthigen Ermahnungen zukommen zu lassen, rief ihn Rodenberg zu sich in einem

freundlichen Tone, und als er ihn hierauf ansah, war er erstaunt über die vertheilhaftete Aenderung, die auch im Aeußern des Knaben vor sich gegangen; er hatte seine Haare gut gekämmt und gescheitelt, sich auch ausnahmsweise recht sauber gewaschen und eine fast unbegreifliche Sorgfalt auf seine Kleider verwandt, so daß der Malerkittel kaum mehr zu lang und zu weit erschien und auch heute seine Fußbekleidung wie die eines anständigen Menschen aussah.

Da dies alles ganz besonders zu der Absicht seines Herrn paßte, so griff dieser in seine Westentasche und machte ihm mit einem Fünfgroschenstücke ein ungeheures Geschenk, ungeheuer für den Knaben, ungeheuer für seine eigenen Verhältnisse, da es fast die Hälfte seines augenblicklichen Vermögens ausmachte.

»Du weißt das Haus in der Fingerstraße, wo Herr Schmitz wohnt – Du kennst doch Herrn Schmitz – ein kleiner Herr? Wenn er kommt, hat er gewöhnlich eine Mappe unter dem Arme oder ein altes Oelbild.«

»O ja, ich kenne ihn,« sagte der Knabe, »und auch das Haus.«

»Schön – dorthin gehst Du mit Figaro, setztest Dich auf die Treppe des Hauses, als erwartetest Du Jemanden, und streichelst den Hund und lobst ihn, wenn er sich ruhig neben Dich hinsetzt. Nicht wahr, Du thust mir das zu Gefallen, Rafael, und bist vor allen Dingen freundlich mit Figaro? Denn von dem, was ich will, würde gerade das Gegentheil geschehen, wenn Du den Hund, wie gewöhnlich, plagst und neckst.«

Rafael nickte verschiedene Male mit dem Kopfe, ehe er mit einem pffiffigen Lächeln sagte: »Und Sie wollen, daß ich Figaro an das Haus gewöhnen soll? Wie vor einem halben Jahre an das Haus der . . . «

»Ja, ja, ungefähr so!« unterbrach ihn hastig sein Herr – »ja, ja, er soll sich an das Haus gewöhnen, um dort etwas hin zu tragen, wenn man ihn das thun heißt!«

»O, das ist sehr leicht zu machen, in einer ganz kurzen Zeit! Wenn Sie erlauben, will ich sogleich gehen und mit ihm anfangen, wozu ich für Figaro ein Stückchen Wurst kaufen werde.«

»Recht so, mein lieber Rafael – thue das sogleich und pünktlich; es soll mich überhaupt freuen, wenn Du, wie es den Anschein hat, jetzt ein anderer und besserer Mensch werden willst.«

»Ja, das will ich, und nur der Prinzessin zu lieb.«

»Ach ja, der Prinzessin,« gab der junge Maler mit einem Tone der Vertraulichkeit zur Antwort, den sein kleiner Diener bis jetzt noch nie von ihm gehört – »eigentlich ist es keine Prinzessin,« setzte er hinzu, indem er sich mit über einander geschlagenen Armen in seinen Stuhl zurücklehnte – »über sie möchte ich Dich etwas fragen.«

»Fragen Sie lieber nicht, Herr Rodenberg,« sagte Rafael in einem Tone von Demuth, aber dabei zugleich mit einer Entschlossenheit, welche seinen Herrn förmlich überraschte. »Ich bitte Sie, fragen Sie nichts,« wiederholte der Knabe, »denn ich dürfte Ihnen doch nicht die Wahrheit sagen.«

»Ei, den Teufel auch, und warum nicht?«

»Sie hat mir's verboten!«

»Mir die Wahrheit zu sagen?«

»Ja, überhaupt von ihr zu sprechen, zu sagen, wo sie wohnt, wie sie aussieht, was ich von ihr gesehen habe, was sie zu mir gesagt hat. Und darüber wollten Sie mich wahrscheinlich doch etwas fragen, Herr Rodenberg?«

»Ja, ja, ungefähr über so etwas.«

»Thun Sie es lieber nicht, Herr Rodenberg, denn, wie gesagt, ich kann und darf Ihnen darauf keine Antwort geben!«

»Und wenn ich Dich für diesen Ungehorsam bestrafe und nach Hause schicke!« brauste der junge Mann auf.

»So muß ich eben gehen,« erwiderte Rafael, setzte aber im vertraulichen, schalkhaften Tone hinzu: »Sie werden mich nicht fortschicken, ich weiß das besser; denn welchen Nutzen hätten Sie davon? Dann erführen Sie eben so wenig und hätten Niemanden, welcher Figaro auf eine so vortreffliche Art dressirt, wie ich es kann, wenn ich will.«

Rodenberg wandte sich gegen das Fenster, denn er mußte unwillkürlich lachen über die richtige Logik seines kleinen Dieners. – »So mache, daß Du fortkommst,« sagte er, mit der Hand nach der Thür weisend.

»Soll ich allein fort?« fragte der pfiffige Junge.

»Nein, mit Figaro, Du Spitzbube, und mache, daß Du bald wiederkommst!«

Der kluge Hund schien durch die freundliche Behandlung, welche ihm gestern und heute durch Rafael zu Theil geworden war, all' die früheren rücksichtslosen

Kränkungen und Neckereien vergessen zu haben und folgte bereitwillig dem Knaben, nachdem er denselben vorher ein paar Secunden lang mit seinen verständigen Augen betrachtet.

Rodenberg rieb sich vergnügt die Hände und piffte eine heitere Weise vor sich hin, als er sich wieder zu seiner Zeichnung setzte, an der er jetzt mit einem außerordentlichen Fleiße zu arbeiten fortfuhr.

Da sich am heutigen, sowie auch an den nächstfolgenden Tagen nichts Bemerkenswerthes, auf den Gang unserer Geschichte Bezug Habendes zutrug, so wollen wir nur bemerken, daß Rodenberg mit fortgesetztem und angestrengtem Fleiße an seiner Zeichnung fortarbeitete und daß diese nicht nur von den täglich ab- und zugehenden Freunden bewundernd betrachtet wurde, sondern daß auch Roderich, der nach einigen Tagen kam, um nach der dem jungen Maler aufgetragenen Arbeit zu schauen, ihr das höchste Lob spendete. Auch er konnte sich nicht enthalten, dem tüchtigen jungen Künstler zu sagen, was ihm schon Walter gesagt hatte, daß nämlich die Specialität der Zeichnung das ihm durch sein großes Talent von der Natur angewiesene Fach sei, daß er Pinsel und Farbe nur noch in Erholungsstunden in die Hand nehmen möge, wenn er es nämlich nicht unterlassen könne, Leinwand zu verderben, und daß er sich ohne allen Zweifel durch sein großes Zeichentalent einen berühmten Namen und Vermögen machen müsse.

Rodenberg hatte dem berühmten Künstler seine Illustrationen zu Don Quixote gezeigt, und dieser hatte die

einzelnen Blätter fast noch eifriger gelobt, als es Walter vor einigen Tagen gethan. Er hatte darauf auch die an den Wänden hängenden Skizzen betrachtet und war dann von ungefähr an einen kleinen Nebentisch getreten, wo Conchitta's Skizzenbuch lag. An seiner plötzlich veränderten Miene, besonders an dem Zusammenpressen seiner Lippen ersah Rodenberg's flüchtig auf ihn geworfener Blick, daß er es erkannt, und wunderte sich durchaus nicht, als jener das Buch wie spielend in die Hand nahm und aufschlug.

Vielleicht hatte Roderich noch gezweifelt, ob es auch wirklich das Zeichenbuch Conchitta's sei, das er hier so offen in dem Zimmer des jungen Mannes liegen sah. – Ja, es war ihr Buch: er warf nur einen einzigen Blick auf die letzte Seite, um das Köpfchen zu sehen, das er selbst nach ihr skizzirte – er, Roderich, jene leichten Bleistiftstriche, welche sie damals so werth zu halten schien, welche sie an ihre Brust gedrückt und die nun hier lagen, weggeworfen, vergessen, wie jener Blumenstrauß, den er neulich Abends gefunden!

Wohl lächelte er, als er das Buch mit einer Bitte um Entschuldigung wieder an seinen Platz legte; doch hätte Rodenberg nicht ein so genauer Kenner des menschlichen Gesichtes und ein so scharfer Beobachter sein müssen, wie er es in diesem Augenblicke war, um nicht, wenn auch nur in einem flüchtigen Zucken, zu sehen, welcher tiefer und gewaltiger Schmerz die Brust des so starken Mannes durchwühlte.

Er bereute es jetzt, das Buch nicht in seinem Umschlage gelassen zu haben; doch wer mochte es ihm verdenken, wenn er täglich unzählige Male den geliebten Namen, den sie ihm verheimlicht, betrachtete!

Roderich hatte sich indessen augenblicklich wieder gefaßt und sprach sich fortwährend auf's günstigste, ja, mit großer Anerkennung über die Arbeit des jungen Freundes aus und blieb sogar eine geraume Zeit, ehe er unter einem herzlichen Händedrucke die Wohnung Rodenberg's verließ, nicht ohne ihn freundlich zu einem Besuche in sein eigenes Atelier einzuladen.

Rodenberg blieb einen Augenblick am Fenster stehen und blickte auf eine eigenthümliche Art mit seinen Gedanken beschäftigt, an dem schmalen Streifen Himmel empor, der zwischen den Häusern sichtbar war; dann zuckte er die Achseln, piff halbleise eine Melodie vor sich hin und setzte sich wieder vor sein großes Blatt Papier nieder, an dem er emsig zu zeichnen fortfuhr, ohne sich durch den Eintritt Rüding's im mindesten stören zu lassen.

Der sanfte Eduard sah etwas blaß aus, hatte, gegen seine sonstige Gewohnheit, eingefallene Augen und blickte grämlich in die Welt – alles Symptome, daß er noch an den Nachwehen des Künstlertages zu leiden hatte. Er war überhaupt auf dieses Fest nicht gut zu sprechen. Denn da alle Damenwelt fehlte, so war er als Cupido nicht auf seine Kosten gekommen. Im Kampfe hatte er sich auch nicht hervorthun können, ein sonderlicher Trinker war

er ebenfalls nicht, und wir wissen bereits, daß das Bischen, was er nothgedrungen zu sich genommen hatte, ihm gewaltig viel zu schaffen gemacht. In seiner Hand hielt er drei große Briefumschläge wie einen großen Fächer ausgebreitet, mit denen er hier und da gegen sein blasses Gesicht wedelte. – »Da sind drei Schreiben,« sagte er mit einer halbunterdrückten Stimme, »drei verdächtig aussehende Schreiben mit großem Siegel und einem Wappen, welches eine Umschrift hat, die ich nicht entziffern kann; ich liebe dieses Briefformat nicht und diese verdächtig aussehenden Siegel, sie riechen nach dem Rathhause und dem Executionssamte.«

»Hm, was gibt's?« fragte Rodenberg, einen Augenblick aufschauend.

»Einer ist an Dich, einer an Walter, einer an mich; aber da ich immer ein generöser Kerl bin – ich kann das nun einmal nicht lassen –, so könnt ihr obendrein meinen noch theilen.«

»Dank Dir! – *quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes.*«

»Was heißt das zu Deutsch?« fragte der junge Mann mißtrauisch.

»Das heißt frei übersetzt: ›Alles, was Du verschenkst, hat ein rauhes Ende‹ – und ein rauhes Ende läßt sich schwer anpacken; doch gib meinen Brief her. Ich erinnere mich im gegenwärtigen Augenblicke nicht, von irgend Jemandem verklagt worden zu sein, brauche mich also auch vor keiner Execution zu fürchten. Ist es eine Rechnung, so nagle ich sie ausgebreitet an die Stubenthür, wie

in früherer, nicht schlechterer Zeit die geschossenen Eulen und Sperber – gib her.«

»Da hast Du alle drei.«

Rodenberg nahm den Brief, der seine Aufschrift trug, und warf die anderen beiden auf den Tisch; er riß gleichgültig den Umschlag ab und zog eine große Karte hervor, auf welcher, theils gedruckt, theils geschrieben, zu lesen war: *»Son Altesse le prince Henri prie le peintre Rodenberg de passer la soirée du seize courant chez lui. Costume: frac et cravatte blanche.«*

Rüding, der genug Französisch verstand, um das, was ihm sein Freund verlas, zu verstehen, griff langsam nach dem Briefe, welcher seine Aufschrift trug, öffnete ihn mit einer gewissen Würde und sagte, nachdem er den Blick gleichgültig über die Karte hatte hinfliegen lassen: »Du bist ein ganz verfluchter Kerl, Rodenberg, man kann Dich weder anführen, noch in Angst setzen; doch finde ich es diesmal begreiflich, denn Umschlag und Siegel hatten ein zu aristokratisches Ansehen. Es ist übrigens ganz nett von dem Prinzen, daß er uns diese Einladung zuschickte. Wir gehen doch hin?« setzte er fragend hinzu.

»*Costume: frac et cravatte blanche.*« sagte Rodenberg lachend – »können wir das leisten? Damit ist natürlich ein schwarzer Frack gemeint.«

»Es wird sich auch im Reitfracke thun,« warf der sanfte Eduard hin. »Und diesmal werde ich mir erlauben, die Erbschaft meines Engländers anzutreten.«

»Darin hast Du ganz Recht,« erwiderte der Andere in ganz gleichgültigem Tone; »wenn ich hingehe, was noch

zweifelhaft ist, so werde ich Zeit finden, mir bis morgen einen neuen schwarzen Frack bringen zu lassen, denn zu einer solchen Soirée geht man entweder gar nicht oder *quite fashion*.«

»Und Walter?« fragte Rüdning kleinlaut – »der wird's doch auch mit dem Anzuge nicht so genau nehmen können?«

»Walter ist schon ein älterer Mann mit grauem Haar, bei dem man es nicht so genau nimmt, ob sein Frack etwas zu weit oder zu eng ist.«

»Was mag es für eine Gesellschaft sein?«

»Wahrscheinlich eine Revanche auf unser Künstlerfest, wo sich Seine Hoheit angenehm unterhalten.«

»Ich möchte wissen, ob Knorx und van der Maaßen auch Karten erhalten haben?«

»Ohne Zweifel!«

»Meinst Du, sie gehen hin?«

»Ich glaube nicht; Knorx haßt dergleichen Vergnügungen, und van der Maaßen hat so spät im Jahre Schwierigkeiten mit seinem Anzuge.«

»Wahrscheinlich werden Damen dabei sein,« sagte der sanfte Eduard, indem er mit den Fingern durch seine langen, blonden Locken fuhr.

»Das versteht sich doch von selbst – weißt Du wohl, Rüdning, daß ich an Deiner Stelle als Cupido hinginge – warst Du je in einer derartigen Soirée?«

Der sanfte Eduard lächelte etwas mitleidig in sich hinein, als wollte er sagen: das ist in meinen Verhältnissen

eine höchst unnöthige Frage. – »Ob ich schon in derartigen Soirén war!« meinte er alsdann. »Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du unter dem Namen ›derartige Soiréen‹ verstehst; daß ich mich aber in den allerfeinsten und alleranständigsten bewegt, darauf kannst Du Gift nehmen! Zu den renommirtesten Soiréen, die ich gekannt, gehört die des Commerciensraths Schmiedefeld – ah,« machte er mit einem Zungenschlage, »fein, was man fein nennen kann – die reichsten Kaufleute, Officiere, Barone und Grafen, und was für Damen!«

»Da warst Du wohl der Hahn im Korbe?« fragte Rodenberg.

»Ich kann das nicht läugnen, daß ich ein wenig verhätschelt wurde; ich besaß damals eine wunderbare Tenorstimme, und wenn dann so eine Soirée recht im Gange war und noch höher gesteigert werden sollte, da hieß es gewöhnlich: ›Rüding muß singen!««

»Ah, und da sangst Du?«

»Und wie, lieber Freund – ich kann Dir versichern, man sprach wochenlang darüber mit Enthusiasmus!«

»Nun, in dem Falle ist eine Gesellschaft wie die, zu der wir morgen eingeladen sind, für Dich durchaus nichts Besonderes.«

»O Gott, nein!« gab Rüding mit großer Gleichgültigkeit zur Antwort – »als ich noch bei mir zu Hause war, wurde ich beinahe jeden Tag in ähnlicher Art ausgebeten! Also Du bist der Meinung, wir gehen hin – übermorgen ist schon der sechzehnte.«

Rodenberg hatte einen Bleistift quer in den Mund genommen und blickte gedankenvoll zum Fenster hinaus, ohne die Frage seines Freundes zu beantworten. Er dachte, der Prinz veranstaltet aus Artigkeit diese Soirée, weil er sich bei unserem Künstlerfeste amusirt; was ihm aber an eben diesem Künstlerfeste am besten gefallen, ist sie, meine wilde Jägerin, und deßhalb wird sie auch die erste Einladung erhalten haben.«

»Du überlegst, ob wir hingehen sollen?« wiederholte der Andere seine Frage.

»Nein,« entgegnete Rodenberg, »ich dachte an etwas Anderes – allerdings gehen wir hin.«

»Was meinst Du?« fragte der sanfte Eduard nach einer kleinen Pause, »sollen wir Walter bereden, mitzugehen?«

»Warum nicht? Walter ist ein guter und amusanter Kerl.«

»Allerdings, aber er hat ein Bischen barsche und abstoßende Manieren, und dann, hast Du ihn schon einmal im Frack gesehen?«

»Ich erinnere mich nicht.«

»Das heißt in dem, was er einen Frack nennt?«

»Wie so?«

»Nun, es ist eigentlich sein schwarzer Ueberrock, dessen Schöße er umschlagen und zusammennähen ließ – es sah ganz verflucht aus!«

»Dazu hatte er wahrscheinlich seinen zugespitzten Hut auf?«

»Ja, es war freilich komisch.«

»Ihm läßt man schon so etwas hingehen; das war eine Art Costume, das zu seinem Wesen vollkommen paßte. Ich bin überzeugt, er macht darin größeres Aufsehen, als wir, wenn wir uns noch so große Mühe mit unserem Anzuge geben.«

»Ja, Aufsehen wird er machen,« seufzte Rüding.

»Und dann hast Du gut fragen, ob wir Walter überreden sollen; ist er der Mann, sich überreden zu lassen? Wenn es ihm überhaupt nicht unangenehm ist, mit Damen zusammenzukommen, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß er hingeht.«

Ueber diesen Zweifel wurden die beiden Maler in möglichster Bälde aufgeklärt, denn Walter erschien in kurzer Zeit und hatte nicht sobald die Einladung gelesen, als er erklärte, diese Soirée auf alle Fälle besuchen zu wollen. »Man lernt immer etwas dabei,« sagte er; »man erblickt die sogenannte Welt in ihrer glänzenden Außenseite; man sieht Leute freundlich grüßen, die lieber aufschreien möchten wie ein Hund, wenn er auf den Schwanz getreten wird; man tapezirt die Wände, den Hut vor seinen Bauch gedrückt, man schwimmt in einem unendlichen Ocean von Langerweile, hoffend auf die kleine Insel, Souper genannt. Und wenn man der Sache obendrein noch eine verständige Seite abgewinnen will, so gibt es noch immer ein paar prächtige Weiberköpfe, ein paar weiße Schultern und dergleichen in wunderbarer Beleuchtung, wobei man etwas lernen kann, was ich Dir, Rüding, ganz besonders anempfehle; denn um junge Mädchen bei der

Ampel, oder Prinzessinnen am Kaminfeuer malen zu wollen, muß man dergleichen bei willkürlicher, brillanter Beleuchtung gesehen haben und nicht unter Talglicht-Effect malen.«

Der sanfte Eduard zuckte ein paarmal verächtlich die Achseln, ehe er würdevoll zur Antwort gab: »Spare diese Lehre für Deine künftigen Schüler, wenn Du einmal wieder Akademie-Director geworden bist. Sage mir lieber, ob Du die Einladungskarte genau studirt hast.«

»Wie so, junger Mensch?« fragte der Andere in seinem gewöhnlichen mürrischen Tone.

»Weil darin von einem Frack die Rede ist.«

»Wagst Du diese Bemerkung als Mensch, als Künstler oder vielleicht als zukünftiger Schneider?«

»Frack und weiße Halsbinde, und dazu gehört auch eine weiße Weste,« erwiderte Rüding mit großer Ruhe.

Walter hatte sich rittlings auf einen Stuhl niedergelassen, und während er sich mit den Armen auf die Lehne desselben stützte, kraute er sich behaglich in seinem vollen Barte eine ziemliche Weile, ehe er zur Antwort gab: »Ich will Dir eine Wette anbieten, bei der die drei unserer Freunde, die das Ding verstehen – sagen wir Roderich, Lytton und dort Rodenberg –, bei der Soirée entscheiden sollen, wer von uns Beiden am elegantesten und würdigsten aussieht; darüber wetten wir nun einen famosen Punsch – bist Du damit zufrieden?«

»Auf alle Fälle,« sagte Rüding, indem er süß schmunzelte – »verstehen wir uns recht, Du hast gesagt: elegant.«

»Und würdig.«

»Und würdig,« wiederholte Rüding, indem er einen Blick in den Spiegel warf und dann mit großer Genugthuung hinzusetzte: »Nun, Rodenberg wird mir schon im Voraus das Zeugniß geben, daß ich mich elegant anziehen und elegant zu betragen verstehe.«

»Abgemacht, wir wetten also!«

»Gewiß!« –

Nicht nur in diesem und anderen Künstlerkreisen gab die Einladung des Prinzen Heinrich, besonders in Betreff der Toilette, genugsam Veranlassung zu Besprechungen, zu Berathungen, sondern sie hatte auch hier und da Erörterungen unangenehmer Art zur Folge. Unter Anderem im Hause Roderich's, der die Einladung des Prinzen beim Mittagstische neben seinem Teller liegen fand, den Umschlag des Briefes und die Karte seiner Frau mit den Worten hinüberreichte: »Was denkst Du darüber?«

Frau Hildegard warf einen Blick darauf; ihr schien die Einladung vollkommen bekannt zu sein, doch machte sie eine ziemlich lange Pause, ehe sie in mehr als frostigem Tone zur Antwort gab, in einem Tone, der übrigens sehr glücklich ein Erstaunen ausdrückte: »Was ich darüber denke! O, ich bin so lange nicht mehr gewohnt, um meine Meinung gefragt zu werden, daß ich wirklich nicht im Stande bin, hierauf eine genügende Antwort zu geben – weiß ich doch nicht anders, als Befehle zu erhalten, die ich mich dann so sehr bemühe, nach meinen schwachen Kräften auszuführen!«

Frau Hildegard hatte seit der letzten peinlichen Unterredung mit ihrem Manne ihre Taktik insofern verändert, als sie es sorgfältig zu vermeiden schien, in irgend welcher Weise durch Wort und Blick angreifend zu verfahren. Sie spielte jetzt vollkommen die leidende, stille Dulderin, das unterdrückte Weib, welches nur durch unglaubliche Härte, durch die unerhörteste Tyrannei zu einem verzweiflungsvollen Schritte getrieben wird, und einen solchen Schritt hatte sie allerdings fest beschlossen.

Auch in ihrem Aeußern ließ sie mit einer unglaublichen Natürlichkeit ihren Seelenzustand erkennen; ihre Wangen waren von einer fast verdächtigen Blässe, ihre großen Augen hielt sie meist niedergeschlagen, und während sie besonders vor gefühlvollen Freundinnen häufig schmerzlich hüstelte, zeigte sich doch dabei ein so still ergebenes Lächeln um ihre Lippen, daß mitfühlende Seelen aus vollem Herzen sprachen: »Diese Frau ist ein Engel!«

»Ich habe nur fragen wollen,« sagte nach einer längeren Pause das Ungeheuer von einem Manne, »ob Du entschlossen bist, die Soirée zu besuchen, und in diesem Falle würde und müßte ich Dich begleiten.«

»Ob ich entschlossen bin?« fragte sie mit einem Lächeln, welches so nahe an den Himmel streifte, daß es den Beschauer eisig überrieselte – »ob wohl mein Entschluß etwas gilt, ob derselbe wohl auf die Begleitung irgend eines anderen Menschen einwirken kann – o, mein Gott!«

»Aus all' dem scheint mir herauszuklingen,« sagte Roderich mit großer Ruhe, »daß es Dir kein Vergnügen macht, die Soirée zu besuchen – gut denn, so bleiben wir zu Hause.«

»Mir Vergnügen machen? Gewiß nicht – überhaupt darf ich mir wohl erlauben, erstaunt zu sein, daß Jemand in der weiten, weiten Welt sich um etwas bekümmert, der mir Vergnügen macht! Nein, gewiß und wahrhaftig nicht, Vergnügen macht mir diese Einladung nicht! Aber ich halte es für eine Pflicht der Artigkeit, sie anzunehmen, und da ich überhaupt gewohnt bin,« setzte sie mit einem schärferen Tone hinzu, »meine Pflicht gegen Jedermann zu erfüllen, so will ich auch noch dieses Opfer bringen!«

»Gott soll mich bewahren,« erwiderte der Herr des Hauses, »daß ich ein so großes Opfer von Dir verlangen sollte! Du gehst nicht gern dort hin – gut, so bleiben wir zu Hause!«

»Es kommt mir nicht zu, über Dich und Deine Handlungsweise bestimmen zu wollen – o, mein Gott, nein! Thue, was Du willst, aber ich werde der Einladung folgen, da ich dies für eine Pflicht der Artigkeit gegen den Prinzen halte, und so lange ich überhaupt noch ...« – sie sprach diesen letzten Satz nicht aus, man hätte sagen können, sie dachte ihn überhaupt nur halblaut; denn für ihren Mann war er nur ein unverständliches Murmeln.

»So gehen wir also hin,« sagte der letztere, anscheinend in großer Gleichgültigkeit; ich werde den Wagen

um acht Uhr bestellen, wenn Dir meine Begleitung gefällig ist.«

Frau Hildegard hustete hinter ihrer vorgehaltenen Hand ein Mal, zwei Mal und drei Mal mit einiger Anstrengung; dann sagte sie: »Was die Begleitung anbelangt, so möchte ich mir erlauben, offen und ehrlich darüber zu reden.«

»Diese Art wäre überhaupt von jeher die beste gewesen.«

»Du wirst auf Deinem Zimmer die Karte meines Veters gefunden haben, des Freiherrn Schenk von Schenkenberg,« fuhr sie mit einem sehr verständlichen Achselzucken fort – »Du warst nicht zu Hause, als er Dir seinen Besuch machen wollte. Er wird ebenfalls bei der Soirée des Prinzen sein, und er bat mich dringend, mich dorthin begleiten zu dürfen.«

Roderich fuhr fast sichtlich empor, seine Stirn röthete sich und er war schon im Begriffe, ein empfindliches Wort zu erwiedern, als er sich eines Bessern besann und nach gewaltiger Anstrengung und tief aufathmend sagte: »Ah, ich verstehe das! Es macht sich allerdings besser, am Arme eines Freiherrn die Soirée eines Prinzen zu besuchen; ob es aber passend ist, wollen wir dahingestellt sein lassen.«

»Ich würde Dir vorgeschlagen haben, zusammen hinzufahren, doch da Du meine Familie nicht liebst.« – sie betonte das Wort ›meine‹ sehr stark –, »so unterließ ich es.«

Roderich beugte sich stillschweigend tief auf seinen Teller hinab, und als er wieder aufschaute, bemerkte er, wie das große, schöne Auge seines kleinen Mädchens mit einem eigenthümlichen Ausdrücke fest auf ihn gerichtet war. Das Kind hatte sich zu seinem Nachtsche mit einer Birne beschäftigt und schien die Unterredung seiner Eltern gar nicht gehört zu haben; jetzt aber sagte es mit seiner weichen und melancholischen Stimme: »Neulich, als ich bei Bertha zu Mittag gegessen habe« – Bertha war eine seiner kleinen Freundinnen – »da sprach Bertha's Vater und Bertha's Mutter auch mit einander gerade so, wie Du Mama mit Papa, nur ganz anders; sie wollten auf die Rheininsel fahren und Kaffee trinken. Aber da Bertha's Vater nicht so früh von seinem Bureau gehen konnte, so sagte Bertha's Mutter, dann ginge sie auch nicht – gewiß ginge sie nicht, auf keinen einzigen Fall, und da sagte der Vater von Bertha und lachte dazu, Bertha's Mutter wäre noch ein kleines Kind, und wollte sie an der Hand nehmen und hinführen, und dabei lachte sie und Bertha lachte und ich lachte und wir alle mit einander lachten – warum lacht denn Ihr niemals mit einander?«

Das war nun allerdings eine sehr einfache Frage, und doch wieder schwer zu beantworten.

Roderich biß sich auf die Lippen, nahm das kleine Mädchen von seinem Stuhle auf seinen Schooß, und seinen Mund auf sein Haar drückend, sagte er mit einer eigenthümlich bewegten Stimme: »Wir lachen doch auch oft mit einander, ist das nicht wahr?«

»Ja, wir beide, Papa, wenn Du hübsches, dummes Zeug mit mir machst, wenn wir im Zimmer mit einander spazieren gehen und Du dann so plötzlich stehen bleibst, daß ich an Dich hinpurzle, oder wenn Du mir komische Sachen zeichnest!«

»Nun, siehst Du wohl, daß wir auch zusammen lachen können.«

»Ja, es ist aber doch nicht so, denn Mama lacht niemals mit!«

»Leider hast Du Recht, mein liebes Kind,« sagte Frau Hildegard in düsterem Tone; »ich habe das Lachen vergessen und werde es auch wohl nie wieder lernen.«

»O, versuche es einmal, liebe Mama – siehst Du, Du kannst es noch!« bat das Kind schmeichelnd, indem es sich vom Schooße seines Vaters gegen die Mutter beugte, um sie an sich heranzuziehen.

Es war dies ein großer und wichtiger Augenblick; es flog der Schutzengel des Hauses über die Häupter der Familie, der in fest verschlossener Hand hielt den Samen des Friedens, der Versöhnung, neu zu erblühenden Glückes; er schien ängstlich zu warten auf einen guten Blick, auf ein freundliches Wort, ja, nur auf ein mildes Lächeln, um ihn hinabzustreuen in das Herz der drei unglücklichen Menschen – aber er wartete vergebens. Frau Hildegard erhob sich rasch und ungestüm vom Tische, worauf der Vater seine kleine Tochter einen Moment fest in seine Arme schloß, sie dann mit einer unendlichen Innigkeit küßte und hierauf sanft von seinen Knien hinabgleiten ließ.

XVII. ICH WEISS NICHT, WAS SOLL ES BEDEUTEN.

Der Abend, an welchem die Soirée bei dem Prinzen Statt fand, war gekommen, und in der Wurstgasse oder dem Reichsapfel zeigte sich die hier seltene Erscheinung eines verschlossenen viersitzigen Wagens. Dieser Luxus war auf Rüding's Veranlassung geschehen, welcher in den letzten Tagen ein kleines Bild verkauft hatte und dem es sehr unpassend, ja, vollkommen unanständig erschien, daß sich drei deutsche Künstler im Frack und weißer Halsbinde zu Fuß zu einer Soirée begeben sollten – zu einer Soirée bei einem Prinzen – zu einer Soirée mit Damen. Er hatte sich, wie er auf sein Wort versicherte, noch niemals zu Fuß zu einer Soirée mit Damen begeben, und doch hatte er seinen Willen in Betreff eines geschlossenen viersitzigen Wagens nur einestheils dadurch durchgesetzt, daß er sich großmüthig erbot, die ganze eine Hälfte der Unkosten zu bezahlen, anderentheils, weil es am Vormittage geregnet hatte und auf der Straße sehr kothig aussah.

In dem Zimmer stand Rodenberg vor einem großen Spiegel und gab sich viele Mühe, seinem krausen, blonden Haare mittelst Kamm und Haarbürste einen Scheitel zu corrigiren, den ihm der Friseur vor einer Stunde gemacht, der aber bei dem Anziehen wieder ein wenig in Unordnung gekommen war. Hinter ihm stand Rafael, den schwarzen Frack auf dem Arme und einen Bericht machend über die Dressur des Pudels, welcher in den letzten Tagen außerordentlich vorgeschritten sein sollte.

»Es ist eigentlich kein Verdienst dabei,« sagte der kleine Diener mit außerordentlicher Bescheidenheit, »es ist gerade so, als ob das gelehrige Thier Menschenverstand hätte, und ich nehme auch an, er hat Verstand; denn gerade so rede ich mit ihm und sage ihm, was ich will und was er thun soll. Sie sollten nur sehen, Herr Rodenberg, wie gescheit er mich anblickt und wie er dabei aufpaßt.«

»Und was ist die Frucht dieses Aufpassens, ich wollte sagen, wie weit seid Ihr mit einander gekommen?«

»O, so weit, daß, wenn ich ihm irgend etwas, wenn es nur wie ein Buch aussieht, in's Maul gebe und ihm sage: ›Allons, Figaro!‹ so läuft er in das Haus, wo Herr Schmitz wohnt, und kratzt im obersten Stockwerke an der Thür, die ich ihm bezeichnet.«

»Ah, Du hast ihm eine Thür bezeichnet, Monsieur Rafael?«

»Gewiß, Herr Rodenberg, und ich bilde mir ein, meine Sache recht gemacht zu haben.«

»Doch nicht die Thür zu dem Zimmer unseres kleinen Angeov, oder die, wo dessen würdige Mutter, Madame Schmitz, wohnt?«

Rafael schüttelte lächelnd unter einem so vielsagenden Blicke den Kopf, daß sich Rodenberg, nachdem er seinen Frack genommen und angezogen, nicht enthalten konnte, dem kleinen Bedienten leicht auf den Kopf zu pätscheln; er hätte sich noch vor wenigen Tagen gescheut, dies zu thun, doch war das Haar Rafael's, seit er am Künstlertage die Rolle des Zwerges gespielt, fast in einer eben so musterhaften Ordnung wie das seines Herrn,

roch auch merkwürdiger Weise nach der gleichen Pomade.

Rodenberg stand nun fertig da, und wir glauben dem schönen jungen Manne über sein Aeußeres kein besseres Compliment machen zu können, als wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, er werde in dem feinsten, elegantesten Zirkel auch nicht durch das Geringste auffallen, sondern sich ganz so ausnehmen, als bewege er sich in gar keiner anderen Gesellschaft als in der allerbesten.

Rodenberg schien auch mit sich selbst zufrieden; er zog seinen Frack in die Taille, betrachtete sich, so viel als es ihm möglich war, von der Seite in dem kleinen Spiegel und mußte sich in Gedanken über die kunstvolle Arbeit des Schneiders lobend aussprechen. Freilich hatte dieses Kunstwerk einen guten Theil der Einnahme verschlungen, welche der junge Künstler für sein vortrefflich gelungenes Blatt des Künstlertages erhalten hatte, eine sinnig und schön durchgeführte Arbeit, der das ungetheilte Lob aller derer zu Theil wurde, die sie gesehen. Zwar hatte Rodenberg daran unablässig von Morgens früh bis spät in die Nacht gearbeitet, und das alles für einen neuen Frack; doch tröstete er sich damit, daß er zu sich selber sprach: »Pah, Papier und Bleistift sind wohlfeil, und ich fühle eine Armee in meiner Faust!«

»Soll ich vielleicht Herrn Rüding sagen, daß Sie fertig sind?« fragte der kleine Diener nach einer Pause, als er bemerkte, daß sein Herr mehrere Male ungeduldig auf seine Uhr schaute und dann nach der Thür sah.

»Ich fürchte, wenn wir ihn treiben, wird er mit seiner Toilette niemals fertig. – He, Walter, wie weit bist Du? Wir haben, nur noch eine Viertelstunde Zeit.«

»Ich kann mich im nächsten Augenblicke sehen lassen,« hörte man die tiefe Stimme des alten Malers sagen, »und glaube, daß ich eine ganz famose Erscheinung abgeben werde.«

Rodenberg dachte an das Costume des Drachen Griesgram und lachte in sich hinein.

»Nach genauer Prüfung meiner Garderobe,« fuhr die Stimme Walters fort, »fand ich, daß es mir trotz aller Phantasie und allem Geschmacke nicht gelingen werde, in jener Art zu erscheinen, die man elegant nennt; auch ist die Idee des Aufnehmens der Oberrockschöße, um denselben so zu einem Fracke umzuwandeln, schon sehr abgenutzt. Ich habe deßhalb die Rolle eines vollkommen älteren Herrn angenommen, habe meinem an sich schon grau melirten Haare mit etwas Puder nachgeholfen und werde mit einem Stocke gehen, ungefähr so, als sei ich von der Gicht geplagt oder als habe ich mich bei der Maskerade neulich zu sehr angestrengt – so, nach dieser Vorrede kannst Du mich nun anschauen.«

Damit trat er unter die Thür, und Rodenberg, welcher ihm erwartungsvoll entgegenblickte, mußte über die Erscheinung lächeln, aber durchaus nicht lachen. Walter hatte wirklich in seiner Erscheinung etwas durchaus Anständiges, fast Würdiges. Er sah aus wie ein alter gedienter Militär in Civil, der es mit seiner Toilette nicht mehr so genau nimmt, der wohl weiß, daß man ihn und seine

Vergangenheit genugsam kennt und ihm den nicht mehr ganz neuen, Rock, so wie die breiten, aus einander getretenen Schuhe gern nachsieht. Er war eine jener Erscheinungen, wie man sie in allen Bädern, wo gespielt wird, herumgehen sieht, in gleicher Art gekleidet, am Tische der Roulette und des *trente et quarente*, gleich energisch und rücksichtslos auftretend, dagegen sehr bescheiden in der Restauration, voll Courtoisie gegen die Damen auf der Promenade, im Allgemeinen aber eben so bekannt als unbekannt; denn seinen eigentlichen Namen weiß Niemand, es ist der Herr General, der Herr Oberst oder der Herr Marquis.

So dachte auch Rodenberg, welcher ihn nach einigem Betrachten mit den Worten anredete: »Ah, Herr General, wie glücklich schätze ich mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!«

»Nun, was meinst Du,« sagte Walter mit einem der Lächeln, die bei ihm so selten waren, »werde ich nicht ein gewisses Aufsehen erregen?«

»Das wirst Du in der That, besonders aus der Entfernung, wo man die kaum aus dem Knopfloche hervorlugende rothe Rosenknospe für ein Ordensband halten wird.«

»Man könnte mich in der That für einen alten, würdigen General halten, der mit seinem Sohne, das bist Du, einem leichtsinnigen, aber eleganten jungen Menschen, in Gesellschaft geht – komm' also!«

»Wir müssen ja auf Rüdning warten; doch ich höre ihn so eben kommen – da ist er schon.«

Der sanfte Eduard trat wirklich in's Zimmer mit der Miene eines Siegers, mit der Miene jeder Ueberlegenheit, mit der Miene, welche deutlich aussprach: ›Seht mich an und verstummt!‹

Und er sah auch in der That merkwürdig genug aus. Ueber die Bekleidung des unteren Theiles seines Körpers war nicht viel zu sagen gewesen, sie war wie die jedes anderen anständigen Menschen: schwarze Beinkleider, ja, er hatte sich sogar bis zu lackirten Stiefeln verstiegen; auch über die rothe Sammtweste hätte man allenfalls ein Auge zudrücken können, als poetische Lizenz eines jungen Künstlers. Aber der Reitfrack des abwesenden Engländer's war durch Einnähen an den Seiten zu einem gar zu ungeheuerlichen Machwerke geworden, besonders da es nicht möglich gewesen war, die Taille zu verkürzen, deren untere Knöpfe dem kleinen Rüd'ing deßhalb bis zu jenem Theile gingen, den man in guter Gesellschaft nicht zu nennen pflegt. Eine weiße, viel zu hohe Halsbinde mit wild aus einander stehenden Zipfeln rahmte das blasse, schmachtende Gesicht ein und machte im Verein mit dem Kopfe Rüd'ings nur wohl dadurch eine so ungeheuer komische Wirkung, weil sein langes, blondes Haar zu so compacten und gleichförmigen Locken zusammengearbeitet war, wie man es nur bei den jungen Mädchen zwischen zwölf und vierzehn Jahren zu sehen ertragen kann.

Ein zusammengeklappter Hut, den Rüd'ing irgendwo entlehnt und unter dem Arme trug, so wie neue, leuchtend weiße Handschuhe vollendeten das Ganze.

»Ah, Schockschwerenoth,« machte Walter, »Du bist schön, Rüding!«

Dieser zuckte verächtlich die Achseln und sagte: »Ich weiß wohl, daß Du immer etwas an mir auszusetzen hast; doch ohne unbescheiden oder eitel zu sein, ich bin mit mir zufrieden – wer zuletzt lacht, lacht am besten,« setzte er mit Würde hinzu; »denke Du nur an unsere Wette.«

»So laßt uns denn gehen,« sagte Rodenberg, »es schlägt so eben acht Uhr und wir kommen gerade zur rechten Zeit hin.«

Prinz Heinrich wohnte nur vorübergehend während einiger Sommermonate in der Stadt und den übrigen Theil des Jahres stand sein großes Haus, in einem hübschen kleinen Parke gelegen, leer. Da der Prinz nicht verheirathet war, so hatte er nur wenige Zimmer zu seiner Wohnung einrichten lassen, und die übrigen schönen Räume des Hauses dienten ihm dazu, die Gemälde und Kunstgegenstände aller Art, die er auf seinen vielen Reisen anschaffte, hier aufzustellen. Es hätte dies eine ganz hübsche Sammlung werden können, wenn der Prinz bei seinen Ankäufen mit einem besseren Geschmacke verfahren wäre und nur allein auf die Kunst Rücksicht genommen hätte; so aber spielte die Protection gewisser Künstler eine Hauptrolle und anderentheils war dieses oder jenes Genre so beliebt, daß oft mehr auf den Gegenstand

des Gemäldes als auf den Kunstgegenstand Rücksicht genommen wurde. An leichtgeschürzten Nymphen, unbekleideten Göttinnen und badenden Mädchen war durchaus kein Mangel.

Von den drei Freunden war Rodenberg ganz ruhig in den Wagen gestiegen, weniger an die Soirée selbst denkend, als an ein einziges Wesen, das er doch wenigstens zu sehen hoffen durfte. Walter befand sich in einer höchst gleichgültigen Stimmung; er fürchtete Langeweile und daß das Souper gar zu spät servirt werden möchte. Rüdning ließ sich selbstgefällig auf einen Sitz nieder und benutzte die Scheibe des Wagens dazu, das Spiegelbild seines gelockten Kopfes, wenn auch mit einiger Verzerrung, zu betrachten. Dabei gab er sich ganz das Ansehen, als gehörten große Gesellschaften, besonders bei Prinzen und mit Damen, zu seiner allabendlichen Beschäftigung; ob er tanzen würde, wußte er noch nicht ganz genau, und was das Souper anbelangte, so fürchtete er nur, daß die dicke Generalin, deren Schooßhund er im vergangenen Jahre in einer blühenden Jasminlaube gemalt hatte, ihn bei seinem Erscheinen abfangen und zu Tische schleppen werde.

»Es wäre dies schade,« meinte er, »da so viele schönere, jüngere Damen nach mir schmachten werden.«

»Jedenfalls hast Du die Vorhand,« meinte Walter, »denn sie werden Deine Rolle als Cupido nicht vergessen haben und sich mit Dir auf guten Fuß stellen.«

So fuhren sie weiter, ziemlich langsam, denn es war ein alter Wagen mit alten Pferden und einem sehr alten Kutscher.

»Wenn man in den Soiréen, wo ich früher war,« sagte der sanfte Eduard nach einer längeren Pause, »Durst verspürte, so ließ man sich von dem Dienstmädchen ein Glas Wasser geben. Das ist wohl überall so?«

»Allerdings, wo es Dienstmädchen gibt; wo aber Bediente herumlaufen mit großen Präsentirtellern voll Thee, Gefrorenem und dergleichen, da wartet man bis Einem etwas präsentirt wird.«

»Natürlich,« entgegnete Rüding, »und greift nicht gleich zu, sondern wartet, bis man höflich eingeladen wird.«

»O nein, in dem Falle greift man zu.«

»Ja, ja, man greift zu,« flüsterte der sanfte Eduard, doch nicht mehr in dem bestimmten Tone wie früher. In seiner Stimmung und in seinem Blicke machte sich eine gewisse Beklommenheit bemerkbar, je näher sie ihrem Ziele kamen.

»Man redet doch den Prinzen immer mit Eure Hoheit an?« fragte er nach einer Weile, sich direct an Rodenberg wendend.

»Man redet einen Prinzen niemals an, sondern wartet, bis er uns anspricht, dann aber sagt man so oft als möglich Eure Hoheit.«

»Natürlich, so oft als möglich, denn er freut sich, seinen Titel zu hören.«

»Ganz gewiß,« sagte Walter – »doch da sind wir ja schon.«

»A–a–ah, da sind wir!«

Der Wagen rollte nun sanft auf dem weichen Sandboden des Parkes, da das Haus zurückgezogen von der Straße lag.

Rechts und links an dem weit geöffneten Gitterthore standen Schildwachen, Gewehr bei Fuß, und schauten neugierig in den vorbeifahrenden Wagen, der nun am Eingange zur großen Vorhalle hielt, wo sich Bediente in reicher Livrée befanden. Rafael, der mitgenommen worden war, öffnete den Schlag, und zuerst stieg Rodenberg aus mit einer gleichgültigen Miene und dem Benehmen eines Mannes, dem Equipage, Vorhalle und betreßte Dienerschaft nichts Neues sind. Walter, der nun folgte, war so klug, sich so weit es ihm möglich war, nach dem Vorbilde seines jüngeren Freundes zu richten; doch da er dessen leichte, elastische Tritte nicht nachahmen konnte, so benutzte er jetzt schon den mit genommenen Stock und hinkte ein wenig, was eine ganz gute Wirkung hervorbrachte.

Rüding dagegen wartete, bis die Beiden in die Halle eingetreten waren; er hatte beschlossen, den Wagen vor den Augen der gaffenden Dienerschaft mit einer Leichtigkeit und Grazie zu verlassen, die dem jungen, eleganten Manne eigen ist, und hüpfte nun ohne Benutzung des Trittbrettes hinaus. Es wäre dies auch wahrscheinlich ganz gut von Statten gegangen, wenn nicht an der Thür

des alten Wagens eine verrätherische Nagelspitze herausgeschaut hätte, welche sich leider in den Taschen des zu langen Frackes verfang und einen so klaffenden Riß hervorbrachte, daß das Unterfutter sichtbar wurde.

»Das fehlte mir noch!« versetzte Rüdning, an den verletzten Theil greifend, worauf er Rafael mit einer besorgten Miene fragte, ob der Schade deutlich sichtbar sei. Dieser war so gutmüthig, dies entschieden zu verneinen, worauf Rüdning mit klopfendem Herzen in die Vorhalle trat.

Hier wimmelte es schon von Eingeladenen: Damen, Herren vom Civil, Militärs; da wurden Fräcke und Uniformen fester in die Taille gezogen, an der Säbelkoppel gerückt, sich mit den Fingern leicht durch die Haare gefahren, die Handschuhe betrachtet. Es war ein lebendiger Strom, der die Treppe hinaufstieg, ein Strom ohne Ende und Anfang, oben in den Vorzimmern verschwindend und sich immer neu ergänzend aus den heranrollenden Wagen.

Unsere drei Freunde gingen ebenfalls die Treppe hinauf; Rüdning war der Letzte, denn er hatte gar zu viel zu thun. Bald betrachtete er seinen verletzten Frackschooß, bald zog er seine rothe Sammtweste herab, daß sie recht sichtbar sei, bald befühlte er die Spitzen seiner weißen Halsbinde, und dazu hielt er es für seine Schuldigkeit, die steife, der Etiquette gemäße Kopfneigung der Dienerschaft mit den freundlichsten Grüßen nach rechts und links zu erwiedern, wobei er seinen Klapphut schwenkte

und sich bemühte, sehr liebenswürdig und herablassend zu sein.

Oben passirte ihm noch ein kleines Unglück, aber es war unbedeutend; er verwickelte sich auf eine unerklärliche Art in eine der Messingstangen des Treppenläufers und stolperte, wobei er mit seinem Kopfe die Beine eines vorausschreitenden Lieutenants berührte und dafür mit einem sehr ernstern Blicke belohnt wurde.

Daß Rüdning indessen ängstlich nach Luft schnappte und ihm dabei das Wasser im Munde zusammenlief, dürfen wir nicht verschweigen; er wollte sich des letzteren als ein höflicher Mann entledigen, ehe er in das Zimmer trat, und spuckte zur Seite aus, leider aber auf die glänzend schwarze Sammthose eines dort aufgestellten Lakaien; doch machte er den angerichteten Schaden sogleich wieder gut, indem er auf den Bedienten zueilte, ihn freundlich um Entschuldigung bat und rasch entschlossen mit seinem Frackärmel über die beschmutzte Stelle fuhr.

Der Lakai lächelte eigenthümlich seinem Nebenmanne zu, und als Rüdning, dies sehend, sich etwas betroffen umwandte, bemerkte er ein höchst zufriedenes Lächeln der Zustimmung auf den Gesichtern sämmtlicher Lakaien die ganze Treppe hinab. Doch hatte er nicht Zeit, sich viel darum zu kümmern, denn er war beschäftigt, mit einer ängstlichen Hast seine Einladungskarte hervorzuziehen,

um sie einem würdig aussehenden Herrn in schwarzseidener Kniehose, schwarzem Fracke und weißer Halsbinde zu präsentiren, der oben am Eingange des Zimmers stand.

Dieser wies die Karte lächelnd zurück und winkte dem jungen Manne einzutreten. Da aber Rüding das kostbare Document vorher wieder sorgfältig verwahrte, so hätte dies einen kleinen Aufenthalt gegeben, wenn die nachfolgende Menge der Gäste wie eine unaufhaltsame Woge Rüding nicht vorwärts geschoben und ihn fast gewaltsam in das Vorzimmer gedrängt hätte.

Um bei unserem nicht ganz unrichtigen Bilde von der Woge zu bleiben, befand sich der sanfte Eduard hier ungefähr mit dem Gefühle eines Fisches, der sich hilflos auf den Sand geschleudert sieht und ängstlich nach Wasser schnappt. Da stand er nun, von dem Strome der hastig Nachdrängenden seitwärts geschoben, krampfhaft lächelnd, seinen zusammengeklappten Hut in der Hand und rings um sich schauend nach einem freundlichen Winke, einer rettenden Hand, die ihn mit gutem Rathe zurücklenkte auf die schlüpfrige Bahn, auf der sich zu bewegen er nun einmal gezwungen war; aber er sah wohl Menschen und Augen, mitunter sehr schöne Augen, doch keine freundlichen Blicke; es strahlte an ihm vorüber in allen Farben, in Gold und Silber, in Spitzen und Brillanten; es plauderte und lachte, und doch fühlte er sich hier werthlos, einsam, verlassen – unter Larven die einzig führende Brust.

»Da ist er ja,« hörte Rüding endlich eine Stimme sagen, und als er sich bemühte, mit den Augen irgend einen Punkt zu erfassen in dem Gewühle derer, die dem andern Zimmer zuströmten, da entdeckte er Rodenberg, der von dort lachend zurückkam, ihn unter die Arme faßte und vorwärts zog.

»Wenn wir so langsam vorwärts machen,« sagte er, »so kommen wir vor Mitternacht nicht in den Hauptsalon – aber was hast Du denn? Fehlt Dir etwas? Du siehst so blaß aus!«

»Nein,« gab der sanfte Eduard mit einem erzwungenen Lächeln zur Antwort, »ich befinde mich kreuzfidel; ich hatte draußen nur ein wenig verweilt, um die Leute an mir vorüberziehen zu lassen; man lernt immer etwas dabei.«

»Ja, ja, nun aber komm', dort ist Walter, der schon ungeduldig wird.«

»Wird der Prinz schon im nächsten Zimmer sein?« fragte Rüding in recht bescheidenem Tone.

»Ich glaube nicht; erst im zweiten oder dritten.«

»So, so, geh' nur voran, ich folge Dir.«

Damit traten sie in ein glänzend erleuchtetes Vorzimmer mit einem Ueberflusse an reich möblirten Spiegeln, an Sitzgelegenheiten aller Art, an blühenden Pflanzen und Blumen.

An der Ecke des mit Eleganz ausgestatteten Vorzimmers befand sich nicht weit von der Thür der Adjutant des Prinzen, Major von Werdenberg, in einer glänzenden Dragoner-Uniform, ein ununterbrochenes Lächeln

auf dem Gesichte, die freundlichsten Worte auf den Lippen, die Hände vergnügt reibend, die Sporen bei jeder Verbeugung klirrend zusammenschlagend, und das Alles ging in einem gewissen Tempo so außerordentlich passend zu den Worten, die er sprach: »Auf Ehre, gnädige Frau, außerordentlich erfreut, Sie einmal wiederzusehen – Ganz entzückt, mein Fräulein – Seine Hoheit der Prinz wird ganz enchantirt sein – Ah, Herr Baron – Guten Abend, bester Kammerjunker – vortrefflich gemacht, die neue Uniform – räuberhaft schön – Ah, gnädigste Gräfin, erlauben mir mit tiefstem Respect mein Compliment zu machen – darf ich mir erlauben, Sie zu Seiner Hoheit zu geleiten – Seine Hoheit werden ganz enchantirt sein – Ah, *bon soir, Baron, charmé de vous voir, déjà rétabli de la dernière course aux chevaux, je n'ai jamais rien vu de si beau.* – Auf Ehre,« wandte er sich an einen nachfolgenden Officier, »es war ein superbes Rennen – trichinenhaft – Ah; Herr von Rodenberg – unser vortrefflicher wilder Jäger von neulich. Ich kann Sie versichern, ein fabelhaft unvergleichliches Fest; ich werde es in meinem ganzen Leben nicht vergessen – wahrhaft räuberhaft schön!«

»Darf ich mir erlauben, Herr Major, Ihnen den Herrn Maler Walter und Herrn Maler Rüding vorzustellen?«

»Entzückt, Ihre Bekanntschaft zu erneuern – vortreffliche Rolle gehabt in Ihrem wunderbaren Feste und ausgezeichnet durchgeführt – Herr Walter machte, wenn ich nicht irre,« fuhr Major von Werdenberg, die Hand an die Stirn legend, fort, »den – den – den ...«

»Den Drachen Griesgram, Herr Oberst-Wachtmeister.«

»Ah, richtig, den Drachen Griesgram, vortrefflich gemacht; Seine Hoheit war ganz entzückt.«

»Und der Herr Major werden sich gewiß hier des Herrn Malers Rüding noch als Cupido erinnern?«

»Wie könnte man eine so unvergleichliche Leistung vergessen – ganz Cupido – jeder Zoll Liebesgott – die Damen,« setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, »sollen viel darunter zu leiden gehabt haben!«

Rüding fühlte sich durch dieses Lob geschmeichelt, beruhigt, etwas sicherer gemacht, und er athmete in der nächsten Secunde weniger krampfhaft und weniger tief.

Neben dem Major von Werdenberg stand ein junger Mann in schwarzem Fracke, der sehr vornehm aber auch sehr gelangweilt aussah; er trug das Commandeurkreuz irgend eines Ordens um den Hals, stocherte sich häufig zwischen den Zähnen, wenn gerade keine Dame vorüberging, und starrte, ohne irgend ein Interesse zu verrathen, gerade aus, wenn er nicht hinter der vorgehaltenen Hand gähnte.

»Es ist schade, Baron Schleiden,« wandte sich der Major zu jenem Herrn, »daß Sie dem Künstlerfeste nicht beiwohnten. Diese drei Herren, Herr von Rodenberg, Herr Maler Walter und Herr Maler Rüding, als wilder Jäger, Drache Griesgram und Cupido, waren wirklich ausgezeichnet. – Herr Baron von Schleiden,« fuhr er mit einer Handbewegung gegen diesen fort: »der Kammerherr Schleiden wird Veranlassung nehmen, die Herren dem Prinzen später vorzustellen.«

Der Kammerherr neigte seinen Kopf ein klein wenig, aber sehr langsam, und starrte gleich darauf wieder in irgend einen unbekanntem Welttheil hinüber.

Rüding hätte die höchst angenehme und schmeichelhafte Conversation mit dem freundlichen Adjutanten gewiß zu dessen großer Unterhaltung gern noch lange fortgesetzt. Doch ging Rodenberg rasch dem anderen Zimmer zu, worauf der sanfte Eduard durch einen Ellenbogenstoß Walter's ermahnt wurde, ein Gleiches zu thun, was er nach unzähligen Verbeugungen, wobei der Claquehut wieder eine große Rolle spielte, that.

Der Adjutant verbiß gewaltsam sein Lachen, und selbst der gelangweilte Kammerherr lächelte.

»Gehen wir auch dorthin?« fragte Rüding besorgt, als sie nun an den beiden offenen Flügelthüren zum ersten Salon standen, wo der größte Theil der Gäste nicht mehr durchströmte, sondern rechts und links Posto gefaßt hatte, besonders die älteren Herren und Damen, erstere in schwarzen Fräcken und hier und da mit Ordensbändern im Knopfloche. Auch gediente Militärs aller Grade waren hier und glänzende elegante Lieutenants von unvergleichlicher Tournure, sporenklirrend, säbelrasselnd, mit jungen und alten, stark decolletirten Damen lachend und plaudernd, tänzelten vorwärts dem großen Saale zu, an dessen Thür Seine Hoheit selbst stand, mit eben so freundlicher und liebenswürdiger Miene, als die des Adjutanten draußen, und mit eben so charmanten, anerkennenswerthen Worten seine Gäste empfangend.

Unter unzähligen Begrüßungen nach rechts und links, die sich allenfalls für einen König geschickt hätten, wenn er durch seine sich tief verbeugenden Gäste geschritten wäre, gelangte der gute Rüding, dem etwas schwindelig zu Muthe war, auch in diesen Vorsaal, aber nur bis in die Mitte desselben; dort entdeckte sein ängstlich spähender Blick eine Lücke zwischen einem dicken Infanterie-Major und einem hageren Regierungsrathe, eine Lücke, gegen die er sich mit der unwiderstehlichsten Gewalt der Verzweiflung warf und glücklich durch dieselbe hindurch in den Hintergrund drang, wo er mit einem unaussprechlichen Gefühle für den Augenblick Ruhe und Frieden fand, nichts mehr von dem nervenaufregenden Lichterglanze sah und vor sich nur die Rückseite sanfter schwarzer Fräcke hatte.

Auch Walter wäre, ehrlich gesagt, gern dem Beispiele seines Collegen gefolgt, doch war sein Auftreten zu würdevoll, um so gänzlich aus der Rolle zu fallen; innerlich aber fluchte er in Einem fort und nicht in den zartesten Ausdrücken auf Rodenberg, der nie genug haben konnte und immer in erster Reihe stehen mußte.

Dieser schritt auch in der That so unbefangen vorwärts, daß es eine Freude war, ihm zuzuschauen; auch wechselte er hier und da einen Händedruck und ein freundliches Wort, jetzt dicht vor der Thür des großen Saales mit einem besonderen Freunde, dem Rittmeister von Strachwitz, der ihn lachend unter den Arm nahm und so mit ihm in den großen Saal vor den Prinzen trat.

»Ah, unser wilder Jäger,« sagte Seine Hoheit außerordentlich herablassend, wobei er dem jungen Manne sogar mit einer gewissen Cordialität seine linke Hand darreichte, »ich freue mich sehr, Sie zu sehen! Haben Sie dem Künstlerfeste beigewohnt, Baron Strachwitz? Sie müssen zugeben, daß er der Glanzpunkt dieses unvergeßlichen Festes war, einer der gelungensten wilden Jäger, wie sie nur eine glückliche Phantasie erdenken konnte, und dabei von einem immensen Glücke. Ja, ja, mein lieber Rodenberg,« fuhr er mit schalkhaftem Lächeln und aufgehobenem Zeigefinger fort, »ich will Ihrem Verdienste und Ihren persönlichen Vorzügen durchaus nicht zu nahe treten, aber Glück gehört doch dazu, mein lieber Freund, Glück, sehr viel Glück! Er hat sie entdeckt, unsere schöne Unbekannte,« flüsterte er hinter der vorgehaltenen Hand dem Rittmeister halblaut zu – »entdeckt – eingeführt – nein, entdeckt ist das richtige Wort; denn als wir diese wunderbare Blume gesehen, zögerten wir nicht, uns derselben mit ächtem Rittersinn anzunehmen.«

»In diesem Punkte sind Eure Hoheit zu bekannt und gelten als leuchtendes Vorbild!« sagte der Rittmeister von Strachwitz mit tiefer Verbeugung.

»Ach, mein lieber Baron,« seufzte der Prinz, »Sie sind zu gütig, von diesen Dingen noch immer in der Gegenwart zu reden; es müßte heißen: galt, denn es war die

vergangene Zeit!« Er sagte dies mit einer außerordentlichen Coquetterie und indem er den Oberkörper sehr lebhaft, fast energisch auf seinen Hüften hin und her bewegte. »Ach ja, vergangene Zeit!«

Rodenberg hätte sich gern zurückgezogen, das heißt, er wäre gern in den Saal weiter vorgeschritten, um Anderen Platz zu machen, die nach einem Worte mit Seiner Hoheit schmachteten; doch so oft er zu einer tiefen Verbeugung ansetzte, um rückwärts davon zu gehen, faßte ihn der Prinz am Handgelenke und hielt ihn fest, wobei derselbe nicht nur in Einem fort weiter plauderte, sondern auch noch Zeit genug hatte, die an ihm vorüber schreitenden Gäste auf seine Art zu empfangen, indem er den Titel oder Namen mit oder ohne freundliche Handbewegung in seine Conversation einflocht.

»Beneidenswerther junger Mann, dieser Rodenberg – habe ich Recht, Strachwitz? – Ah, guten Abend Baron – Künstler zu sein, also ein freier Mann – *Enchanté de vous voir Madame la comtesse* – und ein so junger Mann – jung wie wir beide, Baron – Herr Oberst, ich freue mich, Sie bei mir zu sehen –, ja, jünger als wir beide, leider Gottes – Guten Abend, Gräfin, wenn Sie spielen wollen, bitte ich, auf mich zu reflectiren. – Ich hoffe, sie vergißt mich,« flüsterte er dem jungen Künstler zu, nachdem er der abgehenden Gräfin eine tiefe Verbeugung gemacht. »Und was macht die schöne Unbekannte?« wandte er sich speciel-ler an Rodenberg, wobei er einen Schritt zurücktrat und dadurch den Rittmeister von Strachwitz frei ließ, der sich auch alsbald unter die Gäste mischte.

»Leider weiß ich Euer Hoheit darüber gar nichts zu sagen; ich sah die allerdings für mich gänzlich Unbekannte seit jenem Tage nicht mehr.«

»*Mais comment?* Sie haben sie in der That nicht wieder gesehen, seit Sie sie an den Wagen begleitet?«

»Leider nein; überhaupt war mein Zusammentreffen mit ihr nur ein rein zufälliges, nur ein Glück, wie Eure Hoheit vorhin ganz richtig bemerkten, das auch jeden Anderen hätte treffen können; sie fand mich und ersuchte mich, sie zu dem Lager zu begleiten, was ich allerdings mit großem Vergnügen gethan.«

»Also nicht wieder gesehen!« meinte der Prinz, und sein Lächeln bei dieser Frage war kein unfreundliches.

»Leider nein!«

»So sollen Sie sie heute Abend sehen,« flüsterte Seine Hoheit dem jungen Manne zu, hier bei mir sehen.« – Er rieb sich vergnügt die Hände und fuhr alsdann fort: »Ich freue mich wie ein Kind darauf. Unsere schöne Unbekannte ist keine Unbekannte mehr, sobald man ihren Namen weiß, eine große, berühmte Künstlerin; unsere Damen hier werden Augen machen – Augen, und nachher werden sie entzückt sein, dessen bin ich sicher.« – Er schaute auf die große Uhr und fuhr dann, als er die noch frühe Zeit bemerkte, gleichmüthig fort: »Sie kamen vorhin mit einem älteren Freunde, wo ist er geblieben? ich sah ihn noch nicht eintreten.«

Walter hatte sich unter der Eingangsthür gehalten und dort mit einem bekannten Infanterie-Officier geplaudert.

Rodenberg sah ihn wohl und winkte ihm jetzt, näher zu treten.

Walter folgte auch augenblicklich diesem Winke und wurde dem Prinzen als Drache Griesgram vorgestellt, der sich etwas den Fuß verletzt und sich deßhalb erlaubt, mit seinem Stocke hieher zu kommen. Seine Hoheit war auch gegen ihn außerordentlich gnädig und erinnerte sich mit Vergnügen seiner Leistungen bei dem Künstlerfeste.

»Ah, meine liebe Freundin,« sprach jetzt der Prinz mit einem sehr lebhaften Tone, indem er auf eine hohe und etwas starke ältere Dame zuing, die jetzt in Begleitung ihres dem Aeußern nach noch viel unbedeutenderen Mannes hereingerauscht kam, und streckte ihr seine beiden Hände entgegen. »Ich bin in der That entzückt, daß Sie Ihre deliciöse Villa verließen, um mich durch Ihren Besuch heute Abend zu beglücken! Darf ich mir erlauben, meine theure Gräfin, Sie an den Theetisch zu führen?« Er bot ihr seinen Arm an, worauf sie geschmeichelt lächelte und den ihrigen einlegte.

»Prinz, Sie sind ein Schalk,« sagte sie im Weiterschreiten mit einer außerordentlichen Vertraulichkeit, »gewiß, ein Schalk, den ich durch und durch zu kennen das Glück habe, und weil ich Sie kenne, kam ich. Es ist ein Opfer, an einem solch' schönen Abende die herrliche Natur zu verlassen und sich in einen heißen Salon einzuschließen; aber ich bin da, wie Sie sehen.«

»Und ich küsse Ihnen dafür die Hand.«

»Aber ich kam nicht aus Freundschaft für Sie, Prinz, bilden Sie sich das ja nicht ein, ich kam nur aus Neugierde, um zu sehen, was es hier gäbe.«

»Wie so, theure Gräfin, aus Neugierde?« – Er fragte dies anscheinend mit dem größten Erstaunen.

»Eure Hoheit befahlen uns zu einer so ganz ungewöhnlichen Jahreszeit zu einer Soirée – das muß einen Grund haben, und den zu erfahren, darf ich doch wohl neugierig sein.«

»Sie sind eine entsetzliche Frau,« erwiderte der Prinz mit gut gespielterm Schrecken; »ich hätte daran denken sollen, daß man vor Ihnen keine zweifelhaften Schachzüge machen darf.«

»Und mich nicht einladen, dazu hätte ich Ihnen selber gerathen.«

»So ist es also unmöglich, etwas vor Ihnen zu verheimlichen?«

»Unmöglich!«

»Armer Blendheim!«

Blendheim war der Name des kleinen, unbedeutenden Gatten dieser majestätischen Frau, welche nun rasch ihren Fächer ausbreitete, um hinter demselben dem Prinzen mit einem nicht zu beschreibenden lebhaften Ausdrucke ihrer Augen zuzuflüstern: »Wollen Sie denn niemals verständig werden?«

»Leider habe ich so wenig Anlage dazu.«

»So seien Sie wenigstens ehrlich und lassen Sie mich wissen, was diese Soirée bedeutet.«

»Haben Sie die Sängerin Signora Vizcarro gehört?«

»Von ihr gehört allerdings, aber sie selbst noch nicht.«

»Eine wunderbare Künstlerin, jung wie ein Mädchen aus der Pension, schön wie ein Engel, vornehm wie eine Prinzessin!«

»A–a–ah,« sagte die Gräfin lachend, »ich fange an, zu verstehen!«

»Nein, nein, Eveline, so nicht, davon kann keine Rede sein! Dieses Mal bin ich ganz Kunstenthusiast und betrachte dieses wunderbare Geschöpf, wie man überhaupt ein Wunderwerk betrachtet. Sie wurde mir dringend empfohlen, wissen Sie, von oben herunter, doch machte ich mir nicht viel daraus, bis ich sie selbst kennen lernte, aber dann – war ich ganz hingerissen – er küßte begeistert die zusammengelegten Fingerspitzen seiner Hand –, ja, hingerissen wie nie!«

»Sie sind unverbesserlich wie – wie – nun, wie ein Prinz!«

»Und nachdem ich so offenherzig war,« fragte er in schmeichelndem Tone, »sind Sie mir böse, daß ich Sie hergebeten?«

»Ganz und gar nicht, das kann recht pikant werden. Und wird Ihr Mädchen aus der Fremde, Ihr Engel, Ihre Prinzessin uns etwas singen?«

»Wenn Sie sie darum ersuchen, gewiß, theure Gräfin!«

»Ich – wie käme ich dazu?«

»Ich darf mir doch erlauben,« sagte er mit einem fast demüthigen Tone, »Ihnen meine kleine Protegée vorzustellen, eine in jeder Beziehung höchst anständige junge Dame, die Tochter einer bekannten altadeligen spanischen Familie, eine Marquise de Monterey?« sagte er in flüsterndem Tone. Seien Sie ganz ruhig, Sie wissen, im Punkte des Bekanntmachens bin ich meinen Freunden gegenüber von einer rühmenswerthen Gewissenhaftigkeit – was nämlich Damen anbelangt,« setzte er in leichtem Tone hinzu – »nicht wahr, ich darf Ihnen die Kleine vorstellen?«

»Nun, wir wollen sehen, wie sie auftritt.«

»Ah, dann bin ich meiner Sache mehr als gewiß!«

»Man ist für die Jahreszeit heute enorm zahlreich bei Ihnen,« sagte die Gräfin, nun an dem großen Theetische stehend, um den auf einem breiten Divan schon einige der vornehmen Damen saßen, die sich aber in diesem Augenblicke alle ehrfurchtsvoll grüßend erhoben hatten – »sehr zahlreich; doch bemerke ich eine Menge ganz fremder Gesichter.«

»Aber mitunter hübsche, interessante Köpfe,« erwiderte der Prinz; »es sind meine jungen Künstler von hier, die neulich das prachtvolle Fest arrangirten – schade, daß Sie nicht dabei waren! Darf ich Ihnen später einige derselben vorstellen?«

»Sie haben heute die Wuth des Vorstellens.«

»Darf ich?« fragte er mit einem bittenden Blicke.

»Nun, meinetwegen!«

Nachdem der Prinz mit der Gräfin fortgegangen war, sagte Walter, indem er sich in die Brust warf und seinen weichen Hut etwas verwegen schwang: »Ich habe mir diese großen Gesellschaften doch viel unangenehmer, viel peinlicher gedacht; ich fühle es gar nicht so schwer, mich hier zu bewegen – man muß nur natürlich sein, gehen, wie man zu gehen gewohnt ist, und plaudern, wie Einem der Schnabel gewachsen.«

»Ja, aber auch diese Natürlichkeit muß ihre Grenzen haben,« versetzte Rodenberg und fragte dann, in das Vorzimmer blickend: »Aber wo ist Rüding geblieben? Laß uns den sanften Eduard nicht aus den Augen verlieren, ich fürchte er findet sich schwerer als Du.«

»Ja, weil der Kerl nie natürlich ist, nie einen gescheiten Rath annimmt, immer groß thut, wenn auch gar nichts dahinter steckt. Dort sehe ich ihn, wenigstens eine seiner blonden Locken; ich will ihn heranschleppen.« – Und damit machte sich Walter ziemlich ungenirt Bahn durch die im Vorzimmer stehenden Herren, faßte Rüding am Handgelenke und zog ihn trotz dessen Widerstrebens mit in den großen Saal.

»Ich weiß nicht, was Du von mir willst,« sagte Rüding in verdrießlichem Tone; »reißest mich da aus einer höchst angenehmen Conversation hinweg. Man geht nicht in Soiréen, um sich zu verkriechen oder stumm die Wände zu tapeziren, sondern man sucht mit geistreichen Leuten bekannt zu werden – was willst Du denn eigentlich?«

»Rodenberg will Dich dem Prinzen vorstellen, der schon mehrere Male angelegentlich nach Dir gefragt hat.«

»So, er hat nach mir gefragt?« erwiderte der sanfte Eduard, wobei auf seinem blassen Gesichte ein stilles Lächeln blitzte.

»Natürlich hat er nach Dir gefragt; er gibt ja diese Soirée einzig und allein uns Künstlern zum Dank für unser Fest, bei dem Du eine so hervorragende Rolle gespielt. Ich versichere Dich, er ist ganz begierig darauf, den kleinen, schalkhaften Liebesgott wiederzusehen – sei nur nicht gar zu blöde!«

»Ich bin niemals blöde!« erwiderte Rüdning mit einiger Entrüstung.

Es war gerade ein günstiger Moment für die beabsichtigte Vorstellung, denn der Prinz kam soeben, sich lächelnd die Hände reibend, von dem Theetische zurück, wohin er die Gräfin begleitet. »Wer ist das?« fragte er Rodenberg, als er die kleine, auffallende Gestalt mit dem blonden Lockenkopfe erblickte.

»Einer meiner Bekannten, der Maler Rüdning; er machte bei unserem Feste den Liebesgott.«

Der sanfte Eduard, welcher sah und hörte, daß von ihm die Rede war, hielt es für seine Pflicht, schon aus der Entfernung einen tiefen Bückling um den anderen zu machen.

»Schade, daß er nicht in Tricots gekommen ist,« sagte der Prinz zu Rodenberg, »er hätte seine Rolle hier trefflich fortspielen können.« – Dann trat er auf Rüdning zu

und freute sich sehr, den Mann in seinem Salon zu sehen, der so viel zum schönen Gelingen des Künstlerfestes beigetragen.

Rüding schnappte ein paar Mal wie nach Luft, dann sagte er: »Euer Hoheit – ja, Euer Hoheit – dieses Fest, Euer Hoheit – hat, wie Euer Hoheit bemerkten, glücklicher Weise die huldvolle Aufmerksamkeit Euer Hoheit auf sich gezogen – Euer Hoheit werden gewiß . . . «

Der Prinz nickte sehr herablassend mit dem Kopfe und wandte sich dann um, indem er jetzt mit einer etwas ernsteren Miene auf die große Uhr über dem Kamine blickte.

»Euer Hoheit werden gewiß – ja, gewiß werden Euer Hoheit,« fuhr Rüding fort, die Luft anzureden – er war wie ein rollendes Rad, das gewaltsam festgehalten werden mußte, und dies besorgte Walter, indem er ihn am Arme schüttelte und ihm zuflüsterte:

»Es ist genug – Du hast dich ganz vortrefflich aus der Affaire gezogen.«

»Euer Hoheit meinen?«

»Ja wohl, Seine Hoheit meinen und meine Hoheit meint auch, und nun wollen wir mit Deiner Hoheit Erlaubniß jenen betreßten Lakaien dort anhalten, der mit seinem Theebrette und seinem einladenden Backwerke Miene macht, an uns vorüber zu schreiten – komm', mein Sohn, Du sollst belohnt werden.«

»Ich glaube nicht, daß ich mich blamirt habe?«

»Nicht gerade, und wenn Du so fortmachst, so werden sich die Damen um die Gunst reißen, mit Dir bekannt gemacht zu werden. So, jetzt nimm Deine Tasse Thee – Du

brauchst aber dabei nicht den Löffel auf den Boden zu werfen – da hast Du auch Zucker und etwas Backwerk – ja, lieber Junge, bei dieser Gelegenheit könnte man sechs Hände gebrauchen – so, nun komm' dort in die Ecke, damit wir dort unsern Raub verzehren.«

»Vortrefflicher Thee,« sagte Rüdning, »aber schmeckt fast wie Punsch.«

»Ich habe der Rumflasche, welche dabei stand, vielleicht ein wenig zu stark zugesprochen, aber es macht eine gute Wirkung, erwärmt das Eingeweide und hebt den Muth.«

»Kommen Sie,« hatte während dessen der Prinz zu Rodenberg gesagt, »ich will Sie rasch einer Dame vorstellen, welche nicht nur hier in der Gesellschaft von außerordentlichem Gewichte, sondern selbst bei den allerhöchsten Personen des Hofes von gutem Einflusse ist, dabei eine liebenswürdige Frau, welche es gern hat, wenn junge, hübsche Leute ihr ein wenig den Hof machen – nun, Sie werden mich verstehen, man muß immer vorwärts streben, junger Mann, und es gibt kein wahreres Sprüchwort als das: Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied.«

Damit hatte der Prinz, Rodenberg zur Seite, den Saal rasch durchschritten, und ersterer sagte zu der majestätischen Gräfin: »Erlauben Sie mir, Ihnen einen vortrefflichen Künstler und charmanten jungen Mann vorzustellen, Herrn Rodenberg!« Dann setzte er schalkhaft lächelnd hinzu: »Nehmen Sie sich vor der Gräfin Blendheim in Acht, vor ihren Kenntnissen, wollte ich sagen;

ihr Wissen, auch auf dem Gebiete der Kunst ist eben so umfassend als gediegen.«

Während er so sprach, hatte er ein paar Mal rasche Blicke auf den Eingang des Saales geworfen, und als er von dort seinen Adjutanten Werdenberg etwas eilig auf sich zukommen sah, verabschiedete er sich und verschwand mit seinem Adjutanten im Vorzimmer.

Bei der raschen Aufeinanderfolge der eben beschriebenen kleinen Ereignisse dieser Soirée haben wir noch nicht Zeit gefunden, uns nach anderen Bekannten umzuschauen, wie es doch unsere Pflicht gewesen wäre, und müssen uns nun beeilen, das Versäumte nachzuholen.

Roderich war mit Lytton hieher gefahren, und zwar, um vor den Leuten den Anstand zu bewahren und nicht wieder zu einem Gerede Veranlassung zu geben, dicht hinter dem Wagen, in dem seine Frau mit ihrem Begleiter saß, so daß alle Vier zu gleicher Zeit das Gesellschaftszimmer betreten.

Nach verschiedenen Begrüßungen mit anderen Familien aus der Stadt, sowie mit Freunden und Kunstgenossen Roderich's nahm Frau Hildegard den ersten Augenblick wahr, um nach allen Regeln der Höflichkeit, aber mit einer eisigen Kälte ihren Vetter, den Freiherrn Schenk von Schenkenberg, mit ihrem Manne bekannt zu machen.

Der Kammerjunker befand sich in einer untadelhaften Toilette, von den lackirten Stiefeln an bis zur blendend weißen Halsbinde, über welcher ein Gesicht mit einer außerordentlich wichtigen Miene erschien. Ja, diese Miene

war von einer solchen Wichtigkeit, daß jeder, der sie anschaute, auf den Gedanken kommen mußte, der Freiherr Schenk von Schenkenberg werde ihn in dem nächsten Augenblicke auf die Seite nehmen, um ihm irgend ein ungeheures Ereigniß mitzuthemen, oder er werde, sobald er den Mund öffne, eine politische Neuigkeit von unermeßlicher Tragweite verkünden. Von allem dem aber geschah gar nichts, und der Kammerjunker war trotz seiner imposanten Miene ein gewöhnlicher Mensch, wie viele andere gewöhnliche Menschen, der nur die außerordentliche Klugheit hatte, sich durch häufiges Schweigen auszuzeichnen, und sich so das Ansehen gab, als denke er über das eben verhandelte Gesprächsthema nach. Dabei hatte er ein vollkommen glatt rasirtes, nicht gerade unschönes Gesicht, dem aber leider die allzu große Entfernung der Nasenspitze vom Munde etwas Nichtssagendes, ja, Albernes gab.

»Es hat mir sehr leid gethan,« sagte Roderich, »nicht zu Hause gewesen zu sein, als Sie mir die Ehre Ihres Besuches zudedacht; doch bin ich in der Regel Vormittags auf meinem Atelier und würde mich recht freuen, Sie dort einmal bei mir zu sehen.«

Der Kammerjunker blickte ihn hierauf mit einer Miene an, als nehme er Veranlassung, in diesem Augenblicke sich sehr gediegen über Ateliers im Allgemeinen auszulassen; doch begnügte er sich, nach einer sehr langen Pause zu sagen:

»Ebenfalls aufrichtig bedauert und wünsche in der That, Zeit zu finden, ein so berühmtes Atelier zu besuchen – wünsche es in der That.« – Darauf wandte er das Gesicht gegen Frau Hildegard und sagte zu ihr: »Schöne Räume hier – brillant, fast so schön wie bei uns in der Residenz – auch ist viel gute Gesellschaft da, wie mir scheint.«

Frau Hildegard zuckte die Achseln und erwiderte: »Für gewöhnlich hält es sehr schwer, Zutritt zu den Gesellschaften Seiner Hoheit zu erhalten, heute aber sehe ich eine Menge, wenn auch nicht unbekannter, doch nicht hieher gehörender Gesichter. Seine Hoheit haben sich neulich bei dem Künstlerfeste amusirt und nun zur Revanche die Künstler, bis ziemlich tief hinab, eingeladen. Haben unbedeutendere Künstler auch bei Euch in den recherchirten Häusern Zutritt?«

»Es gibt einige aus der Gesellschaft, die eine Art Liberalität darin suchen, auch dergleichen einzuladen und wie ihres Gleichen zu behandeln; aber man kennt sie und geht auch mit dem Gedanken hin, dort ein sehr gemischtes Publikum zu finden. In andern Häusern von echtem, gutem Tone, wo man zuweilen nicht umhin kann, zum Amusement der Gesellschaft Künstler und Künstlerinnen einzuladen, versteht man es dagegen, die gehörige Unterscheidung zu machen, und dort ist man nicht dem ausgesetzt, mit einem *primo tenore* oder einem *basso assoluto* im gleichen Zimmer soupiren zu müssen. Ich kann mich nun einmal nicht so weit herablassen, um es begreiflich zu finden, wie man sich in so intimem Umgange

mit diesen Leuten wohl fühlen kann – nun ja, sie machen vielleicht hübsche Sachen, dafür bezahlen wir sie, ohne nöthig zu haben, sie deßhalb in unsere Intimität zu ziehen. Am Ende könnte man noch verlangen, ich soll meinem Schneider und meinem Schuster ebenfalls eine Einladung zuschicken – auch Künstler in ihrem Fache.«

»Diese Worte hätten mich vor Jahren verletzt,« entgegnete Frau Hildegard, »heute thun sie mir wohl – o, ich fühle, wie sehr Du Recht hast – vergeblicher Wahn, diese Leute zu uns heraufziehen zu können; wollen wir mit ihnen leben, so müssen wir zu ihrer Sphäre hinabsteigen!«

»Pfui, ich hasse alles Hinabsteigen! Kannst Du mich später mit einigen distinguirten Familien bekannt machen oder soll ich mich an den Adjutanten Seiner Hoheit wenden?«

»Das ist unnöthig, ich habe viele Bekannte hier und Du brauchst mir nur Deine Wünsche zu sagen.«

»Wer ist jene große und immer noch schöne Frau, sie saß vorhin an dem Theetische und macht nun einen freundlichen Cercle? Ein recht vornehmes Aeußeres, ich meine, ich hätte sie schon bei uns gesehen.«

»Es ist die Gräfin Blendheim, die Frau des Regierungs-Präsidenten, einstens – die genaue Freundin Seiner Hoheit.«

»Ah, ich begreife das – ein sehr distinguirtes Aeußeres. Du kannst mich nachher mit ihr bekannt machen.«

»Mit Vergnügen.«

»Und wer ist der junge Mann, der neben ihr steht? Sie lacht in Einem fort mit ihm und stellt ihn all' den jungen

Damen vor – vielleicht ihr Sohn oder Verwandter ihres Hauses?»

»O nein, sehr im Gegentheil, es ist dies Herr Rodenberg, ein kleiner, unbedeutender Maler.«

»Nun sieh' einmal an, Cousine,« sagte der Kammerjunker im Tone der Entrüstung, indem er seine Hände mit dem Ausdrücke des Erstaunens zusammengelegt an seinen Leib drückte – »soll man sich über so etwas nicht ärgern – sieht das nicht aus wie aus einem guten Hause und ist doch nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, und mit welcher Freiheit das lacht und plaudert und sich vor die Damen hinstellt – laß es nur sein mit der Präsentation bei der Gräfin Blendheim, es kann doch keine feine Frau sein – o, die Provinz, die Provinz, hier verflachen doch so leicht die recherchirtesten Tournuren!«

Olfers hatte sich mit Lytton zurückgezogen und letzterer sagte: »Dieser Kammerjunker hat ein höchst naseweises und dabei dummes Gesicht. Hast Du wohl bemerkt, wie er Dich von oben herunter mit halbgeschlossenen Augen betrachtete? So ein Kerl, der doch auf unseres Herrgotts weiter Welt nichts ist, als daß vielleicht sein Urahn auf irgend einer Landstraße tüchtig drein geschlagen und geplündert hat, oder daß auch vielleicht sein Urgroßvater ein braver Mann gewesen ist. Und was sich dieses Volk heute noch auf seinen erbärmlichen Adel einbildet! Doch ist es begreiflich, der junge Herr Baron hört sich schon in der Wiege so nennen und lernt ja als Bube, daß alles Andere Nebensache ist. Da lob' ich mir doch wieder einmal unsere englische Institution, wo der Sohn des

Herzogs von so und so, der einfache Mister, gar nichts ist und sich ohne alle Titel, ohne einen besonders bevorzugten Stand Jahre lang herumtummeln muß und das Leben unter dem rechten Gesichtspunkte ansehen lernt, ehe er sich unter der Grafenkrone zur Ruhe setzt.«

Roderich hatte, offenbar zerstreut, nur mit halbem Ohre zugehört und antwortete jetzt: »O, ich kenne sie, Deine Ausfälle gegen unsern Adel, wenn Du ihn mit dem Eurigen vergleichst; doch bist Du Partei und parteiisch – dann werde ich wohl auch noch einmal das Glück haben, Dich als Lord so und so anzureden?«

»Schwerlich,« lachte der Andere; »meine älteren Brüder sind von einer vortrefflichen Constitution, und wenn dem trotzdem wirklich so wäre, so mußt Du doch gestehen, daß ich lange Zeit als ein Vollblutbürgerlicher gelebt.«

»Und als vortrefflicher Kamerad,« sagte Roderich, indem er ihm die Hand reichte. »Doch von etwas Anderem, das mich beschäftigt. Erinnerst Du Dich genau der Worte, die der Prinz zu uns sprach, als wir in den Saal traten?«

»Ich glaube, ja; er sagte, er sei sehr erfreut, Dich zu sehen, und glaube, sich für das schöne Künstlerfest in jeder Beziehung revanchiren zu können.«

»Ja, ja, in jeder Beziehung revanchiren zu können – so sprach er. Ich wollte nur wissen, ob ich ihn recht verstanden. Was hat er wohl mit dem Ausdrucke ›in jeder Beziehung‹ gemeint?«

»Glaubst Du denn, ein hoher Herr nehme sich die Mühe, jedem seiner Worte einen tieferen Sinn unterzulegen?«

»Nein, das glaube ich nicht; aber im vorliegenden Falle sagte das der Prinz nicht ohne Absicht.«

»Wenn Du Recht hättest,« sprach Lytton hastig und mit Einem Male die Idee seines Freundes erfassend, »wenn er die schöne wilde Jägerin eingeladen hätte!«

»Conchitta?«

»Ja, und wenn sie die Einladung angenommen hätte – o, sie scheint sich zu emancipiren!«

»Ich sehe immer noch die Augen des Prinzen vor Entzücken leuchten, als er mit ihr sprach.«

»Seine Hoheit sind ein Kenner und wissen auch schöne Blüten im Verborgenen aufzufinden – ich glaube wahrhaftig, Du hast Recht!«

»Ob ich Recht habe, schau dorthin!«

Die letzteren Worte hatte er lauter ausgesprochen, als man gewöhnlich in einem Saale zu sprechen pflegt, ja, so laut, daß sie deutlich an das Ohr Hildegard's schlugen, welche triumphirend lächelte, als sie bemerkte, wie er seinen Freund ungeduldig bei Seite schob und, einen Schritt vortretend, nach dem Eingange des Saales starrte.

XVIII. AUF FLÜGELN DES GESANGS.

Am Eingange des Saales erschien Prinz Heinrich an der Seite zweier jungen Damen, so angelegentlich mit ihnen plaudernd und lachend, so voll Courtoisie in jeder Bewegung und dabei so leuchtende Blicke um sich

her werfend, welche zu sagen schienen: »Ja, schaut nur Alle hieher, ich zeige Euch etwas außergewöhnlich Reizendes!« daß dies alles gewiß die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlte und es kein Auge in dem großen, weiten Saale gab, das sich nicht mit Erstaunen oder Vergnügen gegen die Kommenden richtete.

Ja, es waren zwei junge Damen, auffallend schön und dabei von einer Aehnlichkeit, daß es keinem Zweifel unterliegen konnte man habe Schwestern vor sich – nur um einen Gedanken war die eine größer und schlanker, als die andere. Und wie sie dahinschritten, mit einer Leichtigkeit, mit einer Grazie in allen Bewegungen, so gänzlich ungenirt, obgleich Hunderte von Augen sich prüfend gegen sie wandten!

»Conchitta!« sagte Roderich – »und wer ist denn die Andere?«

»Nun, ohne Zweifel unsere wilde Jägerin – das Räthsel ist gelöst.«

»Ja, es ist gelöst,« flüsterte Roderich mit einem leuchtenden Blicke seinem Freunde zu. Selbst der Kammerjunker war von der eben so lieblichen als vornehmen Erscheinung der beiden Schwestern entzückt und eben im Begriffe, sich über sie bei seiner Cousine zu erkundigen, als er an deren fest zusammengekniffenen Lippen so wie an dem eigenthümlichen, stechenden Glanze der Augen mit dem sie auf die Ankommenden blickte, deutlich sah, daß es mit diesen beiden jungen Damen eine ganz besondere Bewandniß haben müsse, weshalb er sich begnügte, zu sagen: »In der That, nicht übel!«

»Nicht übel? Sage lieber: auffallend schön – entsetzlich schön – verführerisch schön! Wer begreift solche Naturspiele? Diese blendende Außenseite . . . «

»A–a–a–ah, so!«

»Künstlerinnen!« sagte Frau Hildegard mit einer Langsamkeit, welche deutlich bewies, wie schwer es ihr wurde, dieses Wort auszusprechen – »die eine nennt sich eine Malerin – welche edle Kunst die andere betreibt, weiß ich nicht – möglich, daß sie auf dem Seile glänzt oder auf dem Pferde!«

»Mir scheint,« erwiderte der Kammerjunker, »daß ich hier in eine ganz besondere Gesellschaft gerathen bin – werden wir lange bleiben?«

»Nein, nein, ich gewiß nicht – Du amusirst dich vielleicht später noch ganz außerordentlich!« –

Es war ein förmlicher Triumphzug, den der Prinz mit den beiden jungen Damen durch den Saal machte; ihm hatten sich der Kammerherr Baron Schleiden, so wie ein paar jüngere Officiere angeschlossen. Diesen folgte der Major von Werdenberg, welcher sich angelegentlich mit dem älteren Begleiter Juanita's, den wir neulich kennen gelernt, unterhielt.

Don Jose, mit seiner Gravität und Würde, hatte vollkommen das Ansehen eines sehr vornehmen Herrn, wozu auch wohl der Stern des Alcantara-Ordens beitrug, der ihm von der Brust leuchtete.

Der Prinz brachte seine neuen Gäste direct zur Gräfin Blendheim, und alle Welt war gespannt, zu sehen, wie

diese als sehr vornehm bekannte Dame dieselben aufnehmen würde; doch nahm sie die Vorstellung mit einer so außerordentlichen Güte, ja, mit einer Herzlichkeit entgegen, welche manche scrupulöse alte Dame und manche für ihren Ruf sehr besorgte adelige junge Frau offenbar beruhigte. Denn mochten die Fremden sein, wer sie wollten, der Prinz hatte sie ja Höchsts selbst vorgestellt und Gräfin Blendheim hatte ihnen nicht nur die Hand gereicht, sondern hatte sie auch zur Rechten und zur Linken neben sich Platz nehmen lassen.

Es wäre uns unmöglich, die gränzenlose Ueberraschung und das Erstaunen Rodenberg's zu schildern, der sich noch immer in dem Kreise befand, den die Gräfin um sich gebildet, und welcher den beiden jungen Damen mit einem Blicke außerordentlicher Verwunderung entgegen schaute.

Conchitta war schweigsam wie gewöhnlich, wogegen Juanita mit einer liebenswürdigen Ungezwungenheit plauderte, Antwort gab, Fragen stellte und für jede Dame, mit der sie bekannt gemacht wurde, so wie für jeden Herrn, den man ihr vorstellte, ein ungezwungenes, freundliches Wort hatte; begreiflicher Weise wurde ihr auch Rodenberg's Name genannt, und zwar durch den Prinzen selbst, welcher lächelnd hinzusetzte: »Einer Ihrer Bekannten!«

Der junge Mann bebte förmlich, als nun ihr dunkler, glänzender Blick fest auf ihn fiel und als sie nun vollkommen ruhig, ohne irgend welche Bewegung zu verrathen, sagte: »Ah, ich erinnere mich, Herrn Rodenberg schon

gesehen zu haben!« – Wie hatte er gehofft, geglaubt, wenigstens im Ausdrücke ihres Auges irgend eine Wärme, eine Herzlichkeit zu lesen – vergebens! – Sie schaute ihn an, wie sie auch die Uebrigen anschaute, und ließ in der nächsten Secunde ihren Blick eben so freundlich, aber auch eben so gleichgültig auf seinen Nachbar, einen jungen Officier, gleiten, der ihr alsdann vorgestellt wurde.

Rodenberg zog sich nun aus dem Kreise der Damen, in dem die beiden Schwestern glänzten, langsam zurück; er hätte um Alles in der Welt keinem zweiten Blicke, dem ersten ähnlich, begegnen mögen. Es durchfröstelte ihn förmlich und er sprach zu sich selber: »Ja, sie ist nicht von dieser Welt, aber sie ist wahrlich ein böser Geist, gekommen, um Einem das Herz aus der Brust zu stehlen und uns dann durch Kälte und Gleichgültigkeit zu verderben.«

Er für seine Person hatte ihre Schwester Conchitta durchaus nicht beachtet; hatte er doch nur Augen für die Andere, deßhalb fuhr er auch staunend aus seinen Träumereien, als er Roderich's Stimme vernahm, der ihm sagte:

»Nun, lieber Rodenberg, welches ist Ihre schöne Waldbekanntschaft?«

»Ah,« gab der junge Mann nach einem tiefen Athemzuge zur Antwort, »ich sprach mit Ihnen darüber – ja, ganz richtig, ich erzählte Ihnen mein kleines Abenteuer!«

»Nun denn, welcher der beiden Schwestern waren Sie so glücklich, zu begegnen?«

»Der beiden Schwestern? Ah, richtig, es sind zwei Schwestern, und von ihnen sah ich jene, die so lebhaft spricht und dabei so kalt und gleichgültig blickt!«

»Von Letzterem kann ich nichts gewahr werden – also war es nicht Conchitta, unsere lebenswürdige Malerin, für die Sie geschwärmt? Denn Conchitta ist die, welche neben der anderen so still und gedankenvoll sitzt.«

»Nein, es war nicht Conchitta, es war Juanita, so ist ihr Name.«

»Aber – verzeihen Sie mir noch eine Frage, lieber Freund – das Skizzenbuch Conchitta's war es doch, das ich auf Ihrem Zimmer sah?«

»Allerdings – o, jetzt erinnere ich mich, ja, ja, das Skizzenbuch – es muß das der Anderen sein, – und ich behielt es, bewahrte es wie ein Heiligthum, weil ich die Eine für die Andere hielt, oder die Andere für die Eine, oder weil ich glaubte, es gäbe überhaupt nur eine Einzige – das hat mich ganz verwirrt gemacht – sagen Sie mir aufrichtig, lieber Freund, sind Sie überzeugt, daß das in der That zwei Schwestern oder zwei Wesen sind – sollte es nicht bloß eine Einzige sein, die es in ihrer Macht hat, sich zu verdoppeln, wenn sie will!«

»Aehnlich genug sehen sie sich allerdings, und ich finde es begreiflich, daß wir uns neulich unter dem Einflusse der fremdartigen Tracht täuschen konnten – nicht wahr, Lytton?«

»Gewiß, gewiß,« erwiderte dieser, »und man muß auch jetzt noch förmlich anfangen, sie Zug um Zug zu vergleichen, um große Verschiedenheit zu entdecken.«

Und darin hatte er Recht; wenn Juanita einen Augenblick still saß und schwieg und Conchitta sprach, so daß sich ihre Züge belebten und dann ihr weit geöffnetes Auge blitzte, so konnte man zweifelhaft sein.

Die gleiche Bemerkung machten alle, welche die beiden Schwestern anstauten, und eben so war man rings in dem großen Saale, die Damen nicht ausgenommen, der gleichen Ansicht, daß die beiden Fremden von einer außerordentlichen und höchst angenehmen Schönheit seien.

»Und wie geschmackvoll ihre Toiletten sind,« sagte eine alte Generalin, welche für ihre Person über allen Neid erhaben war und auch keine Tochter mehr zu verheirathen hatte – »ja, in der That einfach und elegant!«

Und das mußte wahr sein; die Toiletten Beider waren von einer ausgesuchten, man hätte sagen können, von einer herausfordernden Einfachheit und eben dadurch hervorleuchtend neben den reichsten Anzügen.

Juanita trug ein Kleid von matter Seide, jonquillefarbig, dessen Aufputz aus kleinen Epauletten in Ponceausamt und einfacher Verschnürung so wie aus unzähligen Knöpfchen bestand; an den Aermeln und der feinen Taille sah man diese Schnüre zu Zeichnungen zusammengestellt, welche dem Ganzen den Charakter eines spanischen Costumes gaben. Dazu hatte sie auf ihrem vollen Haare einen kleinen schwarzen Spitzenschleier, der auf beiden Seiten mit dunkelglühenden Granatblüthen aufgesteckt war. Als einzigen Schmuck trug sie

ein Halsband von Perlen, deren schöne Farbe, Stärke und Gleichheit Kenner und Kennerinnen entzückte.

Conchitta hatte eine Robe von weißer Seide an, deren einziger Aufputz hier und da aus kleinen Schleifen von gleicher Farbe, deren Enden glänzende silberne Stiftchen hatten, bestand. Durch ihr schwarzes Haar waren ein paar weiße Rosen geschlungen, und das einzige Farbiges an ihrer ganzen Erscheinung war eine Korallenschnur um ihren blendenden Hals.

Der Prinz hatte außerordentlich klug manövriert, als er die beiden Damen sogleich unter die Aegide der Gräfin Blendheim stellte, und diese war freundlich genug, den beiden Schwestern ihren mächtigen Schutz in der ausgiebigsten Art angedeihen zu lassen. Sie brachte dieselben nicht nur mit ihren älteren Bekannten auf's zuvorkommendste zusammen, sondern sie sorgte auch für einen Kreis jüngerer Damen, die sie bereitwilligst in ihre Mitte nahmen, und animierte junge, schüchterne Lieutenants und verschämte Assessoren, sich diesen ausgezeichneten Fremden vorstellen zu lassen.

Und dies Alles that sie mit dem besten Erfolge; denn Jedermann war entzückt von Juanita und Conchitta.

Daß Beide Künstlerinnen waren, hatte die Gräfin ebenfalls eifrigst verbreitet und dabei gerade so gethan, als wenn es nicht geradezu im Bereiche der Unmöglichkeit läge, daß Juanita vielleicht bewogen werden könnte, ein Lied zu singen, und hegte doch auch Seine Hoheit ähnliche Gedanken, denn nicht umsonst befand sich ein prachtvoller Flügel in einer Ecke des großen Saales, und

nicht umsonst langweilte sich im Vorzimmer ein blasser junger Mann, der, mit allen möglichen Musikalien versehen, für alle Fälle hieher beschieden worden war und der sich so bescheiden draußen in einer dunklen Ecke hielt, daß selbst der Kammerjunker Freiherr Schenk von Schenkenberg seine Freude daran gehabt hätte.

Einige der kecksten jungen Damen aus der Gesellschaft hatten gegen Juanita schon Anspielungen gewagt, welche diese aber freundlich lächelnd parirte und ihnen bescheiden versicherte, so gänzlich unvorbereitet in einer so glänzenden Gesellschaft unmöglich singen zu können. Vergeblich hatten ein paar der kühnsten Officiere hoch und theuer versichert, schon so oft ihren berühmten Namen gehört zu haben, daß ihre Sehnsucht, die gefeierte Künstlerin endlich einmal zu hören, gestillt werden müsse, wenn man nicht Schrecklichem entgegensehen wolle – vergeblich. Juanita hatte dazu gelächelt und ihnen versichert, in ihrem, der Officiere, eigenem Interesse und um sie vor einer argen Enttäuschung zu bewahren, müsse sie ihnen ihren Wunsch abschlagen.

Da erschien Seine Hoheit selbst und trug ihr im Namen der Gräfin Blendheim so wie in seinem eigenen die gleiche Bitte vor.

Juanita verneigte sich mit einer zustimmenden Geberde, und wie ein Lauffeuer lief es durch den Saal: »Sie wird singen!«

»Sie wird singen!« flüsterten sich ein paar ältere Damen, deren Töchter ebenfalls sangen, mit sehr bezeichnenden Geberden zu.

»Sie wird singen!« sprachen gesetzte Herren, indem sie hinzufügten: »Nun, wir wollen sehen, ob sie ihren großen Ruf rechtfertigt!«

»Sie wird singen!« seufzte Rodenberg und fühlte, wie sich sein Herz ängstlich zusammenzog. Oh, er hätte sich etwas von dem Wachse gewünscht, mit dem Odysseus, der göttliche Dulder, das Ohr seiner Gefährten verstopfte, um sie nicht untergehen zu lassen durch den Gesang der Sirenen.

»Sie wird singen!« riefen enthusiastische junge Leute, indem sie schon im Voraus begeistert gen Himmel blickten und gewiß den jungen Damen so gegenüber stellten, daß es ihnen möglich war, bei dem zu Herzen gehenden Gesange ihre Blicke mit den Tönen in Einklang zu bringen und so ihre betreffenden Gefühle kund zu thun.

»Sie wird singen!« sagte der Kammerjunker Freiherr von Schenkenberg zu Frau Hildegard – »ich finde das sehr principiell!«

»Natürlich wird sie singen!« erwiderte die Frau des Malers etwas zerstreut, denn sie schaute in diesem Augenblicke auf Roderich, der sich Conchitta langsam näherte, welche nun beinahe allein auf dem Platze saß, wo sich noch so eben der glänzende Kreis von Damen und Herren um ihre Schwester bewegt.

Der Adjutant von Werdenberg hatte einigen Lakaien gewinkt, den Flügel aus der Ecke des Saales herbeizurufen; doch stürzte im gleichen Momente ein Dutzend junger Leute in solcher Hast auf das Instrument los, daß

sie auf dem glatten Parquet des Saales wie auf dem Eise förmlich dahinschliffen. Keiner wollte der Letzte sein und alle umringten den Flügel und schoben ihn mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die Mitte des Saales.

Es war dies eine Huldigung, die einige Aehnlichkeit hatte mit dem Ausspannen der Pferde vor dem Wagen einer großen Künstlerin.

Wir können hier nicht verhehlen, daß der Kammerjuncker Freiherr von Schenk sehr bedeutsam und entschieden mißbilligend seinen Kopf schüttelte.

Auch der bescheiden aussehende junge Mann aus dem Nebenzimmer mit seinen Musikalien war herbeigeholt worden und der Sängerin vorgestellt, welche scheinbar auf eine höchst komische Weise erschrack, als sie diese unglaubliche Menge von Notenpapier erblickte. Doch hatte sie sich bald mit demselben verständigt, worauf er sich an das Instrument setzte, eines der Notenhefte herauszog und es Juanita überreichte. Nachdem sie es flüchtig durchgesehen, gab sie es ihm kopfnickend zurück, und er legte es vor sich auf das Notenpult und blickte alsdann zu dem schönen jungen Mädchen auf, ein Zeichen von derselben erwartend.

Obgleich der Prinz Juanita noch nie eine Note hatte singen hören, so war er doch ihres Triumphes so vollkommen sicher, daß er sich mit halb zugeschlossenen Augen behaglich lächelnd zurücklehnte in die Ecke des Sopha's, auf dem er neben der Gräfin Blendheim saß, nur zuweilend umherblinzelnd auf die Gruppe seiner Gäste; die in

einem weiten Kreise um die Sängerin herum saßen oder standen – gespannt, in höchster Erwartung.

Und sie begann – nicht etwa mit einem einfachen, bescheidenen Liede oder einer jener großen Concert-Arien, deren einleitendes Adagio der Künstlerin vollkommen Zeit läßt, ihre Stimme zu prüfen und sich des Publikums zu versichern, sondern mit Variationen über ein glänzendes Thema, welche mit ihren raschen Tempi, mit ihren neckisch sprudelnden, wild aufjauchzenden Tönen das Ohr des Zuhörers blenden und berauschen, wie ein brillantes Feuerwerk unsere Augen – ja, sie begann mit einer jener gewagten Variationen, wo sich Triller an Triller reiht, ein Chaos von Tönen, aus dem uns ein regelrechter Ausweg unmöglich erscheint, wo wir immer fürchten, mit einer Dissonanz unsanft aus unserem Entzücken geweckt zu werden, und wo sich endlich dieses Entzücken zum Enthusiasmus steigert, wenn wir hören, wie scheinbar leicht und mit so sicherer Hand uns die Künstlerin aus diesem Urwalde von Tönen mit seinen phantastischen Verschlingungen in die weite, freie Ebene, zu einem sanften Schlußpunkte führt.

Und wie sang das Juanita, wie blickte sie mit ihrem halb geschlossenen Augen, mit einem so eigenthümlichen Lächeln, in der ruhigsten Haltung von der Welt, auf den Kreis ihrer Zuhörer, ehe sie begann, scheinbar ohne alle Anstrengung, lächelnd, als führe sie eine einfache Conversation – wie streute sie ihre vollen, runden Töne leicht um sich her, wie glänzende, glatte Perlen, die man aus reichen Händen spielend gleiten läßt – wie stand sie

da, wie blickte sie zuweilen um sich her aus ihren großen, glänzenden Augen, heiter, zufrieden, glücklich, wie in dem bescheidenen Gedanken, ihren Zuhörern vielleicht eine kleine Freude zu bereiten!

Und als sie nun geendet mit einer leichten Verbeugung rings umher, da war der blasse, bescheidene junge Mensch am Flügel, übrigens ein tüchtiger Künstler, hoch erröthet vor Entzücken und konnte sich nicht enthalten, wüthend zu applaudiren. Da erhob sich der Prinz von seinem Sopha, schritt ruhig und gemessen auf die Künstlerin zu, trat dicht vor sie hin und machte ihr eine so tiefe Verbeugung, als stehe er vor den höchsten Herrschaften, ehe er ihr mit großer Freundlichkeit die Hand küßte und ihr sagte: »Mein Fräulein heute Abend habe ich zum ersten Male in meinem Leben Gesang gehört!«

Da eilte die Gräfin Blendheim herbei und schloß das junge Mädchen stürmisch in ihre Arme.

Da avancirte der ganze weite Kreis, der sich rings um Juanita gebildet, im Sturmschritte sich dicht zusammenschließend und die Künstlerin mit einer Flut des begeistertsten Lobes und der ausschweifendsten Verehrung überschüttend.

Da hörte man Ausrufe von allen Seiten: »Wunderbar – welcher Genuß – welche Kunst – welche Stimme – auf Ehre, *superbe* – trichinenhaft!«

Da erwachte Rodenberg aus seinem süßen, milden Traume, der ihn mitten in den Wald geführt, an jene

Stelle, wo der Quell neben der Moosbank vorüberrauschte, wo er sie wiedergesehen hatte, freundlich, innig lächelnd wie damals, wo sie ihm – und nur ihm ganz allein – in den wunderbarsten Tönen zuflüsterte, daß ihre Zeit vorüber sei und daß sie ihm entschweben müsse auf Nimmerwiedersehen – ach, sie entschwebte ihm in einer phantastischen Verschlingung wundersam leuchtender und süß duftender Ranken! Es war ihm, als müsse er ihr folgen aus dem dichten Walde hinaus, langsam hinabsteigen zur Ebene, wo eben die Sonne untergegangen war und Alles noch im Widerscheine, im sanften, warmen Lichte wie verklärt erschien. – Da stand er einsam und verlassen, denn sie war ja verschwunden von der weiten, weiten Ebene, die er nun ohne sie durchwandern sollte! Und nirgends ein Trost, eine Erinnerung an sie – auch nicht an dem stillen, sanftschimmernden Abendhimmel, der doch sonst so tröstend in unser Herz blickt – o doch, o doch! Vor ihm flammten Sterne auf, unaussprechlich glänzend und ihm so mild und tröstend entgegen leuchtend – ihre Augen, Juanita's Blicke, welche sich durch das Gewühl der sie um drängenden zu ihm hingefunden hatten und ihn durch herzlichen Ausdruck zur höchsten Lust entzückten.

Er hätte aufjauchzen mögen über das stumme, selige Wort, welches sie ihm damit zugeflüstert, und über das entzückende Geheimniß, welches sie ihm erlaubte, mit ihr zu theilen.

Juanita konnte sich kaum retten vor der Masse Lob und Dank, welche man auf sie häufte, ja, sie wußte kein

anderes Mittel, um sich von dem gar zu engen Kreise ihrer enthusiastischen Verehrer zu befreien, als daß sie dem jungen Mann am Flügel ein Zeichen gab, der nun anfang, leicht zu präludiven, was auf die Andrängenden augenblicklich von glücklichster Wirkung war – Alles rauschte zurück und auseinander und Jeder nahm, aufmerksam lauschend, seinen früheren Platz wieder ein.

Juanita sang Adelaide von Beethoven; das war für die älteren Herren und für die sogenannten Kunstkenner, die an ruhigem, getragenem Gesange die Stimme und das Talent einer Künstlerin erproben wollen, die sich Triller und Läufe wohl gefallen lassen, aber sich gegenseitig zuflüstern: »Verzierungen dieser Art sind ganz geschickt, den Mangel an Kraft und Glätte der Stimme zu verdecken, vor allen Dingen aber das feste, gediegene Metall zu ersetzen.«

Aber auch diese sahen ein, daß an dieser Stimme nichts fehlte und daß auch, was die Kunst der schönen Sängerin anbetraf, durchaus nichts zu verdecken war – auch diese strengeren Richter waren überwunden, und als Juanita geendet, näherte sich mancher dieser älteren Herren, um ihr, – wenn auch weniger enthusiastisch als die große Menge, doch in gediegeneren Worten ihre Anerkennung auszusprechen.

Die junge Sängerin, obgleich sie schon manche Triumphe ähnlicher Art erlebt hatte, fühlte sich doch heute Abend ganz besonders davon bewegt und schloß ihre Schwester, die sich ihr zuletzt näherte, herzlich in die Arme, wobei Juanita's Blicke, welche sie einen Augenblick

gedankenvoll in den Saal hinausgesandt, nun mit feuchtem Glanze auf dem Gesichte der Schwester ruhten.

Waren es trübe Gedanken, die sie bewegten, oder hatte auch sie dort in der Ecke des Saales etwas aufleuchten gesehen, das zu ihrem Herzen sprach – irgend etwas beschäftigte ihren Geist, und wenn auch nicht unangenehm, doch auch nicht beruhigend.

»Nun zu etwas Anderem,« sprach sie mehr zu sich selbst als zu Conchitta, und dann dankte sie dem jungen Manne am Clavier für seine Begleitung und bat ihn, ihr selbst einen Augenblick seinen Platz zu lassen.

Ringsum herrschte die tiefste Stille, als man nun bemerkte, daß sie sich selbst an den Flügel gesetzt. Und als sie nun anfing, zu einem spanischen Liede eine jener Einleitungen zu spielen, welche den gleichförmigen Klang der Mandoline nachbilden, da klopfte manches Herz aus der Zuhörerschaft und hätte darauf gern laut aufgejauchzt, als sie nun in jener frischen, kecken, wunderbaren, originellen Weise einsetzte und sang.

Ach, wie war sie hierin ihrem Elemente, wie sprudelten die Worte in der schönen spanischen Sprache so kräftig und doch so lieblich von ihren reizenden Lippen, wie neigte sie ihr Köpfchen nach rechts und links, wie graziös und dem Tacte folgend bewegte sie ihren Oberkörper, wie leuchteten ihre Augen und wie glänzten ihre weißen Zähne zwischen den frischen, schelmisch lächelnden Lippen!

Da ging aber auch nur ein einziger Ruf der Bewunderung durch den Saal, als sie geendet, und ihm folgte wieder dieselbe tiefe Stille: sie blieb ja ruhig an dem Flügel sitzen, sang ja also gewiß noch einmal.

Und das that sie dann auch zum Schlusse, und sang originelle Seguidillas- und Zigeunerliedchen, deren letztes sie variirte und dann mit einem so langen, so gleichförmigen, so fein ausgearbeiteten Triller schloß, daß die Töne den entzückten Zuhörern, welche mit einiger Phantasie begabt waren, wie ein milder, leuchtender Perlenregen erschienen.

Jetzt war es aber genug; hatte doch der Prinz seinen Gästen eine musikalische Soirée gegeben, wie sich wohl Keiner rühmen konnte, einer ähnlichen je beigewohnt zu haben, und fürchtete er doch alles Ernstes, seinen lieben und geehrten Gast zu ermüden, obgleich Juanita's heiter lächelnde Miene durchaus nicht so erschien, als habe sie alles das auch nur die geringste Anstrengung gekostet; das versicherte sie auch alles Ernstes Seine Hoheit, als diese sie um ihren Arm bat und in einen der anstoßenden Salons zum Souper führte.

Der Kammerjunker Baron von Schleiden forderte in diesem Augenblicke eine kleine und ausgesuchte Gesellschaft auf, dem Herrn des Hauses zu folgen; für die übrige Gesellschaft begann das Souper in den anderen Räumen eine Viertelstunde später. – Um unsere genaueren Freunde, mit denen wir hiehergekommen, nicht ganz zu

vergessen, halten wir es für unsere Pflicht, uns nach Walter und Rüdning umzuschauen; daß auch die Beiden aufmerksame Zuhörer gewesen waren, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen; besonders hatte sich Walter, wie es ein poetisches Gemüth zu machen pflegt, allerlei phantastische Klangfiguren zu dem Gesange Juanita's gebildet. Rüdning war mit weniger Gefühl zu Werke gegangen; er hatte die Töne, wenn auch nicht ohne Behagen, doch ruhig über sich dahinrieseln lassen und fühlte sich ebenfalls bewegt, weniger, müssen wir jedoch gestehen, durch die Gewalt der Musik, als durch den gar zu starken, mit Rum versetzten Thee, den Walter ihm credenzte.

Der alte Maler hatte sich behaglich an einen der Kamine gelehnt, über dem ein riesenhafter Spiegel prangte und auf dem leuchtende Girandoles rechts und links neben einer Uhr standen, welche den Gott Neptun in Bronze zeigten, wie er, in seinem Muschelwagen ruhend, mit gewaltigem Dreizack auf irgend etwas Unsichtbares zielt. Walter, der nicht gewohnt war, in seinen Händen etwas zu tragen, hatte seinen weichen, oben zugespitzten Hut auf den Kopf dieses Neptuns gestülpt, was eine sehr angenehme Wirkung hervorbrachte.

»Hör' einmal, Rüdning,« sagte er jetzt zu dem Anderen, »ein unnützeres Möbel als Du in einer Gesellschaft habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Meinst Du, man wäre nur deßhalb eingeladen, um Thee mit Rum zu trinken und später zu soupiren? O, schweige still, ich

weiß schon, was Du sagen willst – spare Deine Retour-Chaisen – das ist bei mir etwas ganz Anderes! Ich stelle hier den älteren, gesetzten, würdigen Mann vor, der als ruhiger Beobachter zur hübschen Staffage dient und hier vollkommen seine Pflicht erfüllt; aber Du, ein junger Mensch, der es so gewohnt ist, sich in großen Gesellschaften zu bewegen, der sogar ohne Anstand mit seiner vortrefflichen Tenorstimme bei ähnlichen Gelegenheiten große Arien singt, Du hättest Dich schon lange nützlich und angenehm machen sollen!«

»Du willst doch nicht, daß ich, nach dem, was wir hier gehört, den Leuten etwas vorsingen soll?«

»Das gerade nicht, der Contrast würde zu stark sein; aber Du solltest nicht in Einem fort hinter mir drein laufen wie der Affe hinter dem Bären! Du solltest Deine Bekannten aufsuchen und auf angenehme Art von Dir reden machen! Vorhin hörte ich eine Dame sagen: ›ich kenne diesen interessanten Lockenkopf dort – schade, daß dieser charmante junge Mensch so wenig spricht!«

»Und wer ist denn die Dame, die das gesagt?«

»Dort sitzt sie an dem Theetische.«

»Die dort, im Lilakleide?«

»Ja – sie hat einen ganzen Herbst auf dem Kopfe – einen Korb voll Weintrauben.«

»Ah, das ist die Generalin, deren Mops ich gemalt!«

»Und die Dich gewiß gut bezahlt – siehst Du, undankbares Geschöpf, der hättest Du schon lange eine Artigkeit sagen und Dich sogleich im Mittelpunkte der Gesellschaft festsetzen sollen!«

»Meinst Du?«

»Ob ich meine – aber Du befolgst nie einen freundschaftlichen Rath.«

»Es ist so weit dorthin,« meinte Rüding schüchtern, »man erregt zu großes Aufsehen; wenn man so allein durch den Saal geht.«

»Nun, ich will Dich bis dorthin begleiten – komm'!«

Der sanfte Eduard sah durchaus nicht vergnügt aus, als er so gezwungen war, seinem Freunde zu folgen; doch machte er äußerst kleine Schritte und blieb zuweilen, mit Walter plaudernd und sich rings umschauend, stehen.

»Ich glaube wahrhaftig, Kerl, Du fürchtest Dich vor dieser so wohlwollend aussehenden Dame – hätte ich ihren Mops gemalt, ich säße schon lange neben ihr.«

»Soll ich mich sogleich neben sie hinsetzen?«

»Nach Umständen – sie wird Dich ohne Zweifel dazu einladen oder eine bezeichnende Handbewegung machen; darnach hast Du dich zu richten.«

»Ja – ich werde mich – darnach – richten. Soll ich Dich vielleicht vorstellen?« setzte Rüding fragend hinzu und mit einer solchen Hast, wie sich Jemand, der in Gefahr ist, zu ertrinken, an einen Strohhalm anzuklammern versucht.

»Später vielleicht, wenn es die Conversation mit sich bringt – das weißt Du ja zu beurtheilen.«

»Ja – ich – weiß – das – zu – beurtheilen.«

»Nun komm' – die Leute schauen schon auf uns hin, daß wir in der Mitte des Saales stehen und so angelegentlich mit einander plaudern.«

»Ja, gewiß.«

Damit machten die Beiden noch einige weitere Schritte und dann brachte Walter seinem jüngeren Freunde, von den Anderen ungesehen, einen so kräftigen Rippenstoß in entsprechender Richtung bei, daß der schwächliche Rüding rascher, als er es vielleicht beabsichtigte, vor jene Dame in Lila gelangte, welche einen ganzen Herbst auf dem Kopfe trug.

Da stand nun Rüding, schluckte verlegen und drückte seinen Claquehut ängstlich gegen den Leib, da stand er eine Secunde und zwei Secunden, und jede däuchte ihm eine kleine Ewigkeit zu sein, denn in jeder bearbeitete er mit blitzartiger Schnelligkeit die Frage: Was soll ich reden, womit soll ich die Unterhaltung beginnen? – und begonnen mußte sie werden, wenn nicht allenfalls eine ägyptische Finsterniß sich zu seiner Rettung einstellen wollte.

Die Dame in Lila schaute auf, als die kleine, seltsam aussehende Figur mit den künstlich frisirten Locken vor sie hintrat. Und wenn auch im ersten Momente ein nicht geradezu unangenehmes Lächeln, welches, ehe Rüding kam, auf ihren Lippen spielte, sichtbar blieb, so verlor dieses Lächeln doch viel von seiner Anmuth durch den hatten, verwunderungsvollen Ausdruck der Augen, welcher kurz und etwas barsch zu fragen schien: ›Was beliebt?‹

Rüding's Schutzgeist flüsterte ihm zu, noch sei es Zeit, sich mit einer Verbeugung zurückzuziehen und dafür allenfalls ein mitleidiges Lächeln einzuernten; doch fühlte

er förmlich die Augen Walter's höhnisch auf sich ruhen, und so zwischen Scylla und Charybdis, verneigte er sich so gut als möglich und sagte: »Gnädige Frau, ich habe mich nur nach dem Befinden Ihres Mopses erkundigen wollen.«

Nun war aber jene Dame in Lila nie die Besitzerin eines Mopses gewesen und mußte es daher doppelt sonderbar finden, daß der junge Mensch, der ihr nicht einmal vorgestellt worden war, diese, gelinde gesagt, alberne Frage an sie that. Hierzu kam noch, daß die Dame eine etwas mop-sähnliche Nase hatte, die sie, wie ihre Bekannten behaupteten, auf ihren kleinen, etwas tölpelhaften Sohn vererbt.

»Glauben Sie, mein Herr,« sagte sie deßhalb mit einem Tone der Stimme, in dem sich Befremden mit Entrüstung mischte, »ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; ich finde es darum um so eigenthümlicher, sich bei mir nach etwas zu erkundigen, was ich gar nicht besitze!«

»Sollte ich denn im Irrthume sein,« stotterte Rüdینگ schüchtern, »und nicht das Glück gehabt haben, diesen Ihren kleinen, allerliebsten Mops vor einem Jahre gemalt zu haben?«

Die Dame in Lila warf dem Künstler einen furchtbaren Blick zu, denn sie hatte bemerkt, daß ihre Nachbarin, eine wohlwollende Bekannte ihres Hauses, bei der Frage des jungen Mannes höhnisch gelächelt. »Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich in der That keinen Mops besitze!« sagte sie in so entschiedenem Tone, daß der sanfte Eduard ohne

allen Zweifel seine Mission als beendet ansehen konnte. Er beabsichtigte deßhalb auch, das Klügste zu thun, was er in dieser Lage thun konnte, sich nämlich zurückzuziehen, nachdem er die nothwendige tiefe Verbeugung gemacht; doch verwirrt, wie er war, über die keineswegs gnädige Aufnahme, die er gefunden, machte er bei dieser Verbeugung unwillkürlich eine halbe Schwenkung gegen rechts, wodurch er das Ende des halbkreisförmigen Sopha's, in dessen Mitte die Dame saß, ohne es zu wissen, in seinen Rücken bekam, was zur Folge hatte, daß Rüdigung, als er sich nun zurückziehen wollte, ziemlich heftig gegen das Sopha anstieß und dann, da es sehr weich gepolstert war, so tief in die Kissen desselben hineinfiel, daß er im ersten Augenblicke seine kurzen Beinchen hoch in die Höhe streckte.

Wünsche Niemand von jenem Blicke getroffen zu werden, den nun die Dame in Lila auf den unglücklichen jungen Künstler schleuderte, oder die Zielscheibe des boshaften, höhnischen Lächelns zu sein, das jetzt auf den Gesichtern von einem guten Dutzend Damen erschien! Wenn nur die Kissen des verhängnißvollen Sopha's weniger tief und weniger weich gewesen wären! Es war ein jammervoller Anblick, zu sehen, wie sich Rüdigung bemühte, mit Anstand wieder in die Höhe zu kommen. Freilich dauerten diese Bestrebungen nicht eine Minute, aber sie endeten fürchterlich. Rüdigung griff, auf's äußerste verwirrt und geängstigt, nach einem Halte, um sich daran aufzuhelfen, und seine Hände erfaßten auch irgend etwas, leider aber keinen feststehenden Gegenstand, und

als er nun eine letzte Anstrengung machte, hörte er einen gellenden Aufschrei und sah mit Entsetzen, wie er das Theetuch, womit der Tisch gedeckt war und auf dem ein paar Dutzend ganz und halb geleerter Tassen, Theemaschine, Wasserflaschen nebst Gläsern, Backwerk und dergleichen standen, herabgerissen und so eine unbeschreiblich entsetzliche Scene herbeigeführt hatte.

»Horreur!« kreischte die Dame in Lila – »das ist ja ein Attentat – in welche Gesellschaft sind wir gerathen!«

»Ist denn Niemand zu unserer Hülfe da?« jammerte eine Andere.

Rüding blickte um sich mit einem fast blödsinnigen Lächeln – ein Lächeln der Verzweiflung. In seinem Geiste spiegelten sich die nächsten Augenblicke, die nun nothwendig folgen mußten, als ganz entsetzliche Bilder ab. Was sollte er thun? Kniefällig um Verzeihung flehen oder mit der Wuth einer geängstigten wilden Katze auf die Herandrängenden losstürzen, um sich gewaltsam Bahn zu machen – o, es war ein fürchterlicher Zustand! Da hörte er wie einen Ruf aus himmlischer Sphäre die Stimme Walter's, der nahe zu ihm hingetreten war, flüsternd an sein Ohr schlagen:

»Mache die Augen zu und stelle Dich ohnmächtig!«

Ein glücklicher Gedanke – eine vortreffliche Idee, welche der sanfte Eduard augenblicklich befolgte. Er schloß die Augen, und es war ihm ein wonniges Gefühl, so durch die Dunkelheit, die ihn rings umgab, von der schrecklichen Außenwelt getrennt zu sein. Dann ließ er sein Haupt auf die Brust hinabsinken, und die ganze kleine,

dünne Figur schnappte zusammen wie ein Taschenmesser.

Hätte er nur auch seine Ohren verstopfen können, denn es war nichts Schmeichelhaftes, was über ihn gesagt wurde: Aeußierungen, wie ›absurd, empörend, unanständig!‹ war das Geringste, was er vernahm, und es gereichte ihm dabei durchaus nicht zum Troste, als er Walter mit tiefer Stimme beschwichtigend sagen hörte:

»Dieser arme junge Mensch hat häufig dergleichen Anfälle; sein kleiner Verstand ging förmlich unter in dem Glanze dieser Umgebung – erlauben Sie mir, daß ich ihn auf eine sanfte Art entferne.«

Und das erlaubte man dem alten, würdig aussehenden Herrn, der den höhnisch lächelnden Blick eines jungen Officiers durch ein derbes und sehr bezeichnendes Anstarren erwiderte, mit großer Bereitwilligkeit. Und Rüdiger, der um eine Million die Augen nicht geöffnet hätte, fühlte sich aufgehoben und fortgetragen, eine ziemliche Strecke weit, dann niedergesetzt, und vernahm erst nun wieder die Stimme seines Freundes, der ihm sagte:

»So, jetzt öffne Deine dummmen Augen und erkläre mir, wie ein Kerl mit fünf gesunden Sinnen sich so viehmäßig ungeschickt benehmen kann!«

»Ich weiß es nicht und ich kann es Dir nicht sagen – das kam alles wie ein Blitzstrahl. Aber wo sind wir hier?«

»An einem Orte, der für solch ein Mondkalb, wie Du bist, viel zu gut ist; aber es war ein vortrefflicher Instinct, der mich dieses Zimmer finden ließ – schau' um Dich!«

Rüding hatte jetzt erst den Muth, seine Augen weit zu öffnen, und bemerkte, daß sie sich in einem ziemlich großen, angenehm erhellten Gemache befanden, wo kleine Tische standen, die zum Souper gedeckt waren. »Ach,« sagte er, »nach der Hölle, in der ich so eben gewesen, habe ich jetzt das Gefühl, als seien wir im Himmel angekommen – ich danke Dir, Walter, in der That, ich danke Dir für Deine Freundschaft – doch warst Du sie mir schuldig, denn Du mußt gestehen, daß ich mich auf Deinen Rath jener schrecklichen Dame in Lila genähert!«

»Weil Du rennommirt hattest, es wäre eine Bekanntschaft von Dir, deren Mops Du gemalt.«

»Es geschieht mir schon recht,« sagte der Andere nach einem tiefen Seufzer, »ich habe von je her eine Aversion gegen die Lilafarbe gehabt, ich hätte diesem Gefühle folgen sollen! Aber begreifst Du es, wie man so ungebildet sein kann, eine höfliche Frage so zu beantworten – sage mir die Wahrheit, Walter – nicht wahr, ich habe mich fürchterlich blamirt?«

»Man könnte es allenfalls so nennen – aber beruhige Dich, Aehnliches ist schon größeren Charakteren begegnet und meine Geistesgegenwart hat Vieles wieder gut gemacht, das mußt Du doch gestehen; denn es war eine famose Idee von mir, Dich für einen unzurechnungsfähigen Menschen auszugeben.«

»Ja, ich danke Dir dafür,« erwiderte Rüding kleinlaut, und setzte nach einer Pause fragend hinzu: »Nicht wahr, Seine Hoheit hat mich nicht gesehen? Es wäre mir das wahrhaft leid für spätere Einladungen.«

»Was das anbelangt, so kannst Du dich in jeder Beziehung beruhigen; doch nun richte Dich auf, arrangire Deine schönen Locken ein wenig und ziehe Deine rothe Weste herab; ich höre Leute und hoffe zu Gott, daß wir endlich etwas zum Soupiren bekommen.«

Walter hatte richtig vermuthet. Auf eine Einladung des Adjutanten und des Kammerherrn vertheilten sich die Gäste mit großer Hast in die anstoßenden Zimmer, wobei es sich glücklich fügte, daß das Gemach, in dem sich unsere beiden Freunde befanden und welches eines der letzten in der Reihe war, von Bekannten aufgesucht wurde, die es liebten, ohne Damen und ohne geistreiche Unterhaltung zu soupiren.

Es ist ein glückliches Vorrecht der Jugend, Unangenehmes rasch und gründlich zu vergessen. Und so erging es auch dem guten Rüding, nachdem er einige Gläser vorzüglichen Bordeaux zu sich genommen und sich an guter kalter Küche gelabt, ja, es dauerte keine halbe Stunde, da hatte er die Verwegenheit, an Walter die Frage zu stellen, was ihm denn eigentlich hätte geschehen können, wenn er bei dem Vorfalle drinnen im Saale zufällig nicht ohnmächtig geworden wäre. – »Ich hätte ja mit großer Entschiedenheit sagen können: ›Meine Damen, ein Unglück ist nun einmal ein Unglück – ich bitte Sie allerdings um Verzeihung, wünsche aber, daß von dieser Angelegenheit nicht mehr gesprochen wird!« – Nun, was wäre die Folge gewesen? Hätte man mich vielleicht aufgefressen?«

»Das wohl nicht,« antwortete Walter mit großer Ruhe, »aber man würde Dich einfach zur Thür hinausgeworfen

haben – glaube mir, ich bemerkte einige blutdürstige Lakaien, welche die entschiedenste Lust an den Tag legten, sich mit Deiner Beförderung zu beschäftigen – doch da kommen Rodenberg und Lytton, die mir von Seiner Hoheit abgesandt zu sein scheinen, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen.«

In der That traten die beiden Maler ein, und nachdem sie Walter und Rüdning gesehen, setzten sie sich zu ihnen hin.

Der sanfte Eduard blickte sie fragend und etwas schüchtern an; doch waren Rodenberg und Lytton viel zu sein und freundschaftlich, um ihren Bekannten durch irgend eine Frage zu demüthigen.

»Hier kann man doch in aller Gemüthlichkeit ein Glas Wein trinken,« meinte Lytton. »Es war von mir ein ganz gescheiter Gedanke, gegen die Damen galant zu sein und mich von dem stark besetzten Tische da drinnen zu entfernen. Hier wollen wir eine Zeit lang sitzen bleiben und uns den zweiten Theil der Soirée schenken – nicht wahr, Rodenberg?«

Dieser schien zerstreut und seinem Freunde nur mit einigem Widerwillen hieher gefolgt zu sein. Wenn er auch begreiflicher Weise nicht so glücklich gewesen war, in dasselbe Zimmer mit Juanita zum Souper eingeladen zu werden, so hatte er sich doch die Freiheit genommen, eine kleine Rundreise durch das ganze Appartement zu machen, und war auch so glücklich gewesen, sie aus der Entfernung zu sehen, ohne daß er von ihr bemerkt worden wäre.

Der Prinz wußte seine Gäste zu ehren, das mußte man ihm lassen, und wußte besonders diesen Gästen zu zeigen, welchen Werth er auf ihre Anwesenheit legte.

Die kleine Tafel zu vielleicht sechzehn Personen, an welcher sich Seine Hoheit mit den beiden Schwestern und einer auserlesenen Gesellschaft befand, stand in einem mit Blumen besetzten Pavillon an der Ecke des Hauses und war ein reizend eingerichtetes Gemach.

Wie gesagt, Rodenberg hatte einen Blick hineingeworfen und sich dabei gestehen müssen, es wäre schon eine kleine Seligkeit, dort in Gesellschaft eines so schönen Wesens, wie Juanita war, sein zu dürfen, besonders wenn man mit demselben ein süßes Geheimniß theilen dürfe – ein Geheimniß, das vielleicht hier und da dem Eingeweihten kund gegeben würde durch ein Wort, einen Blick, durch ein bezeichnendes Anfeuchten der Lippen mit sprudelndem Champagner, durch hundert andere Kleinigkeiten, in deren Erfindung die Liebe so reich ist und deren Bedeutung ein glückliches Herz so leicht erräth.

Doch würde Juanita, selbst wenn er eine Einladung in den kleinen Blumenpavillon erhalten hätte, wohl schwerlich geneigt gewesen sein, mit ihm ein freundliches Wort oder bezeichnende Blicke zu wechseln; sie war an ihm vorübergegangen am Arme des Prinzen, als jener sie zum Souper geführt, und sie hatte ihn, als Seine Hoheit vorüberschritt und er wie alle Uebrigen eine tiefe Verbeugung gemacht, mit einem so unendlich gleichgültigen Blicke angesehen, daß es ihm zweifelhaft war, ob vorhin

jener entzückende Strahl aus ihrem Auge auch wohl ihm und nicht vielleicht einem Anderen gegolten hätte.

Rodenberg, der wegen seines angenehmen Aeußern und des Anstandes, mit dem er sich zu benehmen wußte, von einem großen Theile der Damen beachtet, ja, aufgesucht wurde, hätte vor oder nach dem Gesange leicht die Gelegenheit finden können, der Sängerin ein freundliches Wort zu sagen; an gesellschaftlichem Muthe, um den Kreis jener faden Lobsprecher, welche sich um Juanita drängten, zu durchbrechen, hätte es ihm wahrhaftig nicht gefehlt; was ihn aber zurückhielt, war jenes Wort, das sie im Walde beim Abschiede zu ihm gesagt, ihre Ermahnung oder ihre Bitte, sie nicht zu kennen, wo er ihr auch begegnen würde.

An diese ihre Bitte denkend, verletzte es ihn einestheils, anderentheils tröstete es ihn wieder, daß er denken konnte, es liege eine Absicht zu Grunde, warum sie ihn als einen vollkommen Fremden behandle, warum sie mit dieser ausgesuchten Gleichgültigkeit an ihm vorübergehe – und um Jemanden absichtlich so zu behandeln, muß man sich in Gedanken mit ihm beschäftigt haben.

Walter hatte dem Souper so kräftig als möglich zugesprochen, und auch Rüding vermochte ein Gleiches zu thun. »Hier genirt man sich nicht,« sagte er mit einem Anfluge von Humor, »und je mehr man ißt und trinkt, je größere Ehre erzeugt man dem Wirthe, und nebenbei war Alles so vortrefflich, daß mir diese Ehrenbezeigung im allergrößten Maßstabe nicht schwer wurde – schade,

daß man nicht eins singen oder zu diesem ausgezeichneten Weine eine Cigarre rauchen kann!«

Der sanfte Eduard war so weit wieder aufgethaut, daß er sich schon einen kleinen Scherz erlauben konnte und deßhalb die Kühnheit hatte, die von ihm vorgeschlagene Wette in Anregung zu bringen.

Lytton schüttelte lächelnd den Kopf, als er davon gehört, und mochte wohl das mitleidige Lächeln Walter's verstehen, als dieser sich in die Höhe streckte und behaglich seinen langen Bart strich. »Es wäre allerdings die Frage,« sagte Rodenberg darauf, »wie der Wortlaut jener Wette gewesen; wenn Rüding gesagt, er würde auf der Soirée mehr Aufsehen erregen als Du, so hat er gewonnen.«

»Vortrefflich ausgelegt!« jauchzte der alte Maler – »ja, er hat ein so kolossales Aufsehen gemacht, daß ich ihm schon um dessentwillen nicht zumuthen werde, obendrein noch einen Punsch zu bezahlen!«

»Lieber Freund,« entgegnete ihm Rüding mit großer Würde, »der Zweck heiligt die Mittel, und da es mir überhaupt darum zu thun war, einiges Aufsehen zu erregen – ich hasse nämlich die flache Alltäglichkeit, wo man sich herumtreibt wie des Färbers Gaul im Ringe –, so hoffe ich, Du wirst die Mittel gelten lassen, die ich dazu angewandt.«

»Gott steh' mir bei,« rief Walter, »es ist Zeit, daß wir aufhören, sonst beweist uns dieser unverschämte Kerl noch wie fein und anständig er sich benommen! Und was

den verlorenen Punsch anbelangt ...« setzte er lachend hinzu –

»Du gibst die Wette also verloren?« fragte Rüdig.

»So werde ich meinen Freund, den Prinzen, beauftragen, diesen Punsch serviren zu lassen!«

»Ein vortreffliches Arrangement,« meinte Lytton; »doch rathe ich Euch, nicht mehr zu lange hier sitzen zu bleiben, denn bei der Soirée des Prinzen wird der Punsch kurze Zeit nach dem Souper servirt – bis nachher!«

»A<i>o – laß mich diesen kleinen Weinrest vollends trinken und ich folge Euch,« sagte Walter, indem er eine noch fast volle Bordeauxflasche an sich zog.

An der Thür des großen Saales, in den nun von allen Seiten die Gäste wieder hineinströmten, traf Lytton auf Roderich.

»Wo warst Du denn?« fragte der letztere.

»Da drinnen mit Rodenberg und ein paar Anderen – zuerst wurde ich in einen mir sehr gleichgültigen Damenkreis geworfen, wo es aber etwas eng herging – und Du?«

»Ich hatte die Ehre, von dem Prinzen an seinen Tisch gezogen zu werden.«

»Glücklicher – Du soupirtest in Gesellschaft der beiden schönen Schwestern?«

»In Einem Zimmer mit ihnen. Das war aber auch alles; ich fand kaum Gelegenheit, Conchitta zu grüßen und ihr ein flüchtiges, höchst gleichgültiges Wort zu sagen – sie erschien mir so sonderbar ...«

»Wie so?«

»Nun, wenn ich auch von meiner sonst liebenswürdigen Schülerin keine Vertraulichkeit erwarte, so doch ein freundliches Wort, eine herzliche Begrüßung.«

Lytton schaute ihn fragend an.

»Nichts von dem, nichts von ihrem sonst so offenen und zutraulichen Benehmen.«

»Unbegreiflich – Conchitta ist doch sonst kein Mädchen, die viel Werth darauf legt, von einem Prinzen eingeladen und zu Tische geführt zu werden.«

»So erschien sie mir früher auch nicht; aber Umstände und Verhältnisse ändern leicht das Gemüth eines Menschen. Ich hätte schon von ihr nicht erwartet, daß sie uns überhaupt verschwiegen, jene große Sängerin, deren Name so rasch und so glänzend bekannt wurde, sei ihre Schwester.«

»Und jener braune Don mit dem strahlenden Orden ist wohl ihr Oheim?«

»So ist es – ein höchst gebildeter Mann, der verschiedene Sprachen mit großer Geläufigkeit spricht. – Nach dem Souper, als wir umherstanden und den Blumenreichtum des Pavillons, in dem wir soupirten, betrachteten, näherte ich mich Conchitta ohne irgend welches Aufsehen, auf die natürlichste Art von der Welt, und fand sie einsylbig und verlegen. Sie stellte mich ihrer Schwester vor, welche mich mit Dank überschüttet für die Güte und Freundlichkeit, mit der ich Conchitta behandelt; es war gerade,« setzte er in nachdenklichem Tone hinzu, »als sei diese unsere Bekannte und jene die Fremde.«

»Mir scheint, dieses veränderte Benehmen Conchitta's liegt in der für sie ungewohnten Umgebung, welche ihr bei ihrer Einfachheit nicht sympathisch sein kann.«

»Und doch benimmt sie sich mit einer Ungezwungenheit, ja, mit so tactvoll sicherem Wesen, als sei sie auf glatten Salon-Parquetten aufgewachsen.«

»Das mag auch wohl der Fall sein, wenigstens ist ihre Familie eine, die im goldenen Buche des spanischen Adels mit großer Auszeichnung genannt wird – nur die Nachkommen mächtiger Häuser gelangen zum Stern jenes Ordens, welchen Don Jose trägt.«

Roderich schüttelte nachsinnend mit dem Kopfe, ehe er sagte: »Dergleichen macht keinen Eindruck auf Conchitta; wer ihre Familie war, wußte sie auch früher, und Du mußt mir zugestehen, daß in ihrem Benehmen auch nicht die leiseste Anspielung zu finden war, sie wolle etwas Anderes sein, als wozu sie ihre Kunst berechtigte, und wie bescheiden und kümmerlich lebte sie!«

»Großen Namen und Reichthum findet man nicht immer zusammen – es ist wahr, Conchitta lebte bescheiden, fast kümmerlich, wogegen mir ihre Schwester gewohnt scheint, einen großen Train zu führen.«

»Das spricht wieder für Conchitta's Bescheidenheit, wenigstens für ihre Genügsamkeit; denn bei der Liebe der beiden Schwestern zu einander kannst Du Dir wohl denken, daß es von der einen Seite nicht an Anerbietung gefehlt hat.«

»Allerdings schien Conchitta ihren Stolz darin zu finden, von dem zu leben, was sie durch ihre Kunst verdient, und gefiel sich, ihren häufigen Aeußerungen nach, am allerwohlsten in einem ganz bescheidenen Kreise – erinnerst Du Dich der Schwärmerei des kleinen, guten Schmitz für sie?«

»Ja, ja, es liegt etwas Rührendes in seiner Anhänglichkeit.«

»Und auch etwas, das sie gerührt; denn wenn sie uns freundlich und herzlich behandelt, so ist ihr Umgang mit dem kleinen, glücklichen Michel Angelo so innig und vertraulich, daß das schon meine Eifersucht erregt. Hast Du dergleichen nie bemerkt?«

»O ja, o ja – er behandelt sie aber auch mit unendlicher Sorge und Aufmerksamkeit.«

»Mir hat man schon einmal erzählt, Schmitz habe ihr seine Hand angeboten.«

»Pah – Unsinn!«

»Schmitz ist ein vermöglicher Mann.«

»Sagst oder denkst Du so etwas im Ernste?«

»Ich wiederhole nur das Gerede der Leute, und ohne auch nur im entferntesten daran zu glauben, wollte ich nur damit ausdrücken, daß man Conchitta nach ihrem bisherigen Auftreten für sehr bescheiden und genügsam halten muß.«

»Ja, und dabei halte ich sie noch für stolz und unbeugsam.«

»Zwei ausgezeichnete Eigenschaften, wenn sie von einem so guten und edlen Herzen regiert werden, wie das

unserer eben so schönen als lieben Collegin ist,« bemerkte Lytton und setzte, sich umschauend, nach einer Pause hinzu: »Aber wo ist Deine Frau? Ich halte es für nothwendig, noch ein wenig mit ihr zu plaudern, wie ich selbstredend schon vor dem Souper gethan.«

Roderich's Stirn hatte sich verdüstert, er biß sich auf die Lippen, ehe er entgegnete: »Meine Frau ließ mir vorhin durch einen Lakaien sagen, sie habe unerträgliche Kopfschmerzen und sei nach Hause gefahren, ich solle mich durchaus nicht stören lassen.«

»Hm,« machte Lytton, indem er seinen Freund mit einem bedeutsamen Blicke ansah.

»Genire Dich durchaus nicht,« sagte dieser; »sage mit klaren Worten, was Du denkst.«

»Laß mich Dir vielmehr wiederholen, was alle Welt spricht und was Dir auch wohl schon zu Ohren gekommen sein muß.«

»Die Betheiligten erfahren das, was sie interessirt, gewöhnlich zuletzt; doch kann ich wohl eine Ahnung haben von dem Gerüchte, welches über uns im Umlaufe ist, deßhalb gib ihm immerhin Worte, ohne alle Schonung.«

»Man sagt, Du seiest am Vorabende Deiner Scheidung.«

»Und schildert mich als einen Tyrannen, bei dem es eine rechtschaffene Frau nicht aushalten kann!«

»So spricht allerdings ein großer Theil der Weiber; aber ich habe auch über Deine Verhältnisse zu Hause schon die anständigsten und gescheitesten Ansichten gehört.«

»Es mußte so kommen, und ich werde mich nach und nach an das Schreckliche gewöhnen.«

»Darf ich, ohne indiscret zu sein, fragen, ob es wirklich so nahe bevorsteht, wie die Leute sagen?«

»Ich weiß es nicht, ehrlich gesagt; ich habe darüber nur eine einzige Aeüßerung meiner Frau, die mich, als sie sie that, fast zusammenschmetterte. Wie weit sie nun im Geheimen fortgearbeitet hat, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen; daß sie aber Schlimmes im Schilde führt, glaube ich weder mir selbst noch Dir verheimlichen zu müssen.«

»Glaubst Du, daß die Anwesenheit ihres Veters, des liebenswürdigen Kammerjunkers, damit im Zusammenhange steht?«

»Spricht man auch darüber?« fragte Roderich mit großer Aufmerksamkeit.

»Ja; doch nur in so fern, als der Freiherr gekommen sei, um Deine Frau bei der Auflösung ihr unerträglich gewordenen Bande zu unterstützen.«

»Ich bin zu arglos für diese Welt. Daran dachte ich in der That nicht; ich hielt sie für zu klug, sich einen so unklugen Beistand zu wählen.«

»Wenn man Kammerjunker ist und Freiherr Schenk von Schenkenberg, so hält man sich für klug genug, einen einfachen, harmlosen Künstler, wie Du bist, zu überlisten.«

»Wäre es nöthig, bei dieser traurigen Angelegenheit gegen mich irgend eine List anzuwenden? Hat sie einmal ihren Entschluß gefaßt, gut, so soll sie mich finden, wie

sie mich immer gefunden hat – offen, ehrlich und anständig.«

»Nur nicht zu anständig und nicht zu nachgiebig.«

»Wie so?«

»Der Freiherr Schenk von Schenkenberg wird für seine Cousine einen hübschen Theil Deines Vermögens verlangen.«

»Er mag das ganze nehmen – laß mir meine Leinwand, meine Farbe, unter Befreiung von all' den kleinlichen Neckereien und tausendfachen Nadelstichen, die meine Laune verderben und meine Kraft lähmen, und ich erwerbe mir genug, um mehr als anständig leben zu können.«

»Aber – wenn sie ihre Tochter fordert . . . «

Roderich zuckte zusammen und faßte den Arm seines Freundes, den er krampfhaft drückte und dann, obwohl in leisem Tone, aber mit erschreckender Heftigkeit sagte: »Nie und nimmermehr!«

Walter trat mit Rüding aus dem Nebenzimmer zu den Beiden heran. Der erstere hatte den sanften Eduard fest am Arme gepackt und so den sich ängstlich Sträubenden herangezogen.

»Man muß dem Teufel keck in das Gesicht sehen,« sagte der alte Maler in lustiger Weinlaune, »und wenn auch die Dame in Lila dort drüben keine freundlichen Blicke auf Dich absendet, so ist das ganz gleichgültig – warum sich zurückziehen vor der erhabenen Gattin eines Generals, wir als Künstler rangiren höher hinauf – nicht wahr, Roderich?«

»Ganz gewiß,« warf Olfers begütigend ein; »aber Du kannst das eben so gut leise sagen.«

»Eigentlich brauchte ich es gar nicht zu sagen, denn es versteht sich von selbst; ich kam auch deßhalb nicht daher, sondern wollte Euch einladen, zuzuschauen, wie ich diesem kleinen, blondgelockten Ungeheuer in rother Weste den großmüthig verlorenen Punsch spendire – dort kommt so eine lebendige Livrée und brennt vor Lust, uns zu bedienen – he da, mein guter Freund!«

»Komm,« sagte Roderich zu Lytton mit leiser Stimme, »hilf mir die Beiden ohne Aufsehen in das Vorzimmer bringen. Walter ist eine viel zu gute Seele, um ihn hier vor dieser Gesellschaft einem höhnischen Lächeln auszusetzen – kommt,« wandte er sich hierauf an die beiden Anderen, »wir wollen sehen, wie Ihr Eure Wette ausgleicht; aber nicht hier, ich weiß dort nebenan einen prächtigen, stillen Platz dazu.«

»Olfers ist ein Mann von eben so viel Tact als Ueberlegung; ich folge Dir unbedingt, und wenn es in die Hölle ginge. Laßt uns aber diesen kleinen Missethäter in die Mitte nehmen; ich habe die entsetzlichste Angst, er möchte sich noch einmal nach dem Mops jener Dame in Lila erkundigen, und das wäre fürchterlich – aber, daß uns ja der Punsch in Livrée begleitet!«

»Unbesorgt,« antwortete Olfers, während die Drei durch den großen Saal dem Ausgange zuschritten, »ich bringe ihn schon.«

Roderich führte die beiden Anderen nicht nur in das erste Vorzimmer, sondern schritt, in vernünftiger Erwägung des etwas erheiterten Zustandes Walter's, bis in jenes Gemach dicht am Vestibule, wo der Adjutant vor einigen Stunden die Gäste empfangen. Hier fanden sich noch einige frühzeitige Ausreißer, die den günstigen Augenblick, wo sich Niemand im Vorzimmer befand, wahrnehmen wollten, um sich in aller Stille zu entfernen; als sie aber die jetzt noch günstigere Gelegenheit wahrnahmen, hier in aller Gemüthlichkeit noch einen Abschiedspunsch trinken zu können, so umringten sie den Mann in der Livrée, der ein großes Tablett mit ein paar Dutzend gefüllten Gläsern trug. Doch schien Walter mit dieser Art der Erledigung der Punschwette durchaus nicht einverstanden, sondern nahm vielmehr den Bedienten mit seinem Präsentirteller für sich allein in so fern in Beschlag, als er bei einer nochmaligen Auseinandersetzung des sinnigen Objectes in einer sehr weitschweifigen Rede ein Glas um das andere ruhig zu sich nahm und austrank – ein sehr eigenthümliches Verfahren, welches sich übrigens bei Walter's außerordentlichem Ernste, mit dem er die Sache behandelte, so komisch machte, daß ihm Roderich und Olfers, selbst Rüding lachend und mit großer Befriedigung zusahen.

»So war also die Wette,« sagte er nach dem letzten Glase, »und darum hat es sich gehandelt, wobei mir Jedermann zugeben muß, daß ich mit eben so viel Rücksicht für meinen Freund Rüding als Unparteilichkeit gegen die Zeugen bei dieser Wette verfahren, und wenn ich jetzt,«

setzte er, sich umschauend, hinzu, »im Besitze meines Hutes wäre, so würde ich noch ein Uebriges thun und diesen kleinen Eduard, den ich nun heute Abend einmal nicht verlassen darf, nach Hause begleiten.«

Lachend erinnerte sich Olfers, etwas Aehnliches wie Walter's ihm wohlbekanntes Kopfbedeckung auf der Uhr drinnen im großen Saale gesehen zu haben, und beauftragte einen Lakaien, dieselbe herbeizuholen, worauf die beiden Bewohner des Reichsapfels herzlichen Abschied nahmen und dann langsam die Treppe hinabstiegen, Walter, wie er sagte, mit einem ungeheuer behaglichen Gefühle in Erwartung einer Cigarre, Rüding dagegen mit der Versicherung, daß er sich nach Beendigung einer solchen höchst angenehmen und unterhaltenden Soirée immer etwas einsam fühle und noch lange und fast schmerzlich zehre von der Erinnerung des genossenen außerordentlichen Vergnügens.

XIX. KOMM TRITT MIT MIR IN'S ENGE STÜBCHEN EIN.

Der Prinz war sich in seiner Liebenswürdigkeit gegen die beiden Schwestern bis zum Ende der Soirée so gleich geblieben, daß er sie sogar bis an die Treppe begleitete, in so außergewöhnlicher Artigkeit, welche den Adjutanten von Werdenberg und den Kammerherrn von Schleiden veranlaßte, die Höflichkeit noch weiter zu treiben und die beiden jungen Damen bis an ihren Wagen zu begleiten.

»Ein paar superbe Mädchen,« sagte der Eine, als der Wagen davongerollt war.

»Auf meine Ehre – räuberhaft,« erwiderte der Andere – »schon zwölf Uhr, Baron, das hat verflucht lange gedauert! Wir gehen doch noch in unsern Club?«

»Das will ich meinen, nach einer solchen Langweilerei braucht ein gescheiter Mensch dringend eine Restauration.«

Hätte man alles das verstanden, was beinahe jeder der Gäste, nachdem er das gastfreie Haus des Prinzen verlassen, irgend einem Anderen zuflüsterte, oder hätte man die Gedanken der meisten errathen können, so würde man gefunden haben, daß sich alle fast in der gleichen Meinung begegneten und daß alle die Soirée, mit Ausnahme des wunderbaren Gesanges, über alle Beschreibung langweilig gefunden – wie gesagt, so dachten die Gäste, so dachte der Gastgeber hier wie in fast allen ähnlichen Fällen, und es ist deßhalb eine höchst undankbare Aufgabe, viele Leute zu so langweiligem Vergnügen zusammen zu laden.

Aehnlich klang es auch in dem Wagen, der die beiden Schwestern nach Hause führte, und Conchitta sagte: »Ich habe Dich noch nie um Dein Leben in der großen Welt beneidet, und nach solchen offenbar verschleuderten Stunden wie die des heutigen Abends kann ich Dich nur bedauern.«

»Und doch ist es lange nicht so arg, als Du denkst,« erwiderte Juanita. Diese großen Gesellschaften ersparen uns, die wir viele Menschen sehen und sprechen müssen, eine Menge unnöthiger Besuche und dadurch außerordentlich viel Zeit – frage nur unsern guten Jose. Sobald

wir in eine größere Stadt kommen, läßt er sich dort in ein paar Häuser einführen und macht dann Abends im Frack bei Soupers und Spielgesellschaften unsere kleinen Geschäfte ab.«

»Also gibst Du mir Recht?« sagte Conchitta; »denn ich für meinen Theil pflege Geschäfte und Vergnügungen streng von einander zu scheiden.«

»Also Eines nach dem Anderen – wie Du es wünschest, meine gute Schwester, und da wir uns denn heute Abend bis zur jetzigen Stunde – natürlich mit Ausnahme meines Gesanges, ich sage es selbst, da Du es sagen wolltest – gründlich gelangweilt haben, so wollen wir uns jetzt noch ein Bischen amusiren und Dich deßhalb nach Deiner Wohnung begleiten – keine Einrede – die würdige Sennora, bei der Du wohnst, wird schlafen, und wenn auch der kleine Michel Angelo aus seinen Träumen aufwacht, wenn er uns die Treppen hinauf gehen hört, so wird er entzückt sein, seinen Schützling, wie er Dich zu nennen pflegt, wieder unter seinem Dache zu wissen; auch habe ich Mercedes heute noch nicht gesehen, was mich schmerzt, besonders, da ich Euch doch bald wieder verlassen muß.«

»Schon so bald, Juanita?«

»In den nächsten Tagen; ich habe einen ehrenvollen und höchst angenehmen Ruf, dem ich Folge leisten muß. Aber warum willst Du uns nicht begleiten? Ich habe Dich schon so oft und so dringend darum gebeten.«

»Laß das, Juanita, Du kennst meine Gründe, und Du mußt sie achten; wenn ich auch keine so große Künstlerin bin, wie Du, so ist mir doch meine Kunst eben so lieb als Dir die Deinige.«

Der Wagen hatte jetzt das Haus erreicht, wo Conchitta wohnte, und hielt kaum vor dem Hause, als die Thür desselben auch schon von Mercedes geöffnet wurde, welche außerordentlich erfreut war, als nun alle Drei eintraten und sich die Treppe hinauf in die Wohnung begaben.

Mochte Michel Angelo Schmitz zufällig aufgeblieben sein oder absichtlich, wir wissen das nicht genau anzugeben, doch ist es Thatsache, daß er in der geöffneten Thür seines Zimmers erschien, und zwar mit zwei brennenden Lichtern, welche er mit einer freundlichen Verbeugung so hoch als möglich hielt, um die etwas dunkle Treppe für die Gesellschaft zu erleuchten. Nachdem er einen dankenden Gruß von den beiden Schwestern, auch von Don Jose dafür erhalten, schaute er noch eine Zeit lang in die Höhe, wie die weiße, sylphenartige Gestalt Conchitta's langsam verschwand, und ging dann in seine Wohnung zurück, mit sich selber redend: »War es mir doch gerade, als sei der Segen aus dem Hause gewichen, es erschien mir Alles so leer, so unheimlich – jetzt hoffe ich aber, ganz ausgezeichnet zu schlafen.«

Drinne in ihrem Schlafzimmer war übrigens Madame Schmitz ebenfalls noch wach, obgleich diese würdige Dame bereits seit längerer Zeit im Bette lag.

»Ist Mamsell Conchitta nach Hause gekommen?« fragte sie ihren Sohn.

»Ja, Mutter, mit ihrer Schwester und dem alten Herrn.«

»Hast Du sie noch gesehen?«

»Im Vorbeigehen.«

»Nicht wahr, ich irre doch nicht, unsere Mamsell ist in einem weißen Kleide und ihre fremde Schwester in einem gelben?«

»So ist es, ja, ja.«

»Und der Herr hat einen Stern auf dem Rock?«

»Ja wohl, Mutter.«

»Willst Du nicht so gut sein und einen Augenblick zu mir hereinkommen?«

»Gewiß,« erwiderte zuvorkommend der Sohn und trat an das Bett seiner Mutter.

Diese richtete sich etwas in die Höhe, dann sagte sie mit großer Wichtigkeit und leise flüsternd, als wolle sie es vermeiden, daß das, was sie ihrem Sohne mitzutheilen habe, irgend Jemand auf dieser Welt höre: »Dein seliger Vater hatte einen Widerwillen gegen die gelbe Farbe, und meinen ersten Streit mit ihm bekam ich deßhalb, weil ich Dir gelbe Höschen machen ließ, und zwar von einem Gelb, welches durchaus nicht schreiend war – ist das nicht merkwürdig?«

»Es ist erstaunlich, Mutter, was Du für ein Gedächtniß hast!«

»Aber es reibt mich auf, dieses ausgezeichnete Gedächtniß und die beständige schmerzliche Erinnerung – nun, wir wollen darüber schlafen und es hoffentlich bis morgen früh vergessen haben. Dein Vater war ein ganz

guter und vernünftiger Mann, aber ist's nicht erstaunlich, wegen einer gelben Hose Streit anzufangen?»

»Gewiß, Mama, ich kann das durchaus nicht begreifen.«

»So ging es mir auch – nun, Gott habe ihn selig, er wird in Frieden ruhen, denn da drüben, wo er jetzt ist, gibt es keine gelben Hosen – das weiß ich ganz gewiß. – Gute Nacht, mein Sohn Michel!«

»Gute Nacht, Mutter!«

Im oberen Stocke hatte unterdessen Mercedes ein paar Lichter mehr als gewöhnlich angezündet und lud die Angekommenen ein, um den runden Tisch Platz zu nehmen, auf dem ein kolossaler Rosenstrauß stand; auch brachte sie eine Flasche frischen Wassers, dazu die nöthigen Gläser und eine Krystalschale mit Zuccarillos.

»Ah, Zuccarillos!« seufzte Juanita. »Du bist doch eine theure, liebe, stets sorgsame Schwester, Mercedes. Ach, wenn ich Zuccarillos sehe, so denke ich fast schmerzlich bewegt und mit einer Lebhaftigkeit an Sevilla, daß es mir gerade ist, als säßen wir in unserem Patio neben dem murmelnden Springbrunnen, umduftet von Orangenblüthen, und ich hörte nichts als Mandolinenklänge und Castagnettengeknatter – ach, mein schönes Spanien!«

»Die gute Mercedes läßt die Zuccarillos hier machen,« sagte Conchitta; »sie hat es einen Conditor gelehrt, und der bereitet sie ganz ordentlich – schau' nur her, wie sie zerschmelzen.« – Und damit nahm sie eine der langen,

dünnen Stangen aus schaumigem Zucker und Citronensaft und stellte sie in ein Glas voll Wasser, worauf der weiche Zucker augenblicklich zu schmelzen anfang und der Zuccarillo in ein paar Secunden in sich zusammensinkend verschwunden war.

»Und Cigarren?« fragte Don Jose, der sich mit einer sichtbaren Behaglichkeit in einem Lehnstuhle ausdehnte. »Ist es außerordentlich streng verboten, bei Euch zu rauchen?«

»Im Gegentheile,« erwiderte Mercedes lachend, indem sie ein Packetchen Cigarritos herbeibrachte, »fange immerhin an, und ich fürchte, wir erleben es, daß schlechtes Beispiel gute Sitten verdirbt.« Dieses sagte sie mit einem launigen Blicke auf Juanita, welche ihr mit großem Ernste und mit wirklicher Grandezza erwiderte:

»Schlechte Beispiele können auf mich gar nicht einwirken; ich glaube, es ist unmöglich, mich zu etwas zu verführen, aber sich einem so kleinen, niedlichen Laster aus freien Stücken hinzugeben, dazu kann man mich jederzeit geneigt finden. – Dies sagend, nahm sie eine der dünnen Papiercigarren, öffnete sie mit ihren niedlichen Fingern, um sie gleich darauf fester und mit einer solchen Gewandtheit zusammenzudrehen, daß man deutlich sah, es geschehe dies nicht zum ersten Male.

Auch Mercedes langte zu, ohne sich besonders nöthigen zu lassen, und sagte mit einem lächelnden Seitenblicke auf Conchitta: »Man sollte glauben, Du seiest keine echte Spanierin.«

»Es macht mir nun einmal kein Vergnügen; ich hoffe, Du kennst mich genügend, um zu wissen, daß ich nicht aus Ziererei das Rauchen einer kleinen Cigarre unterlasse.«

»Ich bin gutmüthig genug,« sagte Don Jose, sich zurücklehnend, »um Euch von Herzen den Genuß einer so vortrefflichen Puros, besonders nach stundenlanger Soirée, zu wünschen; man fühlt sich dabei förmlich der trockenen Wirklichkeit entrückt und in ein wonnevolles Fabelland versetzt, man ist Herrscher auf irgend einem Throne, und während man in süßen, betäubenden Düften schwelgt, führen die aufsteigenden zarten Rauchwolken schattenhafte, phantastische Tänze vor unsern Augen auf. Ah, ich bin der Ueberzeugung, ein Herrscher, welcher eine gute, milde Cigarre raucht, ist nicht im Stande, irgend ein schweres Strafurtheil zu unterschreiben.«

Don Jose hatte diese kleine Schwärmerei mehr zum eigenen Ergötzen wie für die Damen hören lassen, weshalb sich Mercedes gegen Juanita wandte, ihre beiden Hände ergriff, ihr mit innigem Blicke in die Augen schaute und in beinahe traurigem Tone fragte: »Ist es denn wahr, daß Ihr uns so bald verlassen wollt?«

Juanita nickte mit dem Kopfe, dann sagte sie: »Von meinem Wollen hängt es ja nicht ab, ich habe Verpflichtungen, die ich erfüllen muß.«

»Und warum gehst Du die Verpflichtungen ein? Du solltest nicht so viel singen, Dich mehr schonen!«

»Ich werde mich schonen und nicht mehr so viel singen,« entgegnete Juanita lachend, sobald es mir meine Stimme gebietet; jetzt aber strengt mich das durchaus nicht an, im Gegentheil, es übt mich und hilft meiner Kunst – sagen doch die Leute, meine Töne seien kostbare Perlen, lauterer Gold – nun ja, das soll es für uns werden.«

Conchitta hatte eine Rose aus dem Bouquet, das vor ihr aus dem Tische stand, gezogen und spielte damit, indem sie Blättchen um Blättchen abzupfte und dabei sehr ernst vor sich niedersah.

»Und nicht wahr, Jose, es fehlt uns nicht an kostbaren Perlen und werthem Golde?«

»Ja, der Himmel ist Dir günstig, wir nehmen große Summen ein, um – große Summen wieder auszugeben.«

»Pah, zu einem guten Zwecke!« sagte Juanita.

»Allerdings,« sprach Jose seufzend, »zu einem guten und großen Zwecke, und ich bin es, der Dich dazu er-muthigt – Gott aber mag wissen, ob ich es jetzt noch einmal thun würde!«

»Ei, Don Jose, ein spanischer Grande und den Muth verlieren!«

»Nicht gegen sichtbare Gegner oder ein mühevolltes Leben oder harte Schicksale; aber gegen ein Phantom, das allen unseren Streichen ausweicht, und das, wenn wir es fest gepackt zu haben glauben, uns ausweicht, um von rechts, von links, von oben, von unten uns hohnlachend unsere Ohnmacht vorzuwerfen.«

Juanita schüttelte leicht mit dem Kopfe, dann sagte sie zu ihrer jüngeren Schwester: »Da wir einmal bei dieser Angelegenheit sind, so darf ich Dir wohl sagen, Conchitta, wie sehr es mich gewundert, daß Du nie über den Stand unseres Processes gefragt – und auch Du nicht, Merced,« fuhr sie fort, als sie den eigenthümlichen Blick bemerkte, den ihre ältere Schwester mit Conchitta wechselte; »Du mußt nicht sagen, nicht einmal denken,« fuhr sie mit lebhaftem Tone fort, »daß die Sache Dich nichts angehe, ja, sie betrifft Dich so gut wie mich selber, und wenn ich alle Anstrengung mache, um diesen ungeheuren Proceß zu gewinnen, und wir müssen ihn gewinnen, so thue ich es, um eines Tages Millionen vor Dir ausbreiten zu können, Millionen, die unserer Familie rechtmäßig gehören, mit denen ich unsere Stammschlösser wieder ankaufen und unserer erlauchten Familie den Glanz wieder verleihen werde, der ihr gebührt. Jose,« schloß sie mit einer ungeduldigen Bewegung, »sage doch diesen Ungläubigen, daß wir Hoffnung haben!«

»Aber ich hoffe nicht,« entgegnete Conchitta sanft; »auf was man hofft, danach muß man auch Verlangen fühlen, und ich trage kein Verlangen nach großem Reichthume.«

»Immerhin,« versetzte Juanita, die Achsel zuckend, »sage ihnen immerhin, was wir zu hoffen haben; aber

glaube mir,« wandte sie sich in bitterem Tone an Conchitta, »daß es auch nicht meine Sucht nach großem Reichtume ist, weßhalb ich die schwere Erbschaft dieses Processes, den uns Vater, Großvater und Urgroßvater hinterließen, übernommen habe und mit aller Kraft weiter führe; nur unser gutes Recht will ich verfechten, und nicht einmal gegenüber lebenden Personen, die Vortheile oder Nachtheile haben könnten beim Gewinnen oder Verlieren dieses Rechtsstreites, sondern gegenüber der todten Hand einer Staatsverwaltung.«

»Wenn dieser Proceß einmal entschieden wird,« sagte Don Jose, indem er sich in seinem Lehnstuhle aufrichtete, »so muß das ein förmliches Aufsehen geben, denn der Anfang desselben klingt wie ein Märchen.«

»Ach ja,« sagte Conchitta, »und als solches war es mir stets interessant. Ich habe es schon aufmerksamen Kindern erzählt,« fuhr sie nach augenblicklichem Nachsinnen mit heiterem Lächeln fort; »es gibt kein Märchen, welches sie so gern hören, wie die Geschichte von der Katze mit der rothen Halsbinde.«

»Wie mir mein Sachwalter aus Madrid schrieb, hat diese Angelegenheit für uns eine durchaus günstige Wendung genommen, woran ich auch von vorn herein nie gezweifelt, weßhalb wir uns jedoch noch keiner großen Illusion hingeben dürfen, daß der Proceß bald beendigt werde; im Gegentheil, es kann noch Jahre dauern, denn unsere spanischen Advokaten sind ihrer Zähigkeit wegen berühmt und lassen sich höchst ungern einen so fetten

Bissen wie das Plaidoyer für die Staatsverwaltung aus den Zähnen reißen.«

»Jahre lang!« rief Juanita unmuthig; »das habe ich schon Jahre lang gehört, und ich muß schon gestehen, wenn mich das Schicksal hart behandeln wollte, so müßte es mich den Proceß gewinnen lassen, wenn ich alt geworden bin.«

»Dann könntest Du ein Kloster stiften,« meinte Mercedes lächelnd, »und wir würden recht heiter und vergnügt zusammen leben.«

»Und für meine alsdann längst dahingegangene Seele Messen lesen lassen,« sagte Don Jose – »nein, ich pflichte Juanita vollkommen bei, es wäre entsetzlich, wenn das Schicksal so hart mit uns umginge!«

»Für mich hat die Idee etwas Unheimliches, das Erbe einer Todten, welche hundert Jahre unbeerdigt lag, antreten zu sollen!« warf Conchitta gedankenvoll dazwischen.

»Kindereien, was geht uns die Todte an!« sprach Juanita; »wir beerben ihren Oheim, unsern Urgroßvater in gerader Linie. Doch sind diese Einzelheiten kein Gespräch für die Mitternachtsstunde und nach einer ermüdenden Soirée; wie mich Jose schon vor einigen Tagen versichert, steht unsere Sache gut, und das habe ich für unsere Pflicht gehalten, Dir mitzutheilen – ja, meine gute, liebe Conchitta, Du sollst und mußt, selbst gegen Deinen Willen, reich und glücklich gemacht werden.«

»Und – Eines ohne das Andere wäre nicht möglich?« fragte Conchitta schüchtern.

»Möglich wohl, aber es gehört zu den Seltenheiten!« rief Juanita. »Was mich betrifft, so kann ich mir ohne großen Reichtum kein wahres Glück denken; o, es müßte eine Seligkeit sein, mit tausend und Tausenden Millionen um sich werfen zu können, sich jede Laune erlauben zu dürfen und als Gottheit da zu stehen in den Augen der erbärmlichen Menschheit, deren Achtung sich nach Bankbillets abmessen läßt.«

»Ja, Reichtum als Mittel zu irgend einem Zwecke will ich mir gefallen lassen.«

»Wie kann man es auch anders verstehen; glaubst Du, Jose, es würde mir Freude machen, in Goldhaufen zu wühlen? O nein, ich möchte nur reich sein, unermesslich reich, um Mittel zu haben, großartige Phantasieen auszuführen und um meine Mitmenschen glücklich zu machen,« setzte sie, träumerisch vor sich hinstarrend, hinzu. – »Und Ihr könnt mir glauben,« rief sie alsdann mit leuchtenden Augen, »ich habe großartige Phantasieen, herrliche Phantasieen! Woran ich zum Beispiel mit einer innigen Schwärmerei denke, ist an das Castell – bei Granada, gegenüber der göttlichen Alhambra und der reizenden Xeneralifa – erinnerst Du Dich, Jose?«

»Oh ich mich erinnere! Es gibt keinen wunderbareren Punkt in ganz Spanien, und das ist viel gesagt. Aber das Castell selbst verdient kaum noch seinen Namen, es ist ein altes, verfallenes Haus, eine Ruine – fast nur ein Trümmerhaufe mit einem verwilderten Parke.«

»Aber wie großartig schön in seiner Verwilderung, seinem murmelnden, klaren, eiskalten Wasser, das freilich jetzt ungebündelt und ungeleitet unter dem dichten Schatten der fast zusammengewachsenen Bäume dahinfließt – und diese Bäume, Jose, erinnerst Du Dich noch? Deutschland ist mit Recht stolz auf seine Buchen- und Eichenwälder, aber zeige mir hier oder in dem gepriesenen Frankreich oder im schönen Italien etwas Aehnliches, – diese mächtigen Eichen und Buchen, ihnen zur Seite Lorbeeren und Orangen!«

»Wie heute, schwärmte sie auch damals, als wir in Granada waren, für diesen allerdings reizenden Punkt,« sagte Don Jose lächelnd zu den beiden andern Schwestern. »Ich dachte, Du hättest das vergessen,« wandte er sich nun an Juanita.

»Ich das vergessen?« rief sie mit strahlendem Blicke – »im Gegentheil, es ist fast täglich meine liebste Erholung, dort einst ein irdisches Paradies zu errichten. Oft stundenlang, wenn ich allein bin, oder tagelang, wenn wir reisen, baue ich in Gedanken an dem Hause, welches ich dort oben errichten, an dem Parke, den ich anlegen möchte. O, beides steht so lebendig vor meinem inneren Auge, daß ich's nur niederzeichnen dürfte, wenn ich überhaupt zeichnen könnte, oder daß ich es meinem Hofbaumeister und meinem Hofgärtner nur in die Feder zu dictiren brauchte, den Palast mit seinen Treppen und Fenstern, mit seinen Altanen und Säulen, den Park mit seinen Wegen, seinen Gebüschpartien, seinen Seen! Ja, wenn ich auf meinen Reisen irgend ein kleines Kunstwerk

kaufe oder ein größeres gern kaufen möchte, so bestimme ich es schon im Voraus für meine Villa bei Granada und bin in Gedanken genau mit mir darüber einig, welche Plätze Bilder oder Statuen einnehmen sollen.«

»Hoffen wir demnach auf unsere Erbschaft,« sagte Don Jose lächelnd, »denn ich glaube, Du würdest für diese Phantasie allein eine halbe Million nöthig haben.«

»Was ist eine halbe Million gegenüber der Erbschaft, die uns mit Recht gehört? – Ach, meine gute Conchitta,« wandte sie sich gegen diese, »welch herrliches Leben würden wir führen – Du würdest zeichnen und malen, ich würde musiciren und singen, Jose wäre Chef der Hofhaltung, Mercedes Oberhofmeisterin – Freunde, die wir hätten, müßten Jahrelang bei uns bleiben, Künstler fänden Hülfe und Schutz bei uns, und auf diese Art würden wir die Höfe Europa's um einen weiteren und würdigeren vermehren, um den hohen Künstlerhof von Granada!«

»Diese Phantasie,« meinte Jose, indem er lächelnd sein Haupt schüttelte, »müssen wir Andern von Dir begreiflich finden, Juanita; Du bist als Künstlerin so oft die Herrin unermesslichen Vermögens, die Beherrscherin großartiger Ländereien, die Gemahlin von Fürsten, Königen und Kaisern, daß es Dir eine Kleinigkeit ist, mit Millionen zu spielen, ja, neue Reiche zu gründen, und wenn es auch nur ein Reich von Künstlern wäre – Du hast . . . «

»Halt da,« fiel ihm Juanita in's Wort, »Du solltest besser wissen, Jose, daß ich aus dem Lampenlichte, aus dem falschen Schimmer und aus den werthlosen Flittern nie

etwas in mein gewöhnliches Leben hineintrage oder Luftschlösser baue; wäre aber die Idee, die ich Euch eben entwickelt, nicht unbeschreiblich schön – sprich, Jose, wäre sie es nicht?« fragte sie dringend.

»Allerdings, Juanita, die Idee ist vortrefflich, und ich möchte an Deinem Künstlerhofe lieber als an jedem anderen Hofe der Christenheit leben.«

»Ich danke Dir; doch beantworte mir noch eine andere Frage: wäre meine Idee unausführbar, wenn wir unsern Proceß gewinnen würden?«

»Ah, in dem Falle,« erwiderte Jose mit heiterer Miene, »könntest Du Dir diese Kleinigkeit schon erlauben, ja, ich möchte sogar sagen, in diesem Falle wäre sie eine vortreffliche Anwendung der Ueberschüsse Deines Nadelgeldes.«

»Nun denn, guter Jose,« rief sie mit leuchtendem Blicke, »Du wirst unsern Proceß gewinnen, und ich werde ihn gründen, unsern Künstlerhof von Granada!«

»Vor der Hand wollen wir darüber träumen,« meinte Don Jose, indem er auf seine Uhr schaute – »es ist Zeit für uns Alle, zur Ruhe zu gehen.«

Damit erhob er sich, und die Anderen folgten seinem Beispiele, jeder mit dem ihm angeborenen Naturel: Don Jose würdevoll und gravitatisch, wie er Alles zu thun pflegte, Conchitta ruhig und still, Mercedes mit der Hast der Hausfrau nach den umherliegenden Shawls und Tüchern eilend, Juanita rasch und lebendig sich umwendend und die Gegenstände im Zimmer betrachtend, als komme sie eben erst zur Thür herein.

»Du bist fleißig, Conchitta, sagte sie, die Skizzen und Studien an den Wänden, meistens von der Hand ihrer Schwester, betrachtend – »und mich freut Deine Liebhaberei für zierliche Möbel und Kunstwerke – alles für unsern Künstlerhof!« flüsterte sie ihr zu. – »Doch was ist denn das?« fuhr sie mit lauter Stimme fort und nach einer Ecke des Zimmers eilend, wo auf einem Stückchen Teppich ein schneeweißer Pudel lag, der sie mit seinen klugen, lebhaften Augen aufmerksam betrachtete.

»Ah, das ist Figaro,« sagte Conchitta, »Figaro, unser Gast seit heute Morgen.«

»Wie so, Euer Gast?«

»Es ist das eine eigene Geschichte, liebe Juanita,« sprach die jüngste Schwester mit leiserer Stimme, als sie gewöhnlich zu sprechen pflegte. »Ich zeichnete neulich in einem Garten und ließ, ohne es zu wollen, mein Skizzenbuch liegen. Schon glaubte ich es verloren, denn es war schon einige Zeit verflossen, seit ich es vermißte, als sich heute Morgen die Thür öffnete und das schöne Thier dort hereinkam, in seinem Maule mein Skizzenbuch tragend.«

»Wie ist denn das möglich,« fragte Juanita, aufmerksam werdend, »wie kann ein Hund denn die Thür öffnen?«

»Der Hund öffnete natürlicher Weise nicht selbst,« sagte Mercedes, »das that ein kleiner Bursche, welcher im Aufträge seines Herrn den Hund begleitete.«

»Ah, im Aufträge seines Herrn! Und wer ist denn jener Herr, so voller Liebenswürdigkeit und so voller Eigenheiten gegen Dich, daß er Dir ein verloren gegangenes Skizzenbuch durch seinen Hund überbringen läßt, statt selber zu kommen?«

»Der Herr dieses Hundes ist ein Künstler Namens Rodenberg, den ich persönlich kaum kenne und der durchaus keine Veranlassung hat, mich zu besuchen.«

»A–a–ah so!« erwiderte Juanita. »Und wie kam es, daß das schöne Thier bei Euch blieb? Ach, das ist wirklich ein schönes Thier!« setzte sie hinzu, ohne eine Antwort abzuwarten, worauf sie sich hinabbeugte und den Hund mit weicher, schmeichelnder Stimme lockte, hervorzukommen.

Augenblicklich folgte Figaro diesem Rufe und kam mit so freundlichen Bewegungen dicht an das junge Mädchen heran, daß es vollkommen begreiflich war, wie sie ihre kleinen Hände um seinen Hals legte und ihre Stirn einen kleinen Augenblick in sein weißes, seidenes Haar drückte.

»Er ist wirklich ausgezeichnet schön,« sagte sie darauf; »und wie kommt es, daß er bei Euch geblieben?«

»Wir haben uns deßhalb keine besondere Mühe gegeben,« erwiderte Mercedes; »zum Danke für das Ueberbringen des Skizzenbuches gab ihm Conchitta eine Schale Milch, und als man ihm darauf die Thür öffnete, zog er es vor, hier zu bleiben.«

»Rodenberg heißt sein Herr,« sprach Juanita leise – »ach, ich kenne ihn wohl, bei dem Künstlerfeste draußen war er freundlich gegen mich. Und wie kam gerade er zu Deinem Skizzenbuche?«

»Das weiß ich Dir nicht genau anzugeben; wahrscheinlich war Rodenberg der Finder und sandte es mir.«

»Aber auf eine so eigenthümliche Art, daß er auf alle Fälle damit etwas ganz Besonderes ausdrücken wollte. Fandest Du in dem Skizzenbuche nichts von ihm, nicht irgend ein Zeichen, keine Zeile von seiner Hand?«

»Danach habe ich wahrhaftig gar nicht gesehen,« erwiderte Conchitta in vollkommen unbefangenen Tone.

»Aber ich blätterte das Buch durch und fand nicht das Geringste darin,« sagte Mercedes lächelnd.

»So ist es gerade,« meinte Juanita, indem sie nachsinnend vor sich niederschaute, »als wage er es nicht, selbst zu kommen oder auch nur eine Zeile zu schreiben – er hält sein Versprechen,« setzte sie, zu sich selbst redend, hinzu. – »Gute Nacht, Conchitta!« – Sie reichte bei diesen Worten ihrer jüngeren Schwester beide Hände und zog sie an sich, um sie herzlich zu küssen. Darauf machte sie es mit Mercedes eben so und verließ dann mit Jose das Gemach und gleich darauf das Haus.

XX. SAHST DU EIN GLÜCK VORÜBERGEHEN?

Einige Zeit nach der im vorigen Kapitel erwähnten Soirée des Prinzen Heinrich befand sich Roderich in seinem Atelier ganz allein, denn auch die sonst unsichtbar hinter dem großen Carton arbeitenden Schüler hatten

sich unter der Angabe, draußen in Wald und Feld Studien malen zu wollen, einen freien Tag verschafft. Es war in dem großen, weiten Gemache kühl und still wie in einer Kirche, auch fast eben so feierlich, und wenn man sich ähnlichen Gedanken hingeeben hätte, so hätte man jeden Augenblick erwarten dürfen, die tiefen Töne einer Orgel oder die lauschenden Worte eines Predigers zu vernehmen. Hoch oben durch das halb offene Fenster blickte ein Stück des in dunkelblauem Glanze leuchtenden Himmels herein, wie eine Verklärung, wie ein befruchtender Gruß, den die allliebende Natur in die stille Künstlerzelle sandte.

Roderich stand an seiner Staffelei vor dem nun fast vollendeten Bilde, und er war in so glücklich künstlerischer Stimmung, daß sein Pinsel kaum die Leinwand zu berühren brauchte, um etwas zu schaffen, mit dem er sich selbst zufrieden erklären mußte. Es waren dies Augenblicke, wie er sie sehr liebte, um ein Stück Leinwand oder ein großes Stück Papier vor sich hinzustellen und irgend eine Composition zu entwerfen, ein Zeitvertreib, wie er ihn sich hier und da an Sonn- und Feiertagen erlaubte. Heute aber durfte er nicht daran denken, denn er hatte fest versprochen, sein Bild in der allernächsten Zeit wegzugeben.

Doch flogen seine Gedanken, so fleißig er auch arbeitete, häufig über Pinsel und Bild hinweg und verführten oft seinen Blick, zuweilen aufzuschauen nach dem kleinen Stückchen des strahlenden Himmels, nur um die

Gedanken, jene losen, flatterhaften Gesellen zurückzurufen, wie er sich selbst einzureden versuchte; doch wenn er alsdann seinen Blick aufwärts wandte zu dem klaren, leuchtenden Blau und ihm seine Gedanken zuflüsterten, der weite Himmelsbogen spanne sich über eine so unbeschreiblich schöne Erde und es sei doch zuweilen recht dunkel und kühl hier im Atelier, da kam ihn eine solche Sehnsucht an nach einer Wanderung über Berg und Thal, daß er nicht nur seine Gedanken hinausließ in alle Weiten, sondern daß er sich im nächsten Momente darauf ertappte, wie er immer noch sinnend und brütend aufwärts schaute.

Aus einer ähnlichen Träumerei riß ihn die Ankunft seines Gärtners Andreas, welcher den Gobelin am Eingange ein wenig auf die Seite schob und nach vorausgeschicktem leichten Husten die Frage stellte, ob ein Herr, welcher draußen sei, hereinkommen dürfe.

»Wer ist der Herr – einer meiner Bekannten oder ein Fremder?«

»Hier ist seine Karte,« sagte der Diener, indem er schüchtern näher kam.

Roderich nahm sie, und nachdem er sie gelesen, sagte er in einem sehr ärgerlichen Tone: »Ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich für fremde Leute um diese Zeit nicht zu sprechen bin!«

»Das sagte ich auch,« erwiederte Andreas und setzte in einem eigenthümlichen, stillen Tone hinzu: »Da ihn aber die gnädige Frau bis an den Garten begleitete, so mochte ich nicht sagen, der Herr sei nicht in seinem Atelier.«

»Und Du hast ganz Recht gehabt,« sagte Roderich in einem begütigenden Tone, »ersuche den Herrn, hereinzukommen; zuerst aber rücke den großen Lehnstuhl dorthin.«

Nachdem Andreas dies besorgt und dann, auf den Zehen schleichend, hinausgegangen war, wurde der Gobelin abermals aufgehoben, und der Kammerjunker Freiherr Schenk von Schenkenberg trat in das Atelier.

»Ah, Herr Baron,« rief ihm der Künstler entgegen, »Sie erzeigen mir das Vergnügen, in meine Werkstätte zu kommen – verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht an der Thür bewillkommt – aber ein nasser Pinsel und ein angenehmes Licht verlangen gebieterisch ihr Recht!«

»Ich bitte, sich nicht stören zu lassen,« entgegnete der Kammerjunker, bedächtig näher kommend, wobei er sich bemühte, mit seinem mantelartigen Ueberwurfe vom feinsten Wollenstoffe, in einem überaus zarten Grau, nicht an die etwas staubig aussehenden Staffeleien zu streifen oder mit einem Bilde in Berührung zu kommen, dessen Farbe ja möglicher Weise so frisch sein konnte, um unangenehme Spuren zurückzulassen auf seinem untadelhaft schönen, so eben beschriebenen Kleidungsstücke. Und nicht bloß dieses Kleidungsstück mußte die Bewunderung eines Kenners erregen, das ganze Aeußere des Kammerjunkers war vielmehr vollkommen Neid erregend, ja, um uns eines gewöhnlichen, aber sehr passenden Ausdruckes zu bedienen, wie aus dem Ei geschält. Bewundernswürdig war die Schwärze, der Glanz und die Glätte seines Hutes und seiner lackirten Stiefel – sich in

letzteren abzuspiegeln, wäre durchaus nicht unmöglich gewesen. Dazu trug der Freiherr von Schenk hyacinthfarbige Beinkleider in Grau mit einer Mischung von Lila, einen braunen Frack mit glänzenden Knöpfen, auf denen unter der Krone die Allerhöchste Chiffre zu sehen war. Seine Halsbinde war mit Geist und Talent geknüpft, seine Handschuhe über jeden Tadel erhaben. Wenn er nur über der glänzend schwarzen Atlasweste nicht eine so auffallend lange und schwere goldene Kette getragen hätte! Aber unwillkürlich heftete sich der Blick des Beschauers auf diese Kette, und wenn man das ganze gezierte Wesen des Kammerjunkers betrachtete, sein Bemühen, so unnatürlich, als es nur immer möglich war, zu gehen, zu stehen, zu sprechen, ja, zu sehen, so konnte man den frevelhaften Gedanken nicht los werden, diese Kette sei eigentlich eine Fessel, vermittels welcher der Kammerjunker hier und da festgeschlossen werde, wenn er sich gar zu auffallend bemühe, einen wirklichen Menschen nachzuahmen.

Dabei war sein glattes, ausdrucksloses Gesicht so abgemessen ernst, so unaussprechlich würdevoll anzusehen, daß man unwillkürlich daran denken mußte, wie schrecklich diese nichtssagenden Züge aussehen müßten, wenn sich auf ihnen plötzlich ein heiteres, gemüthliches Lächeln zeige.

Während der Kammerjunker so vor dem Künstler saß, konnte sich der letztere das Vergnügen nicht versagen, sein Gesicht mit ein paar kräftigen Zügen auf ein Stück Papier zu werfen, um sich dasselbe mit seiner überaus

langen Oberlippe, dazu der schlaff herabhängenden Unterlippe und den halb geschlossenen Augenlidern, als den Typus der Albernheit, aufzubewahren.

Der Freiherr von Schenk hatte zuweilen seine matten Augen geöffnet, umhergeschaut und halblaut gemurmelt: »Schönes Atelier, ausgezeichnete Waffen, superbe Bilder – su–perb.« Hierauf hatte er sein Taschentuch hervorgezogen, leicht hinein gehustet und dann seine Blicke nicht ohne einen deutlichen Ausdruck der Unbehaglichkeit auf den Maler gerichtet, der jetzt Pinsel und Bleistift niederlegte, nach einer Cigarre langte und seinem Gegenüber ebenfalls eine anbot; doch lehnte sie der Kammerjunker mit einer so entschiedenen Handbewegung und beinahe zusammenschauernd von sich ab, daß Roderich sagte:

»Sie sind wohl kein Raucher, Herr Baron, und da es Sie alsdann geniren muß, wenn ich mir eine Cigarre anzünde, so werde ich es bleiben lassen.«

»In Ihrem eigenen Atelier – wo denken Sie hin?«

»Allerdings pflege ich in meinem eigenen Atelier zu rauchen; doch weiß ich, was ich Ihnen schuldig bin und schätze das Glück zu hoch, Sie endlich einmal persönlich bei mir begrüßen zu können.«

»Es ist wahr, wir hatten in unserem gegenseitigen Besuche entschiedenes Mißgeschick; meine Karten aber sind Ihnen hoffentlich doch zugekommen?«

»Gewiß, Herr Baron; aber was ist eine Karte gegenüber dem Vergnügen, sich in Wirklichkeit zu sehen und

zu sprechen!« gab der Maler nicht ohne einige Bosheit zur Antwort.

Der Andere verbeugte sich wie geschmeichelt, worauf der Maler fortfuhr:

»Waren Sie mit der neulichen Soirée bei Seiner Hoheit zufrieden? Es interessirt mich, darüber etwas aus dem Munde eines Kenners zu vernehmen.«

Der Kammerjunker hustete leicht und war sichtbar um eine Antwort verlegen. Daß die Soirée eines Prinzen ihm als mißlungen erschienen war, mochte er einem Plebejer gegenüber doch nicht zugestehen, und eben so wenig konnte er sagen, daß sie ihm gerade deßhalb als mißlungen erschienen, weil Leute wie der, welcher ihm gegenüber saß, anwesend gewesen waren. Er half sich deßhalb, so gut er konnte, indem er sagte: »Hätte man statt zu einer Soirée zu einem Concerte oder zu einer musikalischen Abendunterhaltung eingeladen, so würde ich in jeder Hinsicht ausgezeichnet befriedigt gewesen sein; doch,« setzte er hinzu mit jenem eigenthümlichen Zusammenzucken, welches bei dieser Art von Leuten die Unterwürfigkeit gegen eine höhere Person andeuten soll, »Seine Hoheit mit Dero feinem Sinne haben gewiß seine vortrefflichen Gründe gehabt, so und nicht anders zu verfahren.«

»Sie verließen die Gesellschaft frühzeitig?«

»Um meine Cousine nach Hause zu begleiten, welche über horrible Kopfschmerzen klagte.«

»Ah, meine Frau? Da muß ich unendlich bedauern, Herr Kammerjunker, daß Sie sich veranlaßt sahen, ein

Vergnügen abzukürzen, um meine Frau nach Hause zu begleiten!«

Nach diesen Worten wechselten die beiden Männer einen Blick, worauf Roderich augenblicklich erkannte, daß es sich hier nicht um einen Höflichkeitsbesuch handle, mit dem der Freiherr von Schenk ihn zu beglücken die Gewogenheit hatte.

»Allerdings – aber,« sagte der letztere, »meine Cousine bat mich dringend, sie nach Hause zu begleiten.«

Dieses ›mich‹ betonte er so auffallend, daß Roderich, welcher sich, nachdem er Palette und Pinsel niedergelegt, behaglich auf die Ecke des neben ihm stehenden Tisches gesetzt, langsam von diesem herabglitt und seine Arme über einander schlug; dann sagte er in ruhigem Tone: »So gab Ihnen meine Frau, Ihre Cousine, wohl auch die Gründe an, warum dieselbe gerade von Ihnen, Herr Kammerjunker, nach Hause begleitet sein wollte, während ich, ihr Mann, mich nur wenige Schritte von ihr befand.«

»Sie gab mir diese Gründe an.«

»Und beauftragte Sie vielleicht, mir dieselben zu wiederholen.«

»Gewiß, und deßhalb habe ich mir erlaubt, Sie hier in diesem Atelier aufzusuchen, wo wir doch ohne Zeugen sind, wie ich hoffe.«

»Ganz ohne Zeugen, Herr Baron; doch wenn auch Zeugen da wären, so würde mich das durchaus nicht abhalten; denn Gründe, welche die Oeffentlichkeit scheuen, wird Ihnen meine Frau wohl nicht anvertraut haben, um sie mir mitzuthemen.«

Dießmal war es Roderich, der das Wort ›Ihnen‹ sehr stark betonte.

»Und doch ist es leider so,« erwiderte der Kammerjunker achselzuckend. »Ich übernahm einen Auftrag, dessen Besorgung mir außerordentlich schwer fällt.«

»So würde ich ihn vielleicht nicht angenommen haben.«

»Madame Hildegard,« – er schien es absichtlich zu vermeiden, den Namen des Mannes, der vor ihm stand, auszusprechen – »meine nahe Anverwandte – ich, ihr natürlicher Beschützer . . . «

»Ei, der Tausend, Herr Kammerjunker – und was bin ich denn, welcher das Glück hat, Ihre Cousine als Frau zu besitzen?«

»Darf ich mir vielleicht erlauben, von meinem Auftrage zu reden?« sprach der Kammerjunker in sehr sanftem Tone.

»Reden Sie immerhin,« erwiderte der Maler lebhaft – »aber da Sie nach der Einleitung von so eben in einem Auftrage meiner Frau, welche Sie bis hieher an meinen Garten begleitet, zu mir kommen, so bitte ich nur um Eines – lassen Sie Vergangenes vergangen sein und halten Sie sich an die Gegenwart, oder vielmehr an die Zukunft. Ersparen Sie mir und sich selbst jede unangenehme Erörterung, wenn es sein kann. Seien Sie so positiv als möglich.« – Er schaute bei diesen Worten, anstatt sein Gegenüber anzusehen, rings um sich her, denn es war ihm gerade, als klängen von allen Wänden, aus allen Ecken die

schrecklichen Worte abermals an sein Ohr, welche er vor Kurzem hier gehört: »Und warum denn nicht früher?«

»Sie scheinen mir auf das vorbereitet, was ich Ihnen leider zu sagen habe – ich wiederhole das Wort ›leider‹, weil die Bedeutung desselben mir aus dem Herzen kommt!«

»Zur Sache, Herr Baron – wir wollen im Geschäftstone reden und alle Gefühle bei Seite lassen.«

Der Kammerjunker verbeugte sich mit einem frostigen Lächeln, dann betrachtete er aufmerksam seine feinen, hellfarbigen Handschuhe und sagte: »Da Sie mich ersucht haben, in unserem Geschäftsgespräche die Vergangenheit gänzlich aus dem Spiele zu lassen, so darf ich mir wohl kaum die Bemerkung erlauben, wie leid es mir thut, daß diese Vergangenheit gerade so war oder so geworden, wie es der Fall ist.«

»In dieses Bedauern, Herr Baron, stimme ich aus vollem Herzen ein.«

»Durch diese Vergangenheit,« fuhr der Andere nach einer kleinen Pause fort, während er mit seiner schweren goldenen Kette spielte, »hat sich denn die Gegenwart so gestaltet, daß für die Zukunft eine Aenderung im Interesse beider Parteien äußerst nothwendig erscheint.«

Roderich nickte schweigend mit dem Kopfe. »Madame Hildegard, meine Cousine, obgleich untröstlich, in dieser Aenderung die Initiative ergreifen zu müssen, sah sich trotzdem veranlaßt, mich zu ersuchen, Ihnen über eine solche Aenderung die nöthigen Mittheilungen zu machen.«

»Das heißt in klareren Worten, meine Frau hat Ihnen, ihrem natürlichen Beschützer,« versetzte der Maler in einem Anfluge von Ironie, »den Auftrag gegeben, mit mir über eine Scheidung zu unterhandeln.«

»So ist es, mein werther Herr Olfers,« gab der Kammerjunker aufathmend zur Antwort; »ganz genau ist es so, und wenn Sie so freundlich sein wollen, mit mir in Unterhandlung darüber zu treten, so wird diese Sache sich wohl auf eine leichte und für beide Theile auf die wenigst peinliche Art machen lassen.«

»Unterhandeln wir denn,« sagte Roderich, dem die geschäftsmäßige Art, mit der sein Gegenüber die furchtbare Angelegenheit behandeln zu wollen schien, etwas von der Ruhe wiedergab, die ein tiefer, gewaltiger Schmerz aus seinem Herzen zu verjagen drohte – »unterhandeln wir denn. Wie ich voraussetze, sind Sie ein Mann, der die Gesetze kennt und genau zu unterscheiden weiß, was dem Einen recht und dem Anderen billig ist.«

Der Kammerjunker verbeugte sich mit einer Miene, die nicht mißverstanden werden konnte, dann sagte er: »Was die hierauf bezüglichen Paragraphen des Gesetzes bestimmen, würde ich nicht gern zur Grundlage unserer Unterhandlung nehmen – verstehen Sie mich recht, verehrtester Herr – meine Cousine, eingedenk längst vergangener Zeiten, wünscht in jeder Beziehung eine vollkommen gütliche Uebereinkunft – hätte sie mich sonst wohl mit einer solchen Unterhandlung betraut?« – Dieses ›mich‹ betonte er abermals wieder so scharf, daß das einfache Wörtchen so klang wie sämtliche Titel, welche

der Kammerjunker besaß, so wie alle jene, die er einstens zu besitzen hoffte.

»So wäre es denn am besten, wenn Sie mir in aller Kürze die Wünsche Ihrer Cousine mittheilten.«

Statt zu antworten, bewegte sich der Freiherr von Schenk mit den untrüglichen Zeichen des Mißbehagens, und erst als ihm der Künstler sein Ansuchen wiederholte, gab er zur Antwort: »Sie werden mir zugeben, daß es für einen Mann in meinen Eigenschaften peinlich, ja, fast unmöglich ist, Wünsche zu formuliren, die mit Geldangelegenheiten in Verbindung gebracht werden können und müssen.«

»Und warum nicht, Herr Baron?« erwiderte der Maler und setzte fast mit Humor hinzu: »Wir unterhandeln als trockene Geschäftsleute, ohne eine Spur von Gemüth – Sie kennen wahrscheinlich den Ausspruch eines berühmten Finanzmannes: ›In Geldangelegenheiten hört alle Gemüthlichkeit auf!««

»Setzen Sie sich in meine Lage, Herr Olfers, und gestehen Sie mir zu, daß es für mich wohl unmöglich ist, einen derartigen Wunsch meiner Cousine auszusprechen. In dieser Beziehung sind Sie über uns ungeheuer im Vortheil – wir haben zu ersuchen, Sie zu bewilligen.«

»Aber würden Sie es auch in diesem Falle nicht vorziehen, den Buchstaben des Gesetzes um Rath zu fragen?«

Der Kammerjunker blickte forschend in die Höhe, doch schaute ihm Roderich arglos in die Augen, daß er deutlich sah, Roderich kenne den hierauf bezüglichen Paragraphen des Ehescheidungsgesetzes, welcher der geschiedenen Frau eine ziemlich mäßige Summe aussetzt, nicht. – »Dieser Paragraph,« sprach er nach einer Pause, indem er abermals mit außerordentlicher Aufmerksamkeit seine Handschuhe besichtigte, »spricht sich allerdings deutlich genug aus; doch glaubt meine Cousine ...«

»Ihn nicht in Anwendung bringen zu dürfen, weil er vielleicht zu große Forderungen an mich stellt?« entgegnete Roderich rasch, fast hastig – o, geniren Sie sich durchaus nicht, Herr Baron – ich bitte Sie darum, ich wünsche das, ich muß es zur Grundlage unserer Unterhandlung machen, daß Ihrer Cousine alles das gewährt wird, was sie von mir verlangt – ja, mehr noch! Halten wir uns deßhalb an den gewissen Paragraphen, den ich leider nicht kenne, wenn es Ihnen gefällig ist.«

Der Kammerjunker war offenbar in großer Verlegenheit; er kannte den Paragraphen ganz genau, und obgleich er nicht verkennen konnte, daß der Andere aus dem Grunde nur auf die Erfüllung jenes Paragraphen drang, weil er glaubte, derselbe biete außerordentliche Vortheile für Madame Hildegard, so fiel es doch dem Hochmuth des Freiherrn sehr sauer, ihn über diesen Irrthum aufzuklären, und doch mußte es geschehen. – »Ich erlaubte mir früher schon einmal,« sagte er nach einem längeren Stillschweigen, »Ihnen zu bemerken, um Alles

in der Welt nicht das Gesetz in Anspruch zu nehmen, mein lieber Herr. Sie werden mich verstehen, wenn ich Sie frage: was ist das Gesetz? – Eine Zusammenstellung von Paragraphen, erfunden von Leuten, die, ohne eine Spur von Zartsinn und Gemüth, Alles auf dem trockensten Geschäftswege behandelt wissen wollen.«

»Wenn ich nicht irre,« erwiderte der Maler, aufmerksam werdend, »so wollten wir ja nach den gleichen Grundsätzen unsere Unterhandlung führen – doch ehe Sie mir auf diese Frage erwidern, beantworten Sie mir eine andere. Ist der eben erwähnte Paragraph des Ehescheidungsgesetzes für Ihre Cousine günstig oder ungünstig?«

»Nicht geradezu günstig,« versetzte der Kammerjunker und betrachtete zur Abwechslung diesmal mit großer Aufmerksamkeit seine Glanzstiefel.

»Ah, nun verstehe ich – Sie wünschen unsere Unterhandlung auf zweierlei Art geführt zu haben: was die Scheidung selbst anbelangt, ohne alle Empfindlichkeit, ohne Rührung; was aber die darauf folgenden Forderungen betrifft, so beabsichtigen Sie hiefür meine ganze Gemüthlichkeit in Anspruch zu nehmen – bitte, Herr Baron, ohne Umschweife – haben Sie die Güte, mir einfach mit Ja oder Nein zu sagen, ob meine Ansicht über Ihre Art zu unterhandeln, die richtige ist; aber wenn ich Sie dringend ersuchen darf, nur Ja oder Nein!«

»Ja denn – ja,« gab der Kammerjunker, nachdem der Maler die gleiche Frage mehrmals an ihn gestellt und sich

auf keine Erklärung und Worte einlassen wollte, zur Antwort, wobei er sich in sichtbarem Unbehagen auf seinem Stuhle hin und her wand wie ein Wurm an der Nadel – »ja!« – Sein Stolz mußte in diesen sauren Apfel beißen, und wie bitter ihm das war, sah man an seinen verdrießlich zusammengezogenen Mundwinkeln und seinen fast ganz geschlossenen Augen.

Roderich war nun vollkommen im Reinen, daß sein Gegenüber durch das Wörtchen »ja«, so hart es ihm auch angekommen war, an seine Großmuth appellirt hatte, und dies verursachte ihm ein ungeheuer wohlthuenendes und leicht begreifliches Gefühl. Er machte ein paar Schritte durch das Atelier, blieb einen Augenblick vor der Staffelei, sein schönes Bild betrachtend, stehen, dann trat er vor den Kammerjunker hin und sagte fast heiter, indem er behaglich seinen vollen Bart strich: »Verzeihen Sie mir, Herr Baron, daß ich Sie durch meine Unkenntniß des Gesetzes fast in eine kleine Verlegenheit gebracht hätte; ich bin nur ein Maler, allerdings kann ich mit Stolz sagen, durch und durch ein großer Künstler, ein Künstler, dessen Name durch ganz Europa mit Achtung genannt wird; ich kann Ihnen dabei die Versicherung geben, daß ich mich früher um Gesetzesparagrapheu nie kümmerte, ja, daß ich selbst dann, als Ihre Cousine hier in diesem Atelier vor nicht langer Zeit ein entsetzliches Wort aussprach, das nun zur traurigen Wahrheit werden wird, so wenig an ernste Folgen dieses Wortes dachte, daß es mir nicht einfiel, meine Erfahrungen durch die bezüglichen Paragraphen des Ehescheidungsgesetzes zu bereichern. Wohl

gab es düstere Augenblicke, wo mir jenes Wort in traurigen Bildern erschien; doch wenn ich alsdann nach Hause kam und unser Kind betrachtete, mein kleines, geliebtes Mädchen, so verschwanden jene Bilder wieder und ich konnte lächeln über meine Träume und Phantasieen – also doch!« sagte er nach einem tiefen Athemzuge mit bewegter Stimme. »Jetzt, da ich weiß, woran ich bin, werde ich mich darein zu finden wissen und danke Ihnen, Herr Baron, für die Gewißheit, welche Sie mir zu geben so freundlich waren.«

Auf dem Gesichte des Malers zuckte nach diesen Worten ein gewaltiger Schmerz, und da er das selbst fühlte, wandte er sich rasch, um nach einem abermaligen und längeren Gange durch das Atelier mit gefaßter, ruhiger Miene vor den Anderen hintreten zu können. »Und nun,« sagte er alsdann, »lassen Sie mich Ihnen meine Anerbietung machen – Ihre Cousine, meine Frau, wird Ihnen wohl der Wahrheit gemäß nicht verheimlicht haben, daß ich bisher Alles redlich mit ihr getheilt – das heißt nicht Alles,« setzte er, bitter lächelnd, hinzu. »Wie viel Trübes, Unangenehmes habe ich ihr verschwiegen, wie oft habe ich mich auf meinem Wege nach Hause gewaltsam gezwungen, um mit heiterer, zufriedener Miene vor sie hintreten zu können, und was Glück und Freude anbelangt, so ist Gott mein Zeuge, ich habe nach besten Kräften dafür gesorgt, daß ihr immer der größere und reichere Antheil zufiel!«

Der Kammerjunker verbeugte sich mit einer Miene, als wolle er sagen, er zweifle aus Höflichkeit nicht im geringsten an der Wahrheit dieser Worte.

»Und nach dem eben ausgesprochenen Grundsatz«, fuhr Roderich fort, »will ich Ihnen mein Anerbieten stellen. Ich schätze mein jetziges Einkommen auf ungefähr zehntausend Thaler jährlich; wobei ich indessen nicht vorhersagen kann, wie lange Jahre meine Bilder noch verlangt und bezahlt werden, um auf diese Einnahme rechnen zu können – doch, gleichviel – ich werde mein Anerbieten auf die oben angegebene Summe gründen und schlage Ihnen demgemäß für Ihre Cousine, meine Frau, ein jährliches Einkommen von sechstausend Thalern vor. Sie sehen, ich bleibe meinem Grundsatz getreu; es ist mehr als die Hälfte meines jetzigen Einkommens.«

Ein leichter Strahl von Vergnügen zuckte über das sonst so gleichgültige Gesicht des Kammerjunkers; doch verschwand es rasch wieder, als er nach einer Pause sagte: »Allerdings Ihres jetzigen Einkommens – aber wenn sich dieses Einkommen verminderte – Sie geben diese Voraussetzung zu ...«

»Ich bewundere Sie als Geschäftsmann, Herr Kammerjunker,« erwiderte Roderich in einem scharfen Tone, »freue mich aber, daß Ihre Cousine, bis jetzt meine Frau, einen so umsichtigen, gewissenhaften Anwalt gefunden; doch habe ich ebenfalls daran gedacht, und da es mir zu gleicher Zeit nicht entgehen konnte, wie schmerzlich

es für eine geschiedene Frau sein muß, von dem Manne, den sie einstens ihren Gatten genannt, Zahlungen annehmen zu müssen, so mache ich Ihnen den Vorschlag, dieses Einkommen in ein Capital zu verwandeln, welches ungefähr meinem jetzigen Vermögen gleichkommen wird, und dieses Capital auf Ihre Cousine zu übertragen.«

Jetzt zeigte sich unverkennbar der Ausdruck eines wirklichen und aufrichtigen Vergnügens auf dem Gesichte des Kammerjunkers; doch fand er für gut, dasselbe nach der ersten Aufwallung durch eine traurige Miene zu dämpfen, mit welcher er erwiederte: »Sie werden mir zugeben, Herr Olfers, es war für mich außerordentlich hart und unangenehm, mit Ihnen über diese schmerzliche Angelegenheit zu unterhandeln; doch muß ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich Sie so zugänglich, so gerecht, so loyal gefunden, wie ich es erwartete.«

»Wenn Sie in der That erwarteten, mich so zu finden, Herr Baron, so begreife ich es vollkommen, wie schmerzlich und unangenehm es Sie angekommen sein muß, diesen Auftrag zu übernehmen; doch das ist nun hinter uns, ist erledigt und, wie ich also glauben und hoffen darf, zu Ihrer und zu – der Anderen vollständiger Zufriedenheit.«

»Noch eine Frage werden Sie mir erlauben in Betreff des zu übertragenden Capitals: geht dasselbe als Eigenthum in die Hände meiner Cousine über – oder hat sie nur die Nutznießung davon?«

»In so fern als Eigenthum, als ich es der Mutter meines Kindes übertrage.«

»Ah, ich verstehe und habe es mir auch nicht anders gedacht! Sie betrachten dieses Capital als das einstige Erbe Ihrer Tochter, welches die Mutter bis zu jenem Zeitpunkte für ihr Kind verwaltet. Diese Ansicht freut mich in der That, denn ich glaube, bei dieser Ihrer Ansicht Sie zu einer andern, durchaus natürlichen Forderung meiner Cousine geneigt zu finden.«

»Einer weiteren Forderung?« fragte Roderich mit einigem Erstaunen.

»Einer ganz natürlichen und selbstredenden: die Mutter will begreiflicher Weise ihr Kind nicht verlassen.«

»Und wie wäre das möglich, wenn die Mutter dieses Kindes mich verläßt?« sagte Roderich mit einer eigenthümlichen Hast und mit einem so plötzlichen Aufleuchten seiner Blicke, daß der Kammerjunker vorher ein paar-mal hustete und neben dem Maler vorbei an die Wand schaute, ehe er erwiederte:

»Was eine solche Möglichkeit anbelangt, so wäre sie allerdings vorhanden, und wie ich vorhin schon bemerkte, so gab mir Ihre so freundliche Auffassung der Sachlage den Muth, zu glauben, daß Sie eine solche Möglichkeit nicht nur einsehen, sondern auch derselben beistimmen würden.«

»Ohne Umschweife, wenn ich bitten darf, Herr Kammerjunker – Sie haben mich eben so bestimmt als correct gefunden, und ich kann dasselbe von Ihnen verlangen.«

»Gewiß – aber ich darf mir wohl noch erlauben, vorzuschicken, daß wir es mit einer Frau zu thun haben, die eine ungeheure Festigkeit und Charakterstärke besitzt.«

»Ob ich das weiß!«

»Und, um mich kurz zu fassen, wir haben es mit einer Mutter zu thun, die unter keiner Bedingung ihr Kind verlassen will.«

»Ah, Herr Baron,« rief der Maler aufbrausend, »Sie wagen es, mir eine solche Zumuthung zu stellen?«

»Als Bevollmächtigter meiner Cousine,« erwiderte der Freiherr von Schenk mit großer Ruhe. »Ueber die Forderung derselben dürfen Sie sich eigentlich eben so wenig wundern, als ich darüber erstaunt bin, daß Sie diese Forderung mit Entrüstung zurückweisen.«

»Meinen Sie? Und wenn wir Beide dennoch, Ihre Cousine und ich, auf unserem Willen bestehen, so glauben Sie, daß der Gedanke an ein geliebtes Kind stark genug wäre, um Ihre Cousine von einem voreiligen Schritte zurückzuhalten, der ihr keinen Segen bringen wird?«

»Es gibt kein anderes Mittel.«

»Sie sagen das mit einer Bestimmtheit, die mich verletzen könnte – gut denn, ich will mich bemühen, ebenfalls einzusehen, daß es kein anderes Mittel gibt. Sie wissen meine Bedingungen, Sie gestanden mir ein, dieselben seien so loyal als möglich, und damit ist unsere Unterhandlung beendet.«

»Vielmehr abgebrochen, wenn es nicht möglich ist, Sie zu einer freundlichen Bestimmung in Betreff des anderen Punktes zu veranlassen.«

»Nie, Herr Kammerjunker!« versetzte der Maler entrüstet.

Der Freiherr von Schenk machte hier eine längere Pause und schien während derselben eine Naht seiner Handschuhe mit der größten und andauerndsten Aufmerksamkeit zu betrachten; dann sagte er, ohne die Augen aufzuschlagen, mit einem frostigen Lächeln und lispelnden Tone: »So wollen Sie diese Differenz benutzen, um eine arme Frau mit Gewalt bei sich zurückzubehalten, die nun einmal nicht ferner in Ihrem Hause leben kann?«

»Ich hoffe, daß Sie hinzusetzen, Herr Kammerjunker: wie diese Frau mich beauftragt hat, Ihnen zu sagen – denn ich glaube nicht, daß Sie aus eigener Anschauung sprechen können.«

»Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin nur Bevollmächtigter und drücke mich vielleicht nicht ganz richtig aus.«

»Gut, vergessen Sie es denn nicht, daß Sie nur Unterhändler sind, wenigstens so lange wir unterhandeln. Sollten Sie vielleicht später,« setzte der Maler nach einem kurzen Stillschweigen und einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, »ein Vergnügen daran finden, Ihre eigene Meinung in dieser Angelegenheit auszusprechen, so bin ich sehr bereit, mich darüber mit Ihnen in jede Erörterung, die Sie wünschen, einzulassen.«

»Bitte recht sehr, Herr Olfers, wenn es Ihnen gefällig ist, so will ich die Unterhandlung nur als Bevollmächtigter fortführen und beendigen.«

»Ich glaube, wir können sie als beendet betrachten!« sagte der Andere in scharfem Tone, indem er aufstand und, sich rasch abwendend, ein paar Schritte in das Atelier hinein machte und alsdann, zurückkehrend, mit großer Bestimmtheit sagte: »Sparen Sie sich die Mühe, den letzterwähnten Punkt nochmals zu berühren; berichten Sie Ihrer Cousine über das, was wir abgeredet, und setzen Sie hinzu, aber mit vollkommener Ueberzeugung, Herr Kammerjunker, daß Sie mich entschlossen gefunden hätten, jedes Opfer zu bringen, um den Wünschen Ihrer Cousine gerecht zu werden, daß mich aber keine Macht der Erde dazu veranlassen könnte, mein Kind von mir zu lassen – vielleicht,« setzte er aufathmend und mit weicherer Stimme hinzu, »gibt ihr diese meine Festigkeit den Muth, ein Leben noch länger zu ertragen, das allerdings kein freudvolles genannt werden konnte, und hält sie von einem Schritte zurück, den man bei jeder Frau einen moralischen Selbstmord nennen kann.«

Der Kammerjunker preßte seine Lippen fest auf einander und schloß seine Augen ein paar Secunden lang, ehe er zur Antwort gab: »Ich muß Ihnen gestehen, Herr Olfers, daß Ihr Benehmen mir gegenüber bis jetzt so tactvoll, so zart war, um mich über den verletzenden Ausfall hinwegzusetzen; überhaupt bleiben wir bei unserer ersten Uebereinkunft: keine Empfindlichkeit, keine Gefühlssprache.«

»Verzeihen Sie mir, Sie haben Recht, es würden das zwischen uns Beiden doch nur Phrasen sein.«

»Allerdings – und da ich Sie unbeugsam finde, so muß ich leider sagen, daß unsere Unterhandlungen von keinem günstigen Erfolge begleitet sind.«

Er nahm seinen Hut von dem Stuhle neben sich, auf welchen er ihn gestellt, und blies sorgfältig ein paar Stäubchen von der schwarzglänzenden Fläche; dann erhob er sich, zog seinen hellgrauen Ueberwurf mit großer Bedächtigkeit fester über die Schultern und sagte alsdann zögernd: »Ich hätte allerdings geglaubt, Herr Olfers, in unseren Unterhandlungen glücklicher zu sein, dieselben zu einem für beide Theile angenehmen Abschlusse zu bringen; auch meine Cousine rechnete fest darauf, und ich weiß nun in der That nicht, wie es ihr möglich gemacht werden soll, ein Leben fortzuführen, das schon durch die Eröffnung solcher Unterhandlungen einen unheilbaren Riß erhalten.«

»Wenn das Ihnen und Ihrer Cousine Kummer machen sollte,« sagte Roderich mit großer Aufrichtigkeit in Blick und Ton der Stimme, »so gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß man bei mir zu Hause auch nicht durch eine Miene ahnen soll, welchen Inhalts unser Gespräch gewesen.«

»Ich glaube Ihnen, gewiß, ich glaube Ihnen, doch weiß meine Cousine zu genau, daß ich mein Versprechen gehalten – ah, es ist sehr fatal, Herr Olfers, daß es keine Möglichkeit gibt, um uns zu verständigen!«

»Keine – ich bin nachgiebig genug gewesen, um erwarten zu können, daß man mich mit ähnlichem Vorschlage verschonen würde.«

»Es kommt mich einigermaßen hart an, Ihnen sagen zu müssen, daß meine Cousine sich veranlaßt sehen wird, Sie um die Genehmigung zu ersuchen, einen Aufenthalt bei ihren Verwandten nehmen zu dürfen, bis sich vielleicht ein Ausweg findet, um die Angelegenheit zur Zufriedenheit beider Theile zu erledigen.«

Roderich zuckte zusammen, doch faßte er sich gewaltsam und erwiderte nach einer förmlichen Verbeugung: »Ich habe Ihrer Cousine, meiner Frau, nie Hindernisse in den Weg gelegt, so oft sie Lust hatte, ihre Verwandten zu besuchen.«

»Und Sie werden auch nichts dagegen haben, daß Ihre kleine Tochter die Mutter begleiten darf, wie es ja früher immer geschehen?«

»Allerdings war dies früher der Fall,« gab Roderich, ohne auch nur eine Secunde zu zögern, zur Antwort, »doch nach unserer Unterredung werden Sie es begreiflich finden, daß ich meine Einwilligung dieses Mal nicht dazu gebe.«

»Das ist hart!«

»Aber nicht ungerecht!«

Der Kammerjunker zuckte mit den Achseln und sagte dann nach einer längeren Pause, während welcher er nachsinnend die glänzende Fläche seines Hutes betrachtete: »Sie sind unbeugsam!«

»Unbeugsam – so wahr mir Gott helfe!«

»Und nichts ist im Stande,« sagte der Freiherr mit einem lauern den Blicke, Ihren Entschluß zu Gunsten meiner Cousine zu ändern?«

»Nichts!«

Der Andere schüttelte nachdenklich mit dem Kopfe, versuchte einen schmerzlichen Seufzer, der ihm aber nicht gelang, wandte sich wie zum Weggehen und machte ein paar Schritte nach der Richtung der Thür; doch wollte er durch diese Bewegung nur ausdrücken, daß er mit sich selber ernstlich über etwas zu Rathe ging. Auch hatte er seine rechte Hand an den Kopf gelegt und rieb sich die Stirn, wobei sein Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck angenommen hatte. Jetzt drehte er sich rasch wieder gegen den Herrn des Ateliers um, warf den Kopf in die Höhe und zeigte die entschlossene Miene eines Mannes der mit sich selbst über etwas in's Reine gekommen ist.

»Gut denn,« sagte er, »obgleich nur Unterhändler und mit keiner Vollmacht versehen, die mir das Recht gibt, eigenmächtig zu handeln, will ich doch auf eigene Verantwortlichkeit meinen Auftrag überschreiten, um Ihnen gefällig zu sein, diese leidige Sache zu einem genügenden Abschlusse zu bringen. Die von Ihnen freundlich gestellten Bedingungen bleiben, wie sie sind, die Scheidung wird von Ihrer Seite, ja, mit Ihrer Beihülfe eingeleitet und ausgeführt und – ich wage es kaum auszusprechen,« setzte er seufzend hinzu – »meine Cousine muß überredet werden, auf ihre Tochter zu verzichten.«

»Diese letztere Bedingung ist es allein, die für mich von Werth ist, alles Andere ist Nebensache.«

»Leider wird meine Cousine eben so denken,« sagte der Kammerjunker mit affectirter Traurigkeit – »doch was Vernunftgründe vermögen, soll geschehen, und da ich Ihnen jetzt zugestehen kann und darf, daß ich Ihr Verlangen nicht unbillig finde, so werden wir zu einem glücklichen Resultate gelangen.«

»Zu einem glücklichen?« fragte der Maler achselzuckend und mit einer verächtlichen Miene, die er sich durchaus nicht die Mühe nahm, zu verbergen.

»Sagen wir zu einem günstigen,« verbesserte der Kammerjunker in heiterem Tone.

»Und so rasch wie möglich, wenn es denn einmal so sein soll! Sie sind ein Mann von Einfluß, Herr Baron, nehmen Sie die Sache, welche für Ihre Cousine von so großer Wichtigkeit ist, kräftig in die Hand, bereiten Sie Alles vor, und wenn Sie die außerordentliche Freundlichkeit haben wollten, die nöthigen Documente für die Uebertragung des besprochenen Capitals ausfertigen zu lassen, so wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür. Zum Unterschreiben brauche ich alsdann keine Minute, was für mich von großer Wichtigkeit ist.«

Der Andere verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung und sagte alsdann: »Sie können sich denken, Herr Olfers, wie schmerzlich es für meine Cousine sein muß, ein Haus zu verlassen, wo sie Jahre lang gelebt, dieses Haus allein zu verlassen, und deßhalb muß ich mir erlauben, Ihnen nochmals unsere Bitte zu wiederholen, daß

Ihre kleine Tochter die Mutter nur für eine ganz kurze Zeit begleiten darf.«

Roderich machte eine ungeduldige Bewegung.

»Ich bitte Sie dringend darum – nur für ganz kurze Zeit – vielleicht für acht oder zehn Tage.«

Der Maler machte einen raschen Gang durch das Atelier, nachdenklich und bewegt. So sollte also jetzt das entsetzliche Wort von damals in Erfüllung gehen – so sollte ein Band zerrissen werden, das, wenn es auch kein glückliches gewesen war, doch immerhin sein Hauswesen zusammengehalten hatte, ein Band, das zu einem glücklichen hätte werden können und das, auf eine so gewaltvolle Art zerrissen, sein Herz und das seines Kindes unfehlbar auf's tiefste mitverwunden mußte! Vergessen hatte er in diesem Augenblicke alle trüben und qualvollen Stunden, welche ihm die oft unerträglichen Launen seiner Frau verursachten, zurückgedrängt erschienen ihm die tiefen Schatten seiner oft so trostlosen Ehe, und um einzelne Lichtpunkte derselben glänzten ihm aus der Vergangenheit herüber; vergessen hatte er all' die Härte, als die Lieblosigkeit, mit der sie ihn behandelt, und sein ganzes Denken, sein ganzes Fühlen war nur von einem traurigen Bilde erfüllt, von dem Bilde seiner Frau, der Mutter seines Kindes, wie sie, für ewig Abschied nehmend, ein Haus verließ, das ihr eigenes gewesen, von einem Kinde schied, das sie geboren und geliebt – und für das sie nun fortan eine Fremde sein sollte. Er sah es deutlich, wie sein kleines Mädchen jammernd seine Arme nach ihr

ausstreckte und wie sie sich weinend mit verhülltem Antlitze von einer Schwelle abwandte, die sie einst hoffend betreten und vor der sie jetzt hoffnungslos den Staub von ihren Füßen schüttelte.

Nach mehrmaligem raschen Durchschreiten des Gemaches blieb er jetzt plötzlich vor dem Kammerjunker stehen und sagte in weichem Tone: »Und wenn ich auch zu allem dem noch meine Zustimmung ertheile, daß meine Tochter die Mutter für eine kurze Zeit begleiten darf, werden Sie sich in diesem Falle dafür verbürgen, daß mein Kind nach Ablauf dieser Frist, sagen wir vierzehn Tage, zu mir zurückgebracht werde? Wollen Sie diese Verpflichtung übernehmen?«

»Ich will sie übernehmen.«

»Und verpflichten Sie sich als Mann von Ehre, nach Verlauf dieser vierzehn Tage mein Kind in mein Haus, in meine Hände zurückbringen zu lassen?«

»Ich verbürge mich dafür und verpfände Ihnen darauf mein Ehrenwort.«

»So sei es denn,« sagte der Maler, tief aufathmend, »ich will Alles thun, um ihr das Scheiden von ihrer bisherigen Heimath zu erleichtern; ob Ihre Cousine im ähnlichen Falle gegen mich ebenfalls so verfahren würde, ist eine Frage, deren Beantwortung ich Ihnen überlasse, Herr Baron.«

Der Kammerjunker machte eine halb zustimmende, halb abwehrende Bewegung.

»Und wann – wird . . . « sprach Roderich, doch konnte er es nicht über sich gewinnen, diesen Satz zu vollenden.

»Da diese traurige Angelegenheit nun einmal zu Aller Zufriedenheit geordnet zu sein scheint, so wäre es wohl am besten, sie so rasch als möglich zum Vollzuge zu bringen – wir würden heute Abend reisen, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden hätten.«

»Schon heute Abend,« sagte der Maler erschüttert, »und ohne . . . «

Da er schwieg, blickte ihn der Andere fragend an.

»Ohne Abschied?«

Der Kammerjunker zuckte die Achseln und machte dazu eine so bedenkliche Miene, daß Roderich, den die Rührung zu überfallen drohte, sich zusammennahm und, seinen Satz von vorhin vollendend, rasch sagte: »Ohne Abschied von meiner kleinen Tochter?«

»O, gewiß nicht – wer wird das verlangen?« erwiderte der Kammerjunker jetzt sehr freundlich und zuvorkommend. »Sie werden vielleicht in Kurzem nach Ihrem Hause zurückkehren und dann . . . « – Dieses Mal war es gewiß absichtlich, daß er den Satz nicht vollendete.

»Vielleicht oder wahrscheinlich finden Sie es begreiflich, wenn ich in meinem Atelier bleibe und erst spät am Abende nach Hause zurückkehre. Ich werde durch Andreas mein kleines Mädchen holen lassen und es bei mir behalten, bis die Zeit heranrückt, welche Ihre Cousine zur Abreise bestimmt hat.«

»Ich finde, daß das eine ganz gute Idee ist, und muß mir erlauben, Sie jetzt zu verlassen, um noch einiges Nothwendige zu besorgen.« Er näherte sich dem Künstler mit ceremoniösem Schritte und etwas freundlichem

Lächeln, indem er seine Rechte ausstreckte, welche der Andere durchaus keine Miene machte, zu erfassen. »Sie werden mir diese unangenehme Stunde in keiner Weise nachtragen?«

»Wie könnte ich in den Fall kommen oder womit hätte ich Gelegenheit, Sie etwas entgelten zu lassen? Sie reisen heute nach der Residenz zurück – wer weiß, ob ich je das Glück habe, Sie wiederzusehen!«

»Aber es wäre mir auch angenehm, verehrter Herr, wenn Sie, ein so großer und berühmter Künstler, meiner in der Erinnerung nicht unfreundlich gedenken wollten. Glauben Sie mir, unsere Familie rechnet es sich stets zur Ehre, einen Mann wie Sie, mit so rühmlichst bekanntem, großem Namen in ihre Mitte aufgenommen zu haben, und die Familie wird es aufrichtig bedauern, daß die Umstände sich gestaltet, wie sie sich leider gestalten mußten.«

»Wie sie sich leider gestalten mußten?« wiederholte Roderich mit einem bitteren Lächeln. »Ich hätte vor meiner Verheirathung daran denken sollen, und hatte auch wohl daran gedacht,« setzte er schärfer hinzu; »aber da waren es gerade Mitglieder Ihrer Familie, Herr Baron, welche mich auf's ehrlichste und auf's überzeugendste versicherten, daß nichts vortrefflicher zusammen passe, als jener Adel, den die Kunst verleihe, und der Glanz eines alten, hochadeligen Hauses – doch lassen wir das. Leben Sie wohl, Herr Kammerjunker, und wenn Sie zuweilen an mich zurückdenken, so thun Sie es in der Erinnerung an unsere jetzige Unterredung – anders kann und

will ich nicht verlangen, in Ihrem Gedächtnisse fortzuleben!«

Er machte dem Freiherrn eine sehr stolze Verbeugung und schritt dann mit hoch erhobenem Kopfe nach dem Ausgange seines Gemaches, wo er eigenhändig den Gobelin von der Thür aufhob, so ein Zeichen gebend, daß Unterredung, Verhandlung und Familienbande abgebrochen und zerrissen seien.

Eigenthümlich war es dabei, daß der Maler, den schweren Vorhang in der Hand haltend, den Kopf umwandte und mit fest zusammengebissenen Lippen dem Davongehenden nachschaute, ihm so lange nachschaute, bis jener den kleinen Garten durchschritten hatte, bis das Thor desselben hinter ihm in's Schloß gefallen und bis der hellgraue Ueberwurf zwischen dem dunkeln Gebüsche am Wege draußen verschwunden war.

Dann öffnete Roderich die Hand, und als nun der Gobelin langsam seinen Fingern entglitt, herniederfiel und ihn auf diese Art wieder abschnitt von der Außenwelt, von den fröhlich grünenden und blühenden Bäumen, von der blauen, milden Luft, von den glänzenden Sonnenstrahlen, da fühlte er sich allein, so traurig allein, so unsäglich allein. Er preßte beide Hände, einem tiefen Schmerze nachgebend, gewaltsam vor das Gesicht und verharrte so Secunden, Minuten lang in einer entsetzlichen Spannung, die sich erst dann weich und linde in tiefe Wehmuth auflöste, als er fühlte, wie ein Thränenstrom sein Gesicht benetzte.

XXI. O, SIEH' MICH NICHT SO LÄCHELND AN!

Lange stand Olfers so auf derselben Stelle – wie lange, wußte er selbst nicht; denn Gedanken und Bilder, welche in buntem Wechsel sein Inneres beschäftigt, hatten ihn förmlich umstrickt und willenlos in die Vergangenheit zurückgeführt, ihn vollkommen der Gegenwart entrückt und ließen ihn jetzt erst wieder wie aus tiefem Traume erwachen, als eine bekannte Stimme mit der Frage an sein Ohr schlug:

»Darf man eintreten – ist man Dir nicht lästig?«

»Im Gegentheil, ich bin entzückt, Dich zu sehen, und glücklich, daß Du gekommen.«

Es war Lytton, der nun eintrat, dem Freunde die Hand reichte und ihn erstaunt anschaute.

Roderich hielt ruhig diesen Blick aus, ohne sich die geringste Mühe zu geben, seine Aufregung oder die Thränenspuren, welche noch hier und da in seinem dichten Barte glänzten, verbergen zu wollen.

»Ah, ich verstehe!«

»Es freut mich, daß Du meine Lage begriffen.«

»So schwer ist es gerade nicht, da Du mich mit einigen Vorgängen bekannt gemacht hast und da ich draußen, nicht weit von dem Garten, Deine Gattin gesehen, welche mit ihrem hochgeborenen Cousin in mehr als eifrigem Gespräche verkehrt – darf ich, ohne indiscret zu sein, fragen, ob Du eine Explication gehabt?«

»Mehr als das – ich empfang einen Unterhändler, mit dem ich über verschiedene Punkte, unsere Ehescheidung betreffend, vereinbarte.«

»Man geht ungeheuer rasch zu Werke!« rief Lytton in bestürztem Tone.

»Und man thut gut daran, das gänzlich aus einander zu reißen, was doch nicht mehr zu halten war.«

»Ja, Du hast Recht, wenn nur nicht durch diesen Riß Dein so vortreffliches Herz verletzt worden wäre – aber wie ich sehe . . . «

»Es hat allerdings sehr weh gethan,« gab Roderich zur Antwort, indem er mit der umgekehrten Hand über seine Augen fuhr, »aber ich hoffe, es geht vorüber, und mein Leben wird sich künftig nicht so schlimm gestalten, als ich es mir oft vorgestellt, wenn ich in letzterer Zeit über den mir angedrohten Schritt nachdachte.«

»Dein Leben wird und muß sich von nun an vortrefflich gestalten. Denke der vielen qualvollen Stunden, die sie Dir bereitet – ich darf so reden, denn ich war häufig Zeuge davon –, denke der Fesseln, die Du getragen, die am Ende noch Deinen Geist und Deine künstlerische Kraft gelähmt hätten!«

»Ich will nicht das Gegentheil behaupten, lieber Freund; aber oftmals, wenn ich über diesen Fall nachdachte und mir mein Leben vergegenwärtigte, wie alsdann Niemand mehr da sei, der meine Schritte ängstlich und tyrannisch controlire, der meine Miene belausche, um mir etwas Unangenehmes zu sagen, wenn ich in heiterer Stimmung war, der höhnisch oder spottend Fröhlichkeit von mir

verlangte, wenn ich gedrückt oder in trüber Laune erschien, – wenn ich aufathmete in völliger Freiheit aus drückenden Fesseln, wie Du vorhin gesagt, so fiel mir häufig jene Geschichte ein, wo ein Gefangener, der nach langjähriger Haft in Freiheit gesetzt war, schon nach kurzer Zeit seine Sehnsucht nach den beengenden Mauern nicht mehr bemeistern konnte – gewisse Bande, gewisse Schranken,« setzte er nach einem träumerischen Nachdenken hinzu, »sind immerhin wie eine Schutzwehr, wie ein Damm gegen die stürmische Fluth eines oft so viel bewegten Künstlerlebens.«

»Du hast diese Schranken in Deinem festen Willen, denn Deine Schutzwehr ist die höhere Kunst, deren Meister und Hohepriester Du bist.«

»Sieh' mein Bild an,« sagte Roderich nach einer längeren Pause; »ohne jene Unterbrechung wäre ich beinahe fertig geworden. Ich war in so prächtiger und so gehobener Arbeitsstimmung, so feierlich gerührt von der wunderbaren Stille rings um mich her, von jenem glänzenden Stückchen Himmel, welches dort oben hereinschaut, daß ich mich gar nicht gewundert hätte, wenn irgend ein fabelhaft phantastisches Wesen, um nicht zu sagen, ein überirdisches, ruhig an meine Seite getreten wäre und mir die Palette gehalten oder den Pinsel gereicht.«

»Jeder Andere als Du würde das Bild so für vollendet halten,« sprach Lytton, im Anschauen versunken; »es ist ausgezeichnet schön, von mächtiger Wirkung, es muß den Beschauer entzücken, Deinem Namen neuen Glanz verleihen!«

»Und heute Abend will sie abreisen,« sagte Olfers, als habe er die Worte seines Freundes ganz überhört; »auf alle Bedingungen, die man mir gestellt, bin ich eingegangen.«

»Darf man diese Bedingungen wissen?« fragte der Andere kopfschüttelnd, indem er verwundert aufblickte.

»Dir werde ich gewiß kein Geheimniß daraus machen – ich gebe ihr jährlich sechstausend Thaler; kann ich doch mein Einkommen ohne Uebertreibung auf zehntausend Thaler schätzen«

»Du gibst ihr also mehr als die Hälfte?«

»Ja, und da es wohl einmal vorkommen könnte, daß sich meine Einnahme nicht auf jene Summe beliefe, so werde ich diese sechstausend Thaler capitalisiren und ihr diese Summe, einen Theil des Erbes meiner Tochter, sogleich einhändigen lassen.«

Auf Lytton's offenem und schönem Gesichte zeigte sich ein so bestimmt ausgeprägter Zug von Mißbilligung, daß Roderich sich nicht enthalten konnte, danach zu fragen, worauf der Andere achselzuckend erwiderte: »Es wird mir schwer, Dir darauf eine Antwort zu geben; obgleich ich viel jünger als Du bin, obgleich ich nicht einmal ein Künstler, sondern nur ein vielleicht etwas gewandter Dilettant bin, hast Du, der ältere Mann, der große, berühmte Künstler, zu dem ich mit Verehrung aufschaue, mich doch Deines unbegrenzten Vertrauens gewürdigt – ja, Du hast es mir nicht übel genommen, wenn ich über Dies oder Das offen und ehrlich, auch zuweilen rücksichtslos

mit Dir sprach, weil ich es für meine Pflicht hielt, Dir die Wahrheit zu sagen – aber jetzt . . . «

»So sprich auch jetzt Deine Ansicht ohne Rückhalt aus,« sagte Roderich, »und sei versichert, daß ich gerade in diesem Augenblicke die ganze Offenheit und dadurch die Treue eines Freundes zu schätzen wissen werde.«

»Gut denn – Du sollst mich finden wie immer. Du trennst Dich von Deiner Frau?«

»Das heißt, sie trennt sich von mir.«

»Im Grunde einerlei. – Ihr trefft Eure Arrangements. Du benimmst Dich so anständig wie möglich und lässest Deiner Frau mehr als die Hälfte Deines Einkommens; dagegen habe ich nichts einzuwenden, ich würde wahrscheinlich eben so handeln. Aber jetzt kommt eine andere Frage. Um ein für alle Mal mit dieser unangenehmen Sache nichts mehr zu thun zu haben, so glaubst Du wenigstens, übergibst Du Deiner Frau ein enormes Capital, welches sie anlegen kann, wo und wie sie will?«

»Ja, aber mit der gehörigen Sicherheit für meine Tochter.«

»Selbstredend, aber sie erhebt die Zinsen, wo und wie sie will, ohne daß Du eine Quittung darüber zu sehen bekommst. Du machst sie vollkommen frei – vollkommen unabhängig, und das ist es gerade, was mir bei meinem praktischen Sinne, den Du ja immer an mir lobst, nicht gefallen will.«

»Und warum nicht? Sie hat das Band zwischen uns Beiden zerrissen – meinetwegen sei sie frei und unabhängig – sind wir doch für alle Ewigkeiten geschieden!«

»Und glaubst Du nicht, daß, trotzdem ihr für alle Ewigkeiten geschieden seid, wie Du Dich ausdrückst, Fälle eintreten könnten, wo es Dir sehr erwünscht sein dürfte, sie in einer kleinen Abhängigkeit behalten zu haben – ich fürchte, es kommen solche Fälle!«

»Und welche?«

»Verzeihe mir, wenn ich ohne Rücksicht über den Charakter Deiner Frau spreche. Sie wird Dich verleumden, sie wird alles mögliche Böse über Dich aussagen, sie wird Deine Stellung in der Welt auf jede Art zu untergraben suchen – und wenn dies geschieht, hieltest Du es alsdann nicht für wünschenswerth, ihr sagen zu können: ›Madame, ändern Sie ihr taktloses Betragen, oder . . . ?«

Roderich machte eine unmuthige Bewegung.

»Ich weiß wohl,« fuhr der Andere fort, »wie wenig Du Dir aus dem Gerede der Leute machst; aber ich will noch einen anderen Fall berühren, der Dich für meine Ansicht gewinnen muß – Deine Tochter wird heranwachsen.«

»Laß mein Kind aus dem Spiele.«

»Verzeihe mir, Roderich,« erwiederte Lytton mit großer Energie, aber doch in einem sehr warmen Tone, »Du weißt, wie lieb ich Deine Kleine habe, und wie oft sprachst Du schon von der Dir selbst unerklärlichen Anhänglichkeit des Kindes an mich; nennst Du mich doch häufig ihren zweiten Vater, wenn Du mit Deinem gewaltigen Alter coquettirst – deßhalb will ich von dem Kinde reden und werde meinen Satz von vorhin vollenden – ja, wenn Margarethe heranwächst, so können Fälle eintreten, wo die Mutter ihr Recht nicht mit Gewalt, aber

vielleicht mit List, mit schlauer Ueberredung durch dritte Personen auf ihre Tochter geltend machen wird, und in einem solchen Falle wirst Du mir doch zugeben, wie höchst erwünscht es wäre, durch das Wörtchen ›oder‹ der Madame Olfers ausdrücken zu können, welch' kräftigen Zügel man im Stande wäre, ihren Intriguen anzulegen.«

»Du siehst Gespenster – lassen wir das.«

»Und Du bist zu gut, zu offen, zu ehrlich, zu großmüthig; – denke wenigstens, ehe Du den letzten entscheidenden Schritt thust, über meine Worte nach – versprich mir das, Roderich.«

»Ja denn, ich verspreche es Dir.«

»Aber mit einer Miene, welche mir deutlich sagt, Du willst mir nicht widersprechen, damit auch ich Dich in Ruhe lasse – vergiß aber nicht, mein Freund, daß ich Dich gewarnt, ja – sieh' mich immerhin mit finsterem Blicke an –, ich warne Dich vor Deiner Frau, besonders aber vor den Ränken ihrer Familie!«

»Pah, sie werden mich in Frieden lassen!«

»Nachdem sie erreicht, was sie gewollt.«

»Da kommt Margarethe, mein kleines Mädchen!« rief der Maler in einem Tone, welcher deutlich anzeigte, daß er auf die letzten Worte seines Freundes durchaus nicht geachtet; auch ließ er ihn stehen und verschwand eilig hinter dem Gobelin.

Lytton blickte ihm kopfschüttelnd nach; dann sagte er mit einer Stimme, welche ärgerlich klang und doch eine tiefe Rührung nicht verkennen ließ: »Da geht er hin zu seinem Schatze, zu dem, was ihm das Kostbarste ist auf

der ganzen Welt – glücklich wäre er, wenn er das kleine, allerdings so herzige Mädchen den ganzen Tag anschauen dürfte, ihr Kartenhäuser bauen oder kleine Bilder malen – selig ist er, wenn er es auf seinen Armen tragen oder auf seinen Schooß nehmen und ihm Märchen erzählen darf; strahlt sein Gesicht doch vor Freude, wenn er die helle Stimme hört, und wirft er doch Palette und Pinsel wie unnütze Gegenstände von sich, wenn er die raschen Fußstritte vernimmt! Ach, und er hat Recht – sie ist eine kleine liebliche Fee, die auch mir das Herz bezaubert – er hat so sehr Recht – aber damit hat er nicht Recht, daß er meine wohlmeinenden, warnenden Worte an seinem Ohr vorbeigleiten läßt, wie leerer Windhauch! Wenn er es doch lassen wollte, diese Leute an seinem eigenen, offenen, ehrlichen, großen Herzen abzumessen!«

Jetzt kam er zurück, und das kleine Mädchen an seiner Seite hatte sein Aermchen unter Roderich's Arm geschoben und rief Lytton schon von Weitem zu: »Siehst Du wohl, wie ich gewachsen bin? Ich kann meinen Papa schon führen wie eine große Dame!«

»Guten Tag, Margarethe – guten Tag, mein liebes Kind!«

»Guten Tag, Herr Lytton!«

»Gibst Du mir eine Hand?«

»Ja, und auch einen Kuß,« sagte lächelnd die Kleine; dann wandte sie sich aber verschämt um und setzte, indem sie ihre Hände vor das Gesicht hielt, hinzu: »Nein, ich thue es doch nicht.«

Das war eine kleine Komödie, die sie häufig mit dem jungen Engländer spielte, aber auch nur mit ihm, da sie ihn besonders gut leiden konnte. Alsdann ging er mit großer Freundlichkeit auf sie zu, nahm ihre Hand und küßte dieselbe, nachdem er vorher gesagt: »Ich weiß ganz genau, was ich meiner Prinzessin schuldig bin, so auch heute.«

Margarethe klatschte dann herzlich vergnügt in ihre Hände und lachte so heiter und so lustig, wie man es nur von ihr, die oft so still und ernst war, wünschen konnte. Ueberhaupt lebte das Kind förmlich auf, sowie es das Atelier seines Vaters betrat; hier war Alles für sie eine bekannte und doch wieder so fremde Welt. Da standen die großen Cartons und die bunten Bilder, da blinkten von der Wand die ernsthaften Rüstungen mit den unheimlichen, geschlossenen Visiren, wohin sie oft furchtsam blickte, um vielleicht ein paar leuchtende Augen zu erspähen, die schrecklicher Weise bald erschienen, bald wieder verschwanden – so dachte sie nämlich. Da waren alle die alten Geräthschaften, die schweren Seidenstoffe, Spitzen und goldenes Geschmeide, Federn, die sich geheimnißvoll bewegten – alles Gegenstände, die auch in ihren Bilderbüchern vorkamen und durch welche sie sich hier mit Leichtigkeit eine Märchenwelt vorstellte. Die bösen und guten Feen, die schönen Ritter und häßlichen Riesen waren zufällig ausgegangen, und sie hatte sich vom Walde als ein armes, verlassenes Kind in diesen Zauberpalast geflüchtet – ach, wenn sie wiederkämen und sie hier fänden! Sie zitterte förmlich, wenn sie daran dachte.

Sobald sie das Atelier betrat, hatte Roderich nichts Eiligeres zu thun – und es geschah auch jetzt –, als den großen Ofenschirm vor das Skelett in der Ecke und das Bild nebenan zu rücken. Er hatte das mit einer großen Gewissenhaftigkeit stets gethan, während sich die Blicke des Mädchens anderswo hin richteten, so daß Margarethe, welche den Schirm nicht fortzurücken im Stande war, auch gegen den Willen ihres Vaters es nicht gewagt haben würde, nichts von den Gegenständen wußte, die er verdeckte.

Margarethe hatte sich auf die unterste Stufe der beweglichen Treppe gesetzt, welche dem Maler dazu diente, an seinen hohen Bildern zu arbeiten, und sagte, indem sie vergnügt umherblickte: »Ich kann Dir nicht sagen, Papa, wie lieb es von Dir war, daß Du Andreas zur Schule geschickt, um mich abzuholen! Jetzt bleibe ich bei Dir, bis wir zum Essen nach Hause gehen.«

»Du bleibst heute noch länger bei mir, wenn es Dir recht ist.«

Das kleine Mädchen sah ihn fragend an, dann wiederholte sie ihre Worte: »Ja, bis wir zum Essen nach Hause gehen.«

»Noch länger – rathe einmal, wie das möglich ist?«

Und nun fing Margarethe an, zu rathen, aber recht sichtbar, recht mühevoll, indem sie ihre Hand unter das Kinn legte, ernsthaft vor sich niederblickte, jetzt nickte, dann das Köpfchen schüttelte und endlich zu dem Resultate kam, es sei durchaus nicht möglich, das zu errathen.

»So will ich es Dir denn sagen,« sprach der Vater mit heiterer Miene – »wir essen heute draußen im Garten in der Laube.«

»Ach, das ist schön! Du und ich und auch Herr Lytton?«

»Ja, wir Drei.«

»Ach, das ist schön! Draußen in der Laube – ich esse so gern im Freien! Weißt Du noch, Papa, wie neulich ein Blatt in meine Suppe fiel und wie ein Schiffchen darin herumschwamm?«

»Ja, Du Schelm, und wie Du dann die Suppe nicht mehr essen wolltest.«

Margarethe lachte hell auf, während sie darüber nachzudenken schien, auf welche kluge Art sie damals der verhaßten Suppe entgangen war. Plötzlich aber wurde sie sehr ernst, und ihren Vater mit den großen, glänzenden Augen anschauend, sagte sie: »Wird Mama auch mit uns hier draußen essen?«

»Heute nicht; aber vielleicht ein andermal. Du weißt, Mama hat Besuch, und einen solchen Besuch kann man nicht wohl hier draußen essen lassen.«

»Wenn Mama mit uns äße, wäre mir's schon recht; aber den Herrn Vetter mag ich nicht leiden.«

»Und warum nicht?« fragte Lytton.

»Er sieht mich immer so ernsthaft an, hat noch nie ein freundliches Wort mit mir gesprochen, und als er neulich fortging, sagte er, ich sei ein armes Kind – warum bin ich denn ein armes Kind?«

»Er meinte vielleicht, weil Du neulich gehustet hast und etwas blaß aussahst,« gab Lytton zur Antwort, da Roderich sich abgewandt hatte.

»A–ah so? Aber er brauchte es nicht zu sagen, und ich mag ihn doch nicht leiden – hätten wir nicht der guten Conchitta sagen können, sie solle mit uns essen?« fragte das Kind nach einer Pause, worauf der Vater erwiderte:

»Das ginge nicht gut, denn es ist schon zu spät.«

»Aber das nächste Mal?«

»Ja, vielleicht das nächste Mal,« meinte Lytton.

Roderich wäre nicht im Stande gewesen, darauf eine Antwort zu geben; doch setzte er sich jetzt neben die Kleine auf eine höhere Stufe der Treppe, hob ihr Köpfchen sanft in die Höhe und küßte sie auf den Mund; dann sagte er mit etwas unsicherer Stimme: »Du hast überhaupt heute einen schönen und vergnügten Tag – denke Dir nur, Du sollst am Abend mit Deiner Mutter verreisen!«

»Ich, Papa? Ach, das ist schön – Du gehst aber auch mit?«

»Ich werde Dich nicht begleiten kennen, denn ich habe zu viel zu thun. Dort mein Bild muß fertig gemacht werden, ich habe es versprochen.«

»Ja, wenn Du es versprochen hast, so mußt Du auch Dein Wort halten,« sagte das Kind mit altkluger Miene; »aber es ist recht schade daß Du nicht mitreisen willst; so wäre es mir noch viel, viel lieber gewesen – aber wo reisen wir hin, lieber Papa? War ich schon einmal dort, wo wir hinreisen? Und lange bleiben wir doch wohl nicht

aus, weil Du nicht mitgehst, oder kommst Du und holst uns ab – gewiß, Du kommst und holst uns ab, und darauf will ich mich am allermeisten freuen!«

»Du fragst so viel auf einmal, mein liebes, gutes Kind, daß ich Dir unmöglich alles das beantworten kann; zuerst also, wohin Du mit der Mutter reisen sollst – ja, das darf ich Dir nicht sagen, Du wirst Dich wundern!«

»Ist es so weit und so schön, wo wir hingehen?«

»Ja, es ist ziemlich weit und wird auch wohl recht schön sein.«

»Gehen wir mit dem Dampfschiffe oder mit dem Wagen?«

»Mit dem Wagen.«

»Mit unserem großen Wagen, in dem ich so gern sitze, der so angenehm schaukelt und so gut nach Leder riecht?«

»Ja, mein Kind.«

»Ach, das ist prächtig, und wir werden einen Postillon haben, und der wird blasen – ah, Du wirst uns abholen, nicht wahr, Papa – das versprichst Du mir?«

»Was man verspricht, muß man auch halten, wie Du vorhin selber gesagt, und da ich noch nicht genau weiß, ob ich Zeit haben werde, Dich abzuholen, so kann ich es Dir nicht versprechen.«

»Kommen wir bald wieder?«

»Es soll, hoffe ich, nicht zu lange dauern.«

»Ach, ich freue mich recht, daß ich verreisen darf!« rief Margarethe lustig, indem sie die Hände zusammenschlug; plötzlich aber sagte sie, sehr ernst werdend: »Geht denn der Vetter auch mit?«

»Nur ein paar Tage, dann läßt er Euch schon allein.«

»Es wäre mir lieber, er reiste gar nicht mit; denn er sieht so dumm aus, so dumm, so dumm, so dumm, daß ich ihn gar nicht leiden kann.«

»Du mußt nicht sagen, daß er dumm aussieht,« meinte Lytton lachend – »das nennt man in der Hofsprache vornehm und würdig aussehen – o, wenn ich will, kann ich auch so aussehen!«

»Nein, das kannst Du nicht! Versuche es einmal und sieh' dumm aus – siehst Du wohl,« rief das Kind nach einer Pause mit herzlichem Lachen, »daß Du es nicht kannst! Wenn man dumm aussehen will, muß man auch ernst bleiben, wie der Vetter – Du hast aber gelacht, und das gilt nicht!«

In diesem Augenblicke hob Andreas den Gobelin auf, streckte seinen Kopf zur Thür herein und sagte so ernst, wie man es sonst nicht an ihm gewohnt war, daß draußen im Garten der Tisch gedeckt sei und daß die Suppe schon kalt genug wäre, um es nicht länger anstehen zu lassen.

Margarethe sprang jubelnd in die Höhe und eilte dem Gärtner nach, den sie aber erst im Garten erreichte; dort faßte sie ihn mit ihren beiden Händchen am Arme, schüttelte ihn so derb wie möglich und sagte, indem sie mit ihren großen, leuchtenden Augen zu ihm aufblickte: »Du, Andreas, weißt Du schon, daß ich verreise?«

»Ja, ich weiß es,« gab der Diener in einem trübseligen Tone zur Antwort.

»In dem großen Wagen mit meiner Mama – Papa geht nicht mit, er hat keine Zeit; das ist recht, recht traurig!«

»Ja, das ist recht traurig!«

»Er kann uns auch nicht abholen – aber ich komme bald wieder!«

»Gott gebe es, daß Du bald wiederkommst!«

»O, ich freue mich so darauf – aber Du freust Dich gar nicht, denn Du machst ein verdrießliches Gesicht!«

Das schien auch Roderich bemerkt zu haben, der nun das Atelier verlassen hatte und mit Lytton in den Garten getreten war. – »Ah, ich verstehe,« sagte der Maler lächelnd, als er, um sich her schauend, Mamsell Elise entdeckte – »hat man Dir schon gänzlich unnöthige Berichte gemacht – ganz unnöthige, denn ich mag es nicht leiden und sehe den Nutzen nicht ein, wenn sich die Dienstboten um die Angelegenheiten ihrer Herrschaft bekümmern.«

»Ach, Herr Olfers,« antwortete der treue Diener in einem mürrischen Tone, »was alle Welt erfahren wird, darf ich doch wohl auch hören – es geht mir recht zu Herzen!«

»Was hat denn der Andreas?« sagte das Kind, indem es erstaunt von Einem zum Anderen blickte.

»Nichts, nichts – er brummt nur, daß die Suppe kalt geworden sei, und darin hat er Recht, und deßhalb wollen wir uns rasch zu Tische setzen. Lytton, gehe Du mit Margarethe voran!«

»Was will denn die Elise?« fragte er den Gärtner mit leiser Stimme, als sich die Beiden entfernt hatten – »warum geht sie nicht nach Hause zurück?«

»Das habe ich sie auch gefragt; aber sie meinte, sie müsse die Kleine wieder mitnehmen.«

»Sie soll nur gehen, ich werde Margarethe schon nach Hause bringen. Sage ihr, sie könne gehen.«

Der Gärtner ging und wiederholte diesen Befehl allerdings der Kammerjungfer, welche demselben übrigens keine Folge leistete; vielmehr blieb sie auf der Stelle, wo sie sich gerade befand, ruhig stehen, wie Jemand, der mit sich über etwas zu Rathe geht, bohrte die Spitze ihres Sonnenschirmes in den Sand, blickte ein paar Mal in die Höhe, dann wieder auf den Fußboden und schien endlich einen Entschluß gefaßt zu haben – den Entschluß, sich Roderich zu nähern, was sie denn auch, wenn gleich mit zögernden Schritten, that.

»Sie haben mir befohlen, Herr Olfers, nach Hause zurückzukehren,« sagte sie in einem weniger schnippischen und herausfordernden Tone als gewöhnlich, »und ich würde das auch gewiß augenblicklich gethan haben, wenn ... «

»Nun – wenn? Was, wenn? So thun Sie, was ich Ihnen befehle! Margarethe bleibt hier bei mir, und ich will schon dafür sorgen, daß sie gegen drei Uhr nach Hause kommt; da wird doch noch vollkommen Zeit sein, ihr ein anderes Kleidchen anzuziehen!«

»O gewiß, dazu wird vollkommen Zeit sein,« sagte die Gouvernante, indem sie ihren Kopf niedersinken ließ und ihre Hände zusammenlegte.

»Und da Sie die Reise mitmachen werden und überhaupt viel zu thun ist, so kann man Sie im Hause vortrefflich gebrauchen, deßhalb gehen Sie immerhin!«

»Ja, Herr Olfers, ich soll die Reise mitmachen.«

»Ah, Mamsell Elise,« erwiderte der Maler erstaunt, »Sie legen einen eigenthümlichen Nachdruck auf das Wörtchen ›soll‹, auch lassen Sie Ihren Kopf hängen, als sei Ihnen etwas höchst Unangenehmes begegnet – bitte, seien Sie natürlich, ich hasse alle Heuchelei!«

Die Gouvernante seufzte leise auf, dann entgegnete sie: »Ja, Herr Olfers, ich soll die Reise mitmachen, aber ich soll ja auch in Kurzem wieder hieher zurückkehren.«

»Ah – und das macht Ihnen Kummer? Nun, beruhigen Sie sich, Mamsell Elise, Sie können bleiben, wo Sie wollen, ich werde Ihr Zurückkommen durchaus nicht verlangen!«

»Das ist es ja gerade, was ich fürchte – ich soll mit meiner kleinen, lieben Margarethe zurückkommen und weiß doch, daß ich Ihnen unangenehm bin; darüber will mir fast das Herz brechen« – sie fuhr mit ihrem Taschentuche an die Augen.

Roderich blickte sie erstaunt an; doch trotz der großen Gutmüthigkeit, welche aus seinem allzu unbegrenzten Vertrauen in die Rechtlichkeit der Menschen entsprang, konnte er sich hier doch nicht enthalten, achselzuckend zu antworten: »Ich habe diese Weichheit Ihres Herzens

bis jetzt nie bemerkt, halte sie auch für gänzlich unnöthig; doch was Ihre Befürchtung anbelangt, so beruhigen Sie sich,« setzte er kalt und stolz hinzu – »Sie waren mir weder angenehm noch unangenehm – kommen Sie immerhin mit meiner Tochter zurück, und wenn Sie in Zukunft Ihre Pflicht getreu erfüllen, so werde ich der Vergangenheit nicht weiter gedenken!«

»Danke herzlich, danke, Herr Olfers!« rief die Gouvernante mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit – »o gewiß, Sie werden finden, wie trübe, aber auch wie freudig Verhältnisse auf uns einzuwirken im Stande sind – o, ich habe ein dankbares Herz, und wie ich meinen kleinen Engel liebe – Ihnen das zu sagen, wäre mir unmöglich.«

»Gut, gut lassen wir das; gehen Sie nach Hause und sagen Sie, Margarethe würde gegen drei Uhr nachfolgen!«

»Und sonst habe ich nichts in Ihrem Auftrage auszurichten?«

»Nicht das Geringste – sorgen Sie nur auf der bevorstehenden Reise auf das Gewissenhafteste für meine kleine Tochter, natürlich, so weit es Ihren Dienst betrifft, denn – meine Frau wird das Uebrige schon anordnen – Adieu!«

»Adieu, Herr Olfers!«

Sie ging rasch hinweg, ohne sich umzuschauen, und dann setzte sich der Maler an seinen Platz, an den gedeckten Tisch unter der schattigen Laube, wo er besonders von Margarethe mit großer Ungeduld erwartet wurde.

»Ach, Papa,« rief das Kind heiter, »heute brauche ich meine Suppe nicht zu essen, wenn auch kein Blatt hineingefallen ist – sie ist kalt, ganz kalt!«

»Im Sommer ißt man gern kalte Suppe,« meinte Lytton, »das ist nur eine Ausrede von Dir; ich habe die meinige aufgeessen, wenn Du so fortmachst, wirst Du hungrig vom Tische aufstehen.«

»O, es kommt noch etwas für mich,« erwiderte sie mit einem Blicke auf Andreas, welcher ihr mit einem traurigen Gesichte, aber doch freundlich zunickte.

Roderich bemühte sich, zu vergessen, warum er am heutigen Tage mit seiner kleinen Tochter und seinem Freunde hier im Garten speise, und es gelang ihm auch, da Lytton ruhig und heiter war, wie immer, und das Kind gegen seine Gewohnheit lustig, fast ausgelassen.

War es doch auch so angenehm schattig hier in der Laube, während draußen die Hitze des Sommertages brütete, und hatte man nicht ein kleines, allerliebstes Diner: ein paar leichte Fleischspeisen, etwas Gemüse, kalten Pudding mit einer süßen, rothen Sauce für Margarethe, auch Erdbeeren und anderes Obst für sie und eine Flasche guten, in Eis gekühlten Wein für die Anderen!

Nachher brachte Andreas die Kaffeemaschine seines Herrn, und Margarethe ließ es sich nicht nehmen, den Spiritus einzugießen und anzuzünden, was sie mit ihren kleinen Fingern so zierlich that, daß es eine Lust war, ihr zuzuschauen.

Das that besonders Roderich, und zwar mit einer unbeschreiblichen Innigkeit, worauf er in tiefes Nachsinnen verfiel und dann, als das in der Maschine kochende Wasser geräuschvoll aufsprudelte, sagte: »Hoffentlich werden wir noch oft hier draußen zusammen speisen – meinst Du nicht, Lytton?«

»Gewiß, und ich meine, daß, so trübe uns auch eine Zeit erscheint, sie doch ihre Lichtpunkte hat und vorüberzieht wie schwere Gewitterwolken wie sagt doch mein großer Landsmann:

Come, what come may,

*Time and the hour runs through the roughest day.*ä

»So, der Kaffee ist fertig,« rief Margarethe – »und darf ich ihn in die Tassen einlaufen lassen?«

»Aber nur in zwei – für Dich ist Kaffee nach Tisch nicht gut; lieber gebe ich Dir etwas Wein mit Wasser.«

»Gib mir lieber noch ein paar Erdbeeren, sie sind hier in unserm Garten gewachsen, und da ich heute verreise,« setzte sie mit großer Wichtigkeit hinzu, »so kann ich ja morgen keine essen. Wann werden wir fahren?«

»Ich glaube, um vier Uhr.«

»Und wo werden wir schlafen?«

»Wie ich mir denke, werdet Ihr die ganze Nacht durchfahren; man macht Dir auf dem Rücksitze des großen Wagens ein gutes Bett, dann wirst Du angenehm in den Schlaf geschaukelt und schläfst so fort, bis die Sonne wieder neugierig über die Berge herüber schaut und Dich mit

ihrem freundlichen Blinzeln weckt; dann bist Du weit, weit von hier entfernt – ist das nicht schön?«

»Ach ja, das ist herrlich!«

»So, da hast Du auch noch Erdbeeren.«

»Danke, Papa – ich will sie mit zu Andreas nehmen und ihm sagen, er solle dafür sorgen, daß ich noch welche finde, wenn ich zurückkomme.«

»Thue das, mein Kind.«

Lytton hatte ein Cigarren-Etui hervorgezogen und die beiden Freunde rauchten, in der schattigen Laube ruhend, und jeder, mit seinen Gedanken beschäftigt, blickte längere Zeit stillschweigend dem bläulichen Rauche nach, der eilfertig in die Höhe stieg und sich einen Weg suchte durch das dichte Blätterdach der Laube.

Draußen saß Margarethe, ihren Teller mit Erdbeeren auf dem Schooße, neben dem Gärtner, der den Kopf sorgenvoll in die Hand gestützt hatte und mit einem traurigen Lächeln dem Geplauder des kleinen Mädchens lauschte.

Lytton fragte nach einigem Stillschweigen: »Du hast wohl Conchitta schon lange nicht mehr gesehen?«

»Sehr lange nicht – nicht mehr seit jener Soirée. Früher kam sie zuweilen mit ihrer Schwester Mercedes in's Atelier, jetzt scheint sie mich zu meiden.«

»Kannst Du Dir einen Grund dafür denken?«

»Nein.«

»Eigenthümlich – gegen mich that sie in letzterer Zeit, wenn ich ihr hier und da begegnete, außerordentlich fremd und förmlich.«

»Vielleicht hat die Anwesenheit ihrer Schwester auf sie eingewirkt.«

»Das glaube ich nicht; wie war sie selbst so heiter, so offen, so umgänglich, diese große Künstlerin – nein, nein, im Gegentheile, ich weiß ganz genau, daß sie Conchitta häufig ermahnte, mit der Welt zu leben und gute Gesellschaft aufzusuchen.«

»Vielleicht hat ihr Oheim, der ernste Spanier, ihr Lebensregeln gegeben, die sie nun in seinem Sinne befolgt und sich von ihren Freunden zurückzieht.«

»Von einem Theile derselben,« sprach Lytton mit Betonung, »während sie sich einem anderen Theile bedeutend genähert hat.«

»Du meinst Rodenberg?« fragte der Andere, wobei sein gleichgültig sein sollender Ton der Stimme durch die Hast, mit der er jene Worte aussprach, ungewöhnliches Interesse verrieth.

Lytton schüttelte mit dem Kopfe. »Allerdings glaubte Rodenberg anfänglich, Conchitta kennen gelernt zu haben, und machte derselben in seiner Art den Hof, caracolirte an ihren Fenstern vorüber, ließ Conchitta's Skizzenbuch, das er zufällig gefunden, durch seinen superben Pudel überbringen und trieb ähnlichen Unsinn auf seine Weise. Nachdem er aber beide Schwestern gesehen, hatte er kein Auge mehr für Conchitta – begreiflicher Weise,« setzte er langsam hinzu – »für einen Charakter wie Rodenberg's nämlich. Ah, jene Sängerin ist eine Sirene, die man nicht genug zu fürchten vermag – wahrhaftig, ich

mußte mich festhalten, um nicht ebenfalls in den Strudel mit hineingerissen zu werden!«

»Arme Conchitta!« sagte Roderich gedankenvoll. »Ich hätte nicht gedacht, daß Du nur einen Augenblick schwanken würdest zwischen dem inneren Gehalte der beiden Schwestern!«

»Das habe ich auch nicht gethan; doch Du verkennst die Andere, sie ist eine große Künstlerin.«

»Das ist sie.«

»Und verbirgt unter ihrer heitern Außenseite ein tiefes Gemüth. Ich hatte bei ein paar Gelegenheiten Veranlassung, längere Zeit mit ihr zu plaudern, und ich kann Dir versichern, daß sie gar nicht auswich, wenn man die Conversation aus ihrem gewöhnlichen Geleise brachte.«

»Sie ist abgereist, nicht wahr?«

»Ja,« sagte Lytton und setzte lächelnd hinzu: »Ich war bei ihrer Abreise zugegen und läugne es nicht, in der Absicht, ihr noch ein freundliches Wort zu sagen; doch stand sie wie eine Königin im Kreise ihrer zahlreichen Verehrer, und da ich mich nicht zudrängen wollte, mußte ich mich mit dem kleinen Theile einer freundlichen Handbewegung begnügen, die freilich uns Allen mit einander gespendet wurde.«

»Du sagtest vorhin,« fuhr Roderich nach einer Pause fort, »Conchitta habe sich anderen Freunden zugewandt – wen meinst Du damit, wenn nicht Rodenberg?«

»Es ist vielleicht ein Unsinn, aber man sprach davon.«

»Nun?« fragte Roderich ungeduldig, da jener schwieg.

»Erinnerst Du Dich noch, als wir vor einiger Zeit dort in der Thür Deines Ateliers standen – es war an jenem Morgen, als uns Prinz Heinrich mit seiner hohen Gegenwart beglückt hatte – Conchitta ging nach Hause, begleitet von ...«

»Ah, von Michel Angelo Schmitz!« rief Roderich; »wir fanden, glaube ich, Beide damals, daß sie sich mit einer Zutraulichkeit, die für Conchitta außerordentlich war, an den Arm des kleinen Mannes hängte – ist's nicht so?«

»Ja, ja, Du wirst Dich erinnern, wir sprachen darüber, und was wir darüber sprachen, hörte ich auch sonst wo anklingen.«

»Unsinn, lächerlicher Unsinn!«

»So dachte ich auch; doch hörte ich, wie ein paar unserer wilden Gesellen den kleinen Schmitz mit seiner Liebenschaft neckten und aufzogen und ihn fragten, wann die Hochzeit sei.«

»Nun? – Er wies das mit Entrüstung von sich,« rief Roderich, »er war das Conchitta schuldig!«

»Ich erwartete auch, daß er auf eine feine und stille Art jenen feinen und naseweisen Burschen Bescheid sagen würde; aber nein – er lächelte still vergnügt und rieb sich die Hände.«

»Er rieb sich vergnügt lächelnd die Hände? – Und Du?«

»Ich ging achselzuckend davon. Du siehst mich erstaunt an – hätte ich vielleicht Händel darüber anfangen sollen?«

»Du hättest diesem Schmitz sein unverschämtes und doch wieder so feiges Betragen vorwerfen sollen,« rief Roderich entrüstet – »ich würde es gethan haben!«

»Schlimm genug, wenn Du das gethan hättest; warum jenen Leuten neuen Stoff zum Lachen und Gerede geben? Darf ich mir erlauben, Dir etwas zu sagen, Roderich?« sagte Lytton in seiner ruhigen, festen Weise, wobei er den Freund mit einem vollen Blicke ansah.

Roderich strich sich mit der Hand über die Stirn, preßte seine Lippen aufeinander und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er sagte: »Ich verstehe Dich, Du hast ganz Recht; wir wollen in dieser harten und schweren Zeit nichts thun, um den Leuten Veranlassung zu geben, über uns zu reden«

»Ganz recht, mein Freund, und da Du hierin meiner Ansicht bist, so kann ich mir wohl erlauben, Dir einen Vorschlag zu machen. – Blicke den heiteren, leuchtenden Himmel an – sieh', wie malerisch das Laub schon anfängt, sich zu färben – laß uns die Stadt für einige Zeit verlassen, nur so lange, als dort unsere gute Margarethe entfernt sein wird – nicht wahr, ich spreche Dir aus der Seele?«

»Ja, ja,« rief Roderich erfreut, »laß uns ein wenig umherschwärmen, wie ich es in früheren, glücklichen Zeiten gethan – es graut mir vor meinem verödeten Hause!« setzte er mit plötzlich finster werdendem Blicke hinzu.

»Ich denke an keine weite Reise,« sagte der Andere, »wir wollen uns nur ein wenig in die Berge werfen, den

Wanderstab in der Hand, in der grauen Jacke, ein Ränzchen auf dem Rücken, das Skizzenbuch unter dem Arme und vor allen Dingen mit wenig Geld im Beutel.«

»Ja, das wollen wir,« rief Roderich mit leuchtenden Blicken; »wir wollen sie zurückrufen, die erste Zeit der frischen Jugend, wo wir mit Lust einen seltsam geformten Stein gemalt und einen alten, knorrigen Baumstamm, wo wir im Wirthshause auf der Ofenbank schliefen oder im duftigen Heu, da uns ein Bett zu theuer war – o, jene glückliche, glückliche Zeit, wo wir vor Entzücken laut aufschriean, wenn wir einen besonders malerischen Thalgrund vor uns sahen mit klarem Bergwasser, wenn wir dazu rechts und links die Schläge der Axt oder den Ruf des Kukuks hörten, wenn wir hinabschauten, wo, so heimlich an die Bergwand geschmiegt, die kleine Mühle lag mit dem lustig sich umdrehenden Rade.«

»Oder wenn wir auf der Höhe des Berges standen,« sprach Lytton, »rings um sich her eine unermeßliche Aussicht, wobei man laut und toll aufschrie vor Freude.«

»Das ist eine glückliche Idee, Lytton – wohin gehen wir?«

»Ich habe das malerische Felsthal, welches Ihr Gesteins nannte noch nie in spätsommerlicher oder herbstlicher Färbung gesehen – hättest Du etwas dagegen, wenn wir uns dort eine Zeit lang umhertrieben?«

»Gewiß nicht, mein Freund – ich war so lange nicht mehr dort, daß auch mir jene großartige Natur wieder neu erscheinen wird; gehen wir dorthin – ich freue mich

wie ein Kind darauf. Aber nicht wahr, wir reden mit Niemandem darüber!«

»Wozu auch – hat doch Niemand ein Recht, unsere Schritte zu überwachen!«

»Ach ja, Niemand hat mehr ein Recht, meine Schritte zu überwachen!« sagte Roderich, indem er fast freudig in die Höhe blickte. – »Die Zeit ist so rasch vorübergegangen,« fuhr er nach einem längeren Stillschweigen fort, während dessen die beiden Freunde über den soeben besprochenen Plan in angenehme Träumereien versunken gewesen waren, aus denen sie das Herbeikommen des kleinen Mädchens geweckt – »es ist in Kurzem drei Uhr.«

Roderich sprach diese Worte, nachdem er tief aufgethmet, und alsdann zog er Margarethe an seine Brust und bedeckte ihr Gesichtchen, wo es gerade hintraf, mit heißen Küssen. – »Du mußt jetzt nach Hause,« sagte er darauf mit leiser Stimme.

»So wollen wir gehen; Papa – ich muß noch Elise fragen, ob sie alle meine Kleidchen eingepackt hat; die große Puppe will ich auch mitnehmen, sie kann neben mir im Wagen schlafen, und es wird ihr durchaus nichts schaden, wenn sie sich ein Bischen anderswo umschaute.«

»Du wirst mit Herrn Lytton nach Hause gehen, ich habe hier noch dringend zu thun.«

»Du kommst doch auch noch, bis wir fortfahren?«

»Ich hoffe, ja; da ich aber nicht weiß ob ich nicht Besuch bekomme, der mich hier zurückhält, so will ich Dir auf alle Fälle einen tüchtigen Abschiedskuß geben.«

Das kleine Mädchen schlang seine Aermchen um den Hals des Vaters, schmiegte sich fest an ihn und erstatte ihm reichlich alle Küsse, welche sie soeben erhalten. – »Was wird aber Mama sagen, wenn Du nicht nach Hause kommst, ehe wir abreisen – hast Du von ihr schon Abschied genommen?«

»Ja – mein Kind.«

»Aber wenn Du kommen kannst, so kommst Du?«

»Gewiß, mein gutes Herz, meine liebe, süße Margarethe – doch schau', da ist Andreas,« fuhr er fort, indem er seine Stimme gewaltsam zu einem festeren Tone zwang – »ich sehe es ihm an, er möchte Dir gern Dein Hütchen aufsetzen und von Dir Abschied nehmen; geh' zu ihm.«

Margarethe glitt von den Knien ihres Vaters herunter und eilte zu dem Gärtner, der sie mit zwinkernden Augen anschaute.

»Daß ich nicht mit nach Hause gehen kann, wirst Du begreiflich finden, Alfred,« sagte Roderich mit ruhigem Tone der Stimme, indem er die rechte Hand auf die Schulter seines Freundes legte; »ich kann und mag bei dem Abschiede nicht zugegen sein, und selbst, wenn es mich mit richtigem Gefühle drängte, es doch zu thun, so würde man es auf der anderen Seite herzlos, kalt, heuchlerisch finden. – Ich weiß das, und deßhalb müßte es mich auf's tiefste verletzen, ja, ich könnte es nicht ertragen, wenn vielleicht ein herzliches Wort, aus meinem bewegten Herzen kommend, mit Kälte oder mit einem höhnischen Lächeln aufgenommen würde!«

»Ich glaube, Du hast Recht, und mit Vergnügen vertrete ich Deine Stelle!«

»Damit will ich Dich auch alles Ernstes und dringend gebeten haben; ich kenne Dich, mein Freund, und verlasse mich auf Deine Ruhe und Klugheit.«

»Du thust gerade, als vertrauest Du mir ein schwieriges Geschäft,« sagte Lytton und zwang sich zu einem Lächeln, um selbst, wenigstens äußerlich, fest zu bleiben gegenüber dem auf's tiefste erschütterten und bewegten Gemüthe Roderich's – »was ist denn Schweres dabei zu thun? Macht es mir doch Freude, auch heute wieder meine kleine, gute Margarethe nach Hause zu begleiten, wie ich ja schon so oft gethan!«

»Aber das ist nicht genug, Alfred; ich bitte Dich, in meinem Hause zu bleiben, bis alle Drei dasselbe verlassen haben.«

»Gewiß, recht gern!«

Roderich wandte sich ab mit einer ganz natürlichen Bewegung, als schaue er nach Margarethe hinüber; doch that er es absichtlich, um seinem Freunde nicht in die Augen zu sehen, als er fortfuhr: »Und wenn Du meine Frau siehst, die Mutter meines lieben Kindes, so sage ihr, natürlicher Weise, als sprächest Du ganz aus Dir selber, sie würde es begreiflich finden, ja, dankbar anerkennen, daß ich in diesem wichtigen und traurigen Augenblicke von meinem Hause fern geblieben sei – die Bezeichnung ›traurig‹ kannst Du anwenden, wenn es Dir passend erscheint; setze auch hinzu, ich hätte deßhalb

keinen Abschied genommen, um dieser Reise nicht eine noch größere Wichtigkeit beizulegen – vielleicht verstehst Du mich, Lytton – Du kannst hinzufügen, so wie Du mich kenntest, würde ich nicht erstaunt sein, wenn in einiger Zeit . . . «

»Nun, wenn in einiger Zeit?« fragte Lytton, da Jener stockte.

»Nun, wenn in einiger Zeit meine Frau selbst die kleine Margarethe zurückbringen würde – verstehst Du mich?«

»Ja, ich verstehe Dich,« gab Lytton tief bewegt zur Antwort.

»Ich würde in dem Falle nicht erstaunt sein, nicht mißvergnügt – nicht – sage, was Du willst, ich vertraue Dir wie Niemanden sonst.«

Er machte eine hastige Bewegung, die Laube zu verlassen; doch blieb er plötzlich stehen wie Jemand, dem etwas Wichtiges einfällt. Ehe er sich aber wieder gegen seinen Freund wandte, fuhr er ein paar Mal schnell mit der Hand über die Augen. – »Das Beste hätte ich ja beinahe vergessen,« sagte er alsdann, »das Wichtigste, das, wodurch Du mit Deiner bekannten Festigkeit mich als Vater gegen sie, besonders aber gegen den Freiherrn von Schenk, zu vertreten hast; es betrifft die Rückkehr Margarethens nach acht oder zehn Tagen, seien es meinerwegen auch vierzehn Tage. Du mußt ihn verantwortlich machen, daß er sein mir gegebenes Versprechen erfülle und nach Ablauf jener Zeit mein Kind hierher zurückbringe. Nur auf diese Bedingung hin habe ich überhaupt darein gewilligt, daß Margarethe ihre Mutter begleite.«

»Du mißtrauest ihm?«

»Das gerade nicht, denn wenn ich das thäte, so würde ich ja meine Einwilligung zu der Reise nie gegeben haben.«

»Gut denn,« erwiderte Lytton, wobei sich ein eigenthümliches Lächeln aus seinen offenen Zügen zeigte, »ich habe Dich vollständig verstanden und werde Dich besser vertreten, als Du Dich selbst vertreten haben würdest. Ich kann nun einmal ein Mißtrauen gegen jene Leute, namentlich gegen den geschmeidigen Kammerjunker, nicht unterdrücken; ich werde ihm also zuerst das Versprechen, das er Dir gegeben, scharf in's Gedächtniß zurückrufen und dann werde ich ihm andeuten, wie ich in zweiter Linie hinter Dir stände und wie und auf welche Art er meinen Besuch in der Residenz zu erwarten habe, im Falle Margarethe in längstens vierzehn Tagen nicht wieder gesund und wohlbehalten in Deinem Hause ist – ist's so recht?«

»Ja, und ich danke Dir herzlich!«

»Keine Ursache – es macht mir ein wahres Vergnügen, dem Freiherrn von Schenk ein kaltes, ruhiges Wort fest in's Gesicht sagen zu können.«

»So gehe denn in Gottes Namen!«

Roderich verließ die Laube und ging mit raschen Schritten dem Eingange seines Ateliers zu; ehe er aber die Schwelle desselben betrat, wandte er sich um und breitete beide Arme aus, als er sah, wie sein kleines Mädchen ihm in vollem Laufe entgegeneilte.

»Adieu, mein Kind – adieu, Margarethe – adieu, mein liebes Mädchen!«

»Adieu, mein lieber, guter Papa!« – –

Sie hatten schon längst, längst den Garten verlassen, Lytton, das kleine Mädchen und Andreas, der, ohne zu fragen, seinen Rock angezogen und seinen Hut mit einem gewissen trotzigem Ungestüm aufgesetzt hatte, da erschien Roderich wieder unter der Hausthür; sein Gesicht war von einer erschreckenden Blässe überzogen, seine Augen flimmerten seltsam; er hatte die Lippen fest zusammengepreßt und ging nun mit kurzen, langsamen Schritten der Gartenthür zu. Dort lehnte er sich an das Gitter und schaute unverwandt auf die Biegung der Straße, bei der die Drei verschwunden waren. Hatte er doch während dieser Zeit so klar und lebendig die Gestalt des kleinen Mädchens vor seinem inneren Auge gesehen, daß es ihm immer war, als leuchte ihr helles Kleidchen dort durch die dunkeln Büsche. Ein paar Mal rieb er sich die Augen und schüttelte dann wie verwundert den Kopf – lange, lange stand er da, auf jene Wendung des Weges starrend – umsonst. Der Weg blieb leer, trostlos leer, und die Blätter der grünen Büsche standen unbewegt in der stillen, warmen Luft. –

Die Uhren der Stadt schlugen die vierte Stunde. – –
SSXXII. So leb' denn wohl, du altes Haus!

Wir haben bereits in einem der früheren Kapitel dieser außerordentlich wahren Geschichte bemerkt, daß mit Rafael, Rodenberg's kleinem Diener, seit seiner Begegnung mit der fremden Dame, besonders aber, seit er nach

ihrer Anleitung mit so auffallendem Glücke die Rolle eines Zwerges ausgeführt, eine so vortheilhafte Aenderung vor sich gegangen war, daß Walter, welcher diese zuerst bemerkt hatte, brummend sagte:

»Ich weiß nicht, was in den Kerl gefahren ist – entweder eine große Teufelei oder eine schwere Krankheit oder der Drang, etwas Ordentliches zu werden – nun, wir wollen sehen, was am ersten bei ihm zum Durchbruch kommt!«

Rafael wurde aber nicht krank, erfreute sich vielmehr einer guten Gesundheit, welche auch wohl dadurch recht offenbar zu Tage trat, daß er sich bemühte, ordentlich gewaschen und gekämmt, sowie in einem anständigen Anzuge zu erscheinen, den er sich selbst von seinem Theile des reichen Geschenkes angeschafft, das er von dem Begleiter der jungen Dame, jenem alten, finster blickenden Herrn, erhalten hatte. Statt neue Teufeleien zu erfinden oder seine alten fortzusetzen, befließigte er sich vielmehr eines ruhigen und gesetzten Betragens, reinigte die Kleider seines Herrn mit einer großen Sorgfalt, vollführte die ihm gegebenen Aufträge pünktlich, prügelte sich nicht mehr mit den Buben der Nachbarschaft herum, ließ den ausgestopften Papagei keine Unterredungen mehr halten mit den harmlos Vorüberwandelnden, und was Figaro anbelangte, so war es an sich schon unmöglich, seine alten Spässe mit dem Hunde zu treiben, da dieser nur hier und da seinen ehemaligen Herrn besuchte und es für gewöhnlich vorgezogen hatte, bei der sanfteren Conchitta zu bleiben.

Als nun eines Tages Rafael erklärte, er wolle Morgens eine Stunde früher kommen, um seinen Dienst zu besorgen, da er es für sehr nothwendig halte, die Schule wieder zu besuchen, so änderte sich Walter's Ansicht insoweit, als er den jungen Burschen entweder für einen großen Heuchler erklärte oder für einen Kerl, aus dem noch 'mal was Rechtes werden könne.

»Ich habe ihn schon einige Mal beobachtet,« sagte der alte Maler finster; »er hat sich ein Skizzenbuch angeschafft und copirt da hinein von den Studien, die dort an der Wand hangen. Einmal gelang es mir, hinter ihn zu kommen, ohne daß er mich gleich bemerkte, und da sah ich, als ich über seine Achsel schaute, daß er in dasselbe Skizzenbuch hinein emsig schrieb.«

Wir dürfen dabei nicht verschweigen, daß das so vortheilhaft veränderte Betragen Rafael's für ihn auch seine günstigen Folgen bei Rodenberg hatte, denn dieser, welcher immer seine Spässe mit der kleinen Vogelscheuche getrieben hatte, redete jetzt in einem ernsteren, ja, anständigen Tone mit ihm, wodurch sich nun Rafael wieder so gehoben fühlte, daß er alles Mögliche that, um seinen Dienst mit Umsicht und Eifer zu erfüllen.

Die Sonntage hatte Rafael fast ganz für sich; denn nachdem sich Rodenberg angezogen hatte und mit Walter fortgegangen war, konnte er ziemlich sicher sein, weder von diesen Beiden, noch von Rüding oder Knorx belästigt zu werden. An solchen Tagen speisten die Künstler gewöhnlich auswärts, wenn ihre Kasse nicht zu schlecht

bestellt war, in der Regel auf dem Lande in einem benachbarten Dorfe, hatten an solchen Tagen zuweilen auch Einladungen zu Landpartieen und kamen alsdann höchst selten vor spät Abends nach Hause.

Diese freie Zeit benutzte Rafael auf seine eigene Art: zuerst brachte er das Zimmer in Ordnung, schaute dabei auch gelegentlich auf die Straße, mehr um zu sehen, ob nicht einer der beiden Herren vielleicht etwas vergessen habe und zurückkomme, als um seine Neugierde zu befriedigen. War alsdann eine ziemliche Zeit verstrichen, daß er sich vor Ueberraschung sicher glaubte, so ging er an Rodenberg's Kleiderschrank, den dieser äußerst selten selber öffnete, worin sich neben den täglichen Anzügen alte Costume und benutzte Garderobe befanden, schob diese sorgfältig bei Seite und brachte ein altes Zeichenbrett hervor, das er mit Malerleinwand überspannt hatte und welches er nicht ohne Stolz auf der Staffelei seines Herrn aufstellte. Dann nahm er ein rothes Fez von der Wand, welches Rodenberg in früheren Zeiten getragen, setzte es auf sein Haupt und stellte den Malkasten seines Herrn, den dieser seit lange nicht mehr benutzt, auf einen kleinen Schemel neben die Staffelei; hierauf stellte er sich vor das Bild und betrachtete es mit großer Genugthuung.

Ja, es war ein angefangenes Bild Rafael's, selbst componirt, selbst aufgezeichnet, selbst gemalt, und man muß gestehen, daß er bei der Anfertigung desselben sehr systematisch und mit großer Umsicht zu Werke gegangen war.

Ehe wir die Neugierde des geneigten Lesers befriedigen, müssen wir, unsere Worte von soeben erklärend, noch vorausschicken, daß Rafael nur einen Kopf gemalt, etwas Hals, ein wenig Schulter und eine Faust, die rechts neben dem Kinn zum Vorscheine kam, daß er also gewissermaßen so klug gewesen war, die Kunst in bescheidenen Anfängen zu treiben – er hätte sich ja auch zur Composition eines großen historischen Bildes versteigen können – und doch lag in diesem Kopfe, in Hals und Faust eine tiefe Idee verborgen; auch hatte er nicht in's Blaue hinein gemalt, sondern ein Modell zu seiner Arbeit genommen, und zwar einen ihm befreundeten Neger, der sich im Dienste eines vornehmen Hauses der Stadt befand.

Der Schwarze, eine gutmüthige Natur, hatte sich dadurch geschmeichelt gefühlt und an verschiedenen Sonn- und Feiertagen mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Ausdauer Stunde um Stunde als Modell zu Rafael's Bild gesessen, und da der junge Künstler mit eben so großem Fleiße und ähnlicher Ausdauer malte, auch die Farben nicht sparte, so hatte er etwas Anerkennenswerthes geleistet.

Begreiflicher Weise war ein schwarzes Gesicht für einen Anfänger viel leichter zu behandeln als ein weißes – schwarz ist schwarz und bedingt nicht die vielerlei Töne einer andern Hautfarbe. Dabei nahmen sich die kirschrothen Lippen und die blendenden Zähne wahrhaft prächtig aus, und das Weiß um die kohlschwarzen Augen

that eine solche Wirkung, daß die letzteren förmlich zu rollen schienen.

Aber es war nicht bloß eine Studie, welche Rafael gemalt –

»Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel,«

und so hatte auch dieser junge Künstler um das krause Haupthaar des Negers einen goldenen, kronartigen Reif gemalt, dazu eine Halskette von Perlen, und hatte ihm auf die Faust einen Vogel gesetzt, zu dem allerdings der ausgestopfte Papagei Modell gestanden, aber durch Anbringung eines hochrothen Kammes, sowie von Schwanzfedern in allen Farben zu einem Paradiesvogel umgewandelt worden war.

Das Kunstwerk war an dem Tage, von welchem wir zu reden die Ehre haben, fast als fertig anzusehen, und es gereichte Rafael zum besonderen Vergnügen, es durch kühne Pinselstriche hier und da noch zu größerer Vollendung zu bringen. Auch hatte das Bild bereits eine erklärende Unterschrift, welche dem jungen Künstler nothwendig erschien, wie wir dem geneigten Leser jetzt mittheilen wollen und dadurch unsern Ausspruch rechtfertigen, daß Rafael als denkender Künstler gearbeitet.

Auf dem dunkelgrünen Hintergrunde standen nämlich mit rother Farbe die Worte: ›Ein heiliger Dreikönig‹ womit offenbar der schwarze königliche Balthasar gemeint war, welcher neben Myrrhen und Weihrauch auch noch ganz gut einen Paradiesvogel zum Geschenk hätte bringen können.

Das Bild sah in seinen Farben und seiner Unterschrift gelungen, ja, prächtig aus; auch hatte Rafael, um den Effect des Rahmens nicht zu vermissen, rings herum Streifen von Goldpapier geklebt, die von so außerordentlicher Wirkung waren, daß Rafael, sich mit dem Kopfe zurücklehnend, sich gestehen mußte, dieses sein Erstlingswerk sei keine gewöhnliche Arbeit.

Es war dies allerdings ein Irrthum, aber ein verzeihlicher Irrthum, und Aehnliches ist schon besseren Künstlern und größeren Geistern vorgekommen, wogegen anderentheils die Bescheidenheit des jungen Künstlers nicht genug anerkannt werden kann; hätte er doch unter das Bild seinen ganzen Namen setzen können: ›Friedrich Schollinger *pinxit*‹, in der Art, wie er die Namen anderer Maler auf Bildern häufig gelesen, aber er begnügte sich mit dem ihm von seinem Herrn gegebenen Beinamen und schrieb in die rechte Ecke: ›Rafael *pinxit*‹.

Soeben erst hatte er das geschrieben, und wir müssen gestehen, daß er das hiedurch nun ganz vollendete Kunstwerk mit einem förmlichen Wonneschauer betrachtete, ja, der Gedanke, vielleicht ein großer Künstler werden zu können, griff ihn wahrscheinlich in Vereinigung mit seinem etwas hastig genossenen Frühstücke so sehr an, daß er das Zimmer auf wenige Augenblicke verlassen mußte. Er that dies singend und sehr vergnügt; zur Abwechslung piff er auch eine bekannte Weise, dann sang er wieder und kehrte hierauf, halb singend, halb pfeifend, nach dem Zimmer zurück, dessen Thür er begreiflicher Weise hatte offen stehen lassen.

Doch mit welch schneidendem Tone brach er mitten im Gesange ab, als er nun, auf der Schwelle stehend, Walter vor seinem Bilde sitzen sah! – Und derselbe geberdete sich, ganz gegen seine Gewohnheit, förmlich wie unsinnig – er, den man nie anders wie finster und ernst zu sehen pflegte, in ruhigen, abgemessenen Bewegungen, hatte die Haare seines Kopfes mit beiden Händen erfaßt und jauchzte vor Freude.

Ja, ja, da saß Walter, den er am meisten fürchtete – wenn es noch Rodenberg gewesen wäre oder Rüding – selbst der traurige Knorx wäre ihm angenehmer gewesen – aber der alte, mürrische Walter!

Rafael's erste Idee war, umzuwenden und davon zu laufen; doch hatte er glücklicher Weise Künstlerstolz genug, um dies nicht zu thun. – Den Kopf kann er mir nicht abreißen, dachte er bei sich – einen Puff will ich in Gottes Namen aushalten! – Und so blieb er denn groß, gefaßt und erwartungsvoll auf der Schwelle stehen.

Es dauerte eine Zeit lang, ehe Walter von seinem förmlich krampfhaften Lachgebrüll wieder zu sich selber kam, während ihm zahlreiche Thränen aus den Augen stürzten und wobei er mehrere Male ausrief: »Nein, das ist zu toll – was zu arg ist, ist zu arg – Gott steh' mir in Gnaden bei – und das hast Du wirklich selbst gemalt?«

»Ja, Herr Walter, das habe ich wirklich selbst gemalt,« erwiderte Rafael ruhig und fest, wie es für diesen großen und entscheidenden Augenblick auch vollkommen passend war.

»Das hast Du also selbst gemalt? – Ja, hier steht's ja: Rafael *pinxit* – ein heiliger Dreikönig – der Himmel steht mir bei, so was ist noch nicht da gewesen, so lange die Welt steht – Rafael, ich staune Dich an – Du bist ein unvergleichlicher Kerl!«

Und als er so sprach, legte er seine Hände auf die Kniee und blickte kopfnickend zu dem jungen Künstler auf.

»Verzeihen Sie es mir, Herr Walter,« sagte dieser kleinlaut, »das Stück Leinwand hat mir Herr Rüdning geschenkt und Herrn Rodenberg's Farben wären ohnehin eingetrocknet!«

»Ein unvergleichlicher Kerl!« erwiderte der alte Maler, indem er bald das Bild, bald dessen Verfertiger betrachtete – und das hast Du ganz allein erdacht und ausgeführt?«

»Ja, Herr Walter, ein guter Freund, der zufällig ein Neger ist, hat mir zum Modell gesessen.«

»Und auch drinnen der Papagei?«

»Ja, Herr Walter – wenn Sie sehr böse darüber stud, so schimpfen Sie mich aus, aber ich bitte Sie dringend, sagen Sie es den anderen Herren nicht!«

»Ich habe gar keine Ursache, böse zu sein und Dich auszuschimpfen, es hat mich das im Gegentheile außerordentlich amusirt: ein heiliger Dreikönig ist freilich eine ganz verfluchte Idee – ein Wahnsinn – aber es ist Methode in diesem Wahnsinne.«

Rafael athmete aus tiefster Brust auf, er fühlte eine wunderbare Erleichterung, und Herr Walter sah dabei so ernst, aber doch so gemüthlich aus, daß Rafael es,

obgleich mit zögernden Schritten, wagte, sich in einem großen Bogen zu nähern und hinter den alten Maler zu stellen.

»Wenn ich vorhin sagte, es sei Methode in diesem Wahnsinne, so will ich damit ausdrücken, daß Du eine ganz erträgliche Idee, die ich Dir niemals zugetraut, begreiflicher Weise hundemäßig ausgeführt hast.«

»Ja, es ist gewiß sehr schlecht!« seufzte der junge Künstler.

»Unter dem Affen, ohne Dir ein Compliment machen zu wollen! Da haben wir eine schwarze Scheibe mit rothen und weißen Freßwerkzeugen und mit einem Paar weiteren Oeffnungen, wo schwarze Flintenkugeln in einer weißen Umhüllung schwimmen, anders kann ich das nicht classificiren. Da haben wir ein anderes Ding, das wie eine Faust aussieht, weil es zufällig fünf Abtheilungen hat, die wir mit sehr viel Phantasie für Finger nehmen können – da haben wir endlich diesen curios herausgeputzten Galgenvogel – alles scheußlich – alles niederträchtig – alles Wahnsinn! – Aber da haben wir ferner,« fuhr er, sich umwendend und Rafael mit einem freundlichen Blicke ansehend, fort, »einen jungen Burschen, früheren Taugenichts, der eine ganz gescheite Idee und den Muth hat, sie zu malen – ja, Rafael,« sagte er in einem Tone, der wie ein Orakel klang, »hol' mich der Teufel, in Dir steckt etwas, und Du sollst Besseres lernen, als Stiefel putzen und Röcke ausklopfen!«

Der junge Bursche wäre gern vor dem Maler auf die Kniee gefallen, doch da er wußte, daß ihm dies unfehlbar Ohrfeigen eingetragen hätte, so begnügte er sich, die Hände zusammenzufalten und in einem vor Innigkeit zitternden Tone zu sagen: »Ach, Herr Walter, es ist mir gerade, als hätten Sie mir etwas Großes geschenkt, und es macht mich doppelt glücklich, daß gerade Sie so zu mir sprechen!«

»Und da ich es gerade sage,« erwiderte der alte Maler mürrisch, »kannst Du es auch glauben; bilde Dir aber nicht ein, daß ich in der kolossalen Simpelei hier nur eine Spur von Talent erblickt hätte – ehrlich gesagt, was Zeichnung und Malerei anbelangt, habe ich nie etwas Entsetzlicheres gesehen; dafür sollte man Dich durchhauen, bis Dein Buckel eben so schwarz wäre wie das Gesicht dieses Ungethüms – und doch steckt Talent in Dir«

»Das kann ich leider nicht verstehen, Herr Walter,« erwiderte Rafael in bittendem Tone; »ich war vorhin so froh über das, was Sie gesagt, und könnte jetzt weinen – glauben Sie denn nicht, Herr Walter, daß ich zeichnen und malen lernen könnte, wenn ich ungeheuer fleißig sein würde?«

»Zeichnen und malen lernen – warum denn nicht? Du würdest es allenfalls mit Zeit und Ausdauer zu einem schlechten Wirthshausschilde bringen oder zum Gemälde auf einem Pfeifenkopfe, wie ihn sich die Soldaten um zwei Silbergroschen kaufen, mit der Unterschrift Ida oder Laura – weiter nicht, das schwöre ich Dir zu, so wahr ich es gut mit Dir meine und ein ehrlicher Mann bin!«

»Aber Sie sagten doch, ich hätte Talent!«

»Ja, aber nicht zum Zeichnen und Malen. – Apropos, Bürschlein, ich habe schon verschiedene Male bei Dir ein Ding gesehen, das wie ein Skizzenbuch aussah – hole es herbei und laß es mich ansehen.«

»Ach, Herr Walter, Sie werden doch noch böse werden!«

»Da ich es vor diesem Scheusale nicht geworden bin, so kannst Du ganz ruhig sein – hole das Buch.«

Rafael ging zögernd gegen den eben erwähnten Wand-schrank und brachte noch zögernder das verlangte Buch herbei.

Der alte Maler mußte es ihm fast gewaltsam aus der Hand nehmen; dann schlug er es auf und begann, es vom ersten Blatte an durchzusehen. Dabei schüttelte er aber bedeutend den Kopf, sagte auch zuweilen: »Pfui Teufel – unglaublich – grauenhaft!«t und dergleichen Ausrufungen mehr, welche aber durchaus nicht geeignet waren, zur Aufmunterung des beinahe zitternd da stehenden jungen Künstlers beizutragen.

»Wie ich vorhin schon gesagt,« brummte Walter, nachdem er ein Dutzend Seiten durchgesehen. »Talent zum Zeichnen ist nicht die Spur vorhanden, aber in Allem, was dieser Kerl hier gesudelt hat, findet sich irgend eine Idee, eine praktische Zusammenstellung, ja, wahrhaftig! zum Beispiel da die Anlage zu einem ganz erträglichen Bildchen, das heißt, wenn eine geschickte Hand aus diesen gespaltenen Rettichen Menschen macht und die Besen in Bäume verwandelt – eigenthümlich – doch

da kommt etwas Anderes, worauf ich in der That begierig hin.«

»Ach, Herr Walter,« bat Rafael, indem er die Hand schüchtern nach dem Buche auszustrecken wagte, »da kommen keine Zeichnungen mehr, wie bisher!«

»So – diese Sudeleien hast Du in der That die Verwegenheit, Zeichnungen zu nennen?« murrte der alte Maler. »Und jetzt, wo ich auf etwas Vernünftiges zu stoßen hoffe, möchtest Du mich daran verhindern? – Ah, Geschriebenes – daraus bin ich in der That begierig!«

Rafael ergab sich in sein Schicksal, war aber so klug, sich ein paar Schritte zurückzuziehen, um die Miene des alten, mürrischen Mannes aus einiger Entfernung zu beobachten; er war aber fast erstaunt, als er nach kurzer Zeit sah, daß sich diese Mienen nicht verfinsterten, sondern aufklärten, und daß das Lächeln, welches aus den Zügen Walter's erschien, durchaus nicht wie Lächeln des Spottes oder der Verachtung aussah; ja, er hörte ihn daraus vor sich himurmeln:

»Gar nicht schlecht – gar nicht so übel – ei, ei, sogar Bemerkungen und Reflexionen, die er sich erlaubt – hat man je so was gehört!« – Damit ließ er das Buch mit der Hand auf seine Kniee sinken und schaute Rafael mit einem langen Blicke an. – »So,« sagte er nach einer Pause, »das hast Du also Alles selbst geschrieben, Rafael?«

»Ja, Herr Walter,« gab der Andere kleinlaut zur Antwort.

»Und wann, wenn ich fragen darf?«

»Morgends und Abends, sobald ich ein wenig Zeit dazu fand.«

»Geht dieser Kerl her,« sprach Walter, halb zu dem jungen Burschen, halb zu sich selbst redend, »und macht da eine Beschreibung unseres Künstlerfestes, natürlicher Weise unter den schauerlichsten Wortverdrehungen und den furchtbarsten Schreibfehlern, welche aber trotz alledem ein förmlich klares und anschauliches Bild dieses Tages gibt – und dabei untersteht er sich, meinen Anzug zu kritisieren . . . «

»Ach, Herr Walter, das habe ich ja Alles nur für mich geschrieben, es hätte es ja keine Menschenseele lesen sollen!«

»Nennt mich eine Vogelscheuche und hat nicht einmal einen Begriff davon, wie man das Wort richtig schreibt – hier steht ›Fogelscheige‹. Für diese Unthat allein, das heißt, daß Du ein so grausam aussehendes Wort hingeschrieben, sollte man Dich durchhauen – aber ich will auch darüber ein Auge zudrücken, damit Du nicht aus den Gedanken kommst, als hätte mich die Vergleichung mit einer Vogelscheuche verletzt. Dummer Kerl, Du hast wohl keine Idee davon, wie der Drache Griesgram hätte aussehen müssen! Nun, ich verzeihe Dir dieses absonderlichen Machwerkes wegen, und jetzt, mein Sohn,« fuhr er mit einem fast gemüthlichen Tone fort, »muß ich Dir auf mein Gewissen wiederholen, daß Du Talent hast, nicht zur freien, edeln Malerkunst, sondern zur Schriftstellerei.«

»Ach, Herr Walter,« rief der junge Mensch, »Sie treiben Ihren Spott mit mir!«

»Das fällt mir gar nicht ein,« erwiderte der alte Maler in seinem gewöhnlichen Tone; »ich sage Dir, Du hast Talent zur Schriftstellerei, und wenn ich mich darin nicht irre, und ich irre mich gewiß nicht, so werde ich es mir eines Tages für eine gute That anrechnen, Dich erfunden zu haben.«

»Was ist denn ein Schriftsteller, Herr Walter? Ich weiß nicht recht, was das zu bedeuten hat.«

»Das ist sehr schwer und sehr leicht zu sagen; Schriftsteller sind Leute, welche gute oder schlechte Bücher schreiben, sie drucken lassen und von diesem Handwerke leben. Das ist aber schon eine vornehmere Klasse von Schriftstellern, und es gehört ziemlich Talent und Glück dazu: ihre Bücher müssen dem Publikum gefallen und gekauft werden; das wird wohl nicht für Dich sein, Rafael, denn um Bücher zu schreiben, die gelesen werden, muß man entweder Etwas Tüchtiges gelernt oder eine gute Schule des Lebens durchgemacht haben, und in letzterem Falle dasselbe erlebt, was Andere sich mit großer Mühe durch fleißiges Studium angeeignet. Wenn Dein Talent wirklich auch groß genug wäre, ich würde Dir doch nicht dazu rathen: diese armen Leute sind von einem gewöhnlich sehr filzigen Buchhändler abhängig, sie müssen sich die Seele aus dem Leibe schreiben, und was sie eigentlich verdient hätten, kommt ihrem Verleger zu Gute, der wie eine Spinne mitten in seinem Netze sitzt, die unglücklichen Schriftsteller einfängt und sie

aussaugt, um von diesem unnatürlichen Raube immer dicker und fetter zu werden. Zuweilen kommt auch das umgekehrte Verhältniß vor, doch sind diese Fälle so selten, daß sie gar nicht der Rede werth sind – ich hoffe, Du verstehst mich!«

»Nicht ganz, Herr Walter.«

»Schadet auch nichts, besonders da wir jetzt zu einer Art von Schriftstellern kommen, bei denen das Verständniß der Sache, über welche sie schreiben, durchaus Nebensache ist, und ich fürchte fast, wir werden Dich in diese Kategorie einreihen müssen. Das sind die politischen Correspondenten und Kritiker für kleinere Journale, Leute, die über Alles schreiben, wenn sie auch nicht die Spur von einem Begriffe davon haben, heute über Theater, morgen über Kunstwerke, über die neuesten Erzeugnisse der Literatur, über gute und schlechte Erfindungen, wahre Menschenfresser, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihres Gleichen zu zerfleischen und lebendig zu verzehren, Vampyre, die selbst kein warmes Blut haben und deßhalb mit entsetzlicher Gier an fremdem Saft sich erlaben, um hier und da einmal einen warmen, lebendigen Tropfen in ihren kalten, ausgemergelten Körper zu bekommen, Scheusale, die aber ein gemüthliches Leben führen, viel Geld verdienen und von armen Künstlern und Künstlerinnen gefürchtet und geliebt werden, das heißt geliebt in der Art, wieder Löwe den Löwenbändiger liebt oder die Katze einen unartigen Buben, der ihr Nußschalen unter die Füße klebt oder eine Schwanzklemme anlegt – so ein Kerl sollst Du werden, Rafael.«

»Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst, Herr Walter?«

»Das ist sehr mein Ernst, und Du hast alles Zeug dazu, ein famoser Kritiker zu werden; es haben sich in diesem Fache schon viel geringere und viel ungebildete Leute Geld und Ansehen erworben. Du bist ein verschmitzter, duckmäuseriger Kerl, Rafael,« fuhr er fort, indem er abermals in das Skizzenbuch blickte; »ich will Dir damit keine Complimente machen, spreche auch von der Vergangenheit – Du bist ein »stilles Wässerchen – ah,« rief er, weiter blätternd und laut lachend, »ein Bursche, der beobachtet und, was er gesehen, in Bild und Schrift wiederzugeben versteht – vortrefflich, Rüding als Cupido mit Bogen und Köcher und der Unterschrift: ›Zielt, aber trifft nicht!‹ Ei, was wolltest Du damit sagen, mein lieber Freund Rafael? – Doch gleichviel, Du hast da, vielleicht ohne es zu wissen, eine große Wahrheit gesagt. Um aber wieder auf besagten Hammel zu kommen, so ist es mein völliger Ernst, wenn ich Dir anrathе, später die Laufbahn eines Schriftstellers zu ergreifen, natürlich mußst Du orthographisch schreiben lernen, sonst aber hast du Alles, was dazu gehört – ja, werde Kritiker, mein Sohn; von all' den Dingen, über welche Du alsdann Dein Urtheil abzugeben hast, verstehst Du nicht die Probe, kannst also sehr unbefangen darüber schreiben; ich hoffe, daß Du auch Talent zur Grobheit hast, und wenn Du Dir dabei eine Partie Unverschämtheit aneignest, so wird sich Deine Sache schon machen. Du theilst das Publikum von

vorn herein in zwei Parteien, Deine Freunde und Deine Feinde: die ersten sind der Superlativ des Wunderbaren und Vortrefflichen, die anderen der Inbegriff aller Geschmack- und Talentlosigkeit. Von einem Bilde, welches Du kritisierst, hast Du alsdann nur den Namen unten in der Ecke zu lesen und Dich allenfalls zu erkundigen, wer es gekauft hat, um nach Gefallen dem leichtsinnigen Beschützer schlechter Malerei zu sagen, daß es eine Schande sei, für ein solches Machwerk sein Geld hinauszuerwerfen, oder dem erhabenen Mäcen den Dank des gebildeten Publikums auszudrücken, daß er ein großes Talent wie dieses auf so edelmüthige Art unterstützt. Nur mußt Du Dich um Gottes willen in Acht nehmen, daß Du nicht heute den herunterreißest, den Du gestern gelobt. Darum betreibe die Sache systematisch, lobe A., C., E., G., tadle B., D., F., H., und so fort, und wenn Du das streng und rücksichtslos befolgst, so wirst Du noch ein gefürchteter Mann werden, bei dem ich mich vielleicht noch einmal im Vorzimmer einfinden muß, ihn um ein freundliches Wort über mein jüngstes Werk ersuchend – das ist so der Lauf der Welt!«

Walter klappte das Buch zu und warf es gegen Rafael, welcher es mit der uns bekannten Geschicklichkeit in diesen Dingen auffing. Dann stand der alte Maler auf und bemerkte, während er an's Fenster trat: »Nun habe ich Dir Angenehmes genug gesagt, so daß Du mit Deinem heutigen Sonntage zufrieden sein kannst; leider kann ich

Dir heute nicht gestatten, in Deinen künstlerischen Bestrebungen fortzufahren, deßhalb wir das Mohrenscheusal dort in die Wolfsschlucht, nimm das erhabene Kurzholz, wickle eine Serviette darum und bringe es in den »grünen Baum« – Du weißt wohl, das kleine Wirthshaus mit dem großen Garten vor dem Thore auf der Anhöhe an der Landstraße.«

»Gewiß, Herr Walter, ich weiß das ganz genau und werde sogleich draußen sein.«

»Du brauchst Dich nicht gerade zu arg zu beeilen; es ist jetzt zehn Uhr, wenn Du nur um Mittag da bist.«

»Dürfte ich noch um etwas bitten, Herr Walter?« sagte Rafael sehr unterwürfig, indem er sich dem alten Maler geschmeidig näherte. »Nicht wahr, Sie sind so gut und sagen draußen von dem nichts, was Sie hier gesehen? Herr Rodenberg könnte es übel nehmen – und da wird auch wohl Herr Rüding sein, der über Alles seine Spässe macht.«

»Es wäre eigentlich nicht mehr als billig, daß er Dir Gleiches mit Gleichem vergälte; doch sei ruhig, mein Sohn; um Dir einen Beweis zu geben, wie sehr ich Dein Talent zu schätzen verstehe, will ich diesen Witz auf meine eigene Rechnung nehmen – ich bin dem Burschen so noch etwas schuldig,« setzte er leise hinzu, »für die Verlegenheit, in die er mich hätte bringen können bei der Dame in Lila und der verfluchten Mopsgeschichte; gut, ich will schweigen, aber sei pünktlich, Rafael!«

Er verließ die Wohnung; Rafael blieb allein zurück und wollte es alsdann nicht unterlassen, sich vor sein Bild hinzusetzen und es zu betrachten, wobei die sonderbaren Reden Walter's ihm wie ein Dutzend Mühlräder im Kopfe herumsurrten.

Da wir es indessen für langweilig halten, dem einiger Maßen verwirrten Ideengange des jungen Menschen Worte zu leihen, so begnügen wir uns damit, zu bestätigen, daß er nach einiger Zeit, aus tiefer, nicht unangenehmer Träumerei erwachend, mit langsamen Schritten nach der Ecke des Zimmers ging, dort die sonderbare Standarte herunternahm, sie in seine Arme drückte und dazu sprach: »Erhabenes Kurzholz, ich gelobe Dir feierlich, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um ein tüchtiger Kerl zu werden!« – Dann wickelte er dieses Pannier der Künstlerschaft in eine alte Serviette und verließ die Wohnung seines Herrn, um nach dem ›grünen Baume‹ hinauszuschlendern.

Es war dies ein den Künstlern wohlbekannter Ort, an der Landstraße gelegen, wo gewöhnlich die Abschiedsfeierlichkeiten derjenigen, welche die Akademie verließen, um nach Hause zu reisen, abgehalten wurden. In diesem kleinen Wirthshause berechnete man für ländliche Mittagessen sehr billige Preise, das Getränk war gut und nicht theuer, und der geräumige Garten des ›grünen Baumes‹ hatte den großen Vortheil, daß er auf einer kleinen Anhöhe lag, von der aus man den aus der Stadt herankommenden Eilwagen, welcher den Abziehenden mitnehmen sollte, schon von Weitem sehen konnte. Die

betreffenden Conducteure waren freundlich genug, hier oben einen Augenblick anzuhalten, um dem Abschiednehmenden noch eine kleine Frist zu gönnen und selbst dazu ein Glas Wein zu trinken.

Es ist ein Bekannter von uns, Bergmüller, dem heute dieses ehrenvolle Geleite zu Theil wird. Durch mehr als freundschaftliche Vermittlung war ihm eine Stelle in einer bedeutenden lithographischen Anstalt in Köln in Aussicht gestellt worden, um dort an der Herausgabe eines großen landschaftlichen Werkes mitzuarbeiten, eine, wie er sich schmeichelte, angenehme und ergiebige Stellung, die trotzdem anfänglich ein wenig seinen Künstlerstolz verletzt, welche zu übernehmen er sich aber doch bereit erklärt hatte, und besonders aus dem Grunde, weil er im Herzen eine warme Neigung trug für die hübsche Tochter einer verwittweten Hauptmännin, in deren Hause er früher gewohnt, die aber schon seit einem halben Jahre nach Köln zu ihrem Bruder, dem Besitzer eben jener lithographischen Anstalt, einem alten, kränklichen Junggesellen, gezogen war, und da diese Liebe stark genug war, um alle Vorurtheile zu überwinden, so sehen wir ihn jetzt langsam die Anhöhe hinaufschreiten mit umgehängter Reisetasche, hinter sich die robuste Hausmagd, welche auf ihrem Kopfe den schwächtigen Koffer des Reisenden trug.

Droben im Garten des ›grünen Baumes‹ war Alles so schön als möglich zu seinem Empfange hergerichtet. Da stand auf einem kleinen, freien Platze, unter schattenspendenden Bäumen, die weißgedeckte Tafel mit Tellern

und blinkenden Flaschen, da waren in den Zweigen hier und da kleine Fahnen aufgesteckt mit den verschiedenen Landesfarben, da prangte an der Gartenthür ein großes B, zierlich aus Laub geflochten, und da war neben dem gedeckten Tische die Standarte mit dem erhabenen Kurzholze und seinen flatternden Bändern aufrecht in die Erde gesteckt worden.

Die versammelten Freunde empfingen den Helden des Tages bei seinem Eintritte in den Garten, und Walter sagte ihm in wenigen, aber passenden Worten, da er nun im Begriffe sei, das freie und lustige akademische Leben zu verlassen und sich hausbacken und philisterhaft einzurichten, so habe man ihm diese kleine Abschiedsfeierlichkeit veranstaltet, damit er unter einer angenehmen Erinnerung von hier zu scheiden im Stande sei.

Nach diesem officiellen Empfange drückte Jeder der Anwesenden dem Freunde herzlich die Hand.

Bergmüller hatte sich seinen gewaltigen Haarbush ziemlich stark verschneiden lassen, was den Anwesenden zu allerlei ergötzlichen Bemerkungen Veranlassung gab.

»Ei, Nebelmüller,« sagte van der Maaßen, »Du mußt einer unbarmherzigen Delila unter die Finger gefallen sein – war es Deine Braut selbst, welche Dir Dein Haupthaar so toll geschoren hat?«

»Ich glaube vielmehr, die Hauptmännin-Mutter hat sich, als er neulich in Köln war, an's Werk gemacht,« meinte Rüding, »um seine Kraft für hiesige Verhältnisse ein wenig zu bändigen, bis er endlich die Tochter heimführt!«

»Dergleichen wäre allerdings bei Dir nicht nöthig,«
erwiederte Bergmüller, »und obgleich Du lange Locken
trägst, so hat doch noch nie ein weibliches Wesen von
Deiner Kraft etwas zu leiden gehabt!«

»Dafür ist und bleibt er Cupido,« sagte Walter, »hier so-
gleich die Bemerkung Rafael's anwendend, »ein gemalter
Liebesgott oder so einer, der mit ewig gespanntem Bogen
auf dem Ofen steht: zielt, aber trifft nicht.«

»Sehr gut!« lachte Rodenberg.

»Wenn ich auch häufig in's Blaue ziele,« erwiederte Rü-
ding, »so diene ich doch sehr oft zur Zielscheibe – Deiner
stumpfen Witze nämlich, die niemals das Schwarze tref-
fen!«

»Ganz richtig, Du bist in jeder Beziehung ein würdiger
Gegenstand!«

Rüding war im Begriffe, sich zu ärgern, das bemerk-
te man an seinen zusammengekniffenen Lippen und an
der Art, wie er alsdann hastig seine blonden Locken hin-
ter die Ohren strich; doch sagte ihm Bergmüller lachend:
»Laß es gut sein, sanfter Eduard, steck' das ein, was man
Dir gesagt, denn Du warst es doch, der mit scharfen Be-
merkungen anfang, und was mich anbelangt, so bin ich
viel zu gut gekannt, um in diesem Tone fortzufahren.«

»Wassermüller hat Recht!« rief van der Maaßen –
»kommt, setzt Euch, dort wird auch schon die Suppe auf-
getragen!«

»Und nicht zu früh,« meinte Walter; »denn wir haben
kaum zwei Stunden, bis der Eilwagen vorüberkommt –

hast Du dem dicken Wirthe gesagt, daß er nicht zu langsam servirt, denn sonst würde das Posthorn ertönen, ehe wir mit unserem kleinen Diner zu Ende sind!«

»Alles ist auf's beste besorgt.«

»So setzen wir uns.«

»Du dort oben an, Kohlenmüller.«

»Es geht mir wie den lieben Kindern,« sagte der Gefeierte lächelnd, »sie haben viele Namen.«

»Und da Du leider fortgehst, müssen wir heute noch Gebrauch davon machen.«

»Genirt Euch durchaus nicht.«

»Nimm Dich in Acht, Wassermüller, wenn wir der Reihe nach auf alle Deine Namen Toaste ausbringen, so glaube ich, daß Dich der Conducteur nicht in's Coupé zu anständigen Leuten setzt, sondern er schickt Dich oben zwischen die Koffer.«

»Meinetwegen, da liege ich denn ganz behaglich und schlafe.«

»Die Suppe – wer legt die Suppe vor?«

»Meint Ihr nicht, man sollte dieses Geschäft Rüding übertragen? Er wird uns alsdann zeigen, wie man das in vornehmen Häusern zu machen pflegt.«

»Schwacher Kerl!«

»Ich bin für Knorx,« sagte Rodenberg – »Rüding würde es allerdings zierlich machen, aber Knorx unparteiischer, und da ich in der Fleischsuppe delicate Klöschen bemerke, sowie auch Krebschwänze, so bin ich sehr für Unparteilichkeit.«

»Also Knorx.«

»Ja – Knorx, vorwärts an's Werk!«

Der lange Bildhauer erhob sich mit ernster Miene, neigte sein Haupt nach allen Richtungen hin und sagte mit dem eigenthümlichen dumpfen Tone seiner Stimme: »Ich will das Geschäft gern übernehmen, doch unter Einer Bedingung.«

»Laß hören, Knorx.«

»Ihr müßt vorher Euer Tischgebet sprechen; anders thue ich es nicht.«

»O–o–o–oh!«

»Knorx hat Recht,« sagte Walter nach einer Pause; Ihr Burschen sollt Eure Dankbarkeit dafür beweisen, daß Ihr 'mal was Gutes zu essen bekommt – aber da leider die Wenigsten von Euch noch etwas von einem Tischgebete wissen werden, so soll Knorx es für uns besorgen, aber ich verlange, daß Ihr mit Anstand zuhört.«

Darauf erhob sich der lange Bildhauer langsam und feierlich und blickte an den blauen Himmel empor, während er, die Hände faltend, ein kurzes Gebet mehr für sich wie für die Andern murmelte.

»So,« sagte Walter, indem er ziemlich herausfordernd rings um sich her schaute – »hat Euch das was geschadet oder wird Euch die Suppe weniger gut schmecken?«

»Im Gegentheil – Knorx hatte Recht, uns dazu anzuhalten.«

»Und wir hatten Recht, Knorx zu überreden, daß er die Suppe vertheile – seht, er macht das mit einer wunderbaren Genauigkeit.«

»Ich hätte es auch schön gemacht,« meinte Rüding zu einem jüngeren Maler, der neben ihm saß und bei dem er sich schon erlauben konnte, hinzuzusetzen, daß man es ihm nie erlasse, in den vornehmen Häusern, wo er häufig eingeladen sei, die Suppe vorzulegen – »es ist das nicht so leicht,« setzte er selbstgefällig hinzu; »doch wer sich wie ich so viel in der großen Welt bewegt, macht sich nichts mehr daraus.« –

Die Suppe war gegessen und die ersten Gläser geleert, wobei es denn freilich geschah, wie man vorhin gesagt, daß dem Gefeierten als Berg-, Wald-, Nebel-, Wasser- und Kohlenmüller häufig zugetrunken wurde; doch that er tapfer Bescheid und rief nun, sein Glas hoch emporhebend: »Kann man fröhlicher und glücklicher sein, als wir, vor allen Dingen, als ich? Wie schön sitzen wir hier beisammen in der warmen, milden Luft, unter dem klaren, wolkenlosen, sonnenbeglänzten Himmel, in der schönen Natur, beschattet von grünen Bäumen, und vor uns ein Mahl, woran sich kein König geschämt hätte – ich wollte, alle Menschen hätten es heute so gut, wie wir!«

»Besonders wie Du,« sagte Rüding mit einem kleinen Seufzer – »ich kann mir schon denken, daß es ein wonniges Gefühl sein muß, so den eigenen Herd zu gründen und ein ruhiges, stillbehagliches Leben zu führen, nachdem man seine Jugend genossen.«

»Ich fürchte sehr, Kohlenmüller wird ein furchtbarer Philister werden,« sagte van der Maaßen – »ein vorsichtiger, speculativer Kerl war er immer; ich bin überzeugt,

er hängt das Zeichnen an den Nagel und wird ein Bilderhändler.«

»Pfui Teufel, so ein Blutsauger!« rief Walter – »aber ich glaube, van der Maassen hat Recht; wenn wir einmal nach Köln kommen und den Nebelmüller besuchen, so finden wir ihn statt in einem hellen, lustigen Atelier in einer dunklen Hinterstube, an deren Thür ›Comptoir‹ zu lesen ist und wo er in den Büchern verzeichnet, wie viel Blätter heute von der lithographischen Anstalt abgeliefert worden sind.«

»Ja, ja,« sprach Knorx nachdenklich, »ich fürchte auch, Du wirst nicht mehr viel dazu kommen, schöne Zeichnungen zu machen.

»Gleichviel, das ist seine Sache,« rief Rodenberg lustig, »wenn er nur für uns der Alte bleibt!«

»Darauf könnt Ihr Euch verlassen,« sagte der Bergmüller.

»Du, Du,« meinte Ströbel, ein verheiratheter Maler, der bis jetzt sehr schweigsam da gesessen, »vergiß nicht, daß es schwer ist, ein Versprechen für eine zweite und dritte Person zu geben – Du wirst eine Frau haben und eine Schwiegermutter.«

»Das wäre schrecklich!« rief Walter – »eine Frau zu nehmen, dazu könnte ich mich allenfalls entschließen, aber eine Schwiegermutter mitzuheirathen, einen Schwiegervater oder sonst ein Anhängsel – brrr!«

»Ja, eine Schwiegermutter hat ihre Schattenseiten,« sagte Maler Ströbel mit einem trüben Lächeln, »und Deine Hauptmännin soll große Lust besitzen, vollgültige Schwiegermutter zu werden.«

»Und daß sie uns Malern nie hold war, das weiß ich ganz genau,« sagte van der Maaßen; »so lange sie noch hier wohnte, ehe sie nach Köln zog, kam einmal ein ganz hübscher Kerl aus München, der bei ihr miethen wollte – sie hatte gerade ein leeres Zimmer, das sie ihm aber rundweg abschlug – ich war selbst mit ihm dort.«

»So, Du warst mit ihm dort,« rief Rüdning, laut lachend – »nun, da begreife ich es vollkommen, daß man den andern armen Kerl nicht genommen!«

Van der Maaßen blickte mit einer Miene in die Höhe, welche großes Erstaunen ausdrücken sollte.

»Das ist wahr, van der Maaßen,« pflichtete Walter bei; »Du weißt, ich gebe dem sanften Eduard selten Recht, aber dieses Mal muß ich es doch thun.«

»Ich stellte ihn als meinen Freund vor und habe ihn überhaupt warm empfohlen.«

»Gerade deßhalb!« – Die Andern lachten.

»Die Hauptmännin hat wahrscheinlich von Deiner Leidenschaft gehört, überall Schrauben ausziehen, und das ist gewiß abschreckend.«

»Ein schlechter Witz, Walter.«

»Gewiß ein schlechter Witz,« sagte Rodenberg, »denn van der Maaßen ist eine so reputirliche Person wie irgend Einer.«

»Das kommt auf die Jahreszeit an,« meinte ein Anderer.

»Wie so?« rief van der Maaßen in unwilligem Tone.

»Zu Anfang des Jahres hast Du einen neuen Anzug und siehst ziemlich anständig aus – hat derselbe aber einmal Frühjahr, Sommer und Herbst durchgemacht und ist zur Winterszeit auch an dem Winter seines eigenen Lebens angelangt, so ist er wie die Natur alsdann, kahl und abgemaust, und nicht mehr als Empfehlungsbrief zu brauchen.«

Van der Maaßen zuckte verächtlich die Achseln, hob das gefüllte Glas empor und that etwas sehr Gescheites: er trank dasselbe auf Einen Zug leer, pätschelte sich alsdann auf seine eigenen, dicken Backen und sagte: »Ich habe soeben auf die Gesundheit eines ganz vortrefflichen Kerls getrunken, eines guten Kerls, dessen Schale zuweilen meinerwegen unscheinbar ist, die aber einen edlen und vortrefflichen Kern umschließt – bei Euch ist leider das Umgekehrte der Fall, wurmstichiger Kern in glänzender Schale.«

»Trotz des Compliments, das Du uns machst, kann ich mich doch nicht enthalten, auf die Gesundheit jenes vortrefflichen Kerls ebenfalls mein Glas auszutrinken – van der Maaßen soll leben hoch, hoch und abermals hoch!«

»Schnädderdäng däng däng!« machte der junge Maler neben Rüding, indem er seine Hand wie eine Trompete vor den Mund hielt.

»Unser Gesprächsthema von vorhin ist noch nicht erledigt,« sagte Knorx nach einer Pause; »ich bin von Bergmüller überzeugt, daß, wenn Einer von uns nach Köln kommt, er von ihm vortrefflich aufgenommen wird.«

»Bei ihm wohl, aber – Frau Schwiegermutter – o weh, o weh!«

»Wann heirathest Du denn eigentlich?«

»Gleich nach Neujahr!«

»Schade, Du hättest wohl warten können bis nach Carneval, da hätten wir Dich besucht,« sagte van der Maassen.

»O, was das anbelangt,« gab Bergmüller in einem keck sein sollenden Tone zur Antwort (doch klang derselbe nicht so offen und frisch, als man es sonst an dem Sprecher gewohnt war), »auch wenn ich verheirathet bin, soll mich nichts hindern, gute Freunde bei mir zu empfangen – natürlich, wenn wir Platz haben!«

»Ah, wenn Ihr Platz habt!«

»Nun, versucht's einmal!«

»Nimm Dich in Acht, Bergmüller,« sagte Knorx, »es wäre mir in der That nicht lieb, wenn Du bei einer ähnlichen Veranlassung eine traurige Figur spieltest!«

»Pah – ich?«

»Ich kenne das,« fuhr der lange Bildhauer fort; »man empfängt alsdann seine Freunde mit einer scheinbar herzlichen Gemüthlichkeit, wobei man aber verstohlen und mit verlegener Miene nach dem Nebenzimmer

blickt. ›Freut es Dich, daß ich Dich endlich einmal besucht, nachdem Du mich so oft eingeladen?‹ ›O, ungeheuer!‹ ›Werde ich Dich auch nicht geniren?‹ Große Kunstpause. Da erklingt aus dem Nebenzimmer eine Stimme, die in scharfem und unangenehmem Tone sagt: ›Wir würden uns sehr freuen, wenn wir nur Platz hätten – aber wir haben leider keinen Platz – gewiß, keinen Platz!‹«

Der ernste Bildhauer hatte diese kleine Scene mit solcher Wahrheit unter abwechselnden Stimmen gesprochen, daß Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, mit Ausnahme des Malers Ströbel, welcher sagte: »das ist zu wahr, um darüber zu lachen,« und Bergmüller's, welcher vor sich niederblickte und seine ganz besonderen Gedanken zu haben schien.

»Nach dieser Antwort,« fuhr Knorx mit großer Ruhe fort, »nimmt man sein Reisegepäck wieder unter den Arm und dann . . . «

»Zieh, Schimmel, zieh–a–i–a–iehs,«

intonirte van der Maaßen mit kräftiger Stimme, worauf die Andern einfielen:

»Im Dreck bis an die Knie'.«

»Und trotz alledem lade ich Euch ein, wenn Ihr kommen wollt,« rief Bergmüller in herausforderndem Tone, »während oder auch nach dem Carneval – ich will Euch dann zeigen, wer Herr im Hause ist!«

»Es wäre auch eine Schande, wenn Du's nicht wärest,« meinte Walter brummend – »ein solch vierschrotiger Kerl,

mit einem Haarbusche wie Simson, neben einer so kleinen, schwächtigen Frau – ich habe das Glück, Deine Ausgewählte zu kennen, und meine . . . «

»Bei diesen Neckereien fällt mir ein,« unterbrach ihn Rodenberg, nachdem er mit dem Messer an sein Glas geklopft, »daß wir es schändlich vernachlässigt haben, auf das Wohl der Dame zu trinken, welche ihm ihr Herz geschenkt! Erlaubt mir, diesen Fehler wieder gut zu machen,« setzte er aufstehend hinzu, und fuhr alsdann, nachdem er sich geräuspert, fort: »Wir haben einen Mann unter uns, der im Begriffe steht, oder vielmehr im Begriffe sitzt, den Kreis von Freunden zu verlassen, die sich heute hier so freundlich um ihn geschaart haben – dieser Mann, unser Freund Bergmüller, hat aber nicht nur die Absicht, uns zu verlassen und sich eine neue und hoffentlich schönere Existenz zu schaffen, sondern er will sich auch mit einem Wesen verbinden, welches die Kühnheit hat, mit ihm künftig vereint durchs Leben zu wandeln – da ich nun die Kühnheit auf's höchste achte, so erlaube ich mir, mein Glas auf das Wohl dieser Dame auszutrinken – sie lebe hoch, hoch und abermals hoch!«

Alle schrieen lustig und kräftig mit, und das Anklingen der Gläser wollte gar nicht aufhören, denn rechts hieß es: ›Die Waldmüllerin soll leben!‹ links: ›Hoch die Nebelmüllerin!‹ und von anderer Seite: ›Die Kohlenmüllerin!‹ und als nun gar Einer schrie: ›Auf das Wohl der Wassermüllerin!‹ da nahm das Geschrei so lange kein Ende, bis van der Maaßen die glückliche Idee hatte, den allgemeinen

Jubel dadurch in die Gränzen des Gesanges einzulenken, daß er anfang:

»In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.«

Dieses an sich so schöne Lied verfehlte auch hier seine gewöhnliche Wirkung nicht: die erste Strophe wurde mit derjenigen heiteren Begeisterung gesungen, die Jeder fühlte, indem er dabei an irgend eine Mühle dachte in irgend einem kühlen Grunde, zu der er einst hinabgestiegen war, um dort eine schöne Müllerin oder sonst etwas Aehnliches zu finden; die zweite, dritte und vierte Strophe gaben schon etwas Ernstliches zu bedenken, denn welchem unter den Sängern hier am Tische war es nicht schon vorgekommen, daß ihm ein Liebchen veroder entschwunden war!

»Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.«

Da erblickte man Manchen düster vor sich auf den Teller oder an den Himmel hinaufschauend, und dabei klangen sämtliche Stimmen nicht mehr so frisch, als zu Anfang des Liedes; doch fand sich die fröhlichere Stimmung beim beneidenswerthen Leichtsinne der jugendlichen Gemüther mit dem letzten Verse wieder ein, und jeder, der durch ein entschwundenes Liebchen oder durch

ein gesprungenes Ringlein tief gelitten, heiterte sich bei dem Gedanken wieder auf, als Spielmann durch die weite Welt reisen zu können und eine Weise zu singen, wo und wie es ihm gefiele.

Ob Knorx, welcher in diesem Augenblicke den Kopf in die Hand gestützt und die Augen hoch gen Himmel erhoben hatte, unter ähnlichen Gedanken litt, wissen wir nicht genau anzugeben; wenn er aber eines lang entschwundenen Liebs gedachte, so geschah dies mit Begeisterung, denn seine Augen leuchteten und schienen Gedanken in ferne Welten zu tragen, vielleicht auf irgend einen Stern, wo er diejenige vermuthete, welche er einstens geliebt.

Rodenberg, welcher diese begeisterten Blicke bemerkte, konnte sich nicht enthalten, langsam aufzustehen und von einer alten Mauer, welche den Garten einfaßte, einen Epheuzweig abzureißen, den er rasch zu einem Kranze wand und ihn auf das Haupt des langen Bildhauers drückte, was von den Andern mit großem Jubel aufgenommen wurde.

»Wahrlich,« rief Rüding, »so habe ich mir immer die alten, biderben Ritter gedacht, wenn sie, nach abgelegtem Helme, den Siegeskranz ums Haupt, an der Seite holdseliger Frauen bankettirten!«

»Oder einen jener Minnesänger, der im Kampfe des Gesanges gesiegt und mit dem Eichenkranze geschmückt wurde!« rief van der Maaßen schwärmerisch aus – »ach, das muß eine herrliche Zeit gewesen sein, hätte ich nur

damals gelebt, ich bin überzeugt, mit dem Schwerte und der Harfe Wunderbares geleistet zu haben!«

»Vielleicht hättest Du auch Anlagen zum Tannhäuser gehabt,« sagte der sanfte Eduard spöttisch; »doch würde mich in dem Falle Frau Venus gedauert haben.«

»Darüber kannst Du Dich beruhigen,« gab van der Maaßen in etwas bitterem Tone zur Antwort; »mit einer Frau Venus, die einen solchen Liebesgott wie Dich zur Welt gebracht, würde ich mich wahrlich nicht abgegeben haben – pfui Teufel!«

Rüding, der etwas zu viel getrunken hatte, erhob sich rasch von seinem Sitze und schleuderte seinem Gegenüber einen jener Blicke zu, die wohl im Stande sind, uns mit Wuth, Zorn, vielleicht auch mit Furcht zu erfüllen, der bei dem sanften Eduard aber von solch komischer Wirkung war, daß van der Maaßen laut auflachte und Walter sich veranlaßt sah, den kleinen, blondgelockten Liebesgott ruhig am Kragen zu packen und etwas unsanft auf den Stuhl niederzusetzen, wobei er ihm zubrummte:

»Ich bitte mir aus, daß Du Ruhe gibst – es ist wahrhaftig um des Teufels zu werden! Will man einmal eine vernünftige Bemerkung machen, so fängt dieses Grobzeug Händel an und schneidet Einem die Worte vor dem Maul ab – was wollte ich doch eigentlich sagen?«

»Ja, wer kann das wissen,« sagte Rodenberg – »an etwas könnte ich allenfalls rathen, das Du habest sagen wollen.«

»Und was denn, Bürschlein?«

»Daß die deutsche Kunst todt sei.«

»Richtig, wir haben das heute noch nicht von Dir vernommen.«

»Das könnte man Euch allerdings nicht häufig genug in's Gedächtniß zurückrufen,« knurrte der alte Maler; »doch es war was Anderes – ich wollte nämlich sagen, daß Knorx mit einem Epheukranze auf seinem merkwürdigen Schädel wie ein alter Druide aussieht, ungefähr wie der Vater der liederlichen Norma.«

»Wahrhaftig, er hat Recht!« riefen Bergmüller, Ströbel und ein paar Andere.

»Ja, ja,« meinte auch Rodenberg; »hängen wir ihm ein weißes Gewand um, und der Seher ist fertig.«

»Ein Tischtuch, ein Tischtuch!« schrieen einige Andere, und als das Verlangte rasch gebracht worden war, wurde der lange Bildhauer, der, still lächelnd, Alles mit sich geschehen ließ, in größter Geschwindigkeit und mit außerordentlichem Geschicke von Walter und Ströbel mit dem weißen Tuche drapirt, dann mit einem schnell herbeigeholten Stricke umgürtet, so daß er nun in der That mit seinem hageren, ausdrucksvollen Gesichte zu einem vortrefflichen Modell einer jener Priester des alten heidnischen Waldcultus hätte dienen können.

Dabei stand er aufrecht an seinem Platze, hatte die Arme über die Brust gekreuzt und erhob seine Blicke mit einer solchen Innigkeit gen Himmel, daß es Einem förmlich zu Muthe wurde, wie Walter flüsterte, als stände er vor dem Opfersteine, um aus den Eingeweiden des hingeschlachteten Rüding oder eines sonstigen Opferthieres die Zukunft zu enthüllen.

Jetzt erhob er langsam seinen rechten Arm, deutete um sich her auf die sonnenbeglänzte Landschaft und sagte mit seiner tiefen, melancholischen Stimme: »Schaut um Euch auf Berg und Thal, auf die Bäume und Sträucher dieses Gartens, ja, Jeder auf seinen Nachbar, und Ihr werdet finden, daß der Frühling und Sommer sowohl in der Natur, als auch mit wenigen Ausnahmen in uns vorüber ist: der Herbst will kommen und beginnt das Laub der Bäume und auch das Haar auf unseren Häuptern zu färben. Wißt Ihr wohl, welches Gefühl mich beschleicht, wenn ich so die gelb gewordenen Blätter anschau? Ein Gefühl, das auch in Euren Herzen rege wird, wenn Ihr den so malerisch gefärbten Wald betrachtet oder wenn ein welches Blatt langsam in der Luft umherwirbelt und dann zu Euren Füßen niederfällt – Ihr habt die Sehnsucht, davonzuziehen in ein glücklicheres Land, wo nicht das, was wir Winter nennen, dem entschwundenen Herbst folgt, wo nach dem heißen Sommer und dem fruchtbringenden Herbst allerdings auch eine andere Jahreszeit eintritt, in welcher ebenfalls hier und da die Blätter von den Bäumen fallen, aber nicht, um die schwarzen Zweige besenhaft erscheinen zu lassen, sondern um Durchsicht zu gewinnen auf den tiefblauen Himmel, auf immergrüne Bäume und auf weißschimmernde Marmorbilder – ja, dorthin geht Euer leicht begreifliches Sehnen – aber Viele sind berufen, doch Wenige auserwählt, und wenn ich umherspähe, um an Euch das Zeichen zu entdecken, welches allein wahre, echte Kunst verkündet, so

sehe ich nur über wenigen Stirnen die heilige Flamme lodern . . . ä

Er sprach das Alles in so eigenthümlicher und eindringlicher Weise, und dabei brannte in seinen Augen ein so seltsames Feuer, daß die Meisten ihn verwundert, fast bestürzt anschauten; nur van der Maaßen allein, der sich mit einem tüchtigen Schlucke gestärkt, meinte in gleichgültigem Tone:

»Natürlich, Euch kommt das sonderbar vor – ich aber bin dergleichen schon gewohnt und versichere Euch, es wird noch besser kommen.«

»Ich will Euch wahrlich nicht sagen,« fuhr der Seher im weißen Tischtuche und dem Epheukranze fort, »über welcher Stirn ich eine wirkliche Flamme entdecke, oder wo einen matten Funken wie an einem ausgebrannten Schwefelholze, oder wo ein dünner Rauch, oder wo gar nichts. Und doch ist alles das hier in unserem kleinen Kreise vertreten; ich wollte Euch auch nicht nur sagen, daß in dem Herzen der meisten von Euch jene Sehnsucht nach einem schöneren Lande und einer milderer Sonne ruht, dazu braucht man in der That nicht die Gabe des Hellsehens zu haben, wie ich sie leider empfangen, sondern, da der Geist einmal mächtig über mich gekommen, kann ich nicht anders, als Euch verkündigen, daß nur wenige unter Euch ein glänzendes, ein gutes, ja, ein genügendes Ziel erreichen werden.«

»Natürlich,« brummte Walter vor sich hin, »die deutsche Kunst ist ja todt – um uns das zu verkündigen, brauchen wir Dich nicht, alter Maulwurf!«

»Laßt ihn doch, 's ist ja nur ein Scherz,« rief Bergmüller, »oder vielmehr der Wein, der aus ihm spricht!«

Doch ließ sich Knorx durch diese Einreden durchaus nicht stören. »Es ist freilich kein Kunststück, Euch das zu sagen, dazu braucht man nur Eure Werke zu betrachten,« fuhr er unerschütterlich fort; »das war es auch nicht, was ich mit meinem inneren Auge sah, nachdem mich Euer eigener Wille zum Seher umgewandelt – schaut dorthin,« sagte er nach einer Pause, indem er mit der rechten Hand nach Westen zeigte, »seht Ihr dort jene Vogelschaar, die langsam gen Süden fliegt? Sie zieht dahin über Berg und Thal, über Flüsse und Seen, über einsame Haiden, über volkreiche Städte, immerfort, immerfort, und wird sich endlich auf einem jener glücklichen Länder niederlassen, von denen ich vorhin sprach, die in unserer Phantasie leben und worauf wir sehnsüchtig hoffen! – Ja, alle hofft Ihr darauf – alle! Aber soll ich Euch sagen, wie viele von uns sich dort zusammenfinden werden? Nur drei – und wenn ich wollte, könnte ich sie mit Namen nennen!«

»Nenne sie!« riefen Einige mit erhitzten Köpfen.

»Nein, nein, er soll sie nicht nennen!« sagten Andere.

»Ich werde sie auch nicht nennen,« sagte der lange Bildhauer in ruhigem Tone; »aber denkt an den heutigen Tag, denkt an die heutige Stunde – nur drei von uns, aber diese drei werden ein schönes, großes, glückliches, langes Künstlerleben führen. Was die Anderen anbelangt,« setzte er achselzuckend hinzu, »so werden sie auslöschen wie die Nachtlichter, ohne recht geleuchtet zu haben, und ihre Namen werden verwehen wie Rauch im Winde.«

Es war eigenthümlich, wie diese Worte des melancholischen Bildhauers so gar keinen Eindruck auf sämmtliche Anwesende machten: war doch Jeder überzeugt, daß er unter den drei Glücklichen sei, die jener im Geiste gesehen, und als sich nun Knorx wieder gesetzt hatte und mit einem eigenthümlichen, traurigen Lächeln um sich schaute, bemühten sich Alle, die Gläser zu füllen und mit ihm anzustoßen, vor Allen Rüding, welcher sich nicht enthalten konnte, sein Glas dreimal nach einander gegen das des Anderen klingen zu lassen.

In diesem Augenblicke trat Jemand durch die Gartenthür herein, der mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde, sowie man ihn erblickt hatte.

»Michel Angelo!« schriegen die Einen.

»Schmitz, es ist famos, daß Du noch kommst!«

»Aber so spät, armer Kerl – Du wirst nichts mehr zu essen kriegen!«

»Als ein halber Künstler,« sagte der kleine Mann munter lachend, »darf ich auch nur in der zweiten Hälfte des Diners kommen!«

»Wenn auch nur ein halber Künstler, so doch ein ganzer Kerl!« schrie Rüding, indem er ihm das gefüllte Glas hinhielt – »komm', wir stoßen an: Schmitz soll leben!«

»Und auch Du, Rüding!«

»Und die Anderen!«

»Alles soll leben!«

»Und vor Allem das, was wir lieben!« rief Bergmüller. – Und damit schien er den besten Trinkspruch ausgebracht zu haben, denn die Gläser klangen und klirrten so heftig

an einander, daß mehr als eines in Scherben ging und in einem hohen Bogen auf die Seite geworfen wurde.

»Ja, was wir lieben!« wiederholte Michel Angelo, und dabei leuchteten seine Augen so glücklich, daß Walter, neben dem er Platz genommen, den Arm um den Hals des kleinen Mannes legte, ihn näher zu sich zog und ihm in's Ohr flüsterte:

»Man sagt, daß Du ein kleines Ungeheuer bist und daß man Dir Glück wünschen darf – ist es so, dann stoße ich mit Dir noch einmal leise an – die rohen Gesellen dort brauchen nichts davon zu wissen.«

Nach diesen Worten schaute Schmitz seinen Nachbar auf das freundlichste an, und ohne etwas zu erwidern, erhob er sein Glas und stieß es klingend mit dem des Anderen zusammen.

»So leb' denn wohl, du altes Haus!« brüllte van der Maaßen, wobei er dem Bergmüller so kräftig die Hand schüttelte, daß dieser, welcher ohnehin nicht mehr stark im Gleichgewichte war, beinahe zu Boden gefallen wäre.

»Ich zieh' betrübt aus dir hinaus!«

»Weiß der Teufel,« sagte er alsdann, seinen Gesang unterbrechend, »daß ich immer melancholisch werde, so oft ich ein paar Gläser mehr trinke – auch jetzt wieder muß ich mich hundemäßig in Acht nehmen, nicht an sie zu denken –

Sie, die Eine, Kleine, Meine –

denn wenn ich an sie denke, so kann ich mich der tiefsten Wehmuth nicht erwehren!« – Dabei verzog er sein breites Maul zu einem traurig sein sollenden Grinsen. Rodenberg hatte wohl gehört, was Walter ihm gegenüber vorhin dem Anderen zugeflüstert; er hatte es auch verstanden, und es durchzuckte ihm das Herz eine Secunde lang wie mit wilder Eifersucht, wobei er aber in der nächsten Zeit selbst lächeln mußte. Und wenn das Unglaubliche wirklich wahr wäre, dachte er, was geht's dich an! Kann es den Werth einer Perle verringern, wenn die andere, äußerlich ganz gleiche, in einen Sumpf fällt – und doch wieder, Welch unerhörtes, schamloses Glück!« – Er biß heftig die Lippen auf einander und sprang auf, um einen Gang durch den Garten zu machen.

Da klang von der Stadt her der helle Ton des Posthorns, die Fröhlichkeit mit Einem Male zerreißend, die heitere Gesellschaft gewaltsam aufstörend.

Walter hatte sich ebenfalls so rasch, als es ihm möglich war, erhoben und holte mit breitspurigen Schritten, welche seinem schwankenden Gange etwas Festigkeit geben sollten, das erhabene Kurzholz herbei, das nun von ihm, beim letzten Acte des Abschieds, bis an den Eilwagen der Gesellschaft vorangetragen werden mußte. Diese füllte noch einmal rasch die Gläser, leerte sie und behielt sie alsdann in der Hand, um unmittelbar vor dem Wagen den letzten Trunk zu thun, zu welchem Zwecke Rafael ein paar Flaschen Wein draußen vor dem Gartenthore hütete.

Und das Posthorn erscholl näher und näher.

Walter schritt nun voran, die Fahnenstange mit dem erhabenen Kurzholze, an welchem die bunten Bänder anmuthig hin und her flatterten, hoch emportragend, und die Freunde folgten paarweise, das schöne Lied singend:

»Muß I denn, muß i denn
Zum Städtle hinaus – Städtle hinaus,
Und Du, mein Schatz bleibst hier –«

Waren es die Worte jenes Liedes, oder der Abschied von den guten, alten Freunden, oder trug der genossene Wein auch seine Schuld daran, was den Bergmüller plötzlich so trübe stimmte, genug, er zwinkerte so stark mit den Augen und zog alsdann, in sein gelindes Heulen ausbrechend, sein Taschentuch hervor. Dabei müssen wir gestehen, daß diese Bewegung ansteckend wirkte, denn Rüding lächelte mit krampfhaftem Grinsen, um seine Rührung zu verbergen, und van der Maaßen schneuzte sich viel öfter, als nothwendig war, seine dicke Nase.

So gelangte der Zug vor das Gartenthor, wo der Eilwagen eben hielt und sich der Postillon bequem in seinen Sattel setzte, um aus den Händen Rafael's ein Glas Wein in Empfang zu nehmen, während der Conducteur mit der bekannten Geschäftigkeit dieser Leute aus seinem Coupé kletterte und mit jener Eindringlichkeit zur Eile antrieb, von der wir im Voraus überzeugt sind, daß sie nicht so böse gemeint ist. Auch befolgte dieser würdige Beamte durchaus nicht seine eigenen Ermahnungen, denn als er sich einmal hinten am Wagen befand, wo er

von den Mitreisenden nicht mehr gesehen werden konnte, da ließ er sich die Flasche Wein, welche der Wirth ihm hier überreichte, außerordentlich wohl behagen, ja, er sah es freundlich schmunzelnd mit an, wie nun die ganze Gesellschaft der Künstler zu zwei und zwei, das erhabene Kurzholz an der Spitze, dem Ritual gemäß dreimal um den Wagen herumzog, wobei wir nicht verschweigen dürfen, daß van der Maaßen gierige Blicke nach einigen hervorragenden Schrauben warf, wie alsdann Walter den Abschiednehmenden dreimal mit der Spitze der Standarte an der Schulter berührte und zu ihm also sprach:

»So entlassen wir Dich denn hiermit aus dem engeren Künstlerverbande, indem wir Dich dabei ermahnen, dem weiten Kreise, der sich um alle Künstler schlingen soll, so weit die deutsche Zunge klingt, gerecht und treu zu bleiben – fahre wohl!« Die Passagiere, welche im Wagen saßen, streckten überrascht ihre Köpfe, so viel deren Platz hatten, zu den Fenstern heraus, um nach der Ursache dieses Anhaltens zu spähen, und dabei war der Anblick, welchen ihnen der sonderbare Umzug der Künstler gewährte, nicht dazu geeignet, ihr Erstaunen zu vermindern. Jetzt kletterte Bergmüller, dessen Rührung in der That den höchsten Grad erreicht halte, auf seinen Platz, und als nun der Conducteur hinter dem Wagen hervorkam und mit auffallend polternder Stimme fragte, ob man denn noch nicht fertig sei und ob der Postillon endlich fahren wolle – »Steinelement, ich werde Versäumniß haben und Strafe zahlen müssen!« – und sich alsdann mit der Leichtigkeit eines Vogels auf das Trittbrett schwang,

da zogen die Passagiere ihre Köpfe ein, da ließ Bergmüller, unfähig, zu reden, sein Taschentuch flattern, da gewann der Postillon wieder seinen alten, correcten Sitz, schnalzte mit der Zunge und ließ die Peitschenschnur, nachdem sie einen großen Bogen beschrieben, knallend zwischen die Vorderpferde hineinfallen.

»Leb' wohl, Bergmüller!«

»Fahr' wohl, Nebelmüller!«

»Behüt' Dich Gott, Kohlenmüller!«

»Auf Wiedersehen, Waldmüller!«

Dahin rollte der Wagen, den leichten Abhang hinab, was die Pferde laufen konnten, eingehüllt in eine Staubwolke, und Alle blickten ihm mehr oder minder wehmüthig nach, sogar Walter schien bewegt, als er so da stand, sich an die Standarte wie an eine Hellebarde lehrend. Wie viele hatte er schon hinausgeleitet an den »grünen Baum«, und wie oft war das schon gleichbedeutend gewesen, als hätte er sie zur ewigen Ruhestätte geleitet – sie waren verschollen und vergessen, man hatte nie mehr etwas von ihnen gehört!

Und nun heute wieder Einer, von dem man ja nicht wissen konnte, ob er sich noch erinnern werde an die getreuen Freunde, die ihm mit feuchten Augen das Geleite gegeben – und dann in einigen Tagen vielleicht ein Anderer, der abreiste, und wieder Einer, und dann wieder ein Anderer, und so fort!

Und über diesen Gedanken verfiel der alte Maler in traurige Träumereien, und er sah sich als den Letzten,

der noch übrig war, und mußte also selbst seine einzige Begleitung bilden, das erhabene Kurzholz hoch in der Hand tragend, und dann pflanzte er dasselbe dort am Wege auf einen Steinhaufen, und da blieb es wahrscheinlich stehen, lange, lange Jahre, bis seine bunten Bänder herabfielen, bis die Stange in sich zusammenbrach und bis das erhabene Kurzholz selbst niederfallend zwischen den Steinen verschwand.

Es war gut, daß in der allgemeinen Rührung, welche sich sämtlicher Gesellen bemächtigt hatte – denn Alle waren von ähnlichen Gedanken wie Walter bewegt worden –, van der Maaßen so viel Humor behalten hatte, das hierhin wohl passende Lied eines Postillons anzustimmen – passend auf die allgemeine Stimmung und besonders auf den Ton des Posthorns, das wie als letzten Gruß des Freundes von fern noch einmal schmetternd herüberklang und von welchem eine Strophe heißt:

»Ein Mühlrad und ein Menschenherz
Wird stets umhergetrieben,
Und wenn es nichts zu reiben hat,
So wird es selbst gerieben.«

XXIII. DIE SONNE SINKT, IHR LETZTER SCHEIN ZERGEHT.

Seit dem Beginne unserer wahrhaftigen Geschichte sind Monate vorübergegangen, und da wir den geneigten Leser an einem sonnigen Frühlingstage empfinden, so brauchen wir kaum zu sagen, daß jetzt der Herbst mit

seiner malerischen Pracht Besitz von Wald und Feld genommen. Liebten wir es, selbst auf Kosten der Wahrheit, uns in schroffen Gegensätzen zu ergehen, so könnten wir vielleicht passender für den Gang dieser Erzählung von einem stürmischen, düstern Herbsttage reden, doch haben wir uns streng vorgenommen, unter allen Umständen der Wahrheit getreu zu sein, und können deßhalb nicht anders als von einem goldig glänzenden Herbsttage sprechen, der mit aller nur möglichen Pracht der Färbung, mit einem wolkenlosen, tiefblauen Himmel unsere Erde beglückte.

Einige Stunden von der Stadt, in der unsere wahrhaftige Geschichte spielt, befindet sich ein kleines Dörfchen, freundlich von saftig grünen Wiesen umkränzt und in geschützter Lage durch einen Höhenzug, welcher die rauhen Nord- und Westwinde abhält; durch die blumigen Wiesen schlängelt sich ein klarer, silberheller Bach, hier und da leicht überbrückt. Die reinlichen Häuser des Dorfes haben rothe, weithin leuchtende Dächer; sie sind von Obstbäumen umschattet, deren Zweige sich in jetziger Jahreszeit förmlich unter der Last der Früchte beugen. Zwei Kirchen mit ihren Thürmen ragen über ihre Häuser empor, von denen eine, ein alter Bau in schönen Verhältnissen, schon fünf Jahrhunderte der Zeit und den Elementen Trotz geboten und selbst die langen und schweren Kriegsjahre siegreich überstanden.

Dieses kleine Dorf heißt Erkrath und ist weiter von keiner rein historischen oder von keiner culturgeschichtlichen Bedeutung, obgleich als Niederlassung unserer ältesten deutschen Vorfahren, sowie als römische Colonie bekannt und benannt; auch kann man sich beim Anblicke der heute noch prachtvollen Eichenwälder mit ihren mächtigen, hundertjährigen Stämmen des Gedankens nicht erwehren, daß in diesen damals heiligen Hainen Teut, Wodan, die Sonne angebetet wurden und daß eigenthümlich gesamte Steine, die man noch hier und da auf der Höhe trifft, Opferaltäre der Druiden waren.

Für den Verfasser dieser Blätter hat aber Erkrath doch noch eine ganz besondere Bedeutung, welche hier zu verschweigen er nicht bescheiden genug ist, denn sein Großvater lebte dort als ehrwürdiger Pfarrherr und seine gute Mutter hat dort auf den grünen Wiesen gewiß manche Blume gepflückt – ein Gedanke, der etwas Trauriges in sich schließt: dort liegen die Wiesen vor uns, saftig grün, von der Sonne beglänzt wie damals, und werden wahrscheinlich nach Hunderten von Jahren so erscheinen; auch Blumen werden in jedem Frühlinge unter dem Kusse der warmen Sonne dort hervorsprossen; aber die freundlichen, guten Augen, welche einst diese Blumen betrachteten, haben sich zum ewigen Schlafe geschlossen, und die lebenswarmen Hände, welche sie gepflückt und Kränze daraus gewunden, sind längst erkaltet und erstarrt – –

Vorüber – vorüber!

Wir verlassen das weite Thal mit seinem friedlichen Dörfchen, und in kurzer Zeit nimmt uns der Schatten prächtiger Buchen- und Eichenwälder auf. Wir haben vor uns eine hohe Bergwand, welche wir steil hinanklimmen müssen, um von der Höhe derselben eine Aussicht zu erlangen auf das weite, herrliche Rheinthal; doch waren die Fluthen jenes klaren Bergwassers, von dem wir vorhin sprachen, seit Jahrtausenden geschäftig, im Herabstürzen von jenem Berggelände dort eine tiefe Schlucht einzureißen, Höhlen aufzudecken, prachtvoll gesammte Felsen abzuspülen und so eine Felsenschlucht zu erschaffen, die wir sanft aufwärts steigen können und in der wir fast bei jedem Schritte verwundert stehen bleiben mochten, um die Schönheiten dieser ungeahnten wilden Natur recht in uns aufnehmen zu können. Heute noch wie vor vielen Tausend Jahren fließt das schäumende, brausende Bergwasser durch dieses enge Thal, hier aus einer ebeneren Stelle leise murmelnd über breite, glatte Kiesel hinweg, dann einen gewaltigen Abhang hinabjagend, auf's Neue und toller brausend und schäumend, wild und trotzig. Riesenhafte Felswände ragen zu beiden Seiten empor und zeigen uns seltsame Vorsprünge, Schluchten und Höhen, welche die Poesie des Volkes mit den verschiedenartigsten Namen belegt hat: dort ist die Engels- und die Teufelskammer, die Wolfsgrube und der Rabenstein, die Neanderhöhle und der Neanderstuhl – letzterer eine Felsspitze, auf der vor zweihundert Jahren ein deutscher Dichter häufig ruhte und, begeistert von der großartigen Natur, Lieder zum Lobe Gottes dichtete.

Von der höchsten Spitze der Felsen, wo noch mächtige Eichen und Buchen wachsen, bis tief in's Thal hinab sind die Steinwände, malerisch unterbrochen und verziert mit einzelnen Baumriesen, mit Sträuchern, welche freundlich herabnicken, mit Blumen, mit Gräsern und Moosen, und dabei welche Abwechslung in der Vegetation der nördlichen und der südlichen Felswand: hier der heiße Sonnenstrahl, dort ewiger Schatten!

So nahe bei einer größeren Stadt gelegen, wo zahlreiche Künstler häufig darauf angewiesen sind, der Natur ihre verborgenen Schönheiten abzulauschen und auf ihre Art zu verwerthen, wird man durchaus nicht erstaunt sein, hier in dieser prachtvollen Schlucht neben dem Gesange der Vögel und dem Geschrei eines langsam kreisenden Raubvogels einen frischen Jodler zu vernehmen, oder ein lustiges Lied, an den Felswänden wiederhallend. Aufwärts blickend, steht man sie dann sitzen, die emsigen Zeichner, auf dem kleinen Feldstuhle, das Skizzenbuch auf den Knien, den zugespitzten Hut auf dem Kopfe, oft im Schatten eines kolossalen Sonnenschirmes eine seltsam geformte Klippe, eine malerische Felsschlucht oder einen alten, knorrigen Baumstamm copirend, dabei lustig und guter Dinge einander zurufend und mit lauter Stimme von einer Spitze zur anderen Bemerkungen austauschend.

An dem schönen Herbsttage, von dem wir eben reden wollen, war das ›Gesteins‹ wie diese Gegend im Munde des Volkes heißt, nicht belebt in der eben erwähnten Art, denn die Beiden, welche wir hier gewahren, übertönten

weder durch lauten Ruf noch durch Gesang das einförmige Brausen des Wassers. Der Eine saß zeichnend ziemlich hoch über dem schäumenden Bache aus einer Felsenspitze, während der Andere an den Ufern desselben stand, und zwar an einer Stelle, wo die klare Fluth weniger rasch dahinschoß.

Letzterer hatte einen jener zierlichen und complicirten Angelstöcke in der Hand, wie sie von England zu uns herüber kommen, während neben ihm auf einem bemoosten Steine ein kleines Etui lag mit jenen künstlich gemachten Insecten, welche für die arme Forelle verführerischer erscheinen, als eine wirkliche Fliege, eine größere Lachsforelle, blau und roth gefleckt, sowie ein paar kleine Steinforellen mit dunklem Rücken lagen schon als Opfer neben der arglistigen Lockspeise.

Die schlanke Gestalt Lytton's, denn er war es, welcher den Angelstock in der Hand hielt, erhob sich jetzt mit einer kaum merklichen Bewegung elastisch auf die Fußspitzen, während er mit vorgestrecktem Halse scharf in das Wasser hinabschaute; dann löste er das kleine Rad am Griffe des Angelstockes, so die Schnur verlängernd, worauf denn die kleine, farbige Fliege dicht über der Spitze des Stahlhakens lustig tanzend auf dem glänzenden Wasser dahin zu schweben schien – doch nur noch einen Augenblick, denn mit Einem Male verschwand sie unter dem Wasser, die Angelschnur wurde so heftig angezogen, daß sich das schlanke Ende des Stockes scharf herabbog, und darauf zeigte sich im Wasser eine

sprudelnde, kreisförmige Bewegung mit silberglitzernen Puncten.

»Halloh,« rief jetzt der glückliche Angler, aufwärts schauend, »unser Diner für heute ist nun glänzend bei einander, und Du wirst nicht wieder sagen können, ich verträdle unnütz meine Zeit!« – Damit stieß er den Angelstock, der unten eine scharfe eiserne Spitze hatte, fest neben sich in den Boden, zog die Schnur durch Umdrehung des Rades behutsam an sich und hob dann vermittelst eines kleinen Rades eine zweite und noch schönere Lachsforelle aus dem Wasser.

Ohne eine Antwort abzuwarten, welche auch nicht erfolgte, piff er alsdann leise eine Weise vor sich hin, packte sein Angelgeräth sorgfältig zusammen, und es war dieses so vortrefflich eingerichtet, daß Köder und Schnur mit der Maschinerie derselben zum Aufwickeln in ein kleines Täschchen ging, welches er um die Schultern hangen hatte, und daß der sehr lange Angelstock sich zu einem Spazirstocke zusammenschieben ließ. Dann schnitt er eine kleine Weidenruthe ab, drehte sie strickartig zusammen und befestigte seine Jagdbeute daran, welche er alsdann in die klare Fluth des Baches versenkte, um sie später mitzunehmen. Nachdem dies Alles geschehen, stieg er langsam aufwärts bis zu der Stelle, wo sein Freund saß, streckte sich neben diesem behaglich in's Moos und blickte auf die Zeichnung, mit welcher Olfers gerade beschäftigt war.

»Nun,« fragte der Letztere, nachdem sie längere seit neben einander gesessen, mit einem lächelnden Seitenblicke, »hast Du bald genug ausgeruht von Deinen Mühen um die edle Fischerei, oder willst Du heute Dein Skizzenbuch wieder nicht zur Hand nehmen?«

Lytton hatte sich lang ausgestreckt auf den Bergabhang niedergelassen und beide Hände unter seinen Kopf gelegt. – »Ich weiß nicht,« sagte er nach einer Pause, den Himmel betrachtend, »woher es kommt, daß ich so gar keine Lust habe, etwas zu zeichnen, und ich hatte mir doch vorgenommen, eine tüchtige Ausbeute mit nach Hause zu bringen – ich glaube, ich hätte die Angelgeräthschaften zu Hause lassen sollen!«

»Der Ansicht bin ich auch: es geht Dir wie dem Löwen, nachdem er einmal Blut geleck't – ehrlich gesagt, ich verstehe es nicht, wie man im Stande ist, so ausdauernd, so mühevoll, ja, so mit Anstrengung nichts zu thun!«

»Nachher im Gasthofs, wenn man Dir meine wunderbaren Forellen aufischt, wirst Du nicht mehr der Ansicht sein, ich hätte meine Zeit vertrödel't – da Du kein Angler bist, kannst Du auch nicht darüber urtheilen; verzeihe mir – o, es ist ein großer Unterschied, an irgend einem trüben Wasser zu stehen und auf's Gerathewohl die Angelschnur hineinzuwurfen, oder eine dieser glänzenden, beweglichen und eleganten Forellen, die Du im klaren Wasser stehen siehst, förmlich zu überlisten – und genieße ich dabei weniger die herrliche Natur um mich her? Gewiß nicht, Jeder beutet sie auf seine Art aus: Du bringst wundervolle Zeichnungen mit nach Hause, ich

ganz vortreffliche Fische – ich darf ihnen dieses Beiwort geben, da ich sie nicht selbst erschaffen habe.«

»Und macht Dir Dein Gewissen keine Vorwürfe, daß Du so Deine Zeit vergeudest?«

»Ehrlich gesagt: nein – ist mein Zeichnen und Malen doch nur Nebensache!«

»Aber wenn man ein solches Talent hat wie Du, so soll man es ausbilden?«

»Ja, wenn mein Talent bedeutend genug wäre, um später in der Kunst etwas ganz Außerordentliches leisten zu können! Für das, was ich später in diesem Fache gebrauche, darf ich mir wohl erlauben, meine Herbstferien hier in diesem wunderbaren Thale vollständig zu genießen, und müßig gehe ich ja trotz alledem nicht!«

»Nein, Du fängst Fische.«

»Nur als Nebenbeschäftigung; hauptsächlich aber vervollkomme ich mich in der deutschen Sprache und treibe Poesie.«

»Ah, Du treibst Poesie!« entgegnete Olferz lachend. »Nun, wie Du das anfängst, möchte ich wissen oder wenigstens ein Product Deiner poetischen Bestrebungen sehen!«

»Ich treibe Poesie, indem ich diese herrliche Natur betrachte und in mich aufnehme; ich könnte sagen, es ist eine Art malerischer Poesie, der ich mich nirgends mit so gutem Erfolge hingeben kann, als gerade hier. Schau' dort um Dich her, ist nicht Alles, was Du siehst, malerische Poesie oder poetische Malerei?«

»Ja, Du hast Recht, eine Fülle unendlicher Poesie!«

»Blicke hinab auf das Wasser des Baches, wie seine klaren Fluthen leuchten, obgleich er tief im Schatten dahinfließt; betrachte die Sträucher mit ihren hier grünen, dort schon buntfarbigen Blättern, mit ihren dunkelblauen und hochrothen Beeren; schau' dazwischen die feinen Gräser und die beiden moosbedeckten Steine – gibt es eine prächtigere und wirksamere Ufereinfassung, könntest Du etwas Schöneres und Zusammenstimmenderes componiren?«

»Ich gewiß nicht!«

»Und auch sonst Niemand! – Ach, wie sich diese Felsen, so willkürlich uns ihre Formen auch erscheinen, doch so planmäßig und majestätisch aufbauen, und wie wohlthuend, wie stolz ihre helle Farbe leuchtet, umsäumt von dunklem Grün! Und weiter oben die mächtigen Stämme der uralten Eichen und Buchen mit ihren lang ausgestreckten Aesten, so ein Schattendach bildend über die enge Schlucht herüber – verzeihst Du mir nun, daß ich sonst nichts thue, um mich in derartiger Poesie zu ergehen?«

»Gewiß, ich finde es sogar für mich anregend, und mein Bleistift bewegt sich rascher auf dem Papier, wenn ich Dich so schwärmen höre.«

»Und ich habe dadurch mehr Ausbeute, als wenn ich ein Dutzend vielleicht mittelmäßiger Zeichnungen mit nach Hause brächte; ja, wenn ich das auf's Papier werfen könnte, wie ich es vor mir sehe, oder vielmehr wie ich es mit meinen Gedanken zu erfassen vermag oder zusammenstellen kann, oder aus dem allgemeinen Ganzen

herausnehmen – Alles, was Du rings um Dich siehst, ist es nicht wunderbar schön? Nicht nur dieses große Stück Landschaft, das da vor uns in so breiten Strichen angelegt ist, diese herrliche Schlucht mit ihrem leuchtenden Wasser, mit ihren prachtvollen Felsmassen, mit den Baumriesen hoch auf der Höhe und mit dem dunkelblauen Stück Himmel, das wir über alles dies ausgespannt sehen, sondern irgend eine Kleinigkeit aus diesem kolossalen Reichthume – sieh' diese halbverwitterte kleine Steinmasse, die ich mit der Hand berühre, betrachte sie genau, mit dem tiefen Verständniß, womit Du Alles anschauest, und gestehe mir, daß eben diese Steinmasse so reizend und herrlich ausgeputzt ist, daß man laut aufschreien möchte vor Freude. – Sieh', wie naseweis das so zierliche Moos hier aus der Spalte hervorlugt, die eiförmige Fläche unterbrechend, während dort unten das rankende Epheu den Block zu drei Vierteln umgibt, wie eine goldene Einfassung den Edelstein, und damit es dieser Einfassung nicht an reicher Mannigfaltigkeit fehle, so ist sie unten eingesäumt mit rothblühenden Eriken und dem anderen Pflänzchen mit gelben Blumen, dessen Namen ich nicht weiß, da ich leider kein Botaniker bin; auch eine Unterlage fehlt meinem kostbaren Steine nicht – ist's doch gerade, als habe das hellgrün schimmernde Moos sich hier absichtlich handdick angesetzt, damit der Felsen weich ruhe, und als seien gerade an dieser Stelle die schwanken, zierlichen Gräser so hoch aufgeschossen, um ihm, wenn der Nachtwind durch die Schlucht zieht, leise flüsternd ein Schlummerlied zu singen!«

»Vortrefflich!« sagte Olfers, »ich werde Dir den kleinen Felsblock zeichnen, und Du sollst mir Deine Poesie darunter schreiben – willst Du?«

»Leider bin ich nur ein armer Improvisator, dem die besten Gedanken entfliehen, sowie er die Feder in's Dintenfaß taucht.«

»Versuch's immerhin, es wird mir in späteren Zeiten besonders für diese Tage eine liebe Erinnerung sein.«

»Sprich mir nicht von späteren Zeiten, das klingt mir gerade wie Trennung von Dir, und ein solcher Gedanke hat etwas zu Trauriges für mich – 's ist gar nicht möglich!«

»Es ist möglich – es wird so kommen – und man muß sich an diesen Gedanken gewöhnen!«

»Das ist nicht meine Ansicht; soll Unangenehmes, Trauriges über uns kommen, so mag es plötzlich erscheinen, wann es Lust hat; aber ich bin nicht gesonnen, dem Leid, welches in mein Herz einziehen will, schon im Voraus eine melancholische Unterlage zu bereiten.«

»Hast Du Briefe aus England?« fragte Roderich nach einer Pause, wie um das Gesprächsthema zu ändern.

»Ja, es geht Alles gut auf Lytton Hall; mein Großvater, der *Right honorable Lord*, beschäftigt sich abwechselnd mit seiner Gicht und seiner Jagd, wenn er nicht gerade einer Parlamentssitzung beiwohnt, und die Briefe meines Vaters werden ihren Beigeschmack von Mißvergnügen, ja, Kummer nicht verlieren darüber, daß er zufällig der Zweitgeborene ist; doch Gott sei Dank bin ich nicht so ehrgeizig, um seinen Kummer zu theilen! Daß meine

Schwester Alice heirathen wird, habe ich Dir schon gesagt – ein freudiges Ereigniß, denn sie liebt ihren Bräutigam von Herzen und macht eine ausgezeichnete Partie, wie man das so zu nennen pflegt. Für mich hat die bevorstehende Hochzeit das nicht gerade Angenehme, daß ich mich zu derselben nach London verfügen muß, und ich fürchte alsdann, mein verehrungswürdiger Vater könnte es für nützlich finden, mich anderswo hin zu dirigiren, anstatt mir die Rückkehr hieher zu befehlen.«

»Und Dein Vater hätte nicht ganz Unrecht, Alfred; Deinen Zweck, Dich in der deutschen Sprache zu vervollkommen, hast Du erreicht.«

»Ah, durch Deinen Umgang, auf die angenehmste Art und ohne den Lehrer zu langweilen oder mich von ihm langweilen zu lassen. – Warum sagtest Du vorhin, mein Vater habe Recht, mir die Rückkehr hieher nicht mehr zu erlauben?« fragte er nach einer Pause, indem er sich plötzlich aufrichtete.

»Nun, weil Du selbst in einer andern Absicht hieher kamst, als nur eine Künstlerlaufbahn einzuschlagen.«

»Wozu ich nicht genug Talent besitze – leider weiß ich das!«

»Nun, da Du gescheit genug bist, das einzusehen, so brauchst Du nicht zu sagen: leider weiß ich das!«

»Du gibst mir vollkommen Recht?«

»Worin?«

»Daß ich die Kunst nur als Dilettant betreibe?«

»Gewiß, bei Deinem Verstande und Deinem Ehrgeize. Zu etwas Großem, zu etwas ganz Außerordentlichem

würdest Du es doch nicht bringen, und ein mittelmäßiger Künstler zu bleiben, müßte Dich unglücklich machen.«

»Ja, ja,« pflichtete der Andere mit einem leichten Seufzer bei, und das ist es ja gerade, warum ich nicht gern nach Hause gehe; ich werde meinem Vater Deine überzeugenden Gründe entgegensetzen können, wenn er mich anderswo hinschickt – doch fort mit diesem Gespräche von Abschied und Trennung!« rief er aufspringend und setzte, die Arme ausbreitend, hinzu: »Laß uns lieber diesen prachtvollen, herrlichen Herbsttag vollkommen genießen, indem wir in den unaussprechlichen Schönheiten schwelgen, welche uns umgeben – schließe Dein Skizzenbuch, Roderich komm, laß uns eine Wanderung auf die Höhe machen.«

»Meinetwegen denn,« sagte der Andere, wobei er sich zurückbog, um das Blatt, an dem er eben gezeichnet, aus einiger Entfernung zu betrachten; »ich bin auch gerade so ziemlich fertig geworden, und was da noch fehlt, kann ich, wenn ich will, zu Hause nachholen.«

»Ein schönes Blatt,« meinte Lytton, die Zeichnung betrachtend; »Du hast aber etwas dazu exponirt; denn so furchtbar wirr und dabei majestätisch erscheint die Kluft doch nicht.«

»Wollte ich doch auch keine Ansicht derselben machen, sondern ich zeichnete nur etwas zusammen, was ich irgendwo werde gebrauchen können. – Aber nun komm, Dein Vorschlag ist vortrefflich; wir wollen aufwärts steigen, um bei vollem Sonnenlichte noch einen

Blick auf das Rheinthal zu werfen. Wie ist's mit der Ausbeute Deiner Fischerei?« fragte Roderich aufstehend.

»Ich habe sie drunten im Kühlen verwahrt, bis wir später wieder vorbeikommen.«

Damit warf er seine kleine Tasche über die Schulter, der Andere nahm sein Skizzenbuch unter den Arm; und so gingen sie aufwärts, dem herabbrausenden Bache entgegen.

Eine gute halbe Stunde stiegen sie empor in der gleichen wilden, malerischen Natur, immer durch die Felsschlucht, fast beständig am Ufer der klaren Düssel, schweigend, betrachtend, denn wohin sie ihren Blick wandten, die interessantesten Felsformen, die mannigfaltigste und herrlichste Vegetation. Ist es hier doch gerade so, als habe die Natur auf den verschiedenen Felsenabstufungen Alles bereit gelegt, um das Auge des Malers zu erfreuen und die Hand des Botanikers zu beglücken! Von der kräftigen Eiche an, die hoch oben emporgewachsen in klaffenden Spalten des Gesteines stand, vom dichten Gesträuche, das bedeckt ist mit Beeren in allen Farben und wieder schützend ragt über der röthlichen Erika, sehen wir Hunderte von Pflanzenarten malerisch die Felsen bekränzen, die saftige Wolfsmilch, den zierlichen Schierling, den duftenden Thymian, den Stechapfel, Veilchen und Waldmeister, kryptogamische Pflänzchen an den schroffen Wänden, die uns von fern wie Risse und Schatten erscheinen, bis tief hinab, wo an den feuchten Ufern des Baches die breitblättrige Brunnenkresse

wächst und wo wir neben dem lieblich blühenden Ver-
gißmeinnicht die schöne, anlockende Beere der giftigen
Belladonna sehen.

Nach langsamem Aufwärtssteigen blieb Roderich jetzt
einen Augenblick stehen und sagte, auf einen kleinen
Fleck zeigend, wo junge Tannen emporwuchsen: »Wie
wahr ist es doch, was Du vorhin sprachst, daß Alles, was
uns in der Natur entgegentritt, malerisch und voll Poesie
ist!«

»Ja, man muß es nur zu finden wissen und die stumme
Sprache der Pflanzen und des Steines verstehen – und
wir beide kennen das, nicht wahr, Roderich?«

»Gewiß, mein Freund.«

»Deßhalb ist es mir auch ein so unaussprechliches Ver-
gnügen, mit Dir durch Feld und Wald zu wandern.«

»So sieh' denn hier die kleinen Tannen an, – es sind
noch wahre Säuglinge gegenüber ihren Eltern und Vor-
eltern dort auf der Höhe. Sie scheinen hieher auf diesen
besseren Boden in Kost und Wohnung gethan worden zu
sein – nun betrachte einmal zwischen ihnen diese lang-
aufgeschossenen, dürren Gräser, die so pedantisch mit ih-
ren hohlen Köpfen schütteln oder sich beistimmend auf
und ab neigen. Ist es nicht gerade so, als seien sie den
kleinen Tannen zur Aussicht dahin gesetzt, als seien die-
se steifen, dürren Demoiselles die Lehrerinnen dieser fri-
schen, lustigen Waldkinder?«

»Ja, ja,« lachte Lytton, »schau nur, wie gravitatisch sie
sich verbeugen und sich bedanken für das Compliment,
welches wir ihnen so eben gemacht; aber da habe ich

noch etwas Prächtigeres für Dich. Schau Dir dort jene herrliche Nadelholz-Cultur an, von so tiefgrüner und zarter Farbe, daß es Dir zwischen den hellgrauen Felsen fast zu dunkel erscheint; zwischen ihnen hoch empor ragt eine einzige Birke mit ihrem weißen, glänzenden Stamme.«

»Gewiß – sehr schön! Sie erscheint in ihren goldgelben Blättern wie ein flammender Busch, wie ein Leuchtzeichen, im Sonnenglanze wie wirkliches Feuer, gewiß weithin sichtbar.«

Die beiden Freunde hatten in Kurzem die Höhe zwischen der Düssel und dem Mettmanner Bache erklommen, eine schauerlich wilde Gegend, deren Höhe durch die sie umgebenden Felsenspitzen ein kleines Thal bildet. Und nicht nur der Zufall allein hatte dem kleinen Thale diese Gestalt gegeben; Erdwälle und Reste von Mauern, die man zwischen den aufstrebenden Steinen bemerkt, sind von Menschenhänden erbaut. Hier oben wachsen Eichen, welche Jahrhunderte gesehen und daselbst mit ihren Wurzeln die Urfelsen erfaßt wie auch das Mauerwerk durchschlungen haben, von dem wir eben sprachen: es ist uns dies der beste Beweis von dem hohen Alter des letzteren.

»Wäre ich Archäologe,« sagte Roderich, indem sie das Thal durchschritten, um den südlichen Rand desselben zu ersteigen, »so würde es mir ein großes Vergnügen machen, hier die sorgfältigste Nachforschung anzustellen, um vielleicht doch zu erfahren, ob hier unsere deutschen Vorfahren mit den Römern kämpften oder ob Wittekind

hier oben im unwegsamem Urwalde seine Penaten verteidigte, oder ob, wie man annimmt, die Hunnen des Attila die damaligen Bewohner des Landes zwangen, hier im einsamen Walde eine Zufluchtsstätte zu suchen.«

»Läßt sich aus dem Namen dieser Höhe nichts errathen?«

»Schon die Benennung Hunns- oder Hunnenklippe spricht für meine zuletzt ausgesprochene Ansicht. Dort oben,« fuhr er, auf den Wald am nördlichen Gebirgsabhange zeigend, fort, »haben wir das Jammerthal, welches unbedingt eine traurige Fortsetzung der Geschichte dieses Felskessels ist.«

»Du sprachst vorhin den Wunsch aus,« meinte der Engländer, weiter schreitend, »diese Gegend erforschen zu können; gewiß ein guter Wunsch, doch bin ich überzeugt, daß dies in nicht gar zu langer Zeit auf die praktischste und gründlichste Art geschehen wird. Ich kenne einen Archäologen, der damit umzuspringen versteht; seine Vorfahren sind Landsleute von mir,« setzte er lachend hinzu, »und er heißt mit seinem Familiennamen Eisenbahn-Ingenieur. Ich möchte jede Wette machen, daß es nicht zehn Jahre dauern wird, und es werden durch Einschnitte, die man durch diese Berge macht, und durch Tunnels, welche man durch diese Felsen treibt, auch die Geheimnisse dieses Bodens bloßgelegt.«

»Leider – und wir werden alsdann keine Zeit mehr finden, tagelang in dieser herrlichen Felsschlucht zu verweilen, so anregend, so erfrischend, so genußreich, wie wir

es jetzt thun; wir werden durch das keuchende Ungethüm Dampfwagen durchgerissen werden, das Reisebuch in der Hand, in dem wir nachlesen können, hier habe es einstens ein stilles, prachtvolles, malerisches Thal gegeben.«

»Und einen berühmten Maler, der es mit seinem unberühmten Freunde besucht,« lachte Lytton und setzte hinzu, indem er seinen Hut lustig über dem Kopfe schwang: »Doch was kümmert mich heute die Zukunft, wir wollen der Gegenwart leben!«

»Ja, ja, wenn man auch nur mit der Vergangenheit so rasch fertig werden könnte!« meinte Roderich ernst.

»Versuchen wir es mit einem untrüglichen Mittel: dort oben sehe ich einen Felsblock wie für uns zu einer Bank hergerichtet; da wollen wir uns lagern, hinauf in die Gegend schauen und eine gute Cigarre rauchen. Ich erinnere mich eines Bildes, wo ein Araber, auf einer Felsspitze stehend und den Aufgang der Sonne begrüßend, ihr als Morgenopfer den bläulichen, gekräuselten Rauch aus seiner Pfeife darbringt – den Mann habe ich immer beneidet.«

Der Felsblock, von dem der Engländer gesprochen, erwies sich in der That als einen behaglichen Sitz; auch glühten im nächsten Augenblicke ein paar ausgezeichnete Cigarren, und welche Aussicht hatte man von da oben! Zur Linken die Rheinebene mit dem Schlangenlaufe des

majestätischen Stromes, dessen Wasser hier dunkel beschattet ist, dort spiegelhell aus dem grünen Thale hervorblinkt. An seinen Ufern Dörfer und Städte. Am vorderen Rande ausgedehnte, goldgelbe Fruchtfelder, während sich an der rückwärts liegenden Gränze derselben sanfte Anhöhen erheben, Weinberge mit jetzt noch dunkelgrünem Laube, welche scheinbar ansteigen bis zu den Gebirgen der Eifel und der Maas. Und gerade vor uns im bläulichen Sonnenduft, umgeben von einem unermeßlichen, leicht wogenden, hell leuchtenden Getreidemeere, aus welchem hervor, von hier aus am sichtbarsten, der silberne Strom blitzt – und wie in einer riesigen Fruchtschale gelegen, das alte, heilige Köln mit seinen Hunderten von Thürmen und mit seinem massiven Dome, der wie ein eigenthümlich geformter Fels über die weitgedehnte Häusermasse emporragt.

Und wenn wir unsern Blick nun höher hinaus erheben, so haben wir die lieblichsten Punkte des majestätischen Rheinthales vor uns, die sieben Berge wie blaue Wolken, Rolandseck und die ganze Gebirgskette bis zu dem freundlichen Bonn.

»Ich weiß nicht,« sagte Olfers nach einer Pause, »so oft ich das Siebengebirge betrachte, kommt eine unendliche Reiselust über mich; ich sehe alsdann den grünweißen Dampfer so lebhaft vor mir, auf dessen Verdeck ich mich befinde, aufwärts fahren, dem Süden zu, den gewaltigen Bergen der Schweiz entgegen, um von ihnen wieder hinabzusteigen nach den herrlichen, milden Ebenen Italiens.«

»Das ist wohl die Sehnsucht des Maler, die Du ja doch so manchmal gestillt hast.«

»Gestillt nicht,« erwiderte Roderich nachdenkend; »ich habe wohl schon einige Male den schäumenden südlichen Becher an meine Lippen gesetzt, aber ehe ich einen tüchtigen Zug daraus gethan, stellte ich ihn wieder bei Seite als guter, bedächtiger Deutscher.«

»So laß uns einmal zusammen dorthin gehen; ich werde es den Meinigen zu beweisen suchen, wie nothwendig für mich eine Reise nach Italien ist, und auch Du bist ja jetzt ein freier Mann.«

»Und Margarethe?«

»Ah, die Kleine soll uns begleiten als ein lieblicher Schutzengel, und sie wird unsere Freundschaft mit einem noch festeren Bande zusammenweben.«

»Das brauchte es wohl eigentlich bei uns nicht,« gab Roderich zur Antwort, indem er dem Freunde die Hand reichte; »doch bin ich so müde vom vielen Arbeiten in der letzten Zeit, daß ich nicht einmal mit Genuß an eine größere Reise denken mag. Lieber möchte ich so mit Dir Tage, ja, Wochen und Monate lang im eigenen schönen Lande herumfahren; ich möchte das Kind mit seinem ehrlichen Gemüthe nicht gern für längere Zeit mit mir in die Fremde nehmen, und es verlassen könnte ich noch weniger; seine guten, treuen Augen fesseln mich an die Stadt da unten magisch wie der Ring der Fastrada den großen Kaiser an sein heimatliches Aachen.«

»Ich verstehe Dich,« erwiderte Lytton, der, sich gegen Norden wendend, seine Blicke hinabgesandt hatte nach

der Stadt, welche die Beiden bewohnten und deren Thürme dort am Rande des Gebirges sichtbar waren – »ist sie mir doch auch fast eine zweite Heimat geworden!«

Roderich warf noch einen flüchtigen Blick nach der Gegend, wo Lytton mit der Hand hinwies, dann wandte er sich wieder gegen das prachtvolle Rundgemälde, das wir so eben zu schildern versuchten, und ich sagte nach einem längeren Stillschweigen, im Anschauen versunken: »Ich weiß nicht, woher es kommt, daß der bunte Glanz dieser herrlichen Gegend in mir eine fast wehmüthige Stimmung hervorruft – eigentlich nur eine Sehnsucht, des Winters ertödtender Hand, welche in Kurzem hier Blätter und Beeren abstreifen wird, zu entfliehen. – Schau da oben jene Zugvögel – o, wer mit ihnen ziehen könnte, von einer Bergspitze zur andern, immer weiter und weiter, der Sonne nach – –

O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich sah' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,

Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen,
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!
Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!
Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.«

»Welch wunderbare Poesie,« sagte Lytton, der, auf Roderich's Schulter gestützt, lange schweigsam neben ihm stand und die Blicke schweifen ließ auf das herrliche Rundgemälde zu ihren Füßen – »welch' wunderbare Poesie – wir haben doch in der Art nichts Aehnliches! – Doch laß uns zurückkehren, die langen Schatten, welche Bäume und Felsen gegen uns werfen, mahnen uns an den hereinbrechenden Abend.«

»Wir machen den gleichen Weg in's Thal hinab?« fragte Roderich.

»Ei, das will ich meinen, ich werde doch meine Jagdbeute nicht im Stiche lassen! Auch Du würdest es mir wenig Dank wissen, denn trotz der Poesie unseres Spazierganges wirst Du Dich nach einem kleinen Diner sehnen,

bei dessen Anfertigung ich selbst meine ganze Kochkunst entwickeln werde.«

Langsam stiegen sie abwärts; unten im Thale an der Stelle angekommen, wo Lytton gefischt, fand er seine Beute noch unversehrt, gerade da, wo er sie im Bache verborgen hatte.

Roderich war einige Schritte an der Bergwand hinaufgestiegen, um von dem Platze, wo er vorhin gesessen, noch einen Blick auf die Felsmasse zu richten, die er auf's Papier geworfen, und sie alsdann noch einmal mit seiner Zeichnung zu vergleichen.

»Hollah ho!« rief der Andere von unten herauf, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich will Dir etwas sagen: da Du mir Lust zu haben scheinst, nochmals jene allerdings malerische Steingruppe vorzunehmen, so will ich Dich in dieser Arbeit nicht stören, vielmehr vorseilen und unser Diner besorgen – ist Dir's recht?«

»Gewiß!« entgegnete ihm Roderich, dem es erwünscht war, erschien Gedanken, trüben Bildern, die sich ihm aufdrängten, nachhängen zu können, ohne gestört zu werden. Der Blick, den er dort oben in die herrliche Natur gethan, hatte sein Herz weit geöffnet, dasselbe aber in Erinnerung an die letztvergangenen Tage und an die zweifelhafte Zukunft, wenn er seiner Häuslichkeit gedachte, trübe gestimmt.

Er hatte sein Skizzenbuch aufgeschlagen, blickte längere Zeit über die Blätter hinweg, und als er seiner Zerstreuung endlich inne wurde, schlug er das Buch zu und begab sich ebenfalls auf den Heimweg.

In kurzem hatte er das Ende der Schlucht erreicht, und dort erweiterte sich der Fußweg, um alsdann in die Straße einzubiegen, welcher nach dem Dorfe Erkrath führte. Hier war noch ein reizender Punkt, wo man das freundliche Dörfchen vor sich liegen sah, besonders schön in Abendbeleuchtung wie jetzt. Roderich hatte schon öfters von dieser Stelle aus eine Zeichnung machen wollen und blieb auch jetzt wieder stehen, indem er im Geiste die Gränzen zu einem kleinen Bilde bestimmte, ja, er öffnete sein Skizzenbuch und warf ein paar Linien auf das Papier, wobei er aufrecht stehen blieb. Wenige Schritte vor ihm lief die Straße gegen das Dorf zu, derer wir so eben erwähnten und wo Leute hin und her gingen, die er aber nicht beachtete und welche eben so wenig auf den unbekanntem Maler Rücksicht zu nehmen schienen – und doch ging jetzt eine Bäuerin vorüber, an deren Seite sich eine andere Frau befand, welche beim Anblicke Roderich's eine fast ungestüme Bewegung machte und ihren Kopf plötzlich rückwärts wandte.

Diese Bewegung konnte ihm nicht entgehen, ja, sie beschäftigte ihn mit Einem Male so ausschließlich, daß er Hand und Skizzenbuch herabsinken ließ und hastig einige Schritte vorwärts machte; dann blieb er aber eben so rasch wieder stehen und blickte mit Verwunderung und Staunen auf eine Dritte, welche, den Anderen folgend, vorüberging, eine Gestalt, welche er augenblicklich erkannte, ein ernstes Gesicht mit großen, glänzenden Augen, die ihn befremdet, fast traurig anschauten.

»Conchitta!«

Sie war es, und er sprach ihren Namen laut genug aus, daß sie ihn hätte vernehmen können, sich umschauen müssen und stehen bleiben. Da ging sie ruhig ihres Weges weiter, nicht rascher, nicht langsamer, nach einem leichten Kopfnicken.

Roderich brauchte sich übrigens nicht sehr zu beeilen, um mit wenigen seiner größeren Schritte an Conchittas Seite zu sein.

»Wie ich überrascht bin, Sie hier zu sehen, Conchitta,« sagte er mit bewegter Stimme, »o, so freudig überrascht – hatte ich doch keine Ahnung davon, daß Sie hieher gegangen seien!«

»Auch ich hätte nicht erwartet, Sie hier zu finden, Herr Olfers, sonst . . . «

Da sie diesen Satz nicht vollendete, so that dies der Maler mit einem gezwungenen Lachen, indem er sagte: »Sonst würden Sie sich wahrscheinlich gehütet haben, hieher zu kommen; es gehört nämlich nicht viel dazu, diesen Gedanken zu errathen, er paßt so ganz zu der Vernachlässigung, die ich in neuerer Zeit von Ihnen erfahren – ach, eine Vernachlässigung, die mich schmerzlich berührte! Wir haben so sehnlichst gewünscht, Sie noch bei uns zu sehen, ich und meine kleine Margarethe . . . «

»Ach ja – Margarethe,« erwiderte das junge Mädchen, ihre Stimme schmerzlich erhebend, »o, ich habe an das Kind gedacht, viel, sehr viel an es gedacht!«

»Und doch wäre es Ihnen so leicht gewesen, diese Gedanken in ein paar freundliche Worte zu verwandeln, was uns erfreut, glücklich gemacht hätte! O, was hätte

ich darum gegeben, Conchitta, an einem gewissen Tage Ihre gute, sanfte Stimme zu vernehmen!«

Die junge Spanierin machte einen raschen Schritt, wie um von seiner Seite zu kommen, wobei sie sagte: »Dort vor uns geht Mercedes, sie wird nicht wissen, wo ich bleibe.«

»O, beunruhigen Sie sich nicht darüber,« gab der Maler zur Antwort: »Mercedes hat schon ein paar Mal rückwärts geschaut und mich gewiß erkannt; wir sind ja alte Bekannte, sie vergißt ihrer guten Freunde nicht so leicht!« – Er schaute sie mit einem langen Blicke an, und als sie, anstatt irgend etwas zu erwiedern, vor sich auf den Boden niedersah, fuhr er mit einer anmuthigen Bewegung fort: »Darf ich vielleicht fragen, Conchitta, ob Sie einen längeren Aufenthalt hier nehmen wollen?«

»Wir wollten ein paar Tage bleiben.«

»Ah, Sie wollten – doch jetzt wollen Sie das natürlicher Weise nicht mehr?«

»Das habe ich gerade nicht gesagt.«

»Es ist dies ein so glücklicher und angenehmer Zufall, Conchitta,« fuhr er mit einem herzlichen Tone fort; »erinnern Sie sich wohl, daß wir vor längerer Zeit davon sprachen, eine kleine Partie zusammen zu machen? Natürlich Sie mit Mercedes und ich mit einem Freunde. Lytton ist bei mir, er ist mir vorausgegangen und wird sich unendlich freuen, Sie zu sehen. Wir hatten es damals besprochen, irgend etwas gemeinschaftlich zu zeichnen, und Sie wollten alsdann Ihr Blatt nach dem meinigen corrigiren – war es nicht so? O, Sie müssen sich erinnern!«

Er sagte das so mit dem Ausdrucke inniger Freude, daß sie wohl nicht anders konnte, als langsam ihre Augen erheben und ihn einen Moment anzublicken; doch war es nicht der offene, ruhige Blick von früher; ihr Auge erschien unstedt, verschleiert, und statt sich dessen, was er sagte, mit einer heiteren Miene zu erinnern, sah sie ihn ernst and trübe an, wobei sie ihre feinen Lippen fest auf einander preßte.

»Der Zufall regiert die Welt und uns Alle,« sagte er hierauf mit einem angenommenen Frohsinne; »was wir so lange überlegten, ich wenigstens, woran ich so oft und so gern gedacht und was nie zur Ausführung kommen wollte, da gelingt es mit Einem Male, da ist es der Zufall, welcher mir das Glück verschafft, Sie an einem so wundervollen Tage, in Glanz und Sonnenschein, in göttlicher Freiheit, umgeben von Berg und Thal wiederzusehen – o, wie ich mich darüber freue! Lassen Sie mich sehen, was Sie gezeichnet haben.«

Sie reichte ihm zögernd ihr Skizzenbuch, welches er, stehen bleibend, öffnete and eine Partie aus der Felschlucht fand, die ihm bekannt war.

»Das ist der Blick aus der Neanderhöhle in's Freie,« sagte er – »sehr gut, Conchitta, richtig gezeichnet und mit kräftigen Strichen behandelt. Waren Sie so eben dort?«

»Wir kommen gerade daher.«

»Das war nun aber nicht liebenswürdig von dem eben noch so gepriesenen Zufalle; auch ich hatte mir heute Morgen vorgenommen, jene Ansicht zu zeichnen, blieb aber weiter unten, weil Lytton fischen wollte.«

Sie streckte die Hand nach ihrem Buche aus, da sich die Entfernung zwischen ihr und Mercedes durch Roderich's Stehenbleiben bedeutend vergrößerte.

»Wäre es nicht schön gewesen, wenn wir dort gemeinschaftlich gezeichnet hätten? Es würde alsdann doch etwas in Erfüllung gegangen sein von jener hübschen Idee! – Wo wohnen Sie im Dorfe?«

»Wir nahmen keine Wohnung,« erwiderte das junge Mädchen in ruhigem, festem Tone; »wie ich vorhin schon sagte, hatten wir anfänglich wohl die Absicht, ein paar Tage hier zu bleiben, doch meinte Mercedes, es sei viel besser, Abends nach der Stadt zurückzukehren und auch ich bin vollkommen ihrer Ansicht.«

»Nur verlieren Sie dadurch den entzückenden Morgen mit seinem herbstlich prächtigen Dufte,« gab er mit großer Ruhe zur Antwort – »und auch am Abende entgeht Ihnen viel; denn während Sie im Wagen auf der staubigen Chaussee fahren, haben wir hier das Aufsteigen der Nacht in den reizendsten Abstufungen – ah, und erst den Wasserfall dort drüben im Mondscheine, man kann nichts Entzückenderes sehen!«

Er sprach das mit einzelnen Pausen, während er langsam an ihrer Seite dahinging, umsonst erwartend, daß sie ihm irgend eine Antwort geben würde, um ein weiteres, lebhafteres Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Doch war sie entsetzlich einsilbig, und alles, was er vernahm, war vielleicht ein kaum hörbares Ja oder eine zweifelhafte Zustimmung, indem sie sagte: »Ich glaube es, Herr Olfers.«

Er fühlte es dabei deutlich, wie diese kalte Ruhe sein Herz schneller schlagen machte und ihm das Blut rascher nach den Schläfen trieb; wäre sie unbefangen gewesen, wie früher, mittheilsam, hätte mit ihm geplaudert, wie sie es sonst wohl zu thun gewohnt war, so würde sich seine trübe Stimmung vielleicht in eine linde, wohlthuen- de Wehmuth verwandelt haben, und er hätte ihr offen sein Leid geklagt, hätte ihr wie einer Freundin von den letzten traurigen Tagen erzählt und würde sich durch ein tröstendes Wort glücklich gefühlt haben; so aber wurde er durch ihre scheinbare Theilnahmlosigkeit, durch ihre abstoßende Kälte tief verletzt, eine Bitterkeit, welche seinem Herzen sonst fremd war, stieg in ihm auf und verwandelte sich auf seinen Lippen in Worte, die er sonst gewiß nicht gesprochen hätte.

»Ah,« fragte er in einem Tone, der wie Hohn klingen sollte, jedoch einen tiefen Schmerz nicht verkennen ließ, »Sie ziehen sich wohl von Ihren alten Freunden zurück, Fräulein Conchitta, weil Sie neue gefunden haben, deren Umgang Ihnen passender, ja, lohnender erscheint?«

»Ich weißt nicht, was Sie damit sagen wollen.«

»Was Jedermann sagt, was Alle sagen, welche Sie zu kennen das Glück haben!«

»Deren Zahl ist gering,« erwiderte sie mit sanfter Stimme, »Sie wissen am besten, daß ich wenige Bekannte habe – und Freunde,« setzte sie mit einem raschen Aufblicken hinzu, »vielleicht gar keine!«

»Sie weichen mir aus, »wodurch ich am besten fühle, wie Recht ich hatte, vorhin zu sagen, daß Sie Ihre bewährten Freunde, ohne sich einen Vorwurf zu machen, einer neuen, gelinde gesagt, eigenthümlichen Wendung ihres Schicksals opfern!«

»In der That, Herr Olfers, ich verstehe Sie nicht, und Sie würden mich verpflichten, wenn Sie in offenen, deutlichen Worten, wie ich es sonst an Ihnen gewohnt war, zu mir reden wollten!«

»Es gibt Dinge,« entgegnete er mit einer eigenthümlich klingenden Stimme, »die man nicht anders sagen kann, als vor Aufregung zitternd oder indem man laut und lustig hinauslacht!«

»So thun Sie es in der letzten Weise,« erwiderte sie fest und entschlossen; »ich liebe es, meine Bekannten heiter zu sehen!«

»Und Sie haben das wunderbar getroffen, von der Sache läßt sich auch am besten lachend sprechen!«

»Nun denn, so erzählen Sie mir lachend.«

»Man sagt, Sie seien im Begriffe, sich zu vermählen.«

»Ei, man interessirt sich in so weit für mich?«

»O, man interessirt sich noch mehr für Sie, man beschäftigt sich sehr mit dieser Ihrer sonderbaren Idee, man lacht darüber, man spöttelt darüber, man findet es unbeeigentlich – ah,« setzte er hinzu, indem er seine Stimme gewaltsam zur Ruhe zwang, es gibt Leute, die toll vor Vergnügen darüber werden könnten! – Aber nicht wahr, Conchitta,« fuhr er auf einmal in ganz verändertem weichem Tone fort, »es ist das eine Lächerlichkeit, was man

sagt, Sie haben nicht die Ambition, Madame Schmitz zu werden?«

Er legte seine Hand auf ihren Arm, und da er im gleichen Augenblicke stehen blieb, so sah auch sie sich zum Verweilen gezwungen. Doch wandte sie ihr Gesicht dem Strauße von Feld- und Waldblumen zu, den sie in ihrer Hand trug, und erst nachdem sie ein paar Secunden so gestanden und er seine Frage mit einer beängstigenden Dringlichkeit wiederholt hatte, drehte sie ihren Kopf herum und schaute ihn mit ihren großen, glänzenden Augen an, anfänglich nicht ernst, nicht traurig, sogar mit einem aufblitzenden Humor, und dabei kräuselten sich ihre Lippen, als wollte sie ihm eine heitere Antwort geben; doch als sie sah, wie der sonst so ruhige Mann mit der festen, sicheren Haltung finster, fast drohend vor ihr stand und wie seine Lippen zuckten, da erwiederte sie in derselben kalten Ruhe, wie früher:

»Jedermann sucht sein Schicksal zu verbessern – warum sollte ich es nicht auch thun?«

»Ah, das ist nicht Ihr Ernst, Conchitta, Sie wollen sich über mich lustig machen, Sie sahen, wie sehr mich diese Sache angriff, und Sie trieben Ihren Scherz weiter, als Sie vielleicht selbst gewollt!«

»Man scherzt nicht mit so ernsten Dingen.«

»Gewiß nicht, oder man gesteht es gleich darauf, und nicht wahr, Sie gestehen mir, daß Sie gescherzt haben? Sie sahen mich verdrießlich, traurig – ich erwähnte dieses lächerlichen Gerüchtes in unverantwortlicher Heftigkeit, und um mich zu erheitern, zu zerstreuen, gaben

Sie mir jene beistimmende Antwort – gewiß nur deßhalb, Conchitta!« fuhr er in einem leidenschaftlichen, vor tiefer Wehmuth zitternden Tone fort. »Sie wollten mich durch diesen Scherz erheitern, denn Sie wußten ganz genau, wie ernst, wie traurig mich die letzten Erlebnisse gestimmt, Sie wußten, was mich betroffen – mein Haus ist verödet!«

Das junge Mädchen zuckte zusammen und wandte sich zu rascherem Gehen; doch legte er sanft ihren Arm in den seinigen, und so mußte sie ihre Schritte mäßigen.

»Sie wußten, was mich betroffen?« wiederholte er seine Frage, »und Sie werden es begreiflich finden, daß ich es vorzog, hier in der schönen Natur zu leben, als bei mir, mich vergeblich umschauend, durch die leeren Zimmer zu schreiten – ich bitte Sie um Alles, was werth und heilig, beantworten Sie mir meine Frage: Sie wußten, was mich betroffen?«

»Ja, ich wußte es – o, es ist fürchterlich, daß es dahin kommen mußte! Könnten Sie in mein Herz sehen, Herr Olfers, o, könnten Sie es mit mir fühlen, wie tief ich dieses entsetzliche Ereigniß beklage!«

»A–a–a–ah! Auch Sie finden, wie dieses Ereigniß so beklagenswerth für mich, für mein Kind, für mein Haus, für meine Zukunft sei?«

»Und für Alle, die es gut mit Ihnen meinen; Sie werden doch nicht daran zweifeln, daß ich zu diesen gehöre?«

»Und Sie glaubten nicht an die Nothwendigkeit, dieses unglücklichen Ereignisses, wenn wir es so benennen wollen!«

»Nie, nie – gewiß nicht!«

»Sie halten es nicht, wie Alles, was uns begegnet, für eine Fügung, die sich zum Guten und Besseren wenden kann?«

»Ich nicht – gewiß nicht!«

»Vor Ihnen liegt also meine Zukunft, wenn Sie die Güte haben wollten, sich mit derselben einen Augenblick zu beschäftigen, trüb und finster, trostlos finster, Sie lassen mir nicht die Hoffnung auf einen einzigen freundlichen Lichtstrahl, auf einen Stern, der doch wieder aufsteigen könnte, um mein nächtliches Leben zu erhellen? – O, ehe Sie antworten, Conchitta, lassen Sie mich noch zwei Worte zu Ihnen reden: Seit jenem Ereignisse, dachte ich wie Sie, all' die vergangenen Tage, gestern noch, heute, die anscheinend so lachende Natur hatte für mich einen Grundton von Trauer: der klare, glänzende Himmel schien mir umflort, wenn ich an meine Zukunft dachte – da mit Einem Male sah ich Sie, und mit Ihnen erschien mir ein heller, verheißender Stern!«

»Nicht diese Worte, Herr Olfers, aus Barmherzigkeit nicht solche Worte! – habe ich denn eine übermenschliche Kraft, um das zu ertragen?« setzte sie leise mit sich selbst redend hinzu.

»Und jetzt geben Sie mir eine Antwort auf meine Frage von früher – gibt es keine Hoffnung für mich, Conchitta? – Nicht für heute und morgen,« fügte er hastig bei, »nicht für die nächsten Monde, meinerwegen nicht einmal für die nächsten Jahre – gibt es keine Hoffnung für mich?«

»Keine,« erwiderte sie mit ruhiger, fester Stimme, indem sie sanft und langsam ihren Arm aus dem seinigen zog.

»Keine« – wiederholte er mit tonloser Stimme – »wenn Sie das sagen, muß es wahr sein – also keine.«

Trotzdem sie fürchtete, ihn anzuschauen, wollte sie ihm doch zeigen, daß sie nach den eben ausgesprochenen Worten keine Scheu habe, ihn anzublicken; doch bemerkte sie wohl, wie furchtbar er litt: seine Rechte, mit der er sich über die Stirn strich, war feucht von Schweiß.

»Eine traurige Wahrheit,« sagte er alsdann, »ist immer besser, als ein langer Zweifel – darf ich um Ihren Arm bitten, mein Fräulein, um Sie nach Hause zu begleiten? Seien Sie überzeugt, daß ich mit Ihnen von meiner Zukunft nicht mehr reden werde; wir wollen uns nur mit der Ihrigen beschäftigen, und ich thue dieses gern, indem ich mir erlaube, Ihnen auf's herzlichste zu gratuliren.«

Während er so sprach, blickte er das junge Mädchen nicht an, sondern schaute an den westlichen Himmel, welcher so klar und glanzvoll erschien und auf dem sich alle entfernten Gegenstände schwarz wie auf Goldgrund abhoben. Die Sonne war verschwunden, und trotz des immer noch grellen Lichtes, welches über dem Horizonte flammte, sah man doch schon einen Stern silbern glitzernd in dem flüssigen Golde des Abendhimmels glänzen.

»Ah,« sagte der Maler, nach einer langen Pause auf den Stern zeigend, »wie denkt man dort droben milder und gütiger für mich! – Und nun reichen Sie mir Ihren Arm,

Fräulein Conchitta,« wiederholte er, »ohne Sorge, ohne Unruhe, ich werde Sie nur von Dingen unterhalten, die Ihnen angenehm sind.«

Sie legte schüchtern ihren Arm in den seinigen, sie ging ein paar Schritte schweigend neben ihm her, und erst als er mit gewaltsam angenommener Heiterkeit, seine Aeußerung von vorhin wiederholend, sagte: »Gewiß, wir wollen diesen kurzen Rest unseres Weges noch lustig sein, ich will Sie nur von Schöнем und Angenehem unterhalten« – antwortete sie in weicherem Tone als bisher: »Das können Sie nicht und das verlange ich auch nicht, Herr Olfers; denken Sie von dem, was die Leute sagen, wie es Ihnen gutdünkt, halten Sie mich meinetwegen für kalt, für gefühllos, nur um Eines beschwöre ich Sie, glauben Sie mir, daß die Antwort, welche ich Ihnen vorhin gab und die ich Ihnen geben mußte, von mir vollkommen überlegt war!«

»O, daran habe ich nie gezweifelt – wer würde es wagen, Sie mit Ihrem ruhigen Gemüthe und Ihrem kalten Nachdenken einer Uebereilung anzuklagen? Ich gewiß nicht!«

»O, Herr Olfers,« sagte sie mit bebender Stimme, »sagen Sie mir nicht solche Worte, sprechen Sie nicht mehr mit mir!«

»Und warum sollte ich nicht mehr mit Ihnen sprechen bei einer so passenden Gelegenheit, an einem so schönen Abende?«

»Weil mir der Ton Ihrer Stimme weh thut!«

»Es ist traurig genug für mich, daß Ihnen Alles an mir mißfällt, sogar der Ton meiner Stimme!«

»O, schweigen Sie – ich beschwöre sie bei Allem, was Ihnen heilig ist!«

»Gut denn, ich werde Ihnen gehorchen, mein Fräulein.«

Und abermals fuhr er mit der Hand über seine von Schweiß befeuchtete Stirn.

Conchitta fühlte an seinem bebenden Arme und am zitternden Klange seiner Stimme, wie schmerzlich bewegt er war, und da sie die ruhige, feste, so schwer aus dem Gleichgewichte zu dringende Natur wohl kannte, so hatte sie das tiefste Mitleiden mit seinem Zustande und mußte sich daher gewaltsam zwingen, um nicht in Thränen auszubrechen, und dieses um so mehr, da sie wohl fühlte, daß sie etwas Versöhnliches zu ihm sprechen mußte. – »Ich habe Sie immer für meinen Freund gehalten,« sagte sie deßhalb nach einer Pause, indem sie ihn mit einem innigem herzlichen Blicke anschaute – »ich habe so wenig Freunde – wohl nur einen einzigen – lassen Sie mich meinen einzigen Freund nicht verlieren!«

»Ihren einzigen Freund? Einen Ihrer vielen Freunde, wollen Sie sagen, und einen, dessen Verlust Sie bald verschmerzen würden!«

»O, nie, nie – Roderich!« rief sie in leidenschaftlichem Tone – es war heute zum ersten Male, daß sie seinen Namen so ohne ohne alles Weitere aussprach.

»O – Conchitta, meine geliebte Conchitta, haben Sie Mitleid mit mir!«

Das junge Mädchen zuckte schauernd zusammen und wandte sich so rasch von ihm ab, daß ihre Hand aus seinem Arme glitt.

»Conchitta.«

Sie stand einen Augenblick wie unentschlossen da, ja, als wollte sie sich gegen ihn wenden, doch nur eine Sekunde, als sie, aufschauend, ihre Schwester wahrte, welche zurückgekommen war, um nach ihr zu sehen.

»Ah, Merced,« rief sie in einem bebenden Tone – »komm, laß uns von Herrn Olfers Abschied nehmen, der so freundlich war, mich bis hierher zu geleiten!«

Worin der Abschied bestand, den die beiden Schwestern von ihm nahmen, wußte er später nicht mehr ganz genau; war es doch so dunkel geworden in seinem Innern wie in der Natur, nur der glänzende Himmel stand noch vor ihm in all' seiner Pracht, und während der Stern seiner Hoffnung untergegangen war, strahlte jener Stern am nächtlichen Himmel immer noch in unveränderter Klarheit.

XXIV. WIR SITZEN SO FRÖHLICH ZUSAMMEN.

Der Herbst hatte sich aus einem ältlichen, heiteren, zierlichen, geputzten, fruchtspendenden, Näscherei verschenkenden, behaglichen Junggesellen, aus einem Lebemann, welcher gern mit vollen Händen austreut, was gut und theuer ist, welcher selbst dann noch herzlich zu lachen pflegt, wenn man ihn auf verwelkte Blätter aufmerksam macht, – der trotzdem, daß sein Haar schon bedeutend anfängt, zu ergrauen, doch gern mit jungen,

hübschen Mädchen schäkert, lockeren Busentüchern gefährlich wird mit seinen indiscreten Windstößen, der besonders mit dem reichlich niedergestreuten Thau eine wahre Perfidie treibt und junge Damen, welche an einem schönen herbstlichen Morgen durch das Gras schreiten, nöthigt, von ihren weißen Strümpfen mehr sehen zu lassen, als gerade ihre Absicht war, – ja, der Herbst, jener schlimme Geselle, jener Verführer von Alt und Jung, mit seinem süßen Most und seinem brausenden, jungen Weine, den er, lustig tänzelnd, mit einem anakreontischen Lächeln auf den grell geschminkten Wangen, in blinkender Schale, mit den letzten Rosen bekränzt, älteren Damen und bejahrten Herren credenzt oder auch jungen Mädchen zur Zeit der Weinlese, daß sie schelmisch lächelnd, mit allerliebster geröthetem Gesichte die frischen, weißen Zähne zeigen und das Grübchen im Kinn wenn sie sich so, scheinbar widerstrebend, nach irgend einer begangenen Unthat zur Strafe dort hinter der immer noch grünlichen Weinlaube fangen lassen – ja, dieser Herbst, dem wir Alle gut sind und den wir nach dem heißen, staubigen Sommer so gern empfangen und damit eine alte, liebe Bekanntschaft erneuern, er hatte auch einmal wieder ausgetobt, der gute, alte Junge, und sich nach leichtem Froste weniger Nächte in einen grämlichen, lebensmilden, schwerathmenden, verdrießlichen Alten verwandelt. Vorüber war der Schimmer jener scheinbar zweiten Jugend, des Alte-Weiber-Sommers mit seinen warmen Tagen, mit seinem Glanze und seiner Pracht, mit den letzten Schmetterlingen, den letzten

Rosen und jenen weißen, leuchtenden Sonnenfäden, den Blüten des Herbstes.

Da saß der alte Herbst, verdrießlich eingehüllt in Regenschirm und Nebelschleier, seit den wenigen Tagen nicht mehr zu kennen, mit feuchten Augen und Tropfen an der Nase, mit gefurchter Stirn, Runzeln im Gesichte und eingefallenen Wangen, ein grämlicher, keifender, alter Mann, der sich schauernd nach seinem Kaminwinkel umsieht und der auf die ganze Welt böse ist, weil sie ihn nicht mehr schön und angenehm findet, weil er nicht mehr im Stande ist, ihre Freuden zu theilen, und der seinen Arzt haßt, weil er ihn auf Flanell und Hühnerbrühe gesetzt.

Und wie er jetzt murrte und schillte, der unausstehliche Alte, wie er die Regenschirme mißhandelt und Hüte, die etwas locker auf den Köpfen sitzen, wie pöbelhaft er mit den Damen umgeht, seine Spässe mit Busentüchern und Rocken übertreibt, um auf solch' indiscrete Art noch ein letztes Lächeln hervorzulocken!

Pfui, dieser alte, häßliche Herbst!

Wie freue ich mich, wenn diese trüben, nebeligen Regentage einmal vorüber sind und eine gesunde Kälte kommt!

So dachten und denken Viele und sprechen das auch wohl aus, ebenso wie unser Freund Walter im gemeinschaftlichen Wohnzimmer des Hauses zum Reichsapfel, wo er an einem der Fenster saß und mit dem kleinen

Tischchen, auf dem sich ein Zeichenbrett mit einem angefangenen Aquarell befand, unmuthig hin und her rückte, wobei er finster an den wie mit einem grauen Schleier überzogenen Himmel emporsah.

»Ist das ein Wetter,« brummte er – nein, ich behaupte, es ist gar kein Wetter! Der gute Stoff an blauem Grunde ist da oben ausgegangen, und bis ein neues Stück vom Lager heruntergegeben wird, müssen wir uns mit dem trübseligen Unterfutter begnügen, da mag ich meinen Tisch rücken, wie ich will, immer habe ich falsches Licht – zu malen wäre rein unmöglich.«

Rodenberg saß am anderen Fenster und zeichnete eine seiner kunstvollen Compositionen auf Holz. »Mir geht's auch nicht besser,« sagte er, »und dabei schillern die Bleistiftstriche wie toll auf der glatten Fläche.«

»Doch brauchst Du Dich mit Schatten und Licht nicht so abzuquälen, wie ich bei diesen verfluchten Aquarellen; ich möchte mich selbst bemauschellen, daß ich eine solche Arbeit übernommen.«

»Dir schadet das gar nichts,« entgegnete der Andere, ruhig fortarbeitend, »wie oft hast Du die Nase gerümpft über unsere kleinliche Zeichnerei, wie Du es nanntest, und dagegen gerühmt, welche Wonne darin läge, den Pinsel zu führen mit großartiger Handbewegung – so ungefahr!« – Er beschrieb lachend mit seinem Bleistifte eine große Curve in der Luft.

»Ich habe Euch zeigen wollen, daß das Aquarelliren gar keine so große Kunst ist – und der Teufel soll die großen Bilder holen! Da malt man Jahr aus und Jahr ein,

schickt hundert Quadratellen Leinwand auf allen Ausstellungen herum, wird gut und schlecht recensirt und kann Hungers sterben, bis der Messias kommt, der uns von unserem Bilde erlöst! Und was gut ist, wird überhaupt nicht mehr gekauft – Alles Protection, Alles Schwindel – es ist nie etwas Wahreres gesprochen worden, als was ich so oft gesagt: die deutsche Kunst ist todt, und wenn wir nicht so feige wären, ließen wir uns mit ihr begraben!«

»Du bist eigentlich ein übermüthiger Kerl,« gab ihm Rodenberg nach einer Pause zur Antwort, »und treibst die Malerei wie ein großer Herr, jetzt, wo das Licht nimmer ausreicht, um Dein Bild fertig zu machen, stellst Du es bei Seite und lässest Dich herab, für sehr viel Geld, das man Dir bezahlt, ein Aquarell zu malen – he, Rafael,« rief er, indem er das Gesicht der Thür zuwandte –; »für das, was man Dir bietet,« fuhr er alsdann fort, »hätte ich ebenfalls mit großem Vergnügen ein paar wässerige Wolken gemalt mit der heiligen Cäcilie, nach himmlischen Tönen lauschend.«

»Versucht würdest Du es allerdings haben, hättest Dich aber dabei erbärmlich blamirt – es ist ein großer Unterschied, das geduldige Papier mit einem langweiligen Bleistifte zu mißhandeln, oder ein kleines Bild in Wasserfarben mit Kraft und Tiefe auszuführen, und ich hoffe, es soll mir gelingen,« setzte er mit Stolz hinzu, indem er mit einer leichten Neigung des Kopfes seine Arbeit von der Seite betrachtete.

»Und zu welchem Zwecke wurde das Aquarell bei Dir bestellt?«

»Es gibt ein Titelblatt zu einem Album – weißt Du, »der dankbare Liederkranz seinem hochverehrten Capellmeister oder dergleichen – eine Weihnachtsgabe.«

»Ah, jetzt verstehe ich erst die lauschende Cäcilie, die Aermste möchte gern einmal einen guten Gesang hören – es wäre famos, Walter, wenn Du irgend einen Zug von Melancholie in ihr Gesicht legen könntest!«

»Ich bekomme dafür acht Louisd'ors – gut zu gebrauchen beim Jahreswechsel,« setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu – »nicht wahr, das ist nicht schlecht bezahlt? Sonst hätte ich mich auch dafür bedankt.«

Rodenberg piffte leise vor sich hin, und da auch Walter, außer einigem unverständlichen Murren und Brummen, das vorige Gesprächsthema nicht weiter fortzuführen Lust zeigte, so vernahm man eine Zeit lang nichts mehr, bis endlich Rodenberg mit noch lauterer Stimme als vorhin, gegen die Thür gewandt, schrie: »He, Rafael – wo steckt denn dieser infame Schlingel wieder?«

»Was willst Du denn eigentlich? Warum dieses mörderische Geschrei?«

»Ich brauche dort von dem Kasten ein paar Bleistifte und mag nicht aufstehen, denn ich kenne mich – ich trödle alsdann herum und verliere zu viel Zeit.«

»Nun, da ich mir gerade eine Pfeife stopfen will, kann ich Dir Deine Bleistifte mitbringen.«

»Ich danke Dir, Walter – Numero zwei und vier, wenn Du so gut sein willst – dort aus meinem Faber'schen Etui.«

»Da hast Du sie.«

»*Merci!*«

Walter zündete seine kurze Pfeife an und stellte sich alsdann hinter den Stuhl seines Freundes, um dessen Holzzeichnung zu betrachten.

»Dieses Blatt vom Wettrennplatz ist Dir recht gelungen – wie ausgezeichnet der Vordere den breiten Graben nimmt!«

»So war es auch, ich habe nie schöner reiten sehen, der ganze Mann unbeweglich bis auf die rechte Hand, die er, um das Gleichgewicht besser zu erhalten, beim Sprunge langsam in die Höhe hob – ah, ich hätte lieber mitgemacht, statt zu zeichnen!«

»Und hättest bei dem ersten Preise wahrscheinlich auch mehr verdient.«

»Das weiß Gott – es ist ein Scandal, wie man bezahlt wird, oder wie diese verfluchten Buchhändler wenigstens den Versuch machen, uns zu bezahlen! Bot mir doch neulich so ein schädiger Filz an, er wolle mich für meine Blätter nach dem Quadratzoll honoriren! Ich hab' ihm aber heimgegeigt – und die ewigen Ausstellungen, die man sich gefallen lassen muß, die Veränderungen, welche sie verlangen – ach, wenn ich jetzt einen Brief erhalte mit dem Poststempel Leipzig oder Stuttgart, dann eröffne ich ihn nur, wenn ich ohnehin schon schlecht gelaunt bin!«

»Was bei Dir jetzt häufig der Fall ist.«

»Ich kann es nicht läugnen,« seufzte der Andere, »habe aber meine Ursache dazu! – In den Briefen heißt's alsdann: ›Sie haben unsere Ideen nicht richtig aufgefaßt‹ – als wenn so ein Kerl überhaupt Ideen hätte – oder: ›Ich

bedauere, Ihnen Ihre Zeichnung zurückschicken zu müssen, da Sie auf unsere Intentionen durchaus nicht eingegangen sind – und was Dir das für Intentionen sind! Das betrifft vielleicht irgend einen vornehmen Herrn, der bei dieser oder jener Gelegenheit recht vornhin gestellt sein wollte, oder vielleicht auch das Portrait irgend eines sogenannten großen Staatsmannes, bei dem es trotz aller Kunst nicht möglich war, ihm irgendeinen angeborenen dummen Zug zu nehmen, ohne der Familien-Aehnlichkeit zu schaden. In solchen Fällen muß man sich auf's hohe Pferd setzen und schreiben: ›Ich bitte um meine Zeichnung‹, wenn man auch den Betrag dafür sehr sehnlich erwartet.«

»Dein Blatt über unser Künstlerfest hat großes Aufsehen gemacht, Du hast mich sehr gefreut.«

»Ich wollte, sie hätten lieber meine Illustrationen zu Don Quixote genommen – siehst Du, Kerl, Du, der über Alles schimpft, hast mir doch schon öfter gesagt, es seien tüchtige Blätter darunter!«

»Und mit Recht.«

»Ja, was nutzt es mir aber? Die Sammlung wird zurückgewiesen, weil, wie sie mir sagen, ›die Herausgabe dieser an sich vortrefflichen Blätter uns zu weit führen würde, oder weil unsere Pressen gerade stark in Anspruch genommen, oder weil anderweitige Unternehmungen uns zu sehr beschäftigen‹ – hole sie alle mit einander der Teufel! Ich habe kein Glück, das ist eine alte Geschichte.«

»Da kommt Einer, der Glück hat,« sagte Walter lachend, indem er mit dem Kopfe gegen die Thür winkte, zu welcher eben Rüding hereintrat.

Der ehemalige Cupido und Bekannte der Dame in Lila sah in der That wie Jemand aus, dem es augenblicklich gut zu gehen scheint: er trug einen sehr wohlhabend aussehenden neuen Winterrock und sehr weite Beinkleider, in deren Taschen er im Gefühle einer gewissen Behaglichkeit seine Hände tief versenkt hatte. Dazu hatte er auf dem Kopfe eine blausamtmne Morgenmütze mit goldener Troddel, die herrlich saß auf seinem sorgfältig gelockten langen Haar, und zwischen den Lippen bewegte er von einem Mundwinkel zum anderen mit jener unachahmlichen Grazie, die eleganten Rauchern eigen ist, eine soeben angebrannte Cigarre.

»Lord Rüding,« sagte Walter, während der kleine Künstler mit großer Ruhe und viel Behagen näher kam – »Du bist doch ein immenser Kerl, sanfter Eduard; ich möchte nur wissen, woher Du alle die famosen Ideen zu Deinen Bildern hast?«

»Ja, Du mußt in letzter Zeit offenbar Jemanden haben, der Dir mit einem Bischen Geist aushilft!«

»Ich habe Rafael im Verdachte, daß er ihm zu seinen Compositionen verhilft – Rafael ist ein ganz gescheidter Kerl.«

Rodenberg lachte, und selbst der sanfte Eduard ließ sich herab, ein klein wenig zu lächeln; dann sprach er: »Ich bin endlich darauf gekommen, zu Bildern einen ganz natürlichen, ungekünstelten Vorwurf zu nehmen.«

»Kindlich, kindlich!«

»Allerdings kindlich, und ich habe damit durchgeschlagen.«

»In dieser Richtung war allerdings die Erfindung Deines letzten Bildes gelungen zu nennen, zwei hungrige Zigeunerknaben mit einer Rübe.«

»Gelungen, aber hartherzig – ein Künstler von Gemüth hätte ein menschlicher gedachtes Bild gemalt, zum Beispiel einen hungrigen Zigeunerknaben mit zwei Rüben; aber Rüdning ist ein Neidhammel, der selbst im Bilde seinen Nebenmenschen nichts Rechtes gönnt.«

»Wer hat Dein Bild gekauft?« fragte Rodenberg.

»Ein Herr von Schmetterer,« erwiderte der sanfte Eduard würdevoll

»Ein Geizhals, der seinem verschwenderischen Sohne beweisen wollte, mit wie Wenigem ein Mensch auskommen könnte: zwei hungrige Zigeunerknaben mit einer einzigen Rübe – kolossal!«

»Ach was,« lachte Rodenberg, »ein Geizhals kauft keine Bilder; dieser Herr von Schmetterer ist offenbar ein wohlwollender, gutmüthiger Mann . . . «

»Ganz recht, da er Dir Bilder abkauft.«

»Hängt Dein Bild bei sich auf als verkörperte Devise ›Wohlthun bringt Zinsen!«

»Ich würde mich für diese Rübenzinsen bedanken,« meinte Walter; »doch kann man ihm in seinem Bilde ein Plagiat nachweisen,« wandte er sich an Rodenberg – »denke nur an die Savoyardenknaben mit dem Stücke von einer Wassermelone – *plus heureux qu'un roi*.«

»Wenn man so will, ist Alles Plagiat zu nennen – dann bestiehlt der Historienmaler die Weltgeschichte, der Landschaftler unsern lieben Herrgott und der Thiermaler die Arche Noahs – es ist Alles schon dagewesen.«

»Da hat Rüdigung ganz Recht,« wandte sich Rodenberg mit einem leichten Augenzwinkern gegen Walter – »laß ihn im Frieden; Du nanntest ihn vorhin einen Neidhammel und bist doch selbst einer – er wäre froh,« setzte er, seine Worte an Rüdigung wendend, hinzu, »wenn er seine große Cäcilie verkauft hätte.«

»Das wäre mir ein Leichtes,« brummte Walter, »wenn ich mich zur Genremalerei erniedrigen wollte; läge der Sinn für die wahre Kunst nicht in den letzten Zügen, so hätte man auch noch Sinn für etwas Großes, und du sammt Deinen hungrigen Zigeunerknaben, Ihr könntet Hunde führen bis Bautzen!«

»Was hast Du jetzt zu malen angefangen?« fragte Rodenberg nach einer Pause.

Rüdigung zog die Hände aus seinen weiten Hosentaschen hervor und legte sie auf dem Rücken zusammen mit der wohlhabenden Miene eines Mannes, der sein Schäfchen im Trocknen hat und der nun so aus vollem Säckel ausgeben kann, wann er will: »Ich habe der Ideen mehrere, daran fehlt es mir überhaupt nicht, nur bin ich ein Bischen wählerisch im Punkte der Ausführung.«

»Ich hoffe, Du hast Deine Wahl schon getroffen,« meinte Walter.

»Das habe ich, und wahrlich keine schlechte.«

»So laß hören, sanfter Eduard.«

»Um abermals Euren Neckereien zu dienen?«

»Lache darüber und denke, wer zuletzt lacht, lacht am besten – also Deine Idee?«

Rüding setzte zuerst seine Cigarre wieder in Brand, die ihm ausgegangen war, dann ließ er sich rittlings auf einen Stuhl nieder und sagte, offenbar erfreut, eine vortreffliche Idee Preis geben zu können: »Ich male eine ländliche Scene: drei Bauernbursche, welche Abends beim Scheine einer Laterne durch Schnee und Wind nach Hause zurückkehren . . . «

»Darin sehe ich nichts Besonderes!« rief Walter, als der Andere jetzt schwieg.

»Diese drei Bursche sind costumirt,« fuhr Rüding selbstgefällig fort, »denn sie haben in dem benachbarten Dorfe die heiligen Dreikönige vorgestellt.«

»Hoho,« machte Walter – »es ist doch wohl ein Mohr darunter?«

»Das will ich meinen!«

»Mit einer goldenen Krone auf dem Haupte?«

»Allerdings!«

»A–a–a–a–ah! Das ist rein zum Todtschießen!« jubelte Walter sehr gegen seine gewöhnliche, mürrische Art, in der er sich auszudrücken pflegte – »ein heiliger Dreikönig! Ich weiß, wer der Vater Deines Mohren ist – Rafael hat Dir die Idee dazu angegeben!«

»Ich kann Dir versichern,« erwiderte Rüding in einem ärgerlichen Tone, »die Spässe fangen an, abgeschmackt zu werden – was geht mich Euer Rafael an – Rafael ist ein dummer Kerl!«

»Rafael ist ein Talent,« erwiderte der alte Maler, »Rafael hat Ideen!« – Und nun erzählte er, was er lange verschwiegen, wie er den kleinen Bedienten entdeckt, als derselbe, wie er sich ausdrückte, das gleiche Sujet malt, von dem Rüdning soeben gesprochen – allerdings nur in der Einzahl, und wie es begreiflich sei, daß er auf die Vermuthung gekommen, Rafael habe bei der Geburt jener übrigens gar nicht übeln Idee Rüdning zu Gevatter gestanden.

Daß sich indessen Rodenberg hier seines Collegen auf's eifrigste annahm und Walter seine lächerliche Anklage verwies, verstand sich ganz von selbst, wodurch es ihm auch gelang, Rüdning insofern zu beruhigen, daß er nicht, wie er im Begriffe zu thun war, das Zimmer mit allen Zeichen der Entrüstung verließ.

»Dieser Rafael,« fuhr Rodenberg nach einer längeren Pause fort, »ist allerdings ein ganz merkwürdiges Subject und seit einiger Zeit wie umgewandelt; von all' den losen Streichen hier im Zimmer, natürlicher Weise hinter meinem Rücken oder sobald er allein war, bemerkt man keine Spur mehr. Wenn er mir vordem einmal abhanden gekommen war, so konnte ich ihn sicher an der Ecke der Straße finden, wo er sich mit anderen Buben von seinem Schlege herumpuffte, oder auf dem Markte hinter den Obstweibern, wo er jede Gelegenheit wahrnahm, einen Apfel, eine Birne oder etwas Aehnliches zu entführen. Jetzt habe ich ihn schon zweimal vergeblich gerufen, und möchte ich daraus wetten, wenn ich mich

nach ihm umsehe, so finde ich ihn unten in dem kleinen Comptoir im Hofe, wo die Lehrlinge ihr Wesen treiben, bei denen er Schreibstunde nimmt, oder in einem Winkel der Treppe sitzen und in einem Buche lesen – ich weiß nicht, wodurch dieser Kerl so zum Duckmäuser geworden ist; früher war er allerdings ein Schlingel, aber wenn ich ihm pfiß und nur mit den Augen eine Bewegung machte nach dem Dache des gegenüberliegenden Hauses, so konnte ich sicher sein, ihn nach ein paar Minuten zu irgend einem Bodenfenster hinauskriechen zu sehen – der Bube ist offenbar verdorben worden!«

»Wie kann man so gottlos sein,« sagte Walter, »und das verdorben nennen, wenn ein junger Mensch wie Rafael sich mit Schreiben und Büchern abgibt, statt der Nachbarschaft zum Schrecken zu leben und die Obstweiber zu bestehlen! Ich versichere Dich, wir Alle haben uns in Rafael sehr getäuscht, hinter dem steckt was ganz Besonderes – und wäre das unmöglich, sind wir selbst denn als Künstler geboren worden? Ich nicht und Du, Rodenberg, auch nicht, und der sanfte Eduard eben so wenig – ja, was Dich anbelangt, Rüdinger, so denke nur an Deine erste Oelfarben-Verschwendung: ein Knabe, der sich im blanken Schilde seines Vaters, eines edlen Ritters, abspiegelt – Gott der Gerechte, beide Köpfe sahen aus, als seien sie Spiegelbilder, aber nicht vom Gesichte des Ritterknaben, sondern von einem viel weniger edeln Theile desselben – nun, ich wollte eigentlich sagen, der heilige Dreikönig Rafael's, den ich gesehen – leider ist er jetzt verschwunden –, war auch nicht viel schlechter.«

»Wenn das wahr ist,« erwiderte Rüding in gereiztem Tone, »so hättest Du den jungen Menschen ermuntern sollen, sein Talent auszubilden!«

»Dann soll mich Gott bewahren, wir haben Stümper genug, die sich Künstler nennen – und warum das Handwerk noch mehr verderben? Ich habe ihm vielmehr den Rath gegeben, sich zum Literaten, besonders zum Kritiker auszubilden – wer weiß,« setzte er mit einem pfiffigen, lächelnden Seitenblicke auf Rüding hinzu, »ob er unsern spätern Bildern nicht noch von Nutzen sein kann!«

Rodenberg lachte laut auf, und selbst Rüding, welcher offenbar erfreut war, daß des heiligen Dreikönigs nicht mehr weiter gedacht wurde, lächelte ebenfalls ein wenig.

»Habt Ihr schon Knorx' neue Holzschnitzerei gesehen?« fragte Rüding nach einem ziemlich langen Stillschweigen und als sich auch Walter wieder zu seinem Aquarell niedergesetzt.

»Nein,« erwiderte Rodenberg, »er thut geheimnißvoll damit; doch Walter kann uns etwas darüber sagen.«

»Ja, wenn er will!« brummte der alte Maler.

»So viel ich weiß,« sagte der sanfte Eduard, »schnitzt er für einen Seitenaltar in Sanct Paul die Apostel Petrus und Paulus.«

»So ist's,« stimmte Walter bei, »und sie werden nicht schlecht, dessen kann ich Euch versichern!«

»Er plagt sich aber auch furchtbar daran und beginnt des Morgens nicht eher, als bis er seine Messe gehört hat.«

»Das ist schön von ihm, dadurch kommt er in die Stimmung.«

»Ja – allerdings – das ist nicht übel,« meinte Rüding, »aber dadurch wird er noch finsterer und abstoßender, wie bisher; man kann nicht mehr zu ihm kommen, ohne eine Strafpredigt über fortgesetzten Lebenswandel zu erhalten.«

»Darin hat er bei Dir nicht Unrecht, Du bist ein arger Strick, Rüding; Du hättest nicht den Cupido spielen sollen, der Liebesgott ist Dir in die Glieder gefahren, und man sagt, Du seiest der Schrecken aller Liebhaber und Ehemänner geworden.«

Der sanfte Eduard zuckte die Achseln mit einer sehr selbstgefälligen Miene, während er sagte: »Es ist das nicht halb so arg, als es die Leute machen!«

»Durch diese Arbeit, welche bei ihm bestellt ist, und für welche er einen guten Preis hat machen dürfen, wird sich übrigens der gute Knorx aus seiner trübseligen Stimmung herausreißen können,« sagte Rodenberg; »so ein Bildhauer hat doch eine verzweifelt unangenehme Stellung: ohne Aufträge zu haben, kann er nicht gut arbeiten und nicht einmal die prächtigsten Gedanken selbstständig ausführen; denn während wir ein paar Quadratellen Leinwand oder ein Stück Papier immerhin noch zu erschwingen vermögen, kann er es sich nicht einfallen lassen, einen Block Marmor anzuschaffen.«

In diesem Augenblicke wurde die Thüre rasch geöffnet und Rafael streckte seinen Kopf herein, wobei er,

halb rückwärts blickend, sagte: »Der Herr Professor Olfers kommt gegen das Haus; und ich habe nur fragen wollen, ob Herr Rodenberg zu Hause ist.«

»Schau' mir Einer diesen Kerl an,« erwiderte der Herr des Zimmers in einem sehr lauten Tone; »hatte ich nicht Recht, als ich vorhin gesagt, er sei total umgewandelt? Ist's ihm früher wohl eingefallen, uns vor lästigen Besuchen zu bewahren, und jetzt untersteht er sich, einen solchen Künstler erst anzumelden! Mach', daß Du hinabkommst und Sorge dafür, daß der Herr Professor ohne den geringsten Aufenthalt heraufsteige! – Was ich sonst an diesem Burschen geschätzt habe,« fuhr Rodenberg fort, als dieser verschwunden war, »eine Umsicht aus Klugheit und Instinct, auch davon ist nichts mehr vorhanden, seit er ein Bücherwurm geworden – und wie er fast anständig aussieht,« setzte er ärgerlich hinzu, »sein Haar tadellos gekämmt, Gesicht und Hände frisch gewaschen, seine Schuhe gewichst, allerdings Zeichen der Sauberkeit, die aber in beständiger Anklage sind gegen seine mangelhafte Kleidung – ich hätte beinahe Livrée gesagt – und welche mir, seinem Herrn, förmlich Vorwürfe macht; entweder muß ich ihm einen neuen Anzug anschaffen, was mir sehr sauer wird, oder ich muß mich nach einem andern Bedienten umsehen – es ist traurig, ich habe mich an den Buben so gewöhnt und verkenne durchaus nicht seine guten Eigenschaften, seine Anhänglichkeit und Treue.«

Nach diesen Worten erhob er sich rasch, um an die Thür zu eilen, da er den Angemeldeten kommen hörte.

Dieser trat herein, die Anwesenden freundlich grüßend und dann die Zeichnung Rodenberg's und das Aquarell Walter's betrachtend; auch nahm er während dessen eine Cigarre aus der neuen und eleganten Cigarettasche Rüding's, welche dieser sich beeilte, ihm anzubieten. Nachdem er über die Arbeiten der beiden Künstler einfach und freundlich anerkennend gesprochen, sagte er zu Rodenberg: »Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen. Man hat mich ersucht, von meinem neuen Bilde eine Zeichnung zu machen, um es nach derselben in Holz zu schneiden; nun habe ich angefangen, komme aber nicht recht damit zu Stande. Sie werden das verstehen, lieber Rodenberg, die Hand wird Einem schwer, wenn man seit lange gewohnt ist, die großen Kartons mit Kohlen zu bearbeiten und ausgedehnte Leinwandsflächen mit Farben zu bedecken – da habe ich an Sie gedacht, der Sie so vortrefflich zeichnen, ob Sie mir nicht, freundlich helfen wollten. Ehe Sie mir antworten, erlauben Sie mir, noch hinzuzusetzen, daß ich diese Bitte nur in der Art gegen Sie ausspreche, wie man einen guten Freund um etwas bittet, denn sonst müßte mein Wunsch, von einem nicht schlechten Künstler an einen guten gerichtet, wenigstens lächerlich erscheinen.«

»Ohne alle Umstände, lieber Olfers,« entgegnete Rodenberg, »und ehrlich gestanden, es ehrt mich, daß Sie mich für fähig halten, eine Zeichnung von Ihrem Bilde zu machen, für die Sie, als unter Ihren Augen entstanden, jedenfalls verantwortlich sind.«

»Was das anbelangt, so verpflichte ich mich, jedes Blatt Zeichenpapier in Blanco mit meinem Namen zu unterzeichnen!«

»Laßt die gegenseitigen Complimente unterwegs,« murrte Weiter, wobei er indessen diesen Ton der Stimme durch einen freundlichen Seitenblick mäßigte; »Du, Roderich, könntest Niemanden besser die Arbeit anvertrauen und Rodenberg macht sich mindestens ein Vergnügen daraus.«

»Dabei bedaure ich nur, daß wir so ungünstiges Wetter haben und daß ich Sie begreiflicher Weise bitten muß, bei mir zu arbeiten.«

»Ich verstehe das vollkommen,« versetzte Rodenberg, »und um Ihnen einen Beweis zu geben, wie sehr mich die Sache interessirt, will ich gleich mit Ihnen gehen, um mir Ihr schönes Bild wieder recht in's Gedächtniß zu prägen, wenn Sie im Augenblicke nichts Besseres zu thun haben.«

»Im Gegentheile, die Sache eilt ein Bischen, und je rascher wir anfangen, desto lieber ist es mir.«

»Das kann sogleich geschehen!«

»Aber dort Ihre angefangene Arbeit!«

»Wenn Sie nichts dagegen haben, so nehme ich das Blatt mit und zeichne zuweilen an dieser leichten Arbeit weiter, wenn meine Augen müde geworden sind beim Betrachten der gewaltigen Gestalten Ihres großen Bildes.«

»Ich nehme Ihre Bereitwilligkeit dankbar an und freue mich recht darauf, einen heitern Gesellschafter in meinem Atelier zu haben, es ist jetzt zuweilen bei mir etwas

still und einsam,« setzte er nach einem tieferen Athemzuge hinzu – »und auch Du, Walter, könntest zuweilen nach mir sehen, wenn es Deine Zeit erlaubt oder wenn es anfängt, dämmerig zu werden, sei so freundlich und laß Dich hier und da den Weg zu mir hinaus nicht gereuen, komm, wann es Dir gefällt – und es wird mich auch sehr freuen, Sie bei mir zu sehen!« wandte er sich an Rüding.

»Ich komme gern, wenn man Dich nicht genirt,« sagte Walter, »besonders in den Nachmittagsstunden, wo man hier in der engen Gasse doch nicht mehr recht arbeiten kann. Du siehst, ich bin verwünscht fleißig – mein Aquarell hier muß ich vor Weihnachten fertig haben, und es hat auch seine guten Seiten,« fügte er brummend bei, »wenn man an einen Zeitpunkt gebunden ist; überhaupt arbeitet es sich auf Bestellung am besten, oder wenn es heißhungerige Kunstkenner gibt, welche Einem die Bilder warm von der Staffelei wegnehmen – nicht wahr Rüding?«

Rodenberg hatte indessen Hut und Stock genommen, und er und Roderich gingen mit einander fort. Auf der Straße schob der letztere seinen Arm unter den des jüngeren Künstlers, und so gingen Sie mit einander dahin.

Es war, wie schon Eingangs dieses Kapitels bemerkt, ein verdrießliches Herbstwetter, der Wind blies, wenngleich nur mit einzelnen Stößen, doch recht tückisch um die Ecken herum, so daß man oft nur mit Mühe seinen Hut auf dem Kopfe behalten konnte. Draußen im Parke, den die beiden Künstler jetzt durchschritten, war der

Boden mit welken Blättern bedeckt, die Aeste und Zweige der Baume starrten melancholisch gen Himmel, und wenn hier und da ein letztes gelbes Blatt, vom Windhauche abgerissen, langsam auf den Boden herabwirbelte, so war es ein recht trauriger Anblick und man glaubte Blatt und Baum ordentlich zusammen seufzen zu hören.

Der Garten vor dem Atelier Roderich's war natürlich dem allgemeinen Schicksale nicht entgangen, doch hatte wenigstens hier die emsig schaffende Hand des Gärtners Andreas so viel als nur möglich den Anblick der herbstlichen Zeit erträglich gemacht; die kleinen Wege und Platze waren von dem herabgefallenen Laube befreit, ebenso wie die Blumenbeete von den abgestorbenen, vertrockneten Pflanzen, ja, hier und da erblickte man schon wieder Rabatten, wo durch Einsetzen von Frühlingspflanzen bereits für das kommende Jahr gesorgt war. Dabei fanden sich Gartenbänke und Tische noch an ihrem Platze, an den Monatrosen sah man noch grüne Blätter, sowie hier und da noch eine letzte Rose. Das immergrüne Epheu an der Wand des Hauses rankte noch immer freundlich über der Eingangsthür, und durch alles dies sah es hier weniger trostlos aus, als in anderen größeren Gärten oder im Parke, wo es nicht möglich war, so mit aller Sorgfalt dem verdrießlichen, zerstörungslustigen Herbste entgegen zu treten.

Dies empfand auch Roderich, so oft er in die Nähe seines kleinen Besitzthumes kam, ja, seine Brust hob sich freier und leichter, sowie die Gartenthür hinter ihm in's Schloß gefallen war, und es war ihm alsdann, als hätte er

dadurch eine Schranke zwischen sich und der feindseligen Welt aufgerichtet.

Schon früher hat er dieses Gefühl gehabt und es begreiflicher gefunden, damals, als ihm die traurigen häuslichen Szenen so manche bittere Stunde gemacht und ihn so oft aus seinem eigenen Hause verjagt, da hatte er in der That freier, ja, fast glücklich aufgeathmet und mit einem unbeschreiblich angenehmen Gefühle der Genugthuung den Schlüssel hinter sich im Schlosse zweimal herumgedreht, zugleich ein Zeichen für Andreas, daß er ganz allein sein wolle, und in solchen Stunden hatte der treue Gärtner nicht einmal des Königs Majestät in den Garten gelassen und wenn er achtspännig vorgefahren wäre.

Aber auch jetzt, da in seinem Hause tiefe Ruhe und goldener Friede herrschte, fühlte er sich hier in der einfacheren Umgebung behaglicher, ja, glücklicher als in den reichen Zimmern seiner Stadtwohnung – dort ging immer noch ihr Geist um, dort wurde er durch so vielerlei Gegenstände an sie erinnert, die ihn verlassen – dort fühlte er sich immer noch bald unheimlich, bald traurig, bald ärgerlich, von tausend Erinnerungen angeregt.

Er war schon öfter mit der Absicht umgegangen, sein Atelier vollständig zu bewohnen; doch hatte er diesen Gedanken mit Rücksicht auf Margarethe wieder aufgegeben: hing doch das kleine Mädchen durch ihren Schulunterricht, durch ihre Gespielinnen, durch eine Menge kleiner Bedürfnisse zu fest mit der Stadt zusammen, als daß er sie gänzlich mit sich hätte herausnehmen können, und

wenn sie auch, als er ihr einmal scherzhaft den Vorschlag hierzu gemacht, jubelnd in ihre Hände schlug und sich auch die ersten Tage hier gewiß recht glücklich und behaglich gefühlt hätte, so war er doch überzeugt, daß sie sich in Kurzem nach der Stadt zurückgeseht. Auch wäre ihm die beständige Gegenwart der Gouvernante Margarethens, Mamsell Elisens, nicht gerade angenehm gewesen. Von jener Reise war sie mit dem kleinen Mädchen am bestimmten Tage, und zwar in Begleitung des Kammerjunkers von Schenk, zurückgekehrt, welcher letzterer einen neuen vergeblichen Versuch gemacht, um den Maler zu bestimmen, die Tochter bei der Mutter zu lassen, und hatte sie dabei entschieden insofern Partei gegen ihre Herrin genommen, als sie sich erlaubt, mit wenigen, aber unzweideutigen Worten von dem schlimmen Einflusse zu sprechen, den Madame dadurch auf ihre Tochter ausübe, daß sie sich bemühen würde, jede gute Erinnerung an den Vater aus dem Herzen des Kindes zu verdrängen. – Auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten hatte sich Mamsell Elise sehr beeifert, ihre Anhänglichkeit an Margarethe, sowie an den Vater derselben auf's deutlichste an den Tag zu legen, ja, sie liebte es, durch Wort und Miene kund zu thun, wie ihr endlich die Augen aufgegangen und wie sie es jetzt ganz genau wisse, wer die Schuld daran trage, daß im Hause ihrer Herrschaft nicht schon früher die Ruhe und der Friede herrschten, die Jedermann jetzt den Aufenthalt dort zu einem wahren Hochgenusse machten.

Dabei war sie von einer unermüdlichen Sorgfalt, und nicht nur für das, was das Kind anbetraf, sondern für das ganze Hauswesen, dessen sie sich mit einem Fleiße und einer Umsicht annahm, welche Roderich veranlaßten, sie schalten und walten zu lassen; er hatte weder Zeit noch Lust, sich selbst in diese inneren Angelegenheiten zu mischen, und da er an der Art, wie er jetzt lebte, durchaus nichts auszusetzen hatte, so mochte er vor der Hand nicht an eine Aenderung denken, die ihn mit neuen Gesichtern in Berührung gebracht hätte. Obendrein erschien ihm alles das, was das Hauswesen anbelangte, von sehr untergeordneter Natur, und was ihn allein interessirte, war das Wohl seines Kindes, dessen Unterhaltung und Belehrung er jede Freistunde widmete. Man konnte aber auch nichts Reizenderes sehen, als die Glückseligkeit, welche aus den schönen, klaren Augen des Mädchens strahlte, wenn sie bei ihrem Vater war und ihm mit altkluger Geschäftigkeit kleine Dienste erweisen wollte, wobei die Worte liebender Sorgfalt rührend anzuhören waren, womit sie sich um Alles bekümmerte, was ihn betraf.

Wenn sie zusammengekauert auf ihrem Bänkchen saß vor einem seiner Bilder, so machte es ihm das größte Vergnügen, sie um Rath zu fragen über diese oder jene Farbe, ja, über irgend eine Haltung und Stellung der betreffenden Figuren, wobei er meistens eben so erstaunt als entzückt war über ihre natürlichen und oft so richtigen Antworten.

Wie oft er sie zeichnete und malte, ist kaum aufzuzählen, und er hatte eine solche Fertigkeit erlangt, ihre Gesichtszüge auf dem Papier oder der Leinwand in sprechendster Aehnlichkeit wiederzugeben, daß ihm dies in ein paar leichten Strichen gelang, auch ohne sie gerade vor Augen zu haben. Lytton sagte ihm hierüber einmal lachend: »Wenn einstens später ein anderer großer Künstler Deines Namens auftaucht, so wird man Dich, zum Unterschiede gegen jenen, ›den mit dem Portrait seiner Tochter‹ nennen.« Und doch hatte auch der junge Engländer seine größte Freude an diesen verschiedenartigsten Ansichten des reisenden Kopfes des kleinen Mädchens und munterte ihn sogar häufig auf, noch ein neues Bildchen zu skizziren, wenn Margarethe wieder einmal recht zierlich mit ihren Puppen spielte, oder wenn sie mit leuchtenden Augen einer Erzählung lauschte, oder wenn ein hereinfallender Lichtstrahl ihrem Gesichtchen eine besonders eigenthümliche Färbung gab.

Als an dem Tage, von dem wir vorhin gesprochen, die beiden Künstler das Atelier Roderich's betraten, war Margarethe ebenfalls da, und eilte, wie sie immer zu thun pflegte, mit Jubel in die Arme ihres Vaters. Dieser hob sie hoch zu sich empor, küßte sie herzlich auf die Stirn und den Mund, und als er sie darauf wieder auf den Boden niedergleiten ließ, behielt er ihre kleine Hand in der seinigen und machte sie mit Rodenberg bekannt.

»O, ich kenne Herrn Rodenberg ganz wohl,« sagte sie, »er war auch mit bei Eurem Feste draußen am Walde und kam mehrmals an unserem Wagen vorbeigeritten!«

»Es freut mich,« erwiderte der junge Maler lächelnd, »daß Du mich nicht vergessen.«

»Gewiß nicht, und eben so wenig die beiden häßlichen Reiter, welche bei Dir waren!«

Mamsell Elise saß bescheiden in der Ecke des Ateliers, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, und auf ihrem Schooße hatte sie ein französisches Lesebuch Margarethens, worauf sie dieselbe wiederholen ließ, was in den Unterrichtsstunden des heutigen Tages vorgekommen war. An die Gouvernante seiner Tochter wandte sich der Vater jetzt und forderte sie in freundlichem Tone auf, mit Margarethe in das kleine Gewächshaus zu gehen; er liebte es nicht, wenn das Kind gegenwärtig blieb, sobald er Besuche von anderen Malern hatte. »Da draußen ist es viel heller und schöner für Dich,« sagte er; »auch plätschert der Springbrunnen, was Du so gern hörst, und später gehen wir Alle mit einander nach Hause zum Essen«

»Alle mit einander – auch Herr Rodenberg?« fragte das kleine Mädchen.

»Gewiß, auch Herr Rodenberg,« erwiderte der Gefragte mit einem Blicke auf den jungen Maler, »und es soll mir recht lieb sein, wenn er mit uns gehen will.«

»Ah, das ist herrlich – und Herr Lytton kommt auch, da wollen wir recht vergnügt sein!«

»Ja, ja; aber jetzt geh' auch, Du kleine Schwätzerin.«

»Hier ist mein Bild,« sagte Roderich, nachdem die Gouvernante mit Margarethe das Zimmer verlassen, »und hier habe ich auch schon angefangen, den Entwurf einer Zeichnung auf's Papier zu machen; doch wie ich Ihnen

vorhin schon sagte, ich habe den Bleistift nicht mehr in meiner Gewalt und die Linien fahren mir unwillkürlich nach allen Richtungen aus einander.«

Rodenberg betrachtete das Bild mit großer Aufmerksamkeit und konnte sich alsdann nicht enthalten, sich darüber wiederholt anerkennend, ja, bewundernd auszusprechen. Dann sagte er: »Da die kleine Copie, welche ich Ihnen machen soll, für den Holzschnitt bestimmt ist, so sehe ich nicht ein, warum wir es nicht gleich auf Holz zeichnen sollen.«

»Glauben Sie, daß dies geht?«

»Gewiß, und um so besser, da Sie mit Ihrer angefangenen kleinen Zeichnung, an der ich indessen durchaus nicht sehe, wo die Linien willkürlich aus einander fahren, so vortrefflich vorgearbeitet haben, besonders wenn wir die gleiche Größe beibehalten können.«

»Allerdings, denn ich habe mir den Holzschnitt in dieser Größe gedacht.«

»Wenn er gut geschnitten wird, kann es ein schönes Blatt werden, und was mich anbetrifft, so werde ich mir die größte Mühe geben. Sie erlauben doch, Olfers, daß ich hier auf Ihrer Zeichnung nachtragen darf, was mir nöthig erscheint? Mit ein paar Stunden Arbeit kann ich sie vollkommen benutzen, um die Umrisse, gerade wie sie sind, auf das Holz zu übertragen, und ich will mich gleich daran machen.«

Nach diesen Worten wählte er sich ein paar Bleistifte aus und begann sogleich mit sicherem Auge und geübter Hand die allerdings leichten Striche Roderich's deutlich und scharf hervortreten zu lassen. »Es ist eine wahre Freude, hier zu arbeiten,« meinte er nach einiger Zeit – »das große Fenster läßt so viel Licht herein, daß man kaum etwas von dem trüben Novembertage merkt!«

»Das ist wahr,« erwiderte Roderich; »ich kann mich keines so dunkeln Wetters erinnern, an welchem ich nicht wenigstens einige Stunden hätte arbeiten können, und dabei ist noch Platz genug für uns Beide; ich rücke meine Staffelei ein wenig auf die Seite, und es kann alsdann keine Rede davon sein, daß Einer dem Anderen auch nur im geringsten hinderlich wäre, und was mich anbelangt, so habe ich dabei außerordentlich viel gewonnen; es arbeitet sich zu angenehm, wenn man hier und da ein Bischen plaudern kann, wobei es natürlicher Weise sehr darauf ankommt, mit wem man plaudert.«

Da er hierbei gegen Rodenberg eine freundliche Handbewegung machte, so dankte ihm dieser mit einer Neigung des Kopfes und fragte alsdann, indem er zu zeichnen fortfuhr:

»Sie malen etwas Neues?«

»Ja und Nein – ich habe keine Lust, sogleich wieder eine größere Arbeit vorzunehmen, und mag auch nicht müßig gehen; da ebauchire ich dann zu meinem eigenen Vergnügen hier und da Kleinigkeiten, nicht immer, um dieselben auszuführen, sondern häufig nur, um mir eine vergnügte Stunde zu machen. Es ist für mich ein

höchst angenehmes Gefühl, vor einer reinlichen, glatten Leinwand zu stehen und auf dieselbe, besonders mit dem Pinsel, eine Skizze zu entwerfen – aber, um von etwas Aehnlichem zu reden,« unterbrach er sich plötzlich, die Staffelei verlassend, um in der Ecke des Ateliers ein Bild zu holen, welches er, ohne es vorerst sehen zu lassen, herbeitrug – da habe ich vor einiger Zeit in einer gleichen Anwandlung etwas entworfen, über das ich Ihr Urtheil hören möchte – sehen Sie her!«

Er stellte das Bild auf und trat dann, den Anderen scharf beobachtend, etwas auf die Seite.

»A-a-a-ah!« rief Rodenberg überrascht – »wie das schön und ähnlich ist! – Roderich, Sie sind ein glücklicher Mann, die Vergangenheit, welche für uns Andere unwiederbringlich davoneilt, wenigstens auf diese Art festhalten zu können!«

Das Bild – man konnte es keine Skizze nennen, da es, wenn auch mit flüchtigen, kecken Strichen, doch ziemlich ausgeführt war – stellte eine hochgelegene Waldlichtung vor, auf deren rechter Seite dicht an den Bäumen, welche die Scene einrahmten, die bekannten vier wilden Männer aus dem Gefolge der schönen Jägerin standen, während sich diese selbst in der Mitte des Bildes befand, auf ihren Jagdspeer gestützt, und hinabzublicken schien auf das bewegte Leben im Lager des Prinzen Maiwein, welches sich allerdings in den flüchtigsten Urnrisen links zwischen den Bäumen zeigte.

»Finden Sie eine Aehnlichkeit?« fragte Roderich.

»Eine außerordentliche, unverkennbare – es ist gerade, als hätte Ihnen die Dame zu Ihrem Portrait gesessen – wahrhaftig, Roderich, ich beneide Sie um Ihre große Kunst – ja, die Aehnlichkeit ist ganz außerordentlich, und mit wie wenig Strichen das Gesicht gemalt ist!«

»Gewiß, so flüchtig und nachlässig, daß man es nur aus der Entfernung ansehen darf – es ist die Frucht der Laune eines Vormittags, wo ich sonst nichts zu thun hatte und wo ich mich im Geiste gerade sehr lebhaft mit unserem hübschen Künstlerfeste beschäftigte – wenn Ihnen die unbedeutende Skizze Freude macht, so schicke ich sie in Ihre Wohnung.«

»Das kann ich unmöglich annehmen!« rief Rodenberg freudig überrascht – und doch setzte er gleich darauf hinzu, indem er dem Anderen seine rechte Hand entgegenstreckte: »So gegeben, kann und darf ich es annehmen, besonders da ich ja nie ein Hehl daraus machte, wie innig und herzlich ich für das räthselhafte Original dieses Bildes geschwärmt und noch immer schwärme – also meinen besten Dank mit der Bitte, mich als Ihren großen Schuldner anzusehen!«

»Es ist nicht der Rede werth,« sagte Roderich und setzte nach einer Pause hinzu: »Wenn Sie es betrachten, ruft es in Ihnen eine angenehme Erinnerung wach, während, wenn ich es ansehe, ich freilich ebenfalls jenes schönen Tages gedenke, aber dabei auch, wie seit demselben so Manches anders geworden ist – also ich sende es Ihnen mit der einzigen Bedingung, daß Sie es nicht als die geringste Verbindlichkeit gegen mich betrachten.«

Roderich hatte die Skizze auf der Staffelei stehen lassen, und wie in Gedanken nahm er Palette und Pinsel und malte an der Hauptfigur derselben, wobei er zuweilen einen Blick auf sein großes Bild warf, aus dem Conchitta's Züge in einer unverkennbaren, wenn auch nicht angenehmen Aehnlichkeit hervortraten. »Haben Sie etwas darüber erfahren,« fragte er nach einiger Zeit, »wohin sich Sennora Juanita gewendet?«

»Nicht das Geringste. – Ich nannte sie vorhin ein räthselhaftes Wesen, das ist sie für mich im höchsten Grade.«

»Eine große Künstlerin, mit allen Vorzügen und Launen einer solchen.«

»Mich hat sie hauptsächlich mit der zuletzt genannten, nicht eben angenehmen Eigenschaft bekannt werden lassen; wenn ich mir die Sache mit ruhigem Blute überlege, so muß ich gestehen, daß sie mich eigentlich ausgezeichnet schlecht behandelt hat – und trotz alledem liebe ich sie, gelinde gesagt, mit jener Leidenschaft, die uns zu allen tollen Streichen aufgelegt macht. Ich bin nie ein besonnener, ruhiger Mensch gewesen, mit einer sehr erregbaren Phantasie, die nur zu geneigt ist, mit meinem Verstande durchzugehen – da sehe ich dieses wunderbare Wesen zum ersten Male an einem schönen Morgen mitten in einem grünen, duftigen Walde plötzlich vor mich hintreten, als sei sie vom Himmel herabgestiegen oder als habe ihre Feen-Equipage sie aus irgend einem Fabellande hergeführt. Und diese Rolle spielte sie fort; sie nannte sich eine Waldfee, und während sie mich durch kluge und verständig sein sollende Worte von sich fern hielt,

zog sie mich mächtig in ihren Zauberkreis und hat mich heute noch nicht daraus entlassen.«

Roderich nickte mit dem Kopfe, worauf er in sich hinein murmelte: »Ja, ja, ein Zauberkreis – unvermerkt umschlingt er uns, und während wir noch des schönen Gedankens voller Freiheit leben, sind wir bereits für alle Ewigkeit gefesselt – und doch muß ich Sie beneiden!«

»Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Um einen Blick aus diesen schönen, dunkel glühenden Augen, den ich zufällig bemerkte.«

»Und wo war das, wenn ich fragen darf?«

»Bei jener Soirée des Prinzen Heinrich – Sie sahen nichts davon, wohl aber Seine Hoheit und ich, der zufällig neben ihm stand. Der Prinz wandte sich an die junge Dame und sagte ihr mit einem eigenthümlichen Lächeln: ›Sie denken wohl mit Bedauern an Ihre verlorene Waldfreiheit?‹«

»Sie haben Recht, ich sah nichts davon; gerade an diesem Abende, wenige Tage nachdem mir die Ehre zu Theil geworden, ihr Cavalier sein zu dürfen, war ich gar nicht mehr für sie auf der Welt – nun, daß ich mich der von aller Welt Gefeierten weiter nicht aufdrängte, werden Sie mir glauben.«

»Gewiß, und ich bemerkte das. – Also sie erfuhren nichts mehr von ihr?«

»Wie schon gesagt, nicht das Geringste, obgleich es mir ein Leichtes gewesen wäre, ihren jetzigen Aufenthalt zu erfahren; selbst ihre Schwester Conchitta würde, wie ich glaube, kein Geheimniß daraus machen.«

»Sehen Sie dieselbe zuweilen?«

»Nie, wenn ich ihr nicht zufällig auf der Straße begegne, und das kommt nicht oft vor.«

»Ja, sie scheint selten ihre Wohnung zu verlassen.«

»Sie sahen sie doch früher häufig bei sich hier in Ihrem Atelier?«

»O ja – früher kam sie zuweilen; es ist das ein eben so eigenthümlicher Charakter wie ihre Schwester.«

»Ja, und doch wieder ganz anders, ich fürchte, Senno-
ra Juanita ist im Stande, mit der innigen Liebe eines Man-
nes zu tändeln, ja, nach Laune ein leichtsinniges Spiel
damit zu treiben, indem sie sich in diesem Augenblicke
von dem kalt und schroff abwendet, den sie soeben durch
einen heißen Blick mächtig angezogen; dazu halte ich
Conchitta nicht für fähig.«

»Weil sie überhaupt nicht zu lieben versteht?«

»Ja, dieses ist das richtige Wort; sie versteht es viel-
leicht nicht, zu lieben, aber lieben kann sie gewiß, dafür
spricht die unergründliche Tiefe ihrer schönen, sammtar-
tigen Augen.«

»Kann man lieben und nicht zu lieben verstehen?«

»Ganz gewiß, man kann heiße Liebe im Herzen fühlen
und doch nicht im Stande sein, diese Liebe kund werden
zu lassen: es gibt Herzen, deren Rinde um so dichter und
kälter wird, je heftiger sich die Gluth in ihrem Innern ent-
zündet – natürlich spreche ich hier nur vom Herzen eines
Mädchens, aber es ist sehr schwer zu unterscheiden, aus
welchen Gründen sie sich kalt von uns abwendet – hat

es doch dafür so vielerlei Motive: das der Unschuld, der Coquetterie oder auch des Pflichtgefühls.«

»Sie sind ein vortrefflicher Lehrmeister, Rodenberg,« sagte der Andere lächelnd, doch war dieses Lächeln nicht ganz unbefangen – »und wenn Conchitta, von der Sie so eben sprachen, eine tief empfundene Liebe verheimlichte, aus welchem Grunde würde sie es wohl thun?«

»Sie hat einen merkwürdig festen und entschiedenen Charakter,« gab der jüngere Maler, ruhig fortzeichnend, zur Antwort; »man sieht es an ihrem gesetzten Wesen, erkennt das, wenn man auch nur wenig mit ihr umgegangen ist, ja, es spricht unverkennbar aus ihrem ganzen Betragen, aus ihrem sichern Auftreten, und vor allen Dingen leuchtet es aus ihrem Auge; ich halte viel auf die Sprache der Augen, und ich habe nie einen Blick gesehen so Vertrauen erregend, aber auch so Vertrauen fordernd, wie bei diesem schönen Mädchen.«

Roderich malte schon seit einigen Secunden nicht mehr, den Arm auf den Rahmen seines kleinen Bildes gestützt und den Kopf in die Hand gelegt, betrachtete er mit einem eigenthümlichen, forschenden Gesichtsausdrucke die offenen Züge des jungen Mannes, der unverkennbar aus vollster Ueberzeugung sprach. – »Und wenn Conchitta Jemanden liebte,« fragte er endlich, »und das Niemanden gestehen wollte, wäre ihr Beweggrund hierzu Coquetterie, Unschuld oder Pflichtgefühl? Scheint Ihnen diese Frage schwer zu beantworten?« setzte er hinzu, als Rodenberg nicht sogleich Antwort gab.

»Nein, nein,« erwiderte der junge Maler heiter, »die Beantwortung Ihrer Frage ist mir wahrhaftig nicht so schwierig, als hier das edle Gesicht der jungen Dame, von der wir reden, auf dem Papier wiederzugeben, womit ich gerade beschäftigt bin. Coquetterie kennt sie nicht, dazu ist sie zu natürlich und selbstbewußt. Was ihre Unschuld in einer solchen Herzensangelegenheit betrifft, so ist sie zu sehr Spanierin, um nur einen Augenblick in Zweifel zu bleiben über einen Blick der Liebe, wenn man sie mit einem solchen betrachtet.«

»Also bleibt uns nur das Pflichtgefühl?«

»Ja, allerdings, und bei diesem Charakter setze ich einen solchen Einfluß des Pflichtgefühls auf ihren Verstand, ja, auf ihre Leidenschaft voraus, daß eher ihr Herz brechen, bevor sie ihren Grundsätzen untreu würde.«

»Ich glaube, Sie haben Recht,« sagte Roderich mit sehr leiser Stimme, »es ist eine merkwürdige Kraft und Entschlossenheit in diesem seltenen Mädchen.«

»Haben Sie auch von dem lächerlichen Gerüchte gehört, das über sie im Umlaufe ist?« fragte Rodenberg.

»Ja, ich hörte davon – nennen Sie es lächerlich?«

»Diese Frage kann nicht Ihr Ernst sein!«

»Und warum nicht? Ich glaube, Sie haben unsere lebenswürdige Collegin sehr richtig beurtheilt; Sie halten sie fähig, aus Pflichtgefühl eine tiefe Neigung zu unterdrücken, ja, einer solchen zu entsagen – gut denn, warum sollte sie aus Pflichtgefühl nicht fähig sein, eine tolle Heirath einzugehen?«

»Wie so aus Pflichtgefühl?«

»Nehmen wir an,« sprach Roderich mit einer eigenthümlich bewegten Stimme, »sie dürfe irgend eine Neigung nicht erwidern, könnten wir nicht voraussetzen, ihr Pflichtgefühl gehe so weit, um jenem, der sie liebt, durch eine unüberlegte Heirath alle Hoffnung abzuschneiden?«

»Ob ein Pflichtgefühl so weit gehen kann,« erwiderte Rodenberg lachend, »weiß ich wahrlich nicht; doch wäre es mir um unserer liebenswürdigen Collegin willen lieber, ein solch' poetisches Motiv unterlegen zu können – ja gegenüber anderen Beweggründen fast glaublich.«

»Und was sind das für andere Beweggründe?«

»Die angenehme und höchst liebenswürdige Persönlichkeit unseres Freundes Michel Angelo, dessen berühmte Gemälde-Galerie, sowie das Vermögen der Madame Schmitz. Die letztere hielt bisher ihren kleinen Sohn so hoch, daß sie eine saure Miene gemacht haben würde, wenn es irgend einer Prinzessin eingefallen wäre, das Auge zu Michel Angelo zu erheben.«

»Und Conchitta würde sie als Schwiegertochter annehmen?«

»Man sagt so, Und daraus kann sich die Fremde, die Spanierin, etwas einbilden. Schon seit einiger Zeit habe ich mir vorgenommen, der Madame Schmitz einen Besuch zu machen, um etwas Genaueres zu erfahren, doch die Lächerlichkeit dieses Gerüchtes hält mich davon ab.«

»Das Herz des Weibes ist ein beständiges Räthsel!«

»Mit dessen Auflösung wir uns so gern die unglaublichste Mühe geben!«

»Um häufig durch diese Auflösung unangenehm überrascht zu werden!«

Dergleichen Unterredungen über die verschiedenartigsten Themen hielten die beiden Maler in den nächsten Tagen häufig mit einander, während der Eine mit verschiedenen Entwürfen, der Andere mit seiner Zeichnung so fleißig beschäftigt war, daß letztere, sauber auf Holz übergetragen, rasch ihrer Vollendung entgegenging. Roderich fühlte sich angenehm angeregt durch den heiteren, gesunden Sinn des Anderen, durch sein ungenirtes, aber immer tactvolles Wesen, durch seine drolligen Einfälle und launigen Schilderungen, und er befand sich durch seine häuslichen Angelegenheiten gerade in der Stimmung, den Werth eines solchen freundlichen Gesellschafters doppelt zu würdigen, denn der Kammerjunker Freiherr von Schenk war vor Kurzem wieder erschienen und zwar in Begleitung eines rechtskundigen Freundes, unter welchem Titel er einen Fremden, der mit ihm gekommen, vorstellte, um die Angelegenheit seiner Cousine endgültig zu regeln. Was die Scheidung selbst anbelangte, so lief diese ihren langwierigen, geschäftlichen Weg, wogegen Roderich auf's bereitwilligste damit einverstanden war, die Vermögensverhältnisse so rasch als möglich zu ordnen. Er hatte nur, dem fast heftigen Verlangen Lyttons nachgebend, jenem rechtskundigen Freunde, den er, wie der praktische Engländer sagte, als einen rechtskundigen Feind zu betrachten habe, einen bekannten Advocaten gegenüber gestellt. Zwischen diesen beiden Herren wurde die Sache um so schneller in

Richtigkeit gebracht, als ja das, was der Maler den Wünschen seiner Frau gemäß schon im Voraus genehmigt hatte, nur in rechtskräftige Form gebracht zu werden brauchte. Im Verlaufe dieser Verhandlung versuchte es Lytton noch einmal, wenigstens an den Bestimmungen so viel zu ändern, daß das Jahreseinkommen der Mutter Margarethens als eine jährliche Rente bestimmt würde, statt ihr das Capital ein für alle Mal in die Hand zu geben, aber vergebens – Roderich, in seiner großen Art zu denken, und jetzt, da die Trennung faktisch vollzogen, milderer Gesinnungen mehr als nöthig zugänglich, war nicht dazu zu bewegen, und ja mußte denn Lytton kopfschüttelnd den Unterhandlungen ihren Verlauf lassen.

»Warum,« hatte Roderich gefragt, »solle ich auch nur den Schein annehmen, als wolle ich ihr etwas von dem, was ich ihr zugestanden, in irgend einer Art verkümmern? Warum ein Mißtrauen gegen ihre künftige Handlungsweise schon im Voraus kund werden lassen, ein Mißtrauen, das ich gar nicht habe?«

»Leider hast Du es nicht,« hatte ihm Lytton geantwortet, »Und hättest Du auch nach allem dem, was Dir jene Familie schon angethan, volle Ursache gehabt, mißtrauisch zu werden! Und bedenke nur Eines, Du hast es jetzt nicht mehr mit Deiner früheren Frau allein zu thun, sondern mit einem ganzen Heere von Anverwandten, die sich alle bemühen werden, jedes Theilchen einer Schuld von Deiner Frau ab und auf Dich zu walzen, und die Alles, was sie gegen Dich unternimmt, im Voraus gutheißen würden!«

»Und was könnte sie gegen mich unternehmen?«

»Das weiß ich nicht, aber so viel weiß ich, daß ich dieser Familie Schenk gegenüber mein Recht in der Hand behalten würde!«

Doch, wie schon gesagt, alle diese vernünftigen Vorstellungen fruchteten nicht das Geringste, sogar ein stärkeres Argument nicht, welches Lytton vorbrachte, indem er sagte: »Und wenn nun Deine Frau das ihr übergebene Vermögen, welches auch zugleich das Deiner Tochter ist, in leichtsinniger Verschwendung verthun würde?« – Worauf Roderich erwiderte:

»Sie wird das nicht thun – Lust zur Verschwendung gehört nicht zu ihren Fehlern, und wenn es wäre, so hätte sie in dem Falle ja ganz allein zu ihrer eigenen Strafe gehandelt, denn was mein Kind anbelangt, so hoffe ich im Stande zu sein, auch ohne jenes Capital glänzend für seine Zukunft sorgen zu können.«

Da war denn nichts weiter zu thun, und der redliche und umsichtige Freund Roderich's mußte der Sache ihren Lauf lassen, voraus denn diese auch sehr bald in Ordnung kam, da es den Maler drängte, die Anweisung zu unterzeichnen, welche Frau Hildegard in den Besitz eines Capitals von über hunderttausend Thalern setzte. Die Zinsen konnte sie ganz nach ihrem Gefallen verwenden, und nebenbei hatte sie unterschriftlich versprochen, das Capital ungeschmälert zu lassen und als das Eigenthum ihrer Tochter Margarethe zu betrachten.

XXV. O TANNENBAUM, O TANNENBAUM, WIE TREU SIND
DEINE BLÄTTER!

Roderich war herzlich froh, als die Sache endlich in Ordnung und der Bevollmächtigte, Freiherr von Schenk, mit seinem rechtskundigen Freunde wieder abgezogen war; hatte er doch im gegenwärtigen Augenblicke so außerordentlich viel zu thun, denn es rückte die Weihnachtszeit heran, um die er sich früher nur insofern bekümmert, als er um diese seit einen ziemlich großen Geldbetrag an die Haushaltungskasse abgab, aus der alsdann Frau Hildegard sämmtliche nöthige und unnöthige Bescherungen bestritt. Sehr gern hatte er sich früher schon das Vergnügen gemacht, allerlei kleine Einkäufe selbst zu besorgen, doch wurde ihm ein solches Verlangen sehr übel ausgelegt und als ein förmlicher Eingriff in die Rechte der Hausfrau betrachtet; war es ihm doch kaum möglich gewesen, die zufriedene Beistimmung derselben für das zu erlangen, was er speciell für sie selbst gekauft, und war er jedes Mal durchgefallen, wenn er eigene Ideen, die kleinen Gaben für seine Tochter betreffend, zur Geltung hatte bringen wollen – jetzt aber hatte er auch hierin freie Hand, und dieser Theil seiner wiedergewonnenen Freiheit war es, der ihn förmlich entzückte.

Mit welchem Interesse ließ er sich die kleine Garderobe Margarethens vorlegen und sich dabei sogar den Rath

von Mademoiselle Elise über Anschaffungen und Aenderungen gefallen; dann musterte er sämmtliche Spielsachen und entdeckte dabei eine Menge alten Rumpelwerks, welches dem strengen Spruche gänzlicher Verbannung nur dadurch entgehen konnte, daß die Gouvernante versicherte, diese halbzerstörten Sachen seien es gerade, welche von der Kleinen und ihren Gespielinnen am meisten beachtet und werthgeschätzt würden.

Hierauf entwarf der Maler eine ziemlich lange Liste von neuen, größtentheils sehr unnöthigen Dingen, welche das bevorstehende Weihnachtsfest verherrlichen sollten, und dann beschloß er, sich am Tage des festlichen Abends das ganz besondere Vergnügen zu machen, die Weihnachtsmesse zu besuchen und, dort umherschlen-dernd, alles das einzukaufen, von dem man nur annähernd glauben konnte, daß es dem kleinen Mädchen Vergnügen machen würde.

Andreas mußte den größten Tannenbaum einkaufen, der nur aufzutreiben war, und hatte den eingekauften ein paar Mal umwechseln müssen, ehe er einen gebracht, welcher von pyramidalisch tadelloser Form war. Da der Gärtner schon früher beim Aufputzen des Weihnachtsbaumes hülfreiche Hand geleistet, so wurde er auch jetzt zu diesem wichtigen Geschäfte beigezogen, sah aber ziemlich sauer darein, als auch Mademoiselle Elise erschien und es sich nicht nehmen lassen wollte, die betreffenden Bonbons mit Faden zu versehen. Es war ihr überhaupt bis jetzt trotz aller Anstrengung nicht gelungen,

sich die Gunst oder auch nur die gute Meinung von Seiten Andreas' zu erringen; seit die Veränderung im Hause vorgegangen war, behandelte er sie noch schroffer und abstoßender, als er früher gethan, und dies in so auffallender Weise, sogar in Gegenwart des Herrn, daß dieser sich schon veranlaßt gesehen, seine Verwunderung darüber auszusprechen, worauf ihm Andreas entgegnete:

»Warum soll ich gegen sie anders sein? Wird sich die doch eben so wenig ändern, wie ein Moor weiß wird und eine Elster das Hüpfen vergißt – das heißt innerlich, wenn sie auch äußerlich das vollkommenste Lamm geworden ist!«

Eine ähnliche kleine Scene hatte auch heute Statt gefunden: obgleich sich Mademoiselle Elise bemühte, den Anordnungen des Gärtners in Betreff des Baumes auf's schleunigste Folge zu leisten, hatte sie ihm doch nichts recht machen können, und er brummte in Einem fort. Roderich hätte ihm gern etwas darüber gesagt, doch fürchtete er, ihn hiedurch noch mehr gegen die Gouvernante aufzubringen, und sprach er deßhalb in murmelndem Tone, als jener einen Augenblick hinausgegangen war:

»Machen Sie sich nichts daraus, es ist so seine Art, über Alles zu brummen!«

Wie erstaunte der Maler aber, als das Mädchen ihn hieran einen Augenblick starr ansah, dann in Thränen ausbrach und darauf hastig das Zimmer verließ.

So entstand denn ein so ausgezeichnete Christbaum, daß selbst Roderich mit seinem Sinne für das Schöne und

Geschmackvolle eine wirkliche Freude daran hatte: vergoldete Reife, die nach oben zu immer kleiner wurden, hielten die Zweige aus einander und gaben dem Baume etwas Nettes, Abgedrehtes; an diesen Reisen hing unten das Zuckerwerk und oben waren die Wachskerzchen befestigt, so daß der Baum mit den angezündeten Lichtern wie eine leuchtende Pyramide auszusehen versprach. Die Geschenke für das kleine Mädchen wurden nun auf dem großen Tische, der den Baum trug, malerisch ausgebreitet, und auf kleinen Tischen an der Wand des Zimmers befanden sich die Gaben für die Dienerschaft.

Mit strahlendem Blicke überschaute der glückliche Vater nochmals das Ganze und weidete sich schon im Voraus an der Seligkeit des großen Augenblickes, wenn er die Thür zu dem finstern Nebenzimmer öffnen würde und wenn Margarethe hereinkäme, die großen, glänzenden Augen weit geöffnet und strahlend vom Widerscheine der zahllosen brennenden Wachskerzchen.

Und wie geblendet mochte sie wohl stehen bleiben vor allen den herrlichen Sachen, die hier ausgebreitet lagen, zweifelnd, prüfend und wählend, durchaus nicht mit sich im Reinen, wonach sie zuerst greifen sollte, ihr kleines, glücklich schlagendes Herz getheilt zwischen so vielerlei Dingen, besonders aber zwischen einer Puppe in Kinderlebensgröße, deren vergißmeinnichtblaue Augen ein sanftes Gefühl bekundeten, sowie in rührender Erkenntlichkeit über bewiesene Mutterliebe glänzten, und einem Garten, der mit der großen Puppenstube Margarethens durch eine Glathür in Verbindung stand und nicht nur

Blumenbeete und Bäume in einer unbeschreiblichen Natürlichkeit zeigte, sondern auch Stühle und Bänke, eine kleine Schaukel, ja, sogar einen lebendigen Springbrunnen – und daneben die reiche Auswahl an eigenen wie an Puppenkleidern, ferner die Küche mit dem erfindungsreichsten Kochapparate, die Bügelstube mit Teppich und Bügeleisen und der große Salon des Puppenhauses mit Christbäumchen und einer ganzen Bescherung *en miniature*.

Das Alles überschaute Roderich unzählige Male mit heiterm Sinne und glücklichem Herzen, ehe er sich davon zu trennen vermochte; dann verschloß er die Stube sorgfältig, um noch den oben erwähnten Gang über den Weihnachtsmarkt zu machen, zu welchem Zwecke ihn Lytton abzuholen kam. Vorher aber trat er nochmals in's Zimmer seiner kleinen Tochter, die auf einem Bänkchen gegenüber dem Fenster saß und, die gefalteten Hände auf den Knien, nachsinnend an den Himmel hinaufblickte.

Doch machte dieser an dem heutigen heiligen Abende kein freundliches Gesicht; er hatte sich in graue Wolken-
schleier gehüllt und sandte hier und da vereinzelt dicke, weiße Flocken herab als Vorboten tüchtigen Schneeweters, welche ein naßkalter Wind, der stoßweiße durch die dürren Aeste sauste, herbeizublasen schien.

»Woran denkst Du, mein Herz?« sagte der Vater, indem er den Kopf des Kindes sanft erhob und es auf seinen kleinen, frischen Mund küßte.

»Ich denke an heute Abend, Papa, und möchte gern errathen, was mir das Christkind bescheren wird.«

»Die guten Kinder dürfen sich etwas wünschen und bekommen es alsdann, und da Du, wie ich glaube, ein gutes Kind bist, so wird auch bei Dir irgend ein kleiner Wunsch in Erfüllung gehen.«

»O, ich habe mir schon viel gewünscht!«

»So viel darf es gerade nicht sein, man muß sich dem Christkinde gegenüber ja in Acht nehmen, nicht unbescheiden zu sein!«

»Weißt Du was, Papa,« erwiderte das Kind mit einem herzlichen Lächeln, ich will mir lieber gar nichts wünschen, sondern erwarten, daß ich sehr viel bekomme!«

»Das ist recht klug von Dir,« sagte Roderich lachend, »und diese Bescheidenheit wird gewiß belohnt werden! Nun, behüte Dich Gott, ich gehe noch ein paar Stunden aus, und wenn ich zurückkomme, wollen wir sehen, was uns das Christkindchen beschert hat – ich freue mich eben so sehr darauf, als Du!«

Mademoiselle Elise war bei diesem kleinen Gespräche zugegen gewesen und hatte ebenso wie Margarethe an den Himmel hinausgeschaut, aber nicht mit dem Ausdrucke sanfter Träume sei oder glückseliger Erwartung. Sie hatte ihre Lippen fest über einander gepreßt und ihre Augen starrten gerade vor sich hin mit einem Ausdrucke, der vollkommen als Spiegelbild der trostlosen, grauen Schneewolken erscheinen konnte. Dabei war sie außergewöhnlich bleich, und nur zuweilen flammte eine plötzliche Röthe auf ihrem Gesichte, wenn sie sich,

was ein paar Mal vorkam, rasch gegen ihren Herrn umwandte, als derselbe so voller Liebe und Herzlichkeit mit dem kleinen Mädchen plauderte. Jetzt küßte er das Kind noch einmal auf's innigste, worauf er sagte: »Also ich gehe jetzt und bin um sechs Uhr zur Bescherung wieder da – das wird ein prächtiger Abend werden,« setzte er, vergnügt die Hände reibend, hinzu. Dann wandte er sich um und schritt gegen die Thür.

Auch Mademoiselle Elise wandte sich rasch, schaute ihm nach und sagte alsdann in einem bewegten, wenngleich lauten Tone zu Margarethe: »Ach, wie Dein Vater so lieb und gut für Dich denkt; gib ihm noch schnell einen Kuß und somit einen Dank im Voraus!«

Bei diesen Worten nahm sie das kleine Mädchen, welches freudig aufgesprungen war, an der Hand und führte es rasch zu seinem Vater, der unter der Thür stehen geblieben war und seine Arme ausbreitete, um das liebe, kleine Geschöpf, das heiter an ihm emporsprang, nochmals in seine Arme zu schließen.

Ein Blick auf die Gouvernante zeigte ihm Thränen in deren Augen.

»Was haben Sie, Mademoiselle Elise?«

»Der heutige Abend bewegt mich immer und stimmt mich ernst und trübe; ich gedenke alsdann meiner Jugendzeit und besonders tief der Menschen, die mich geliebt und mir freundlich gewesen sind!«

»Sie erinnern sich derselben mit einem Gefühle des Dankes, aber nicht gerade der Trauer?«

»O doch, o doch, mit einem Gefühle tiefer Trauer und Wehmuth, denn ich war nicht immer dankbar, ich vergaß Güte, die man mir bewiesen, Wohlthaten, die man mir erzeigt – und dieses Unrecht, welches ich begangen, drückt mir das Herz zusammen!«

Roderich war so heiter, so weich, so wohlwollend für die ganze Welt gestimmt, daß er nicht umhin konnte, in einem herzlichen Tone zu erwiedern: »Und wenn Sie ein begangenes Unrecht erkennen, so bereuen Sie es auch, und wer bereut, findet Verzeihung – verderben Sie sich deßhalb den heutigen festlichen Abend nicht mit Kummer und Thränen!«

»Und würden Sie mir ein Unrecht vergeben, das ich gegen Sie begangen hätte?«

»O gewiß,« erwiederte er lächelnd; »ich wäre ein guter oder, wenn Sie wollen, ein schlechter Beichtvater geworden und hätte bei der geringsten Spur von Reue die vollste Verzeihung gewährt!«

»Wie danke ich Ihnen für dieses Wort!« rief das Mädchen mit einem Ausdrucke von Freude, der ihm unerklärlich schien und über den er sie wahrscheinlich befragt haben würde, wenn Mademoiselle Elise nicht in diesem Augenblicke hastig seine Hand ergriffen und auf dieselbe, ehe er es hindern konnte, zwei sich rasch folgende heiße Küsse gedrückt hätte.

Fast ärgerlich zog er seine Hand zurück und konnte sich nicht enthalten, ihr zu sagen: »Lassen Sie dergleichen bleiben, Mademoiselle Elise – ich habe keine

Idee, aus welchem Gefühle eine Empfindung entspringen konnte, die solches rechtfertigte; thun Sie Ihre Pflicht wie bisher mit Umsicht und Treue, und auf diese Art werden Sie auch am besten mit traurigen Erinnerungen Ihrer Vergangenheit in's Reine kommen – bis nachher! Adieu, meine liebe Margarethe!«

Er verließ das Zimmer und stieg langsam die Treppe hinab, ohne zu bemerken, wie die Gouvernante, das kleine Mädchen an der Hand, ihm auf den Gang hinaus gefolgt war, wie sie droben, ihm nachstarrend, stehen blieb, wie sie dem Kinde zuflüsterte: »Winke Deinem Vater noch einmal!« – wie sie alsdann in's Zimmer zurückwankte und in einer Ecke desselben unter convulsivischem Schluchzen auf einen Stuhl niedersank.

Drunten im Hause erwartete Lytton seinen Freund und rief ihm entgegen: »Beinahe wäre ich trotz meiner schmutzigen Stiefel hinaufgekommen, um das erwartungsvolle Gesichtchen und das gewiß jetzt schon vor Freude leuchtende Auge Deiner Kleinen zu sehen!«

»Ja, ja, das war schon im Voraus belohnend,« entgegnete Roderich; »doch wirst Du alles das nachher doppelt genießen, ihr Glück wird unbeschreiblich sein«

»Und auch das Deinige es ist doch etwas Beneidenswerthes, Vater zu sein!«

»Ganz gewiß, Vater einer solchen Tochter – aber komm' jetzt, ich muß noch verschiedene Kleinigkeiten suchen.«

»Mir scheint, Du wirst den ganzen Weihnachtsmarkt zusammenkaufen.«

»Wenigstens wollen wir allen bescheidenen Genüssen den Zügel schießen lassen, dabei an die Glückseligkeit der Jugend denkend, wo wir unsere paar Groschen auf's ängstlichste zu Rathe hielten und doch schließlich nur das Unnöthigste gekauft hatten.«

»Nun, vielleicht machen wir's heute eben so.«

Damit gingen sie durch die schon halb dunkeln Straßen, aber nicht allein, denn vor und neben ihnen zogen andere würdige Familienväter oder Mütter in Shawl und Caputze, gefolgt von ihren Dienstmädchen, um ebenfalls noch eine Menge sehr überflüssiger Nothwendigkeiten einzukaufen.

Da war auch schon der Markt mit seinem geheimnißvollen Treiben, mit den hölzernen Buben, von denen jede die andere durch reicheren Lichterglanz überbieten zu wollen schien, – war ihnen doch nur noch eine kurze Frist vergönnt, bis die Buden geschlossen wurden, weil die Käufer gewöhnlich mit dem vollen Eintritte der Nacht plötzlich verschwanden, wie Gespenster mit dem ersten Hahnenschrei.

Vor dem Markte auf einem kleinen Platze befanden sich ganze Reihen von Tannenbaum-Verkäufern, die keine besonderen Geschäfte gemacht zu haben schienen. Gewöhnlich waren es Kinder, welche die immergrünen Bäumchen feilboten, und dies erschien Roderich um so trauriger; er fühlte mit ihnen, wie ihre Hoffnungen, selbst einen heiteren Weihnachtsabend zu feiern, wenn sie ihre Waaren frühzeitig los geworden wären, jetzt

wohl verschwunden waren – er sah das an ihren betrübten Blicken, mit denen sie vergeblich zum Kaufen einluden, um alsdann den hastig Davoneilenden traurig nachzuschauen. Gern hätte er eine ganze Tannenpflanzung zusammengekauft, wenn er nur gewußt hätte, was er damit anfangen sollte; doch konnte er es nicht unterlassen, hier einem armen Weibe mit einigen frierenden Kindern ein Geldstück in die Hand gleiten zu lassen und dort einem kleinen Mädchen eine Gabe zu reichen, die ihrem jüngeren Bruder eine – allerdings sehr ärmliche – Weihnachtsfeier dadurch veranstaltete, daß sie ihm von Zeit zu Zeit mit einem angezündeten Streichhölzchen die Bäume beleuchtete. Sie that es, um ihn zum Schweigen zu bringen, denn der kleine, ärmlich angezogene Bube weinte, wahrscheinlich vor Hunger und Kälte. Auch zufriedenerer Gesichter sah er hier im Vorbeigehen und freute sich mit ihnen, da ein paar Kinder, die ihr gewonnenes Geld zählten, dort eine ganze, zahlreiche Familie, die beim Scheine einer Laterne ihr spärliches Brod verzehrten, dessen einzige und beste Würze die Worte der Mutter waren: »Wartet nur – in einer Stunde sind wir zu Hause und dann sollt ihr sehen, was das für einen Weihnachtsabend gibt!«

Roderich kaufte noch die verschiedenartigsten Spielereien, die er entweder selbst entdeckte oder auf die er sich von Lytton aufmerksam machen ließ, der ebenfalls in die Wuth des Kaufens hineingerathen war. Daß von all' den Dingen, welche sie erhandelten, sich wenigstens drei Viertel durch Unzweckmäßigkeit auszeichneten, versteht

sich wohl von selbst, da den Beiden in ihrer frohen Laune nur eine glänzende Außenseite zu gefallen brauchte, um nicht lange nach seinem Nutzen zu fragen.

»Wenn wir zwölf oder vierzehn Jahre alt und von einem recht verschwenderischen Vater mit vollem Geldbeutel zur *merry christmas* auf den Weihnachtsmarkt geschickt wären, so könnten wir es nicht toller machen,« lachte der junge Engländer.

»Eine tiefe Wahrheit, das will ich Dir bereitwilligst zugestehen, ohne deßhalb meinem Vergnügen Einhalt zu thun.«

»Und was willst Du denn noch kaufen?«

»Komm' nur noch mit dort zu der großen Spielwaa-renbude, der letzten in der Reihe, deren Inhalt uns so verführerisch entgegenglänzt.«

»Nun meinerwegen, doch haben wir bereits alle Taschen voll.«

»Weißt Du, was ich noch kaufen könnte?« sagte Roderich nach einer Pause, als sie vor der Bude standen, deren Eigenthümer diesen beiden späten und so wohlhabend aussehenden Kunden seine heiterste Miene als Köder entgegenwarf – »ich werde ein Schattenspiel kaufen, das wird Margarethe außerordentlich amusiren.«

»Ah, das laß ich mir gefallen – kaufen wir ein Schattenspiel!«

»Morgen nach unserem kleinen Diner – Rodenberg ist selbstredend da und Walter wird auch kommen – machen wir uns das kindliche Vergnügen mit einem Schattenspiele an der Wand.«

»Bei uns in England sehr beliebt, eine meiner ersten Jugend-Erinnerungen.«

Das schönste Schattenspiel aus dem ganzen Waarenlager wurde gekauft und bezahlt; Lytton nahm die kleine Blechlaterne unter den Arm, während Roderich die Schachtel mit den Glastafeln einschob.

»So, jetzt könnten wir zufrieden sein . . . «

»Und nach Hause gehen, das heißt zuerst einen Augenblick zu mir,« sagte der junge Engländer, »wir sind ja ganz in der Nähe; ich möchte, um später nach Hause zu gehen, einen Regenschirm nehmen – der Wind haucht uns so warm in's Gesicht, daß ich überzeugt bin, es dauert nicht lange, so haben wir statt des Schneegestöbers einen tüchtigen Regen.«

»Gut, holen wir Deinen Regenschirm.«

Sie hatten bald das Haus erreicht, wo Lytton im ersten Stocke eine, wiewgleich kleine, doch ziemlich elegante Wohnung hatte; er zündete Licht an, da sein Diener ausgegangen war, und bot dem Freunde eine Cigarre, die dieser bereitwilligst annahm. Dann, als er nach einer Ecke des Zimmers ging, um einen Regenschirm zu holen, bemerkte er auf einem Seitentische ein paar Briefe liegen, die von der Post gebracht worden waren; er betrachtete die Aufschriften und sagte, das Gesicht mit einem ernstesten Ausdrucke gegen Roderich wendend: »Der eine ist aus England von meinem Vater und muß etwas nichts Gewöhnliches enthalten, da es in diesen Tagen nicht sein Termin ist, an mich zu schreiben – sehen wir, was es gibt.«

Er zerriß den Umschlag und lag. Der Brief mußte nur wenige Zeilen enthalten, denn Lytton warf ihn nach wenigen Secunden etwas derb auf den Tisch.

»Ich habe das schon lange erwartet,« sagte er alsdann unmuthig, »und sprach Dir auch schon davon; mein Vater wünscht, daß ich nach Hause zurückkehre und so bald es mir thunlich erscheint, das heißt aber aus unserer Familiensprache in's Allgemeine übersetzt: mit dem ersten Schiffe, das ich in Calais oder Boulogne erreichen kann.«

»Vermuthest Du irgend etwas Unangenehmes?«

»Im Gegentheil, er wünscht meine Zurückkunft wegen eines nicht uninteressanten Familien-Ereignisses – es thut mir recht in der Seele weh, Dich so rasch verlassen zu müssen!« Er reichte dem Freunde die Hand, welche dieser herzlich drückte und ihm erwiderte:

»Du kannst mir glauben, Lytton, wie schmerzlich ich gerade jetzt Deine Abwesenheit empfinden werde, doch werden wir uns bald wiedersehen, ich bin fest davon überzeugt – und wann wirst Du reisen?«

»Laß mich nachrechnen – am ersten nächsten Monats geht ein Schiff von Boulogne, welches ich erreiche, wenn ich am achtundzwanzigsten von hier gehe.«

»Eine kurze Frist, aber wir wollen, hoffe ich, die paar Tage noch recht vergnügt mit einander verleben.«

»Dem Schicksale zum Trotz, das uns aus einander reißt – ja, das wollen wir!«

»So laß uns jetzt zu mir geben – zuerst die Bescherung, dann ein kleines Souper, zu welchem ich Rodenberg geladen habe. – Rodenberg ist auch Dir ganz recht?«

»Gewiß, sowohl in großer Gesellschaft wie in kleinem Kreise; er ist ein guter und in jeder Beziehung durch und durch anständiger Kerl, dieser Rodenberg – schade, daß auch ihm die kleine Million fehlt, das wäre ein Beschützer der Kunst und aller Künstler geworden, trotz dem Mäcen und den Medicäern.«

Sie gingen mit einander nach dem Hause Roderich's, und dieser öffnete die Hausthür mit einem kleinen Schlüssel, den er immer bei sich trug. Gegenüber dem unangenehmen Schneegestöber und dem naßkalten Winde betrat man die behaglich erwärmte und beleuchtete Hausflur mit einer außerordentlich wohlthuenden Empfindung, und nicht nur Auge und Gefühl fanden sich hier angenehm beschäftigt, auch Geruch und Gehör erhielten ihren Theil, wie Lytton behauptete, denn in der Küche hörte man die Köchin irgend eine unbekannte Arie singen, während aus der halb geöffneten Thür ein höchst angenehmer Duft strömte.

Die Sängerin erschien einen Augenblick unter der Thür ihres Departements, als sie Tritte in der Hausflur vernahm, um sogleich wieder zu verschwinden, als sie ihren Herrn erkannte.

»Wo ist Andreas?« fragte dieser.

»Er ist vor einer Stunde nach dem Atelier gegangen, um das Gewächshaus zu decken und nach dem Ofen zu sehen.«

»Sobald er kommt, schicken Sie ihn hinaus.«

»Gut,« sagte die Köchin und kehrte in ihre Küche zurück, wo sie ihren Gesang mit großer Meisterschaft da wieder aufnahm, wo sie ihn vorher unterbrochen hatte.

»Es ist beinahe sechs Uhr,« sagte der Maler mit leiser Stimme zu seinem Freunde, während Beide so geräuschlos als möglich die Treppe hinaufgingen – »Du wirst mir helfen, den Weihnachtsbaum anzuzünden, und wir wollen das thun, ehe sie noch erfahren, daß wir zurückgekommen sind – die Ueberraschung wird um so größer sein, wenn sie auf einmal so ganz unvermuthet den Ton der Klingel hört. – Ich sage Dir, Alfred, mit derselben Heiterkeit wie heute erinnere ich mich in langen, langen Jahren keinen Weihnachtsabend begangen zu haben!«

Auch ich hatte mich so darauf gefreut, doch habe ich ja schon eine Bescherung erhalten, deren Unangenehmes ich zuerst überwinden muß.«

»Denke nicht mehr daran – wenigstens heute nicht – mir zu Liebe und der Kleinen wegen – ihre Freude wird Dich aufheitern.«

»Das hoffe ich auch.«

»So – da sind wir im Zimmer – nur kein Geräusch gemacht, bleibe an der Thür stehen – ich werde Licht anzünden, es steht hier Alles so voll, daß ich mich kaum durchwinden kann. – Nun, was sagst Du zu der Ausstellung?« fragte Roderich mit leuchtenden Augen, als nun das Licht brannte, bei dessen Scheine Lytton alle die vollen Tische sah.

»Was ich sage? – Nun, daß es hier einen wunderschönen Anblick geben wird und daß wir bei diesem Ueberflusse unsere Promenade über den Weihnachtsmarkt hätten sparen können.«

»Zugestanden; aber es war eine so angenehme Auffüllung der Zeit,« sagte Roderich, sich gewisser Maßen entschuldigend, »und dann mußte ich auch ein wenig frische Lust schöpfen.«

»Ich verstehe, ich verstehe,« lachte Lytton, »aber jetzt komm, laß uns an's Werk gehen; Du nimmst jene Seite des Christbaumes, ich diese, obgleich unverheirathet und deßhalb noch nicht Selbsterschaffer von Weihnachtsfreuden, werde ich doch im Anzünden der Lichter mit Dir concurriren.«

»Das wollen wir sehen.«

Und damit begannen die beiden Männer mit einer Hast, mit einem Eifer die Lichter anzuzünden, daß es eben so komisch als rührend aussah; ihre Augen glänzten, sie wagten kein Wort mehr zu reden, denn von einem leichten Husten des jungen Engländers waren sogleich ein paar Dutzend Weihnachtskerzchen ausgelöscht, was indessen jenen unvergleichlichen Geruch erzeugte, der uns sogleich mitten in die Weihnachtszeit hineinversetzt.

Nun waren sie fertig, und der Baum sah in der That wahrhaft prächtig aus: er bildete eine zierliche Feuer-Pyramide, von den goldenen Reifen unterbrochen, an denen das Zuckerzeug in malerischer Beleuchtung hing, einen soliden Kern bildend, während wehende Fahnen von Rauschgold und blinkende Ketten von vergoldetem

und versilbertem Papier, die sich zierlich um die äußersten Spitzen der Zweige schlangen, von einem unermeßlichen, wengleich märchenhaften Reichthume zeugten.

»So, jetzt werde ich in's Nebenzimmer hineinklingeln,« sagte Roderich; »Margarethe ist drüben, ich sah von unten die Fenster des Wohnzimmers erleuchtet, und wenn Du ihre Tritte hörst, öffnest Du beide Flügelthüren.«

»Mit dem Aplomb eines königlichen Portiers.«

»Es gibt doch wahrhaftig nichts Belohnenderes für die kleine Mühe, die wir gehabt, als diesen Augenblick,« sagte der glückliche Vater, indem er die Klingel ergriff.

Und er ließ die Klingel ertönen, während Lytton in komischer Haltung die beiden Flügelthüren mit den Händen erfaßt hatte.

Dann horchten Beide, um die raschen Tritte und die jubelnde Stimme des kleinen Mädchens zu vernehmen. –

»Klinge etwas lauter,« sagte Lytton, »und ich will die Flügelthüren ein wenig öffnen, es sind ja zwei Zimmer zwischen diesem und dem, wo sich Margarethe befindet.«

»Ja, Du hast Recht. – Das ist doch sonderbar,« meinte Roderich, »sie werden doch nicht Beide eingeschlafen sein!«

»In einer solchen Erwartung kaum möglich!«

»Bleibe Du hier, ich will doch nachsehen.«

Damit eilte Roderich rasch hinaus und der junge Engländer blieb zurück.

Dieser stellte sich unter die weit geöffneten Flügelthüren und hörte die Schritte seines Freundes in den

nächsten Zimmern verhallen, dann lauschte er angestrengt, um endlich den jubelnden Ruf der Kleinen zu vernehmen, wenn die Thür ihres Zimmers geöffnet würde, wenn der geliebte Vater auf der Schwelle erschien und sie nun eilig mit ihm zurückkommen würde.

Sonderbar, daß drüben Alles still blieb! – Und noch immer.

Doch jetzt hörte er etwas, aber nicht die helle, klingende Stimme Margarethens, sondern die aufgeregte Stimme seines Freundes, der die Treppen hinab nach der Dienerschaft rief.

Rasch eilte Lytton nach dem Wohnzimmer, dessen Thür er offen stehen fand; wie gewöhnlich brannte hier die Lampe auf dem Tische, aber eben so wenig war etwas zu sehen von Margarethe, noch von Mamsell Elise.

Die Köchin war beim Rufe ihres Herrn rasch die Treppe hinaufgesprungen, gefolgt von dem Stubenmädchen, das ihr in der Küche Gesellschaft geleistet.

»Wo ist Margarethe?« fragte Roderich, der auf der Treppe stand, wobei er seine Stimme gewaltsam mäßigte – »und wo ist die Gouvernante?«

Die Beiden, an welche diese hastig ausgesprochene Frage gerichtet war, sahen sich zuerst überrascht an, dann mit einem ungekünstelten Erstaunen auf ihren Herrn und sagten nun wie aus Einem Munde: »Margarethe und die Elise müssen ja in ihrem Wohnzimmer sein! Roderich ging ihnen dorthin voran und öffnete die Thür so weit als möglich.

»A–a–a–ah, sie sind nicht da!« sagten die Beiden.

»Allerdings sind sie nicht da – aber wie lange ist's her, daß sie nicht da waren?«

Abermals sahen sich die Beiden mit dem gleichen Erstaunen an, dann sagte das Stubenmädchen zu ihrem Herrn: »Sie waren kaum fortgegangen, da ging ich hinauf, um das Kaffeegeschirr abzuräumen.«

»Das war um halb Fünf, jetzt ist es sechs Uhr vorüber – und keine von Euch war in der Zwischenzeit mehr oben!«

»Nein, Herr, wir wurden nicht gerufen,« sagte das Stubenmädchen und setzte etwas spitzig hinzu: »Und Mamsell Elise liebte es nicht, wenn man ungerufen kam!«

Der junge Engländer hatte sich indessen im Zimmer mit großer Ruhe umgesehen und sagte jetzt: »Laß doch nachsehen, ob Margarethens Mantel und Tuch und der Hut ihrer Gouvernante zu finden sind, oder ob sie sich sonst noch im Hause befinden.«

Die beiden Mädchen rannten augenblicklich nach dem betreffenden Schlafzimmer, und während dessen näherte sich der Maler seinem Freunde, legte seine Rechte auf dessen Schulter und fragte ihn mit einem eigenthümlich klingenden Tone: ».Was denkst Du davon? Sage mir ohne Rückhalt, was Du darüber denkst!«

»Noch nicht das Schlimmste.«

»Ah, es könnte also etwas Schlimmes geben, etwas Entsetzliches für mich?«

»Wer wird gleich an so etwas denken! Wenn die Beiden nicht im Hause sind und man auch ihre Mäntel und Tücher nicht findet, so wollen wir annehmen, die Gouvernante habe sich vielleicht von der Kleinen erbitten lassen,

den Weihnachtsmarkt zu besuchen – es wäre das allerdings unverantwortlich!«

»Gewiß, unverantwortlich, und doch, wenn sie jetzt zurückkämen, wie wollte ich sie mit keinem Blicke diesen Fehler entgelten lassen – wenn sie aber nicht auf den Weihnachtsmarkt gegangen sind?« setzte Roderich fragend hinzu, wobei sein Blick einen unbeschreiblichen Ausdruck des Schreckens annahm.

»So sind sie vielleicht zu einem Besuche in die Nachbarschaft gegangen.«

»Oder . . . «

»Ei, wer kann in einem solchen Falle alle dergleichen Oder beantworten,« entgegnete Lytton, indem er sich, um dem starren Blicke seines Freundes zu entgehen, nach der Thür wandte – »dort kommen die beiden Dienstmädchen zurück.«

Ja, sie kamen, und Beide athemlos von raschem Laufen.

»Wir waren im ganzen Hause,« sagte die Köchin, »sogar oben auf dem Söller!«

»Und ich habe in den Keller hinabgerufen!«

»Sie sind im ganzen Hause nicht zu finden?«

»Nicht in dem Hause und nicht draußen im Gärtchen, ich habe den Namen der Mamsell mehrmals laut gerufen!«

»Und der Mantel von unserem kleinen, lieben Mädchen ist auch nicht da,« sagte die Köchin, indem sie mühsam Athem schöpfte – »auch nicht das Tuch der Mamsell,

nicht ihre Ueberschuhe, und es fehlt auch ihre Reisetasche!«

»Aber ihr Koffer ihr Koffer!« rief Roderich.

»Der steht oben auf seinem gewöhnlichen Platze, verschlossen, aber die Kleider hängen im Kasten!«

»Wer wird gleich an so etwas denken,« meinte Lytton, doch war sein Blick nicht so fest und sicher, wie gewöhnlich – Du hörst ja, ihr Koffer und ihre Kleider sind da!«

»Koffer und Kleider sind schwer wegzuschaffen,« sagte der Maler mit tonloser Stimme, »ohne daß man etwas davon merkt – und Koffer und Kleider wären einer so treuen Dienerin leicht zu ersetzen!«

»Ei was, mach' mich nicht toll!«

»Eine von Euch geht in die Nachbarschaft, wo sie vielleicht sein könnten, und wenn es Dir recht ist,« bat er seinen Freund mit einer Innigkeit, die diesem tief in's Herz schnitt, so laufen wir nochmals über den Weihnachtsmarkt!«

»Ja, ja, das wollen wir!«

»Wenn nur Andreas da gewesen wäre!« – Nach diesen Worten eilte der Maler hinaus, um seinen Ueberrock zu holen.

»Und Ihr habt Niemanden die Treppe hinabgehen hören?« fragte Lytton.

»Keine Seele – aber wenn sie ausgegangen sind, so haben sie, wie gewöhnlich, Gummi-Galoschen angehabt, und da hört man keinen Tritt!«

»Das ist richtig!« – Dann eilte auch er fort, und bald darauf verließen die beiden Männer eilig das Haus.

Ach, wie ganz anders waren die Gefühle, mit denen Olfers und Lytton jetzt dem schon ziemlich dunkel gewordenen Markte zuschritten! In den meisten Buden waren die Lichter ausgelöscht, und wo man Helle sah, da war es der Schein einer Laterne, bei welchem die Kaufleute eilig ihre Waare zusammenpackten. Nur bei den Tannenbäumen sah man noch ein paar der armen Verkäufer geduldig wartend sitzen. Da war das kleine Mädchen mit ihrem frierenden Bruder. Hier blieb der unglückliche Vater einen Augenblick stehen und dachte: ach, wenn es doch Margarethe wäre, kalt, durchnäßt, wie wollte ich sie jubelnd auf meinen Arm nehmen und nach Hause zurücktragen! – Dort war auch noch die zahlreiche Familie, deren Mutter den Kindern einen heiteren Weihnachtsabend versprach und die nun aufbrach, um nach ihrem benachbarten Dorfe zurückzukehren. Roderich zählte ängstlich die Schaar der Kleinen, alle waren noch da, wie er sie vor kaum einer Stunde gesehen – keines fehlte.–

Zwischen den Budenreihen war es ganz leer geworden und Niemand mehr zu sehen, und doch durcheilten die Beiden jede Reihe mehrere Male, ja, sie blieben an jeder Bude stehen, wo noch Licht war oder ein letzter Käufer.

Nirgends eine Spur von dem kleinen Mädchen.

Der Wind fuhr in heftigen Stößen gegen die Straßenecken und überschüttete diejenigen, welche eiligst ihres Weges gingen, um so bald als möglich ein schützendes Obdach zu erreichen, mit empfindlichen Schauern von Regen und Schnee, dabei heulend und pfeifend, als wollte er seinen Verdruß aussprechen, von all den tausend

Lichtern, all den vergnügten Gesichtern durch die tückischen Fensterscheiben abgesperrt zu sein.

»Komm, laß uns nach Hause zurückkehren,« sprach Lytton zu seinem Freunde; »was da auch geschehen sein mag, es wäre Wahnsinn, zu glauben, die Kleine bei diesem furchtbaren Wetter im Freien zu finden – Alles hat seine Gränzen!«

»Ja, Alles hat seine Gränzen!« erwiederte der Maler mit dumpfer Stimme – »auch der Verstand eines Menschen, und es ist mir gerade zu Muthe, als sollte ich mit dem Sturmwinde um die Wette schreien und heulen nach meinem armen, verloren gegangenen Kinde!«

»Wer weiß, ob wir sie nicht heiter und vergnügt zu Hause finden!«

»Du weißt eben so gut wie ich, daß dies nicht der Fall sein wird – o, seit wir in der Finsterniß umhersuchen, ist es erst recht hell in mir geworden, denn um die Thaten gewisser Menschen zu begreifen, zu verstehen, muß man von Nacht umgeben sein, muß man vom Winde umheult werden, von kaltem Regen überschüttet – ja, komm nach Hause!«

Und damit gingen sie den Weg zurück, den sie gekommen – ein paar stumme, einsame Wanderer, mit hallenden Schritten in den nun ganz verödeten Straßen.

Als sie die Wohnung Olfers' erreicht, wurde die Hausthüre geräuschlos geöffnet, ohne daß sie nothwendig gehabt hätten, anzuläuten oder selbst aufzuschließen. Andreas befand sich in dem Hausflur mit einem recht kummervollen Gesichte, unter der Küchenthür stand das Stubenmädchen, leise in die vorgehaltene Schürze weinend.

»Da brauche ich nicht weiter zu fragen,« sagte der unglückliche Vater mit einem traurigen Lächeln – »also Ihr habt gar nichts erfahren? Keine Spur von ihr?«

»Mit Gewißheit ist darüber nichts zu sagen,« gab Andreas zur Antwort; »das Einzige, was ich mittheilen kann, ist, daß ein verschlossener Wagen längere Zeit an der Ecke unserer Straße und der Promenade gehalten hat, vielleicht von halb fünf bis halb sechs Uhr, denn um diese Zeit hat man ihn fortfahren sehen.«

»Wer sagte Dir das?«

»Ein Vetter von mir, der auf der Promenade vor dem Hause des Generals Helwig auf dem Posten stand; ob aber Jemand eingestiegen sei, konnte er bei der Dunkelheit nicht sehen. – Herr Rodenberg ist oben.«

»Ich danke.«

Nach diesen Worten stieg der Maler die Treppe hinauf und Lytton folgte ihm. Oben fanden sie Rodenberg, der ihnen entgegenkam, die Hand des älteren Freundes erfaßte und, dieselbe herzlich drückend, sagte: »Es ist das ein schlechter Streich, den man da ausgeführt; nur glücklicher Weise sind die Thäter zu errathen, und Sie haben den Schutz der Gesetze für sich!«

»Rodenberg hat den Thäter sogleich errathen und uns fiel das erst in den finsternen Straßen ein, als wir bedachten, daß dort so gar kein Aufenthalt für ein armes, kleines Mädchen sei.«

»Nun, schwer zu errathen war das gerade nicht; warum Dir aber einen schwachen Hoffnungsfaden grausam abschneiden? Geradezu unmöglich war es nicht, daß die Gouvernante der Neigung des Kindes nachgegeben und den Weihnachtsmarkt besucht hätte.«

»Nein, nein, es war sogar sehr glaublich,« sagte Rodenberg und setzte gleich darauf in einem fragenden Tone hinzu: »Ob man auch wohl bei allen unseren Bekannten nach ihr geforscht hat?«

»Bei allen, Herr,« erwiderte Andreas, welcher gefolgt war.

»So – bei allen? Wer weiß, ob Margarethe nicht Lust bekommen, ihre Freundin aufzusuchen, die sie lange nicht gesehen, Mademoiselle Conchitta – wäre das nicht möglich?«

»Auch daran habe ich gedacht, Herr,« versetzte der Gärtner, »und unterließ es nicht, bei Herrn Schmitz vorzusprechen.«

»Nun?«

»Sie feierten gerade lustig und vergnügt ihren heiligen Abend, die Madame Schmitz, ihr Sohn und die beiden spanischen Damen.«

»Ah, sie waren heiter und vergnügt?«

»Es schien so, und da widerstand es mir von Herzen, die seltsame Frage nach unserem kleinen Mädchen zu

thun; denn daß sie nicht da war, sah ich ja, und daß sie nicht dagewesen, merkte ich doch wohl daran, daß mir Fräulein Conchitta ein Packetchen für unsere kleine Margarethe gab und daß sie dazu sagte: »Gern hätte ich es ihr selbst gegeben, aber ich habe sie so lange nicht mehr gesehen!«

»Alle Welt ist heiter und vergnügt,« sagte Olfers, »und warum sollte alle Welt nicht heiter und vergnügt sein? Kommt, auch wir wollen versuchen, unsere finsternen Gedanken wenigstens auf ein paar Stunden zu vergessen!«

Er schritt dem Zimmer zu, wo sich die Weihnachtsbescherung befand, doch vertrat ihm Lytton den Weg, indem er ihn sanft bei der Hand nahm und ihm mit weicher Stimme sagte:

»Nicht da hinein, Roderich – wozu nutzt das jetzt? Gehen wir nebenan in Dein kleines Atelier, um ruhig zu sprechen, besonnen zu überlegen.«

»Gut, ich folge Dir, aber vorher laß mich noch einen einzigen Blick in das Zimmer werfen, Andreas soll mir leuchten! Es ist kindisch von mir, was ich jetzt sagen werde, aber ich sage es doch: wäre es nicht möglich, daß die Kleine mit mir Versteckens gespielt hatte und jetzt irgendwo lachend unter dem Tische hervorspringt – ah, wie der Tannenbaum und die verbrannten Wachskerzen duften!«

Er blieb noch eine kleine Weile in dem Zimmer, und als er herauskam, zeigte er durchaus keine Überraschte

Miente, daß er das nicht gefunden, was er gesucht. Andreas sagte ihm, während sie nun nach dem kleinen Atelier im Hause gingen:

»Als ich heimkam und alles das erfuhr, löschte ich sogleich die halb abgebrannten Wachskerzchen, damit sie den Baum nicht anzünden möchten.«

»Das war ganz klug von Dir gehandelt, und da sich die Kleine heute nun einmal nicht daran erfreuen soll, so können wir uns ja noch ein Vergnügen damit machen – nachher – morgen – über's Jahr!«

In dem Atelier ließen die drei Freunde sich nieder, und Rodenberg und Lytton mußten rauchen auf den ausdrücklichen Wunsch Roderich's, der übrigens nicht lange in seinem Fauteuil blieb, sondern bald wieder aufsprang und mit zusammengefalteten Händen in dem Zimmer auf und ab ging.

»Hätte man nur eine Idee davon gehabt,« sagte Rodenberg nach einem längeren Stillschweigen, »wohin sich der Wagen gewandt, den Andreas' Vetter gesehen, so hatte man ihm vielleicht nachreiten können – ich würde mir ein unbeschreibliches Vergnügen daraus gemacht haben.«

»Es wäre wohl unmöglich gewesen, ihn heute Nacht einzuholen, denn er wird in einem großen Umwege auf sein Ziel losgehen.«

»Aber wir kennen das Ziel,« sagte Lytton nach einem tiefen, heftigen Athemzuge. »Ich werde morgen nach Hause schreiben, daß man mich in den nächsten Tagen

nicht erwarten soll, denn Du wirst mir wohl erlauben, daß ich Dich begleite.«

»Auch ich schließe mich von Herzen dazu an!«

»Ich habe es gewußt, Lytton, daß Du mich nicht verlassen wirst, und auch Ihnen, Rodenberg, danke ich herzlich für Ihr Anerbieten; doch ist es besser, Sie bleiben in der nächsten Zeit hier, lassen sich unbefangen überall sehen, wie Sie es bisher gewohnt waren, besuchen draußen mein Atelier wie bis jetzt, gehen auch zuweilen hier in's Haus und schreiben mir alsdann selbst über Kleinigkeiten, die Ihnen bedeutsam erscheinen; dadurch würden Sie mich außerordentlich verpflichten.«

»Ich wollte, ich könnte mehr für Sie thun!«

Nach diesem kleinen Gespräche, das in langen Unterbrechungen geführt wurde, hatte sich Roderich an das große Fenster gestellt, die heiße Stirn an die Scheibe gedrückt und starrte so lange, lange in die dunkle, stürmische Nacht hinaus. Endlich wandte er sich mit einem Ausrufe tiefen Schmerzes herum und sagte hastig, während er beide Hände vor die Stirn preßte: »Ein Gedanke ist mir bei diesem Unglücke am fürchterlichsten und unerträglichstem die vereitelte Hoffnung meines armen, lieben, kleinen Mädchens; wie hat sich ihr Herz auf den heutigen Abend gefreut, wie hat sie sich alles das, was man ihr bescheeren würde, mit ihrer lebhaften Phantasie ausgemalt! Ich konnte es ja in meinem Glücke nicht unterlassen, ihr wie ein rechter Schwätzer kleine Andeutungen zu geben, gedachte ich doch, so mein Vergnügen zu verdoppeln – o mein Gott, Du armes, armes Kind, mit

deinem warmen, empfänglichen, liebevollen Gemüthe! Da sitzt sie in einem kalten Wagen in finsterner Nacht, umsaust von Wind, Schnee und Regen, starrt in die Dunkelheit hinaus und denkt an mich, an unser Haus, an jenes warme Zimmer mit seinen unzähligen Lichtchen, mit der ganzen Pracht und Herrlichkeit eines reichen Weihnachtsabends, wie ihn nur das übervolle Herz eines glücklichen Vaters veranstalten konnte – o mein Gott, ist das nicht zum Wahnsinnig werden?«

»Allerdings ist es hart – entsetzlich, unerträglich, aber warum dergestalt in seinem Schmerze wühlen?«

»Glaubst Du nicht, daß Margarethe alles das nicht gefühlt hat, wie Du es kennst, dieses verständige, lebhaftes, phantasiereiche Kind?«

»Ja, sie wird so gedacht haben – eine halbe Stunde lang, eine ganze Stunde lang, dann wird man ihr das trügerische Versprechen machen, sie würde morgen wieder hierher zu Dir zurückkehren, um alsdann ihren Weihnachtsabend noch viel glänzender zu feiern – sie wird klagen und weinen – eine Zeit lang – dann wird sie ihr Köpfchen in die Ecke des Wagens legen und jetzt sanft eingeschlummert sein – so stelle sie Dir vor, im süßen Schlummer, alles Traurige vergessend, in einem Traume von Glanz, Glück und Herrlichkeit.«

»Amen! Ich werde mich bemühen, dieses reizende Bild so lange als möglich festzuhalten!«

Und nun war es gut, daß das Stubenmädchen meldete, das Abendessen sei aufgetragen, und daß sich nun alle Drei aus dem halbdunklen Atelier in das freundliche, hell

erleuchtete Speisezimmer begaben. Obgleich indessen alle Speisen vortrefflich waren, so nahmen doch die beiden Freunde des Hauses sehr wenig und Roderich aß nur ein Stück Brod und trank ein paar Tropfen Wein dazu.

Früh schieden sie von einander, denn es wollte kein einiger Maßen erquickliches Gespräch aufkommen, und Roderich hielt die beiden Anderen mit keinem Worte auf, als Lytton seine Ansicht aussprach, es sei wohl besser, jetzt nach Hause zurückzukehren.

»Auf morgen also – wann kommst Du, Lytton?«

»Ich werde gegen acht Uhr reisefertig bei Dir sein.«

»Und auch Sie, Rodenberg, sehe ich noch?«

»Gewiß, um dieselbe Stunde.«

»Ich danke Ihnen – gute Nacht!«

Die beiden jungen Leute gingen fort, ohne den Muth zu haben, diesen Wunsch zu erwiedern; sie begnügten sich mit einem einfachen wohlverstandenen Händedrucke.

Als sie das Haus verlassen hatten, kehrte Roderich nach dem Zimmer zurück, wo er vor wenigen Stunden so unaussprechlich glücklich gewesen war, und abermals nahm er das Licht und zündete die Kerzen am Weihnachtsbaume an, dieses Mal allein, ohne seinen Freund, aber in Gesellschaft seines unendlichen Kummers und zahlreicher, schwerer Thränen, die aus seinen Augen in den dichten Bart niedertröpfelten.

Nun leuchtete der Weihnachtsbaum in voller Pracht, und er betrachtete ihn mit gefalteten Händen; dann sprach er halblaut vor sich hin, als unterhalte er sich mit

Jemanden, der anwesend sei, während er nach einem der Fenster zu ging und es weit öffnete: »Ich habe die Lichter nicht deßhalb wieder angezündet, um meinen Schmerz zu erneuern, sondern es wäre ja möglich, daß die im Wagen, ihren ungeheuren Frevel einsehend, umkehren würden und mir mein Kind wieder brächten. – Wie würde Margarethe jubeln, wenn sie schon von Weitem, sich aus dem Wagen neigend, dieses erleuchtete Fenster sähe!«

So mit sich selbst redend, stand er am offenen Fenster und lauschte hinaus, ob er nicht das Rollen eines Wagens vernehme. Aber Alles blieb ruhig und still in Nähe und Ferne – selbst der Wind schien ausgetobt zu haben und sein Wehen klang nur noch wie leuchte Seufzer. – Es war in der Natur so feierlich ruhig geworden an dem heiligen Abende, und so auch draußen in Harmonie mit all' der Glückseligkeit im Innern der Häuser. Ueberall, wohin der Maler blickte, bemerkte er, aus der dunklen Nacht hervorleuchtend, die leicht mit Schnee bedeckten Häuser und in den verschiedenen Stockwerken hell erleuchtete Fenster, auch wohl Schatten an den Fenstern rasch und anscheinend freudig vorüber huschen und hie und da das Glitzern der brennenden Kerzen an den Weihnachtsbäumen.

An seinem Weihnachtsbaume, den kein glückliches Kinderauge gesehen, begannen jetzt die Kerzen nach und nach zu erlöschen, zuweilen die Tannenzweige anzündend und alsdann wieder jenen lieblichen, bekannten, erinnerungsreichen Duft verbreitend.

Doch war eine geschäftige Hand in der Nähe, welche dergleichen kleine Brände augenblicklich löschte, damit sie nicht gefährlich um sich griffen, die des treuen Gärtners, welcher hinter seinem Herrn leise in's Zimmer geschlichen war und der nun eben so geräuschlos an das Fenster trat und es sachte schloß.

»Warum das, Andreas?«

»Warum sollen Sie sich erkälten, lieber Herr?«

»Du hast Recht – gute Nacht!«

Damit verließ der Maler das Gemach, um sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen.

Andreas löschte die übrigen Kerzchen sachte aus, ohne Uebereilung, eines nach dem anderen, und dabei sah er so aufgeregt aus, so ingrimmig, dabei murmelte er zwischen den Zähnen: »O, könnte ich eben so gut etwas Anderes auslöschen, Alles, Alles, bis Ihr in finsterner Nacht sitzen müßtet und ebenso schwarz würdet, wie Eure verbrannten, räucherigen Seelen! – Und habe ich nicht Recht gehabt,« setzte er mit einer triumphirenden Miene hinzu, »daß ich der nicht getraut? – O, vollkommen Recht, denn eine Mohrin kann man nicht weiß waschen und eine Elster läßt nicht vom Hüpfen!«

XXVI. ICH HAB' EINE ALTE MUHME!

Es war im Verlaufe unserer wahrhaftigen Geschichte eine Nacht vorübergegangen, welche selbst im civilen Leben, man könnte sagen, einen militärischen Anstrich hat.

Es hat eine Ablösung stattgefunden, wie bei einem wichtigen Posten vor dem Gewehre, zu einer genau vorherbestimmten Stunde und mit einer gewissen wohlbekanntem, geräuschvollen Feierlichkeit.

Ein neues Jahr hatte das alte abgelöst, hatte sich Parole und Feldgeschrei übergeben lassen und bezog nun in der sternenhellen Januarnacht wohlgemuth den Posten, von dem sein Vorgänger abgespannt und lebensmüde in die Vergangenheit schlich, begleitet von Segenswünschen, sondern verfolgt von dem Ausrufe: ›Das war ein schlechtes Jahr, Gott sei Dank, daß es vorüber ist!‹ – Die neue, junge Schildwache am Thore der Ewigkeit blickte ihm heiter lachend nach und dachte sich wahrscheinlich: Wir wollen das Ding schon besser angreifen und dafür sorgen, daß, wenn wir einst scheiden müssen, nur Blicke des Kummers und der Betrübniß folgen. Es waren das die Gedanken, wie sie jeder Anfänger hat, der in ein neues Amt eintritt, ohne zu bedenken, daß wohl alle seine Vorgänger mit gleich gutem Vorsatze ihr Amt ebenso begonnen, und daß das Pflaster der Hölle aus unausgeführten guten Vorsätzen besteht.

Ja, Neujahr war vorüber, über eine Woche schon, ohne daß sich in dieser Zeit etwas begeben hatte, was für die verehrten Leser unserer Geschichte von besonderem Interesse gewesen wäre. Roderich war mit Lytton abgereist und hatte bis jetzt keine Nachricht von sich gegeben. Rodenberg besuchte täglich das Atelier seines Freundes, wie dieser es gewünscht und fand sich gerade nicht unbehaglich dabei, was wohl hauptsächlich seinen Grund

darin hatte, daß der Gärtner Andreas den heiteren, lebenslustigen Künstler auf seine Weise protegirte und ihm deutlich zu verstehen gab, sein Herr müsse es als ein Opfer ansehen, daß er jeden Tag den weiten Weg hier heraus nicht scheue. »Was das bischen Heizen anbelangt,« hatte er hinzugesetzt, »so ist das nicht der Rede werth und müßte ja ohnehin geschehen, denn ich kann nicht wissen, an welchem schönem Morgen Herr Roderich plötzlich zurückkommt, und da würde ich ein schönes Gesicht belowmen, wenn er eine Arbeit vornehmen wollte und sich in die Hände hauchen müßte, um warm zu werden. Auch heize ich eigentlich sehr wenig, denn der Ofen im Gewächshause brennt so gewaltig, daß ich stundenlang die Thüren öffnen und die warme Luft in's Atelier lassen muß.

Rodenberg fühlte sich um so behaglicher hier, als er gerade eine Arbeit unternommen hatte, die er in seinem beschränkten Zimmer nicht hätte ausführen können; er war nämlich beauftragt worden, verschiedene große Cartons eines alten, berühmten Meisters in jetzt verkleinertem Maßstabe zu zeichnen, zu welchem Zwecke er hier in dem großen Gemache die Originale bequem und im hellsten Lichte aufstellen konnte; auch ein selbstständiges Werk hatte er unternommen, und zwar in Gemeinschaft mit Walter, die Composition zu den Glasmalereien eines Kirchenfensters nämlich, die er im Kleinen entwarf und nun in den nothwendigen kolossalen Dimensionen ausführte, während Walter das Colorit besorgte. Auch hierzu

hatte Andreas aufgemuntert und die unbedingte Zustimmung seines Herrn verheißen, da Rodenberg gezaudert, diese Arbeit zu unternehmen, ehe er von seinem Freunde die Erlaubniß erhalten, sie in dessen Atelier anzufertigen, indem er sagte, sein Herr habe ausdrücklich befohlen, ihm, Rodenberg, das Atelier vollständig zur Verfügung zu stellen.

So arbeiteten Beide in behaglichster Ruhe, und Rodenberg, wenn er bei eintretender Dämmerung aufhören mußte, seinen Hut aufsetzte und eine Cigarre anzündete, ertappte sich nicht selten auf dem angenehmen Gefühle eines Eigenthümers, wenn er durch den Garten schritt und den herzlichen Gruß des Gärtners mit einer herablassenden Freundlichkeit erwiderte.

Wenn es nicht gerade Jahreswechsel gewesen wäre, so würde er dieses allerdings falsche Gefühl von Wohlhabenheit vielleicht auch mit sich in seine bescheidene Wohnung getragen haben, doch war dies jene unangenehme seit, wo widerwärtige Noten und verdächtige Briefe einliefen, welche von ehrwürdigen Saldo's sprachen, die sehnlich auf Erlösung harren, oder von der unangenehmen Nothwendigkeit, langmüthige Nachsicht aufhören lassen zu müssen, um kleine fatale Verbindlichkeiten vermittelt klingender Annäherung harmonisch zu vergleichen, – wenn nicht die still lauernde Gerechtigkeit eines schönen Opfers gewiß sein solle.

Es ist das eine harte Zeit bei kleinem Einkommen und deßhalb leerer Geldkasse, welche Rodenberg durch Benutzung des Ateliers seines Freundes und häufige Besuche so geschickt als möglich zu umgehen suchte. So schlenderte er denn auch am heutigen Tage nach der Fingerstraße, anstatt direct zum Reichsapfel heimzukehren, und trat dort in das Haus Michel Angelo's, um diesem Kunstfreunde und seiner würdigen Mutter einen jener Besuche zu machen, wie sie uns beim Jahreswechsel oft zu unangenehmer Pflicht und harter Nothwendigkeit werden.

Daß übrigens die eben angeführten Beweggründe nicht die waren, welche den jungen Mann veranlaßten, das Haus zu besuchen, in welchem Conchitta wohnte, glauben wir schon durch die Nennung die Namens zugeben. Wir wissen, daß er das Versprechen gegeben hatte, die junge Dame weder aufzusuchen, noch Erkundigungen bei ihr über Juanita einzuziehen, welches er auch so redlich gehalten, daß er jetzt sich wohl einen Besuch bei Madame Schmitz nur aus Veranlassung des Jahreswechsels, wie er sich selbst einredete, erlauben konnte.

Die alte Dame saß wie gewöhnlich an ihrem Fenster und hielt vermittelt des Spiegels ihre Straßenbetrachtungen ab. – »Ah, Herr Rodenberg,« rief sie dem jungen Manne entgegen, als er nach bescheidenem Anklopfen in's Zimmer trat, »ich habe mir schon vorhin gesagt, als ich Sie auf der Straße gehen sah, wir wollen doch einmal sehen, ob Herr Rodenberg seinen Freund, meinen

Sohn, in der Neujaarszeit besuchen wird, nachdem Michel, wie er es immer zu thun pflegt, zuerst bei Ihnen war, um Ihnen ein glückseliges neues Jahr zu wünschen! Was eine alte Frau, wie ich bin, anbelangt, so kann ich natürlicher Weise auf den Besuch junger Herren keinen Anspruch machen – nun, es freut mich doch, daß Sie gekommen sind, setzen Sie sich – wie geht es Ihnen? Wie haben Sie die Neujahrsnacht zugebracht?«

»Ich danke recht sehr für ihre freundlichen Fragen, es geht mir so weit ordentlich, und was die Neujahrsnacht anbelangt, so war ich, mit ein paar guten Freunden bei einem kleinen Punsche zusammen.«

Nachdem der junge Maler dies gesagt, nahm die alte Frau ihre uns schon bekannte geheimnißvolle Miene an und sagte, als sie sich durch einen Rundblick überzeugt, daß Niemand im Zimmer sei, der sie hören könne, und nachdem sie durch einen Blick auf die Straße in sehr überflüssiger Weise dort nach einem unberufenen Horcher gespäht: »Michel hatte die Absicht, Sie auch dieses Jahr wieder zu uns einzuladen – dießmal ganz unter uns, natürlicher Weise –, doch hielt ich das nicht ganz für passend, da die Leute so gern dummes Zeug schwatzen – Sie verstehen mich wohl, wegen der Dame droben.«

»Das bedarf durchaus keiner Entschuldigung,« erwiderte Rodenberg lächelnd, »ich verstehe Sie vollkommen; bei solchen Gelegenheiten, wo man ganz unter sich in der Familie ist, kommt selbst ein genauer Bekannter nicht immer angenehm.«

»Nun, ganz in der Familie kann man so eigentlich nicht sagen.«

»Vielleicht noch nicht sagen, Madame Schmitz – aber was nicht ist, kann ja werden, und mich würde das außerordentlich freuen!«

»Ach,« seufzte die alte Frau, indem sie zur Bekräftigung dessen, was sie sagte, sehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe nickte, »was es mir schon für Kummer gemacht hat, daß alle Welt meinen Michel heirathen will, das vermag ich Ihnen gar nicht auszudrücken, und andererseits finde ich es wieder so begreiflich: er hat ein kleines Haus, ein allerdings mäßiges Vermögen und dann die schöne Gemäldegalerie – das Alles zusammen macht ein warmes Nest aus, wornach man schon Verlangen trägt!«

»Sehr begreiflich, und es ist mir eigentlich räthselhaft, wie es möglich war, daß der gute Michel Angelo bis jetzt nicht eingefangen wurde.«

»Ja, Herr Rodenberg, da haben Sie Recht,« erwiderte Madame Schmitz mit lebhaftem Tone – »eingefangen wurde, das ist das richtige Wort! Aber daß dies nicht geschah, hat seine natürliche Bewandtniß!«

»Das kann ich mir wohl denken.«

»Das Herz muß doch auch ein wenig mitsprechen, und bis jetzt war es meinem Michel ganz gleichgültig, ob sie ihn mit noch so schmachtenden Augen von allen Seiten betrachtet!«

»Und nun hat seine Stunde geschlagen?«

»Gott der Herr mag es wissen – ich fürchte fast, daß es ihm die blasse Spanierin mit ihren großen Augen angethan hat!«

Nachdem Madame Schmitz dies gesagt, beugte sie sich mit einer unaussprechlich wichtigen Miene vorwärts, um ihrem Gaste näher zu kommen, und winkte diesem auch noch obendrein, dann sprach sie mit leiser Stimme: »Wenn es denn in Gottes Namen einmal geheirathet sein muß, dann meinethwegen diese Spanierin, die doch ein anständiges Frauenzimmer ist – meinethwegen sie und so bald als möglich, damit nicht am Ende noch ein schrecklicher Traum, den ich neulich gehabt, in Erfüllung geht! Mir träumte nämlich, Michel habe eine Mohrin geheirathet und Kinder gehabt – meine Enkel – denken Sie sich, Herr Rodenberg –, die umherliefen, schwarz und weiß gefleckt wie die Meerschweinchen – sagen Sie selbst, kann es eine fürchterlichere Aussicht geben für die Nachkommen einer achtbaren Bürgerfamilie, als schwarz und weiß gefleckt auf die Welt zu kommen?«

»Das ist allerdings wahr,« meinte der junge Mann, »aber man könnte es auch als eine hübsche und sehr gelungene Anspielung auf die Landesfarben betrachten.«

»Ach was, Landesfarben – meinethwegen, wo sie hingehören, aber sonst bin ich sehr dafür, daß, was weiß sein soll, auch weiß ist und sich nichts ungehörig Schwarzes darunter menge!«

»Ja, ja, ich muß mich zu Ihrer Ansicht bekennen,« pflichtete Rodenberg, nachdem er scheinbar ein wenig nachgedacht, der alten Dame bei – »also die Sache wäre

in Ordnung. Fräulein Conchitta liebt unseren Freund Michel Angelo, wie er es verdient, geliebt zu werden, und danach macht sich das Andere von selbst.«

»Es wird sich allerdings schon machen,« meinte Madame Schmitz, indem sie sich mit ziemlicher Gleichgültigkeit in ihren Sessel zurücklehnte; »ob sie ihn gerade so heftig liebt, das weiß ich nicht, denn ich habe keine Idee davon, wie die Spanierinnen lieben – mir scheint, sie müssen das ziemlich kühl betreiben.«

»O nein,« seufzte Rodenberg in sich hinein, »wenn sie anders wollen, gewiß nicht!« Dann setzte er laut hinzu: »Das kommt auf die Verhältnisse an – wie soll man sich auch anscheinend glühend lieben, ohne Rast und ohne Ruh', immer zu, wie der Dichter sagt, wenn man des gegenseitigen Besitzes so sicher ist, wie hier der Fall!«

»Wenn es sein muß,« sprach die Mutter Michel Angelo's mit großer Würde, »so sage ich Ja und Amen – wie gesagt, wenn es sein muß. Doch wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, hätte ich mir wohl eine andere Schwiegertochter gewünscht, als gerade eine Künstlerin – Sie werden mir diese Aeußerung verzeihen!«

»O gewiß,« lachte der junge Maler, »ich für meine Person mache einen großen Unterschied zwischen Künstler und Künstlerinnen!«

»Sie sind ein verständiger junger Mann,« entgegnete die alte Frau, »lustig und heiter allerdings, aber nicht so unüberlegt, wie so viele Andere – es freut mich immer, wenn ich Gutes von Ihnen und Ihren Arbeiten höre.«

»Es ist schade, Madame Schmitz, daß Sie keine Tochter haben,« lachte Rodenberg.

»O, ich hatte eine, Herr Rodenberg leider ist sie gestorben – sprechen wir nicht darüber! Sie war der Liebling des seligen Schmitz, und als sie in das Himmelreich einging, sagte er zu mir: ›Gib Acht, Alte‹ – wissen Sie, er nannte mich scherzhaft auch in früheren Jahren so – ›ich folge unserer Friederike bald nach!‹ Und wie in Allem, hat er auch darin Wort gehalten, der arme Schelm – aber reden wir von Ihnen. Wie mir Michel gesagt hat, malen Sie mit Herrn Walter ein mächtiges Glasfenster, und das im schönen Atelier von Herrn Olfers – ah, es ist viel Ehre für Sie, daß Ihnen ein Künstler wie Herr Roderich dieses Zutrauen schenkt! Aber ist das ein Schicksal, welches diesen Herrn betroffen – Gott stehe mir in Gnaden bei, das ist doch rein zum Verrücktwerden!« Rodenberg pflichtete der alten Frau achselzuckend bei, ohne sonst eine Antwort zu geben, da er, obgleich sie eine kleine Pause des Mitgeföhls machte, doch an ihrem geöffneten Munde sah, daß ihre Rede noch nicht geschlossen sei.

»Ja, ist das ein Schicksal,« fuhr sie fort – »Du Herr des Himmels, und Sie waren dabei, Herr Rodenberg, wie mir Michel erzählt hat, Sie kamen gerade um die Ecke, als man das kleine Mädchen mit Gewalt entführte, ja, Sie hätten noch einen fürchterlichen Schrei gehört, versicherte mir meine Hausfrau, und da wäre Ihnen plötzlich ein Licht aufgegangen und Sie dem Wagen nachgerannt bis auf die Landstraße, und dort hätten Sie gerade den Pferden in die Zügel fallen wollen, als ein verummter

Kerl, der auf dem Bocke saß, Ihnen mit einem sechsläufigen Pistol gedroht hätte – o je, o je, sind das Geschichten für unsere sonst so ruhige Stadt!«

Da die alte Frau hier einen tiefen Athemzug that, so hatte Rodenberg Zeit, ihr zu erwiedern, daß die Sache sich nicht ganz genau so, wie sie erzähle, verhalte, worauf sie entgegnete: »Das ist ganz gleichgültig, es hätte aber doch so sein können, und ich bin von Ihnen überzeugt, daß, wenn Sie jenen fürchterlichen Schrei gehört hätten, Sie dem Wagen nachgelaufen wärmen!«

»Gewiß, Madame Schmitz!«

»Und was die Hauptsache ist, das arme, liebe, kleine Kind ist verschwunden, und man hat noch nicht das Geringste von ihm gehört!«

»So ist es.«

»Auch von Herrn Roderich haben Sie keine Nachricht? Gott wie die Leute sind – die Einen haben gesagt, er sei verrückt geworden, die Anderen wollten wissen, er habe zuerst sich, dann seiner Frau und dann dem armen Wurme ein Leid angethan!«

»Ich glaube nicht, daß Jemand hierüber Nachricht haben wird, und was das Leidthun anbelangt, so kann ich Ihnen versichern, Madame Schmitz, daß ihm wohl selbst das größte Leid angethan worden ist.«

»Ganz meine Ansicht, Herr Rodenberg,« gab die alte Frau eifrig zur Antwort, »ganz meine Ansicht; hören Sie ein Wort im Vertrauen« – hierbei näherte sie ihren Kopf dem ihres Gastes so, daß dieser das sanfte Wehen ihrer Haubengarnitur an seiner Stirn spürte – »die Frau war

eine böse Sibylle, ein Reibeisen, ein Lästermaul – was hat sie sich unterstanden, von meinem Hause zu sagen – o, es drückt mir das Herz ab, es zu wiederholen!«

»Ich verzichte darauf, Madame Schmitz – gewiß, ich verzichte darauf, denn ich möchte Ihnen keinen Schmerz verursachen!«

»Nein, Sie sollen es hören, ich will mich stark machen – Sie sind ein zu gescheidter junger Mann – sie sagte, als die Spanierinnen bei mir einzogen, sie hätte nicht gedacht, daß die Schmitz noch in ihren alten Tagen eine Gelegenheitsmacherin würde – die Schmitz!« fuhr sie mit voller Entrüstung fort – »bin ich die Schmitz? – Ich bin die Frau Wittwe Damian Schmitz, geborene Schellenberger, und so in der ganzen Stadt ehrenhaft bekannt – freilich nicht das Freifräulein von Schellenberger! Dafür aber, als ich heirathete, konnte ich auf meine Tasche klopfen und fragen, was kost' die Butter – ich brauchte mich nicht in meinen Adelsbrief zu wickeln, um doch irgend etwas auf dem Leibe zu haben! Die Schmitz – und Gelegenheit machen! – Haben Sie eine Idee davon, Herr Rodenberg, was sie damit sagen wollte?«

»Allerdings den kleinen Schein einer Idee davon habe ich schon; doch was so in den Tag hinein gesprochen wird, das muß man vergessen.«

»Ich habe es auch vergessen, Herr Rodenberg, schon längst vergessen, und mich hat die Frau fast gedauert, als sie so aus dem Hause ihres Mannes abzog, ja, ich war

nahe daran, die Sünde auf mich zu laden und dem guten Herrn Roderich Unrecht zu geben, bis ich diese Weihnachtsbescheerung erfuhr – aber der Verlust dieses Kindes, so ein herziges Mädchen, das einem gestohlen wird – sehen Sie, Herr Rodenberg, das schlug mir in alle Glieder!«

»Ich bin davon überzeugt, Madame Schmitz, vollkommen überzeugt.«

»Nein, Herr Rodenberg, das ist nicht möglich – Sie können nicht vollkommen überzeugt sein, wie mich diese Nachricht zusammengeslagen, denn ich weiß, was es heißt, Einem ein Kind stehlen!«

»So ist Ihnen auch schon ein Kind gestohlen worden?«

»Das will ich meinen, und ich will es Ihnen erzählen, wenn Sie noch einen Augenblick Zeit haben.«

Da der junge Maler noch viele Augenblicke Zeit hatte und er seinen Besuch so sehr als möglich zu verlängern wünschte, in der Hoffnung, Michel Angelo würde nach Hause kommen oder Conchitta vielleicht erscheinen, so lehnte er sich mit einer sehr aufmerksamen Miene in seinen Stuhl zurück, schlug die Arme über einander und schaute die alte Frau erwartungsvoll an.

»Dazumal,« erzählte Madame Schmitz, »als Michel ein Bube von ungefähr acht Jahren, war er ein sehr schwächliches Kind mit schmächtigen, krummen Beinen und mit seiner Gemüthsstimmung, das, was man einen Mauzer zu nennen pflegt; er weinte nämlich, wenn er Hunger und Durst hatte, aber auch wenn er aß und trank, ebenso, wenn er spielte, oder wenn er auf die Nase fiel, das

war Alles gleichgültig – ich sage Ihnen, es war gerade so, als wenn der Bube irgendwo im Leibe eine heimliche Quelle gehabt hatte, die beständig irgendwo hätte heraustropfen müssen. Aber gescheit war er damals schon und gab auf Alles Achtung, namentlich was sein Vater, der selige Schmitz, that. – Du lieber Gott, ich sehe die Beiden heute noch einander gegenüber sitzen und rauchen, Michel natürlich, indem er sich einen Spazierstock in den Mund gesteckt hatte, aber die Idee war doch schon vorhanden; dabei war er schüchtern über alle Beschreibung und ging nie auch nur einen Schritt von der Hausthür fort. – Da eines Tages wird die Suppe aufgetragen, und Michel ist nicht da – wir rufen ihn, keine Antwort, wir durchsuchen alle Zimmer – Michel ist verschwunden! Nun, Sie können sich den Schrecken denken, Herr Rodenberg, ein einziges Kind, und ein so gutes und hübsches Kind! ›Weißt du,‹ sagte der selige Schmitz zu mir, ›der Bube ist auf die Straße gelaufen, um die Musik der Parade zu hören, und da hat ihn am Ende irgend ein Zigeuner mitgenommen, das Volk stiehlt gern schöne Kinder.‹ – Den Schrecken, Herr Rodenberg! Wir Alle stürzen aus dem Hause, suchen in den benachbarten Straßen, fragen alle Vorübergehenden, ob sie keinen kleinen Buben von ungefähr acht Jahren gesehen hätten, der verloren gegangen sei; dann rasen wir wieder nach Hause, ich zuerst, und als ich in's Zimmer trete, sitzt Michel in der Ecke des Sopha's und weint eine doppelte Portion. –

Was ein Mutterherz fühlt, wenn ihm so ein verloren geglaubtes Kind wieder gegeben wird, davon haben Sie keine Idee! Zuerst küßte ich ihn gehörig ab und dann fragte ich ihn: Michelchen, wo bist Du gewesen? Lange wollte der Schelm mit der Sprache nicht heraus, endlich aber erfuhren wir die ganze saubere Geschichte. Doch das im Vertrauen, Herr Rodenberg,« fuhr die alte, würdige Frau mit gedämpfter Stimme fort, nachdem sie sich rings umher durch einen scharfen Blick gegen mögliche Lauscher sicher gestellt, »Michel hat es nicht gern, wenn man davon spricht – er hatte sich eine von seines Vaters Pfeifen genommen und war auf den Söller gegangen, um dort wirklich zu rauchen – wirklich, sage ich Ihnen, und mit aller Wirkung, die das haben kann. Droben fanden wir die Bescherung – was sagen Sie dazu?«

»Es hätte mich beunruhigen können,« meinte der junge Maler lächelnd, »wenn ich nicht schon im Voraus gewußt hätte, daß Michel Angelo bei diesem Vorfalle nicht verloren ging.«

»So, das wußten Sie?«

»Ich konnte es mir denken; aber sein Verschwinden hätte ja andere ernste Folgen haben können!«

»Und das hatte es auch!« sagte Madame Schmitz mit großer Wichtigkeit. »Denken Sie sich, was Nachmittags geschieht: da bringt man uns aus allen Ecken der Stadt kleine, schreiende Buben, auch Mädchen darunter, die man Gott weiß wo auf der Straße gefunden, und wir sollten sie ansehen, ob eine von diesen heulenden Creaturen nicht unser Michel sei – ich sage Ihnen, zu Dutzenden

wurden sie uns gebracht, und dies dauerte zwei, drei Tage – den Aerger, den wir darüber hatten, und die Trinkgelder, die der selige Schmitz geben mußte, will ich all' mein Lebtag nicht vergessen!«

Auf den Schluß dieser interessanten Geschichte hatte Rodenberg indessen nur mit halbem Ohre gelauscht, denn er vernahm leichte Tritte im Nebenzimmer, so wie das Rauschen eines Damenkleides, und als er sich jetzt, nachdem Madame Schmitz geendigt, umwandte, sah er Conchitta unter der geöffneten Thür stehen.

Sie erschien einfach angezogen, wie immer, in einem grauen Kleide, sah aber bleicher aus, als gewöhnlich; sie grüßte den jungen Maler mit einer freundlichen Neigung des Kopfes und kam, als er aufstehend den Gruß ehrfurchtsvoll erwiderte, rasch und unbefangen näher, während sie sagte: »Ich freue mich, Sie zu sehen, ja, ich hörte, Sie seien hier, und kam deßhalb, um Sie zu begrüßen. – Sie werden entschuldigen, Madame Schmitz,« wandte sie sich an die alte Frau, »daß ich so ohne Weiteres eintrete, aber Sie haben mir die Erlaubniß dazu gegeben!«

»Und wohl mit vollem Rechte, mein Fräulein,« sagte der junge Maler in einem sehr ruhigen, fast kalten Tone; »wie ich vernommen, darf man Sie ja schon als zur Familie gehörig betrachten?!«

Das junge Mädchen warf ihm einen schmerzlichen Blick des Erstaunens zu, einen Blick, der ausdrücken mochte, wie sehr sie überrascht sei, auch aus seinem

Munde den Wiederhall des Gerüchtes über sie zu vernehmen; und obgleich er fast fragend zu ihr gesprochen, beantwortete sie doch diese Frage mit keinem Worte, mit keiner Miene, sondern fuhr nach einer Pause in einem Tone leichten Vorwurfs fort: »Wie dankbar wäre ich gewesen, Herr Rodenberg, wenn Ihre Zeit es Ihnen gestattet hätte, mich schon früher aufzusuchen und mir eine freundliche Mittheilung zu machen von jenem entsetzlichen Vorfalle, über den ich von fremden Leuten hier und dort das Widersprechendste gehört; bin ich denn dem Gedächtnisse Ihres Freundes so gänzlich fremd geworden, daß er es nicht der Mühe werth fand, mir auch nur Ein Wort sagen zu lassen über das Verschwinden des kleinen, guten Mädchens, das ich so herzlich geliebt und welches dieses Gefühl aus voller Seele erwiderte?«

Obgleich sie das mit einer eigenthümlich gepreßten Stimme sprach und dabei in ihren großen, schönen Augen eine tiefe Bewegung zu lesen war, so konnte sich der junge Mann doch nicht enthalten, ihr in einem leicht hingeworfenen Tone zu antworten: »Meiner Treu, Fräulein Conchitta, ich glaube fast, daß mein Freund Roderich Ihnen kein allzu großes Interesse für seinen schweren Verlust zutraute, denn sonst hätte er mich wahrscheinlich beauftragt, Ihnen hiervon Mittheilung zu machen!«

Sie wollte hierauf etwas antworten, das sah man an der raschen Bewegung ihrer Lippen, während eine tiefe Röthe schnell über ihre Züge flog; doch schien sie sich

eines Andern zu besinnen und sagte erst nach einer ziemlich langen Pause: »Vielleicht sind Sie so gütig, mir eine Frage zu erlauben?«

Rodenberg verneigte sich, worauf sie fortfuhr: »Ist es wahr, daß bei jener unglückseligen Trennung das kleine Mädchen laut Vertrag dem Vater bleiben sollte?«

»Laut Vertrag und nach dem Gesetze, ja wohl, mein Fräulein!«

»Und daß sich Herr Olfers ausdrücklich ausbedungen, sein Kind zu behalten?«

»Dies ist eben so wahr, als daß er hiefür freiwillig sehr schwere Opfer brachte!«

»Und sie, seine Frau, gab ihre Zustimmung, daß Margarethe bei ihrem Vater bleibe?«

»Freiwillig – nachdem sie allerdings Versuche gemacht, neben dem größten Theile des Vermögens ihres Gatten auch noch das kleine Mädchen zu behalten!«

Es fuhr etwas über die Zunge der jungen Spanierin, das sich wie Haß und Verachtung ansah – nur eine Secunde lang, worauf sie ihre Lippen fest auf einander preßte und ihre Augenlider ein wenig schloß, so daß man hatte glauben können, sie senke ihre Blicke zu Boden, doch gewahrte Rodenberg zu gut den leuchtenden Glanz derselben, als sie mit leiser Stimme sagte: »Ich weiß, daß Sie mit Herrn Olfers in Verbindung stehen; würden Sie vielleicht die Gute haben, ihm zu sagen, wie sehr, wie tief, wie unaussprechlich schmerzlich mich das Ungeheure berührt, das man ihm angethan, wie ich das Alles mit

ihm fühle und wie es mein heißester Wunsch wäre, in kürzester Zeit gute Nachrichten über ihn zu erhalten!«

Rodenberg verbeugte sich abermals, ehe er ihr zur Antwort gab: »So gern ich Ihren Wunsch sogleich erfüllen möchte, so kann ich dies leider im Augenblicke nicht thun, da ich bisher von Roderich noch keine Nachricht erhalten und deßhalb seinen Aufenthalt noch nicht kenne; sobald ich aber an ihn schreibe, werde ich nicht erman- geln, ihm Alles mitzutheilen, was ich hier erfahren.« – Bei dem Worte *hier* konnte er es nicht unterlassen, einen Seitenblick auf Madame Schmitz zu werfen, was Conchitta nicht entging, denn wie sie seinen Blick auffing und auf- faßte, sah man deutlich an einem düstern Blitze, der aus ihren Augen sprühte.

Unbewegt hiervon fuhr indessen Rodenberg im Tone der Höflichkeit fort: »Verlassen Sie sich auf mich, mein Fräulein: wie schon gesagt, werde ich Ihren so eben aus- gesprochenen Wunsch auf's pünktlichste zu erfüllen mich bestreben, doch dürfte ich Sie wohl dagegen ebenfalls um eine kleine Freundlichkeit bitten: mich nämlich Ihrer Fräulein Schwester in einem Ihrer nächsten Briefe ehr- furchtsvoll zu Füßen zu legen!«

Um Conchitta's Lippen spielte es wie ein leichtes Lä- cheln, als er dies gesagt; dann erwiederte sie: »Wie soll- te ich Ihnen eine kleine Gefälligkeit abschlagen können, ähnlich einer gleichen, um welche ich Sie so eben gebe- ten! Doch wenn es Ihnen recht ist, wollen wir Eines dem Anderen weniger Mühe machen, indem ich mir erlauben

werde, Ihnen ein paar Zeilen an Herrn Olfers einzuhändigen, wogegen ich mich gern der Beförderung eines Briefes von Ihnen an meine Schwester Juanita unterziehen werde.«

Rodenberg empfand bei diesem Vorschlage ein unaussprechlich angenehmes Gefühl, welches auch so deutlich aus seinen Augen leuchtete, daß Conchitta ihren Worten von so eben hinzufügte: »Mir scheint, Sie sind geneigt, auf meinen Vorschlag einzugehen; ich bitte Sie also nur noch, mich es wissen zu lassen, sobald Sie ein Schreiben von mir besorgen können, und mir dann das Ihrige zum Austausch dagegen zu bringen.«

»Und wir Beide, mein Fräulein,« sagte Rodenberg nach einer kleinen Pause lächelnd, »übernehmen die Verantwortlichkeit dieser beiden Schreiben?«

»Wie so? Ich verstehe Sie nicht ganz!«

»Nun, in so fern, als wir Beide ja nicht wissen, ob unsere Briefe den Empfängern angenehm sind; ich meinestheils wenigstens möchte mich nicht der allerkleinsten Indiscretion schuldig machen!«

»Unbesorgt, Herr Rodenberg; lassen Sie mein Schreiben mit so guten, aber mit so wenig Worten als möglich abgehen, wie ich es mit dem Ihrigen machen will, und wir werden Beide zufrieden sein!«

Sie reichte ihm bei diesen Worten ihre kleine Hand mit einem Blicke voll Güte und Würde, so daß er, der mit einem ausgesprochenen Gefühle gegen sie in das Haus gekommen war, sich doch nicht enthalten konnte, ihre zarten Finger mit seinen Lippen zu berühren.

Madame Schmitz hatte während dieses kleinen Gespräches, dessen Worte sie wohl verstand, ohne jedoch in die Tiefe derselben eindringen zu können, zum Fenster hinausgesehen und sagte jetzt, als Conchitta sich ihr genähert hatte und ihre Hand leicht auf die Schulter der alten Frau legte: »Da habe ich doch keine Idee davon, wo Michel bleibt; nun, er wird irgendwo aufgehalten worden sein. Durch meinen Spiegel kann ich ihn schon sehen, so wie er da oben an der Ecke der Alleestraße erscheint, und von dort kommt er meistens her, wenn er es sich auch einen kleinen Umweg kosten lassen muß; ja, er ist ein guter Sohn, ein treues, anhängliches Herz.«

Sie blickte bei diesen Worten die Spanierin vielsagend an, die mit einem eigenthümlichen Lächeln nun ebenfalls in den Spiegel schaute, um die Ecke zu sehen, an welcher Michel Angelo Schmitz gewöhnlich zu erscheinen pflegte; dann ging sie nach einer Verbeugung gegen Rodenberg so ruhig und geräuschlos in das Nebenzimmer zurück, als sie von dorthier gekommen war.

Der junge Maler blickte ihr einen Augenblick nach und würde bedeutsam seinen Kopf geschüttelt haben, wenn er allein gewesen wäre. So aber begnügte er sich mit den halblaut ausgesprochenen Worten: »Das begreife ein Gescheiterer!« und wandte sich alsdann Abschied nehmend gegen Madame Schmitz. »Bitte, Michel Angelo bei seiner Zurückkunft bestens von mir zu grüßen, ich würde schon wieder nach ihm sehen; doch solle er sich auch einmal in Olfers' Atelier blicken lassen, um uns ein paar passende Worte über unseren Glasfenster-Carton zu sagen.«

»Das werde ich nicht vergessen, ihm auszurichten,« erwiderte die alte Frau; »es wird ihn freuen!« Dies sprach sie in ihrer gewöhnlichen Weise, um gleich darauf eine geheimnißvolle Miene anzunehmen, wobei sie ihm mit dem Zeigefinger winkte, näher zu treten – näher – noch näher; dann faßte sie seinen Arm und zog ihn langsam so weit nieder, daß sie mit ihrem Munde sein Ohr berühren konnte, worauf sie ihm zuflüsterte: »Ich habe vorhin von der Ecke da oben an der Allerstraße gesprochen; von da her kam auch der selige Schmitz, wenn er es nur eben möglich machen konnte, und so wie er an der Ecke erschien, zog er sein rothcarrirtes Sacktuch hervor, um mir zu sagen, daß er an mich denke – ach, Herr Rodenberg, das ist nun schon lange vorüber, und jetzt noch kann ich mich der Thränen kaum erwehren . . . «

Da die gute alte Frau hier eine Pause der Rührung machte, so hielt sich Rodenberg für verpflichtet, ihren Satz zu vollenden, indem er sagte: »Wenn Sie jene Ecke betrachten!« Worauf sie ihm, kopfschüttelnd erwiderte:

»Nein, Herr Rodenberg, aber so oft ich ein rothcarrirtes Sacktuch sehe.«

»Das ist allerdings ein rührender Anblick, Madame Schmitz, aber man muß sich selbst an ein rothcarrirtes Taschentuch zu gewöhnen suchen – nun leben Sie wohl!«

»Sie haben es gar eilig, Herr Rodenberg, und doch hätte ich Ihnen noch etwas Wichtiges mitzuthemen!«

»So lassen Sie hören, Madame Schmitz.«

»Was nämlich die Leute sagen.«

»Nun?«

»Die Gouvernante des Herrn Roderich nämlich hätte nicht nur das Kind mitgenommen, sondern auch das ganze Silberzeug des Hauses, und hätte im Schlafzimmer des Herrn Feuer angelegt – ist etwas Wahres daran?«

Nun konnte sich Rodenberg nicht enthalten, mit einem sehr ernsthaften Gesichte zu erwiedern: »Sie hat sich sogar vermittels einer der gestohlenen silbernen Kaffeekannen an dem angelegten Feuer Koffer gekocht, ehe sie das Haus verließ – ist das nicht fürchterlich?«

»Gehen Sie – Sie haben mich zum Besten!«

»Ich nicht, aber die Leute, welche jede Sache vergrößern und in's Ungeheuerliche ziehen!«

»Das ist wahr, Herr Rodenberg, die Welt ist so schlecht, nun – leben Sie wohl!«

»Adieu, Madame Schmitz!«

Der junge Maler lachte noch auf der Treppe und gelangte lachend auf die Straße. Hier aber, als ihm mit Einem Male ein anderer Gedanke durch den Kopf fuhr, wurde er plötzlich sehr ernst. »Wäre es denn möglich,« sprach er zu sich selbst, indem er rasch die Straße dahinging, »daß das Mädchen da oben, dieses seine, vornehme, elegante Geschöpf, diese reiche Künstlernatur, solche moralische Selbstmordgedanken haben konnte, um Madame Schmitz werden zu wollen – o, o, es ist unmöglich, und wenn ich sie am Hochzeitsmahle sitzen sähe, so könnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, irgend ein pffiffiger Dämon habe die Gestalt Michel Angelo's angenommen, um dem Himmel einen Engel zu stehlen!« –

Seitdem waren vierzehn Tage vergangen, und Rodenberg hatte während dieser Zeit einen Brief von seinem Freunde erhalten, allerdings mit wenig tröstlichem Inhalte.

Olfers hatte aus der Residenz, wo er sich befand, geschrieben: »Meine Bemühungen, Margarethe wiederzufinden, sind bis jetzt fruchtlos geblieben, obgleich ich fest überzeugt bin, daß die Spur, der ich folgte und die ich auch jetzt nicht verlassen habe, die richtige ist. Denken Sie sich, lieber Freund, mit welcher entsetzlichen Klugheit gegen mich verfahren wird: ich kam hieher und fand die Familie jener Frau, der ich einst meinen Namen gegeben, anscheinend in tiefer Betrübniß – Madame Hildgard, sagte mir die alte Tante, bei der sie bis jetzt ihren Aufenthalt genommen, sei verschwunden und Niemand wisse, wohin; ob sie es war, die mein Kind rauben ließ, wisse man natürlich nicht, doch wolle man die Möglichkeit einer derartigen, an sich wohl erklärlichen Ueberschreitung des Muttergefühls nicht abläugnen. – Denken Sie sich, so etwas – mußte ich mit anhören und konnte nichts thun, als in ohnmächtiger Wuth meine Fäuste ballen! Weit entfernt davon, feindselig gegen mich aufzutreten, versuchte es diese Familie, mich mit Auszeichnung zu behandeln, ja, jene alte Tante schwatzte mir mancherlei vor von einer doch noch möglichen Wiedervereinigung, man beklagt mich, man findet die Handlungsweise, mit der man mich betrogen, jenen entsetzlichen Bruch des Vertrauens allerdings sehr unstatthaft und beklagenswerth; aber im Uebrigen zuckt man die Achseln

und verwahrt sich auf's feierlichste gegen jede Mitwissenschaft. – Was unseren Kammerjunker, den Freiherrn von Schenk anbelangt, so entgeht er mir mit einer aalartigen Geschicklichkeit – er ist es, welcher mich am *aufrichtigsten* beklagt, mich versichert, wie entrüstet die ganze Familie bei jener Nachricht gewesen sei und wie man Alles aufbieten werde, um den Aufenthaltsort der Geflohenen zu entdecken. – Natürlich glaube ich allen diesen schönen Worten und bleibe vor der Hand hier, denn nur so kann es mir vielleicht gelingen, einige jener Fäden zu entdecken, mit denen die Familie hier mit ihr in Verbindung steht. – Möge mir der Himmel dazu beistehen, und er soll alsdann seine Freude daran haben, wie ich, ein einfacher, armer Künstler, diesem vornehmen Pöbel gegenüber treten will. Auch von Oben herab versucht man Alles, um mich zu beschwichtigen, zu beruhigen; man ernannte mich gleich nach meiner Ankunft zum Professor und stellte mir nicht undeutlich das Directorium der Maler-Akademie in Aussicht, und ich glaube und verstehe Alles.

»Lytton war bis vor wenigen Tagen bei mir, doch mußte er der dringenden Aufforderung seiner Familie nachgeben und nach England zurückkehren. Wie leid mir dieser zweite, empfindliche Verlust thut, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. – Was mein Haus und mein Atelier dort anbelangt, so wäre ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, wenn es vor der Hand bei unserer damaligen Absprache bliebe, daß Sie sich zuweilen in unserer Wohnung sehen lassen und das Atelier ganz als das Ihrige betrachten. Wie

es später damit werden wird, weiß ich selbst noch nicht. An eine Rückkehr zu denken, ist mir unmöglich. Die trostlos leeren Räume meines Hauses wurden mich entsetzlich tief verwunden, und was mein Atelier anbelangt, so würde ich Lytton's Abwesenheit dort noch schmerzlicher vermissen, eben so wie den Verlust so manches lieben Bekannten, die uns ja von den Wogen des täglichen Lebens so rasch und so unverhofft entführt werden. – Mit den herzlichsten Grüßen an Alle, die sich meiner freundlich erinnern, nehme ich für heute von Ihnen als einem treuen, erprobten Freunde Abschied.«

Rodenberg hatte ihm hierauf geantwortet, was er ihm antworten konnte, dabei aber natürlicher Weise nichts über die wichtigste Angelegenheit. Er hatte auch einen Brief von Conchitta eingeschlossen und derselben dagegen ein kleines Schreiben an Juanita anvertraut. Im Hause Roderich's ging Alles soweit seinen gewöhnlichen Gang, nur war Andreas auf den Befehl seines Herrn ein eifriger Aufseher, ohne deßhalb Atelier und Garten aus dem Auge zu verlieren, indem er dort die meisten Stunden des Tages zubrachte und dabei auf's Gewissenhafteste für die kleinen Bedürfnisse Rodenberg's sorgte. Dieser hatte schon mehrere Male Einsprache erhoben, daß das große Gemach für ihn geheizt werde, und that das jetzt abermals, als der Carton zu dem Glasfenster beendet, doch hatte es der Gärtner wiederholt als einen dringenden Wunsch seines Herrn dargestellt, daß das Atelier benutzt werde, worauf die Sache wie seither verblieb.

So war der Januar vorübergegangen und Rodenberg an einem kalten, stürmischen Februar-Abende zum Reichsapfel in seine Wohnung zurückgekehrt, wo er Walter und Rüding behaglich am prasselnden Ofen sitzen fand, während Knorx in seinem Schlafrocke von schwarzem Sarsenet, die lange Pfeife rauchend, mit gemessenen Schritten auf und ab ging. Walter saß vor der geöffneten Thür des kleinen Ofens und arbeitete mit einem Schüreisen wacker in den Kohlen herum, um sie in größere Gluth zu setzen, wozu ihm jetzt der durch den Kamin herabsausende Nordwestwind so kräftig zu Hülfe kam, daß der Ofen Kohlen, Dampf und Funken wie tiefe Seufzer von sich stieß.

»Bei diesem Wetter sollte man keinen Hund hinausjagen,« meinte Rodenberg, indem er seinen nassen Mantel abwarf, »und ehe ich mich heute in ein Wirthshaus bemühe, will ich lieber hier hungern und dursten!«

»Da hast Du Recht,« erwiderte ihm Walter, der die Thür des Ofens hastig wieder verschlossen hatte; »wir wollen einen famosen Thee brauen, ein Tröpfchen Cognac hineinthun, fest beisammen sitzen und uns Gespenstergeschichten erzählen. Dazu ist das Wetter so schön, wie es nur sein kann – wie der Wind durch den Kamin saust – das ist eine Nacht, Rüding, um zwischen zwölf und ein Uhr auf einem Kirchhofe Wache zu stehen! Was meinst Du dazu?«

»Ich?« fragte der Blondgelockte – »ich meine gar nichts dazu – was soll ich mir mit solchen Gedanken meine behagliche Abendruhe verderben! Und behaglich genug

sitzt Ihr hier beisammen,« sprach Rodenberg, indem er an den Ofen trat und sich die Hände wärmte – »Alles schon in Pantoffeln, und ich sehe mit Vergnügen, Ihr habt die Idee des Zuhausebleibens auch ohne mich schon gefaßt gehabt.«

»Und die noch vortrefflichere Idee, einen guten Thee zu trinken,« erwiderte Walter, indem er mit dem Daumen auf Rüding zeigte – »kommt von daher, von unserem guten, sanften, lieben Eduard; er hat es nicht anders thun wollen, als uns heute Abend zum Souper einzuladen.«

»Seine Schuldigkeit,« sagte Knorx, indem er auf seinem Spaziergange durch das Zimmer einen Augenblick am Ofen stehen blieb und die Asche in seinem Pfeifenkopfe mit dem Finger zusammenstieß – »seine Schuldigkeit, er hat es damals gelobt, als er seine hungernden Zigeunerknaben verkaufte.«

»Und mache mir ein Vergnügen daraus,« entgegnete Rüding, wobei er sich behaglich in seinen Stuhl zurücklegte und die Hände in die Taschen seiner weiten Hosen vergrub; er hatte zu gleicher Zeit außerordentlich gern mit einigen dort befindlichen Fünfgroschenstücken geklimpert, aber er wagte es nicht, dies vor Walter zu thun – »ja, ich mache mir eine Ehre daraus, Euch zu einem bescheidenen Nachtessen einzuladen: Thee mit Cognac, Butter und Brod und eine kalte Hammelskeule – ich glaube, das wird Euch schon recht sein, und selbst Walter wird mir zugeben, daß in dieser Zusammenstellung ein feiner Sinn liegt.«

»Natürlich – natürlich,« brummte der alte Maler; »für eigentlich unsinnig habe ich Dich noch nie gehalten; Du hast ebenfalls Deine guten Eigenschaften, doch sind dieselben leider sehr häufig so mit todter Asche zugedeckt, daß der innere Funke schwer zum Durchbrechen kommt – das war schön gesagt!«

»Sehr schön,« lachte Rodenberg, »doch finde ich Rüdinger's Souper-Idee unbedingt schöner; aber ich sehe noch keine Anstalt, merke aber wohl, Du willst erst dann serviren lassen, wenn auch ich es mir bequem gemacht habe – he, Schwemmer!« rief er zur Thür hinaus.

Der geneigte Leser, welcher den strebsamen Rafael gewiß nicht vergessen hat, wird über diesen Ruf erstaunt sein, noch mehr aber, wenn er jetzt statt des kleinen Bedienten im verblichenen Malerkittel einen himmellangen Kerl in der Uniform eines Infanteristen eintreten sieht. – Ja, Rafael hatte seinen Herrn, an dem er mit einer rührenden Anhänglichkeit hing, verlassen, oder, besser gesagt, das Verhältniß zwischen Herrn und Diener hatte sich nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft auf's harmonischste gelöst, indem Rafael auf die Fürsprache Rodenberg's in einer demselben befreundeten Kunst- und Buchhandlung zu einem Mitteldinge zwischen Lehrling und Laufbursche ausgenommen worden war. Mit welchem Stolz er jetzt seine Bücher packte, durch die Straßen trug, ist kaum zu beschreiben, eben so der grenzenlose Eifer, mit dem er auch seinen übrigen Geschäften oblag und mit dem er an Sonn- und Feiertagen mit der Emsigkeit einer Biene in dem großen Laden von Buch zu

Buch flog, um sich vor der Hand wenigstens mit den Titeln all' dieser unsterblichen Werke bekannt zu machen.

Also Rafael war in der Haushaltung des jungen Malers nicht mehr vorhanden und Schwemmer trat statt seiner in's Zimmer. Daß die Bedienung desselben schon ein anderes Ansehen hatte, war nicht zu läugnen, auf seinen breiten Händen trug er nicht nur das ganze Souper, wie es Rüdینگ angegeben, sondern an seinem linken Arme hing auch noch ein frisch gefüllter Wassereimer, während er unter dem anderen Arme die Pantoffeln seines Herrn trug.

Während Rodenberg dieselben anzog, bereitete Knorx den Freund darauf setzten sich alle Vier um den Tisch, mit dem guten Appetit der Jugend und eines gesunden Magens zulänglich.

»Wenn Du früher gekommen wärest,« sagte Walter nach einiger Zeit zu Rodenberg, »so hättest Du aus Rüdینگ's Munde erfahren können, daß dieses strebsame Bürschlein sein neues Bild, die heiligen drei Könige des Dorfes, bereits auf der Staffelei verkauft hat.«

»Und gut verkauft hat!« sagte der ehemalige Cupido mit großer Genugthuung.

»Dies freut mich, zu hören,« sprach Rodenberg, »und Du wirst Dich erinnern, Rüdینگ, wie oft ich Dir den guten Rath gegeben, Deine historischen Compositionen bei Seite zu lassen und Dich mit dem alltäglichen Leben der Gegenwart zu beschäftigen:

Greif mer hinein in's volle Menschenleben,
Da, wo ihr's anpackt, ist es intressant –

wie Göthe ungefähr sagt, – Du bist jetzt im Zuge, und die Freude über ein einziges gut verkaufte Bild gibt Dir ein Dutzend heitere und neue Ideen.«

»Nun, an Ideen fehlt es mir überhaupt nicht,« sagte der kleine Künstler wohlgefällig; »ich habe wieder drei, vier auf's Papier hingeworfen – auch ein paar größere Compositionen –, und sobald ich meine drei Könige fertig habe, werde ich eine bedeutendere Arbeit vornehmen.« Er sagte das mit der Miene eines Titian oder eines Rubens, worauf er seine Tasse Thee sachte ausschlürfte und die Freunde mit einem etwas hochmüthigen Blicke ansah.

»Ich bedanke nur,« meinte Knorx mit einem leichten Seufzer, »daß ich mich nicht auch der Malerei zugewandt habe – Ihr habt gut hineingreifen in's volle Menschenleben, und es ist ein dankbares Geschäft, Gestalten zusammenzustellen, wie sie uns tagtäglich auf der Straße begegnen – aber Unsereiner: zuerst muß man lauern, bis eine kleine Bestellung einläuft, und dann ist es in unserem sparsamen Jahrhundert immer dieselbe Geschichte, ein hölzerner Petrus oder Paulus, oder, wenn es hoch kommt, eine heilige Katharina in Gyps – ich habe das nächstens so satt, daß ich mich entweder bei einem Möbelschreiner verdinge oder in's Kloster gehe.«

»Siehst Du, Knorx, das ist eine prachtvolle Idee!« rief Walter.

»Äpfui,« meinte Rüding, »bei einem Möbelschreiner!«

»Was Möbelschreiner! Kameel, die mit dem Kloster meine ich – ich sage Dir, Knorx, eine glückliche Idee, wie mir lange keine vorgekommen, und man nimmt Dich ohne alle klingende Einlage in Italien, Frankreich oder Spanien, wo Du willst, Du verpflichtest Dich, die Bildsäulen aller Heiligen und das Schnitzwerk in der Kirche gehörig in Ordnung zu halten, zu putzen, frisch zu vergolden, wie es gerade nothwendig ist – ich versichere Dich, Du würdest in Kurzem Bruder Guardian sein oder irgend ein anderes Avancement haben!«

»Es wäre in der That nichts Schlechtes,« sprach der lange Bildhauer, wobei er einen düstern Blick auf seine mageren Hände warf, die er zusammengefaltet auf dem Tische vor sich hielt.

»Nichts Schlechtes?« meinte Walter – »etwas Vortreffliches, und wenn Du 'mal irgendwo recht festsitzest in einem Kloster mit guter Küche, in einer angenehmen Gegend, so empfehlst Du mich als Jemanden, der außerordentlich gut im Stand wäre, die alten Bilder zu restauriren, und somit wäre alsdann für uns Beide gesorgt – ich heiße Bruder Hilarius, Du Bruder Balthasar, und würden wir uns in unseren Freistunden, deren wir, wie ich an's nehme, sehr viele hatten, vortrefflich amusiren.«

»Ein solches Klosterleben hat mir immer als etwas höchst Anmuthiges vorgeschwebt,« sprach Knorx nach längerem Besinnen, »nicht gerade, wie Du es zu verstehen scheinst, Freund Walter, sondern ernsthaft, würdig, andächtig und vor allen Dingen bußfertigä

»Ist das Dein Ernst?« fragte Walter in fast erschrockenem Tone.

»Mein völliger Ernst – das Leben, wie wir es führen, widert mich an und verschafft mir keine Genugthuung, und Dir sollte es eben so gehen, etwas Andächtigwerden könnte Dir nicht schaden, und was die Buße anbelangt,« setzte er nach einem tiefen Seufzer hinzu, »so muß Jeder wissen, ob er sie nothwendig hat.«

»Wenn Du wirklich im Ernste sprichst,« knurrte Walter, »so ist es nichts mit unserem Klosterleben, und ich rathe Dir alsdann, es bei einem Möbelschreiner zu versuchen – aber es ist wahrhaftig schade um Dich, Knorx, daß Du nächstens nicht einmal mehr im Stande bist, eine heitere Idee aufzufassen; doch gleichviel, man muß an seine Zukunft denken, und ich wiederhole es nochmals: in einem fetten Kloster wären wir Beide gut untergebracht – laßt uns jetzt auch Rodenberg und Rüding unterbringen.«

»Doch nicht ebenfalls in einem Kloster?« fragte der Erstere.«

»Nein, nein, so gottlos bin ich doch nicht, um daran zu denken,« meinte der alte Maler; »auch hast Du wahrscheinlich eine glänzende Catriere vor Dir.«

»Ein armer Zeichner!«

»Den Teufel auch, ein Kerl wie Du, mit einem solch' immensen Talente und der das Glück hat, daß sich alle Welt für ihn interessirt – allerdings, wenn Du hier bleiben willst, hast Du alle Aussicht, als ein armer Zeichner zu versauern, Du mußt in die große Welt, an einen

glänzenden Hof, Gesellschafter irgend eines Prinzen werden, der für die Kunst so viel Sinn hat, um Dich einem hochadeligen Kammerjunker vorzuziehen, der aber anderentheils von Deinen eleganten gesellschaftlichen Formen eben so bestochen wird, wie von Deinen geistreichen Zeichnungen – Du arrangirst Komödien und Bälle, stellst lebende Bilder, zeichnest in Deinen Freistunden reizende Albums und bauest als ein zweiter Michel Angelo vielleicht Villen und Paläste, Du wohnst in einem fürstlichen Schlosse, hast Dienerschaft und Equipagen zu Deiner Verfügung, und wenn Dich alsdann ein armer alter Freund besucht, widmest Du ihm eine Viertelstunde Deiner kostbaren Zeit, eine gute Havannah-Cigarre und einen Fünf-Thaler-Schein – ist das nicht eine glänzende Zukunft für Dich und mich?«

»Ausgezeichnet,« sagte Rodenberg lächelnd, »ich gestehe Euch offen, daß ich mich in ein solch' Leben und Treiben schon hineinflinden würde; auch sollte meine Kunst darunter gerade nicht leiden, und wenn eine solche Herrlichkeit auch nur ein paar Jahre dauerte, würde ich doch Gelegenheit genug haben, Material für ein ganzes Leben zu sammeln.«

»Das würdest Du allerdings,« meinte Knorx mit seiner tiefen, melancholischen Stimme, »aber es wäre Dir auch vielleicht Gelegenheit gegeben, in ein paar Jahren ein anderes Material zu vergeuden, welches bestimmt ist, für ein ganzes Leben auszuhalten, – fürchte die Weiber, halte Dich fern von ihnen!«

»Von den Weibern gewiß, aber für eine Einzige leben und sterben, des Gedankens kann ich mich unmöglich entschlagen,« wandte sich Rodenberg gegen Walter, »da Du so freundlich bist, eine so glänzende Zukunft vor mir zu entrollen, ohne sie kein Glück, keine Zukunft!«

»Somit wärest denn auch Du versorgt,« meinte Walter mit einem sarkastischen Lächeln, »eine herrliche Versorgung mit Glanz und Liebe, und haben wir jetzt nur noch für unseren guten Rüding zu sorgen, – das Beste kommt immer zuletzt,« wandte er sich an diesen, »laß uns Deine Neigung hören, und wir wollen auch für Dich ein Luftschloß aufbauen.«

Der sanfte Eduard blickte zufrieden lächelnd mit einem gewissen Hochmuthe um sich her und wartete ein paar Minuten lang, ehe er erwiderte: »Ich meine, Jeder, und vor allen Dingen ein wahrer Künstler, solle seines eigenen Glückes Schmied sein und weder die Absicht haben, sich in ein Kloster zu verkriechen, noch unter die Fittiche eines Hofes zu begeben.«

»So sage mir denn, Du wahrer Künstler, welchem Ziele Du zustuerst; ich hoffe aber, Du wirst bescheiden sein.«

»Wie man es nimmt,« erwiderte Rüding zufrieden lächelnd; »jedenfalls steuere ich einem positiveren Ziele zu. Ihr müßt mir zugeben, daß meine kleinen Bilder gesucht und gut bezahlt werden und daß sie mir in Kurzem einen Namen verschaffen müssen, man wird aufmerksam auf mich, man sticht meine Gemälde in Kupfer und Stahl,

ich erhalte einen Ruf an irgend eine Kunstschule, ich werde Professor, und man krönt mein Verdienst, indem man meine Brust mit Orden schmückt.«

»Und das nennst Du als wahrer Künstler ein positiveres Ziel – eine magere Professur und Orden?«

»Laß den guten Rüding,« meinte Rodenberg, »es ist ein Traum à la Königin von Golkonda.«

Jetzt aber konnte sich der sanfte Eduard im Gefühle seiner Verdienste und seiner schon recht ansehnlichen Baarschaft nicht enthalten, mit seinem Silbergelde in der Tasche zu klimpern, und sagte in einem etwas herausfordernden hochnasigen Tone: »Nennt das immerhin Träume, für Euch würden es allerdings welche sein, aber ich habe die Bahn betreten, die mich zu dem vorgesteckten Ziele bringen muß.«

Walter that, als hätte er weder das Geldgeklimper noch die Worte Rüding's gehört, und erwiderte gegen Rodenberg gewendet: »Mit der Königin von Golkonda kann man ihn nicht vergleichen, die hatte ein warmes, liebendes Herz und träumte von allen Schätzen der Welt, um sie mit ihrem Geliebten zu theilen, – Rüding's Streben hat vielmehr große Aehnlichkeit mit dem des Königs Wischwa Mitra – hast Du je vom Könige Wischwa Mitra gehört?« fragte er den sanften Eduard.

»Das muß ein netter Kerl gewesen sein,« erwiderte dieser.

»Natürlicher Weise, denn er hatte Aehnlichkeit mit Dir, besonders in seinen Bestrebungen.

Er wollte durch Kampf und Büßung
Erwerben Wasischta's Kuh.

Und diese Kuh hatte für ihn denselben Begriff, wie für
Dich Professur und Orden.«

»In dem Falle war sein Streben eben so anerkennens-
werth, wie das meinige.«

»Leider urtheilt die Nachwelt nicht so darüber, denn
der unsterbliche Dichter singt von diesen Bestrebungen:

O König Wischwa Mitra,
Was für ein Ochs bist Du,
Daß Du so viel kämpfest und büßest,
Und alles für eine Kuh!«

Rodenberg lachte, selbst Knorx lächelte ein wenig,
doch Rüding ärgerte sich sichtlich und würde wahr-
scheinlich dieses Thema noch weiter fortgesponnen ha-
ben, wenn man darauf nicht schwere Schritte vernom-
men und Jemand rasch die Thür geöffnet und seinen
Kopf mit einem freundlichen Ausdrücke in's Zimmer ge-
steckt hätte.

»Van der Maaßen!«

»Grüß' Euch Gott, Ihr Kerls mit einander!« sagte der
Eintretende, wobei seine Stimme durch die freudige Auf-
regung, welche sie verrieth, noch dünner und schärfer als
gewöhnlich klang – »nach dem, was ich sehe und rieche,
glaube ich, daß mich ein guter Geist in den Reichsapfel
geführt!«

»Du hast eine wunderbare Nase,« sagte Rüdning und setzte im Gefühle seiner Würde als Festgeber hinzu: »Doch bist Du auf alle Fälle willkommen!«

»Mir scheint, Du machst die Honneurs hier,« sagte van der Maaßen, indem er näher trat.

»So ist es,« sagte Walter, »Du siehst hier drei hungrige Zigeunerknaben mit einer einzigen, magern Rübe.«

Rüdning zuckte verächtlich die Achseln und wollte etwas erwidern, doch kam ihm van der Maaßen zuvor, indem er mit einem lüsternen Blicke auf die Hammelskeule sagte: »Nun, was solch' eine magere Rübe anbelangt, die kann man sich schon gefallen lassen.«

»So laß sie Dir gefallen und setze Dich,« warf Rodenberg ein, wobei er sich erhob, um eine Cigarre zu holen. Gleich darauf zurückkommend, betrachtete er van der Maaßen, der sich, wie es schien, absichtlich noch nicht gesetzt hatte, vielmehr in seiner ganzen Größe im Scheine der Kerzen stehen geblieben war – »aber zum Henker, van der Maaßen, was ist denn los? Du bist ja ganz verwandelt – Dein Aeußeres macht einen verflucht behäbigen Eindruck!«

»Gelt – Kleider machen Leute!«

»Das will ich gerade nicht behaupten; Du bist immer ein hübscher Bursche gewesen – aber verzeihe mein Erstaunen beim Anblicke Deiner frischen Wäsche, Deiner sauberen Handschuhe und dieses wohlhabenden Paletots!«

»Meiner Treu, Du hast Recht,« brummte Walter, »mit van der Maaßen ist etwas vorgegangen, er hat gute Stiefel an!«

»Ja, erstaunt nur,« erwiderte der also Angesprochene, wobei er wohlgefällig lächelte und sich alsdann langsam auf dem Absatze herumdrehte, um von allen Seiten betrachtet werden zu können – erstaunt nur über die Veränderung, welche Ihr an mir seht!«

»Erzähle, wie das kommt, van der Maaßen.«

»Erst laßt mich einen Bissen nehmen, sonst thue ich den Mund nicht auf.«

»Wie unlogisch dieser Kerl ist,« knurrte Walter; »er will einen Bissen zu sich nehmen, ehe er das Maul aufthut – na, laß Dich immerhin nieder und zeige dieses Kunststück!«

Van der Maaßen zog mit einer ungemeinen Behaglichkeit seinen wohlhabenden Paletot aus, schnippte hier und da mit den Fingern daran, wo er vermuthete, es könnte eine Schneeflocke sitzen geblieben sein, und legte alsdann das nagelneue Kleidungsstück zierlich zusammengefaltet auf einen Stuhl. Auch einen neuen Rock trug er und neue, grau carrirte Hosen, welche Theile seines Anzuges er schmunzelnd streichelte, als er sich an dem Tische niederließ, um sogleich einen wüthenden Angriff auf das kalte Schöpsenfleisch zu machen.

»Innerlich ist er noch der Alte,« sagte Walter, wobei er dem Freunde ein großes Glas voll Thee eingoß und ihm hinschob.

Mit beiden Backen kauend, sagte dieser: »Ich hatte wahrhaftig heute noch keine Zeit, einen Bissen zu mir zu nehmen, und wollte gerade in die drei Reichskronen zum Nachessen gehen, als mir glücklicher Weise einfiel, ich könnte Euch hier vielleicht beisammen antreffen.«

»Ei, der Tausend,« fragte Rüding argwöhnisch, »seit wann sind denn die drei Reichskronen Deine tägliche Kneipe?«

»Erst seit Kurzem – ich will Euch das ganz genau erzählen, aber laßt mich vorher noch einen Bissen nehmen – Dein Schöpfenfleisch ist gut, Rüding.«

»Drück' Dich bestimmter aus,« sagte Walter, »solche Ungenauigkeit nimmt der sanfte Eduard übel; unter civilisirten Völkern sagt man nicht, ›Dein Schöpfenfleisch‹, sondern ›dieses Schöpfenfleisch.‹«

»Schade, daß Du nicht früher kamst,« sprach Rodenberg. »Walter hat unser Prognostikon gestellt, und zu unser Alter Zufriedenheit: ich werde mächtiger Günstling eines Fürsten, Knorx und Walter gehen in's Kloster.«

»Und Rüding wird König Wischwa Mitra,« brummte der alte Maler in den Bart, worauf der sanfte Eduard achselzuckend erwiderte:

»Sei zufrieden, van der Maaßen, daß er Dir nichts prophezeit – solide Bestrebungen werden hier doch nicht anerkannt.«

Van der Maaßen trank ruhig seine Tasse aus, wobei er mit sehr vergnügten Aeuglein vom Einen zum Andern blickte, that einen tiefen Athemzug und versetzte: »Vor der Hand brauche ich keine Prophezeihungen mehr für

die Zukunft; die meinige hat sich seit acht Tagen glänzend festgesetzt.«

»Darum hat man Dich nicht mehr gesehen!«

»Sprich, van der Maaßen, was bist Du geworden!«

»Ich habe eine Anstellung erhalten – rathet einmal.«

»Zum Henker, wer kann das errathen – bist Du vielleicht Post-Secretär geworden! Ich vermuthe das, weil Du wegen Ueberflusses an Zeit bei allen ankommenden Eilwagen gegenwärtig warst.«

»Oder vielleicht Steuer-Aufseher!« – Van der Maaßen war ein bekannter Schmuggler in Brod und Kalbfleisch.

»Es ist eine räuberhafte Zeit, wie der Adjutant des Prinzen Heinrich zu sagen pflegt; ich fürchte fast, van der Maßen wird ein Waldmusikant, der den Leuten an der Kehle herumspielt.«

»Oder königlich preußischer privilegirter Schrauben-Auszieher.«

»Oder er hat eine vornehme Liebschaft,« sagte Rüding nicht ohne einen Anflug von Neid, wobei er die Fistelstimme van der Maaßen's so natürlich nachahmte, daß alle lachten, sogar der Betreffende in seiner unergründlichen Gutmüthigkeit.

»Alles gemein, Alles alltäglich, Alles eines Künstlers unwürdig!«

»Nun, so rede und erzähle uns, auf welche Art Dir die gebratene Taube in's Maul geflogen ist!«

»Darin irrst Du gewaltig,« wandte sich van der Maaßen an Walter, der zuletzt gesprochen; »es ist hier von keinem Zufalle die Rede, sondern von ernsten Bestrebungen, die

mich glücklicher Weise zu einem guten Ziele leiteten – ich brauche es Euch gegenüber eigentlich gar nicht zu erwähnen, daß es mit meiner Malerei nicht viel war.«

»Das weiß Gott!«

»Wer seine Fehler einsieht, ist schon halb gebessert,« erwiederte van der Maaßen; »aber was nutzt mir alle Besserung, wenn ich nicht weiß, womit ich ein anderes Leben beginnen soll? Ich habe es mit der Lithographie versucht und mit der Holzschneiderei, Alles vergebens – nun wißt Ihr aber selbst, daß ich von je her eine Force im Entwerfen der wahnsinnigsten Arabesken hatte.«

»Das ist wahr,« sprach Walter; »er machte Verschlingungen, über welche ein arabischer Baumeister hätte toll werden können.«

»Gebt mir eine Cigarre, damit ich behaglich erzählen kann – so, jetzt kann's losgehen! Im ersten Stocke des Hauses, wo ich wohne, lebt ein kränklicher Franzose, dessen Bekanntschaft ich auf der Treppe gemacht, indem ich ihm häufig meinen Arm anbot, um ihn hinauf zu schleppen. Der arme Teufel hatte die Schwindsucht, war schon überall gewesen und behauptete, die Luft des unteren Rheinthaales thue ihm am besten. Auch sonst erzeugte ich ihm eine Menge kleiner Gefälligkeiten, und so sah er sich veranlaßt, mir vor ein paar Monaten, was eigentlich ganz unnöthig war, in meinem vierten Stocke einen Höflichkeitsbesuch zu machen. Da sah er dann zufällig, auf Tischen und Stühlen herumliegend, meine Arabesken-Zeichnungen, die ihm zu gefallen schienen; ein paar Tage nachher ließ er mich bitten, zu ihm hinab zu kommen,

und nach einigen Worten, die wir zusammen gewechselt, schlich er an seinen Secretär und holte eine kleine Mappe hervor, die er öffnete und deren Inhalt er mich sehen ließ.«

»Lauter Tausend-Francs-Billets?« fragte Rüding.

»Nichts dergleichen; es waren ebenfalls Zeichnungen, fast wie meine Arabesken, nur nicht so phantasie reich und willkürlich, mit Einem Worte, es waren auf Papier gezeichnete farbige Muster, nach denen man die Seidenstoffe anfertigt.«

»Würden Sie sich wohl getrauen,« fragte der Franzose, »etwas Aehnliches zu erfinden?«

»Warum das nicht!«

»Versuchen Sie es, es wird Ihr Schaden nicht sein.« Er gab mir seine Mappe mit und ich machte meine Versuche, ein paar Dutzend in ganz kurzer Zeit, die ich ihm schon den andern Tag vorlegte und die ihm behagten, namentlich einer derselben, zu dessen Motiv ich die Gänge der Schrauben genommen hatte.«

»Darin bist Du allerdings Meister.«

»Er corrigirte meine Blätter, gab mir Anleitung, ließ mich unter seinen Augen danach arbeiten und machte mir vor acht Tagen Vorschläge, die ich annahm und mit deren Hülfe ich mich in dem wohlhabenden Zustande befinde, worin Ihr mich seht.«

»Und was für Propositionen! Ich will nicht hoffen, daß Du – ein ehrlicher Deutscher – Dich mit Leib und Seele an Frankreich verkauft hast!«

»Mein alter Franzose, Besitzer einer der ersten Seidenfabriken von Lyon, engagierte mich als Musterzeichner, mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Francs und mit der Aussicht auf ein noch viel höheres Einkommen, wenn es mir gelänge, mich vollkommen in die Art und Weise der französischen Musterzeichnung hineinzuarbeiten.«

»Und dann segnete er Dich und starb in Deinen Armen! Ein recht hübscher Roman,« sagte Rüding in mißgünstigem Tone.

Doch lächelte hierüber van der Maaßen mit der unbeschreiblichsten Gutmüthigkeit, und während er langsam seine neue Briefftasche herauszog, erwiderte er: »Mein guter Franzose, *Monsieur Beauvillard de Lyon, grand fabricant de soirées, qui a me engagé pour trouver modèles de étoffes*, reiste nach Hause und behändigte mir diese tausend Franks Reiseentschädigung hier, *pour faire la voyage après France*.«

»Diese Banbillets sind echt,« sagte Walter und meinte mit einem lächelnden Seitenblicke auf Rüding: »Nicht wahr, sanfter Eduard, was die Augen sehen, glaubt das Herz.«

»Und das meinige freut sich darüber,« erwiderte Rüding, »das weiß van der Maaßen ganz genau.«

»Ja, ich glaube das von Euch Allen – Ihr seid gute Kerls, und wenn Ihr 'mal nach Frankreich kommt und mich aufsucht, so könnt Ihr überzeugt sein, daß Euch van der Maaßen mit offenen Armen ernpfängt!«

Der gute Kerl sagte dies mit einer vor Rührung zitternden Stimme, und es hätte wenig gefehlt, da wären ihm

die Thränen in die Augen getreten. – »Ihr habt mir Alle,« fuhr er nach einer Pause fort, »so viel Gutes und Liebes erwiesen, daß ich Euch nicht genug dafür dankbar sein kann – Du, Knorx, vor Allen,« wandte er sich an den langen Bildhauer, indem er ihm seine Rechte entgegenstreckte, die jener herzlich drückte und ihm zur Antwort gab:

»Auch habe ich Dir prophezeit, daß es Dir noch einmal recht gut gehen wird; ja,« setzte er mit einem seltsamen Tone hinzu, »meine Prophezeihungen gehen größtentheils in Erfüllung!«

»Nun, so prophezeihe mir auch, aber etwas Gutes!« rief Rodenberg, »und etwas, das bald eintrifft; meine Aussichten sind trübe, die verfluchten Buchhändler schicken meine schönsten Zeichnungen zurück, und was mein Glück an irgend einem Hofe anbelangt, so kann ich eher Hungers sterben, bevor ich dies erreiche!«

Der Bildhauer mit seiner langen, hageren Gestalt und seinen bleichen, eingefallenen Wangen hatte sich langsam erhoben und blickte mit starren, glanzlosen Augen in die flackernden Kerzen. – »Man kann eigentlich nur mit Glück prophezeihen, wenn der Geist über Einen kommt, doch sehe ich gerade da etwas, das Dir Glück voraussagt: hier der Feuerpunkt im Lichte, der Dir zugewandt ist – ein untrügliches Zeichen, daß Dich noch heute eine angenehme Nachricht erwartet!«

Rodenberg schüttelte ungläubig sein Haupt und erwiderte: »Daß das Glück so rasch an mich herantrete, habe

ich nicht verlangt, ich wünschte durch Deinen prophetischen Geist nur einen heitern Blick in die Zukunft zu erlangen; doch da mir nun einmal, wie Du sagst, eine angenehme Nachricht bevorsteht, so will ich sie gern erwarten.«

»Und wir werden sie hoffentlich ebenfalls erfahren,« meinte Rüding und setzte in einem wegwerfenden Tone hinzu: »um daraus zu ersehen, was in Deinen Prophezeihungen Wahres ist!« Knorx blickte den kleinen Maler mitleidig an, dann fuhr er mit der Hand über seine hohe Stirn und sagte: »Ja, wir werden sie erfahren, Alle mit einander, wie wir hier beisammen sind; denn schaut nur selbst, wie sich der Lichtfunke bläht, wie er jetzt in der rothen Flamme da steht wie ein hellglänzender Stern – horch!«

Da that es drei gleichförmige Schläge an die Stubentür, und obgleich dies an sich nichts Außergewöhnliches war, auch nichts Unheimliches hatte, da der Abend noch gar nicht weit vorgerückt und die Geisterstunde noch sehr fern war, so schauten sich doch die Künstler erstaunt, wenn auch nicht betroffen an, und als Rodenberg lachend sagte: »Nun, Rüding, Du bist der Zweifler, gehe Du deßhalb hin und öffne dem Schicksal die Thür!« so zögerte dieser so auffallend, daß ihn der lange Bildhauer mit einem äußerst mitleidigen Lächeln anschaute und selbst ging, um die Thür mit einer gewissen Feierlichkeit zu öffnen.

Alle lachten, als dies geschehen war und das Schicksal nun herein trat in der Gestalt des in der Straße wohlbekannten Briefträgers.

»Guten Abend, meine Herren – ein Brief an Herrn Rodenberg.«

Daß der Postbeamte sein Notizbuch, welches er unter dem Arme trug, nun geöffnet auf den Tisch legte, zeigte an, der Brief sei recommandirt, also von Wichtigkeit und da er obendrein, während er das ziemlich große Schreiben mit fünf Siegeln hervornahm, sagte: »Ich gratuliere, Herr Rodenberg!« so erlaubte sich Rüdiger, einen langen Hals zu machen, um die Adresse zu lesen: »An den Maler Herrn Rodenberg, einliegend zweihundert Thaler in Kassen-Anweisungen.« – »Auch nicht übel,« bemerkte er hierauf mit einem nicht ganz heiteren Lächeln, »gewiß Vorschuß auf irgend eine buchhändlerische Bestellung.«

»Das ist kaum möglich,« erwiderte Rodenberg, »ich müßte doch auch wissen, wenn ich Vorschuß verlangt hätte; zudem ist dieser Brief schwerlich von irgend einer großen Buchhandlung, da käme er aus Leipzig oder aus Stuttgart, während dieser hier den Poststempel Köln trägt – nun, wir werden sehen.«

Der Briefträger war fürstlich belohnt worden und hatte sich entfernt, worauf sich Rodenberg an Knorx wandte und ihm zurief: »Siehst Du, alter Freund, wie rasch Deine Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist!«

»Das muß ich selbst zugeben,« meinte der sanfte Eduard, »zweihundert Thaler sind immerhin ein freudiges Ereigniß.«

»Man soll den Tag nie vor dem Abend loben,« brummte Walter, »und einen Brief nie als etwas Angenehmes preisen, ehe man ihn bis zum letzten Buchstaben gelesen – wer weiß, was man von ihm für diese zweihundert Thaler verlangt!«

»Ja, wer kann das wissen!« pflichtete auch Rüding eifrig bei.

Der lange Bildhauer hatte sich wieder an den Tisch gesetzt, blickte nachdenklich in die Flamme der Kerze und sagte: »Der Stern, welcher hier erschienen, war so schön, klar und rein und zerging, ohne Kohle zurückzulassen – es kann nichts Schlimmes dahinter stecken!«

»Das gibt mir doppelt Muth,« lachte Rodenberg; »ich verspreche Dir einen Theil dieser Summe und mache Dich so für alle Folgen mitverantwortlich!«

Er riß den Umschlag ab, ließ die vorhandenen Kassenscheine gleichgültig auf den Tisch fallen, um rasch das Billet zu lesen, welches beigefügt war.

»Das ist doch seltsam,« sagte er, »hört, was dieses Schreiben enthält:

›Mein lieber Vetter! . . . ‹‹

Nach diesem Eingange schaute er kopfschüttelnd die Freunde der Reihe nach an, wobei er bemerkte: »Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich eine Verwandtschaft in Köln besäße!«

»Lies weiter,« sprach Walter, »ein verwandtschaftlicher Brief mit zweihundert Thalern kann nichts Uebles enthalten!«

»Mein lieber Vetter! Schon lange drängt es mich, Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu geben, doch, obgleich ich Ihre Anverwandte bin, wußte ich nicht, wie Sie einen solchen Schritt aufnehmen würden. Ihnen diese Verwandtschaft schriftlich aus einander zu setzen, ginge über die Gränzen eines bescheidenen Schreibens, und muß ich mir dies also für eine mündliche Mittheilung aufsparen. Genug also für jetzt davon – ich bin Ihre Verwandte, darauf können Sie sich verlassen, und dabei eine so allein-stehende alte Frau – das Wort alt habe ich absichtlich unterstrichen – daß ich mich sehr danach sehne, mit Ihnen, mein lieber Herr Vetter, einmal auf freundliche Art zu plaudern. Ich hatte die Absicht, Sie dort aufzusuchen, doch wußte ich nicht, wie Sie eine zudringliche alte Anverwandte aufnehmen würden, weshalb ich es vorzog, Sie für einige Tage, Wochen, Monate, wie Sie wollen, nach Köln einzuladen. Verschmähen Sie diese Einladung einer alten Frau und Verwandten nicht, kommen Sie in der nächsten Zeit – kommen Sie zu unserem weltberühmten Carneval, damit dessen Lust und Freude Sie einiger Maßen entschädigt für die Stille meines einsamen Hauses.

»In der Hoffnung, daß Sie diese Zeilen mit derselben Herzlichkeit aufnehmen wollen, wie ich sie geschrieben, bin ich Ihre freundschaftlich ergebenste Base

»*Pauline v. Schack, geb. Rodenberg.*«

»P. S. Wie vergeßlich das Alter ist! Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß sich mein Haus in der Rheingasse befindet, Nr. 54, und daß ich Sie dringend bitte, sich gleich

dorthin zu wenden, so spät Sie auch ankommen mögen. Auch glaube ich noch beisetzen zu dürfen, der bewohnbaren und leer stehenden Gelasse meines großen Hauses sind so viele, daß es mich nur erfreuen würde, wenn Sie zwei, drei, vier Ihrer Bekannten mitbringen wollten, die recht lustig und heiter wären. Wie würde mir das ein paar fröhliche Tage machen und wie würde sich das alte, öde Haus darüber wundern!«

»Das ist eine sehr anständige Verwandte,« meinte Walter, welchem Rodenberg den Brief zur Durchsicht einhändigte; »laß mich einmal nachdenken,« setzte er, an die Decke hinaufschauend, hinzu. »Die Rheingasse ist am Ende des Thurnmarktes, Nr. 54 muß auf der rechten Seite ungefähr in der Mitte liegen; da sind allerdings alte, aber von sehr anständigen Familien bewohnte Häuser.«

»Du warst früher lange genug in Köln, um zu wissen, welche Klasse von Leuten dort wohnt,« sprach Rüdinger.

»Darüber kannst Du Dich beruhigen, es wohnen dort reiche Kaufleute, Eigenthümer von Schiffen und Nachkömmlinge alter kölnischer Patricierfamilien. Was meinst Du, sanfter Eduard, so eine Pauline von Schack, geborene Rüdinger ließeest Du Dir auch gefallen?«

»Das ist eine gentile Dame – *une gentille Dame*,« bemerkte van der Maassen, der sich zuweilen auf schwachen Versuchen, französisch zu sprechen, ertappen ließ, »une cousine comme il faut – und wie famos Dir dieser gute Knorx prophezeit hat!«

»Hast Du gar keine Idee von dieser Anverwandten?« fragte Walter, indem er ihm den Brief zurückgab.

»Ehrlich gesagt, nein, und deßhalb hätte ich auch beinahe Lust, die zweihundert Thaler zurückzuschicken – es ist mir unangenehm, sie zu behalten!«

»Von einer alten Dame und Base – Du bist komisch!«

»Darin aber hätte er Recht,« meinte Knorx bedächtig, »daß er das Geld zurückschickte, wenn er es nicht zu dem angegebenen Zwecke einer Reise nach Köln verwenden wollte!«

»Mit *der* Ansicht bin ich auch einverstanden – sonst aber finde ich das Schreiben gänzlich unverdächtig und in einem ungekünstelten, herzlichen Tone abgefaßt; ich würde mich nicht besinnen, die Bekanntschaft einer so anständigen Base zu machen!«

»Ich gewiß nicht,« sagte van der Maaßen, »*certain non pas!*«

»Und also auch Du, Knorx, würdest das Geld behalten und hingehen?«

»Gewiß, ohne alles Bedenken!«

»Nun gut denn, ihr Kerls,« sprach Rodenberg nach einer Pause, »so will ich Euch einen Vorschlag thun: machen wir zusammen den kleinen Ausflug nach Köln, auf gemeinschaftliche Kosten,« fuhr er lächelnd fort, indem er die Kassenscheine in die Höhe hob – »ist etwas ander Sache nicht ganz, wie es sein sollte, so geht auch das in vier Theile, eben so wie das Vergnügen, welches wir vielleicht ausstehen werden. Bekneipen wir das Haus in der Rheingasse 54, und es müßte komisch zugehen, wenn wir nicht etwas Leben hineinbrächten, um so den Wunsch meiner theuren Anverwandten zu erfüllen. Was

meint Ihr zu dem Vorschlage – Du, Knorx, Walter und Rüd-
ding? Was Dich anbelangt, mein guter van der Maaßen,
so bist Du *en qualité d'employé distingué de la maison Beauvillard et compagnie* kein freier Mann mehr und kannst
uns nicht begleiten.«

»Im Gegentheile – *au contraire*,« lachte van der Maa-
ßen, »ich kann Euch sehr begleiten und werde Euch be-
gleiten, denn das trifft gerade mit meiner Abreise nach
Lyon zusammen – nur werde ich höchstens einen oder
zwei Tage in Köln bleiben, und da Ihr obendrein zu Vier-
ren seid, so finde ich es schicklicher, in einen Gasthof zu
gehen, gerade *que employé bon payé au maison Beauvil-
lard et compagnie*.«

»Und Ihr Anderen – nun, Knorx, was meinst Du?«

»So eine kleine Abwechslung bei dem langweiligen Le-
ben, welches ich jetzt führe, kann wohl nichts schaden;
auch hätte ich etwas in Köln zu besorgen.«

»Und Du, Walter?«

»Frage zuerst den sanften Eduard.«

»Nun, Rüd-
ding, was meinst Du dazu?«

»Ich setze voraus,« erwiderte dieser, »daß das Haus
Deiner Base ein anständiges Haus ist, und in dieser Vor-
aussetzung gehe ich mit.«

»Dann werde ich gewiß nicht zurückbleiben,« lachte
Walter, »denn ich könnte es mir Zeit meines Lebens nicht
verzeihen, wenn ich es nicht mit angesehen, welche Ver-
wüstung er in den Herzen der kölnischen Jungfrauen an-
richten wird!«

»So werde ich den liebenswürdigen Brief in diesem Sinne beantworten – aber dann sind wir alle Viere gebunden!«

»Das versteht sich – es wird und darf Keiner zurücktreten!«

»Gut, so gehen wir zum Carneval nach Köln!«

XXVII. ES ZOGEN DREI BURSCHEN WOHL ÜBER DEN RHEIN.

Für den, der des Reisens gewohnt ist, bedarf es selbst zu einer längeren Tour in entferntere Länder keiner großen Vorbereitungen, oder er weiß die allenfalls nöthigen ohne irgend eine Schwierigkeit zu treffen: sein Nachtsack mit Toilette-Gegenständen ist in Ordnung, der Koffer braucht nur hervorgeholt zu werden, warme Stiefel, Pelz- und Reisemütze hängen im Schranke, wann Post, Dampfboot, jetzt vor allen Dingen die Eisenbahn abgeht, weiß man ganz genau, und so ist es, wie oben schon bemerkt, für den, der das Ding versteht, eine Kleinigkeit, es zu bestimmen und auszuführen: ich reise morgen nach Paris oder London.

Unsern Künstlern machten dagegen die Vorbereitungen zu der kleinen Tour nach Köln nicht geringe Schwierigkeiten. An Reisegeräthschaften waren außer einem alten Koffer, mit dem Rüdinger aus der Heimath angekommen war und der sich als ziemlich baufällig erwies, nur ein paar geringe Nachtsäcke vorhanden und eine alte,

aber sehr große Hutschachtel, welche dem langen Bildhauer gehörte und die er indessen für genügend erklärte, um sein Bischen Wäsche unterzubringen.

Die Berathung über die Vertheilung des Koffers und der Nachtsäcke würde wahrscheinlich zu keinem Resultate geführt haben, wenn Rodenberg nicht einen neuen, anständigen Koffer für sich an geschafft hätte. Auch was warme Kleidungsstücke für eine Winterfahrt anbelangte, zeigten sich bedeutende Mängel, namentlich bei Walter und Knorx, denen nur dadurch abzuhelfen war, daß Jedem aus der allgemeinen Reisekasse eine dicke wollene Decke beschafft wurde, die ja später als Teppich oder Bettvorlage wieder gebraucht werden konnte.

Auch an sonstigen Schwierigkeiten gab es noch alles Mögliche zu überwinden: da mußte Schwemmer vorläufig zur Dispositon gestellt werden, da wurde im Kosthause für einige Zeit aufgesagt, da wurde dem Hausherrn die in einigen Tagen fällige Miethe für das ablaufende Quartal bezahlt, denn derselbe würde im anderen Falle wahrscheinlich ein ernstes Gesicht gemacht haben zu dieser Reise, die einem förmlichen Auszuge sehr ähnlich sah; denn als die beiden Koffer, Nachtsäcke und die Hutschachtel gepackt waren, war von beweglichem Vermögen der Künstler im Reichsapfel nicht viel mehr zu sehen, besonders da Knorx eine Zeit lang mit allen seinen Geräthschaften auswärts gearbeitet und da Walter seine heilige Cäcilie, die als vollendet zu betrachten war, einem

Kunsthändler anvertraut hatte; nur Rodenberg's und Rüd-
ding's Kleiderschrank und Commode zeigten noch etwas
Sommergarderobe ohne besonderen Werth.

Kurz vor der Abreise entstand noch eine neue Schwierigkeit dadurch, daß Rodenberg den Vorschlag machte, Jeder solle sein Costume mitnehmen, das er beim Künstlerfeste getragen, indem es wohl möglich sei, daß davon bei dem kölnner Carneval Gebrauch gemacht werden könnte; doch wurde auch vermittelst Opfern einiger Thaler diese Klippe glücklich umschifft, und es blieb nun einzig noch zu überlegen, auf welche Art die Reise nach Köln gemacht werden sollte.

Von einer Eisenbahn war damals noch keine Rede, die Dampfboote hatten des Treibeises wegen ihre Fahrten eingestellt; es blieb also nur noch Postwagen oder Hauderer. Was den ersteren betraf, so war es voraussichtlich, daß in der jetzigen Jahreszeit, wo viel gereist wurde, die Freunde von einander getrennt zu sitzen kamen, vielleicht vertheilt in einige Beichaisen, und wenn sie sich auch auf die heiteren Carnevalstage im alten Köln freuten, so hielten sie doch eine gemeinschaftliche Fahrt dorthin für eine zu angenehme Einleitung, um darauf so ohne Weiteres zu verzichten.

Da traf es sich glücklich, daß Walter in einem Localblatte las, es gehe in den nächsten Tagen ein viersitziger sehr bequemer Reisewagen nach Köln und es würden solide Passagiere zu den anständigsten Bedingungen mitgenommen; allerdings ging dieser Wagen von einem bekannten Wirthshause auf der linken Seite des Rheines

ab und passirte die alte Stadt Neuß. Doch hatte dieser kleine Umweg nicht viel zu bedeuten, wogegen es angenehmer war, am hellen Tage bei der Abfahrt über den eisbedeckten Strom zu setzen, als wenn dies Abends erst in der Dunkelheit, müde von der Fahrt, schläfrig, frierend zu geschehen hatte. Ein anderes, wichtigeres Bedenken war, daß der Reisewagen nur vier Plätze enthielt und der Reisenden mit van der Maaßen fünf waren; doch wurde auch dies dadurch gehoben, daß man lachend übereinkam, abwechselnd müsse immer Einer auf dem Bocke sitzen, der da nicht nur die freieste Aussicht und die frischeste Luft habe, sondern welcher auch im Stande sei, den Kutscher zu beaufsichtigen, daß er nicht einschlafe und Unglück anrichte.

So kam denn der Tag der Abreise heran, und van der Maaßen hatte die Freunde zu guter Letzt noch zu einem Frühstücke eingeladen, welches in dem kleinen Wirthshause zum Freischützen, in der Nähe des Rheines vor sich ging. Vorher hatte der gute *Employé distingué de la maison Beauvillard & Co.* noch einen warmen Abschied genommen von den freundlichen Räumen des Reichsapfels, wo er so manche gemüthliche Stunde verlebt und so manchen kostenfreien Thee getrunken. Als er die Voraussetzung, aussprach, er werde diese Zimmer wohl in seinem ganzen Leben nicht mehr zu sehen bekommen, schien er förmlich von Rührung überwältigt – »denn wenn ich einmal vielleicht nach Jahren zurückkehre,« sagte er,

»so werden hier Kerls wohnen, die mir gänzlich unbekannt sind und mich deßhalb zu keinem Besuche veranlassen;« er nahm dabei so wehmüthig Abschied von allen Gelassen, zuletzt auch von dem Kurzholze, daß keiner der Freunde that, als bemerke er es, wie van der Maaßen hierauf, unter dem Vorwande, auch von dem ausgestopften Papagei Abschied zu nehmen, in's Nebenzimmer schlich und dort heimlicher Weise am Fenster eine große Schraube auszog.

Dann frühstückten sie mit einander und setzten hierauf in einem Nachen über den Rhein.

Es war ein prächtiger, klarer Wintermorgen, der Dienstag vor Carneval, rings umher Alles mit tiefem Schnee bedeckt, aus dem die Sonne am hellblauen Himmel blendend wiederstrahlte, dabei war die weite, weiße Landschaft hier so malerisch belebt durch den majestätischen Strom mit seinen funkelndem glitzernden Eismassen, die, wie leuchtende Krystalle langsam hinabschwimmend, die breite, grüne Wasserfläche bedeckten.

Die Fährleute arbeiteten sich mühsam durch die Eismassen hindurch, und wenn auch Alles gut von Statten ging, so prallten sie doch zuweilen hier und da derb mit den mächtigen Schollen zusammen. Als sie glücklich am andern Ufer angekommen waren, sagte Rüding, der bei der Ueberfahrt ziemlich kleinlaut im Nachen gesessen: »Es war in der That eine gescheidte Idee, am Tage überzufahren – das hätte in der Nacht eine schöne Geschichte werden können.«

Da stand auch schon der sehr anständige Reisewagen und sah nicht so übel aus; allerdings mangelten auf einer Seite die Scheiben, doch wäre es ja auch unmöglich gewesen, in einem geschlossenen Wagen bei vier brennenden Cigarren auszuhalten. Da der Außenpassagier nach dem Alphabet bestimmt wurde, so kam zuerst Knorx an die Reihe und setzte sich, in eine der wollenen Decken gewickelt, neben den Kutscher.

Es war fast zehn Uhr, als es endlich vorwärts ging in sanftem Trabe der Pferde, klingelnd über die schneebedeckte Landstraße dahin. Die Pappelbäume rechts und links hoben sich fast schwarz ab von dem grellen Weiß der Mauern der hellen Häuser, die Mauern hoben sich dagegen kaum von der Schneedecke ab, und so schien es fast, als schwebten die rothen Ziegeldächer in der Luft.

Das und noch viel Anderes mehr beobachtete der lange Bildhauer auf seinem Außensitze und freute sich darüber, wie Alles selbst in dieser winterlichen Natur so malerisch zusammenpaßte. Was die Passagiere im Innern anbelangte, so waren sie, nach ihrem guten Frühstücke warm beisammen sitzend, kreuzfidel und unterhielten sich mit guten und schlechten Anekdoten.

Da es beinahe zwölf Uhr war, als man Neuß erreichte, so fand der Kutscher hier einen Aufenthalt zum Mittagessen, sowie ein kleines Ausruhen der Pferde durchaus angezeigt und beantwortete die Frage Rodenberg's, ob man denn auch versprochener Maßen um acht Uhr nach Köln gelangen werde, mit einem förmlichen Lächeln der Geringschätzung und mit den Worten: »Um acht Uhr hoffe

ich, daß meine Pferde im ›blauen Ochsen‹ warm im Stalle stehen; das sollte mir fehlen, länger als zehn Stunden zwischen Düsseldorf und Köln zu fahren – haben wir erst Neuß hinter uns, dann sollen Sie sehen, wie es vorwärts geht!«

Es ist merkwürdig, wie schnell auf Reisen, namentlich in einem schaukelnden Wagen die Verdauung vor sich geht, und da der Wagen unserer Freunde nicht nur schaukelte, sondern auch bedeutend stieß, so waren sie im Stande, dem Mittagessen alle Ehre anzuthun.

Ein Uhr war längst vorüber, als sie Neuß hinter sich hatten, und Rodenberg, der sich jetzt ausnahmsweise den Kutscherbock ausbedungen hatte, erwartete vergebens, daß es nun endlich einmal rasch vorwärts gehe – die kleinen mageren Pferdchen schlichen müde dahin, und wenn sie auch mit der Peitsche häufig angetrieben wurden, so hatte dies keine weitere Wirkung, als daß sie ihre Köpfe schüttelten und daß die Schellen an ihrem Kopfgestelle klingelten. Rodenberg zog seine Uhr und zeigte sie dem Rosselenker mit einer ernsten Miene, welche dieser aber mit eben solcher Zuversicht beantwortete, als die frühere Frage des jungen Malers. Rodenberg hatte allerdings nach Köln geschrieben und seine und seiner Freunde Ankunft auf heute angezeigt; doch wäre es unangenehm gewesen, wenn sie der alten Dame so gar spät in's Haus hätten fallen müssen. Die im Innern der Kutsche waren indessen so vergnügt wie möglich, lachten und sangen lustige Lieder im Chorus und rauchten erschrecklich viel Cigarren, was man deutlich an dem langsam in die kalte

Winterluft hinausschwebenden Rauche sah; dann schienen sie sich wieder Geschichten zu erzählen, wozu van der Maaßen mit seiner dünnen Stimme förmlich krähend lachte. Dann schien Rüding zur Abwechslung von Walter etwas gehänselt zu werden, und dann erklang die Stimme des sanften Eduard in's Freie hinaus: »der Wagen solle halten, denn er wolle jetzt auch einmal draußen sitzen!« Nachdem nun die Platze gewechselt waren, ging es wieder vorwärts, und Rodenberg schlug eine Whistpartie vor, zu welchem Zwecke er die Karten zu sich gesteckt hatte. Das war eine ganz famose Idee, und sie spielten verschiedene Rubber nach einander, bis endlich der Wagen wieder hielt zu einer nothwendigen, aber sehr raschen Fütterung, wie der Kutscher versicherte. Diese Abfütterung zog sich aber doch etwas mehr in die Länge, als man gedacht, und ehe es wieder recht vorwärts ging, fing es so rasch und stark an zu dunkeln, daß der Kutscher abermals halten mußte, um eine Laterne anzuzünden, womit er indessen geraume Zeit nicht zu Stande kam.

Endlich war auch diese Schwierigkeit überwunden, doch zeigte jetzt Rodenberg's Uhr schon die sechste Stunde, und es war demnach keine Möglichkeit mehr, Köln um acht Uhr zu erreichen. Dies gab denn der Kutscher jetzt auch achselzuckend zu, wobei er den tiefen Schnee und den schwerbeladenen Wagen vorschob. »Weiß der Teufel,« sagte er, »was heute in die Pferde gefahren ist, denn sonst rennen sie dahin wie die Drachen, und sind heute kaum vorwärts zu bringen« – eine Behauptung,

die leider sehr gerechtfertigt war, denn die wilden Gäule schlichen nur im erbärmlichsten Hundetrabe weiter.

Die Aussicht, viel später anzukommen, sowie die rasch zunehmende Kälte lähmte die heitere Laune der Künstler, hier und da wurde wohl noch eine Geschichte zum Besten gegeben, auch noch eine Cigarre geraucht, aber es war kein rechter Humor mehr bei der Sache; jeder drückte sich schauernd in seine Ecke, streckte die Füße aus, so gut als es eben ging, und versuchte zu schlafen. Kaum aber, daß die müden Augen eben zugefallen waren und daß sich das Schaukeln des Wagens in unbestimmte gaukelnde Traumbilder aufgelöst, so klopfte auch schon der betreffende Außenpassagier an die Scheiben und verlangte raschere Abwechslung, da man bei dem kalten Winde Gefahr laufe, die Füße zu erfrieren. Auch stellte sich immer mehr die Unannehmlichkeit der fehlenden Scheiben dar, und als es acht Uhr geworden war, als die Pferde wie matte Fliegen dahinschlichen, als die Räder auf dem Schnee den gewissen seufzenden, knirschenden Ton von sich gaben, da beschlossen alle fünf Künstler zu gleicher Zeit, eine halbe Stunde neben dem Wagen herzulaufen und sich wieder inwendig zu erwärmen. Sie dehnten diese Fußpartie aus, bis sie ein einzeln stehendes Wirthshaus erreichten, zu dessen vor der Thür stehendem Futtertroge die Pferde augenblicklich ablenkten. hier fand noch eine abermalige Fütterung von Menschen und Thieren Statt, worauf Walter den klugen Vorschlag machte, sich nach genossenem guten, alten Steinhäger

zu Fünf in den Wagen zu setzen und bei also vermehrter Wärme zu dem lang ersehnten Schläfe zu gelangen. Eine glückliche Idee, die Rodenberg noch dadurch vervollkommnete, daß er mit einem der wollenen Teppiche die offenen Wagenfenster verschloß.

So behaglich in der Wärme sitzend und langsam fortschaukelnd, versuchte es Dieser oder Jener noch ohne großen Erfolg, die Anderen für eine pikante Geschichte zu interessiren, stimmte auch wohl den Anfang eines Liedes an, um aber wegen mangelnder Theilnahme nicht über die erste Strophe hinauszukommen. Dabei vernahm man hier und da einen leisen Seufzer, ein tiefes Gähnen, auch zuweilen den Ausruf: »Ja, ja, die amusanteste Fahrt kann am Ende langweilig werden!« Dann wurde es still im Wagen, immer stiller.

»Und man hört nur wie verstohlen
Unarticulirte Laute
Und ein tiefes Athemholen.«

Wie wahr sagt Freiligrath in einem seiner schönen Lieder, daß es Poesie sei, wenn nach langer, nächtlicher Fahrt der Huf der Pferde endlich auf dem Straßenpflaster klirre, so das ersehnte Ziel begrüßend, und dieser bekannte Klang verfehlte auch seine Wirkung auf das Ohr unserer Freunde nicht.

»Wo sind wir?« rief der Eine.

»Wie mich däucht, zwischen den Befestigungswerken Kölns,« sagte Rodenberg, indem er den Teppich von der Fensteröffnung wegzog und hinausschaute – »ja, richtig,

hier ist das Glacis, wir kommen sogleich an die erste Brücke!«

»Endlich – nun, Gott sei Dank!«

Ja, unsere Künstler hatten die alte Colonia erreicht, und die Pferde, jetzt dem Stalle so nahe, schienen neu gekräftigt zu sein, und so rasselte der Wagen munter zwischen den Glacis-Einschnitten hindurch, dann mit dröhnendem Klange über die Holzbrücke, um jetzt unter dem erleuchteten Bogen des Eigelsteiner-Thores zu einer kleinen Mauthdurchsuchung zu halten.

Zum Glücke war der Kutscher ein Bekannter des diensthabenden Steuer-Aufsehers, und es genügte seine Versicherung, seine Passagiere, fünf Maler, hätten so wenig Gepäck bei sich, daß an eine Beeinträchtigung der Zollgesetze durchaus nicht zu denken sei, weßhalb der Wagen ohne längeren Aufenthalt weiterfahren konnte und nach wenigen Minuten vor seinem Ziele, dem Wirthshause zum ›blauen Ochsen‹ hielt.

»Das war eine Fahrt!« rief der dicke van der Maaßen, indem er langsam aus dem Wagen kletterte – »ich weiß nicht, ob ich noch meine eigenen Beine habe, sie kommen mir so fremd und unbeholfen vor – wahrhaftig, ich bin wie gerädert!«

»Und ich erst!« seufzte Rüdinger mit einem kläglichen Gesichte, wobei er sich schüttelte, wie ein Pudel, der eben aus dem Wasser kommt – »Ihr habt doch Jeder eine Ecke gehabt, aber ich saß in der Mitte zwischen Walter und van der Maaßen wie in einem Schraubstocke.«

»Was nutzt das Lamentiren!« brummte Walter – »fröhlich, mein Junge, wir sind angelangt, ohne umgeworfen zu werden und dergleichen Geschichten – pah, wie ich mich auf ein warmes Zimmer freue und ein gutes Abendbrod!«

»Damit wird sich heute Abend viel haben,« sagte Rodenberg unmuthig, als er an der Laterne des Hausknechtes seine Uhr zu Rathe gezogen – »zehn Uhr vorüber; ehe der Wagen abgeladen ist und wir in die Rheingasse kommen, ist es eilf Uhr, eine so späte Stunde, daß man weder ein warmes Zimmer noch ein Abendessen verlangen kann.«

»Das wäre furchtbar!« seufzte der sanfte Eduard, der in seiner matten Bewegung etwas von einer geknickten Lilie hatte.

»Es ist doch Jemand da, der unsere beiden Koffer in die Rheingasse tragen kann?« fragte Rodenberg den Hausknecht; doch zuckte dieser die Achseln und meinte, dazu sei es zu spät, er schlüge den Herren vor, die Koffer bis morgen früh da zu lassen.

Es gibt Seelenzustände, in denen man mit nichts zufrieden und doch wieder mit Allem einverstanden ist, und da bei unseren Freunden das letztere Gefühl vorherrschend war, so entschlossen sie sich, ihre Koffer bis morgen früh im ›blauen Ochsen‹ zu lassen und mit den Reisesäcken in der Hand das Haus Nr. 54 in der Rheingasse aufzusuchen.

Bis zur Trankgasse ging van der Maaßen mit, dann schritt er nach einem herzlichen Abschiede diese hinauf,

während die vier, Anderen unter Walter's Führung, der schon früher eine geraume Zeit in Köln zugebracht, ihren Weg über den Domhof fortsetzten. Der *Employé distingué da la maison Beauvillard & Co.* glaubte es sich schuldig zu sein, im Mainzer Hofe abzusteigen.

Jedermann wird es begreiflich finden, daß die vier Künstler einen Augenblick vor dem Domchore stehen blieben und sich das majestätische Gebäude mit Bewunderung anschauten, da bei der sternhellen Nacht und dem Leuchten des Schnees schon etwas von den grandiosen Verhältnissen der Kathedrale zu sehen war, dann setzten sie ihren Weg fort durch das Bechergäßchen über den Altenmarkt, wo sie die Rathhaus-Uhr in hellen Schlägen die eilfte Stunde verkündigen hörten.

»Es gränzt eigentlich an Unverschämtheit,« knurrte Walter, »der freundschaftlichen Einladung einer alten Dame folgend, derselben gegen die Mitternachtsstunde vier Kerls hoch in's Haus zu fallen!«

»Aber Rodenberg hat uns ja angezeigt!« meinte Rüdینگ kleinlaut.

»Allerdings angezeigt – aber wie angezeigt: ›Ich werde mir das Vergnügen machen, theuerste Base, Ihrer Einladung Folge zu leisten,‹ sprach er mit komischem Pathos, ›und nach Ihrer gütigen Erlaubniß ein paar meiner Freunde mitbringen, den berühmten Rüdینگ, den bekannten Walter und Knorx, den gepriesenen Bildhauer‹ – ja, und

darauf hat die gute Frau sich eingebildet, diese bekannten und berühmten Künstler müßten unfehlbar vor Einbruch der Dunkelheit in einer vierspännigen Extrapost-Chaise ankommen; vielleicht hat sie auch an den Eilwagen gedacht – dann sah sie uns aber schon im Geiste mit einer Unzahl von Packträgern, die unsere schweren Koffer trugen, und nun schleichen wir heran mit durchnässten Stiefeln, erfrorenen Nasen, jeder sein mageres Bündel in der Hand – ich fürchte, die Dame läßt uns gar nicht ein, sondern macht es wie die militärischen Quartiergeber, und läßt uns irgendwo, im ›nassen Schwamm‹ oder im ›stillen Vergnügen‹ auf ihre Kosten unterbringen.«

Rüding, der seine Spannkraft in dem Maße zu verlieren schien, wie sich seine blonden Locken durch die Feuchtigkeit in lange, straffe Stränge auflösten, seufzte aus tiefem Herzen: »Das wäre ja entsetzlich – ach, wenn ich lieber zu Hause geblieben wäre!«

»So klingt ein altes Lied,« schnauzte Walter ihn an, »und dies hat nachher schon Mancher gesagt! Jetzt heißt es auch bei Dir: mit eingebrockt, mit ausgegessen – da hilft kein Lamentiren mehr!«

»So arg, wie Du uns das vorstellst, ist es nicht,« erwiderte Rodenberg; »doch hat uns der verfluchte Kutscher mit seinem jammervollen Gespann allerdings in Verlegenheit gebracht – wißt Ihr aber, was ich Euch vorschlagen möchte? Wir wollen uns nach einem kleinen Wirthshäuschen umsehen und dort etwas zu Nacht essen, damit wir wenigstens sagen können, wir haben schon soupirt.«

»Ja, das wollen wir!« Unter den angeführten Gesprächen waren sie über den Altenmarkt gegangen, hatten die Friedrich-Wilhelms-Straße und dann den Thurnmarkt erreicht, wo sie indessen vergeblich nach einem erleuchteten Fenster spähten. Da war allerdings der Hof von Holland und der Königliche Hof, durch deren bereits verschlossene, mit Gittern versehene Hausthüren noch Lichtschein drang; doch konnte es nicht in ihrer Absicht liegen, in eines dieser Hotels ersten Ranges zu einem spärlichen Nachtessen einzufallen. Leider waren indessen alle übrigen Häuser, in deren bescheidenen Mauern sich wohl hier und da ein kleines Weinkneipchen befinden mochte, nächtlich dunkel, – nur dort in der Nähe der Rheingasse, ihrem Ziele, sahen sie ein hell erleuchtetes Fenster neben einer allerdings verschlossenen Thür, über welcher Rodenberg's scharfes Auge ein so lang ersehntes Wirthshausschild erblickte. Sie eilten voller Hoffnung dorthin, um unangenehm getäuscht zu werden: es war dies allerdings eine Weinstube, doch stand das hell erleuchtete Fenster weit offen, und als sie von der Straße hineinschauten, bemerkten sie ein Dienstmädchen, welches, das Gemach auskehrend, mit ihrem Besen mächtige Staubwolken aufwirbelte und dazu mit lauter Stimme sang:

»Fastelovend kütt eran,
Spille mer op der Büsse;
Alle Mädcher krigge 'ne Mann,
Ich un och mi Söster.«

Zum Ueberfluß erkundigte sich Rüding, dicht an das Fenster tretend, in sehr demüthigem Tone, ob man noch Einlaß haben könne, doch erwiederte ihm die stämmige Magd, indem sie ihren Besen wie eine Hellebarde in die Hand nahm, heute sei Alles im Bette, sie möchten morgen wiederkommen.

»So, das hätten wir auch noch versucht,« sagte Rodenberg in einem lustig sein sollenden, aber ärgerlich klingenden Tone, Jetzt aber vorwärts und unser Heil an der richtigen Thür versucht!«

Sie traten in die Rheingasse, um Nr. 54 zu finden, doch war dies bei mangelhafter Beleuchtung kein so leichtes Geschäft.

»Ich glaube fast,« brummte Walter, »die Nummern verstecken sich förmlich vor uns, ich sehe doch sonst gerade nicht schlecht!«

»Hier ist zweiundfünfzig,« sagte Rüding.

»Und da vierundfünfzig,« rief Rodenberg, der ein paar Schritte vorausgegangen war.

Da standen sie denn vor einem großen, finstern Hause mit drei Stockwerken, über welcher sich eine verschnörkelte Giebelwand noch einmal so hoch erhob. Fenster hatte das Haus genug, aber aus keinem derselben drang ein einladender Lichtstrahl – ach, und es thut so wohl, wenn man müde und hungrig sein Reiseziel erreicht hat, erleuchtete Fenster zu sehen, die uns freundlich grüßen und die zu uns sprechen: Geschwind herein, hier sind gute Freunde, die euch erwarten!

Eine breite, ausgetretene Steintreppe führte auf die Gasse hinab, und rechts und links von derselben befanden sich unten aus Postamenten ein Paar schildhaltende, grimmig blickende steinerne Löwen, die einen sonderbaren Anblick gewährten, weil der gefallene Schnee auf ihren breiten Köpfen förmlich weiße Perrücken bildete.

»Es ist mir gerade, als wären wir die vier Haymonskinder,« brummte Walter, »und gerade in dem Augenblicke, als sie vor der aufgezogenen Zugbrücke des Schlosses des Herzogs Gilbert hielten und vergebens Einlaß verlangten.«

»Darin liegt doch noch ein Unterschied,« meinte Knorx. »Die vier Haymonskinder kamen wenigstens nicht zu Fuß, sondern ritten, freilich nur auf einem einzigen Pferde; aber man sah sie vom Thurme und meldete dem Herzoge wenigstens ihre Ankunft. Hier aber bemerke ich nicht einmal eine Klingel, die uns anzukünden im Stande wäre.«

»Es ist das eine unheimliche Gasse,« seufzte Rüding. »Die hohen, finsternen Häuser schauen sich mit den zackigen Giebeln so ergrimmt an, als wollten sie wüthend über einander herfallen – und wie der kalte Wind vom Rheine heraufpfeift! Wie hat's der van der Maaßen so gut, der Kerl liegt in seinem warmen Bette im Mainzer Hofe – o, o!« sagte er in fröstelndem Tone und setzte nach einer Pause, während welcher er an dem Hause hinaufgeschaut hatte, hinzu: »Ist es mir doch gerade, als schaue dort oben Jemand heraus und blicke unserm Jammer gleichgültig zu.«

»Was Du für Jemanden hältst,« brummte Walter, »ist ein Kopf von Stein, so viel ich im Halbdunkel sehe – eine schlimme Vorbedeutung für uns, im Falle nämlich diese kalte, steinerne Begrüßung im Einklange sieht mit der Gastfreundschaft der Bewohner dieses düstern Hauses.«

Rodenberg war indessen die Treppe hinaufgestiegen und hatte den verschnörkelten Thürklopfer gefunden; ehe er ihn aber in Bewegung setzte, rief er den Gefährten nochmals mit halblauter Stimme, aber in gutem Humor zu: »Ich muß mit Euch nochmals Kriegsrath halten, und Eure Ansicht soll gelten, da ich es war, der Euch hieher gebracht. Das finstere Haus erscheint mir wie die Burg des Riesen im Märchen – entscheidet denn, wollen wir uns eine andere Nachtherberge suchen? Soll ich anklopfen oder nicht?«

»Ich denke, wir bestehen das Abenteuer,« sprach der lange Bildhauer; einen unangenehmen Empfang können wir schon hinnehmen zur Verbüßung unserer Sünden.«

»Klopfe nur an,« sagte Walter, »man muß Alles versuchen!« worauf sich der sanfte Eduard, ohne seine Meinung zu äußern, hinter den langen Knorx stellte, denn er hatte ganz absonderliche Ideen von ausgeleert werdenden Kübeln und hinabgeworfenen Besen, sobald sein muthigerer College vermittels des Thürklopfers den tiefen Frieden jenes stillen Hauses störe.

Da erklang dieser Thürklopfer schallend durch die Nacht, so bescheiden auch Rodenberg angeklopft hatte, und obgleich er gewiß nicht unvorbereitet dicht an der

Thür stand, so hätte er doch fast durch einen Schritt rückwärts sich auf unfreiwillige Art mit den Freunden unten vereinigt, da sich nach dem ersten Tone des Klopfers die Thür so rasch und weit öffnete, als seien die Ankommen den längst erwartet gewesen, was ja eigentlich auch der Fall war.

Vor dem Blicke des jungen Malers zeigte sich eine weite, erleuchtete Hausflur und in derselben stand ein alter, freundlich aussehender Mann mit schneeweißem Haare und einem Kleide aus schwarzem Sammt nach dem Schnitte jener Zeit, als noch die Overstolzen und andere mächtige Geschlechter des alten Köln hier in der Nähe der Rheingasse residirten.

Der alte Mann hatte ein wohlwollendes, sehr gutmüthiges Gesicht und hob den silbernen Armleuchter mit drei Kerzen, den er in der Hand hielt, hoch empor, theils um den Angekommenen den Eintritt zu erleichtern, anderentheils auch wohl, um einen Schein auf die Treppen fallen zu lassen, deren Stufen Knorx und Walter jetzt emporstiegen, etwas später von Rüdning gefolgt, der, wie er nachher sagte, beim Oeffnen der Thür aus Langerweile gegen die andere Seite der Straße zurückgewichen war, um das alte, interessante Haus besser betrachten zu können.

Neben der Hausthür stand ein Diener in derselben alterthümlichen Tracht wie der mit den weißen Haaren, an den sich nun Rodenberg wandte, sein tiefes Bedauern aussprechend, daß ein Zusammentreffen aller möglichen unangenehmen Umstände schuld an diesem späten

Eintreffen sei und daß er und seine Begleiter es gewiß nicht gewagt hätten, noch in dieser Stunde zu kommen, wenn er nicht hätte fürchten müssen, man erwarte ihn vergeblich, worauf der alte Mann mit einem milden und freundlichen Lächeln erwiderte:

»Ich darf von dieser Entschuldigung durchaus nichts annehmen und anhören, da meine Gebieterin es mir sehr übel deuten würde, und voraussetzen müßte, ich hätte Sie nicht mit den Worten empfangen, daß man sich außerordentlich freut, Sie endlich hier zu sehen. Was die späte Stunde anbelangt, so ist das auch nicht im Geringsten der Rede werth – meine Gebieterin, die sich schon längst in ihre Zimmer zurückgezogen hat, wird dadurch in keiner Weise gestört, und uns gab das die angenehme Gelegenheit, so werthe und liebe Gäste erwarten zu dürfen.«

Unter dieser Anrede, die der alte Mann mit einer gewissen vornehmen Feierlichkeit sprach und nach deren Beendigung er, sich tief verbeugend, voraus die Treppen hinanstieg, waren unsere vier Freunde in das Haus getreten, dessen Thür alsbald wieder von dem Diener geräuschlos geschlossen wurde.

Rodenberg ging hinter dem ehrwürdigen Führer mit seiner wiedergewonnenen, ganz sorglosen Heiterkeit, Knorx in dem Gedanken, Alles geduldig hinnehmen zu wollen, was sich da begeben würde, Walter beobachtend und Rüding schüchtern, mit dem Gefühle eines gefangenen Vogels, jeden Augenblick aus irgend einer dunkeln Ecke die langen Riesenfinger erwartend, welche ihm den

Hals umdrehen würden. Daß die Hausflur trotz der späten Nachtstunde noch so angenehm erwärmt war, daß die Stufen der Treppe mit dicken Teppichen bedeckt, vor Allem aber ein ausgezeichnet süßer Duft nach irgend etwas Gutem, das irgendwo gebraten wurde, hob allerdings seine gedrückte Stimmung ein wenig, doch nicht so weit, um aus seinem halb erfrorenen und zusammengerüttelten Kopfe die Gedanken an verrätherische Lockspeisen, an Henkersmahlzeiten mit gräßlichem Schlusse, so wie an öde, stille Häuser mit allen Schrecken der Mitternachtsstunde zu verbannen.

Rodenberg scherzte indessen mit dem alten, würdigen Haushofmeister, als den sich der alte Mann im schwarzen Sammtkleide zu erkennen gegeben hatte, und versicherte, einen so wunderbaren und herrlichen Contrast, wie den dieses gastlichen Hauses mit der nächtlichen Dunkelheit und der kalten Gasse draußen, habe er nie erlebt, und wenn er sich darüber schon für seine Person glücklich fühle, so thue er das doppelt für seine guten und lieben Freunde, die ihm gefolgt, da er ihnen das Liebste und Schönste von der Freundlichkeit seiner ihm allerdings noch unbekanntem Base gesagt.

»Und worin Sie nicht zu viel gethan,« gab der Haushofmeister mit einer Verbeugung, wodurch er die abwesende Herrin ehren zu wollen schien, zur Antwort; »sie ist die Güte und Herzlichkeit selbst, und wer sie einmal gesehen, muß sie lieben und verehren!«

»Darauf freue ich mich wie das Kind auf eine Weihnachtsbescheerung,« erwiderte der junge Maler in seinem aufrichtigen, herzlichen Tone – »morgen früh hoffe ich das Glück haben zu dürfen, meine verehrte Base zu sehen!«

»Gewiß, morgen früh!« versetzte der alte Mann mit einer abermaligen Verbeugung. Dann sagte er in einem sehr ehrerbietigen Tone: »Und hier sind Ihre und dieser Herrschaften Gemächer.«

»A–a–a–ah!« machte Rodenberg, als sie nun durch ein Vorzimmer in einen nicht zu großen, aber allerliebste möblirten, behaglich erwärmten Salon traten, wo eine kleine Tafel für vier Personen auf's reichlichste gedeckt stand.

»A–a–a–ah!« knurrte auch Walter vor sich hin, als sie in das nächste Gelaß traten, ein großes Zimmer mit flackerndem Kaminfeuer, dessen elegante Einrichtung mit hohen Spiegeln, wohlversehenen Toilettetischen, bequemen Ruhefauteuils, vor Allem aber mit zwei mächtigen Betten seine Bestimmung sogleich errathen ließ. Daneben befand sich ein zweites Zimmer, fast eben so möblirt und wie das erste ein so unbeschreiblich angenehmes Ensemble bildend, daß sich bei seinem Anblicke selbst das geängstigte Herz Rüdings in einem stillen Seufzer der Befriedigung Lust machte.

»Wenn er Euch recht ist,« sagte Rodenberg, »vertheilen wir uns so, daß der sanfte Eduard und Knorx hier in diesem Zimmer bleiben und ich das andere mit Walter beziehe.«

»Einverstanden!« murmelte der alte Maler. »Ah,« rief er aus, sich behaglich in einen der weichen Lehnstuhle setzend, »was ist das für eine Wonne, nach einer solchen Fahrt in einem warmen Zimmer die kalten Glieder strecken zu können!«

»Wenn es den Herren gefällig ist,« sagte der freundliche Haushofmeister, »so will ich befehlen, daß ein kleines Souper servirt werde.«

»Wobei ich recht sehr bedaure, daß wir diesem geistlichen Hause noch in so später Nacht eine solche Unruhe verursachen!«

Diese Worte erwiederte der Haushofmeister nur mit einem Kopfschütteln und einem freundlichen behaglichen Lächeln, wobei er sich zufrieden die Hände rieb, als wollte er so ausdrücken: eine solche sei gar nicht der Mühe werth und es verlohne sich nicht darüber weiter zu reden.

Es war ein glücklicher Zufall, daß die vier Künstler ihre warmen Pantoffeln in den Nachtsäcken bei sich hatten und es ihnen dadurch möglich war, sich nach jeder Richtung hin behaglich an den kleinen Eßtisch zu setzen.

Rodenberg's Auge strahlte vor Vergnügen; durfte er sich doch gewisser Maßen als Vermittler zwischen seinen Freunden und allen diesen Herrlichkeiten betrachten. Walter meinte mit zufriedennem Lächeln, daß ihm die ganze Geschichte mit dem costumirten Haushofmeister und dem Bedienten in ihrer alten Tracht jetzt schon als Anfang eines lustigen Carnevals erscheine. Das Auge des alten Bildhauers schwebte heiter und neugierig

über die verschiedenen zierlichen Geräthschaften, womit der Tisch gedeckt war. Und nachdem sich Rüding behaglich hingesetzt, versicherte er: ein so guter und reich gedeckter Tisch sei ihm immer eine angenehme Jugend-Erinnerung.

Daß das Souper, wie es nun folgte, dem eleganten Service auch Ehre machte, brauchen wir kaum zu erwähnen; es war leicht und ausgesucht, wie es sich für eine so späte Nachtstunde paßt. Der Bediente schenkte einen leichten Rheinwein ein, und die paar Kelche Champagner, die er darauf gab, waren gerade genug, um die angenehme Stimmung der vier Künstler zu erhöhen.

Als sie geendet hatten und jeder mit zufriedener Miene der eben verlebten angenehmen Stunde gedachte, sagte Rodenberg, indem er seine Freunde der Reihe nach lächelnd betrachtete: »Jetzt weiß ich ganz genau, was Euch noch zur vollkommenen Glückseligkeit fehlt; doch werdet Ihr es billig finden, dem für heute Abend und noch so lange zu entsagen, bis ich hierüber die Neigung meiner Base erfahren.«

Doch schienen sie heute Abend den Kelch des Behaglichen bis auf die Neige leeren zu dürfen, denn kaum hatte Rodenberg jene Worte gesprochen, als der Haushofmeister noch einmal eintrat, um auf den Tisch ein Cigarrenkästchen von einem angenehmen, versprechenden Aeußern niederzusetzen. Dann empfahl er sich den Herrschaften eine gute Nacht wünschend, wobei er die Bitte aussprach, ohne alles Bedenken und zu jeder Stunde die

Klingel zu benutzen, falls sie irgend etwas wünschen sollten.

Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, faßte der lange Bildhauer sein Glas und sagte, indem er, wie immer bei solchen Veranlassungen, starr in das Licht blickte: »Es ziemt sich wohl, daß man mit einem dankenden Worte der gütigen Herrin dieses Hauses gedenkt. Mir kommt Alles fast wie ein Traum vor und habe ich immer noch die Befürchtung, plötzlich auf der kalten Landstraße zu erwachen; oder ist am Ende das ganze Leben, welches wir seit einer langen Reihe von Jahren geführt, ein Traum gewesen, mit vielen Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, und sind wir jetzt erst wieder daraus aufgethaut und genießen nun wieder unser ursprüngliches, behaglicheres Dasein – vier wackere Künstler, die in diesem Hause gemalt und gemeißelt und denen die dankerfüllte Besitzerin dieses herrliche Mahl gespendet? Doch Traum oder nicht Traum – ich weihe ihr dieses Glas!«

»Und ich weihe ihr ein zweites,« rief Rodenberg, »aber nicht in Deinem Sinne, ohne Phantasie die Gegenwart genießend, und hoffe dabei auf einige helle, angenehme Tage in diesem alten Hause, das uns noch vor einer Stunde so finster angeblickt!«

»Carneval,« sagte Walter schmunzelnd, »es ist Carneval, der alte, ehrwürdige, herrliche kölnen Carneval – merkt Ihr denn das nicht? Die alte Dame weiß mit Künstlern umzugehen, sie versetzt uns gleich in die richtige Stimmung und wird uns bis zum grauen Aschermittwoch in einem kolossalen Freudenrausche zu erhalten

wissen – das nenne ich Gastfreundschaft – das nenne ich die Freunde seiner Freundschaft würdig empfangen; ich muß auf ihr Wohl zwei Gläser leeren, und ich sehe es dem sanften Eduard wohl an, wie sehr er danach brennt, mir in gleichem Sinne Bescheid zu thun!«

»Bescheid allerdings,« entgegnete Rüding in einem etwas geringschätzenden Tone, aber nicht in gleichem Sinne; »Du hast Dich freilich nicht wie ich von Jugend auf in vornehmen Häusern bewegt und siehst das für Maskerade an, was wir ganz natürlich finden. Daß die Tracht des Haushofmeisters und des Bedienten von unserer jetzigen abweicht, liegt wohl in der Laune ihrer alten, vornehmen Gebieterin, und es ist wahrscheinlich kein Compliment für dieselbe, das mit dem Carneval in Verbindung zu bringen – habe ich nicht Recht, Rodenberg?«

Walter wollte auf seine Art etwas erwiedern, doch legte Rodenberg die Hand auf seinen Arm und sagte, gegen Rüding gewandt: »Diese Stunde ist wahrlich zu schön, um über die Entstehung derselben zu streiten, es ist gewiß besser, wenn wir sie ohne Reflexionen annehmen!«

»Ja,« stimmte Walter zu, »nehme sie Jeder an, wie er kann. Du als Vetter des Hauses, Knorx mit seinen eigenthümlichen Phantasien, ich als den Anfang des lustigen Carnevals, und Du, Rüding, mit vornehmer Gleichgültigkeit, etwa eben so gleichmüthig wie der Hund den Regen.«

So unterhielten sich die vier Freunde noch eine Zeit lang lachend und einander neckend, und als die Flaschen leer und die Cigarren zu Ende geraucht waren, gingen sie

in der heitersten Stimmung von der Welt in's Bett; selbst Knorx summte ein Lied vor sich hin, während er sich auszog, und als sich Rüding auf der weichen Matratze behaglich ausstreckte, überkam ihn, wie häufig bei solchen Angelegenheiten, das wehmüthige Gefühl an ein fernes, ihm aber selber unbekanntes Lieb, das aus seinem keuschen Bette des süßen, blondgelockten deutschen Künstlers in inniger, hingebender Liebe gedachte.

So entschlief er; doch waren, wie er am andern Morgen erzählte, seine Träume nicht ganz so angenehmer Art gewesen. Die Furcht, mit der er das Haus betreten, griff gespensterartig in seinen Schlaf, und er träumte die alte bekannte Geschichte, wo jener unglückliche Reisende in eine Mördergrube gerathen war und wo sich der Betthimmel langsam auf ihn herabgesenkt hatte, um ihn zu ersticken. Alle Anderen hatten eben so vortrefflich geschlafen als herrlich geträumt, und ihre gute Laune wurde dadurch noch bedeutend erhöht, daß sie in ihrem kleinen Salon beim späten Aufstehen nicht nur einen vortrefflichen Kaffee servirt fanden, sondern auch ihre Koffer sahen, welche der umsichtige Haushofmeister in aller Frühe schon aus dem ›blauen Ochsen‹ hatte holen lassen. Daß er es wußte, wo die Freunde abgestiegen waren, darin lag gerade keine Zauberei, denn Walter hatte gestern Abend im Gespräche des Wirthshauses auf dem Eigelsteine erwähnt und dabei nicht ohne Absicht sein Bedauern ausgesprochen, daß man sein Gepäck nicht sogleich habe mitbringen können.

Da standen sie denn, die vier glücklichen Künstler, vor einem so wohl servirten Frühstücke, wie keiner von ihnen – Rüdning natürlicher Weise ausgenommen – in seinem Leben gesehen. Da duftete ein delicateser Kaffee, da sprudelte Wasser in einem zierlichen Kessel für den, welcher lieber Thee trinken wollte; da lagen unter einer zusammengeschlagenen Serviette Eier von erstaunswerther Größe neben einem kaum angeschnittenen westphälischen Schinken; da sah man goldgelbe Butter, durchsichtigen Honig, Gebäck von der allerverschiedensten Form und Feinheit, vom groben Schwarzbrotte an bis zum leichtgebräunten Milchbrödchen. Dazu hatten alle vier, wie schon oben bemerkt, vortrefflich geschlafen und kamen aus ihren Schlafgemächern in das sanft erwärmte Eßzimmer in einem, wenn auch nicht eleganten, doch höchst bequemen Negligé. Wer von ihnen Lust hatte, zum Fenster hinauszuschauen, der bemerkte die schneebedeckte Straße mit wenig Leben darauf, weßhalb auch rings umher eine wohlthuende Ruhe herrschte, die so angenehm zusammenpaßte mit dem so feiertäglich anzusehenden, dunkelblauen Winterhimmel und dem glänzenden Sonnenlichte, das mit dem glitzernden Schnee so anmuthig buhlte.

Die Vier nahmen Platz und ließen es sich abermals vortrefflich schmecken, wobei Rüdning meinte: jetzt erst trete sein Appetit recht wieder hervor, der ihm gestern Abend durch das Schütteln des alten Wagens gänzlich abhanden gekommen wäre – eine Bemerkung, welche ihm einen spöttischen Seitenblick Walter's eintrug.

Knorx sagte kopfschüttelnd, indem er sich zu einem gewaltigen Stücke westphälischen Schinkens verhalf: »Der Anfang dieses unseres neuen Lebens ist zu schön, um auf einen gleichen Fortgang und ein angenehmes Ende hoffen zu lassen!« worauf ihn aber Rodenberg halb im Ernste und halb im Scherze ersuchte, seine düsteren Prophezeihungen für sich zu behalten: »Sprich doch nicht immer wie ein Totenkopf: *Memento mori!*«

»Wie kann er anders,« pflichtete Walter bei, »ist doch ein Totenkopf sein Wappen und Wahrzeichen – ich glaube, Kerl, Du hast ihn gestern sogar in den Koffer gepackt!«

»Und warum sollte ich nicht?« fragte der lange Bildhauer – »trägst Du doch auch Deinen Totenkopf bei Dir?«

»Ich habe es gesehen,« rief Rüding eifrig, »er hat ihn in ein altes Sacktuch gewickelt und in den Koffer gelegt!«

»Laßt ihm sein Vergnügen,« warf Rodenberg achselzuckend ein und setzte alsdann, das Gesprächsthema ändernd, hinzu: »Laßt uns aber vor allen Dingen einen Plan machen über das, was wir heute vornehmen wollen; es versteht sich von selbst, daß es mein erstes Geschäft ist, mich meiner Base vorstellen zu lassen und sie zu fragen, wann sie Euch sehen will.«

»Wann essen wir heute,« fragte Rüding, »und wo?«

»Vor allen Dingen nicht hier,« erwiderte ihm Walter, »denn selbst Du wirst nicht so unverschämt sein, um Dich den ganzen Tag hier abfüttern zu lassen!«

»Habe ich das vielleicht gesagt?« entgegnete der sanfte Eduard in gereiztem Tone.

»Laßt diese Geschichten,« ermahnte Rodenberg, »sagt lieber, was Ihr vorhabt und wo wir uns treffen werden!«

»Vor allen Dingen sollten wir erfahren,« meinte Walter, »ob heute schon etwas los ist, was den Carneval betrifft, damit wir gar nichts versäumen!«

»Fragen wir den Haushofmeister, und dann können wir unsern Schlachtplan entwerfen!«

Rodenberg erhob sich rasch, um nach dem würdigen Beamten zu sehen; doch kaum hatte er die Thür geöffnet, als er sich gegen die Freunde umwandte und lachend mit aufgehobener Hand und halblauter Stimme sagte: »Seid einen Augenblick ruhig und hört zu – van der Maaßen ist unten an der Treppe und unterhält sich mit dem Haushofmeister in französischer Sprache – das ist rein zum Davonlaufen!«

Leider schien die Unterredung in diesem Augenblicke beendigt zu sein und man hörte den Employé des Lyoner Hauses nur noch mit seiner dünnen Kinderstimme sagen: »*Je merci vous extraordinaire, Monsieur, je inventerai la chambre, merci!*«

Damit stolperte er die Stufen hinauf und stand im nächsten Augenblicke vor den laut lachenden Freunden; doch blieb er mit einem erstaunten Gesichte an der Schwelle stehen, nicht über das Lachen, welches ihm entgegenschallte, sondern ob dem gränzenlosen Comfort,

der seine Augen blendete. Hatte er sich doch im Mainzer Hof ein Zimmer im zweiten Stocke geben lassen, ausdrücklich in der Absicht, den Freunden zu imponiren; ein Zimmer, nicht hinten, sondern vorn heraus – *non pas derrière*, sondern *par avant*, wie er gesagt hatte; ein Zimmer mit Teppich und rothen Plüschmöbeln, mit einem Waschtische aus Mahagoniholz und einer Bettvorlage mit türkischen Dessins – und nun war alles dies gar nicht mehr anzusehen gegen die Einrichtung dieses Zimmers! Doch hatte der dicke van der Maaßen ein viel zu gutes Gemüth, um nur einen Augenblick darüber etwas wie Neid zu fühlen; vielmehr freute er sich wie ein Kind über den Salon und die Schlafzimmer, wobei er kaum wagte, in den dicken Teppich hineinzutreten, und die Größe der Betten und deren weiche Matratzen anstaunte, eben so die reichen Toilettetische und die seidenen Fenstervorhänge, deren Dessins er mit Kennermiene betrachtete.

»Rodenberg,« sagte er alsdann, an den Frühstückstisch zurückkommend, »meine Achtung vor Dir ist auf eine unglaubliche Art gestiegen – *prend moi le Diable*, hat das Alles hier ein wohlhabendes Aussehen! Ich bedaure fast, nicht mitgegangen zu sein – und wie der Kaffee duftet – Du, Walter, leih' mir Deine Tasse; obgleich ich schon sehr stark gefrühstückt habe, möchte ich doch noch ein Tröpfchen.«

Darauf versuchte er nicht nur mehrere Tröpfchen Kaffee, sondern auch ein Brod mit Butter und Honig, ein

paar Eier und ein tüchtiges Stück des ganz immens aussehenden Schinken! – *ma speciale passion*, wie er behauptete; dann wischte er sein breites Maul ab, langte nach einer Cigarre, die er anzündete, um nach dem ersten Zuge eine Miene der größten Befriedigung zu machen – »*bon, bon – tabt bon!ä*

Die Uebrigen sahen ihm mit großer Heiterkeit zu, und als er nun, seine Cigarre ruhig genießend, wie eine gut geheizte Locomotive regelmäßig den Dampf ausstieß, sagte Rodenberg: »Ich bin überzeugt, wir brauchen den Haushofmeister nicht zu bemühen; van der Maaßen wird sich schon erkundigt haben über das, was wir zu sehen bekommen.«

»Das habe ich auch, Jungens, und ich kann Euch versichern, es gibt dieses Jahr einen ganz ausgezeichneten Carneval – Köln soll leben! Es war die glücklichste Idee, hieher zu gehen – *une idée superlative* – heute Nachmittag schon . . . «

»Sage mir Eines,« unterbrach ihn Knorx in bedächtigen Tone, »warum hast Du es Dir angewöhnt, unser gutes Deutsch mit Deinen französischen Redensarten zu verwässern?«

»Nun, das kann doch ein Kind einsehen – es ist lange her, daß ich mein gutes Französisch nicht getrieben; soll ich vielleicht nach Lyon kommen und mich mit der Frage einführen: *Comment vous portugal? Merci fortepanio* – im Gegentheil, ich will Euch Ehre machen und deßhalb werdet Ihr mir schon erlauben, *de parler de temps de temps quelquechose bon français*.«

»Er hat Recht, laßt ihn zufrieden,« brummte Walter – »also zur Sache und befeißige Dich einer chronologischen Ordnung, das heißt, wenn das, was Du erfahren, gründlich genug dazu ist.«

»Ob es gründlich ist!« rief der dicke van der Maaßen; »ich habe aus der edelsten Quelle geschöpft, aus einer Champagner-Quelle – also Du sollst die chronologische Ordnung haben. Als ich gestern Abend in meinem Gasthofs ankam, verspürte ich einen großen Drang nach einem anständigen Souper, und da sich im Saale des Mainzer Hofes noch eine lustige Gesellschaft befand, so gesellte ich mich dazu und war so glücklich, einen Platz zu finden gegenüber einem liebenswürdigen Champagner-Reisenden, der die Gesellschaft mit den köstlichsten Witzen, mit erstaunenswerthen Kunststücken aller Art auf's ergötzlichste amusrte – ein ganz verfluchter Kerl! Ich versichere Euch, er ließ Euch Gabel, Messer und Gläser verschwinden, daß es eine Freude war, er trank aus einer Flasche, ohne den Stöpsel herauszuziehen, er legte einen Strohalm so auf den Boden, daß man nicht darüber wegspringen konnte, und zuletzt schlug er eine Wette vor – zwei Flaschen Champagner –, ich sei nicht im Stande, allein meinen Rock auszuziehen!«

»Und die Wette nahmst Du an und verlorst sie?« fragte Rodenberg lächelnd.

»Ich verlor sie auf's glänzendste, wußte mich aber zu trösten, denn auch die Anderen hatten verloren – es standen schon viele leere Cham. . . «

»Weiter, weiter!« rief Walter – »Kerl, Du bist bodenlos langweilig – behalte die Vorreden für Dich und sage uns, was wir zu erwarten haben!«

Van der Maaßen blickte fast gekränkt auf den alten Maler, denn er hätte so gern mit seiner Champagner-Suite vor seinen Freunden großgethan; doch war er viel zu gutmüthig, um hieraus etwas zu erwiedern, sondern zuckte nur leicht mit den Achseln, als er fortfuhr: »Ihr wißt, daß sich durch den kölnen Carneval, dieses schöne vaterländische Fest mit seinen Maskenaufzügen und Vorstellungen, seinem Straßenleben und Lustbarkeiten, ein schöner sinniger Gedanke zu ziehen pflegt, wodurch er sich vortheilhaft unterscheidet von den ebenfalls berühmten Carnevals zu Rom und Venedig, ja, wodurch er vor diesen den Vorzug verdient; denn dort in den beiden italienischen Städten beschränken sich die Faschingslustbarkeiten auf ein Leben in den Straßen, bei dem die Aufzüge und Masken jedes Jahr dieselben sind, während hier in Köln gerade durch eine stets neue Idee auch neue Handlungen und neue Charaktere bedingt werden. Die Idee zum diesjährigen Carneval ist nun der Kampf der Freude, der Lust und Heiterkeit mit den bösen Gesellen Kummer, Neid und Griesgram.«

»Dazu hätte ja unser kleines Künstlerfest vom vergangenen Sommer zum Vorspiel dienen können,« meinte Rüdinger.

»Gewiß,« pflichtete Rodenberg bei, »und so wie ich die Bekanntschaft eines vom Kleinen Rathe der Carnevals-Gesellschaft mache, werde ich Walter als würdigen Repräsentanten des Griesgrams empfehlen.«

»Und wie soll dieser Kampf ausgeführt werden?« fragte Knorx.

»Wie Ihr wißt, hat die Prinzessin Venetia, aufmerksam geworden durch die in den italienischen Zeitungen erschienenen Berichte der unerhörten Festlichkeiten des kölner Faschings und des glänzenden Hofes des Prinzen Carneval, vor einigen Jahren einen Besuch hier in Köln gemacht, den Held Carneval jetzt in angeborener Courtoisie zu erwidern gedenkt.«

»So würde er ja in diesem Jahre in seiner getreuen Stadt am Rheine fehlen!«

»Leider – und darüber herrscht Kummer in den Herzen aller getreuen Kölner.«

»Vielleicht ist die Abreise desselben nur ein Gerücht.«

»Das zur schrecklichen Wahrheit geworden ist – es erschien vor ein paar Tagen eine Proklamation, worin Prinz Carneval seine Gründe auseinandersetzt, die ihn zu seiner italienischen Fahrt veranlaßt haben, und wie er für die Dauer seiner Abwesenheit den Kleinen Rath als Regentschaft bestellt.«

»Es ist doch bei alledem traurig,« brummte Walter, »daß sogar ein deutscher Geckenfürst es nicht einmal unterlassen kann, nach Wälschland zu ziehen!«

»Die guten Kölner sind auch um so mehr über diese Abreise betrübt, als alle Anzeichen vorhanden sind, daß

eine feindliche, lichtscheue Partei, die im steten Kampfe liegt mit Lust und Freude, die Absicht hat, das verwaiste Reich in seinen Grundvesten anzugreifen – schon ziehen sich feindliche Schaaren aus der Barbarei, aus Neidheim, aus den Ländern der Melancholie und Finsterniß und dem Staate der Superklugen auf die Grenzen von Cleve, unter ernstlichen Demonstrationen gegen die Provinz Dülken, zusammen, indem sie diese Stadt, kraft aller Rechte und eines beigebrachten Stammbaumes, in Anspruch nehmen. Die bedrohten Provinzen, unter der Schutzherrschaft des Prinzen Carneval stehend, haben Eilboten an die Regentschaft gesandt und bitten um Schutz. Darauf hat die Regentschaft zum Troste aller ehrlichen Narren erklärt, daß sie unter keiner Bedingung gewillt sei, eine so kostbare Provinz unvertheidigt zu lassen; sie rüstet sich und entbietet zu Schutz und Trutz die Bundesgenossen von Abdera, Rom, Gascogne, Cleve, Beckum, Schwaben, Cochem, Schilda, Schöppenstadt nach Köln und prägt zur Bestreitung der Kriegsunkosten, da die Stände die nöthigen Geldmittel verweigern, eine Sede-Vacanz-Münze – so stehen die Angelegenheiten, und obgleich der General der kölnen Funken entschlossen ist, sich bis auf die letzte Stricknadel und den letzten Tropfen Schnaps zu schlagen, fürchtet man doch, daß der Feind in einem ernstesten, verzweifelten Anlaufe die Stadt besiegen werde, um aber natürlicher Weise gleich darauf durch die mit imposanter Macht auftretende Bürgerschaft überwunden zu werden, und besorgt man diesen Angriff auf morgen, und zwar auf das Eigelsteiner-Thor.«

»Gut,« sagte Walter; »dabei werden wir sie und uns, natürlicher Weise für die Vertheidigung Kölns, zum Danke für genossene Gastfreundschaft, ebenfalls bis auf den letzten Tropfen irgend eines Getränkes schlagen.«

»Heute Nachmittag nun,« fuhr der Berichterstatter fort, »werden die tapferen Gecken der Stadt so wie die zur Hülfe herbeigekommenen Fremden unter Musik und Absingung patriotischer Lieder durch die Stadt ziehen, den Kleinen Rath an der Spitze, um sich von der Stärke der bedrohten Festungswerke zu überzeugen, und zugleich mit der Laterne nach berühmten Generalen suchen, woran auch jetzt wieder, wie schon so oft, ein großer Mangel sein soll.«

»Dabei haben wir also die beste Gelegenheit, uns unter die Schaaren der tapfern Kämpfer einreihen zu lassen,« sagte Rodenberg.

»Uns wenigstens von fern zur Verfügung zu stellen,« meinte der lange Bildhauer, »denn ich möchte doch das lustige Getreibe so viel wie möglich mit ansehen.«

»Man ist Mithandelnder und sieht es zu gleicher seit an, wie bei all' diesen Carnevals-Vergnügungen,« sagte van der Maaßen; »Jeder amusirt sich über den Anderen, während er dabei selbst zur allgemeinen Unterhaltung beiträgt. Ich schlage vor, daß wir gegen zwei Uhr im Schweizer Café an den Vier Wänden zusammentreffen.«

»Gut, und bis dahin macht Jeder noch seine eigenen nothwendigen Gänge.«

»Und essen wir heute zusammen?« fragte Rüdینگ.

»Ich denke, daß Jeder heute für sich selbst sorgt,« entgegnete Walter, »sonst verlieren wir zu viel Zeit.«

»Damit bin ich einverstanden,« stimmte Rodenberg bei, »doch zuerst will ich mich rasch anziehen und der Herrin des Hauses einen Besuch machen, und Ihr bleibt so lange hier, bis ich zurückkomme, damit Ihr bei der Hand seid, im Falle Euch die alte Dame sogleich sehen will – van der Maaßen, Du bist wohl so gut, mir im Auspacken meines Koffers zu helfen.«

»Mit Vergnügen, und ebenfalls, Deiner Toilette zu assistiren – *comme un vrai chambre serviteur!*«

Rüding und Knorx waren in ihr Schlafzimmer verschwunden, um ihrem Morgenanzuge einige Aufmerksamkeit zu widmen, wobei der letztere dem kleinen Maler mit großer Genugthuung zeigte, welche Unmasse von Gegenständen bei pünktlicher Behandlung in einer Hutschachtel unterzubringen seien.

Walter nahm murrend die nothwendigen Gegenstände aus seinem Koffer, wobei er die feierliche Betheuerung gethan, es sei nur halb gelebt und höchstens ein Viertel gewiß, wenn man keinen Bedienten habe.

Trotzdem Rodenberg auf seinen Anzug außerordentliche Sorgfalt legte, so war er doch bald mit demselben so weit, um van der Maaßen, der sich ein wahres Vergnügen daraus machte, ihm zu helfen, bitten zu können, nach dem Haushofmeister zu sehen, damit dieser ihn der Herrin des Hauses melde; »wenn es Dir gleichgültig ist,«

fügte Rodenberg bei, »so richte meinen Auftrag in deutscher Sprache aus, welche dieser würdige Beamte vollkommen versteht.«

Der gefällige van der Maaßen eilte davon, um sogleich mit der Versicherung wiederzukommen, der Haushofmeister werde seine Herrin von dem Wunsche des jungen Mannes benachrichtigen, und er wolle dann selbst kommen, um ihm die Antwort der Dame zu bringen.

Bald darauf erschien denn auch der alte, freundliche Mann, um sich zuerst pflichtschuldigst zu erkundigen, wie die Herren geschlafen, und dann zu sagen, daß seine Gebieterin sich das größte Vergnügen daraus machen würde, den Herrn Rodenberg bei sich zu empfangen.

Dieser knöpfte nur noch seine Handschuhe zu und nahm seinen Hut, während er einen raschen Blick in den Spiegel warf, worauf er, mit sich selbst nicht ganz unzufrieden, dem vorausschreitenden Haushofmeister folgte.

Van der Maaßen lieh diesem Gefühle der Zufriedenheit Worte, indem er, seinem jungen Freunde nachblickend, zu Walter sagte: »Schade, daß die Herrin dieses gastlichen Hauses eine Verwandte von Rodenberg ist, und noch obendrein eine alte Verwandte – es ist doch ein hübscher Bursche, dieser Rodenberg! wenn ich ein Mädchen wäre, wer weiß, ob meine Grundsätze . . . «

»Du und Grundsätze!« fiel ihm der alte Maler polternd in die Rede – »was weißt Du von solchen für Dich unnützen Geschichten – reiche mir lieber die Kleiderbürste herüber, damit ich meinen Rock ausputzen kann!«

Rodenberg ging indessen mit seinem Begleiter über die lange Flur des Hauses und folgte demselben hier in ein hübsch eingerichtetes, mit altem, dunklem Eichenholze getäfeltes Zimmer, welches mit seinen beiden Fenstern auf einen stillen Hof ging.

»Dieser kleine Salon,« sagte der alte Mann, »wird gewöhnlich zum Speisen benutzt und dient zu gleicher Zeit als Verbindung zu dem kleinen Apartement, welches Sie bewohnen, und dem meiner Herrin, zu welchem jene Thür führt.«

Er zog bei diesen Worten einen kleinen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die bezeichnete Thür und sagte, indem er den jungen Mann vorangehen ließ: »Sie werden sich über die unverhältnißmäßige Breite der Thürschwelle und damit auch der Mauer wundern; doch ist dieses ein Doppelhaus und die übermäßig schwere eiserne Thür wahrscheinlich dazu da, um nöthigenfalls eine Scheidewand zu bilden.«

Drüben war ein Salon, ähnlich dem, den sie so eben verlassen, dann kam eine gleiche Flur, und der Haushofmeister näherte sich einer Thür, die am Ende der Flur gerade so gelegen war, wie jene, welche aus der anderen Seite zu dem Zimmer des jungen Malers führte.

Die beiden Hälften dieses Doppelhauses schienen ganz gleich gebaut zu sein. Hier auf dieser Seite war die Hausflur mit feinen Strohmatte bedeckt und die Treppenstufen mit einem dicken Teppich, welcher drüben mangelte; auch sonst gab es hier noch kleine Verschiedenheiten, an denen man merkte, daß andere Hände hier walteten,

als drüben, wo wahrscheinlich Alles von der Dienerschaft besorgt wurde. Eigenthümlich feiner, aber ausgesprochener Veilchenduft erfüllte den Corridor, der dabei so angenehm erwärmt war, daß sich ein weißer Papagei dort am Fenster in seinem großen Messingkäfig nothwendiger Weise behaglich fühlen mußte, und das um so mehr, da er in einer Gruppe der prachtvollsten, immer grünen Pflanzen stand, die mit ihren seltsam geformten und noch seltsamer gefärbten Blättern, so wie anderen mit ihren palmenartigen Kronen den weißen Vogel mit dem goldgelben Busche gewiß auf's lebhafteste an sein Heimathland erinnerten.

»Darf ich bitten, hier einzutreten,« sagte der alte Mann, indem er die Thür öffnete, von der wir so eben gesprochen, »und dann bitte ich Sie, nur einen Augenblick zu warten, bis ich meine Herrin benachrichtigt.«

Rodenberg machte eine stumme Verbeugung, und als sich hierauf der Haushofmeister mit unhörbaren Schritten nach dem Nebenzimmer entfernt, beschaute er sich die eben so reiche als zierliche und elegante Einrichtung des Zimmers, wobei er bei sich dachte, es sei in der That schade, daß er erst so spät die Bekanntschaft einer so angenehm wohnenden und so gastfreundlichen Verwandten mache. Daß es ihm natürlich nicht möglich war, sich ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, ist erklärlich. Seiner Phantasie nach mochte es eine kleine, etwas gebückte Dame sein mit einem feinen, weißen, sehr klugen Gesichte, mit freundlichen, lebhaften Augen und mit einer angenehmen, zum Herzen gehenden Stimme; er stellte

sich vor, sie käme rasch auf ihn zu, gekleidet in ein hübsches, aber altmodisches Gewand – vielleicht von feinem Wollenstoff oder von weicher Seide –, reiche ihm beide Hände, wobei sie ihn vergnügt mit ihren gescheiten Augen anblicke, und freue sich sehr . . .

Da rauschte es im Nebenzimmer, und dieser Ton zerriß mit Einem Male die gemüthlichen Bilder seiner Phantasie, da er ihm anzeigte, der Augenblick, eine neue, sehr verehrungswürdige Bekanntschaft zu machen, sei gekommen – ja, dort erschien die Herrin des Hauses, aber ehe sie das Zimmer betrat, wo Rodenberg wartete, und fast schon auf der Thürschwelle stehend, wandte sie sich um, zu dem Haushofmeister, welcher ihr ehrerbietig gefolgt, einige leise Worte sprechend.

Der junge Mann blickte starr auf diese Thür, rieb sich die Augen und schüttelte leicht mit dem Kopfe – ah, die Dame, welche dort stand, noch halb verdeckt von der Portière, glich nicht dem Bild, das er sich von seiner Base gemacht, ja, glich überhaupt eben so wenig einer alten Frau, wie er dem würdigen Haushofmeister. – Wie sie so aufrecht da stand, eine schlanke, elegante und doch wieder volle Gestalt, in einem Kleide nach dem neuesten Schnitte von schwerem, veilchenfarbenen Seidenstoffe!

»Das kann sie nicht sein,« dachte er bei sich – »vielleicht ihre Tochter, vielleicht eine sonstige jüngere Anverwandte.«

Es machte ihm kein behagliches Gefühl, das zu denken; er wußte selbst nicht genau, warum; er hatte es sich so angenehm vorgestellt, hier nur eine alte, würdige Frau

zu finden, mit der er Morgens, oder auch während des Essens, oder auch zuweilen des Abends ein paar Stunden behaglich und lehrreich verplaudern werde, um seine übrige Zeit für sich zu haben, um sich ungestört den Freuden des Carnevals widmen zu können oder dem Umgange mit seinen Bekannten, und um auch durch nichts gehindert zu sein, in seinem Herzen ein geliebtes Bild zu verehren.

So ändern sich die Gedanken – noch vor einem halben Jahre wäre ihm unter ähnlichen Verhältnissen die Vermehrung der Familie durch eine junge, hübsche Cousine gewiß nicht angenehm gewesen.

Da rauschte es wieder im Nebenzimmer, da trat sie vor ihn hin und schaute ihn heiter lächelnd an –

»Juanita!«

Ja, sie war es, das Bild seiner glühenden Träume; sie trat ihm unbefangen entgegen, sie reichte ihm ihre kleine Hand und sagte: »Sie müssen sich schon mit mir begnügen, Herr Rodenberg – Ihre Base, die würdige Herrin dieses Hauses, war genöthigt, eine unvorhergesehene Reise zu machen, was sie auf's lebhafteste bedauert und ersucht mich, in ihrer Abwesenheit Ihnen und Ihren Freunden die Honneurs des Hauses zu machen – ich hoffe, Sie sind nach meinen Anordnungen empfangen worden und haben keine Ursache, sich über den Haushofmeister Ihrer Base zu beklagen.«

So gränzenlos auch die Ueberraschung des Malers gewesen war, so freudig, so tief bewegt sein Herz auch schlug, so hatte er doch Haltung genug, um sein Gefühl

nur durch ein rasches Aufleuchten seiner Blicke zu ver-rathen, dann führte er die Hand des jungen Mädchens ehrfurchtsvoll an seine Lippen und sagte hierauf in einem heiteren, aber sehr ruhigen Tone: »Da ich annehmen muß, daß auch Sie zu meiner theuren Base in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen, so darf ich mir wohl erlauben, Sie meine liebe Cousine zu nennen.«

»Leider muß ich einen für mich so angenehmen Verwandtschaftsgrad ablehnen; es sind nur Bande der Freundschaft, die mich an das gastliche Haus fesseln.«

»So muß ich mich denn mit Ihrem Ausdrucke des Bedauerns begnügen,« sagte Rodenberg, »was mir, im Grunde genommen, Ihnen gegenüber nicht schwer wird; denn Sie haben es mich schon früher gelehrt, wie man genügsam sein und Verzicht leisten muß auf irgend ein unaussprechliches Glück.«

»Es ist wahr, Sie haben meine Lehren beherzigt, Sie waren so folgsam, wie ich es nur wünschen konnte, und haben dadurch bei mir ein Kapital des Vertrauens zu unerhörten Zinsen angelegt.«

»Ah – so fühlen Sie, daß Sie in meiner Schuld sind?« rief er erfreut.

»Allerdings, ich erkenne meine Schuld an, bin auch bereit sie zurückzubezahlen.«

»O, Juanita!«

»O, Herr Rodenberg,« antwortete sie lächelnd – »blicken Sie aus diesem Fenster, und Sie werden Häuser mit kaltem, weißem Schnee bedeckt finden – es ist nicht mehr

die Zeit der Frühlingsfeste, nicht mehr die Zeit des Umherschwärmens im duftigen Walde; die Feen sind geflohen vor dem eisigen Hauche des Winters.«

»Aber es wird doch für die Waldfeen auch wieder Frühling werden.«

»Auch für sie kann es vielleicht wieder grünen und blühen, wenn des Winters Kälte die Blüten nicht im Keime zerstört.«

»Sie weichen mir aus, jetzt wie damals,« sagte der junge Maler mit einer Miene der Enttäuschung. »Ihre Worte sind wie flatternde Blumengewinde – ich sehe sie wohl, aber ich kann sie nicht erfassen.«

»So halten Sie sich an das, was Sie zu erfassen vermögen.«

»An Ihre mir eingestandene Schuld?«

»Die ich Ihnen heimzahle, wie ich Ihnen versprochen.«

»Und womit, schöne Fee?«

»Ich sagte Ihnen schon, daß die Feen nicht mehr auf dieser schneebedeckten Erde hausen.«

»Ganz richtig – sie verließen Berg und Thal, den murmelnden Wasserfall und die glatte, mondbeschienene Fläche des Sees, um sich einige seit zurückzuziehen zwischen Wohlgerüche und künstlich zum Blühen gebrachte Blumen!« – Bei den letzten Worten schaute er um sich her und machte eine leichte Handbewegung gegen einen reichen Blumentisch, der auf's prachtvollste mit blühenden Pflanzen bedeckt war.

»Ich komme nicht dazu, Ihnen zu erklären, auf welche Art ich Ihnen meine Schuld abbezahlen will.«

»Die Schuld mit unerhörten Zinsen, wie Sie vorhin sagten.«

»Ganz richtig, und in der gleichen Münzsorte, wie ich sie erhalten; ein Kapital des Vertrauens kann nur mit Vertrauen zurückbezahlt werden.«

»Ah – Sie wollen mir endlich vertrauen?«

»Gewiß – und deßhalb vertrat ich freiwillig die Stelle Ihrer Base, ich lud Sie hieher nach Köln, um mit Ihnen den berühmten Carneval, dieses närrische Fest zu sehen – fühlen Sie keine Reue, der Einladung Ihrer alten Verwandten Folge geleistet zu haben?«

»O, ich bin entzückt darüber, wie Sie wohl an meinem Blicke sehen können, und nehme auch auf diese Art dankbar die Heimzahlung meiner Schuld an – Vertrauen gegen Vertrauen, und ich betrachte das Vertrauen, welches Sie mir schenken, als ein Samenkorn, das sich bei richtiger Pflege entfalten muß zu einer köstlichen, beglückenden Blume.«

Rodenberg hatte bei dem letzten Worte mit einer raschen Bewegung ihre rechte, kleine Hand ergriffen, die er innig an seine Lippen drückte; doch nur eine Secunde lang, dann zog sie sie sanft zurück und sagte lächelnd: »Halt mein Freund! Sie bauen wieder Luftschlösser und haben vergessen, was Ihnen die Fee des Waldes sagte, womit sie Ihnen gedroht, als sie damals mit Ihnen sprach, als sie Ihnen zur Erinnerung an ihre Worte ein Epheublatt gab – haben Sie dieses Epheublatt noch?« fragte sie rasch.

»Ich verwahre es auf meinem Herzen, sonst habe ich aber Alles vergessen,« rief er stürmisch, »Alles, Alles, beim Anblick der himmlischen Fee, und mich nur Tag und Nacht beschäftigt mit ihrem süßen Bilde!«

»So maß ich Ihnen wiederholen, was die Fee damals sagte.«

»Ihre Züge erscheinen plötzlich so ernst, daß ich fürchte nichts Heiteres zu hören.«

»Es ist der Machtspruch eines Schicksals, welches mächtiger ist, als wir, und vor dem sich selbst die Feen beugen müssen; nur dreimal ist es uns vergönnt,« fuhr sie mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, »einen Sterblichen wiederzusehen, unsere Gedanken im Gespräche mit den seinigen auszutauschen.«

»Ah, schöne Fee,« rief der junge Mann aus, indem er sie mit leuchtenden Blicken betrachtete, »so erbarmungslos ist das Schicksal nicht, um reizende Märchen auf diese Art kalt und nüchtern zu beschließen; alle, die ich kenne, haben einen bessern und befriedigenderen Schluß – sie enden,« fuhr er in innigerem Tone fort, »mit Glück oder mit Unglück, ohne kalten, gleichgültigen Mittelweg. Ja, ja, ich erinnere mich jetzt dunkel, daß mir die Fee des Waldes ein dreimaliges Wiedersehen in Aussicht stellte, aber nicht, um mich alsdann kalt und gleichgültig zu fliehen! Und wenn sie wirklich die Absicht gehabt hätte, nach dem dritten Wiedersehen auf immer zu verschwinden, so bin ich von ihrem warmen Herzen überzeugt, sie hätte dieses letzte Wiedersehen dadurch gemildert, daß sie dem armen Sterblichen, Abschied nehmend, in einer

bloßen Nebelgestalt erschienen wäre, oder im Traume an seinem Lager vorüberschwebend, seine Stirn leicht mit ihren Lippen berührend!«

»Wer weiß, ob das nicht noch geschieht,« sagte Juanita, ernst vor sich niederblickend – »wer weiß!«

»O nein, das ist jetzt unmöglich! Nachdem meine stolze Fee zum dritten Male so lebendig warm, so wunderbar schön vor mich hingetreten ist, kann sie mir nicht wieder entschweben wie ein Körperloser Schatten – gewiß, Juanita,« rief er glühend aus, »das Ende des Märchens muß und wird anders sein!«

»Dann müßte ich ja bereuen, Sie zum dritten Male wiedergesehen zu haben!« sagte sie, wobei ihre Stimme nicht den gewöhnlichen klaren, ungetrübten Klang hatte.

»Oder Sie müßten mir eine gütige Fee sein wollen und nicht die Absicht haben, Ihr warmes, fühlendes Herz zu verläugnen, und so wird es und so muß es noch sein!« setzte er stürmisch hinzu, indem er wiederholt die kleine Hand des jungen Mädchens ergriff und darauf, fürchtend, sie möchte sie abermals zurückziehen, plötzlich den Ton seiner Stimme änderte und einem freundlichen Lächeln, als spräche nur die Courtoisie aus ihm, sagte: »Lassen Sie dem lieblichen Märchen seinen Lauf, lassen Sie es sich entwickeln unter der Lust des Carnevals mit dem Schlusse, wie er zu einem liebenden, treuen Herzen paßt:

Halb zog sie ihn, halb sank er hin!«

So schloß er, indem er sich langsam auf ein Knie vor dem schönen Mädchen niederließ und indem er den Ausdruck seiner Stimme mit aller Kraft mäßigte.

Daß aber seine Augen leuchtend zu ihr aufblickten, daß seine Hände, welche ihre kleine Rechte umspannt hielten, bebten, dafür konnte er nicht, und eben so wenig, daß nach einer Pause der Name Juanita mit einer unbeschreiblichen Innigkeit zwischen seinen halbgeöffneten Lippen hervordrang.

Im ersten Momente schien sie auf einen Scherz gefaßt und darauf eingehen zu wollen, denn ein heiteres Lächeln spielte um ihren Mund und ihre Blicke senkten sich mit freundlichem Ausdrucke auf ihn nieder; doch war's gleich darauf, als habe die Innigkeit, mit der er ihren Namen sprach, einen Widerspruch in ihrem Herzen gefunden. Plötzlich ernst werdend, füllten sich ihre großen, glänzenden Augen mit Thränen; sie versuchte, ihre Hand rasch an sich zu ziehen, und da ihr dies nicht gelang, schien sie im nächsten Augenblicke wie willenlos dem Zuge seines Armes zu folgen, der sich rasch um ihre schlanke Taille gelegt hatte und sie zu sich niederzog.

Nur eine halbe Secunde, aber eine göttliche, unvergeßliche halbe Secunde, wirkend wie eine Leuchtkugel, wie der plötzliche Klang eines Waldhorns im tiefen Walde, wie ein zündender Blitz – und doch war es nur eine halbe Secunde, daß ihre Lippen die seinigen berührt hatten!

Er hätte laut aufjubeln können vor Freude, als er nun rasch aufsprang, als er sie anschaute, sie, das wunderbare Mädchen, welches hoch erröthend und sich rasch abwendend vor ihm stand; doch begnügte er sich mit einem tiefen Athemzug, so tief, als wollte seine Brust zerspringen, und sagte dann, indem er ihre Hand faßte und ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte: »Und wenn das der Schluß des Märchens wäre, so würde ich glücklich sein für mein Leben lang – wie danke ich Ihnen, Juanita, für die reichen, unschätzbaren Zinsen, die Sie meinem Capital zugelegt!«

Es war gerade keine unfreundliche Bewegung, mit der sie ihre Hand zurückzog, obgleich sie ihn dabei nicht ansah; dann machte sie ein paar Schritte gegen ihren Blumentisch, drückte ihr Gesicht in eine aufblühende Rose und sagte nach ziemlich langer Pause: »Eigentlich hätte ich sparsamer sein sollen mit der Rückzahlung Ihres Capitals oder hätte es vor Zeugen thun sollen! denn bei Ihrem Ungestüm, fürchte ich, sind Sie im Stande und läugnen mir die ganze Rückzahlung! – Doch genug des Scherzes, wir wollen jetzt ernst reden und vernünftig, wenn es Ihnen gefällig ist – nehmen Sie Platz, ich bitte Sie darum – dort auf dem kleinen, rothen Fauteuil!« setzte sie heiter lächelnd hinzu, als sie bemerkte, wie er sich nach einem Stuhle in der Nähe des Blumentisches umschaute. – »Ich habe Sie also hier im Hause willkommen geheißen . . . «

Er wollte sagen: »O, auf eine mir undergeßliche Art!« Doch fand er es für angemessener, diese Worte durch eine Verbeugung auszudrücken, während er es indessen nicht

unterlassen konnte, die Rechte auf sein heftig klopfendes Herz zu legen.

»Ich danke Ihnen nicht nur herzlich dafür, daß Sie gekommen sind, sondern auch besonders dafür, daß Sie einige von Ihren Freunden mitgebracht! Wer sind die, welche Sie begleiten? In der Schilderung des Haushofmeisters konnte ich sie nicht wiedererkennen.«

»Das glaube ich wohl, da Ihnen bei meinen Freunden die Gestalten unseres Künstlersestes vorschweben, in denen sie damals erschienen.«

»Ganz richtig, und wenn Sie mir diese nennen, werde ich mich erinnern.«

»Ich erlaubte mir also, den Drachen Griesgram mitzubringen, Maler Walter.«

»Ah, ich weiß, ich weiß – er kam mit den Gefangenen aus der überwundenen Veste und sah allerdings finster und griesgrämig aus.«

»Das ist auch im gewöhnlichen Leben seine Gewohnheit; er ist sonst ein guter und zuverlässiger Freund. Dann ist der kleine Cupido da.«

»Ach ja, eine komische Figur mit langen, blonden Locken.«

»Und ferner Tod und Teufel.«

»Die waren vortrefflich costumirt und werden selbst hier Aussehen erregen, wenn sie im großen Maskenzuge erscheinen. – Sie sehen mich fragend an, mein lieber Freund, ja, ich habe es mir in den Kopf gesetzt, die wilde Jagd nicht nur noch einmal zu sehen, sondern sogar mit ihr auszuziehen!«

»Im großen Maskenzuge?« fragte Rodenberg in einem deutlich ausgesprochenen Tone des Zweifels.

»Und warum nicht? Erstens bin ich hier gänzlich unbekannt und zweitens werde ich ein Costume wählen, daß mich die genauesten Bekannten nicht wiedererkennen würden – und mit welcher Freude denke ich an Ihr schönes Fest, und besonders, weil ich mich nicht davon abbringen ließ, es so mitzumachen, wie ich gethan!«

»Das ist hier etwas Anderes,« erwiderte der junge Mann in einem besorgten Tone. »Damals, im warmen Sommer, war es allerdings eine Lust, eine Stunde durch den Wald zu ziehen; hier aber dauert der Maskenzug von Mittag bis Abend in eisiger Winterluft, in Kälte und Schnee, in einer namenlosen Aufregung durch die Anspannung unserer Nerven, durch den betäubenden Lärm, der uns umgibt, durch die rauschende Musik.«

»Eben diese Aufregung ist es, die ich mir wünsche, und was die gefürchtete Kälte anbelangt, so sorgt gerade die rauschende Musik und die allgemeine Heiterkeit dafür, sie uns nicht empfinden zu lassen. – Ich bitte, Herr Rodenberg,« sagte sie lächelnd und mit einer flehenden Gebärde die Hände faltend, »machen Sie mir nicht die gleichen Einwendungen wie mein Oheim!«

»Allerdings muß auch er meiner Ansicht sein, und ich freue mich, einen Bundesgenossen an ihm zu haben!«

»Also eine förmliche Verschwörung gegen mich – gut denn, ich lasse Sie ruhig Ihre Gründe entwickeln und setze jedem derselben ein eigensinniges Nein entgegen! Seien Sie doch nicht so kindisch, mein lieber Freund,« fuhr

sie nach einer Pause in weichem Tone fort – »ich will mich ja ganz Ihrer Leitung anvertrauen – ich will folgsam sein wie ein Kind!«

»Und allem dem, was ich sage, ein eigensinniges Nein entgegensetze, wie Sie eben selbst geäußert!«

»Nur den Gründen, die mich abhalten wollten, sonst gelobe ich, allen Ihren Befehlen auf's pünktlichste zu gehorchen!«

Wie hätte Rodenberg dieser Bitte widerstehen können, die sie so kindlich erregt, so lebhaft vortrug, und dann dachte er es sich auch als ein unaussprechliches Vergnügen, so an ihrer Seite dahin ziehen zu dürfen – ihr Pferd zu leiten, wo es nothwendig sei, dicht an ihrer Seite zu bleiben vielleicht in dem wilden Gedränge, um schützend hier und da seine Hand auf die ihrige legen zu dürfen. Freilich schüttelte er, gedankenvoll vor sich niederblickend, mit dem Kopfe, doch lächelte er dabei, indem er dachte, wie wir oben ausgesprochen, und gerade dieses Lächeln war ein gefährlicher Riß in seine noch so eben ausgesprochenen Grundsätze.

Dies dachte auch das kluge Mädchen; sie sprang herzlich lachend auf und rief mit großer Heiterkeit: »O, ich habe es gewußt, Sie würden mir meine kleine Bitte nicht abschlagen, und ich verdiene es, mein lieber Freund, denn ich war ehrlich genug, Ihnen zu verschweigen, daß mir mein Oheim sagte: ›Wenn Rodenberg uns begleiten will, so will ich Dich auch diese tolle Laune ausführen lassen!« – Also die Sache ist abgemacht – reden wir von etwas Anderem.«

»Noch einen Augenblick lassen Sie uns bei dieser Angelegenheit verweilen, es sind Vorbereitungen zu treffen.«

»Und welche, wenn ich fragen darf? Wollen Sie mir auf's Neue Schwierigkeiten machen?«

»Gewiß nicht. Was unsere Costume anbelangt, so hatten wir den glücklichen Gedanken, dieselben mitzunehmen – aber damit sind wir noch lange nicht zu Ende – wir brauchen Pferde, Gefolge; denn,« setzte er mit angenehmem Ernste hinzu, wenn der Rodensteiner in solcher Gesellschaft auszieht, so muß es auch in gehörigem Glanze geschehen – überlegen Sie das wohl!«

»Pah, was hat sich da zu überlegen, das sind ja alles Nebensachen, deren Arrangements Ihrem Talente und Ihrem Geschmacke eine Kleinigkeit sein werden! Da ich nicht an Ihrer freundlichen Einwilligung zweifle,« fuhr sie in einem einschmeichelnden Tone fort, »so beauftragte ich meinen Haushofmeister, Ihre Befehle in dieser Richtung entgegen zu nehmen; er ist ein verständiger Mann, er wird Sie verstehen und Ihnen nicht die Spur einer Schwierigkeit machen.«

»Gut denn, der wilde Jäger fügt sich Ihren Wünschen, und Tod und Teufel werden Ihnen gehorsam sein. Was den Drachen Griesgram anbelangt,« fügte er nachsinnend bei, »so wird er bei dem Zuge willkommen sein, der herbeizieht, die Stadt zu bekriegen und Lust und Freude zu fesseln. Jetzt aber haben wir noch den blondgelockten Cupido.«

»Es ist das ein kleiner Mann mit einem glatten Gesichte – o, ich habe eine prächtige Idee! Ihr Freund wird in gleichem Costume wie ich einen Jagdpagen vorstellen; er blond, ich schwarz, das gute und das böse Princip, Engel und Teufel, passend zum Auszuge des Rodensteiners.«

»Nach dem Gedichte allerdings:

Des Rechten Roß war silberblinkend,
Ein feuerfarbnes trug den Linken.

Dabei habe ich allerdings noch ein Bedenken,« setzte er hinzu, indem er das schöne Mädchen mit glänzenden Blicken betrachtete – »das Herz meines Freundes Rüding ist weich geformt, oder, um mich anders auszudrücken, es besteht aus dem entzündbarsten Brennstoffe – nur ein Funke aus so schönen Augen braucht hinein zu fallen, und wir haben einen Menschen unglücklich gemacht.«

»Rodenberg, Sie können in der That unausstehlich sein,« gab sie ihm schmollend zur Antwort, wobei sie sich für eine Secunde von ihm abwandte; »doch verzeihe ich Ihrer lächerlichen Rede, indem ich weiß, was dahinter steckt – neue Schwierigkeiten, die Sie mir machen wollen.«

»Diesmal nicht – gewiß nicht, Juanita, und mag Rüding meinerwegen selbst sehen, wie er der ihm drohenden Gefahr entgeht – sein Herz ist nicht bei mir versichert; doch eine andere Frage darf ich mir vielleicht noch erlauben?«

»Eine neue Schwierigkeit betreffend?« fragte sie.

»Vielleicht! – Ich muß mir erlauben, Ihnen zu bemerken, – daß wir in einem oft tollen Gedränge zu Pferde sind und daß Sie, wenn auch geschützt von nicht ganz schlechten Reitern, doch selbst der Führung Ihres Pferdes ziemlich sicher sein müssen – ich setze voraus, daß ...«

»Ich meinen Reitkurs durchgemacht,« unterbrach sie ihn lachend – »ich hoffe, Sie davon zu überzeugen, indem ich Sie auf übermorgen zu einem Spazierritt einlade; wir können alsdann auch die Pferde probiren, die mein Oheim für uns ausgesucht hat.«

»Wer kann da widerstehen,« erwiderte der junge Maler, sich verbeugend, »da Sie alle meine Bedenken auf eine so reizende und gewinnende Art beschwichtigen! Ich bin nicht stark genug, es Ihnen zu verschweigen, daß ich ganz zu Ihren Diensten bin – ich hätte lieber gesagt, mit welcher Seligkeit ich mich zu Ihren Füßen lege; aber ich fürchte einen gewissen eigenthümlichen Blick, den ich schon ein paar mal aus Ihren schönen Augen blitzen sah.«

»Wenn Sie diesen Blick in der That fürchten, so würden Sie weniger süße Reden an mich verschwenden – oder gehört das Alles schon mit zum Carneval?«

»Nein, wahrhaftig nicht, theure Juanita, das ist keine Maske! Doch finde ich, daß es Ihnen gegenüber sehr nützlich ist, sein heißes Gefühl zu maskiren.«

Sie reichte ihm mit einem unaussprechlichen freundlichen Lächeln ihre beiden Hände und erlaubte es sogar, daß er eine nach der andern küßte.

»Und wann sehe ich Ihre Freunde?« sagte sie.

»Es ist wohl besser, heute Morgen nicht?« bat er – »ich muß sie doch darauf vorbereiten, wenn sie statt meiner alten, ehrwürdigen Verwandten Sie hier finden werden.«

»Sagen Sie einfach, wie ich Ihnen gesagt – Ihre Base sei genöthigt gewesen, zu verreisen, und habe mich, eine Anverwandte, unter dem Schutze meines Oheims und meiner älteren Schwester hier zurückgelassen.«

»Zwei meiner Freunde werden das glauben, zwei mit sehr kindlichem Gemüthe, der alte Knorx und der junge Rüding; was aber den dritten und vierten anbelangt . . . «

»Ah, den Drachen Griesgram!«

»Ja, ihn sowie den Teufel; es hat sich der letztere wohlweislich Ihrem Hause fern gehalten – denn wenn es nicht verboten wäre, blumenreich zu reden,« setzte er mit einer eleganten Handbewegung hinzu, »so würde ich sagen: wo Engel walten . . . «

»Und so weiter und so weiter!« rief sie.

»Allso in gewöhnlicher Rede – den Teufel stelle ich Ihnen erst beim Maskenzuge, ohne irgend eine Erklärung, vor; aber mein alter Freund Walter wird die Geschichte meiner ehrwürdigen Anverwandten, die sich so plötzlich in dieselbe schöne junge Dame verwandelt, welche er bei unserem Künstlerfeste zu sehen das Glück hatte, nicht glauben, er wird ein Einverständniß voraussetzen – ein Einverständniß, das mich natürlich, wenn es bestanden hätte, zum seligsten Menschen gemacht haben würde.«

»Bst, bst,« machte Juanita, indem sie ihre kleine Hand erhob, »erschöpfen Sie sich nicht in Voraussetzungen, die vielleicht trügerisch sind – und wenn er ungläubig ist,

wir können es nicht ändern und wollen es nicht ändern,« setzte sie treuherzig hinzu.

Ihre erhobene Hand, die nun langsam herabsank, machte zu gleicher Zeit eine Bewegung des Abschiedes.

»Und wann darf ich Sie wiedersehen?«

»Wir speisen wohl zusammen heute in ganz kleiner Gesellschaft um sechs Uhr, wenn es Ihnen recht ist. Don Jose wird sich sehr freuen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen – Adieu, mein lieber Freund! Nicht wahr, Sie verzeihen mir, daß ich ein klein wenig Komödie mit Ihnen gespielt – ach, man läßt so schwer von seinem Handwerk!«

»Ich bin mit dem ersten Acte unendlich zufrieden – darf ich doch bei einer so großen Künstlerin, wie Sie sind, auf eine wunderbare Steigerung hoffen!«

»Hüten Sie sich vor dem dritten und letzten Acte – er entscheidet, wie das Stück endigen wird.«

»O, heiter, o, glücklich – gewiß – wer vermag daran zu zweifeln?«

»Wenn es nun aber doch ein Trauerspiel würde!« sagte sie mit ganz leiser Stimme, daß er diese Worte nicht verstand, und um so weniger, da er gerade ihre kleine Hand noch einmal an seine Lippen drückte, ehe er sie verließ.

XXVIII. FASTELOVEND KÜTT ERAN.

Alle fünf Künstler hatten das gastliche Haus in der Rheingasse verlassen, nachdem ihnen Rodenberg in aller Kürze von der eben stattgehabten Unterredung das mitgetheilt, was er für nöthig hielt, sie wissen zu lassen, und

gingen auf dem knirschenden Schnee gegen den Thurnmarkt zu. Rüdning war vorher einen Augenblick unten an der Treppe stehen geblieben und hatte, an dem dunkeln Gebäude hinaufschauend, zu van der Maaßen gesagt: »Ich kann es Dir nicht beschreiben, mit welchem unangenehmem Gefühl ich gestern Abend hier stand; es war mit wahrhaftig zu Muthe, als sei ich ohne alle Hülfe in die weite Welt hinausgeworfen worden.«

»Und jetzt denkst Du anders,« brummte Walter, der diese Worte gehört; »es ist das auch begreiflich, in einem vortrefflichen Bette hast Du geschlafen, wie der Dachs in seinem Baue; Du hast gefrühstückt, wie noch nie in Deinem Leben, Du rauchst eine für Deine Verhältnisse unerhört gute Cigarre und bist zu Deiner eigenen Verwunderung hier auf einmal in Köln, um den Carneval mitzumachen – Herz, was willst Du mehr?«

Auf dem breiten Rheinstrome, den sie durch den Thorbogen vor sich erblickten, spiegelte sich die glänzende Sonne in dem hellgrünen Wasser, sowie in den weißblinkenden Eisschollen, die langsam den Fluß hinabtrieben.

Da auf dem Thurnmarkte war auch das kleine Weinhäuschen, wo man sie gestern Abend zu ihrem Glücke abgewiesen. Die Rolle der singenden Magd hatte heute ein kleines Mädchen übernommen, das trippelnd vor der Hausthür stand und mit vor Frost geröthetem Gesichte denselben Vers sang – »wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.«

Carneval in Köln – ein so wichtiges und großes Ereigniß, daß es ihm gelingt, schon in seiner Vorahnung

die Physiognomie der ernsten, alten, grauen Stadt wesentlich zu verändern; es ist dies ein Volksfest im wahren und schönsten Sinne des Wortes, das mit seinen wenigen, bunten, tollen, geräuschvollen Tagen, auch ohne jede besondere andere Einwirkung von außen, plötzlich als eine üppige Saat närrischer Freude emporschießen würde; denn jeder gute Kölner hat das keimfähige Samenkorn dazu in seinem Herzen ruhen. Und sobald die Weihnachtslichter erloschen sind, sobald das milde, alte Jahr mit dem Schlage der Mitternacht schauernd in sich selbst zusammensinkend, stehen bleibt, um einem neuen Herrscher der Welt sein gewaltiges Scepter zu hinterlassen, da fängt auch das kleine Samenkorn, von dem wir oben sprachen, an, zu keimen und zu sprossen und wird in seinem Wachsthum befördert durch die glorreiche Erinnerung an die Carnevals vergangener Zeiten, durch närrische Reden Gleichgesinnter, durch die rauschenden Klänge der Musik, welche beim Klingeln der Schellenkappe Lieder begleiten mit bekannten volksthümlichen Melodien, durch die blinkenden Römer voll goldenen Rheinweins, dessen duftige Blume so angenehm aufregt und die Menschenseele fähig macht, für eine kurze Zeit des Lebens Mühen und Sorgen zu vergessen und aus vollem Herzen einzustimmen in die allgemeine, göttliche Narrheit – ja,

»Fastelovend kütt eran.«

Das kleine Häuschen bei St. Ursula, wo die Wiege des großen Helden Carneval gestanden, hat nun wieder dieselbe Bedeutung, wie ein anderer königlicher Palast, wo der Thronerbe des Reiches zwischen goldgestickten Windeln schreit. Da Alles im großen Narrenreiche viel rascher von Statten geht, so ist der Held, in den ersten Tagen des Januar geboren, schon nach wenigen Wochen zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen und zeigt seine vortrefflichen Gaben des Herzens in so echtem kölner Humor, daß alle alten und jungen Gecken seinem Regierungsantritte mit größerer Hoffnung entgegenzusehen berechtigt sind, als dies sonst wohl in der Welt der Fall sein mag.

»Fastelovend kütt eran.«

Der Große und der Kleine Rath haben sich constituirt, und der letztere besteht sich als Regentschaft für den minderjährigen Helden Carneval, mit voller Zustimmung seiner Mutter Colonia, mit der Führung der Geschäfte und ernennt zu diesem Zwecke Abtheilungen, Comite's und Deputationen. Seine Mitglieder bilden das Finanz-Comite, das Decorations-Comite, das Bau-Comite und die Plankammer, welch' letztere die große Aufgabe hat, die eingelaufenen Vorschläge zu verschiedenen Carnevalsfesten, zu Bällen und Maskenzügen dem Großen Rathe, sowie der General-Versammlung aller Gecken vorzulegen und dabei irgend eine glückliche Idee zu empfehlen. Auch kleine Gesellschaften haben sich neben ihm

her gebildet, die sich zuweilen die Aufgabe stellen, eine kleine, wohlthätige Opposition zu bilden, die dann den Zweck haben, am Carnevals-Dienstage zum Besten irgend einer wohlthätigen Anstalt sich ein Privatplaisirchen zu machen. Sie treten unter den seltsamsten Titeln auf, bilden häufig in größeren Maskenzügen eigene Abtheilungen und vereinigen sich auch hier und da zu ganz eigenthümlichen Aufzügen und Vorstellungen.

Der Kleine Rath, durchdrungen von der Schwierigkeit der Aufgabe, alle Gecken unter Einen Hut zu bringen, läßt es sich nun angelegen sein, unter den dem Comite vorgelegten Kappenmustern ein passendes für den diesjährigen Carneval herauszulesen. Es ist dies keine kleine Arbeit; doch wird sie, inspirirt vom Geiste des Carnevals, glücklich vollbracht und in der betreffenden Sitzung der staunenden Geckenversammlung die neue Kopfbedeckung vorgezeigt. Es ist dies eine Schellenklappe in den Stadtfarben, weiß und roth, denen noch das Gelb und Grün der Narrheit beigefügt worden ist, auch mit einem Stempel des Stadtwappens versehen, und hat nun Jeder, welcher der Versammlung beiwohnt, die Verpflichtung, von dieser Kopfbedeckung Gebrauch zu machen – ja,

»Fastelovend kütt eran.«

Wer Köln früher einmal in ruhiger Zeit besucht hat und nun zur Zeit des Carnevals wiederkommt, kann sich gar nicht wiederfinden, denn der lebensheitere, frohe Sinn

des echten Kölners ist dann zur höchsten Potenz gesteigert; die ganze Stadt und ihre Bewohner haben andere Gesichter, und über der alten, grauen, sonst so ernsten Colonia scheint eine heitere, südliche Luft zu wehen. Wohin man blickt, Zeichen des herannahenden Carnevals, des aufblühenden Narrenthums. Aus den Schaufenstern der großen Läden sind die Stoffe mit den ernstesten Farben des gewöhnlichen Lebens verschwunden, und dort schillert Alles in Weiß, Gelb, Grün und Roth. Die Maskenverleiher, und ihre Zahl ist Legion, locken an durch die buntesten und seltsamsten Costume. Hinter den Harlequins mit den schwarzen Halbmasken schaut das Kleid des täppischen Pierrot heraus, Türken, Indianer, Griechen, Ritter-Costume und alle möglichen phantastischen Verkleidungen haben die dunkeln Schranke und Kisten verlassen und sehnen sich nach Luft des Faschings. Und dazu die Legion der Masken, die man reihenweise in den verschiedenartigsten Boutiken ausgestellt findet: diese starrend, lachend oder verdrießlich dreinschauenden, glänzenden Gesichter mit dem unbeweglichen Ausdrücke und den leeren Augenhöhlen – die Freude und Sehnsucht aller Kinder.

Auch das Getreibe auf den Straßen ist schon ein anderes und lebhafteres geworden; man hört sich zuweilen von einem Freunde anrufen, indem er an uns vorüberreilt: »Geek, lohs Geck elans!« oder von ihm das bekannte »Do geht gett, do steht gett!« Gewisse Weinhäuser, wo man Besprechungen zu halten pflegt, fassen

kaum die Zahl der Gäste, und neben den melancholischen Klängen der Straßenorgeln hört man jetzt schon zuweilen aus einer Seitengasse heraus das Gebrumme sogenannter Rummelspött, steinerner Töpfe, denen vermittels eines Stäbchens, welches sich an einer trommelfellartig über denselben befestigten Schweinsblase befand, ein eigenthümlicher Ton entlockt wurde.

Ja, »Fastelovend küt eran,« und die aufregende Lust, die ihm voranzieht, der Trieb zur Freude, der sich in Allem zu entwickeln scheint, dringt auch in die Tiefe der stillsten Haushaltung. In allen Bürgerhäusern die rührigste Thätigkeit; die Woche vor Fastnacht ist eine allgemeine Scheuerwoche, vom Keller bis zum Speicher wird in den Häusern gefegt. Nach der Reinigung wird geschmort und gebacken; denn auch beim geringsten Bürger wird es nicht vergessen, das kölnische Fastnachtsgericht, die Muzen, zu bereiten, ganz dünn gerollte, süße Mehlkuchen, die in Butter geschmort werden, dann Muzemändelcher, »Krabben«, die süddeutschen Faschingskrapfen, trockene und nasse Waffeln. Ganze Körbe dieser Herrlichkeiten werden fabricirt und in dem Heiligthume des Hauses, auf dem sogenannten Saale, für die Festtage aufbewahrt.

Junge und alte Kinder, letztere bis zu dreißig Jahren, unterlassen nicht, jetzt schon nach den Costumeschätzen zu schauen, die vielleicht während der letzten Carnevals angeschafft wurden oder die sich seit undenklichen Zeiten in der Familie fortgeerbt haben; alte, schwerseidene Damenkleider mit langer Schleppe und kurzer Taille, sowie gestickte Röcke, vielleicht vor hundert Jahren

der Stolz irgend eines jungen Dumont, Farina, v. Wittgenstein, welche damals nicht dachten, daß ihr Staatskleid von den Urenkeln in solch' lustig nährischer Zeit gebraucht werden würde. Haben doch in dieser Periode selbst die Lehrer in den Elementarschulen doppelte und dreifache Mühe mit den ungezogenen Rangen, die jetzt schon anfangen, allerlei Carnevalsspuk zu treiben, sich Schnurr- und Backenbärte von Dinte zu malen, dem Nachbar einen Papierzopf drehen oder sich sogar, wenn der Lehrer einmal die Schulstube verläßt, aus den Resten Papier des Schreibheftes einen Hut à la Napoleon machen – ja, diese Lust zum Carneval tritt mit Einem Male epidemisch und in allen Winkeln des alten, heiligen Köln auf; es liegt ein Miasma des Geckenthums in der Luft und dringt durch die verschlossenen Thüren und Häuser; sind doch sogar um diese Zeit die Gefangenen hinter Schloß und Riegel von einer auffallenden Unruhe behaftet und ist es doch unläugbar, daß kleine Kinder in den Spitälern den Carneval mitmachen, indem sie, matt lächelnd mit zitternden Händchen ihren Krankenkittel über den Kopf ziehen, um sich zu verkleiden. –

Unsere Freunde hatten sich zur anberaumten Zeit beim Schweizer an den Vier Winden eingefunden. Hier herrschte sowohl wegen der herannahenden Feiertage,

als auch wegen des bevorstehenden Zuges der Käppler ein außergewöhnliches Leben. Die bekannte Straßenkreuzung, zu den Vier Winden genannt, welche, trotzdem sie einer der Hauptknotenpunkte des Straßenverkehrs Kölns ist, sich durch eine unbehagliche Enge auszeichnet, war heute um die oben angegebene Stunde mit einer hin und her wogenden Menschenmenge ausgefüllt, ein bunter, lebendiger Strom, der lachend und plaudernd, pfeifend und singend auf und ab fluthete, so rasch und so langsam es ihm möglich war, und die einzelne Woge hier und da in Gestalt von Straßenbuben an's Ufer, das heißt auf die Treppenvorsprünge oder die Ecksteine warf, von wo aus diese tolle Brut, die dichten Reihen durchspähend, einen Höllenlärm anhob, wenn sie etwas auffallend Interessantes bemerkte, oder vielleicht einen Gesinnungsgenossen entdeckte, der sich so sehr es ihm möglich war, gegen den Menschenstrom stemmte und sich so von diesem mit fortreißen ließ, oder der auch vielleicht den Versuch machte, einem vor ihm herwandellenden ehrbaren Bürger eine Papierschleife anzuheften oder gar vermittelst eines Fidibus einen Zopf herzustellen.

Von diesen jugendlichen Zuschauern auf den Ecksteinen wurde die Menge in immerwährender Aufregung, meistens von einem ergötzlichen Lachen begleitet, erhalten. Von diesen erhöhten Standpunkten tönte in Zwischenpausen: »Do geht gett, do steiht gett!« – von da wurde Einem, der vielleicht ein wenig zu nahe vorbeiging und der sich zufällig umschaute, der Hut eingetrieben, von da flog auch nicht selten ein Apfel, in dem dichten

Gedränge sein richtiges Ziel findend, vielleicht die Nase irgend Eines, der gerade im Begriffe war, mit einem süßen Blicke nach den Fenstern empor zu schauen, wo sich frische Mädchengesichter herrabbeugten, freundlich lachend und grüßend. Hier stockte der Menschenstrom zuweilen auf bedenkliche Art, um aber gleich darauf nach dem Klange einer entfernten Straßenorgel oder nach einem angestimmten Carnevalsliede für ein paar Sekunden lang in eine hüpfendtanzen Bewegung zu geraten und dann unter lautem, jubelndem Zurufe: »Geck, lohs Geck elans!« seinen natürlichen Ablauf wieder zu finden.

Knorx hatte sich einen Platz an den großen Scheiben des Kaffeehauses erobert und ließ Rüding unter seinem Arme durchschauen, indem sich Walter und van der Maassen an einem Tische der Ecke befanden und um ihren Kaffee eine Partie Imanuel spielten.

Rodenberg kam zuletzt zur Zusammenkunft, und als er eintrat, betrachtete er mit besorgter Miene seinen Hut, welchem bei einem der eben erwähnten Eckstein-Attentate übel mitgespielt worden war; dann trat er zu den Freunden.

Der lange Bildhauer, der mit einem hier bei der allgemeinen Lust komisch erscheinenden ernstesten Blicke auf das Gewühl draußen starrte, meinte kopfschüttelnd: »Wo will das enden, wenn das heute erst der Anfang des Carnevals ist? Ich habe wahrhaftig kaum mehr Lust, mich da hinaus zu wagen!«

»Du bist doch wenigstens so glücklich, einen weichen Hut zu besitzen; aber schau' einmal den meinigen an – heute Morgen noch nach sauberer Bürstung die Zierde eines wohlgekämmten jungen Mannes, sieht er jetzt aus, als hatte ich ihn schon ein paar Nächte auf Maskenbällen herumgeschleppt – es ist eine höchst lustige Leidenschaft, Einem den Hut einzutreiben!«

»Davor bin ich sicher mit meinem alten Schlapphute,« brummte Walter; »aber weiß der Henker, was sie an meinem Gesichte auszusetzen haben? Wo ich irgend Einen etwas aufmerksam betrachte, sieht er mich an, laßt einen grunzenden Ton hören und macht sich über meine Nase lustig, und doch habe ich an derselben noch nie etwas Auffallendes bemerkt!«

»Gewiß nicht,« erwiderte van der Maaßen höchst freundlich, da er die Partie Imanuel und seinen Kaffee gewonnen hatte – »Du hast eine ganz gewöhnliche Nase.«

»Etwas lang,« meinte Rüding, »mit einer sonderbaren Schwenkung an der Spitze und zuweilen auffallend roth gefärbt.«

Der alte Maler zuckte mit einer Miene der Verachtung die Achseln und erwiderte: »Wenigstens sind wir Leute, die man der Beachtung werth findet, was nicht Jeder von sich sagen kann!« worauf der sanfte Eduard erwiderte:

»Diese Art von Beachtung will ich Dir gern überlassen; ich liebe es, wenn man mich auf andere Art schaut und auszeichnet.«

»Darin hat er Recht,« sagte van der Maaßen; »aber um nicht als Aufschneider da zu stehen, soll er sagen, wer ihn heute geschätzt und ausgezeichnet hat.«

»Ich könnte diese Forderung einfach zurückweisen,« entgegnete Rüding würdevoll; »doch habe ich kein Hehl, daß ich in mehreren anständigen Häusern war und daß ich von zwei der bedeutendsten Banquiers Kölns zu Tische eingeladen worden bin.«

»Das ist sehr glaublich,« sprach Walter trocken; »aber zu welchem Tische bist Du eingeladen? – Erinnerst Ihr Euch noch, wie er der hübschen Kammerjungfer des Banquiers Zeichenunterricht gegeben und uns weismachen wollte, daß . . . «

»Ich will Dir was sagen,« fiel ihm Rüding erbot in's Wort, »wenn Du diese ewigen Hänseleien nicht lassen willst, so trenne ich mich von Euch, so unangenehm es mir auch wegen der Anderen wäre!«

»Friede – Friede!« ermahnte Rodenberg. »Du, Walter, solltest vernünftiger sein, und Du, Rüding, solltest bedenken, daß man während des Carnevals ein freies Wort nicht übel nimmt.«

»Das thue ich auch nicht, und ich habe ihm auch noch nie etwas übel genommen; aber da er selbst kein Gefühl hat, so versteht er auch nichts von den heiligsten Gefühlen des Anderen.«

»Ganz recht,« flüsterte Rodenberg; »aber wenn Ihr so fort macht, so erscheint nächstens einer von den Gästen da hinten und hält uns eine Carnevalspredigt aus dem ff

– wo warst denn Du?« fragte er den langen Bildhauer, um den Streit der beiden Anderen zu beendigen.

»Ich habe einen eigenthümlichen Besuch gemacht,« sagte Knorx mit einem sonderbaren Lächeln, »ich war im Kloster der Capuciner, um einen Landsmann aufzusuchen, der schon ein paar Jahre die braune Kutte trägt. Das Kloster liegt in einem entfernten Stadttheile, wo man von dem Lärm, der hier herum herrscht, nicht die Spur vernimmt – ach, und es hat auf mich eine unendlich wohlthuende Wirkung ausgeübt!«

»Das ist aber keine Carnevalsstimmung,« meinte van der Maaßen.

»Nein, aber es ist ein wunderbarer Contrast, all' dieses Lärmen, dieses Gejohle, die bunten Masken an den Läden, die lachenden Gesichter wie einen tollen, gespensterhaften Traum hinter sich zurückzulassen und mit Einem Male von dem wunderbaren Frieden eines stillen Klostergartens umgeben zu sein.«

»Das begreife ich,« sagte Rodenberg – »und trafst Du Deinen Freund?«

»Ja, und er freute sich sehr, mich zu sehen; ich ließ mir von seinem Klosterleben erzählen, und es that mir über alle Beschreibung wohl, aus diesen Erzählungen heraus zu fühlen, wie glücklich und zufrieden er sei.«

»Knorx, Knorx,« warnte van der Maaßen, »nimm Dich in Acht, daß sie Dich dort nicht einsaugen – es ist mir immer, als sähe ich Dich doch noch in der Kapuze durch die Straßen ziehen!«

»Einfangen? Was einfangen! Dessen bedürfte es gar nicht, und ich habe auch sehr im Sinne auf meine Art in's Kloster zu gehen.«

»Wie so?«

»Nun, vor der Hand als Künstler, der ich ja in erster Linie bin; es fehlt den Capucinern noch für die Kirche an einem großen Crucifix, und den Auftrag dazu will mir mein Landsmann verschaffen.«

»Ah, auf die Art habe ich nichts dagegen,« sagte van der Maaßen – »und wo warst denn Du?« wandte er sich fragend an Rodenberg.

»Ich war bei einem Bekannten, der mir in seiner liebenswürdigen Art eine Platte der vortrefflichsten Austern versetzte, wobei ich noch den Vortheil hatte, daß seine pikanten, witzigen Bemerkungen Citronensaft und Pfeffer überflüssig machten, denn ich mußte unmäßig lachen, was die Verdauung mehr als alles Andere befördert. Er hatte die Freundlichkeit, mich und Euch für einen der nächsten Abende in eine geschlossene Gesellschaft Zum Hahnen einzuladen, von der ich schon außerordentlich viel Rühmenswerthes gehört und wo sich die echte kölnische Heiterkeit im schönsten Glanze entfalten soll.«

»Das ist recht,« sagte Walter eifrig, »dort mußt Du uns, auf diese freundliche Einladung hin, einführen. Das ist eine von diesen famosen kleinen Gesellschaften, wo der Wirth immer vom besten Fasse hergibt, wo die ausgetrunkenen Flaschen nicht gezählt werden, wo man die herbeigebrachten Flaschen nicht aufschreibt, sondern nur die

Propfen in einen gemeinschaftlichen Korb wirft, nach deren Zahl alsdann der Betrag der Zeche, gemäß der längst bekannten Qualität dieser Stammgäste, umgelegt wird – ich bin sehr für den Hahnen, dieses würdige Sinnbild für festsitzende Gäste, ihre Uhr, ihre Glocke; denn es wäre eine Schande, eher aufzubrechen, ehe derselbe gekräht!«

»Der Menschenstrom draußen,« sagte Knorx, der immer noch am Fenster stand, »bewegt sich lebhaft gegen die Hochpforte hin.«

»Ja, ja, wir müssen ihm folgen, wenn wir etwas sehen wollen,« meinte Rodenberg: »der Zug der Kämpfer wird vom Alten Kuhberge her anrücken.«

»Gehen wir also.«

»Mit dem Gefühle des Schiffers, der den sichern Hafen verläßt, um sich dem wogenden Meere anzuvertrauen!« seufzte der lange Bildhauer.

»Befolgt nur meinen Rath,« meinte Rodenberg, »schaut nicht so anfallend um Euch her, und wenn Jemand einen Witz mit Euch macht, so gebt ihn ihm auf die gleiche Art heim oder lacht darüber. Da aber bei der Menschenmasse draußen wir Fünf nicht wohl ungetrennt bleiben werden, so wollen wir uns für den Fall des Auseinanderkommens in einer Stunde hier wieder an der Ecke treffen – natürlicher Weise ohne alle Verbindlichkeit. Wer ausbleibt, den entschuldigt der Carneval.«

Damit verließen sie das Haus, den langen Bildhauer mit dem ernstesten Gesichte an der Spitze, und es war gerade, als ob ein kleiner Trupp Buben, die draußen standen, auf ihn gewartet hätten, denn einer rief: »Wat hätt dä

Kühl en Nas!« worauf ein Anderer mit dem Ausrufe höchster Verwunderung hinzusetzte: »Die Nas!« und ein Dritter sagte: »Größer, als dem steine Mann sing Nas!« – »Da kommt auch ein Engländer mit falschen Locken!« meinte ein Vierter, als Rüding erschien, worauf ein Fünfter hinzusetzte: »Das ist kein Engländer, das ist ein verkleidetes Mädchen – ich sehe es an den krummen Beinen!«

Der sanfte Eduard wollte empört etwas antworten, doch winkte ihm Rodenberg, zu schweigen, und zog ihn rasch vorüber, was auch das Gescheiteste war, denn so begnügten sich die jungen Spottvögel, im Chorus und sehr taktgemäß noch einmal zu rufen: »Do geht gett, do steht gett!« um sich darauf andere Schlachtopfer zu erwählen.

Die Menschenmenge hatte sich noch mehr verdichtet, doch war es leichter, mit ihr fortzukommen, da keine Gegenströmung mehr stattfand; nur unweit der Ecke von Oben Marspforten, wo Alles einen Augenblick gehemmt war, blieb Jeder unwillkürlich eine Secunde stehen, Jeder Mund lachte, und da Jeder, auf's Neue fortgeschoben, seinen Kopf noch einmal umwandte, sah dies wie ein Wirbel aus im allgemeinen Menschenstrome, denn da stand ein Orgelsmann, dem man, obgleich er vortrefflich und durchaus nicht auffallend costumirt war, doch die Mummerei ansah, neben seiner sehr interessanten, starken Ehehälfte, unter deren flatternden Haubenstreifen ein breites, unglaublich gemeines Gesicht mit unrasirtem Barte die Vorübergehenden anlachte, indem sie

sechs neue Lieder, gedruckt in diesem Jahre, feilbot, während er unermüdlich seine quiekende, verstimmte Orgel drehte und dazu mit kreischender Stimme und sehr bezeichnenden Pantomimen sang:

»Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein.«

Nach jeder Strophe unterbrach er seinen Gesang, um dem verehrlichen Publikum die demselben dunkel gebliebenen Stellen dieses berühmten Liedes so deutlich als möglich zu erklären.

Hier, an dieser Stelle, ging der sanfte Eduard seinen Freunden für eine Stunde verloren, denn Gesang und Declamationen fesselten ihn so ausnehmend, daß er sich von dem allgemeinen Strome trennte und an der Straßenecke neben dem Orgelsmanne hängen blieb, welcher die anmuthige Erscheinung des jungen Künstlers mit den blonden Locken augenblicklich für seinen Zweck benutzte und nach der nächsten Strophe mit einer sehr deutlichen Handbewegung gegen diesen ausrief: »Sehen Sie, meine verehrten Herren und Damen, das ist Heinrich, der bei seiner Neuvermählten schlief, ehe er vom Schlangengebisse gequält wurde – später sah er betrübt aus – brrr, ein anderes Bild!«

Rüding, der Hunderte lachender Augen auf sich gerichtet sah, glaubte vor Scham vergehen zu müssen und war glücklich, hinter dem Orgelsmanne entschlüpfen zu können, wodurch er allerdings der gaffenden Menge außer Augen, aber auch von seinem richtigen Wege kam.

Dies wußte er anfänglich nicht, denn auch gegen den Heumarkt fluthete eine große Menschenmenge eilig hinab, die durch Seitengassen die Hochstraße wieder zu gewinnen trachtete, und wenn er es auch gewußt hätte, so wäre er doch nicht wieder umgekehrt, weil er eine unüberwindliche Scheu fühlte, nochmals bei dem Orgelmann vorüber zu gehen, denn dieser hatte für Rüdning etwas Dämonisches in seinem Blicke gehabt, was ihn fast noch mehr durchschauert hatte, als die unpassenden Worte.

Auch den anderen Freunden war es nicht möglich, lange Zeit von dem Strome vereint dahingerissen zu werden; sie waren bald aus einander getrieben, was wohl hauptsächlich daher kam, daß zuweilen eine Reihe von fünf bis sechs jungen Leuten Arm in Arm mit unwiderstehlicher Gewalt daherströmten und so rechts und links alles Andere zwangen, sich an die Häuser zu drücken, bis jene vorüber waren. Rodenberg stieg auf eine Haustreppe, um sich nach den Gefährten umzuschauen; weit vor ihm an der Ecke stand van der Maaßen, mit seinem dicken Körper jedem Anpralle widerstehend, dort im tiefsten Gedränge kämpfte der lange Bildhauer mit einem sehr ernsten Gesichte, während Walter, der zurückgeblieben war, sich langsam von der Menge fortschieben ließ; vom sanften Eduard war natürlich keine Spur zu sehen.

Jetzt vernahm man vor sich die brausenden Klänge einer lustigen Musik; freilich konnte man noch nicht viel von dem gespielten Stücke unterscheiden, denn die

große Trommel, Triangel und Becken waren vorherrschend und wurden in ihrem Rhythmus noch verstärkt durch die Kehlen Hunderter von Buben jeden Alters, welche lustig mitmachten. »Rumbidibum – bidibumbum« und welche, als man endlich die gespielte Weise als die Nohbersch-Melodie erkannt hatte, mit einer ohrenzerreißenden Vielstimmigkeit und mit pantomimischen Anspielungen auf Vorübergehende und Begegnende aus dem bekannten Texte die Worte sangen:

»Süch ens geng, do geiht de Gans,
Kick, et Minchen, hee elans!
Spreiz sich nit dä domme Puut
Ob vun Huffath we een Schruut?
Och, it lick och schwatzen Hunger
För dä Putz un Stoht zo Huus.
Süch ens, wat dä Jussep unger
Knüs'lig küt eruus!«

Rodenberg hatte sich zu van der Maaßen durchgearbeitet, welcher behauptete, es werde ihm ganz schwindelig bei dem Lärmen, und der sich ganz glücklich fühlte, als ihn nun sein Freund unter den Arm nahm, um, mit der massigen Gestalt des guten Employés halb rechts marschierend, den Menschenstrom vor sich zu durchbrechen und rascher vorwärts zu kommen; dies gelang ihnen auch nach verzweifelten Anstrengungen, und so erreichten sie den Waidmarkt, als der Zug der Kändler von der Severinstraße heraufkam, voran eine große Fahne,

die Schellenkappe im weißen Felde, dann ein zahlreiches Musikcorps und hinter demselben, die bunte Kappe auf dem Haupte, zu Zwei und Zwei Arm in Arm daherkommend, mit großem Ernst und vieler Würde stattliche Gestalten aus allen Kreisen der soliden kölnen Bürgerschaft: Banquiers und Handelsherren, Künstler, Beamte und Handwerker, Leute, deren Unterschrift auf allen Wechselplätzen Europa's gekannt und respectirt wird, umsichtige Geschäftsmänner, die es sehr übel vermerken würden, wenn ihnen im gewöhnlichen Leben durch eine Nachlässigkeit, durch Mangel an Umsicht oder durch müßiges Geplauder ein Pfennig verloren ginge oder eine kostbare Minute gestohlen würde, die sich aber heute, am Carneval, im Verbande des heiteren Geckenthums nichts daraus machen, einige Stunden bei diesem Umzuge zu verlieren.

Obgleich es am hellen Tage war, so war doch der ganze, lange Zug auf beiden Seiten von Leuchtenträgern mit brennenden Laternen begleitet, die es sich angelegen sein ließen, ihre Herren auf gefährliche Stellen in der Straße oder wo Gassen zu passiren waren, aufmerksam zu machen, und welche nebenbei sich und das zuschauende Publikum mit den originellsten kölnen Witzen belustigten. Häufig sprang einer dieser Leuchtenträger in das Reich der Zuschauer, diesem oder jenem in das Gesicht leuchtend, um einen Bekannten zu erkennen, und sobald dies geschehen, seines Irrthums wegen um Verzeihung zu bitten. Auch kam es nicht selten vor, daß Jemand, der

sich unter der Menge rechts und links an der Straße unbemerkt glaubte, von dem scharfen Auge eines Käckplers erkannt und sofort durch die Laternenmänner zum Mitziehen requirirt wurde.

Welche Menschenmenge, die hier die ziemlich breite Straße bedeckte! Dicht an die Häuser gedrängt, standen sie Kopf an Kopf und konnten doch kaum auf diese Art Platz lassen für den langen Zug, der sich mit den bunten Kappen und den brennenden Laternen zu beiden Seiten wie eine schillernde Riesenschlange zwischen den uncostumirten Zuschauern hinwand; dabei wurde den beiden Seiten mit der Hand, mit dem Hute, mit der Mütze gewinkt und mit weißen Taschentüchern aus den zahllosen Fenstern der Häuser, von wo blühende Mädchengeichter heiter lachend den Käckplern zuschauten, hier einem Bekannten eifrig zunicke, dort selbst bemerkt und durch das Zuwerfen einer Kußhand freundlich begrüßt werdend.

Dazu die rauschende Musik, der begleitende Gesang der Straßenjungen, ihr gellendes Juchhe und Hallo – es war in der That ein überwältigender Lärm, und als der Zug vorüber war, den eine originelle Musik schloß, bestehend aus einer Geige, einer Trompete and einer großen Trommel mit nur Einem Fell, welche mit einer leeren Flasche geschlagen wurde, mochte weder Rodenberg noch van der Maaßen dem dichten Gedränge folgen, sondern sie schlugen eine Seitengasse ein, die sie nach wenigen Schritten schon in ein so stilles Quartier führte, daß man

hätte glauben können, an einem ganz anderen Orte zu einer ganz anderen Zeit zu sein.

»Das greift die Nerven an,« meinte der dicke Employé; »man muß den Höllenspectakel hier gewohnt werden, ehe man, ohne müde zu werden, mitthun kann.«

»Man darf nur nicht Zuschauer bleiben,« entgegnete Rodenberg; »wenn Du am Ufer stehst und den Strom dahinfließen siehst, so ist Dein Auge bald von der immer gleichen Strömung ermüdet, wirfst Du Dich aber in die Wellen, um mit kräftigem Arme zu rudern, so genießest Du mit wachsender Lust.«

»Für jetzt ziehe ich indessen das stille Ufer dem brausenden Strome vor und kann Dich versichern, die ruhige Physiognomie dieser alten Häuser mit gar keinem Kopfe an den Fenstern thut mir über alle Beschreibung wohl – würdest Du mir obendrein eine Deiner vortrefflichen Cigarren anvertrauen, so könnte ich sagen, ich befände mich in einem Zustande, der nichts zu wünschen übrig läßt.«

»Dazu will ich gern das Meinige beitragen; hier ist eine echt sein sollende Havannah, die ich vorhin gekauft und welche nicht ganz schlecht aussieht – doch kannst Du mir dagegen auch eine Bitte erfüllen.«

»Mit Vergnügen, du weißt, daß ich immer für Dich bereit bin – edler Cigarrenspender!«

»Mein Wunsch hängt eigentlich mit der in keiner Verbindung; es ist vielmehr eine Verpflichtung, die auf mir lastet und zu deren Erfüllung ich Deine Hülfe gebrauche.«

»Sprich, mein Lieber; Deine Cigarre ist wirklich vorzüglich, und ich bin milde gestimmt.«

»Es handelt sich um das gastliche Haus, wo wir eingekehrt sind, und ich möchte der Besitzerin desselben irgend eine kleine Erkenntlichkeit beweisen; da habe ich denn gedacht, ich zeichne ihr ein paar Blätter aus dem Carnevalsleben. Rüding muß ebenfalls etwas thun, auch Walter und Knorx. Wenn Du nun dazu ein Titelblatt machen wolltest in Deiner zierlichen Arabesken-Manier, irgend eine Schlußvignette, so hätten wir ein hübsches Album bei einander – was meinst Du dazu?«

»Das ist eine gloriose Idee und bin ich mit Vergnügen bereit; da ich aber, *que employé du honorée maison Beauvillard et Compagnie*, höchstens bis zum Dienstag Abend hier bleiben kann, so wollen wir uns gleich an's Geschäft machen; wenn ich nicht irre, sind wir nahe bei Deinem Hause.«

»Ganz nahe, dort ist schon die Rheingasse.«

»Hast Du etwas Handwerkszeug?«

»Ich habe alles Nöthige mitgenommen.«

»Gut denn, gehen wir hinaus. Aber die Kerls, die wir in's Café bestellt? Lassen wir die denn im Stiche?«

»Die Bestellung galt ausdrücklich ohne Verbindlichkeit, denn es ist nicht möglich, sich in den Carnevalstagen so gar bestimmt an Ort und Stunde zu binden.«

Vor der Hausthür angekommen, öffnete sich diese geräuschlos auf den leisesten Schlag des Klöpfers, und dann empfanden die beiden Künstler mit außerordentlichen

Behagen die Annehmlichkeit des erwärmten Treppenhauses so wie ihres comfortablen kleinen stillen Salons, in dessen Kamin ein lustiges Feuer brannte.

»Angenehmer wäre es wahrhaftig,« sagte van der Maaßen, »sich jetzt in einem dieser kleinen, weichen Fauteuils in süßem Nichtsthun zu dehnen – doch ist dies nur eine einfache Vorrede; an dem Eifer, mit welchem ich sogleich das Titelblatt entwerfen werde, sollst Du meine Freundschaft für Dich und Deine nicht genug zu schützende Anverwandte ermessen.«

Nach diesen Worten suchte er sich unter dem Vorrathe Rodenberg's ein passendes Papier aus, und Beide fingen mit einer Emsigkeit zu zeichnen an, als säßen sie wie vordem auf ihrer Stube im Reichsapfel, um eine Bestellung aus leicht begreiflichen Gründen so schnell als möglich fertig zu machen.

Als es anfang, zu dämmern, hatte Rodenberg Lichter angezündet und Beide darauf ihre Arbeit fortgesetzt. Die Uhr schlug Fünf, dann halb Sechs, und jetzt erst warf Rodenberg den Bleistift aus der Hand und sagte, auf das Zifferblatt blickend: »Meine Anverwandte hat mich auf sechs Uhr zum Essen befohlen – gern würde ich Dich mit hinüber nehmen, doch müßte ich Dich zuerst vorgestellt haben; auch bin ich überzeugt, daß Du um ein Uhr der *Table d'hôte* im Mainzer Hofe alle Ehre angethan hast.«

»Das ist selbstredend; aber da Du in diesem Hause ein Tischchendeckdich zu haben scheinst, so sieh', ob Du mir einen Kaffee verschaffen kannst – ich arbeite alsdann gemüthlich weiter, bis Du wieder kommst.«

»Ich bin überzeugt, daß der freundliche Haushofmeister Dir einen Kaffee mit einem Tröpfchen Cognac auf meine Bitte bringen läßt,« erwiderte Rodenberg, vor dem Spiegel stehend und beschäftigt, seinem krausen, blonden Haare einen ordentlichen Scheitel aufzwängen. – So, jetzt rasch in den Frack geschlüpft und . . . «

»Der Schmetterling ist ausgeschlüpft,« lachte van der Maassen – »Du bist doch ein glücklicher Kerl!«

»Wie so?«

»Nun, wer von der Natur so gut behandelt ist, wie Du, ist auch glücklich zu schätzen. Wir haben jetzt Beide die gleiche Zeit gearbeitet, und wenn ich mich nun zu einem feinen Diner parat machen sollte, so brauchte ich wenigstens eine Stunde. Mein Haar ist in Unordnung, der Bleistiftstaub ist mir bis hoch hinauf in die Aermel gefahren, und wenn ich nicht der unteren Partie meines Körpers durch ein Paar ausgezeichnete Lackstiefel einiger Maßen nachhelfe, mein Haupt dem Friseur anvertraue, kurz, eine vollständige Toilette mache von unten bis oben, so bin ich nicht präsentabel. Du aber fährst ein Bischen durch die Haare, klopfst mit einem Handtuche den Staub von Deinen Stiefeln, spülst die Finger ein wenig ab und bist, nachdem Du den Frack angezogen, wie aus einem Ei geschält – das nenne ich ein Glück!«

»Ja, wenigstens erspart man viel Zeit dadurch,« erwiderte Rodenberg, indem er einen flüchtigen Blick in den Spiegel und dann auf die Uhr des Kamins warf, welche

fünf Minuten vor Sechs zeigte. – »Adieu, van der Maaßen – ich denke, das Diner soll nicht viel über eine Stunde dauern, vielleicht finde ich Dich noch!«

»Wohl möglich, wenn Du nämlich meinen Kaffee und das versprochene Tröpfchen Cognac nicht vergessen willst!«

»Sei unbesorgt!«

In dem kleinen, hübschen Salon, welcher die Appartements des Doppelhauses mit einander verband oder, wenn man will, von einander trennte, wurde gespeist, nachdem die Herrin des Hauses im Beisein Don Jose's in einem kleinen anstoßenden Gemache ihren Gast empfangen. Rodenberg hätte gewünscht, daß dieser Empfangsalon so weit als möglich von dem Eßzimmer entfernt gewesen wäre; denn als einziger und deßhalb vornehmster Eingeladener durfte er sich ja erlauben, Juanita seinen Arm anzubieten, hier leider ein kurzes Glück – aber immerhin ein Glück, und es durchschauerte ihn eigentümlich, als sie ihre kleine Hand auf seinen Arm legte, als er das unbeschreiblich selige Gefühl hatte, sie sei ihm so nahe wie nie zuvor, als er den elastischen Druck ihres seidenen Gewandes spürte, als der süße Hauch ihres Mundes, während sie mit ihm sprach, flüchtig seine Wange berührte – ach es war nur der Zeitraum einer halben Minute, aber er vergaß ihn nie in seinem Leben!

Das Diner zu drei Gedecken war einfach, aber ausgesucht, wenige Gänge, aber Alles vortrefflich zubereitet und mit der höchst angenehmen Ruhe und Pünctlichkeit

servirt, wie man sie in vornehmen und anständigen Häusern findet.

Der würdige Haushofmeister, welcher, nebenbei gesagt, für van der Maaßen auf's bereitwilligste gesorgt hatte, stand während des Diners neben dem Buffet und gab den Dienern, wo es nöthig war, eine Anweisung, aber nur durch eine kaum merkliche Bewegung mit der Hand oder durch einen Wink der Augen.

Anfänglich hatte es Rodenberg überrascht, daß der alte Mann Don Jose mit der Benennung *Monsieur le Comte* anredete und zu Juanita Comtesse sagte; doch bald fand er dies schon durch die glänzende Umgebung vollkommen gerechtfertigt und würde sich sogar im Verlaufe des Diners nicht gewundert haben, wenn der Haushofmeister ihn selbst mit *Monsieur le Baron* angesprochen hätte.

Dabei war es eigen, wie der Haushofmeister in verschiedener Betonung zu den Beiden sprach; zu Don Jose in einem ruhigen und höchst ehrerbietigen Tone, zu Juanita mit einem Ausdrucke von Verehrung, die aus jedem seiner Worte klang, ja, sogar aus seinen Blicken leuchtete. Begreiflicher Weise wandte sich die Unterhaltung bei Tische, nachdem der Carneval so gründlich als möglich besprochen war, durch eine natürliche Ideenverkettung auf das Künstlerfest des vergangenen Sommers und damit auch auf die Stadt, wo Conchitta lebte.

»Ich werde nächstens mit Mercedes wieder zanken müssen,« sagte Juanita zu ihrem Oheim, »daß die Beiden so gar wenig von sich hören lassen. – Sahen Sie meine

Schwester zuweilen in der letzten Zeit?« wandte sie sich mit einer raschen Bewegung gegen Rodenberg.

»Nur ein einziges Mal,« entgegnete dieser mit einem leicht verständlichen Lächeln, »und auch dieses eine Mal nur durch Zufall; ich besuchte meinen Freund Schmitz oder vielmehr dessen Mutter aus Anlaß des Jahreswechsels und hatte dann das Glück, Sennora Conchitta zu sehen.«

»Es geht ihr gut? Sieht Sie wohl aus?«

»Ich kann das Gegenteil nicht behaupten – eine blühende Farbe hat meine verehrte Collegin nie, und der Ernst, welcher meistens ihre Züge überschattet, dämpft die sonst so jugendliche Frische ihres Gesichtes.«

»Ja, ja, sie wird förmlich düster und melancholisch in dieser kleinen Umgebung – sie muß bei uns leben – ich habe deßhalb wiederholt an Mercedes geschrieben. Du bist doch meiner Ansicht, Jose?«

»Vollkommen,« erwiderte der gravitatische Spanier; »aber meine Ansichten kommen bei Dir und bei Deiner Schwester nicht immer zur Geltung.«

»Von mir kannst Du doch wohl so etwas nicht sagen,« meinte die Sängerin lächelnd, ich bin so folgsam und so nachgiebig, als nur möglich!«

»Deinem eigenen Willen allerdings, oder wenn ich mit Deinen Phantasien zufällig einmal harmonire – denk an den bevorstehenden Carneval; Du wirst mit Herrn Rodenberg gesprochen haben, und er muß mir Recht geben!«

»Pfui, Oheim, auf diese Art gegen mich zu conspiriren! – Doch gehen wir darüber hinweg. Herr Rodenberg soll mir eine wichtige Frage beantworten: Was ist aus Ihrem schönen Pudel geworden – hat ihn meine Schwester noch?«

»Ja, mein Fräulein, er hat das glückliche Loos, bei Sennora Conchitta sein zu dürfen!«

»Warum nennen Sie dieses Loos glücklich?« sagte sie mit einem Aufleuchten ihrer Blicke.

»Weil Sennora Conchitta ihn mit außerordentlicher Sorgfalt und Freundlichkeit behandelt.«

»Ich finde es vollkommen begreiflich, ein so schönes und kluges Thier – und hatte er es bei Ihnen nicht eben so gut?«

»Nicht so ganz, um ehrlich zu reden, wie es meine Gewohnheit ist; ich kaufte ihn seiner Schönheit wegen und weil es einmal eine Zeit lang Mode war, daß wir jungen Leute Hunde bei uns hatten. Als das, wie so Vieles, vorüberging, wurde Figaro der beständige Gesellschafter meines kleinen Dieners Rafael, der dessen Erziehung auf eine außerordentliche Art vollendete.«

»Richtig, richtig,« rief Juanita mit herzlichem Lachen, »dabei fällt mir unser weiser Zwerg ein – was macht Rafael? Ich hatte gehofft, Sie würden ihn mitbringen!«

»Ich wäre nicht so unbescheiden gewesen, auch wenn sich Rafael noch bei mir befände; doch hat er meinen Dienst verlassen.«

»Schade – und warum? Es war das ein intelligenter Bursche, ein Kopf von besonderen Fähigkeiten; wie leicht

begriff er die Rolle, die ich ihm einstudirt und wie vor-
trefflich führte er sie aus!«

»Natürlich, bei einer solchen Lehrerin!« konnte sich Rodenberg nicht enthalten, zu sagen. »Aber Sie haben Recht, Rafael ist einer Ausbildung fähig, und da ich das überhaupt einsah, so verhalf ich ihm zu einer Stelle in einer Buchhandlung, wo er es beim Lesen guter und schlechter Bücher weit eher zu etwas bringen kann, als beim Putzen der Palette und Pinsel eines armen Malers.«

»Glauben Sie nicht, daß er Talent zum Zeichnen hat?«

»Ja und Nein. Ich glaube, Rafael würde in einer Reihe von Jahren im Stande sein, ein Bild zu empfinden, vielleicht es auch im Kopfe zu componiren – mein Freund Walter behauptet es wenigstens . . . «

»Ah, der Drache Griesgram!«

»Derselbe – doch würde es seine Hand nie so weit bringen, um eine solche Composition nur halbwegs erträglich auf die Leinwand zu werfen. Ich habe viele Collegen, denen es gerade so geht, und bin selbst gewisser Massen im gleichen Falle; an Farbensinn fehlt es mir so wenig, daß selbst bewährte Künstler in dieser Richtung meine Meinung einholen, ja, daß ich augenblicklich den kleinsten Mission an den Bildern Anderer entdecke, ohne im Stande zu sein, bei meinen Compositionen die richtige Farbe anzuwenden.«

»Die Bescheidenheit spricht aus Ihnen, mein lieber Herr Rodenberg,« sagte Don Jose; »wer solche Bilder so farbenreich und gewählt in Wirklichkeit zusammenstellen kann, wie Ihr Zug des wilden Jägers, dem muß es

doch noch viel leichter werden, ein Bild in gleicher Gluth und Lebendigkeit auf die Leinwand zu werfen.«

Der junge Maler verbeugte sich für das ihm gespendete Compliment dankend, doch gab er darauf zur Antwort: »Ich bin durchaus nicht bescheiden und möchte das, was an meinen Arbeiten allenfalls gut ist, weder von mir, noch von Anderen geläugnet wissen, muß aber, um auch gegen mich gerecht zu sein, bei meiner Behauptung bleiben, daß es mir zum Malen in gewisser Beziehung an dem richtigen Farbensinne gebricht, oder wenn ich mich anders ausdrücken darf, ich kann das, was mir vorschwebt, nicht in solchen Tönen auf der Leinwand festhalten, wie es vielleicht meiner Phantasie vorschwebt. Was nun jenen Maskenzug anbelangt, den Sie zu erwähnen die Freundlichkeit hatten, so ist das ein gegebenes farbiges Material, und aus so einem getraue ich mir schon die richtige Zusammenstellung zu machen.«

»Ah, ich verstehe Sie jetzt,« gab der Spanier zur Antwort, »Sie haben das Talent des Componirens und Zeichnens – gewiß – gewiß in hohem Grade, und dabei einen so ausgebildeten Farbensinn, daß Sie im Zusammenstellen eines vorhandenen Materials nicht irre gehen.«

»Ich getraue mir zu, dies zu bestätigen,« versetzte Rodenberg und fügte mit einer lächelnden Verbeugung gegen Don Jose hinzu: »Wenn Sie bei irgend einem Hofe oder sonst bei einem phantasiereichen, großen Herrn eine Stelle für mich wüßten, den eben erwähnten Fähigkeiten angemessen, so glaube ich, daß Sie mit Ihrem Empfohlenen keine Unehre einlegen werden, und nicht

nur wäre ich verwendbar für Maskenaufzüge, Theater-
vorstellungen, lebende Bilder und dergleichen, sondern
ich würde mir auch getrauen, den Entwurf eines Palastes
richtig zu beurtheilen, so wie die Anlage eines Gartens zu
projectiren und auszuführen.«

»Das ist vortrefflich,« rief die junge Sängerin, indem
sie heiter ihre Hände zusammenschlug, »ich werde Ro-
denberg seiner Zeit bei mir anstellen!

»In der That, ich wüßte mir kein schöneres Loos, mein
Fräulein!«

»Du kannst doch nicht eine Viertelstunde lang bei ei-
ner Sache ernsthaft bleiben!« sagte Don Jose in einem
verweisenden Tone.

»Ich mache durchaus keinen Scherz,« erwiderte Jua-
nita, ohne ihrer Heiterkeit Einhalt zu thun; »ich denke
an meine Erbschaft und an das große Schloß mit den
prachtvollen Parkanlagen, das ich bei Granada bauen las-
sen will – meinen Künstlerhof.«

»*Un château en Espagne,*« bemerkte Don Jose achsel-
zuckend; »man übersetzt das im Deutschen, glaube ich,
mit Luftschloß.«

»Spotte nur, Tio Jose – wüßte ich nur Alles so genau,
als daß wir unseren Proceß gewinnen und als daß ich
meinen Künstlerhof bei Granada bauen werde – ah, er
soll schön werden, neben oder ein wenig oberhalb der
Xeneralifa, die ich als Zuthat zu kaufen gedenke! Dieses
wunderherrliche kleine Feenschloß aus weißem Marmor,

im edelsten maurischen Styl, halb verborgen, schneeweiß hervorschimmernd aus dem dunkeln Grün des Lorbeers und der Cypressen, mit der großartigen Aussicht auf die Alhambra, auf das herrliche Granada und das Thal des Xenil – wäre das nicht prächtig?«

»Eine bezaubernde Aussicht in jeder Beziehung,« sagte Rodenberg lächelnd – »und beim Bauen dieses Feenpalastes würden Sie an mich denken?«

»Gewiß, gewiß – auch beim Bauen meines Zauberpalastes werde ich Ihrer gedenken.«

Obgleich sie über das Wörtchen ›auch‹ im vorigen Satze leicht hinweggeglitten war und es nur wie einen Hauch ausgesprochen hatte, so war es doch seinem scharfen Ohre nicht entgangen und hatte ihn mit Entzücken erfüllt; doch war es ihm nicht möglich, an dieses Wort irgend eine Bemerkung zu knüpfen, die sie vielleicht verstanden und ihm zurückgegeben hätte; denn jetzt, nachdem Juanita auf ihr Lieblingsthema, den Bau ihres Künstlerhofes, gekommen war, plauderte sie über dieses Project mit einer reizenden, kindlichen Natürlichkeit und ohne einen Einwurf zu hören oder genügend zu beantworten. Wie ein Schmetterling um duftende Blumen, so flogen ihre Worte um Spaniens Perle des Glanzes und echter Ritterlichkeit, um Granada herum, erzählend, beschreibend, prüfend und wieder verwerfend. Und ihre kleinen Finger machten es im gleichen Augenblicke eben so um die Früchte des aufgestellten Desserts, indem sie süße Datteln, saftige Feigen und goldglänzende Orangen nahm und ihre beiden Tischgenossen damit versorgte.

Endlich machte sie gegen Rodenberg eine freundliche Verbeugung, reichte ihrem Oheim die Hand und sprang dann so hastig auf, daß der alte Haushofmeister kaum Zeit hatte, ihren Stuhl zurückzuziehen, worauf sie an den Kamin trat und eines ihrer zierlichen kleinen Füßchen auf die eiserne Stange vor der helllodernden Glut stellte.

»Onkel Jose war so unvorsichtig,« sagte sie nach einer längeren Pause, während welcher sie ihre leuchtenden Blicke in die spielenden Flammen versenkte, »Briefe, die er für hier hatte, abzugeben, und nun ist die Folge davon, daß ich für heute, für morgen, für übermorgen Einladungen habe, die ich leider nicht ablehnen kann – was machen Sie?« wandte sie sich an Rodenberg.

»Ich suche später meine Freunde auf, um mit ihnen vielleicht in ein paar kleinen, originellen Wirthshäuschen etwas von der Physiognomie der Stadt in diesen Tagen des Carnevals zu sehen.«

»Und darüber erzählen Sie mir morgen, nicht wahr?«

»Gewiß, mein Fräulein.«

»Ach, wenn ich doch ein Bube wäre und mit Ihnen herumziehen könnte, wie würde mich das amusiren – und könnte mich jetzt schon maskiren und mit Ihnen ziehen,« setzte sie mit einem neckischen Blicke auf Don Jose hinzu, »wenn ich nicht einen gar so bösen Oheim hätte, der über solche Extravaganzen, wie er es nennt, bedeutend den Kopf schüttelte.«

Der Bediente brachte den Kaffee und der Haushofmeister eine kleine silberne Schale mit Papier-Cigarren, von denen Juanita eine nahm, sie aufdrehte und dann wieder

fester zusammenwickelte, ehe sie dieselbe an Rodenberg gab; dann machte sie eine auf gleiche Art für Don Jose zurecht und zuletzt für sich.

»Ach, es ist ein so gar kurzes Vergnügen um diese Cigarritos, sie brennen so rasch und sind schon nach wenigen Zügen zu Ende!«

Juanita ließ den glimmenden Rest der ihrigen mit einem nachdenklichen Blicke in die Kohlen fallen, wobei sie einen Athemzug that, der wie ein leichter Seufzer klang; dann erhob sie rasch ihre großen, glänzenden Augen gegen den jungen Maler, sah ihn eine Secunde lang warm und durchdringend an, worauf sie ihm ihre Rechte reichte, welche an seine Lippen zu führen er nicht unterlassen konnte.

»Gute Nacht, mein lieber Freund – Sie werden doch morgen früh nach uns sehen?«

Rodenberg fand es für besser, sich mit einer stummen Verbeugung zu begnügen, ja, seine Lippen fest auf einander zu pressen, um denselben nicht vielleicht übersprudelnde Worte entquillen zu lassen; sein Blut wallte, sein Herz schlug heftig. Hatte er doch einen leisen Druck ihrer seinen Finger gefühlt, ehe diese seiner Hand entglitten! – Und wie sie schön war, als sie neben ihm stand, an den Kamin gelehnt – die schlanke und doch so prächtige Gestalt, und wie sie ihn angeschaut, so seltsam, wie schläfrig, wie träumend!

Rodenberg machte noch eine Verbeugung gegen Don Jose, der ihm seine Hand entgegenstreckte, und dann

war er froh, daß der Haushofmeister so freundlich war, ihm die Thür zu öffnen.

Draußen hätte er laut aufjauchzen mögen in der Erinnerung an den eben vergangenen Augenblick; er fühlte sich wie berauscht von ihren Blicken, von ihren Worten: ›Spanien und Granada, der Künstlerhof und die Xeneralfifa, südlicher Himmel und südliche Sonne, der Glanz von Orangen und ihr herrlicher Duft!‹ Alles das hatte ein Zaubernetz um seine Sinne gewoben. Er dachte nicht mehr daran, daß ja der Carneval begänne; er nahm Alles für echtes, wirkliches Leben, und während er so durch die alterthümliche Hausflur dahinschritt, kam er sich vor wie Don Arthurio, von dem Balkone seiner Geliebten kommend, liebend und geliebt – glücklich, siegesgewiß, zu allen Tollheiten aufgelegt, in übermüthiger Laune!

Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tambourin-Geklirr,
Heut' Abend will ich serenaden,
Daß fluchen sollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

XXIX. WER SPRICHT DA NOCH VOM FRIEDEN?

So war denn der Donnerstag vor Carneval, die Weiber-Fastnacht, herangekommen, und unsere Freunde hatten sich früher als gewöhnlich um ihren Kaffeetisch versammelt, um nach einigen Stunden Arbeit nicht zu spät aufzubrechen und von diesem festlichen Tage nichts zu verlieren.

Was diese Arbeit anbelangt, so wird sich der geneigte Leser erinnern, daß Rodenberg und van der Maaßen damit begonnen hatten, ein paar Blätter zu zeichnen, welche man in der Form eines Albums und als Zoll der Dankbarkeit bei der Abreise der freundlichen Wirthin übergeben wollte. Der würdige Employé hatte ein hübsches Titelblatt entworfen, dessen Idee etwas Verwandtes hatte, mit der Sage vom Dornröschen, nur daß es hier eine kleine Waldfee war, die, umgeben von den phantastischsten Ranken, im wirrsten Dickicht schlief, während wie eine Fata Morgana hoch in der Luft die Fahnenburg in schwachen, wolkenähnlichen Umrissen sichtbar war. Rodenberg hatte ihm den Gedanken dazu gegeben und auch den Kopf der Fee gezeichnet. Er selbst hatte mit Wasserfarben die Scene gemalt, wo der Zwerg dem wilden Jäger das Jagdhorn überreicht, und zwar den Augenblick, wo er das kostbare Geschenk mit einem dankbaren Blicke an seine Brust drückte.

Daß Walter, Knorx und Rüding ebenfalls gern bereit waren, das Ihrige zu dem Album beizutragen, verstand sich ganz von selbst – und so malte denn der Erstere eine Copie seines großen Bildes, die heilige Cäcilie, während Knorx mit seiner etwas schweren Hand den Apostel Petrus, den er so oft in Holz geschnitzt, darzustellen versuchte. Der sanfte Eduard war am längsten mit sich zu Rathe gegangen über den Vorwurf seines Aquarells und hatte schon allerlei unfruchtbare Ideen preisgegeben, unter denen ihm die Wahl schwer wurde; so eine Scene aus

der gewissen Soirée beim Prinzen Heinrich, wo die Dame in Lila eine Rolle gespielt hätte, oder er wollte sich selbst als Liebesgott darstellen, wie der abgeschaffene Pfeil, vom Busen eines hübschen Mädchens abprallend, in sein eigenes Herz zurückführt; doch hatte er bei einem jedesmaligen Kopfschütteln Walter's seinen Bleistift mit der Frage niedergelegt: »Und warum nicht, findest Du meine Idee nicht vortrefflich?«

»Ich müßte lügen, wenn ich Dir das zugeben wollte,« brummte der alte Maler; »was geht es eine fremde Dame an, ob Dein unbedeutendes Herz von einem Liebespfeile getroffen wurde oder ob Du Dich in einer Soirée blamirt! Male etwas aus der Gegenwart – schau' um Dich her, auf der Straße huscht in diesen Zeiten ein Bild nach dem anderen an Dir vorüber.«

»Er soll den Orgelspieler malen,« meinte van der Maaßen, »von dem er uns erzählt und vor dem er gestern Reißaus genommen.«

»Hm,« meinte Rüding, »es wäre nicht so übel; damit jage ich vielleicht diesen verfluchten Kerl aus meinem Kopfe heraus, wo er sich mit seinem gemeinen Gesichte und seinen herausfordernden Augen gespensterhaft festgesetzt hat.«

»Ja, ja,« sagte Walter, »es ist dies ein ganz richtiges Mittel und kann eine gute Skizze des kölner Carnevalslebens werden; fange nur gleich an, und um Dich in der richtigen Stimmung zu erhalten, werde ich Dir alle Verse des treulosen Heinrich vorsingen.«

»Nun, das muß ich mir alles Ernstes ausbitten,« erwiderte der sanfte Eduard in gereiztem Tone –, »ein solches Gedudel könnte ich brauchen, um meine Gedanken zu sammeln!«

»Ja, laß ihn, laß ihn,« ermahnte Rodenberg – »es ist dies überhaupt kein Lied, das man in der Wohnung einer alten Dame singt, bei der man zu Gast geladen ist!«

»Höre Du,« erwiderte Walter, ihn mit einem eigentümlichen Blicke anschauend, »was Deine Anverwandte, die alte Dame betrifft, so wollen wir lieber darüber stillschweigen; ich glaube, Du bist ein Seelenverkäufer und hast uns in die Wohnung der Circe geführt!«

»Wer war die Circe?« fragte Rüding, ohne gerade viel dabei zu denken.

»Die Circe war eine griechische Jungfrau aus guter Familie,« gab Rodenberg rasch zur Antwort, um von der Bemerkung Walter's abzulenken, »die junge Leute, welche sich leichtsinniger Weise bei ihr eingefunden, in garstige Schweine verwandelte.«

»Walter braucht sich also nicht zu fürchten!« sagte der sanfte Eduard, indem er emsig fortzeichnete.

»Und auch Du nicht, unreifes Spanferkel!«

»Walter, wie bist Du heruntergekommen,« sagte Rüding – »bedienst Dich der Retourkutschen! Pfui, den schlechten Witz möchte ich nicht um eine ganze Million gemacht haben!«

»Ich auch nicht,« pflichtete van der Maaßen bei; »ich nicht um ganz Persien mit Astrachan!«

Der alte Mann zuckte gleichgültig die Achseln, dann trat er auf die andere Seite Rodenberg's, und während er sich tief auf dessen Zeichnung hinabbeugte, wie um sie genauer zu betrachten, flüsterte er ihm zu: »Du bist in der That ein verrätherischer Kerl!«

»Wie so?«

»Gestern Abend,« fuhr Walter fort, »kam ich gegen acht Uhr hieher, und da hielt vor dem Nebenhause ein Wagen mit brennenden Laternen; da sich im selben Augenblicke die Hausthüre öffnete, so blieb ich unwillkürlich stehen.«

»Die Thür des Nebenhauses, sagtest Du doch?«

»Allerdings, des Nebenhauses. Diese Thür wurde geöffnet und eine Dame trat heraus, gehüllt in einen Pelz und in eine Capuze, die sich weich um ihren Kopf legte. Als sie auf die Treppe heraustrat, wurde sie heller von den Wagenlaternen bestrahlt, und ich sah, daß die Dame ein junges, schönes Mädchen war, die . . . «

»Nun – dies – Was soll's denn?«

»Die ich vor Kurzem noch gesehen.«

»Ei, das wäre interessant!« rief Rodenberg mit erkünsteltem Erstaunen. »Und im Nebenhause, sagst Du?«

»Ja, Heuchler, im Nebenhause. Und weißt Du, wer die junge, schöne Dame an ihren Wagen brachte und den Schlag hinter ihr schloß?«

»Davon habe ich keine Idee.«

»Nun, so will ich Dir's sagen – derselbe alte, würdige Herr, der uns neulich Abends empfing.«

»Das ist erstaunlich, und im Nebenhause, sagst Du?«

»Ja, im Nebenhause,« fuhr Walter in trockenem Tone fort, »im Nebenhause, das allerdings eine eigene Treppe hat, aber doch mit dem, was wir bewohnen, zusammenhängt.«

»Glaubst Du wirklich?« fragte Rodenberg lachend, und setzte gleich darauf mit leiser Stimme hinzu: »Du glaubst es also in der That – vermuthest ein Geheimniß dahinter?«

»Etwas der Art!« brummte der Andere.

»Es ist auch ein Geheimniß, vor der Hand aber nicht mein Geheimniß allein, sonst hätte ich es Dir gewiß schon mitgetheilt – Du wirst es auch erfahren, aber schweige vor den Anderen!«

Walter betrachtete seinen Freund kopfschüttelnd eine kleine Weile, dann sagte er in sehr nachdenklichem Tone: »Sei es, wie es sei, Rodenberg, Du bist ein verfluchter Kerl; doch wünsche ich Dir alles Glück zu Deinem Abenteuer!«

»Wenn ich Deinen Wunsch annehme, so glaube Du dagegen meiner Versicherung, daß es sich hier nicht um ein Abenteuer in Deinem Sinne handelt!«

Rodenberg hatte die letzteren Worte, ohne zu wollen, lauter gesprochen, so daß van der Maaßen aufblickte und die Frage stellte: »Was für ein Abenteuer – *quoi pour un aventure?*«

»Er hat zufällig auf der Straße eine Bekannte wiedergesehen,« gab Walter in gleichgültigem Tone zur Antwort.

»Apropos, um von Bekannten zu reden,« warf Rüding nach einer kleinen Pause ein, »so habe auch ich einen gesehen – unsern Freund Nebelmüller.«

»Du allein – hast ihn doch nicht besucht?«

»Nein, nein, das wäre gegen die Abrede gewesen, da wir ja heute gemeinschaftlich hingehen wollen; aber als ich durch jenen unangenehmen Orgelskerl von Euch weg kam . . . «

»Als Du vor ihm flohst oder flochtest!« kicherte van der Maaßen.

»Meinetwegen, wie Ihr wollt; das Gedudel wurde mir nachgerade zu arg und ich war froh, in eine stille, lange und ziemlich dunkle Straße zu gelangen. Unter den ernstesten Häusern, die mich, den einsam Wandelnden, fast traurig anblickten, war eines, das förmlich trübselig aussah. Das Schild über der finstern Hausthür zeigte eine Papierhandlung und Lithographie an, und diese Handlung im Parterrestock war in einem großen, gewölbten Raume, dem ein einziges schmales Fenster Licht und Luft gab – ein trauriger, melancholischer Aufenthalt – denn obgleich draußen noch die Sonne über Berg und Thal schien, so hatte man hier doch schon Licht angezündet, Es war eine rauchige Lampe, die auf dem Ladentische stand und bei deren Schein ich unsern armen Wassermüller sah, ein wahrhaft erbarmungswürdiger Anblick. Er trug einen alten, traurigen Rock mit Schreibärmeln bis an die Ellenbogen hinauf; sein Gesicht sah blaß und abgehärmt aus und sein Haar war so kurz geschoren, daß es große Aehnlichkeit hatte mit den Borsten eines Igels.«

»Du wirst Dich geirrt haben – warum sollte es ihm so schlecht gehen?« sagte der gutmüthige van der Maaßen.

»Ich sollte unsern Kohlenmüller nicht wieder erkannt haben? Geh' mir doch, ich konnte ihn ja mit Muße aus zwei Schritte Abstand betrachten beim Scheine einer Lampe, während ich draußen auf der Gasse stand; er blickte in die trübe Flamme mit großen Augen und sah dabei so wehmüthig aus, wozu er seine Lippen bewegte, als sänge er ein für seine Verhältnisse passendes Lied, zum Beispiel: ›Im Grabe ist Ruh', oder eines dergleichen. Es war das gegenüber der lauten Carnevalsfreude ein Contrast, der mir tief in's Herz schnitt!«

»Armer Kerl!« brummte Walter. »Ja, seine Schwiegermutter soll in ihrer knöchernen Hand ein furchtbares Scepter führen.«

»Und die kleine Kröte, die er geheirathet hat, ist ein bösesartiges hartherziges Ding,« sagte van der Maaßen – »dafür habe ich meine Proben!«

»Du hättest sie heirathen sollen,« meinte Rüding, »Du, ein Kerl wie ein Riese!«

»Bis auf seine Stimme und sein weiches Herz,« knurrte Walter – »Du wärest noch ein besseres Fressen für die alte Hauptmännin gewesen! Aber besuchen müssen wir den Bergmüller und recht heiter thun und ihn auffordern, mit uns zu gehen und sich einen lustigen Tag zu machen!«

»Nicht nur auffordern,« sagte Knorx düster, »sondern wir müssen ihn mit uns nehmen und diese arme Seele für ein paar Stunden wenigstens aus ihrem irdischen Fegefeuer erlösen!«

»Ja, das wollen wir, das wollen wir!« lachten Alle, und Walter meinte: »Wenn ihn die Schwiegermutter oder Frau nicht gutwillig ohne Weiteres hergibt, so soll einer von uns so lange bei den beiden Weibern im Versatz bleiben, bis der Nebelmüller zurückgeliefert ist, und zu diesem Faustpfande schlage ich Rüding vor – er weiß mit Damen umzugehen.«

Diese letztere Verabredung versetzte Alle in große Heiterkeit, und da es unterdessen zehn Uhr geworden war, so legten die Künstler ihre Arbeiten weg, um sich im besten Humor auf die Straße zu begeben.

Der Himmel strahlte nicht nur heiter, sondern sogar mild auf die Stadt herab, und wenn nicht noch hier und da an den Häusern und in den Höfen Schnee gelegen hatte, so würde man geglaubt haben, nicht weit von Frühlingsanfang zu sein. Dazu war die Physiognomie der Straßen eine heitere, lebendige und bewegte, ohne daß man hatte genau angeben können, woher diese Heiterkeit und Beweglichkeit eigentlich entstanden sei; es mochte wohl heute an der Weiber-Fastnacht in der Luft liegen, es zog wie ein Hauch der Freude durch die engsten Gassen. Wo man Jemanden begegnete, und man begegnete heute vielen Leuten, da wurde man so freundlich begrüßt, daß man nicht anders konnte, als einen solchen Gruß mit gleicher Heiterkeit zu erwidern. Hier und da sah man Trupps von kleinen Buben und Mädchen, die ersten häufig mit Schellenkappen früherer Jahre, lachend und singend:

»Fastelovend kütt eran.«

Andere zogen von Haus zu Haus, einen jener bereits früher erwähnten Rummelspött voran, dessen dumpfes Gebrumme auf höchst originelle Art ein anderes Carnevalslied begleitete, das die kleinen Mädchen aus vollem Halse sangen:

»Aennche, Zusännche,
Wat häß do en dingem Kännche?
Ruhde Wing ofi wieße Wing,
Morge salls do Bruck sinn.«

Aeltere, gesetzte Herren, würdige Beamte und ehrbare Kaufleute schritten eilfertig ihres Weges, um vielleicht noch ein wichtiges Geschäft zu beendigen, ehe man sich erlauben durfte, im bekannten Weinhause einen Special zu sich zu nehmen und dort das Nähere zu erfahren über die Erstürmung des nördlichen Theiles der Stadt, die auf heute angesagt war, und zu welch' großem Ereignisse die Regentschaft selbst die allgemeine Theilnahme in Lust und Freude aufgefordert hatte.

Häufig wechselten heute Morgen nähere Bekannte, die sich begegneten, den Ruf: »Da geiht gett, do steiht gett!« oder Einer, der hastig dahineilte, konnte bei ein paar guten Freunden nicht vorüberkommen, ohne durch das bekannte: »Geck, lohs Geck elans!« seine Anwesenheit kundgethan zu haben.

Dazu waren alle Orgelsmänner schon in der Frühe auf den Beinen und spielten ihre lustigen Weisen, die

aber häufig, gerade weil sie so trübselig aus dem Kasten hervorquiekten, melancholisch hätten wirken müssen, wenn heute nicht Alles mit Lust und Freude aufgenommen worden wäre; so Bänkelsänger aller Arten, echte und falsche; denn es kam sehr häufig vor, daß Maskirte mit einer furchtbaren, erdichteten Mordgeschichte, die aber gewöhnlich eine verdeckte Anspielung hatte, durch die Straßen zogen und sich damit vor den Häusern der betreffenden Bekannten aufstellten. Guitarrespielerinnen und Harfenistinnen zogen jetzt schon von einem Wirthshause zum anderen und wurden an diesem heiteren Tage für ihre Bemühungen meistens glänzend belohnt.

XXX. ES FLOG EIN SCHWARZER RABE WOHL ÜBER DEN RHEIN.

Doch gab es in diesen Tagen in dem alten heiligen Köln auch Straßen, wo, da sich der größte Theil des lebhaften Verkehrs anderswo hingezogen hatte, eine förmlich unheimliche Oede herrschte. Was sich selbst hier von pffiffigen Gesellen und muthvollen Lehrjungen von der Arbeit wegstehlen konnte, hatte nicht versäumt, dies zu thun, und so kam es denn, daß in mancher Werkstätte wider den Willen des Meisters gefeiert wurde und daß sich in manchem Ladengewölbe der Herr desselben allein befand, gerade nicht in bester Laune über das Verschwinden seines Commis oder das Ausbleiben seines Lehrlings, welchen er unüberlegter Weise in dieser stürmischen drangvollen Stunde auf die Post gesandt.

Um vom Allgemeinen in das Einzelne überzugehen, so befand sich in der eben erwähnten Lage der Herr eines ziemlich dunkeln Ladens, wo Stöße weißen Schreibpapiers, bunte Bogen in allen Farben, Briefpapier und Couverts in allen Größen und Lithographien von sehr verschiedenem Werthe anzeigten, welche Art von Geschäften hier betrieben wurde. Auch der Besitzer dieses Gewölbes hatte wahrscheinlich seinem Lehrlinge oder einem sonstigen dienenden Geiste irgend einen Auftrag ertheilt, von welchem sich dieser nicht beeilte, zurückzukommen, und daher wohl kam die verhaltenes Ungeduld, mit welcher der Ladenbesitzer, bewaffnet mit einem großen Lineal, vor dem Ladentische auf und ab spazirte. Zuweilen klatschte er mit diesem Lineal auf die Handfläche, zuweilen auf einen seiner Schenkel, dann nahm er eine Ecke des Holzes zwischen die Zähne und machte hierzu einen vergeblichen Versuch, gen Himmel zu blicken – wir sagen: vergeblich, weil die Enge der Gasse, die hohen Häuser und die niederen Fenster des Ladengewölbes es nicht erlaubten, auch nur das kleinste Stückchen Himmel zu sehen.

Ja, dieses Ladengewölbe war außerordentlich niedrig, außerordentlich räucherig und dadurch von so trostlosem Aussehen, daß es unmöglich erheiternd auf das Gemüth seines Bewohners wirken konnte. Derselbe war ein junger Mann, einfach gekleidet; er trug, wahrscheinlich zur Schonung eines besseren Rockes, eine Jacke von dunklem Kattun, die obendrein noch mit Schreibärmeln versehen war. Sein höchst verdrießliches Aussehen

mochte wohl eine Laune des Augenblicks sein, denn weder zeigte sein Gesicht die Züge und Falten eines grämlichen Charakters, noch waren seine Augen matt und erloschen oder in hoffnungsloser Betrachtung auf den Boden geheftet; sein Gesicht war allerdings etwas blaß und mochte in früheren Zeiten röther gewesen sein, trug aber nicht die Spuren eines tiefgehenden Kammers, sondern nur die einer momentanen Aufregung, eben so wie seine Augen, mit denen er gereizt umherschaute, als suche er einen passenden Gegenstand, um seinen Zorn an ihm auszulassen. Er hatte mehr vom Löwen an sich, als von der tückischen Hyäne, und merkwürdiger Weise glich auch sein eigenthümliches, etwas borstig nach allen Seiten hinaufstehendes Haupthaar der Mähne des Königs der Thiere; aber er war ein gefesselter Löwe, ein Löwe mit einer langen, schweren Kette am Fuße, ein Löwe in einem eisernen Käfig, durch dessen Stäbe hindurch man ungestraft allerlei Kurzweil mit dem gutmüthigen Thiere treiben konnte. Jetzt ließ er, am Fenster stehend und auf die Gasse hinausschauend, einen knurrenden Ton von sich hören, worauf er das Lineal wie ein Römerschwert in die Hand nahm und verschiedene wüthende Streiche gegen unsichtbare Feinde ausführte, während er sagte: »Nein, das ist nicht zum Aushalten. Gefangener zu sein, ohne vorher irgend ein angenehmes oder lohnendes Verbrechen begangen zu haben – angefesselt zu sein von dem Worte eines bösen Weibes, und nicht einmal den Muth zu haben, diese unsichtbare Kette zu zerreißen –

pfui, Bergmüller, Du bist ein ganz miserabler Kerl geworden! O, es ist noch ein Glück, daß mich keiner meiner Bekannten sieht! – Und was habe ich denn eigentlich so Außerordentliches gewollt? Habe ich mich in das Narren-Comite aufnehmen oder zum großen Maskenzuge einschreiben lassen, oder trinke ich Vormittags und Abends meinen Special bei Reichard, wie es sich für einen guten Geschäftsmann geziemt? Nein, nein! O, an so etwas nur zu denken, haben sie mir schon abgewöhnt, diese beiden schrecklichen Weiber! – Und mir nicht einmal das kleine Vergnügen zu lassen, den Einzug des Feindes mit anzusehen!« fuhr er fort, indem er seine Zähne auf einander biß und seine Mähne schüttelte. »Allerdings hatte die Alte Recht,« setzte er mit einem unheimlichen Lachen hinzu, »als sie behauptete, ich brauche weder den Störenfried zu sehen, noch den Isegrimm, noch den Drachen Griesgram; da sprach sie, ohne es vielleicht zu wollen, ein sehr wahres Wort, denn diese drei bösen Geister und eine höllische Sieben dazu und ein Kratz- und Reibeisen, einen Gallensack und eine Haderkatze habe ich ja Alles zusammen in Einer Person vereinigt täglich in meiner theuren Schwiegermutter vor Augen!«

Diese zarten Prädikate, die er der theuren Anverwandten beilegte, betonte er nicht nur mit einer außerordentlichen Gehässigkeit, sondern bei jedem Worte, das er sprach, führte er einen gewaltigen Streich mit dem Lineal, und mit einer solchen Genauigkeit immer auf dieselbe Stelle hin, als sähe er das Ziel, welches er treffen

wollte, deutlich vor sich – die höllische Sieben, das Kratzeisen, die Haderkatze. – »Ja, Ha–der–katze,« wiederholte er nochmals, das ist der richtige Ausdruck, denn sonst wäre am Ende noch mit meiner Frau auszukommen!«

»Aber ich will mich aufraffen, ich will das Ding nicht mehr länger dulden – zum Teufel mit der Gelassenheit!« – Damit riß er sich einen Schreibärmel herunter und warf ihn hinter den Ladentisch. – »Zum Henker mit der Geduld!« – Damit folgte der andere Schreibärmel. – »Ich will Ihnen einmal zeigen, wer Herr im Hause ist!« – Er knöpfte seine Kattunjacke auf, um sie abzustreifen. – »Ich will, ich will!«

»Und was willst Du denn, lieber Friedrich?« hörte man plötzlich aus dem Hintergrunde des Zimmers eine sanfte Stimme sagen.

Wir können es leider nicht verschweigen, daß Bergmüller bei dieser Frage nicht nur zusammenfuhr, sondern daß er auch die drei schon geöffneten Knöpfe an der Kattunjacke wieder hastig zuknöpfte.

»Nun, was willst Du denn – Deinen Kaffee, Den bringe ich Dir soeben.«

»Was – Kaffee?« rief er herumfahrend. »Wahrscheinlich wieder Kaffee mit eingegossener Milch, wie gewöhnlich?«

»Und mit Zucker – Mama trifft Deinen Geschmack ja so gut.«

»Ja, sie trifft ihn – ja, sie trifft ihn, daß sich Gott erbarm'!«

»Auch eine Muze und Mändelchen habe ich Dir mitgebracht, es ist ja Carneval.«

»Ist es Carneval?« fragte er mit verbissenem Zorn, wobei er das Lineal auf seinem Rücken heftig hin und her bewegte. »Nun, es ist mir lieb, daß Du mir sagst, daß es Carneval ist, sonst hätte ich es wahrhaftig nicht gewußt!«

Die kleine Frau, welche den Kaffee auf den Ladentisch setzte, war in ihrem Aeußern so übel nicht, nur hatte sie einen etwas scharfen Blick und einen moquanten Zug um den Mund; im Uebrigen that sie sehr freundlich, ja, sie näherte sich jetzt ihrem Manne und legte eine Hand auf seine Schulter, als sie mit einem etwas spitzigen Tone sagte: »So, Du hast nicht gewußt, daß es Carneval ist – ach, geh' doch, Friedrich, das ist wieder eine von Deinen Anspielungen, die Mama nicht gut vertragen kann, wie Du weißt!«

»Mama und immer Mama – warum redest Du denn nicht von Dir? Warum sagst Du denn nicht, Du findest es für besser, mir das Getränk da, Kaffee, Milch und Zucker, zusammenzugießen wie einem Hausknechte, und Du könntest es auch nicht leiden, wenn ich Anspielungen mache!«

»Du bist wieder einmal in einer schlechten Laune!«

»Ja, das bin ich auch, heim Teufel, und ich habe alle Ursache dazu!«

»Pfui, Friedrich – Du weißt wohl, daß Mama solche Worte nicht hören dürfte!«

Er knöpfte mit einer sehr heftigen Bewegung den untersten Knopf seiner Jacke wieder auf.

»Du hast Ursache dazu, schlechter Laune zu sein?« fragte die Frau im Tone des größten Erstaunens, wobei sie ihre Hände zusammenschlug. »Worüber hast Du zu klagen? Was fehlt Dir?«

»Was mir fehlt? Frage mich lieber, was mir nicht fehlt! Schau' um Dich her, wo ich bin, sieh' mich an in meiner schönen Kattunjacke, welche ich, wie Alles, der Güte Deiner theuren Mama verdanke – ist das die Stellung, die ich mir vor einem halben Jahre träumen ließ?«

»Wieder eine Anspielung, und ich verstehe sie!«

»Gott sei Dank, daß Du sie verstehst und gewiß auch gerechtfertigt findest – wenn Du mich einmal mit gutem Herzen verstehen und mir zugeben wolltest, Elise, daß Vieles so ganz anders gekommen, als ich es mir vorgestellt!«

Die junge Frau sah ihn fragend an, ohne etwas zu erwiedern.

»Sagte mir damals Deine theure Mutter nicht, ich sollte als Künstler in einer lithographischen Anstalt thätig sein? Und war ich nicht gutmüthig, ja, dumm genug, Alles das zu glauben, statt mich nach dem Stande Eurer lithographischen Anstalt zu erkundigen?«

»So mußt Du nicht sprechen, Friedrich – um Gottes willen, wenn das Mama hörte!«

»Zu Euren Wein-Etiquetten und Krämer-Rechnungen, womit sich die Anstalt beschäftigt, hättet Ihr wahrlich keinen Künstler gebraucht, noch viel weniger zu den miserablen Bilderbogen, bei deren Anfertigung mich Deine

Mutter allerdings verwenden wollte, mich, einen Künstler, einen Landschaftler, dem es in schönen Träumen vorgeschwebt, gediegene Werke zu schaffen!«

»Aber waren dies nicht Alles Mittel zum Zwecke, lieber Friedrich?«

»Ja wohl, zum Zwecke, mich zum Lastthier zu machen, mir diese wunderbare Kattunjacke anzuziehen und mich in den Laden zu stellen, um für sechs Pfennige Postpapier oder Bilderbogen zu einem Silber Groschen zu verkaufen – ah, es ist ein Gedanke, der mich noch wahnsinnig machen wird!« – Er fuhr bei diesen letzten Worten mit der linken Hand in sein buschiges Haar.

»Und einen andern Zweck hattest Du nicht vor Augen, als Mama so liebevoll war und unsere Verbindung genehmigte?« fragte die junge Frau in einem sehr schmerzlichen Tone.

»O ja, ich hatte noch einen andern Zweck dabei! Du weißt, wie lieb ich Dich hatte und daß es mein sehnlichster Wunsch war, Dich zur Frau eines tüchtigen Künstlers zu machen; dazu gab man mir alle Hoffnung – o, man baute ein prächtiges Gebäude vor mir auf, man sprach von einer bedeutenden lithographischen Anstalt, von Geschäftsführer in derselben, von großen wissenschaftlichen Werken, die unter meiner Leitung daraus hervorgehen sollten – that man das vielleicht nicht?« unterbrach er sich selbst, indem er sich fragend an seine Frau wandte.

»Ja, man that das – aber gewiß gegen meinen Willen, Friedrich!«

»Man machte so eine hübsche Falle zurecht, eine wahre Mausefalle, ein höllisches Fuchseisen, und stellte Dich als Köder in demselben auf!«

»Pfui, Friedrich, das ist ein abscheulicher Vergleich!« sagte die Frau, ohne indessen die Hand von seiner Achsel zu entfernen; vielmehr verkürzte sie langsam ihren Arm und legte leise ihren Kopf auf seine Schulter.

»Aber ein wahrer! Man erkannte meine Liebe zu Dir, man fing mich ein wie einen Bären, und jetzt, da man mich hat, muß ich nach dem Befehle Deiner theuren Mama aufwarten und Purzelbäume machen, wie es ihr gerade einfällt!«

»Du übertreibst – Du übertreibst!«

»Aeußerlich sichtbar vielleicht, aber nicht, wie es mir innerlich zu Muthe ist – hier in dem Ladengewölbe zu sitzen – eine solche Kattunjacke zu tragen – jedem naseweisen Schulbuben, der für einen Pfennig Papier braucht, ganze Packe vorzeigen zu müssen, das ist viel ärger, als wenn ich in der That ein Bär geworden wäre und auf der Straße an der Kette tanzen müßte! O–o–o, und dabei bin ich ein Künstler, und nicht einmal einer von den schlechtesten! Hat die Alte da oben – Deine Mutter, wollte ich sagen,« verbesserte er sich, als er einen vorwurfsvollen Blick der kleinen Frau bemerkte – »hat sie nicht gesagt, ich dürfe mich auf künstlerische Art beschäftigen, und hat sie nicht ihre Bosheit so weit getrieben, mir zu erklären, die Anfertigung miserabler Bilderbogen sei auch eine künstlerische Beschäftigung – Bilderbogen mit getreuer Ansicht der preußischen Garde, oder dem lehrreichen

ABC für Kinder, oder dem Figaro aus der Zauberflöte und dem Freischütz?«

»Ja, ja!«

»Hab' ich ihr nicht vorgeschlagen, Bilderbogen anfertigen zu lassen wie die Münchener Bilderbogen? Hat sie mich nicht mitleidig angelächelt und versichert, von der Feinheit des Geschäftsverkehrs habe ich durchaus keine Ahnung? – Natürlich, wie kann ein Bär auch von so etwas eine Ahnung haben, er tanzt und macht Purzelbäume und ißt und trinkt – pfui Teufel – pfui Teufel – pfui Teufel!«

»Aber, Friedrich!« sagte sie mit einer bittenden Miene, indem sie sich fest an ihn schmiegte.

»Nun, was soll's?«

»Du weißt, daß Mama über das Geschäft nicht allein zu verfügen hat!«

»Und wer denn sonst?«

»Mein Onkel, er ist ja der Eigenthümer. Der arme Onkel, ja, wenn ich an ihn denke, so könnte ich mich wahrhaftig trösten – ihm ist es noch schlechter gegangen, als mir; sitzt da in der behaglichen Wolle und nimmt eine liebende Schwester in's Haus, um sich zu Tode quälen zu lassen; aber er ist alt und schwach, sonst hätte ich mich schon lange mit ihm verbündet!«

»Friedrich, Du führst in der That gottlose Reden.«

»Im Gegentheil, es würden gottgefällige Reden sein, wenn sie auch am richtigen Orte gehört würden, und habe ich nicht Recht – ist Dein Onkel nicht ein armes Thier? Lebt er nicht wie die Schnecke in ihrem Hause, seit man

ihm weis gemacht, er könne es durchaus nicht mehr vertragen, Abends sein Glas Wein außer dem Hause zu trinken – und hat man ihn nicht so weit gebracht, daß er zu Allem Ja sagt?«

»Friedrich! Friedrich!«

»Daß er zu Allem Ja sagt, was ihm die Alte vorträgt! – ›Lieber Bruder,‹ fuhr er mit einer sehr komischen Pantomime und einer schnarrenden Stimme fort, durch welche er gewiß irgend Jemand zu copiren suchte – ›findest Du es nicht auch für überflüssig, daß Bergmüller Abends ausgeht?‹ – ›Ja, ich finde es überflüssig.‹ – »Oder daß er brodlose Künste treibt?‹ – »Gewiß, mein Kind!« – »Nicht wahr, es geht Dir recht schlecht, lieber Bruder?« – »Ja, recht schlecht!« – »Du möchtest wohl gern sterben?‹ – »Ja, meine Liebe!‹ – ›Und begraben sein?‹ – »Gewiß, so bald als möglich!‹ – Und das wäre auch,« fuhr er in laut ausbrechendem Tone fort, »der sehnlichste Wunsch der Alten, und in dem Falle würde sie vor Freude einen Hopper machen, was sie sonst wohl aus guter Laune in ihrem ganzen Leben nicht gethan hat!«

Kaum hatte Bergmüller diese kühne Behauptung ausgesprochen, als diejenige, welche er in ihrer Abwesenheit stets als »die Alte« zu bezeichnen sich erlaubte, angelockt durch den lauten Ton der Rede ihres Schwiegersohnes, in's Zimmer trat und mit verstellter Freundlichkeit ihren Eintritt entschuldigte, indem sie mit scharfer Betonung jedes einzelnen Wortes hinzufügte: »Es war doch wohl von mir die Rede?«

Die junge Frau schien bei dieser Unterbrechung einen Augenblick zweifelhaft, ob sie bei ihrem Manne stehen bleiben sollte oder nicht; doch siegte die Gewalt, welche die Mutter auf sie ausübte, sie ließ ihren Arm von der Schulter Bergmüller's herabgleiten und trat ein paar Schritte zurück.

»Darf ich wohl bitten, Herr Schwiegersohn, mir zu sagen, worin ich Ihnen gefällig sein kann?«

Statt zu antworten, wandte sich der Gefragte gegen das Fenster, legte das Lineal an seinen Mund und piff über den Rand desselben hinweg, was einen eigenthümlichen Ton gab.

»Die alte Komödie,« fuhr die Hauptmännin, nachdem sie ein paar Secunden gewartet, in ärgerlichem Tone fort; »wahrscheinlich Klagen, unbegründete Klagen, wie ich sie schon so oft gehört, und nur aus dem Grunde gethan, um die kostbare Zeit zu verträdeln und in seligem Nichtsthun im Laden herumzuschlendern – nein, Herr Schwiegersohn, so kann es nicht fortgehen!«

»Das war ein vernünftiges Wort,« knurrte Bergmüller, ohne umzuschauen, »so kann es allerdings nicht fortgehen!«

»Und Du,« wandte sich die Hauptmännin mit einer so raschen Wendung gegen ihre Tochter, daß der breite Strich ihrer Haube ihr förmlich auf der einen Seite in's Gesicht schlug, »Du stehst dabei und hörst es mit an, wie dieser undankbare Mensch über Deine Mutter loszieht, und gewiß nicht nur über diese arme Mutter, sondern auch über Dich selbst und über den alten, kranken Mann

da oben und über dieses stille, friedliche Haus, wo allerdings Zank und Hader nicht aufkommen können und nur ein demüthiges und friedfertiges Wesen geduldet wird!«

»Friedrich hat eigentlich nicht geklagt!« sagte Madame Bergmüller in schüchternem Tone.

Jetzt aber schien in dem so geduldigen Künstler etwas von einer löwenartigen Stimmung zum Durchbruch zu kommen; er drehte sich rasch herum, machte ein paar Schritte gegen die Schwiegermutter und sagte in nachdrücklichem Tone: »Ja, er hat geklagt, und mit vollem Rechte geklagt, daß er aber deßhalb die Zeit vertrödelt, brauchen Sie nicht zu denken; was gibt's auch an meiner Zeit zu vertrödeln, ich habe genug davon übrig, die ich ja doch nicht besser anwenden darf, als um hinter dem Ladentische hin und her zu schlendern und mit meinem Lineal Fliegen todtzuschlagen!«

»Sie sind ein glücklicher Mensch,« gab die Hauptmännin langsam zur Antwort, wobei ihre stechenden, grauen Augen rasch durch das Gewölbe flogen, »Sie haben vortreffliche Ansichten, die man aber leider nicht immer zu theilen vermag! Sie wissen nicht, was mit Ihrer Zeit anfangen, und doch herrscht hier im Laden die bodenloseste Unordnung! Sehen Sie nicht zum Beispiel überall auf dem Boden Papierschnitzel herumliegen?«

»Das hat die Magd zu verantworten, die so schlecht auskehrt!«

»Und ist es nicht für ein Auge, welches an Ordnung gewöhnt ist, förmlich beleidigend, die Papierpäckchen da oben so unordentlich durch einander liegen zu sehen?«

»Das ist Sache des Lehrlings!«

»Gut, so halten Sie den Lehrling an, daß er seine Schuldigkeit thut, und von Dir, Elise, hoffe ich, daß Du der Magd besser auf die Finger siehst! Wo ist denn der Lehrling, das saubere Früchtchen?«

»Er trägt ein Pastetchen in die Marzellenstraße.«

»Vortrefflich, Herr Schwiegersohn; damit er dem gottlosen Spectakel des Carnevals nachlaufen kann!«

»Wenn er es thut, nehme ich's ihm wahrhaftig nicht übel; jeder Mensch sehnt sich nach frischer Luft und nach heiteren Gesichtern!«

»Nach heiteren Gesichtern?« wiederholte die Hauptmännin mit einem sehr bedeutsamen Kopfnicken und einem sehr verständlichen Blicke auf ihre Tochter. »Hörst Du es wohl, Elise? Man sehnt sich nach heiteren Gesichtern, die man natürlicher Weise in seinem eigenen Hause nicht findet – man sehnt sich nach frischer Luft, da Einem die Luft in stiller, solider Häuslichkeit wie verpestet erscheint! – O, mein armes Kind, ich hätte das voraus wissen sollen! – Doch Sie,« wandte sie sich gegen Bergmüller, wobei sie versuchte, durch Streckung ihres dünnen Körpers ein paar Zoll höher zu werden – »Sie sollten sich schämen, mit frecher Stirn solche undankbare Aeußerungen zu thun – Sie, ein hergelaufener, sogenannter Künstler, dem man die Ehre angethan hat, ihn in eine solide Familie aufzunehmen!«

Das war denn aber doch zu viel, selbst für die große Geduld Bergmüller's; er schob seine Frau, die sich ihm weinend entgegengeworfen, unsanft bei Seite, trat dicht

vor die Hauptmännin hin und rief ihr mit flammendem Blicke zu: »Sie unterstehen sich, mir solche Dinge zu sagen, und obendrein im Beisein meiner Frau, Sie, die mich förmlich in diese Mörderhöhle hineinverlockt, wo ich zu Grunde gehen muß an Leib und Seele!«

»Um Gottes Willen, Friedrich!«

»Sie, die mich eingefangen haben, heraus aus dem heiteren, fröhlichen Sonnenscheine, wo ich ein glücklicher Künstler war – Sie Spinne, die mich mit ihren Faden umgarnt, um mir langsam das Herzblut auszutrinken!«

»Ich beschwöre Dich, Friedrich, höre mich!«

Doch er hörte sie nicht, indem er sprudelnd fortfuhr, der theuren Schwiegermutter ein allerdings sehr gerechtes Sündenregister vorzuwerfen; er hörte auch nicht den Ton der Ladenklingel, obgleich diese gegen sonstige Gewohnheit derb läutete; er sah auch nicht die angstvollen Blicke, welche seine Frau nach dem Eingange warf, und erst als wie ein Klang aus früheren, besseren Zeiten der Ruf an sein Ohr schlug: »Bravo, Nebelmüller, so ist's recht – vortrefflich, Waldmüller, sage diesem alten Gespenste nur tüchtig Deine Meinung!« da erwachte er wie aus einem tiefen Traume, preßte, vor gewaltiger Aufregung an allen Gliedern zitternd, seine Hände vor die Augen und stand ein paar Secunden bewegungslos, ehe er seine Arme wieder niedersinken ließ.

»Grüß Dich Gott, Kohlenmüller!«

»Siehst Du, wir halten Wort, Wassermüller, wir besuchen Dich!«

»Alle zusammen, Bergmüller, wie wir es Dir versprochen!«

»Aber steh' nicht so versteinert da, Kerl,« sagte der dicke van der Maaßen, indem er ihn an der Schulter packte und sanft schüttelte; »Du hast auf jeden Fall Recht gehabt, der Alten da die Meinung zu sagen – wahrscheinlich eine schlechte Zahlerin, die Dir obendrein Deine Rechnung abstreiten wollte!«

»Du warst gut im Zuge,« brummte Walter – »schade, daß wir Dich gestört haben!«

Rodenberg, der zuletzt hereingetreten war und dessen richtiges Gefühl die Scene mit ihren handelnden Personen augenblicklich begriff, drängte sich durch, reichte Bergmüller die Hand und sagte in ruhigem Tone: »Wir sind nur gekommen, um einen Augenblick nach Dir zu sehen, van der Maaßen, Rüding und Walter; auch Knorx ist mitgekommen, doch betrachtet er draußen vor dem Hause eine alterthümliche Console, die ihm, dem Bildhauer auffiel. – Das ist wohl Madame Bergmüller?« fragte er nach einer artigen Verbeugung gegen die kleine Frau. »Darf ich bitten, uns vorzustellen?«

Bergmüller schnappte nach Athem wie Jemand, der aus einem tiefen Strome an's Tageslicht gezogen worden ist. Hier war es der bodenlose Strom der Leidenschaft, in welchem er wahrscheinlich auf eine für sich und die Schwiegermutter höchst unangenehme Art untergegangen wäre, wenn ihn nicht die Ankunft der Freunde errettet und zu vernünftigem Bewußtsein gebracht hätte.

Ja, ein mildes Gefühl von Wohlbehagen, selbst von wehmüthiger Freude zog durch sein zuckendes Herz, als er die alten, bekannten Gesichter vor sich sah und sich nun plötzlich der glücklichen Zeit erinnerte, wo er ihres Gleichen war – ein freier Künstler. Aber er war nicht im Stande, sie gleich so zu bewillkommen, wie er es als solcher gethan hatte. Seine Augen schienen umflort zu sein, seine Lippen zuckten, und es dauerte eine gute Weile, ehe er, der Aufforderung Rodenberg's gemäß, die Namen der Eingetretenen halb gegen seine Frau gewendet aussprechen konnte.

Die Hauptmännin hatte mit einem Sprunge, der einer gereizten Tigerin Ehre gemacht haben würde, die Ladhenthür zu erreichen gesucht, um hinter derselben zu verschwinden; doch trat ihr der dicke van der Maaßen in übergroßer Gefälligkeit gegen seinen Freund rasch in den Weg und hielt sie mit den Worten zurück: »Halt da, *ma chère*, man entwischt nicht wie der Marder vom Taubenschlage! Oder ist es Dein Wille, Bergmüller, daß sie verschwinden soll?«

Auch hier trat Rodenberg, den Madame Bergmüller mit ein paar Worten verständigt hatte, in's Mittel, indem er mit einer künstlichen Heiterkeit ausrief: »Sei gescheit, van der Maaßen, wir kamen gerade zu einem Carnevalscherze – die Dame ist Bergmüller's Schwiegermutter!«

»Die Frau Hauptmännin?« sprach Rüdning schüchtern, indem er sich ein paar Schritte zurückzog.

»A–a–a–ah,« machte der würdige Employé des französischen Hauses in einem sehr verblüfften Tone – »seine Schwiegermutter!«

»Alle Wetter,« brummte Walter, »dieser Carnevalscherz war verflucht natürlich gespielt!«

Jetzt hatte auch Bergmüller seine ganze Besonnenheit wieder erlangt, und rasch dergestalt an die Thür tretend, daß ihn seine Schwiegermutter anhören mußte, sagte er: »Dies, Madame, sind meine guten und lieben Freunde, tüchtige Künstler, welche gekommen sind, den kölner Carneval zu feiern, und in deren Gesellschaft ich mir jetzt erlauben werde, dieses stille, friedliche Dach für heute zu verlassen!«

Hierauf war es fast erschreckend anzuhören, in welcher furchtbar klingendes Lachen die Hauptmännin ausbrach, wobei sie gegen jeden der Anwesenden einen sehr tiefen und ausdrucksvollen Knix machte. – »Ah,« rief sie alsdann mit einer kreischenden Stimme, »jener würdige Herr dort hatte ganz Recht, wenn er von einem Carnevalsscherze sprach – gewiß, ein Carnevalsscherz! Hoffentlich siehst Du das ein, Elise, wie von Deinem Herrn Gemahl und seinen verehrungswürdigen Freunden so freundlich mit uns gescherzt wird – siehst Du dieses abgekartete Spiel? – Deßhalb zog man einen Zank an den Haaren herbei, um eine Ausrede zu haben, den Carneval mitmachen zu dürfen – o, er wußte es zum voraus, daß diese würdigen Herren kamen! Merkst Du es nun, Elise, welches schlechte Spiel beständig mit uns getrieben wird? Nur zu, nur zu, werther Herr Schwiegersohn«

– dabei knixte sie abermals – »nur zu, würdige Freunde dieses sauberen Herrn« – und dabei knixte sie noch tiefer – »doch wollen wir sehen, wer am Ende Recht behält!«

Als sie nach dieser Anstrengung mit einer fast wahn-sinnigen Hast in der Tasche ihres Rockes herumwühlte und einen großen Bund Schlüssel hervorzog, den sie mit triumphirender Miene klirrend zeigte, wußte der arme Bergmüller wohl, was dies zu bedeuten hatte, denn an diesem Bunde befand sich auch der Schlüssel zu seinem Kleiderschranke, den die vorsorgliche Frau aus Furcht vor Dieben, wie sie sagte, abziehen und für alle Fälle bei sich zu führen pflegte.

»Nur zu, nur zu,« jauchzte sie, »man belustige sich, man amusire sich auf's beste, und ich wünsche dazu das außerordentlichste Vergnügen!«

Sie machte einen abermaligen Versuch, den Laden zu verlassen, und dieses Mal in der Art eines zischenden Schwärmers, indem sie einen großen Bogen um van der Maaßen herum beschrieb; doch stellte sich ihr an der Thür ein neues Hinderniß entgegen, und zwar in der Gestalt ihrer Magd, die draußen im Gange mit aufgehobenen Händen stand und lange nichts herausbringen konnte, als die Worte: »Ach, Madame, ach, Madame!«

»Und was will Sie denn von mir – Sie Gans?« schnaubte die Hauptmännin. »Brennt es denn irgendwo im Hause – oder ist ein Schornstein eingefallen?«

»Ach, Madame – ach, Madame!«

»Halte Sie Ihr Maul und mach' Sie, daß Sie fort-kommt!«

»Ach, Madame, ich kann schon fortkommen, aber die Anderen werden herkommen!«

»Was für Andere? Was faselt Sie für wahnsinniges Zeug?«

»Die Anderen – die vom Carneval – hören Sie nur!«

Und in der That vernahm man jetzt von der Straße her den summenden Lärm Hunderter von Stimmen, dazwischen kreischendes Lachen und Gejohle, und tactmäßig begleitet vom Gebrumme einiger, wahrscheinlich riesenhafter Rummelspötte, das ausdrucksvolle Lied einiger Dutzend Straßenjungen, welche aus vollem Halse brüllten:

»Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!«

»Hören Sie, Madame? Das ist der Carnevals-Commissär mit die Carnevalsmägd!«

»Was geht mich der ganze Carneval an – schließ' Sie die Hausthür und mache Sie, daß Sie in Ihre Küche hinaufkommt!«

»Um Gottes willen, Madame, lassen Sie die Hausthür nicht schließen – es ist heute Weiber-Fastnacht, und wenn sie an einem Hause, worauf sie's abgesehen haben, die Hausthüre verschlossen finden, so reißen sie so lange an der Klingel, bis man aufmacht!«

»Wer soll sich das unterstehen? Was geht mich überhaupt die ganze Fastnacht an?«

»Jesus, Maria, Joseph – da sind sie schon!«

Und in der That kam durch die Gasse ein ganz eigenthümlicher, grotesker Zug daher. Voraus auf einem dicken Pferde ritt ein Mann in einer Uniform, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit der eines Polizeibeamten hatte; ihm folgte auf einer schrecklich mageren Mähre ein noch magerer Schreiber, eine riesenhafte Feder hinter dem Ohre, Schreibärmel an den Armen, mit einem gewaltigen Buche vor sich. Hinter diesen beiden Beamten des Helden Carneval zog eine Schaar von dreißig bis vierzig Dienstmädchen, deren robuste Körperformen mit den eckigen Bewegungen sowie die frechen, furchtbar geschminkten Gesichter unter den Käppesplättchen, besonders aber die höchst unzarten Scherze und Bemerkungen deutlich genug zeigten, daß man es mit verkleideten Männern zu thun hatte. Es lag etwas unaussprechlich Gemeines in der Art, wie sie mit ihren breiten Schuhen in dem Schnee und in den Schmutzlachen herumtappeten, wie sie dabei ihre Röcke mit einer Hand emporhoben, während die andere Besteck-Kochlöffel, Waschlappen, Kohlenschaufeln und sonstige Attribute des Haus- und Kuchen-Departements schwang, wie sie an die Fenster hinauf coquettirten und wie dabei zahlreiche Flaschen von Hand zu Hand gingen.

Es waren dies, wie die Köchin der Hauptmännin richtig bemerkt, die Carnevalsmägde, welche an der Weiber-Fastnacht durch die Straßen Kölns zogen und vor den Häusern Halt machten, in welchen sich eine als geizig, hart und zänkisch verschrieene Frau befand. Da hielt der

Commissar sein dickes Pferd an, pflanzte sich vor dem Hause auf, und der Schreiber öffnete sein großes Buch, um Straße, Hausnummer und sonstige, oft sehr deutliche Anspielungen auf die Namen der Betreffenden vorzulesen; dann erfolgte die Frage an den Mägdehaufen, »wer hier bei wenig Lohn und viel Arbeit in den Dienst gehen wolle,« worauf alsdann nach einem unbeschreiblichen Halloh fast jede der Mägde irgend eine Eigenschaft gegen die Betreffende vorbrachte, welche sie veranlaßte, nicht hier in den Dienst zu treten.

So zogen diese Racheschaaren denn auch jetzt durch diese stille Gasse, wo sonst vom Leben des Carnevals selten etwas gehört wurde, und der betäubende Lärm, den sie dabei verursachten, das Gelächter und Gejohle, das Gebrumme der Rummelspötte und das »Zum zerum, zerum Zafferon« der Buben machte auf die Hauptmännin und deren Magd einen ganz verschiedenartigen Eindruck. Letztere konnte sich nicht enthalten, seitwärts einen boshaften, triumphirenden Blick auf ihre Herrin zu werfen, denn durch ihr haßerfülltes Gemüth zog, freilich mit anderen Worten, der poetische Gedanke des wunderbaren Liedes:

»Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!«

In der Hauptmännin dagegen stieg eine Ahnung auf, daß es sich hier um etwas Unangenehmes handle, dem allerdings dadurch zu entgehen wäre, daß man sich mit zugehaltenen Ohren in irgend einen geheimen Winkel

des Hauses flüchte; doch gibt es Augenblicke, wo wir durchaus das nicht zu thun im Stande sind, was wir gern thun möchten. So können wir ja häufig einen unangenehmen Brief nicht auf die Seite werfen, dessen erste Zeile uns schon schwer verletzt – so lauschen wir vielleicht widerstrebend einem Zwiegespräche, das uns tief verwundet, oder wohnen einer Scene bei, der wir besser gethan hätten, zu entgehen.

»Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!«

brüllten die Buben jetzt dicht vor dem Hause mit einem furchtbaren Tactgeföhle, und es klang das in der engen Gasse, als sängen die Pflastersteine und Häuser ebenfalls mit:

Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!«

Die Hauptmännin stand da wie festgebannt, sie war nicht im Stande, in einen stillen Winkel des Hauses zu fliehen, noch viel weniger aber mochte sie in den Laden zurücktreten, und am allerwenigsten war die Köchin dazu zu bringen, die Hausthür zu schließen.

Der Commissar hatte sein Pferd gegen das Haus gewandt, der Schreiber sein Buch geöffnet, und die vierzig Mägde umgaben die beiden Beamten im Halbkreise und

starrten mit weit aufgerissenen Augen, in Unordnung gerathenen Röslein zerzausten Perrücken und verschobenen Hauben das Haus an; ein paar der frechsten hatten sich auf die Haustreppe gemacht und lachten grüßend in den halbdunkeln Flur hinein.

So weit man sehen konnte, war die enge Gasse mit Neugierigen vollgepfropft und an den Fenstern der meisten Häuser drängte sich Kopf an Kopf. Der Commissar machte jetzt bedächtig eine Viertelswendung gegen seine Untergebenen und rief mit einer fetten Stimme: »Einderselbigten Straße das Haus Numero 46, worauf der Secretär sein Buch auflegte, es bequem vor sich auf den Sattelknopf nahm, eine ungeheure Kneipbrille aufsteckte und unter deren Einfluß in näselndem Tone ablas: »Bewohnt von einer Wittfrau, deren Mann in seinem ganzen Leben nicht zu sagen brauchte: ›Gott straf' mich!‹ – Hat auch einen Bruder, dieselbige Wittfrau, den sie pflegt für viel Geld mit schlechte Wort – hat auch eine Tochter, die Angst hatte, eine alte Quissel zu werden, und der sie einen Mann kaufte, ein armes Lamm, das des Hauses Sünde trägt! – Wer will hier in Dienst gehen?«

Ein nicht zu verkennendes Murren und Grunzen erscholl aus der Schaar – selbst die Rummelspötte gaben durch einen tiefbrummenden Ton ihr Mißfallen zu erkennen.

»Hurrah!« jauchzten die Buben.

Der Commissar erhob sich in seinen Steigbügel, schaute mit einem ernstern Gesichte um sich her und

winkte dann, wobei er rief: »Du, Drückchen, komm' heran, Du scheinst mir hier in's Haus zu passen – an Deinem Leibe hast Du schon was zuzusetzen, und was Deine Zunge anbelangt, so wird man sogar in dem Hause davor Respekt kriegen!«

»Ich, Herr Commissar!« schrie eine gewaltige Stimme aus dem Haufen, worauf sich die Besitzerin derselben, eine vierschrötige Person, vorschob – »ich habe nicht so viele Sünden in meinem Leben begangen, um bei dem Hausteufel da nur acht Tage lang Buße zu thun – daß man nichts zu essen kriegt und arbeiten muß wie zehn Pferde, davon wollt' ich gar nichts reden, aber in dem Hause hat man am Tage keine Gemüthsruhe und Nachts keinen Frieden!«

»Ja, ja, das ist bekannt,« schrie ein Dutzend Stimmen aus der Schaar – »wenn man am Tage nicht selbst gescholten wird und geschunden wie ein Postpferd, so muß man mit ansehen, wie Andere von dem Hausteufel bis auf's Blut geplagt werden, und was nun die Nacht anbelangt, da geht er um – der Hausteufel nämlich –, stiehlt sich selbst Brod, Kartoffeln und Kaffeebohnen und sagt am anderen Morgen, die armen Dienstboten hätten's gethan!«

»Hurrah, der Hausteufel!«

»Also Du willst hier nicht in Dienst treten?«

»Gott soll mich bewahren, Herr Commissar! Der kann man ja nicht einmal wünschen, daß sie der Teufel holen soll, denn sie kann sich ja nicht selbst mitnehmen!«

»Und sonst ist Niemand da, der hier in Dienst will?«

Abermaliges Murren und Grunzen folgte dieser Frage des Commissars, und eine helle Stimme rief: »Nicht für einmalhunderttausend Thaler!«

»So wollen wir weiterziehen,« sagte der Carnevals-Beamte; »wir haben noch viel zu thun, ehe wir fertig sind – vorwärts marsch!«

»Musik, Musik!« jauchzten die Buben.

Und auf dieses Commandowort hin fingen die Rummelspötte wieder an zu brummen. Der Commissar und sein Schreiber ritten voran und die Mägde folgten Arm in Arm zu Dreien und Vieren in einer langen Reihe, die nun ihr »Zum zerum, zerum Zafferon« jauchzend wieder begannen und unermüdlich fortsetzten, bis dieser Gesang, allmählich schwächer und schwächer werdend, sich in der Ferne verlor.

»Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zum Zafferon!«

Hierbei dürfen wir der Wahrheit gemäß nicht verschweigen, daß der lange Bildhauer bei dieser ganzen Verhandlung vor dem Hause stehen geblieben war und, trotzdem er sich so dicht wie möglich an dasselbe gedrückt, doch die Aufmerksamkeit der Mägde erregt hatte, von denen eine der größten und stärksten ihn plötzlich unter dem Arme faßte und trotz seines Widerstrebens zum Mitziehen zwang, nachdem sie ihm einen Besen in die Hand gedrückt hatte, was den Jubel der Buben noch bedeutend verwehrte.

»Ach, Madame,« rief jetzt die Köchin, mit sehr geheuchelter Entrüstung die Hände zusammenschlagend, »hat man seiner Lebtage so was Schändliches gehört! Ach, Madame, Madame, haben Sie auch Alles recht verstanden?«

Die Hauptmännin nickte stumm mit dem Kopfe – sie hatte sich gegen die Wand des Ganges gelehnt und war nicht im Stande, Ein Wort hervorzubringen.

»Maria und Joseph – haben sie die Frau Hauptmännin das allerschlechteste geschimpft, was man Jemanden schimpfen kann!«

»Mich – ja – mich – – ich sei – ein – Hausteufel.«

»Ja, Madame, das haben sie gesagt – und Sie gäben mir nicht satt zu essen und Sie thäten sich selbst bestehen und sagten, ich hätte es gethan!«

»Ja – das – haben sie Alles gesagt.«

»O, noch viel mehr, noch viel mehr, Madame!« rief die Köchin mit einer Lebhaftigkeit, welche Mitgefühl ausdrücken sollte, aber genau wie Schadenfreude klang.

»Gebe ich Dir nicht satt zu essen?«

»O doch, Madame – dann und wann doch – aber machen Sie sich nichts daraus, was sie gesagt haben; dies geschieht bei allen Häusern so, wo eine böse Frau ist, wie sie sagen.«

»So, so,« sagte die Hauptmännin mit böser Stimme und setzte hinzu: »Rufe mir meine Tochter heraus!«

Madame Bergmüller hätte übrigens, um zu ihrer Mutter zu eilen, auf diesen Ruf nicht gewartet, wenn ihr Mann sie nicht zurückgehalten hätte; jetzt aber eilte sie

hinaus, und als sie ihre Mutter draußen stehen sah, zusammengesunken an der Wand lehnend und langsam mit dem Kopfe nickend, da brach sie in Thränen aus, faßte sie unter dem Arme und führte sie dann mit Beihülfe der Köchin hinauf in ihr Zimmer. In dem Laden waren indessen die Künstler, mit Ausnahme Bergmüller's und Rodenberg's, der grotesken Scene draußen mit außerordentlichem Interesse gefolgt, ja, der sanfte Eduard hatte sein Skizzenbuch hervorgenommen, um den Commissar, den Schreiber und einige Mägde in flüchtigen Strichen auf's Papier zu werfen. Rodenberg hatte sich zu Bergmüller und dessen Frau gehalten und den Versuch gemacht, dem ängstlich zitternden jungen Weibe diese Sache von der komischen Seite darzustellen. Als diese nun auf den Ruf ihrer Mutter das Zimmer verlassen hatte und der Lärm der Bande verklungen war, sagte Rodenberg zu seinem Freunde, indem er die Hand auf seine Schulter legte: »Armer Kerl, so hoffte ich Dich nach unserem lustigen Abschiede im Grünen Baume nicht wiederzufinden! Deine theure Schwiegermutter scheint ja eine böse Sieben zu sein in des Wortes verwegenster Bedeutung!«

»O, eine schlimme Vierzehn, wenn diese Benennung so ausgedehnt werden kann! Ich habe schon hier auf Erden den Vorgesmack der Hölle!«

»Zugestanden,« brummte Walter, der sich mit einem ausdrucksvollen Kopfnicken näherte – »ich bin sonst gerade nicht furchtsam, aber die Augen, welche die Alte machte, als sie uns wie wahnsinnig anknixte, haben mir

einen gewaltigen Respect eingeflößt; es liegt darin etwas Klapperschlangenartiges, und ich glaube, ich hätte in dem Momente nicht zugreifen können, wenn ich auch gewollt und gedurft hätte.«

»Und wie stehst Du mit Deiner Frau?« fragte Rodenberg – »sie scheint mir nicht übel zu sein.«

»Gewiß nicht; sie hat das gute Gemüth ihres Vaters, der ein stiller Dulder war, bis er ausgeduldet hatte, und der wohl im Jenseits keine andere traurige Idee mehr hat, als die, seine Gattin einstens wiedersehen zu müssen!«

»Nun, ich freue mich, daß Dein Humor wenigstens nicht ganz in die Brüche gegangen ist,« bemerkte Walter. »Sage mir aber Eins, hast Du nie einen kräftigen Versuch gemacht, Dich ein wenig zu emancipiren? Denk an das Wort unseres großen Schiller:

›So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der niemals in die Kette springt.«

»Als wir eintraten, machtest Du allerdings einen glücklichen Versuch dazu; aber Versuchen und Vollbringen ist häufig weit getrennt durch ein weiches Gemüth, und Du warst niemals der Energischste, lieber Wassermüller!«

»Leider Gottes – und darin habe ich gefehlt!«

»Was wollte denn die Alte mit ihrem Schlüsselbunde?« fragte der alte Maler. »Sie sah mit demselben aus wie die Pfortnerin zur Hölle – was bedeutete die Pantomime!«

Statt zu antworten, faßte Bergmüller mit beiden Händen den unteren Rand seiner Kattunjacke und zog heftig daran. »Ah, ich verstehe, bin aber begierig, ob die etwas derbe, aber höchst passende Carnevals-Anspielung nicht wohlthätig auf dieses harte Gemüth einwirkt!«

»Ich fürchte das Gegentheil.«

»Wer weiß – ich bilde mir doch ein, es hat ihre Nerven erschüttert; doch da kommt Deine Frau zurück und mit einer Miene, welche gerade nichts Schlimmes verspricht.«

Und so war es auch in der That. Madame Bergmüller trat eilig in den Laden mit Blicken, die so heiter leuchteten, daß von dem früheren scharfen Ausdrücke ihrer Augen gar keine Spur zurückgeblieben war; auch war der moquante Zug um ihre Lippen einem freundlichen Lächeln gewichen. Als sie sich rasch ihrem Manne näherte, zogen sich die beiden Freunde discret zurück, und dann sagte sie hastig: »Ich komme von der Mama, lieber Friedrich, die sich niedergelegt hat! Die Scene, welche die unartigen Leute vor unserem Hause aufspielten, hat sie angegriffen – sehr angegriffen,« setzte sie mit einem bedeutsamen Ausdrücke in Blick und Ton hinzu – »hier sind – Deine Schlüssel, geh' mit Deinen Freunden, und wenn Du nachher – später – heute Abend zurückkommst, so sollst Du von mir jedenfalls ein freundliches Gesicht sehen!«

Nach diesen Worten gab sie ihm die Schlüssel und auch sonst noch etwas in die Hand, worauf er sich eines leichten Seufzers nicht enthalten konnte, dann aber die

kleine Frau in einem Gefühle des Dankes auf ihren frischen Mund küßte. Nun wandte sich Madame Bergmüller gegen die Künstler, welche angelegentlich zum Fenster hinausschauten, und sagte ihnen in verbindlichem Tone, wie sie hoffe, dieselben noch vor ihrer Abreise von Köln bei sich zu sehen, und wie sie ihnen bei dem jetzigen heiteren Leben Kölns alles mögliche Vergnügen wünsche. Dann verschwand sie nach einer freundlichen Verbeugung.

Auch Vergmüller verließ nach ihr den Laden, um gleich darauf in einem hübschen Anzuge wieder zu erscheinen, den er unter der Thür des Ladens dadurch vervollständigte, daß er mit einer herausfordernden Miene seinen Hut etwas schräg aufsetzte und durch einen leichten Klaps in sein dickes Haar drückte – »so, jetzt gehen wir mit einander, die gerechte Sache hat gesiegt, und darauf wollen wir ein paar Flaschen austrinken!«

Mittlerweile war auch der Lehrling schüchtern eingetreten, und der Herr des Ladens wollte gerade beginnen, ihm tüchtig die Meinung zu sagen, als Walter ihn mit dem Ellenbogen anstieß und leise brummend sagte: »Sei gerecht, Nebelmüller, schenk' dem armen Teufel lieber zehn Silber Groschen, daß er sich amusiren kann!«

»Ja, Kohlenmüller, lachte Rodenberg, »als Opfer der Dankbarkeit auf den Altar Deiner Penaten; denn wenn Du jetzt ohne Uebermuth, wie ein kluger Mensch handelst, so kannst Du die Zügel in die Hand bekommen.«

»Gehen wir, gehen wir,« drängte Rüding, nachdem er sein Skizzenbuch eingesteckt hatte; »wir müssen sehen,

wo Knorx geblieben ist, den sie mit fortgeschleppt haben – ein armes, wehrloses Schlachtopfer!«

Die Komödie der carnevalistischen Mägdeverdingung schien mit der eben erzählten Scene vor dem Hause sechsundvierzig zu Ende gespielt zu sein, und unsere Freunde, so sehr sie sich auch beeilten, die ganze Schaar noch einzuholen, erreichten dieselbe doch erst auf dem Heumarkte, als sie im Begriffe waren, aus einander zu gehen, nachdem ihnen der Commissar von seinem Pferde herunter noch eine Rede gehalten über weibliche Tugenden im Allgemeinen, sowie über die Pflichten und Rechte einer Dienstmagd.

XXXI. ICH WÄHLE MIR DEN LIEBESGOTT ZUM SCHENKEN!

Der lange Bildhauer befand sich noch immer am Arme einer dieser robusten Gestalten und schien derselben durchaus nicht mit Widerstreben zu folgen. Bergmüller, welcher in seiner Eigenschaft als kölnen Bürger hier zu Gunsten des Freundes glaubte auftreten zu müssen, wunderte sich sehr, als ihm Knorx mit freundlicher Miene zur Begrüßung seine Hand entgegenstreckte, ohne aber den Arm seiner Gefährtin loszulassen. Und als diese jetzt mit der einen Hand die breiten Striche ihrer Haube in die Höhe warf und ihr Gesicht lachend dem jungen Papierhändler zuwandte, zog dieser mit einem eben so verblüfften als erstaunten Gesichte ehrfurchtsvoll den Hut und sagte: »Herr Commerciensrath, wer hätte sich das denken können!«

»Sind wir nicht im Carneval, Herr Bergmüller?« erwiderte die riesenhafte Köchin, einen gewaltigen Staubbesen schwingend – »im kölner Carneval, den Jeder mitfeiern soll und muß, Hoch und Gering, Arm und Reich, Alles durcheinander, und haben wir unsere Maskerade hier nicht zu einem sehr löblichen Zwecke unternommen? – Ich meine, auch Sie werden davon profitirt haben! aber jetzt vorwärts, wenn es Ihnen gefällig ist – Ihren Freund da laß ich heute nicht mehr los; jetzt wollen wir uns irgendwo eine gute Flasche kriegen und lustig sein!«

»Ja, das wollen wir,« erwiderte Bergmüller freudig, »wenn Sie mir also, Herr Comm– . . . «

»Lassen Sie das unterwegs,« fiel ihm der Andere rasch in's Wort; »heute bin ich nur Oeschelchen ohne elftausend Jungfrauen, denn sie sind im jetzigen Jahre schwer zusammenzubringen. – He,« rief er einigen anderen der Dienstmädchen zu, die im Begriffe waren, sich Arm in Arm zu entfernen, »Ihr geht doch auch zu Reichard? Also vorwärts! Das sind wohl Freunde von Ihnen, Herr Bergmüller?« wandte er sich wieder an diesen – »wenn sie ein lustiges Gespräch und ein gutes Glas Wein vertragen können, so sollen sie nur mitkommen!«

»Es sind Künstler und allerdings Freunde von mir, die den Carneval mitmachen wollen!«

»Das ist gut. Dem Anderen hier, den ich am Arme habe und den wir von Ihrem Hause mitgenommen, wo er gar zu melancholisch in die Welt hineinstarrte, habe ich schon einige Lebensregeln gegeben, und ich glaube, daß, wenn wir noch so einige zwanzig Flaschen zusammen

trinken, so fängt er an aufzuthauen, wie ein Eiszapfen in der Sonne!«

»Geck, lohs Geck elans!« rief eine von den drei anderen verkleideten Weibern, welche Arm in Arm vor ihnen hergingen, als sie einigen Officieren begegneten, die dann auch, freilich mit hoch emporgezogenen Nasen und verdrießlichen Mienen, auf die Seite traten.

»Ich habe schon angefangen, meinem stillen Freunde hier etwas von der kölnen Carnevals-Philosophie beizubringen. Einer der Hauptsätze derselben liegt in dem Ausspruche, den unsere Freundinnen da vorn soeben den so verdrießlich dreinschauenden Lieutenants gegeben: ›Geck, lohs Geck elans!‹ – und darin liegt ungeheuer viel carnavalistische Weisheit begraben und es entwickeln sich daraus die praktischsten Lebensregeln. Wenn Du mich ungestört läßt, so lasse ich Dich ebenfalls ungestört Deinen Vergnügungen nachgehen; thue Jeder im Narrenthum seine Schuldigkeit, und was ich an Geckerei und Lotterboverei Preis gebe, soll Dich durchaus nicht kümmern, insofern es nur zur allgemeinen Heiterkeit beiträgt. Geck, lohs Geek elans! Verstehe meinen Scherz, nimm ihn als solchen auf und laß ihn passiren, wie ich ihn ausgesandt, aus närrischem Herzen zu närrischen Herzen – haben Sie mich verstanden?«

»Ich glaube so, ich fange an zu begreifen,« antwortete der lange Bildhauer mit einem leichten Lächeln.

»So kann ich mir schon erlauben,« fuhr Oeschelchen fort, indem sie, um eine nasse Stelle der Straße zu überschreiten, ihre Röcke höher aufhob, als gerade nothwendig war, »Sie über einen zweiten, nicht minder wichtigen Grundsatz aufzuklären, welcher aber so faßlich gesetzt ist, daß er eigentlich keines Commentars bedarf; im gegenwärtigen Augenblicke ist er überdies sehr passend, da er sich auf unser nächstes Vorhaben bezieht: ›Laßt uns noch einen Schuppen kriegen! Wer weiß, ob wir morgen noch sind, und wenn wir morgen todt sind, dann bringt uns kein Mensch 'was nach!‹ – Bedürfen Sie darüber einer Aufklärung?«

»Nein – ich glaube, ich kann es begreifen.«

»Das ist mir lieb, und ich zweifle nicht länger, daß aus Ihnen einmal ein tüchtiger Geck werden kann, und zur Belohnung für Ihr rasches, richtiges carnevalistisches Fassungsvermögen will ich Ihnen noch einen bisher von Ihnen gewiß ungeahnten Spruch unserer Lebensweisheit mittheilen. Sehen Sie – vor uns, das ist der Rhein, und dem Reinen ist Alles Rhein, und wir vor Allem in unserem Carneval. So kann man auch von diesem Sprache sagen: ›Tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel‹ – denn wenn Du Alles am Rheine mit kindlichem Gemüthe und richtigem Geschmacke versuchst, so wirst Du auch unterscheiden, ob am Rhein der Wein rein oder unrein ist, und dieses Verständniß ist von der ungeheuersten Wichtigkeit, da es nach einer lustig vertrunkenen Nacht den Leiendecker von Deinem Kopfe fern hält. Vielleicht klingt Dir dies noch ein wenig dunkel, theurer Freund

Bildhauer; doch haben die Regeln unserer Lebensweise dies mit der ganzen übrigen Philosophie gemein, und wenn Du erst einmal über das ABC der sämtlichen Carnevals-Vergnügungen hinausgekommen bist, so geht Dir ein wahres Lichtmeer auf, eine Helle wie von zehntausend Fackeln.«

Während so Knorx, Bergmüller, Rüding mit Oeschelchen, Drückchen und wie sie Alle heißen mochten, auf irgend eine famose Weinkneipe lossteuerten, folgten ihnen Rodenberg und Walter Arm in Arm, lachend über die seltsamen Gestalten, namentlich über die ihres langen, dünnen Freundes, der im gegenwärtigen Augenblicke ein zu komisches, aber wahres Bild gab: Don Quixote mit der Dulcinea von Tobosa.

Nachdem sie nun eine Zeit lang hinter den Anderen dreingeschlendert waren, fragte Rodenberg: »Hat Rüding und Knorx noch keine Bemerkung gemacht in Betreff meiner Anverwandten? Haben sie noch kein Verlangen ausgesprochen, ihr vorgestellt zu werden?«

»Knorx nicht – Du weißt, er scheut sich überhaupt vor Damenbekanntschaften. Der sanfte Eduard aber wollte es gestern sonderbar finden, daß wir von der Herrin des Hauses noch nicht empfangen worden seien. Ich habe ihm aber auseinandergesetzt, wie eine alte, vielleicht auch kränkliche Dame nicht immer in der Laune sei, sich auf einmal ein halbes Dutzend Fremde vorstellen zu lassen – das würde Alles seiner Zeit schon kommen – verstehe mich wohl, ich sprach nur von einer alten Dame.«

»Wofür ich Dir bestens danke; doch müssen wir sie auch der jungen Dame, deren Existenz ich Dir, dem bewährten Freunde, ja sogleich zugestanden habe, vorstellen.«

»Ich habe nicht weiter nach Ihr gefragt – Du wirst meiner Discretion alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Wie immer,« sagte Rodenberg lachend – »aber da wir uns stark dem Carneval nähern und sich diese junge Dame nun einmal in den Kopf gesetzt hat, den großen Maskenzug mitzumachen . . . «

»Ah – bah!« unterbrach ihn Walter.

»Zu Pferde mitzumachen, so kann sie nicht unsichtbar bleiben, und ich muß Euch ihr je eher je lieber vorstellen.«

»Darin sehe ich keine Schwierigkeit; Knorx hat schon lange vergessen, daß von einer alten Anverwandten die Rede war. Aber Cupido, unser sanfter Eduard – glaubst Du, daß er sich noch der schönen Sängerin aus jener Soirée bei dem Prinzen Heinrich erinnern wird, die uns Alle so entzückte, oder jener reizenden Jägerin, die beim Künstlerfeste mit mir am Hoflager des Prinzen Maiwein erschien?«

»Ich glaube kaum,« gab Walter zur Antwort, nachdem er eine Weile nachgedacht – »bei jener Soirée war er zu sehr mit der Dame in Lila und ihrem Mops beschäftigt, und was jenen Zeitpunkt unseres Künstlerfestes anbelangt, so war er des süßen Weines so voll, daß er den Himmel für eine Baßgeige ansah.«

»Das ist mir lieb, denn ich möchte in dieser Richtung alle Combinationen vermeiden – und van der Maaßen?«

»War gar nicht bei jener Soirée und befand sich damals im Walde ebenfalls in einer so gehobenen Stimmung, daß er sich um alle gegenwärtigen Schönheiten nicht mehr bekümmerte und nur noch an ein Liebchen dachte weit in nebelgrauer Ferne.«

»Das ist Alles sehr gut, aber etwas haben wir doch vergessen: die auffallende Aehnlichkeit dieser jungen Dame mit ihrer Schwester Conchitta.«

»Unbesorgt. Ich glaube nicht, daß einer von den Beiden unsere liebenswürdige Collegin öfter gesehen hat – was macht sie – sahst Du sie in den letzten Tagen vor unserer Abreise?«

»Flüchtig – ich hatte meine Gründe dazu, das Haus unseres theuren Michel Angelo zu meiden.«

»Und glaubst Du an eine Heirath zwischen Conchitta und ihm?«

Rodenberg zuckte mit den Achseln, ehe er antwortete: »Es ist mir schrecklich, daran zu glauben, und doch, wer versteht die Launen eines Mädchenherzens – eines so festen, verschlossenen, in sich selbst zurückgezogenen Charakters!«

»Du hast Recht, so ist sie, und doch hatte ich, ein alter Fuchs und schlauer Beobachter, Gelegenheit, zu sehen, wie ein nicht zu mißdeutender Strahl südlicher Gluth aus diesem so ruhigen, ja, kalt blickenden Auge brach.«

»Wo war das, wenn es kein Geheimniß ist?« fragte Roderberg mit großer Theilnahme und begierig, zu erfahren, ob die Vermuthung des Freundes mit der seinigen zusammentraf.

»In Roderich's Atelier.«

»A–a–a–ah, so!«

»Da erzählte uns Conchitta einmal eine Geschichte, der wir Alle, aber mit verschiedenartiger Aufmerksamkeit lauschten – ich, indem ich mich für ihre Erzählung interessirte; Lytton aber, der gegenwärtig war, und jener Baron Mops vom Höllensteine . . . «

»Du meinst, Hund vom Höllensteine!«

»Mops – Mops, laß mir diese Grille; ich habe mir ihn so carikirt mit seinem Glasscherben im Auge.«

»Vergiß Deine Rede nicht.«

»Nun ja, die Beiden, sowie auch Nebelmüller, dem ich es gar nicht zugetraut hätte, schauten das junge Mädchen mit so gluthvollen Blicken an, daß sie ihre Augen förmlich niederschlug; wenn sie dieselben alsdann aber wieder öffnete, so geschah das nur, um Olfers anzusehen, aber mit einem Ausdrücke, den ich nicht vergessen werde, und wenn sich alsdann ihre Blicke zuweilen trafen, so war es gerade, als sprühten ein paar Blitze gegen einander.«

»Du bist ja ein aufmerksamer Beobachter!«

»Zuweilen.«

»Also Du glaubst, Conchitta habe Olfers geliebt?«

»Gewiß – vielleicht unbewußt.«

»A–a–a–ah!« machte Rodenberg lebhaft – »und könnte plötzlich zum Bewußtsein gekommen sein.«

»Das ist möglich.«

»Und in diesem Falle könnte sich dieser seltsame Charakter vielleicht aus Pflichtgefühl entschließen, Michel Angelo zu heirathen – das wäre schrecklich!«

»Aber Roderich ist von seiner Frau geschieden?«

»Er wird geschieden werden – aber wer weiß, ob Madame Olfers nicht eine Gelegenheit wahrgenommen hat, um dem jungen Mädchen die Schuld dieser Scheidung aufzubürden – bei Gott, es sähe ihr ähnlich, und mir wird ein kleiner Vorfall klar, über den ich in dieser Beziehung noch nicht nachgedacht – erinnerst Du Dich, daß ich am Abende unseres Künstlerfestes in dem Garten unseres Vereins Conchitta's Skizzenbuch fand!«

»Dasselbe, welches ihr Figaro zurückbringen mußte?«

Rodenberg nickte mit dem Kopfe – »ich erkundigte mich bei dem Gärtner, wie es dorthin gekommen sein möchte, und er sagte mir, zwei Damen hätten auf der Steinbank, wo ich das Buch fand, nach unserem Abzuge gesessen, und eine von diesen sei Frau Olfers gewesen. Wer die andere war, darüber herrschte kein Zweifel, und daß diese, welche ihr Skizzenbuch und auch einen Strauß Maiblumen dort liegen ließ, den Garten in großer Aufregung verlassen, geht wohl aus dem eben erwähnten Umstande hervor – doch bei alledem hoffte ich, daß Conchitta ihre Gewissenhaftigkeit nicht so weit treiben werde, um sich zeitlebens unglücklich zu machen.«

»Sie und unser guter, kleiner Schmitz – das wäre gerade so, als wenn sich der Paradiesvogel mit der Krähe verheirathen wollte!«

»Roderich hörte auch von dem Gerede, ich weiß das genau, und es drückte ihn schwer.«

»Glaubt er daran?«

»Es schien mir so, und ich denke fast, es erleichterte seinen Entschluß, abzureisen. Er reiste doch nur, um sein Kind aufzusuchen – wenn er es gefunden hat, wird er gewiß zurückkehren.«

»Wer weiß – ich fürchte beinahe, als ob die Vorfälle der letzten Zeit, auch Conchitta's Benehmen, welche sich zuletzt gänzlich von ihm zurückgezogen, ihm den Aufenthalt bei uns verleidete; auch ist Lytton nach Hause gegangen, und an dem hing er mit einer schwärmerischen Freundschaft.«

»Armer Roderich!« knurrte Walter mit einem Anfluge von Rührung. »Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, wie so mit Einem Schlage eine ganz glückselige Existenz aus einander fliegen kann – er führte doch ein beneidenswerthes Leben!«

»Als Künstler – in seinem Atelier.«

»Ganz recht – ich kannte ihn eigentlich nur da. War es nicht ein herrlicher Aufenthalt, dieses Atelier, diese Sammlung von so viel Schöнем und Geschmackvollem, durchweht vom besten Künstlergeiste seines Besitzers? Mir altem Kerl war es in seiner Ruhe und behaglichen Stille wie eine Capelle, wohin ich gern in Künstlerandacht zog. Dieser im Winter so sanft durchwärmte Raum

mit der Pflanzenpracht des Südens und den murmelnden Springbrunnen, während draußen Alles von Schnee und Eis strotzte! Und im Sommer, welche erfrischende Kühle, welch süßes Nichtsthun in einem der alten Ledersessel, bei einer prächtigen Cigarre und einem kühlenden Gemische von Wasser und Cognac – dahin – dahin! Auch dieser kleinen Lebensfreude, die mir noch blieb, ist der Nerv abgeschnitten, wenn er nicht zurückkommt und bei uns bleibt, und ich fürchte, er kommt nicht zurück!«

»Ich fürchte es auch!«

»Er fort – Lytton, der auch ein guter Kerl war, fort – van der Maassen fort, Knorx fort, der auch eine Miene macht, als wenn er nicht mehr zu lange bei uns aushalten würde, Du fort, denn ich traue Dir zu, daß Du Lust hast, Dich in der Welt um zuschauen – die deutsche Kunst am Verschwinden! Das sind nette Aussichten für mich! Da könnte ich am Ende noch in den Fall kommen, mit Rüding eine Farbwaarenhandlung zu gründen oder Roderichs leerstehendes Atelier zu miethen zu einer Fabrik für Corsetten ohne Naht; es soll dies ein sehr lucrativer Erwerbszweig sein, und der eleganten Form wegen wäre es sehr empfehlend, wenn das ein tactvoller Maler unternehme!«

Rodenberg lachte über diesen Einfall, worauf er nach einigen Schritten umherschauend stehen blieb und sagte: »Wo sind die Anderen geblieben – noch vor einigen Augenblicken sah ich sie vor uns.«

»Der Abgrund irgend einer Weinschenke wird sie verschlungen haben – ich schlage vor, sie nicht aufzusuchen, wenn Du nicht gerade besonders Lust dazu hast.«

»Gewiß nicht, ich möchte auf ein paar Stunden nach Hause gehen; mir schwindelt der Kopf von allem dem, was ich heute schon gesehen und gehört. Es gehören ganz besondere Nerven dazu, um den schäumenden Pocal des kölner Carnevals ohne abzusetzen, bis auf den letzten Tropfen zu leeren.«

»Das will ich gerade nicht behaupten; es ist ein Geschäft wie ein anderes, nur muß man sich ihm ungetheilt, mit Lust und Liebe hingeben – was man von Dir,« setzte er mit einem komischen Seitenblicke auf Rodenberg hinzu, »allerdings nicht verlangen kann. Du bist nur zur Hälfte bei der Geschichte. Jeder Lärm, der Dich umsaust, erinnert Dich an die süße Stille im Hause Deiner theuren Anverwandten, und jedes hübsche Gesicht, das Dir von irgend einem Fenster entgegenlacht, nimmt unwillkürlich bekannte Züge an welche Deine Gedanken gewaltsam abziehen von dem lustigen Treiben, das Dich umgibt; doch nehme ich es Dir nicht übel, was ich von ihr gesehen, früher und auch gestern hier, entschuldigt vollkommen Deine Träumereien.«

Unter ähnlichen Reden hatten sie ihre Wohnung erreicht und dort kaum ihre Zimmer betreten, als der Haushofmeister erschien mit einem freundlichen Gruße von der Herrin, um Rodenberg zu erinnern, daß um sechs Uhr dinirt würde.

»Wir haben sonst noch Gäste,« setzte er mit einem freundlichen Lächeln hinzu. »Seine Hoheit, Prinz Heinrich, welcher den Carneval besucht, thut dem Hause die Ehre an, hier zu diniren, und gerade, deßhalb wünscht die gnädige Gräfin, Sie, Herr Rodenberg, möchten ein paar Ihrer Freunde zum Diner mit hinübernehmen.«

»Wenn ich die jetzt nur finden könnte,« erwiderte der junge Maler – »das ist wohl nicht so leicht, als man es sich denkt – wir haben schon fünf Uhr vorüber und nicht mehr viel Zeit; jedenfalls wird mein Freund Walter hier die Ehre haben!«

Der Haushofmeister empfahl sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung, und dann rief Walter aus dem Nebenzimmer: »Das hättest Du mir ersparen können!«

»Warum? Einmal muß es doch sein!«

»Aber gerade heute, wo die Ehrfurcht gegen Seine Durchlaucht Schuld daran sein wird, wenn mir kein kleiner Bissen schmeckt – und dann meine Toilette!«

»Unsinn – der Prinz ist schon von seiner Soirée her gewohnt, daß Du im Ueberrocke und mit Schlapphut kommst, und meine Anverwandte wird Dir das nicht übel nehmen!«

»Nun, meinerwegen, ich habe einen Capitalhunger und hoffe, dem Diner in jeder Beziehung alle Ehre anzuthun!«

Als sie ihren Anzug beendet, war es kurz vor sechs Uhr, und sie gingen hinüber; Rodenberg nicht mit denselben Gefühlen wie gestern und vorgestern, wo er sich so innig daraus gefreut, in ganz kleiner Gesellschaft mit

diesem wunderbaren Wesen ein paar Stunden sein zu können. – Was wollte auch dieser vornehme Herr in dem Hause der Künstlerin? Ihr seine Ehrfurcht bezeigen? Dazu hätte er einen anderen und, wie es ihm schien, passenderen Ort wählen können. – Und sie, die sich in allen Verhältnissen so unbefangen bewegte, die so gern ihren feinen Spott ausgoß über die Hohen und Allerhöchsten dieser privilegierten, oft so anmaßenden Beschützer der Kunst, die, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, nur dann ihr Schutzamt ausüben, wenn sie die Künste zur Ausführung eines egoistischen Zweckes oder als Würze der langweiligen Stunden ihres Daseins benutzen – machte es ihr doch wohl Vergnügen, eine Hoheit zu bewirthen, und hatte auch sie in der That Stunden, wo sie mehr Gräfin als Künstlerin war?

In dem Herzen des jungen Künstlers regte sich etwas wie Eifersucht, und wenn er sich auch bemühte, dieses Gefühl hinwegzuspotten, und verständig genug war, sich selbst zu sagen, er habe ja nicht das leiseste Recht, eifersüchtig zu sein, so war er doch nicht im Stande, sich davon zu befreien, und betrat dadurch etwas erregt den kleinen Salon, wo sich Juanita mit ihrem Oheim und schon in Gesellschaft des Prinzen befand, der gerade eingetreten zu sein schien; wenigstens führte er eben die Hand der schönen Sängerin mit einer ehrerbietigen Verbeugung an seine Lippen.

Es schien Rodenberg, als dauere diese Begrüßung länger als gerade nothwendig sei; dann wurde auch der Adjutant des Prinzen, Major von Werdenberg, vorgestellt,

und dann erst wandte sich Juanita allerdings mit einem herzlichen, gewinnenden Lächeln gegen den jungen Maler und freute sich sehr, die Bekanntschaft des Drachen Griesgram wieder zu erneuern.

Auch Seine Durchlaucht waren enchantirt, die beiden Künstler wiederzusehen und sich so *d'une manière plus vive* jener schönen Zeiten erinnern zu können, wo der ganze duftige Wald mit seinen malerisch phantastischen Gestalten in einer großen Guirlande die köstlichsten Blüthen gab, die ihm so zauberhafter Weise erschienen.

Rodenberg würde sich nicht erlaubt haben, ähnliche Worte an die junge Dame zu richten; er wäre sich dabei schaal und abgeschmackt vorgekommen und überzeugt gewesen, sie müsse es eben so aufgenommen haben. Doch als er sie jetzt anschaute, bemerkte er ein freundliches Lächeln auf ihren Zügen und fühlte sich schmerzlich davon berührt. So hell und glänzend, so glücklich und sonnenreich ihm auch bis jetzt die paar Tage erschienen waren, die er in ihrer Nähe zugebracht, so süßen Hoffnungen er sich auch hingeeben, so glaubte er doch jetzt mit Einem Male dunkle Wolken am Horizonte seines Glückes aufsteigen zu sehen, und es war ihm zu Muth, als werde ihm nie die Seligkeit zu Theil, einen Kranz der Liebe um ihr schönes Haupt winden zu können, wie er wohl in seinen kühnsten Phantasieen geträumt, und als sei er nur ein unbedeutendes Blatt in dem Bouquet ihrer Triumphe, das sie sich heute an die Brust steckte, um es vielleicht morgen achtlos wegzuworfen.

O, über die Macht des Weibes auf ein liebendes Herz! Das schöne Mädchen brauchte nur langsam ihre Augenlider zu erheben, eine Secunde lang ihre wunderbar leuchtenden Blicke mit einem Ausdrücke unverkennbarer Innigkeit auf ihm ruhen zu lassen, um sogleich wieder in seinem Herzen hellen, laut aufjauchzenden Sonnenschein hervorzurufen – zu erwecken die Hoffnung auf ein seliges Glück, trotzdem sie im gleichen Momente den Arm des Prinzen nahm, um sich von diesem in den Speisesaal führen zu lassen.

Der Major von Werdenberg, welcher ein ungemeines Vergnügen an den Tag legte, die beiden Künstler hier, bei dem famosen Carneval, wieder zu treffen, flüsterte Rodenberg zu, daß er von dem Herumlaufen auf den Straßen einen räuberhaften Hunger mitgebracht habe und sich trichinenmäßig auf ein gutes Diner freue. Er erhielt seinen Plan zur Linken Juanita's, während sich der hin Prinz zu ihrer Rechten befand.

»Ihre Anwesenheit in Köln erfuhr ich ganz zufällig,« sagte dieser, »und bin entzückt von Ihrer Liebenswürdigkeit, mir auf meine ergebenen Zeilen Ihre freundliche Einladung zuzuschicken!«

»Was ich mir nur aus Discretion erlaubte,« erwiderte Juanita, denn ich hätte es für Unrecht gehalten, Euer Durchlaucht in den jetzigen bewegten Tagen eine andere Stunde zu stehlen, als die des Diners, welche ja doch in gleicher Weise verbracht wird, sei es in Ihrem Hotel oder in meiner bescheidenen Wohnung.«

»Ich bin entzückt über Ihre bescheidene Wohnung,« sagte der Prinz, »und wenn ich mir erlauben darf, zu sagen, so hätte ich solch' reizenden Comfort niemals unter der düstern Außenseite dieses Hauses gesucht; Sie sind eine Fee, wohin Ihre Hand rührt, sprossen selbst im Winter die köstlichsten Blumen – es ist ganz mährchenhaft!«

»Wenn ich auch keine Fee bin,« lachte Juanita heiter, »so liebe ich doch die Mährchen!«

Sie warf bei diesen Worten einen Blick, kurz wie ein Blitz und leuchtend wie ein schöner Gedanke, nach Rodenberg hinüber.

»Aber warum spielen Sie ein derartiges Verstecken mit der Welt und Ihren Freunden? Jedermann wußte, daß Sie von London nach Petersburg gegangen seien!«

»Ich war in London während der Saison, verließ Petersburg, weil es mir dort zu kalt wurde, und da ich mir schon lange gewünscht hatte, den kölnen Carneval zu sehen, so ging ich für eine kurze Zeit hieher.«

»Ich muß zugeben,« erwiderte der Prinz lächelnd, »Sie verstehen es, sich das Leben angenehm zu machen, und ich bewundere Ihren Sinn dafür, so wie Ihren Geschmack, sich für die kurze Zeit Ihres Ausruhens ein so reizendes *Chez-soi* zu arrangiren!«

»Warum sollte ich nicht?« warf Juanita in gleichgültigem Tone hin. »Das ganze Jahr hindurch bin ich gezwungen, in den unangenehmen und langweiligen Hotels zu wohnen, weßhalb ich mir schon erlauben darf, etwas für die Ausschmückung meiner bescheidenen Wohnung zu thun, wenn ich einmal ein paar Wochen ganz für mich

bin und ausruhen will; und dann thun Sie meiner Bescheidenheit viel zu viel Ehre an – betrachten Sie dieselbe genau, und Sie werden finden, daß es eine zusammengesuchte Geschichte ist, wie man sie ja nicht anders haben kann, wenn man sich für kurze Zeit eine kleine Wohnung einrichten läßt.«

»Sie ist reizend, diese kleine Wohnung,« sagte Seine Hoheit und setzte leise hinzu: »wunderbar schön durch Ihre Gegenwart, durch den künstlerischen Geist, der Alles durchweht, und was mir bei derselben so pikant und deliciös erscheint, ist die heimliche Abgeschlossenheit dieses Hauses – *magnifique* – nicht wahr, Werdenberg?«

Worauf der Udjutant, nachdem er sich beeilt, ein Glas Bordeaux auszutrinken, erwiderte: »Auf Ehre, *superbe!*«

»Eure Hoheit wohnen hier in einem Hotel?« fragte Don Jose.

»Ja, im Kaiserlichen Hofe; es ist das für mich in Anbetracht der paar Tage, die ich hier bleibe, bequemer, als wenn ich eine eigene Wohnung nähme. – Apropos,« fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, während er über etwas nachgedacht, gegen den alten Herrn gewandt fort: »Ich sprach vor Kurzem in der Residenz unsern spanischen Gesandten. Ohne indiscret sein zu wollen,« fuhr er lächelnd mit einer Verbeugung gegen Juanita fort, »nannte ich ihm Ihren Namen, das heißt den Namen Ihrer Familie, und erfuhr zu meiner großen Freude, daß dieselbe im Begriffe sei, einen ganz kolossalen

Proceß gegen die spanische Regierung gewinnen. Darf ich Ihnen darüber meine Gratulation machen?«

»Wenn der Proceß erst gewonnen,« erwiderte Don Jose mit seiner gewöhnlichen Ruhe, »so würden wir erfreut sein von der Theilnahme Eurer Hoheit; aber so weit ist diese Angelegenheit noch nicht gediehen. Die Familie de Monterey versucht allerdings ihre gerechten Ansprüche der spanischen Regierung gegenüber geltend zu machen, und wenn ich auch an eine endliche glückliche Beendigung dieses Processes glaube, so erhebt doch unsere hohe Gegnerin in Einem fort Einreden und findet neue Streitpunkte, um das Urtheil hinzuhalten – ich finde das übrigens begreiflich, denn es handelt sich wahrlich um keine Kleinigkeit.«

»Das gebe ich Ihnen zu,« rief der Prinz aus, »denn wie mir unser Gesandter mittheilte, so steht eine Summe auf dem Spiele, deren Interesse die Einnahme manches unserer kleinen Fürstenthümer weit übersteigen. Ja, Werdenberg,« setzte Seine Hoheit kopfnickend hinzu, »unsere liebenswürdige Wirthin wird eine der reichsten Erbinnen Europa's sein!«

»A–a–a–ah, in der That – räuberhaft!«

Unterdessen war Champagner servirt worden und Seine Hoheit faßte den schäumenden Kelch auf's zierlichste mit den Fingern der rechten Hand, neigte sich gegen Juanita und trank auf ihr Wohlergehen in jeder Beziehung.

»Wissen Sie aber auch,« fuhr er nach einer Pause heiter fort, »daß die Gesellschaft der Residenz, alle Kunstkenner, ja, das ganze Publikum empört über Ihre Grausamkeit ist?«

»Wie so, Hoheit? Ich verstehe Sie nicht!«

»Wurden Sie nicht bei Ihrer Durchreise auf's dringendste gebeten, uns mit ein paar Vorstellungen zu beglücken? Ich habe es aus dem Munde meines allerhöchsten Herrn und Neffen, an dessen Wort zu zweifeln ich nicht leichtsinnig genug bin!«

»Woran Euer Hoheit sehr wohl thun,« entgegnete Juanita, »denn es wurden mir allerdings glänzende Anerbietungen gemacht!«

»Welche Sie rundweg ausschlagen, Grausamste! Darf man Ihre Gründe wissen?«

»Ich sollte dieselben nicht verrathen, denn sie sind so komischer Art, daß Sie mich auslachen werden!«

»Unmöglich,« meinte der Prinz – »ich würde viel eher Thränen über Ihre Grausamkeit vergießen; sagen Sie mir Ihren Grund und lassen Sie mich, wenn derselbe haltbar ist, wenigstens darin einigen Trost finden!«

»Meinetwegen – aber wenn Sie über mich lachen, sollen Sie bestraft werden! Ich mochte bei Ihnen nicht singen, weil mir Ihres Hoftheater-Intendanten Weste mißfiel!«

»Ah!« machte der Prinz mit einem verblüfften Gesichte, und während der Major von Werdenberg förmlich bestürzt aufsaß, konnte sich Rodenberg nicht enthalten, still vor sich hinzulächeln.

»Die Weste unseres Hoftheater-Intendanten? Ah, Gräfin, das ist ja rein unmöglich!« rief der Prinz nach einer Pause.

»Ich sagte Ihnen ja, es sei ein komischer Grund, doch jetzt, da ich ihn einmal ausgesprochen, würde ich ihn um keinen Preis der Welt wieder zurücknehmen!«

»Die Weste unseres Hoftheaterantendanten!« wiederholte der Prinz in einem Tone, dem man deutlich anhörte, daß er nicht im Stande war, sich von seinem Erstaunen zu erholen. – Sie hätten mir manches Andere von diesem Manne sagen könnem was Ihnen nicht gefiele, und ich würde Ihnen auf's Wort geglaubt haben: seine nicht immer correcten Manieren, seine enthusiastischen Betheuerungen, seine eigenthümliche Art, ein Versprechen auszulegen, daß es ganz wie das Gegeutheil erscheint, seine kleinen Passionen – doch *passons là dessus* – aber seine Weste, ich habe nie etwas Außerordentliches an seiner Weste bemerkt!«

»Auch rede ich nicht von seinen Westen überhaupt,« lachte Juanita, »sondern von der Weste, in welcher ich das Glück hatte, ihn zu sehen; es war auf meiner Durchreise von Petersburg, da stellte er sich mir vor in einer gelben Weste – ach, und ich verabscheue die gelbe Farbe gränzenlos!«

»Aber, Gräfin, Sie sind von einer ungeheuer zarten Constitution,« meinte Seine Hoheit.

»Das bin ich auch, kann aber nichts dafür. Er sprach mir von der unerhörten Freude, welche ich ihm durch ein paar Vorstellungen bereiten würde, von dem Wunsche

hoher und allerhöchster Herrschaften in dieser Richtung. Ich schüttelte verdrießlich meinen Kopf, nicht so sehr über seine Worte, als über seine gelbe Weste. Gelb ist, wie Sie wissen, die Farbe der Falschheit, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich nun einmal auf die verrückte Idee kam, der Mann sei innerlich von der gleichen Farbe, wie seine Weste und was er sagte, sei gelb, und was er betheuerte, sei falsch – falsch sein gegen mich so lebhaft ausgesprochenes Wohlwollen für jedes Talent, falsch die Versicherung seiner strengsten Unparteilichkeit und unbestechlichen Gerechtigkeit. Und als ich ihn Abends im Theater sah, erschien er mir wieder in einem gelben Scheine, obgleich er die unglückselige Weste nicht anhatte. Aber Alles, was er that, erschien mir gelb gefärbt: sein fades Lächeln, welches nur dem Publikum galt, denn er drehte der Bühne und seinen Künstlern mit einer bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit den Rücken zu – und das war so gelb, so gelb! – Später bediente er hohe und allerhöchste Herrschaften in höchstderen Segen – er rückte ihnen den Fußschemel zurecht, reichte ihnen das Opernglas und Schaaalen mit Gefrorenem – ab, das war entsetzlich gelb!«

Obgleich sich der Prinz bei diesen Worten der schönen Sängerin ein wenig auf die Lippen biß, konnte er es doch nicht unterlassen, zu lachen, worauf die Anderen es eben so machten, vor Allem Rodenberg, welcher dies mit einem Blicke der Anerkennung gegen Juanita that.

Der Major, welcher wohl wußte, daß er sich in dieser Richtung keine laute Bemerkung erlauben durfte,

murmelte etwas in seinen Champagnerkelch hinein, was eben so gut der Ausdruck superb als das Prädicat räuberhaft sein konnte; dann trank er sein Glas leer mit einer leichten Neigung des Kopfes gegen den jungen Maler, welcher neben ihm saß.

»Also eine gelbe Weste – ei, ei!« sagte der Prinz nach einer längeren Pause. »Ich werde mir das merken und dem Intendanten den guten Rath geben, dieses Kleidungsstück aus seiner Garderobe zu entfernen, dann dürfen wir für später vielleicht doch noch hoffen, Sie einmal für eine Zeit lang die Unsrige zu nennen. Aber dabei schwebt Ihr Proceß, schöne Gräfin, über unsern Häuptern, fürchterlich wie das Schwert des Damokles; mit den Einkünften, wie die eines kleinen Herzogthums, werden Sie nicht weiter singen wollen!«

»Und warum nicht,« fragte Juanita heiter, »wenn es mir Vergnügen macht? Ich würde vielleicht ein wenig mehr Verschwendung treiben, als ich jetzt schon thue und worüber mein guter Oheim so gern zankt, und ich würde vielleicht andere Bedingungen machen, als jetzt; ich würde durch wirkliche und angenommene Capricen das Uebermögliche leisten, um gegenüber gewissenlosen Theater-Unternehmern und hochmüthigen Intendanten, die mit einer so unaussprechlich nichtssagenden Miene des hochgeborenen Cavaliers, welcher sonst gar nichts ist, auf Kunst und Künstler herabschauen, ein wenig Vergeltung zu spielen. Ich würde zum Beispiel in keinem Theater singen, wo sich ein gelber Vorhang befände, und wenn ich beim Auftreten irgendwo eine gelbe Weste, sei

es sogar in der Hofloge, sähe, würde ich augenblicklich in Ohnmacht fallen, und das Stück könnte nicht ausgespielt werden. An Tagen mit geradem Datum würde ich niemals singen, noch weniger aber an allerhöchsten Geburtstagen oder bei festlich beleuchteten Häusern. Der Theater-Director oder Intendant müßte jeden Morgen Schlag neun Uhr in meinem Vorzimmer stehen, um meinem Befehle gewärtig zu sein.«

»Der arme Intendant,« meinte Seine Hoheit, »er hätte die Hölle auf Erden – und welch' ein Widerspruch in Ihrem Wesen – Sie, sonst so gut und engelmild!«

»Das bin ich ganz und gar nicht oder doch nur im gewöhnlichen Leben; so bald die erhabene Kunst, jene göttliche Macht, auf mich einwirkt, bin ich ein ganz anderes Wesen!«

»Allerdings, noch größer, noch edler!«

»Vielleicht – vielleicht aber auch im Widerstrahle meiner künstlerischen Umgebung, die oft sehr trostloser Art ist, eigensinnig, verdrießlich, hochmüthig und launenhaft über alle Maßen!«

»Um Gottes willen, hören Sie auf!« rief der Prinz, ein komisches Erschrecken affectirend. »Die Galanterie gebietet mir, Ihnen zu glauben, und wenn ich Ihnen glaube,« setzte er leise mit einem schmachttenden Augenaufschlage hinzu, »so müßte ich ja das göttliche Bild zerstören, welches ich von Ihnen tief im Herzen trage!«

Während Seine Hoheit noch sprach, hatte Juanita ein Glas ergriffen, und es gegen Rodenberg erhebend, sagte sie: »Ah, ich finde es in der That anmaßend, immer

von mir und über mich zu sprechen; wir wollen der Tage gedenken, die wir hier vor uns haben – der heiteren Tage des kölner Carnevals – auf eine fröhliche Feier desselben!«

Die Gläser klangen zusammen, worauf die Herrin des Hauses heiter fortfuhr: »Ich habe mir vorgenommen, von dem Carneval mitzumachen, was ich mitmachen kann!«

Don Jose warf einen bezeichnenden Blick zu Rodenberg hinüber.

»Wie interessant war das Leben heute in den Straßen,« fuhr Juanita fort; »leider war ich nicht im Stande, zu Fuß dem Aufzuge zu folgen und mich in's Getreibe zu mischen, und daß ich trotzdem recht viel sah, verdanke ich meinem Kutscher, einem geborenen Kölner, der mich mit einem außerordentlichen Geschick immer an die Punkte brachte, wo es etwas zu sehen gab.«

»Es ist das ein ganz vertrauter Mensch,« sagte Don Jose, »von einer unverwüsthlichen Heiterkeit, von einer außerordentlichen Geistesgegenwart; ein paar Mal waren wir so in dem Volkshaufen drin, daß man nicht vor- und nicht rückwärts konnte, wo er alsdann anfang, das Publikum auf eine so unwiderstehliche Art zu haranguiren, daß man uns lachend Platz machte.«

»Um den großen Maskenzug anzusehen, der dieses Jahr sehr glänzend werden wird, haben Sie wohl Häuser genug zur Verfügung?«

Jetzt war es Juanita, welche dem jungen Maler verstohlen einen Blick zuwarf, ehe sie antwortete: »Gewiß, Euer Durchlaucht, und mich abermals auf meinen Führer

verlassend, hoffe ich, den Maskenzug an verschiedenen Orten zu sehen.«

Don Jose, welcher leicht vor sich hinhustete, hätte wohl gewünscht, daß Juanita ihr eigenthümliches Project, den Maskenzug nicht nur anzusehen, sondern auch mitzumachen, zur Sprache gebracht hätte; denn dadurch, daß sie schwieg, bemerkte er wohl, daß ihr Entschluß feststand und daß sie sich in keine neuen Erörterungen einlassen wollte.

Rodenbergs Herz klopfte stärker; er war entzückt darüber, mit dem schönen, jungen Mädchen, das er so innig liebte, ein Geheimniß theilen zu dürfen, das sie jenem vornehmen Herrn verschwieg.

»Sollten Sie aber an irgend einer Richtung über mich verfügen wollen,« wandte sich der Prinz an die junge Dame, »so würden Sie mich außerordentlich beglücken – sei es für eine Loge des Theaters oder für einen der Bälle.«

»Dafür muß ich herzlich danken, denn ich habe mir vorgenommen,« erwiderte Juanita mit komischer Gravität, »gänzlich incognito zu bleiben, zu sehen, ohne gesehen zu werden, und zu intriguiren, ohne erkannt zu werden. Nehmen sich Euer Hoheit in diesem Sinne vor mir in Acht, daß ich nicht plötzlich vor Ihnen erscheine und Ihnen von Ihren Geheimnissen erzähle!«

»Ohne von mir erkannt zu werden? Ich erlaube mir, das zu bezweifeln!«

»Nun, wir wollen sehen!«

»Ja, wir wollen sehen; wenn ich Sie erkannt habe, müssen Sie meinen Arm nehmen und mir für eine Stunde erlauben, Ihr Cavalier zu sein!«

»Gewiß, gnädiger Herr; doch wenn Sie mich, nachdem ich dreimal mit Ihnen gesprochen, nicht erkennen, darf ich Ihnen eine Dame vorführen, welcher Sie dann denselben Ritterdienst leisten müssen?«

»Das ist eine etwas harte Bedingung, aber ich gehe sie ein!«

Wie zum Danke verbeugte sich die junge Dame leicht gegen den Prinzen; doch da sie diese Verbeugung hieraus gegen alle Uebrigen ausdehnte, indem sie sich erhob, so gab sie damit das Zeichen zur Beendigung ihres kleinen Dinners.

XXXII. O, STILLE DIES VERLANGEN!

Man findet es lächerlich, wenn man bei Eröffnung eines Gesprächs über das Wetter redet, und wohl mit Unrecht; denn gutes oder schlechtes Wetter ist ja immer der Hintergrund, auf dem sich unser Leben abspiegelt und der nie ohne Einwirkung auf dasselbe bleibt; ja, wie wir einander zu fragen pflegen: ›Wie geht's Ihnen?‹ mit demselben Rechte dürfen wir uns erkundigen: ›Wie wirkt das Wetter auf Sie ein?‹ Denn es gibt nichts, von dem unsere gute oder schlechte Laune so abhängig ist, als das Wetter, wenn wir auch häufig zu hochmüthig sind, das einzugestehen. Wenn wir uns nun hier nicht abstreiten lassen wollen, daß eine Wetterbetrachtung im gewöhnlichen Leben häufig am Platze ist, so haben wir dieselbe Eingangs

dieses Capitels für ganz unumgänglich nothwendig gehalten, denn der Glanz und die Heiterkeit des Carnevals hängt zu neunundneunzig Procent davon ab, ob der Himmel ein freundliches Gesicht macht und ob sich dieses freundliche Gesicht des Himmels auf der Erde nicht im Schmutze und Wasserlachen abspiegelt.

Nun ließ aber das Wetter in diesem Jahre während des Carnevals auch für die Ungenügsamsten nichts zu wünschen übrig. Der Frost harte nicht nur nachgelassen, sondern sich während der Nacht in einen warmen Wind verwandelt, der, in Verbindung mit einem gernüthlichen Sprühregen, den Schnee in seinen verborgensten Verstecken aufgesucht und vertilgt hatte; darauf hatte es tüchtig gewindet, und als am Freitage die Sonne erschien, kostete es sie keine große Mühe, das Straßenpflaster zu trocknen.

Es gibt auch in unserem kalten, deutschen Winter zuweilen Frühlingstage, welche uns mit einer innigen Sehnsucht erfüllen nach sprossendem Grün und duftenden Blüten; wo die Erde ihre Wohlgerüche ausströmt, gerade wie in ihrer bräutlichen Zeit, wenn sie den allbelebenden Kuß des Geliebten erwartet, wo der Himmel so wonnig und heiter lacht, als sei es gar nicht möglich, daß sein klares Antlitz je wieder durch Wolken getrübt werden könne.

Solch' ein Himmel lachte am Freitage über der alten Colonia, was Rodenberg mit großer Freude sah, als er, früh am Morgen von dem hellen Sonnenscheine verlockt,

das Fenster öffnete und mit einem unbeschreiblichen Behagen die herrliche Luft einathmete. Dort links sah er über die Dächer der tiefer liegenden Häuser hinweg den Rhein, gänzlich vom Eise befreit, leuchtend an den grauen Mauern Kölns vorüberziehen, und wenn er seinen Blick etwas herabsenkte und das Rheinthor betrachtete, so erschien ihm das helle, bewegliche Wasser unter dem dunkeln Steinbogen wie ein blitzender Krystall; die Straßen waren trocken und sauber, und wer vorüberging, machte ein freundliches Gesicht, wie im Widerscheine des klaren Himmels, der aber auch aus Alles einen unbeschreiblichen Schimmer herabgoß und sogar den schwarzen Giebeln der gegenüber liegenden alten Häuser einen freundlichen, goldenen Anstrich gab.

Rodenberg hatte am vergangenen Abende, als die Anderen zu Bette waren, den sanften Eduard noch ganz besonders vorgenommen und ihm anvertraut, daß seine Anverwandte, die alte Dame, eine nothwendige Reise in dringenden Familien-Angelegenheiten hätte unternehmen müssen und daß sie die Tochter eines Freundes, welche zum Carneval gekommen sei, unter dem Schutze und der Aussicht eines älteren Vettters zurückgelassen habe; daß ferner das junge Mädchen vor Begierde brenne, den Carnevalszug mitzumachen, und daß es hierzu nur ein Mittel gebe, wenn die Künstler nämlich die Darstellung der wilden Jagd aus ihrem sommerlichen Feste hier wiederholen wollten. »Du wirst Dich erinnern,« hatte er weiter gesagt, »daß ich damals schon, als wir abreisten, den Rath gab, Eure Costume mitzunehmen, und als

ich gestern bei hiesigen Freunden, Mitglieder des Kleinen Rathes, darüber sprach, wurde die Idee, den Zug des wilden Heeres zu wiederholen, außerordentlich freundlich ausgenommen und mit auf das Programm gesetzt. Walter und Knorx sind mit Freuden dabei, und von Seiten der Regentschaft hat man uns mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit Alles, was wir an Gefolge, an Jägern und dergleichen zu Fuße und zu Pferde brauchen, zur Verfügung gestellt.«

»Auch ich halte diese Wiederholung für eine glückliche Idee,« sagte Rüding; »doch was soll ich dabei thun? Ich kann mich doch nicht als Cupido unter die wilden Gesellen des Rodensteiners mischen!«

»Nun, ein bischen Liebe könnte den tollen Gesellen allenfalls auch nicht schaden – doch Du hast Recht; es denkt auch Niemand an Deine Cupido-Rolle, wogegen Du mir zugeben wirst, lieber Rüding, daß man in einem Zuge, wo es gilt, etwas Außerordentliches zu leisten, Deine Persönlichkeit nicht gern vermißt.«

»Doch passe ich in der That nicht zu einem bärtigen Jäger oder zu irgend einer anderen wilden Erscheinung,« entgegnete Rüding geschmeichelt, worauf der Andere fortfuhr:

»Gewiß nicht; aber, um ehrlich zu sein, die schöne Bekannte meiner Anverwandten hofft ganz besonders auf Dich, um unerkant den Zug mitmachen zu können, und hat die glückliche Idee gehabt, ihr Beide solltet den Rodensteiner als Jagdpagen begleiten – Du weißt, daß in

dem schönen Gedichte Bürgers dieser Jagdpagen als gutes und böses Princip gedacht ist –, Du mit Deinem sanften Gesichte und Deinen blonden Locken würdest auf weißem Pferde die Lichtgestalt darstellen, während das Mädchen mit ihrem schwarzen Haare das böse Princip vertritt – es wird ein herrliches Bild geben,« fuhr Rodenberg fort, indem er seinen Freund mit einem Blicke der Zufriedenheit von unten bis oben betrachtete – »Ihr habt fast die gleiche Gestalt und Ihr würdet vortrefflich zusammenpassen – sie ist ebenfalls außerordentlich schön gewachsen,« setzte er, wie mit sich selbst redend, hinzu.

Darauf hatte der sanfte Eduard geantwortet, daß er noch niemals ein Spaßverderber gewesen sei und daß es auch jetzt an ihm nicht fehlen solle – »doch werde ich reiten müssen,« hatte er alsdann mit einiger Bedenklichkeit geäußert, »und wenn ich mich auch früher auf dem Sattel nicht schlecht ausgenommen, so bin ich doch außer aller Uebung und möchte mich nicht gern vor aller Welt blamiren.«

»Du hast doch früher geritten?«

»O ja, warum denn das nicht?«

»Nun, so wird's schon gehen. Wenn es Dir recht ist, so können wir morgen in Begleitung der jungen Dame eine kleine Probe machen; es wird das zu Deiner Sicherheit dienen und Du dich dann beim Maskenzuge behaglich fühlen.«

Dann waren sie zu Bette gegangen und Rodenberg hatte am andern Morgen kaum die oben angegebenen Wetterbetrachtungen beendigt, als der sanfte Eduard schon

aus seinem Schlafzimmer trat und auf des Anderen Frage versicherte, er habe nicht besonders gut geschlafen.

Es waren Träume durch seinen Geist gegangen, die mit dem Vorhaben des heutigen Tages, dem Spazirritte in Gesellschaft der schönen jungen Dame, in einiger Maßen schauerlichem Zusammenhange standen. Wir wollen das nicht weiter ausführen, denn mancher unserer geneigten Leser ist vielleicht unter gleichen Bedingungen mit ähnlichen Traumgeschichten geplagt worden. Der sanfte Eduard hätte gar zu gern sein Versprechen noch gestern Abend zurückgenommen. Da aber Rodenberg Anspielungen in dieser Richtung durchaus nicht zu verstehen schienen, so gelangte Rüding vermittels eines kleinen Umweges auf den für heute projectirten Spazirritt und meinte, es wäre ihm sehr wünschenswerth gewesen, das für ihn bestimmte Pferd einmal allein ohne Zeugen zu probiren.

»Du kannst Dich auf mich verlassen,« erwiderte Rodenberg, »ich kann mir denken, daß Du außer aller Uebung gekommen, wenn Du auch früher ein ausgezeichneter Reiter gewesen bist, und habe ich in dieser Hinsicht alle Anordnungen getroffen. Du erhältst einen kleinen, zierlichen Schimmel, ein Damenpferd, welches obendrein an den Rappen, den ich reiten werde, so gewohnt ist, daß es ihm nicht von der Seite geht. Da Du in Deiner Eigenschaft als Jagdpage eine Hetzpeitsche führst, so hast Du nicht nöthig, Sporen anzuschnallen, und brauchst Dich deßhalb nicht zu geniren, Deine Absätze fest anzuschließen.«

»Sporen würden mir keinen Kummer machen,« meinte Rüdning, »doch versicherte mir mein Reitmeister, ich habe eine etwas schwere Hand, und wenn das Damenpferd fein geritten ist, so weiß ich denn doch nicht, ob ...« – bei den letzten Worten kratzte er sich bedenklich hinter den Ohren – »dann möchte ich auch wissen,« setzte er nach einer Pause hinzu, »ob das Pferd Musik und den Lärm und das rohe Geschrei der Menge vertragen kann.«

»Auch darnach habe ich mich in Deinem Interesse erkundigt. Das Pferd wurde einer Kunstreiter-Gesellschaft abgekauft; da wurde es zur Genüge an Musik und Spektakel gewöhnt; obendrein sprang es durch Reifen, an denen alles mögliche Feuerwerk losging.«

»Glaubst Du, das Pferd habe Neigung, auch ohne daß man es gerade will, über irgend einen Gegenstand hinwegzuspringen?« fragte der sanfte Eduard nachdenklich.

»Ich glaube das nicht; es ist überhaupt nicht mehr in der ersten Jugendblüthe und wird froh sein, wenn man es in Ruhe läßt.«

Den gleichen Wunsch mochte auch Rüdning in seinem Herzen tragen, denn er seufzte und sagte erst nach einem längeren Stillschweigen: »In Gottes Namen denn, ich will Euch den Gefallen thun! Um welche Zeit werden wir spazieren reiten?«

»Um Mittag, denke ich.«

»So werde ich vorher nicht ausgehen und mein Albumblatt beendigen.« Rüdning sagte das mit einem Tone, der wohl gepaßt hätte, wenn er von der Anfertigung seines Testaments gesprochen.

Da aber der sanfte Eduard ein Gemüth war, welches nicht andauernd durch irgend eine äußere Einwirkung niedergebeugt wurde, so gewann er schon während des gemeinschaftlichen Frühstücks seine gute Laune in solchem Maße wieder, daß er, als Rodenberg einen Augenblick das Zimmer verlassen, beim Gespräche über den bevorstehenden Maskenzug gegen Walter gewendet zu sagen wagte: »Ich bedauere nur, daß man mir, um der jungen Dame nicht voranzukommen, ein älteres, sehr frommes Pferd ausgesucht; doch soll dieser alte Kerl ein famoser Springer sein, und wenn sich mir eine Gelegenheit bietet, ein wenig nebenhinaus zu gehen, so ...« – hier machte er einen bezeichnenden Zungenschlag – »so sollt Ihr sehen, daß Rüding von der Reitbahn nichts vergessen hat.«

Rodenberg hatte unterdessen mit dem alten Hofhausmeister verkehrt, der von seiner Herrin den Befehl erhalten, für alles, was Costume anbelange, Sorge zu tragen, und welcher diesen Auftrag mit seiner gewohnten pünktlichen Gewissenhaftigkeit ausführte.

Der Morgen verging; Bergmüller war mit van der Maaßen gekommen, um die Freunde zum Bummeln abzuholen; ersterer sah sehr vergnügt aus und versicherte händereibend, der gestrige Auftritt habe auf die Nerven seiner Schwiegermutter eine sehr günstige Wirkung ausgeübt.

»Doch hat sie sich, wie ich hoffe, von ihrer Aufregung erholt?« fragte Rodenberg, »und Du wirst gestern Abend

bei Deiner Rückkunft als ein verständiger Kerl gehandelt haben?«

»Das habe ich auch – ich war kaum ein Bischen geistig erheitert und schon vor zehn Uhr zu Hause, was Madame Bergmüller mit so großer Befriedigung aufnahm, daß sie mich heute Morgen dringend ersuchte, nach Euch zu sehen.«

»Nachdem wir die Versöhnung des gewissen Jemand aus der Novelle des Boccaccio gefeiert,« sagte Walter – »o, ihr Ehemänner habt es nicht so schwer, für Vieles Verzeihung zu erlangen – nicht wahr, Windmüller?«

»Was meine Frau anbelangt,« erwiderte dieser lachend, »so lebte ich mit ihr nie in einem schlechten Einverständnis; doch war mein Zusammensein mit der Schwiegermutter ein beständiger Kampf mit dem Drachen!«

»Das Loos vieler Schwiegersöhne, namentlich in Deinen Verhältnissen,« meinte van der Maaßen – »ich hoffe, Du emancipirst Dich gänzlich und ziehst Deine bunte Kattunjacke nie mehr an.«

»Dafür oder um so öfter Deinen Malerkittel,« sagte Rodenberg in ernstem Tone: »die einzige gescheite Art, Dich dauernd zu emancipiren, wenn Du Deine Kunst eifrig treibst und Deiner Schwiegermutter zeigst, daß Du im Stande bist, ohne ihre Hülfe Deine Frau zu ernähren – sei gescheit!

»Habe schon angefangen,« erwiderte der Angeredete heiter, »anstatt des Morgens in den Laden zu gehen,

nahm ich ein tüchtiges Stück Leinwand und retouchirte eine famose Winterlandschaft.«

»Und Deine Frau hatte ihre Freude daran?«

»Das will ich meinen; sie folgte meinem Pinsel mit dem größten Interesse Strich um Strich – ihre lachenden Augen und die freundliche Miene, mit der sie mir zusah, spornten mich an, und als ich endlich die Palette wegwarf, um zu Euch zu gehen, sagte das gute, kleine Weib, sie wolle mir einen Gefallen thun.«

»Hm,« machte Walter mit einem eigenthümlichen Lächeln.

»Sie wolle mich auf den Gürzenich zum Maskenballe begleiten und werde dazu die Erlaubniß ihrer Mutter schon herausschlagen.«

»Bravo, Windmüller!«

»Ja, das bin ich wieder – nicht nur Wassermüller, sondern auch Kohlen, Berg- und Nebelmüller!«

»Und der Himmel sei für diese Aenderung zu Deinen Gunsten gepriesen!« sagte Rodenberg. Gestern fanden wir Dich in einem Zustande, der mir tief in der Seele weh that, als ein gar trübseliger Kattunmüller!«

»*Un triste Müller de cotton!*« rief der Zeichner des Hauses Beauvillard u. Co., worauf Alle herzlich lachten.

Rüding hatte am Gespräche wenig Theil genommen, sondern war ruhig an seinem Aquarell sitzen geblieben, dem er durch einige Striche hier und da noch die letzte Vollendung gab. Er befand sich durchaus in keiner heiteren Stimmung, das sah man an dem trübseligen Blicke, mit dem er zuweilen an den Himmel hinaufschaute, und

hörte einen tiefen Seufzer, den er alsdann ausstieß, wenn er bedachte, daß das klare, glänzende Blau desselben sich schwerlich innerhalb einer Stunde mit einem tüchtigen Schneewetter überziehen würde – hier und da spitzte er auch das Maul wie ein Karpfen, indem er seine Zeichnung von der Seite betrachtete, und pfißf leise vor sich hin, aber lauter traurige Melodieen.

Die Freunde, außer Rodenberg, waren schon lange fortgegangen, da schrak der sanfte Eduard sichtbar zusammen, als es von dem benachbarten Kirchthurme zwölf Uhr schlug – o, was hätte er darum gegeben, wenn er gewaltsam die Zeit um ein Vierteldutzend Stunden hätte vorrücken können! Denn, ehrlich gesagt, fürchtete er sich so entsetzlich vor dem Spazirritte, zu dem er sich so unverantwortlicher Weise hatte bestimmen lassen, daß ihm jetzt schon, trotzdem es nicht sehr warm im Zimmer war, der Schweiß auf die Stirn trat und er es nicht über sich vermochte, mit seinem gewöhnlichen festen und sicheren Schritte einherzugehen.

»Zwölf Uhr,« sagte Rodenberg – »da kommen auch schon die Pferde.«

Ja, die Hufe derselben klapperten auf dem Pflaster – wie das so unangenehm klang, so markdurchbohrend, gerade so, als wenn Jemand mit einem Nagel auf einer Fensterscheibe kratzt!

»Hast Du Sprungriemen an Deinen Beinkleidern?« fragte Rodenberg

»Niemals – wozu auch?«

»Ich meine nur so – es ist besser, wenn man einmal in die Lage kommt, scharf auszutraben – doch wird's auch so gehen.«

»Hoffentlich wird's auch so gehen,« erwiderte der sanfte Eduard in gereiztem Tone, »und dabei erlaube ich mir, Dir zu bemerken, daß ich durchaus keine Sehnsucht habe, mich durch scharfes Austraben oder durch allerlei dumme Reiterkünste auszuzeichnen! Wenn ich auch schon öfter zu Pferde gewesen bin, so habe ich doch den Sattel nie als meine Bestimmung angesehen – weißt Du das, Rodenberg – und verstehst Du mich auch?«

»O, ich verstehe Dich vollkommen, und Du sollst sehen, was Du für einen treuen Freund an mir hast!«

»Ja–a–a–a, wir wollen das sehen!« erwiderte Rüdینگ; aber diese seine Antwort klang wie ein tiefer Seufzer, denn die Thür hatte sich geöffnet, und der Haushofmeister, der auf der Schwelle erschien, lud die Herren freundlich ein, hinabzugehen, da seine Herrin bereits unten warte.

Von allen Thürmen der Stadt läuteten die Glocken heiter und freundlich zur Mittagsstunde, und das klang dem sanften Eduard so in den Ohren, als erzählten sie einander laut und geschwätzig: »Der Maler Rüdینگ reitet spazieren, spazieren – spazieren reitet der Maler Rüdینگ – Rüdینگ – das ist gut – das ist gut,« brummte die Domglocke.

Juanita stand drunten auf der Treppe, reizend anzuschauen in ihrem dunkelblauen Reitkleide, dessen lange Schleppe sie über den linken Arm geschlagen hatte; die schöne, schlanke Figur so stolz erscheinend wie eine

Königin, in den glänzenden Augen und auf den frischen Lippen das heitere, glückselige Lächeln eines Kindes.

»Was wir für einen göttlichen Tag haben!« rief sie Rodenberg entgegen, indem sie ihm die Hand reichte – »ah, das ist Ihr Freund, Herr Rüding – unser Freund!« setzte sie mit einem so gewinnenden Lächeln hinzu, daß die Einbildungskraft des sanften Eduard sicherlich einen tollen Seitensprung gemacht hatte, wenn er nicht gar so niedergedrückt gewesen wäre.

»Ja, das ist mein Freund Rüding,« antwortete Rodenberg und setzte mit einer ehrfurchtsvollen Handbewegung auf Juanita hinzu: »Fräulein von Königsberg, sehr befreundet mit unserer verehrten Hauswirthin!«

Juanita lachte herzlich über ihren in's Deutsche übersetzten Namen, dann fragte sie den sanften Eduard: »Sie sind gewiß, eben so wie Herr Rodenberg, ein vortrefflicher Reiter?«

»Mein Freund Rüding wird aus Bescheidenheit Nein sagen; doch versteht er sich vortrefflich auf diesen Theil der noblen Passion, liebt aber, im Gegensatze zu mir, die sanfte, ruhige Gangart.«

»So hat man ja vortrefflich für Sie gewählt,« sagte Juanita, »Sie werden ein Damenpferd reiten, mit einem höchst angenehmen Temperament, mein Rothschimmel dort, den ich der Farbe zu lieb genommen – Sie wissen ja, Rodenberg,« setzte sie leiser hinzu, »ein Feuerfarbener trug den Linken, wie Sie mir gesagt –, scheint weniger geduldig, und ich will sehen, wie ich mit ihm fertig werde, wobei ich mich ein wenig auf Ihre feste Hand verlasse.«

Rodenberg verbeugte sich, wobei er nicht unterlassen konnte, seine rechte Hand, in der er die Reitpeitsche hielt, gegen das Herz zu drücken; dann gingen sie zu den Pferden hinab, die auf der Straße aufgestellt waren.

Der große, elegante Rappe, den der wilde Jäger reiten sollte, um ein paar Jäger Länge voraus, wurde mühsam gehalten von einem starken Reitknechte, der es trotzdem nicht verhindern konnte, daß er zuweilen seinen Kopf herumwarf und alsdann lustig wieherte; einige Schritte hinter ihm hielt Rüding's Schimmel mit dem ruhigsten Aussehen – das Pferd bewegte weder Kopf noch Schweif, obgleich es von Niemanden gehalten wurde, indem der Stallknecht, welcher es gebracht, mit einem anderen beschäftigt war, den starken und doch zierlichen Rothschimmel vor der unteren Stufe der Treppe festzustellen, was ihnen aber nicht vollkommen gelang, denn bald trat er vor, bald rückwärts und hob sich auch zuweilen aus lauter Uebermuth; ein kräftiger Brauner für Don Jose befand sich nicht weit von Rüding's Schimmel.

»Ah, wie heiter mein Pferdchen ist!« sagte Juanita – »mir ist wohl, wenn ich einmal droben sitze!«

Sie wandte sich bei diesen Worten mit einem reizenden Lächeln gegen Rodenberg, welcher ihr nun die Fläche seiner rechten Hand darbot, auf die sie ihren zierlichen, kleinen Fuß setzte und alsdann, theils sich selbst emporschnellend, theils von dem jungen Maler gehoben, der sich dabei nicht enthalten konnte, leicht ihren Fuß zu drücken, in der nächsten Secunde auf ihrem Damensattel saß. Dann faßte sie die Zügel, während Rodenberg ihr

Kleid ordnete, und ließ hierauf ihrem Pferde etwas Luft, um fast im gleichen Augenblicke den Versuch desselben zu einer kleinen Lançade durch eine kräftige Parade zu unterbrechen.

Rüding hatte diesen Moment auf das Geschickteste benutzt, indem er die beiden disponiblen Stallleute zu sich heran neben den kleinen Schimmel winkte, jedem mit der Schnelligkeit des Gedankens ein Zehnsilbergroschenstück spendete und sie flüsternd bat, ihm beim Aufsitzen behülflich zu sein. Es war dies sehr klug manövriert, denn kaum hatte er ausgesprochen, so fühlte er sich schon von handfesten Fäusten in die Höhe gehoben und saß im Sattel, ehe er es sich selbst dachte. Die Zügel wurden ihm in die Hand gegeben, seine Steigbügel rasch etwas kürzer geschnallt, und dann sagte ihm einer der gutmüthigen Stallleute mit leiser Stimme: »Das Pferd geht ruhig wie ein Lamm, und wenn Sie je einmal mit ihm setzen wollen, so brauchen Sie es nur vor eine Hecke oder einen Graben zu bringen und es durch einen Zungenschlag zu ermuntern.«

Davor soll mich der gütige Himmel bewahren! dachte Rüding, hatte sich aber trotzdem schon so weit gesammelt, daß er mit Interesse, ja, fast mit Schadenfreude seinem Freunde Rodenberg zuschaute, der den Sattel seines unruhigen Rappens nur dadurch gewinnen konnte, daß er, ohne den Bügel zu gebrauchen, hineinvoltgirte; dann aber faßte er ihn so kräftig zwischen Zügel und Schenkel, daß das unruhige Thier mit einem heftigen Kopfschütteln seinen Meister erkannte.

Juanita ritt voraus, Rodenberg, auf einen Wink Don Jose's, neben ihr; dann bewegte sich Rüdینگ's Schimmel vorwärts, ohne eine Hülfe abzuwarten, und neben ihm ritt der alte Herr.

Sie passirten das Rheinthor und wandten sich alsdann gegen den Bayenthurm, um so die breite Landstraße nach Bonn zu erreichen.

Hier, auf diesem belebten Wege, ließ man die Pferde im Schritte gehen, was für Rüdینگ sehr erwünscht war und was auch bei der allerdings sanften Bewegung des kleinen Schimmels bei der frischen Winterluft, bei dem lustigen, lebendigen Treiben am Ufer und am Strome seinen Muth etwas hob, ja, ihm sogar so viel Sicherheit verlieh, daß er es nicht nur wagte, kühn um sich zu schauen, sondern sogar an den Fenstern hinaufzublicken, und den Versuch machte, seine rechte Hand elegant auf seinen Oberschenkel zu stützen.

»Da ist der Bayenthurm,« sagte Rodenberg zu der jungen Dame, als sie am Fuße des mächtigen, finsternen Baues vorüberritten, »die Wohnung schwerer Verbrecher, welche, an Ketten geschmiedet, wie die Galeerensträflinge zu öffentlichen Arbeiten verwandt werden. Ich erinnere mich dabei eines Vorfalles vor einigen Jahren, als ich auf kurze Zeit in Köln war und einen Bekannten von mir, einen einjährigen Freiwilligen, besuchte, als er sich gerade hier auf Wache befand. Gar zu gern hätte ich diese Gefangenen in ihrer Behausung gesehen, und um das möglich zu machen, zog ich zur nächsten Visitation die Uniform meines Freundes an, nahm dessen Muskete und

gelangte so in den Thurm. Aber es war ein unerquicklicher, trostloser Anblick, diese Unglücklichen in langen Reihen auf ihrem breiten Lager zu sehen. Mit dem rechten Fuße waren sie vermitteltst einer schweren Kette an eine unten vorbeilaufende Eisenstange geschlossen. Die meisten derselben erwachten, als der Schein unserer Laternen in ihre Augen fiel, warfen sich seufzend, stöhnend oder auch Verwünschungen murmelnd, von einer Seite auf die andere, wobei ihre Ketten unheimlich in dem hohen, gewölbten Gemache rasselten.«

»Vorbei – vorbei!« entgegnete Juanita, einen ernsten Blick auf den gewaltigen Bau werfend, der wie eine Wache an den Ufern des Rheines stand und auch den Zweck hatte, mit seinen Wallgängen und Schießscharten das alte Köln zu beschützen. »Der Contrast, dort das finstere Thurmgefängniß mit seinen gefesselten Bewohnern, wir hier unten frei und fröhlich in den klaren, schönen Tag hineinreitend – zufrieden – glücklich!«

»Sind Sie das in der That, Juanita?« fragte der junge Mann in einem weichen, schmachtenden Tone, indem er seinen unruhig vorwärts strebenden Rappen mit starker Hand so dicht an das Pferd der jungen Dame heranbrachte, daß er sich nur ein wenig zu bücken brauchte, um den Trensenzügel des Rothschimniels, der etwas herabgeglitten war, wieder in Ordnung zu bringen, indem er ihn leicht durch ihre Finger zog, wobei es nicht anders möglich war, als daß seine Hand die ihrige berührte. – »Fühlen Sie sich wirklich froh und glücklich?«

»Gewiß,« entgegnete sie lebhaft und sah ihn dabei mit ihren leuchtenden Augen innig an; »ich lebe in der Gegenwart so unendlich froh und glücklich, daß ich weder an Vergangenheit noch Zukunft denken mag und der Zeit gebieten möchte, eine gute Weile still zu stehen!«

»Sie sind gern zu Pferde?« fragte er.

»Sehr gern, sehr gern – alsdann fühle ich mich aller gesellschaftlichen Fesseln ledig, so frei und unabhängig – nur reite ich nicht gern im Schritte, wie wir jetzt!«

»Armer Rüding!« dachte Rodenberg, indem er, ihrem ausgesprochenen Wunsche nachkommend, seinen Rappen in einen kurzen Galopp setzte, dem der Rothsimmel augenblicklich folgte.

»Ah, herrlich, herrlich!« jubelte Juanita – »wie liebenswürdig die Bewegungen meines kleinen Pferdchens sind, ich muß dafür Onkel Jose einen Kuß zuwerfen!« – Sie wandte hierauf ihren Oberkörper ein wenig und grüßte mit einer herzlichen Geberde rückwärts; doch lachte sie heiter, als sie nun ihr Gesicht gegen Rodenberg wandte.

»Jose und ihr Freund traben hinter uns drein,« sagte sie; »doch macht Ihr Freund, wie ich flüchtig sah, ein ganz eigenthümliches Gesicht und scheint sich nicht so behaglich zu fühlen, wie ich.«

»Er ist lange nicht mehr geritten, wird sich aber nach and nach daran gewöhnen.«

»Geht Ihr Rappe angenehm?« fragte sie nach einer Pause.

»Er hat harte Bewegungen, weil ich ihn stark zurückhalten muß – ich glaube, wenn ich ihn ausgreifen ließe, so würde er eben so schnell als angenehm sein.«

»Wollen wir?« fragte sie mit schelmischem Lächeln und blitzenden Augen.

»Später,« erwiderte er; »wir haben dort rechts am Thore noch einen Engweg mit Fußgängern, Reitern und Marktkarren – sehen Sie das Gewühle –, aber hinter dem Fort, dessen Werke dort zwischen den Bäumen hervorsehen, steigt die breite Chaussee sanft aufwärts.«

»Sie haben Recht, wir wollen bis dahin warten. – Diese kleinen Festungswerke,« fragte sie nach einer kurzen Pause, »dienen zur Vertheidigung Kölns?«

»Allerdings – es sind sogenannte Montalembert'sche Thürme, einer vom anderen unabhängig, einen weiten Kreis um die Stadt bildend – Festungen *en miniature*, mit kleinen Gräben und zierlichen Zugbrücken, angenehm beschatteten Glacis und einem Hofraume wie in einer alten Ritterburg. Ich war damals zuweilen in einem dieser Werke, und immer regte ein solcher Besuch meine Phantasie an. Es war mir, als müsse des Thürmers Lied zum Willkomm erklingen oder zur Abwehr, als müsse mich irgend ein biderber Rittersmann unter dem Thorbogen willkommen heißen oder aus einem der vergitterten Fenster mich eine Dame mit ihrem weißen Schleier zu ihrer Befreiung heranwinken – doch Scherz bei Seite, wir haben in einigen dieser Forts, und gerade in dem dort

vor uns liegenden, manche vergnügte Stunde verlebt. Damals wurde die Wache dort von der Artillerie gethan, unter deren Freiwilligen ich ein paar Freunde hatte, und wie gern fanden wir uns dort zum Besuche ein bei einem selbstgemachten Kaffee oder Punsch oder auch an schönen Frühlingstagen zum seligen Nichtsthun; ich erinnere mich noch gern dieser glücklichen Zeit, wo die ganze Wache nebst ihrem Besuche draußen auf dem Glacis im Schatten der weißglänzenden Birken lag und träumend in den Himmel schaute, wenn er sich so blau und klar wie heute über uns wölbte. Auch lasen wir zu jener Zeit Tasso's befreites Jerusalem und waren trotz Säbel und Wehrgehänge noch kindisch genug, den Sturm auf die Mauern Zions an dem kleinen Thurme darzustellen – sehr zum Entsetzen eines wohlbeleibten Majors *du jour*, welcher dazu kam und meinen Freunden einige Tage Arrest in Aussicht stellte.«

»Ach, diese Erinnerungen,« sagte Juanita, »wie lieb sie uns sind und wie sie so lebhaft, über irgend einer Gegend, um irgend ein Gebäude schwebend, uns beim Anblicke derselben längst vergangene Tage so lebendig auffrischen, als sei alles das erst gestern geschehen!«

»Ja, ja, erwiederte er, vor sich hinlächelnd, »tritt doch Tasso's wunderbares Werk jetzt wieder so gewaltig vor meine Seele, werde ich doch die grauen Mauern zwischen den weißen Birkenstämmen hervorblinken sehen, während ich so glücklich bin, an Ihrer Seite reiten zu dürfen!«

Sie hatten jetzt die Chaussee vor dem Severinsthore erreicht und mußten hier, wie Rodenberg vorhin gesagt, im langsamsten Schritte reiten, um durch das Gewühl der Fußgänger, reitenden und fahrenden Landleute, die vom Markte nach Hause zurückkehrten, ohne Anstoß durchzukommen, wobei man aber doch allerlei Bemerkungen über die Madame, welche spaziren ritt, und den jungen Herrn an ihrer Seite, besonders aber über den ernsthaften alten Herrn, sowie über die zusammengeknickte Gestalt des sanften Eduard nicht entgehen konnte. Ueberhaupt schienen die meisten dieser Leute von der Luft des Carnevals, welche über Köln wehte, angesteckt zu sein. Hier ging ein Paar Arm in Arm, ein lustiges Lied singend und dabei den schwankenden Gang schwer Betrunkener außerordentlich glücklich copirend; denn daß es eine Nachahmung war, hörte man an ihrem lustigen Lachen, mit dem sie jetzt ruhig stehen blieben und die Reiterschaar vorbeiließen. Dort sah man auf seinem leeren Marktkarren einen älteren Bauern sitzen, eine Carnevalsmütze vom vergangenen Jahre auf dem Kopfe, die er vielleicht irgendwo zum Geschenk erhalten, während ein junger Bursche neben ihm herschritt und sich nicht wenig auf seine ungeheure falsche Nase zu Gute that.

Einem lustig gemeinten ›Geck lohs Geck elans‹ welches Rodenberg einem vierschrötigen Reiter zurief, der vor ihm auf der Mitte der Straße hielt, wurde lachend Folge geleistet und nur im Geiste der Tage dadurch erwiedert, daß der Reiter, Don Jose starr ansehend, ausrief: ›Wat hätt dä Kähl en Nas!‹

Rüding war tief aufathmend und etwas bleich aussehend neben seinen Begleiter nun wieder dicht aufgerückt und erwiderte auf Rodenbergs Frage, wie es ihm gehe: er sei zufrieden, wenn es nicht schlimmer komme; worauf ein Lächeln über die Züge des alten, sonst so ernstesten Spaniers glitt, und er in gutmüthigem Tone zu Juanita sagte: »Du wirst es uns nicht übel nehmen, mein Kind, wenn wir nicht immer dicht hinter Euch bleiben, der kleine Schimmel da geht einen gar zu langsamen Trab!«

Wenn auch der sanfte Eduard für diese Worte mit einem stummen Blicke dankte, so konnte er sich doch nicht enthalten, in einem etwas unwilligen Tone einzusetzen: »Warum auch in die Welt hinausstürmen, wie Rodenberg es so gern thut! Es ist doch viel behaglicher, so in Ruhe des schönen Tages genießen zu können!«

»Gut, daß der Geschmack auch darin verschieden ist,« erwiderte die junge Dame lachend; »was mich betrifft, so athme ich so wonnig und frei, wenn ich mit meinem Pferde in einem raschen Tempo dahinfliegen kann! – Du hast doch nichts dagegen,« wandte sie sich an Don Jose, »wenn wir einmal versuchen, wie unsere Pferde ausgreifen?«

Rüding blickte seinen Begleiter mit einer wahren Jammermiene an und athmete freudig auf, als dieser sagte: »Nur zu, was Euch anbelangt; ich und mein junger Freund hier, wir wollen indessen mit einem behaglichen Schritte fürlieb nehmen.«

Dahin flogen der Rappe und der Rothschimmel, daß es eine Freude war, ihnen zuzusehen, und Rüding glaubte

sich für dieses Mal schon gerettet, als der kleine Schimmel mit einem gänzlich unvorhergesehenen Sprunge, vor dessen Folgen sich der Reiter nur durch ein krampfhaftes Erfassen des Sattelknopfes retten konnte, die rechte Kantare zwischen die Zähne nahm, dann den Kopf aufwarf und in einem gestreckten Galopp folgte. Es war Rüdینگ's Glück, daß er noch im Stande war, einen lauten Ruf: »Zu Hülfe, zu Hülfe!« auszustoßen und daß dieser Ruf von Don Jose gehört und verstanden wurde. Augenblicklich ließ er seinen großen Braunen folgen und hatte in wenigen Sätzen nicht nur den kleinen Schimmel erreicht, sondern sich auch des Zügels bemächtigt und das Pferd mit einem tüchtigen Ruck zum Stehen gebracht. Daß der sanfte Eduard bei dieser plötzlichen Parade das Gleichgewicht verlor und mit weit wegfliegender Hute dem Schimmel um den Hals fiel, wobei er einen unnennbaren Theil seines Körpers auffallend erhob, hätte auch einem besseren Reiter geschehen können. Doch war er für dieses Mal von gänzlichem Sturze gerettet, krabbelte sich wieder in seinen Sattel hinein und warf alsdann einen scheuen Blick auf seinen Hut, welcher glücklicher Weise diesseits des Straßengrabens liegen geblieben war.

Don Jose, der in seiner Gutmüthigkeit diesen Blick wohl verstand, ritt ein paar Schritte seitwärts und hob mit seiner Reitpeitsche die Kopfbedeckung Rüdینگ's vom Boden auf.

»Ich – danke – Ihnen – herzlich – für meine Rettung – Sie – haben – mich – vor – einem großen Unglücke

bewahrt! Dieser Schimmel scheint mir ein gefährlicher Durchgänger zu sein!«

»Ich glaube das nicht,« erwiderte Don Jose mit großer Ruhe; »die Pferde sind an einander gewöhnt, und als die Beiden davonritten, hätten Sie nur Ihren Schimmel etwas fester in die Hand nehmen sollen; auch der Braune hier hatte eine Neigung, mit fortzugehen, doch mochte ich Sie nicht allein lassen.«

»Wofür ich Ihnen aus tiefster Seele danke! Allerdings bin ich früher häufig geritten und scheue mich auch nicht vor einem kleinen, soliden Trabe, ja, nicht einmal vor einem anständigen Galopp; aber wie im gewöhnlichen Leben, so hasse ich auch auf dem Sattel alle rohen, unvorhergesehenen Aufregungen!«

Juanita und Rodenberg waren indessen in einem gestreckten Jagdgalopp über die sanft ansteigende Chaussee geritten und hatten schon nach wenigen Minuten das Gewühl der Marktleute, sowie ihre beiden Begleiter weit hinter sich gelassen. Die junge Spanierin athmete tief auf, nicht aus Anstrengung über diesen scharfen Ritt, sondern aus Entzücken über die ungebändigte Freiheit der Bewegung ihres Pferdes; über die Schnelligkeit, mit der sie dahinflog, über das Wohlbehagen, welches sie empfand, indem sie so wie ein Vogel in seinem Fluge die Luft durchschnitt. Sie hätte laut aufjauchzen mögen vor Entzücken; ihre Augen leuchteten und ihr Gesicht glühte von der scharfen Luft, mehr noch aber von ihrer Aufregung.

»Wollen wir langsamer reiten, Juanita?« fragte er.

»Nein, nein, noch nicht,« gab sie zur Antwort, »nur noch bis zu jener Baumgruppe dort vor uns auf der Wiese, die sich sanft nach dem Rheine hinabsenkt, und wenn der Chausseeegraben nicht zu breit ist, wollen wir hinübersetzen und ein wenig aus dem grünen Rasen halten; ich bin zu alten Tollheiten aufgelegt!«

»Wofür ich die Verantwortung übernehmen muß!« antwortete Arthur.

»Davon entbinde ich Sie – und ängstlich sind Sie auch nicht, wie ich weiß – also vorwärts!«

Sie berührte ihren Rothschimmel leicht mit der Reitpeitsche, und in verstärktem Galopp flogen sie der bezeichneten Baumgruppe zu.

Rodenberg, welcher die Zügel seines Pferdes in die rechte Hand genommen hatte, hielt sich an der rechten Seite der kühnen Reiterin, und zwar so dicht, daß er im Stande war, sogleich die Zügel ihres Pferdes zu ergreifen, sobald er es für nothwendig hielt. Da hatten sie die Baugruppe dicht zu ihrer Linken, getrennt von der höher liegenden Straße durch einen allerdings mäßigen Graben.

»Hopp, mein Pferdchen,« machte Juanita mit einem leichten Zungenschlage, und der Rothschimmel flog mit der schönen Reiterin so zierlich und gewandt auf den weichen Rasen hinüber, daß es eine Wonne war, ihr zuzuschauen. Der junge Maler hätte sich auch gar zu gern dieses Schauspiel vergönnt, doch trieb es ihn, dicht an ihrer Seite zu bleiben, und das gelang ihm auch mit solcher Genauigkeit, daß er im Stande gewesen wäre, seinen Arm

um ihre Taille zu legen, wenn sie nur im geringsten im Sattel gewankt hätte. Sie bemerkte dies auch wohl und lächelte ihm heiter, ja, glücklich zu.

Da hielten die Beiden neben einander auf ihren schnaubenden Pferden, selbst tief aufathmend. Arthur legte seinem Rappen, der nun vollkommen ruhig stand, die Zügel auf den Hals, nahm Juanita's rechte Hand, zog langsam ihren Reithandschuh ab, was sie lächelnd geschehen ließ, und küßte mit großer Bedächtigkeit die vier rosigen Grübchen oben auf ihrer Hand, als Zeichen der tiefsten Verehrung, wie er sagte, für eine so ausgezeichnete und gewandte Reiterin.

»Wie wohlthuend ist eine solche Bewegung, wie erregt sie unser Blut, so daß man deutlich fühlt, wie leicht und wonnig es in den Pulsen klopft – »A–a–ah,« setzte sie, tief aufathmend, hinzu, »welche würzige und prächtige Luft! Sie müssen mir schon zugeben, mein lieber Freund, daß ich Sie hier, freilich unbewußt, an einen wunderschönen Punkt geführt habe – blicken Sie um sich her!«

»Ich bin entzückt, einer so liebenswürdigen Führerin folgen zu dürfen, und in der That, die Aussicht von hier ist prächtig! Sehen Sie dort vor uns den majestätischen Strom mit seinem sanft fließenden, grünlich schillernden Wasser? Allerdings sind die Ufer hier flach, doch gewähren sie uns dafür auch einen Blick auf das malerisch schöne Siebengebirge, das dort am Ende der weiten Ebene in seinen prächtigen Formen und in so wunderbarer Färbung emporstrebt – schade, Sennora, daß wir noch

keinen Frühling haben, um dort ein wenig zwischen den Bergen umherschweifen zu können!«

»Man sagt, die Thäler, welche sie umschließen, seien reizender in ihrer heimlichen Lieblichkeit, als selbst der Anblick des schönen Gebirges von außen.«

»O, sie sind entzückend schön – was gäbe ich darum, an Ihrer Seite vor der alten Klosterruine Heisterbach weilen zu dürfen – stellen Sie sich ein kleines Thal vor, rings von dichtbewaldeten Bergen so eng umschlossen, daß man sich in einer wonnigen Abgeschlossenheit von der Welt fühlt; dort, am Ende eines weiten Rasenplatzes, hebt sich die malerische Ruine eines reichen gothischen Kirchenchores mit der röthlichen Farbe ihres Steines so prächtig von dem tiefen Grün des Eichenwaldes ab: vom ehemaligen Klostergarten ist nichts mehr übrig, als mitten auf dem Rasenplatze eine mächtige Steinschale mit einem hoch emporspringenden klaren Wasserstrahle, der heute noch, begleitet vom heiteren Gesange der Vögel, eben so murmelt und rauscht, wie damals bei den Klängen der Frühmesse und dem Läuten des *Ave Maria* – o, Juanita, dort eine Stunde allein mit Ihnen in tiefer, süßer Waldeinsamkeit!«

»Wie Sie ungenügsam sind, erwiederte sie in sanftem Tone; »ich führe Sie auf diesen schönen Punkt, ich zeige Ihnen den prächtigen Rheinstrom, ich wollte gerade Ihren Blick lenken auf die alte, schöne Stadt dort vor uns, die von hier mit diesem ihrem riesenhaften Thurme einen

wahrhaft überwältigenden Eindruck macht, und Sie haben auch an dem nicht genug, sondern verlocken meine Sinne nach einer einsamen Waldwiese!«

»O, wäre ich im Stande, diese Sinne zu verlocken und zu fesseln!« sagte Rodenberg.

»Schauen Sie lieber auf den lustigen grünen und weißen Dampfer, wie er den Strom hinabfliegt,« erwiderte sie mit heiterer Miene und setzte nach einer Pause ernster hinzu: »bald werde ich mit einem ziehen, der aufwärts geht!«

»Das weiß ich,« versetzte er traurig, »und da ich es weiß, möchte ich Sie entführen, fern von den Menschen, und gefangen halten viele, viele Jahre lang!«

»Eine freundschaftliche Idee – ich danke dafür!«

»Möchte ich Sie doch zu gern wieder in das Gebiet versetzen, dem Sie ja als Fee des Waldes angeboren, an eine murmelnde Quelle unter duftendem Schattendache, ach, an eine Stelle wie jene, wo ich so unendlich glücklich war!«

»Wer kann das Glück halten,« gab sie träumerisch zur Antwort, »es flattert davon wie ein Sonnenstäubchen!«

»Nein, wir können's nicht halten, wenn es einmal entflattert; aber es zurückzurufen liegt ja in unserem Willen, wenn wir es mit aller Macht der Seele wollen!«

»Der Winter ist gekommen, hat die Blumen getötet und die Bäume entblättert; sind Sie ein Zauberer, mächtig genug, um Alles rings umher wieder blühend und grün zu machen?«

»Nein, das bin ich nicht, aber was Sie eben sagten, Juanita, ist unrichtig. Der Winter ist vergangen und es will Frühling werden; merken Sie das nicht an dem entzückenden Dufte, den die Erde ausströmt unter dem warmen Kusse dieser Sonne? – Sehen Sie es nicht an den schwellenden Knospen der Bäume? – O, könnten Sie es fühlen an dem Klopfen meines Herzens –«

»Mein Herz, es klopft beweglich,
Es klopft beweglich wild
Ich liebe Dich unsäglich,
Du schönes Menschenbild!

sagt einer Ihrer Dichter,« gab sie lachend zur Antwort; »aber im Grunde haben Sie Recht!«

»Warum, Juanita?« fragte er rasch.

»Nicht im unsäglichem Klopfen Ihres Herzens, denn daran glaube ich leider immer noch nicht, aber im Gedanken vom anbrechenden Frühling.«

»In unserem Innern?«

»Nein, vor der Hand nur auf Erden; es ist wahr, die Knospen schwellen, die Erde duftet himmlisch, und wenn mich mein gutes Auge nicht trügt, so sehe ich dort vor mir im Grase ein schüchtern emporgeblühtes Veilchen!«

»Wo?« rief er aus, indem er sich mit der Schnelligkeit des Gedankens von seinem Pferde schwang.

»Da, neben dem kleinen, weißen Steinchen – hatte ich Recht?«

»Wie immer, Juanita,« entgegnete er, indem er sich wieder aufrichtete und ihr die gepflückte kleine Blume

darreichte. Bei der raschen Bewegung war ihm sein Hut entfallen, und zu ihr aufschauend, fuhr er mit der Hand über seine glühende Stirn.

»Ach, wie das so süß riecht – wie in uns dieser Blumen-duft so lebhaft die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit wachruft!« – Sie schaute ihn unter ihren langen Augenwimpern hervor mit einem träumerischen, unaussprechlich innigen Blicke an.

»O, Juanita!« – Er hob flehend seine Hände zu ihr empor, und sie legte langsam ihre Rechte mit der kleinen Blume hinein.

»O, Juanita,« wiederholte er in innigem Tone, »es soll und muß Frühling werden – oder wollen Sie mich zu einem ewigen, trostlosen Winter verdammen? Die Erde duftet, die Knospen schwellen und mein Herz klopft wild bewegt, denn ich liebe Dich, Juanita – ich liebe Dich, wie eine Menschenseele nur zu lieben im Stande ist – und meine Liebe ist Dir nicht verborgen geblieben, Du hast es gewußt, mein süßes Geheimniß – o, theile es mit mir!«

In ihrem Auge glänzte es so warm und seltsam – sie hatte ihre kleine Hand auf seine Schulter gestützt – er fühlte den Druck derselben, als sie eine Bewegung machte, sich langsam zu ihm herabzubeugen.

Er hob tief aufathmend sein glühendes Gesicht empor, er fühlte den Hauch ihres Mundes; er hatte kaum noch eine Linie bis zu der unbeschreiblichen Seligkeit, ihre Lippen auf den seinigen zu fühlen, da verschwanden sie wie ein rosiger Schimmer vor seinem flimmernden Blicke und

ihre heiße Wange ruhte eine kleine Secunde lang auf seinem lockigen Haar.

»O, Juanita, Du bist entsetzlich grausam!«

»Arthur, Arthur, es kann und darf nicht sein!«

Wie würden ihn diese letzten Worte geschmerzt, verletzt, zurückgestoßen haben, wenn er nicht zugleich gefühlt hätte, wie krampfhaft sie mit ihren kleinen Fingern seine Hand festhielt und drückte – nur einen Augenblick, denn alsdann trennte sie ihr Pferd durch eine rasche Wendung von ihm.

»Juanita!« bat er.

Doch schon hatte sie ihr vollkommenes Gleichgewicht wieder erhalten. »Arthur, danken Sie Gott,« rief sie dem jungen Manne scherzend zu, »daß dieser schreckliche Augenblick für uns Beide so gefahrlos vorüberging! Ich sagte es Ihnen ja schon bei unserer ersten Zusammenkunft, wie gefährlich es für einen Sterblichen ist, der verrätherischen Waldfee zu trauen – o, glauben Sie mir und nehmen Sie sich für die Zukunft in Acht!«

»O, Du bist keine Waldfee!« gab er ihr wohl im Scherze, aber mit einem düstern Gesichtsausdrucke zur Antwort – »jene Wesen, die ihr Leben verbringen in heiterem Sonnenscheine, an murmelnder Quelle, im Schatten des heiligen Waldes, fühlen tief und waren, und wenn sie, wie ich glaube, einer Liebe fähig sind, so lassen sie sich auch von derselben hinreißen – nein, nein, Juanita – ein solches Wesen, ein Geschöpf des lichten Tages und des Sonnenscheins bist Du nicht!«

»Wie Du mich richtig erkannt hast,« gab sie ihm kopfnickend zurück, nachdem sie für einige Secunden die Hand auf Ihr Herz gedrückt hielt, »und wie ich Dir leider Recht geben muß – ja, ich bin ein Gebilde der Nacht, eines jener schattenhaften Wesen, die nur in der Stunde der Gespenster für Augenblicke zu einem heißen Liebesleben erwachen, ein Vampyr – wenn Du willst – nimm Dich in Acht, Arthur, vor einem solch entsetzlichen Ungeheuer – ein Wort aus meinem Munde, wie Du es wünschest, würde gefolgt sein von ewiger Trennung!«

Er hatte sich ihr kopfschüttelnd wieder genähert, nahm ihre herabhängende Rechte in seine beiden Hände und sagte mit weicher Stimme: »O, Juanita, man sollte auch im Scherze nicht solche Dinge sagen! Doch weiß ich es wohl, ich trage die Schuld – ich fing an, und Du hattest doch so Recht, Dich hier – hier auf dieser Stelle, vor meinem Ungestüm zurückzuziehen! O, ich war ein Wahnsinniger, dem der süße Hauch Deines Mundes die Sinne verwirrt – verzeihe mir, Juanita – und laß mich hoffen!«

Sie schauten sich an, Auge in Auge; Eines versenkte seinen Blick in den des Anderen mit dem Gefühle einer unbeschreiblichen Seligkeit, langsam in demselben untergehend – und erst nach einer langen Pause erwiederte sie: »Zwei schwere Bitten – auf einmal!«

»Von denen eine aus der anderen folgt.«

»Ohne daß ich das zugeben kann, will ich doch Ihre erste Bitte erfüllen.«

»Dank, Dank, tausendmal Dank!« rief er entzückt und hätte ihre Hand abermals an seine Lippen gedrückt, wenn das junge Mädchen nicht mit einer raschen Bewegung des Kopfes gesagt:

»Dort sehe ich unsere Freunde – auch ich sage meinen Dank – aber nicht für Ihre wilden Worte, Arthur, sondern ich sage meinen Dank für diese Unterbrechung – besteigen Sie Ihr Pferd und lassen Sie uns ihnen entgegenreiten.«

Rodenberg konnte sich nicht enthalten, einen harten Gedanken gegen den unglücklichen Rüding zu fassen, als er sich in den Sattel schwang; doch müssen wir gestehen, daß sich derselbe sogleich in ein Gefühl tiefen Mitleids verwandelte, als er die Jammergestalt seines Freundes herantraben sah.

Es war nur ein kleiner, kurzer Hundetrab, in dem die beiden Reiter daherkamen; doch genügte er, um Rüdings Ellenbogen in einer fliegenden Bewegung zu erhalten, um seinen Oberkörper auf eine fast gefährliche Art vornüber zu beugen, um sein Gesicht mit einer fahlen Röthe zu überziehen und um seinem Hute eine entschiedene Neigung zu geben, von seinem Hinterkopfe herabzugleiten.

Leider war Don Jose ein paar Schritte voraus und sah deßhalb nichts von den entsetzlichen Bemühungen des unglücklichen Reiters, der Bügel, Schluß und Haltung in solchem Grade verloren hatte, daß nur die geringste außergewöhnliche Bewegung des Pferdes genügen mußte, ihn zu Fall zu bringen.

Der sanfte Eduard sah übrigens dieses sein Schicksal selbst voraus und hatte trotzdem Seelenstärke genug, zu lächeln; denn er erkannte es als eine Güte der Vorsehung, daß der Braune vor ihm nun mit einem tüchtigen Sprunge auf die grüne Wiese setzte, wo es sich jedenfalls weicher liegen mußte, als hier auf der harten Landstraße. Trotzdem war es ein entsetzlicher Augenblick, so mit jeder Secunde der gewissen Niederlage näher und näher zu kommen, einer unfehlbaren Niederlage, einer glänzenden Niederlage. Und dabei hatte Rüding, wie wir eben bemerkt, noch Seelenstärke genug, um krampfhaft zu lächeln. Auch seine Geistesgegenwart verließ ihn so wenig, daß er, unter Anklammern an die dichte Mähne des Pferdes, ein paarmal mit den Füßen strampelte, um sich zu überzeugen, daß er von den Bügeln befreit sei; denn es überfiel ihn der schreckliche Gedanke, hier vielleicht in seiner Jugendblüthe zu Tode geschleift zu werden.

Da machte der kleine Schimmel eine Bewegung von der Straße ab, dem Brunnen zu folgen; da schloß Rüding die Augen, hatte aber doch noch Seelenkraft genug, ungefähr mit denselben Gefühlen, unter denen der Selbstmörder seiner Pistole eine doppelte Ladung gibt, einen Zungenschmalzer zu versuchen, der übrigens vollkommen überflüssig war.

Da kam das Schicksal, roh und kalt
Faßt's des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde.

Rüding war in einem tüchtigen Bogen vom Sattel auf das Gras niedergefallen und dort blieb er ein paar Secunden lang liegen, nicht als ob er die Besinnung verloren hätte, sondern weil er sich fürchtete, durch eine Bewegung allzu früh zu erfahren, welches der zwölf Gliedmaßen er zerbrochen und welchen edlen Theil seines Körpers er verletzt.

Endlich öffnete er auf einen Zuruf Rodenberg's seine Augen, und dann sah er den Freund neben sich stehen, und es beruhigte ihn einiger Maßen, daß er keine unterdrückte Thräne in dessen Augen sah, vielmehr eine gewisse Heiterkeit, welche ihn ermuthigte, die dargereichte Hand zu ergreifen, um sich so auf die Beine zu helfen, ja, er konnte stehen, er konnte gehen, er konnte seine Arme bewegen und mit dem Kopfe wackeln, was er am eifrigsten versuchte, denn er hatte nur eine sehr schwache Idee, was unter einem gebrochenen Halse zu verstehen sei. Hierauf schritt er mehrere Male hin und her, glaubte auch den beruhigenden Worten Rodenberg's, wobei er sich aber doch nicht enthalten konnte, seine schreckliche Vermuthung kund zu thun, er könne doch vielleicht irgend etwas heimlich zerbrochen haben, ein Unglück, was erst später zum Vorschein kommen würde.

Don Jose hatte die Freundlichkeit, sich auf's herzlichste zu entschuldigen; aber es sei ihm nun einmal unmöglich gewesen, der Lust, mit dem Braunen über den Graben zu setzen, zu widerstehen.

Auch die junge Dame ritt herbei, und indem sie das Vorgefallene aufrichtig bedauerte, gab sie feierlich die

Versicherung, nur im langsamsten Schritte nach der Stadt zurückkehren zu wollen, um so jedem weiteren Vorfalle vorzubeugen.

Daß Rüding hierauf seinen kleinen Schimmel mißtrauisch ansah, sich ihm auch mit großer Vorsicht näherte, wird Jedermann, der sich in gleicher Lage befunden hat, begreiflich finden; doch war Rodenberg klug genug, ihm keine Zeit zu großer Ueberlegung zu lassen.

Nachdem nun Rüding's Anzug wieder ein wenig hergestellt – glücklicher Weise war der Grasboden ziemlich trocken –, auch sein Hut herbeigeholt war, zog Rodenberg den Schimmel herbei und zwang seinen kleinen Freund, trotz dessen Widerstrebens, in den Sattel, wobei er ihm zuflüsterte: »Ich will Dir etwas sagen: bei einem Grabensprunge kann auch ein guter Reiter aus dem Sattel kommen, und hat das durchaus nichts zu sagen; übrigens hast Du Dich famos gehalten, was ich den Anderen erzählen werde – denke Dir aber das Gelächter von Walter und vom dicken van der Maaßen, wenn Du zu Fuße nach Hause zurückkehrtest!«

»Darin hast Du allerdings Recht,« gab der sanfte Eduard nicht ohne eine tiefe Bewegung zu verrathen, trotzdem er sich geschmeichelt fühlte, zur Antwort, »sei Du aber auch so gut und reite nicht wieder wie ein Verückter in die Welt hinein – denke, wenn mir ein solches Unglück in Köln vor einer gaffenden Menge passirt wäre!«

»Wahr – wahr,« entgegnete der Andere; »aber ich gebe Dir mein Wort, daß wir im Schritte reiten, wenigstens

bis an's Rheinthor; denn die paar Schritte von da bis zur Hausthür müssen wir im Trabe zurückkommen, um Walter und die Anderen in Respekt zu setzen – Du nimmst im Nothfalle den Sattelknopf.«

»Aber wie komme ich aus der verfluchten Wiese heraus?«

»Nichts leichter als das. Du hältst Dich an meiner Seite, ich fasse die Zügel Deines Schimmels, Du nimmst tüchtig Mähne in die Hand, klemmst die Waden an und wirst alsdann sehen, wie leicht sich ein solcher Sprung aufwärts macht; dadurch stellst Du auch Deine Reputation bei unsern Begleitern wieder her.«

»In Gottes Namen denn!«

Diesmal ging auch Alles ohne Unfall vorüber, wie Rodenberg gesagt. Der Rothschimmel flog mit seiner kühnen Reiterin, gefolgt von dem Braunen, mit einem prachtvollen Satze auf die Chaussee hinüber, und der Schimmel, der, von der Hand eines geübten Reiters geleitet, eigentlich mehr kletterte als sprang, brachte den sanften Eduard ebenfalls glücklich auf die Straße, und dann ritten sie im Schritte mit einander der Stadt zu.

Juanita wandte sich freundlich an Rüdning und ersuchte ihn, mit seinem Pferde an ihre Seite zu kommen, was ihm auch unter Beihülfe von Rodenberg's Reitpeitsche gelang.

»Sie haben doch keine unangenehmen Folgen von Ihrem kleinen Unfalle?« fragte sie alsdann mit der ihr eigenthümlichen Liebenswürdigkeit – »ich würde es mir nicht verzeihen können, da ich mich doch als die Ursache

ansehen muß – denn ich hätte eigentlich auf der geraden Straße bleiben sollen – ja, ja, das wäre viel besser gewesen,« setzte sie mit einem Blicke auf Rodenberg hinzu – »aber fühlen Sie in der That keine Schmerzen?«

»Nicht die geringsten, mein gnädiges Fräulein,« erwiderte der kleine Maler. »Aufrichtig gesagt, kam mir mein Sturz nicht unvorbereitet; denn wenn ich mich auch gerade nicht vor dem Sattel und einem unruhigen Pferde fürchte, so ist es doch eigenthümlich, daß ich fast jedesmal beim Springen über einen Graben oder über eine Barriere Unglück gehabt – ich habe einmal keinen Tact hierzu, und als ich nun sah, wie der Schimmel dem Braunen nachsetzte, da ließ ich meine Bügel fahren und traf meine Vorbereitung so gut als möglich.«

»Ja, Du fielst recht geschickt, das ist nicht zu läugnen,« sagte Rodenberg – »ein Anderer hätte sich vielleicht furchtbar weh gethan.«

»Und wohl allen Muth verloren, wieder zu Pferde zu steigen,« warf Don Jose ein. »Ich habe Sie dabei bewundert und mache Ihnen mein Compliment.«

Rüding verbeugte sich geschmeichelt und wagte einen gelinden Versuch, um den Kopf des Schimmels durch Anziehen der Zügel etwas in die Höhe zu nehmen; dann versetzte er: »Mein gnädiges Fräulein, ich würde es wohl nicht verdienen, heute so wie in einigen Tagen in Ihrer Gesellschaft zu reiten, wenn mich ein so kleiner Unfall abgeschreckt hätte – im Gegentheil, es macht mich glücklich, weil ich dadurch den Beweis führen kann, daß nichts im Stande ist, mich abzuschrecken, wenn es gilt,

Ihnen gefällig zu sein, und nebenbei freue ich mich wie ein Kind auf unseren Maskenzug – o, er muß großartig und glänzend werden!«

»Das hoffe ich auch,« antwortete Juanita, und mein guter Oheim, der nun einmal sieht, daß ich von meiner kindischen Idee nicht lasse, ist so freundlich, die besten Vorbereitungen zu treffen – doch habe ich noch eine extravagante Idee, über die Sie vielleicht lachen werden, Rodenberg, die aber eigentlich ganz verständlich ist – ich möchte eine Probe von unserem Zuge sehen – Sie wissen, wir Künstlerinnen halten viel von einer Generalprobe!«

»Aber wie wäre das möglich, ohne daß wir uns selbst zum großen Maskenzuge um alle Ueberraschung brächten?« fragte Rodenberg.

»Wir würden uns eine kleine Variation erlauben – die wilde Jagd müßte morgen Abend, ohne daß irgend Jemand vom Publikum davon wüßte, von Deutz her, unter Fackelschein und Musikbegleitung plötzlich in Köln erscheinen, an meinem verschlossenen Wagen vorüberziehen, und hätte ich dabei Gelegenheit, zu sehen, ob der Zug imposant genug ist und wie er sich in seiner Reihenfolge ausnimmt.«

»Sie würden uns also bei dieser Probe nicht begleiten?« erwiderte Rodenberg in einem Tone getäuschter Erwartung.

»O, gewiß nicht,« sagte Don Jose ernst – »denken Sie doch, beim Dunkel der Nacht, und dann ist's ja Juanita's Zweck, die Wirkung des Zuges zu prüfen!«

»Mein Oheim hat Recht,« pflichtete das Mädchen, mit dem Kopfe nickend, bei und setzte leise hinzu, indem sie sich gegen Rodenberg hinneigte: »Ich habe dabei noch eine kleine Nebenabsicht. Der Prinz, der mich oft dadurch langweilt, daß er sich in jeder Beziehung für unfehlbar hält und auch hier gerade so thut, als erhielte er von Allem, was geschieht, die genauesten Rapporte, ging eine Wette mit mir ein, es sei nicht möglich, daß ohne Vorwissen des Kleinen Rathes ein nur halbwegs bedeutender Maskenzug arrangirt werden und seinen Auszug halten könne – soll ich meine Wette verlieren?«

»Gewiß nicht,« gab Rodenberg zur Antwort; »aber ich wäre entzückt über diesen Vorschlag, wenn Sie nicht unsichtbare Zuschauerin wären.«

»Für Sie nicht,« entgegnete sie ganz leise, indem sie ihren Rothschimmel dicht neben den Rappen leitete; »ich werde links vom Thore in meinem Wagen halten – seien Sie mir nicht widerspenstig,« fuhr sie darauf mit lauter Stimme fort, »Sie machen es ja ärger, als mein guter Don Jose, der am Ende ebenfalls nachgeben mußte!«

»Ja, mußte! – das ist das richtige Wort,« sagte der alte Herr.

»Und der, wie ich schon vorhin sagte, Alles auf's wunderbarste arrangirt hat – nicht wahr, Don Jose, Du bist so liebenswürdig und verdirbst mir meine Freude nicht – wogegen ich Dir aber erlaube, den Herren alles Nöthige mitzutheilen, und jetzt kein Wort mehr davon, denn ich selber will ein klein wenig überrascht werden!«

Sie sang ein paar lustige, heitere Töne in die Luft hinaus und war gerade im Begriffe, ihrem Rothschimmel die Zügel schießen zu lassen, als sie glücklicher Weise nach zu rechter Zeit an Rüding dachte und sich deßhalb mit Bewilligung desselben nur einen ganz kurzen Galopp erlaubte, dem die anderen Pferde in einem mäßigen Trabe folgen konnten. So gelangten sie glücklicher Weise um das Glacis herum an den Bayenthurm zurück. Dann gings wieder im Schritte bis an das Rheinthor, und hier hatte Rüding so viel Vertrauen in seine Reitkunst gewonnen, daß er seinen Nachbar um einen gelinden Hieb mit der Reitpeitsche auf die Croupe des Schimmels ersuchte und so in einem wirklichen Galopp die Hausthür erreichte, wo er sich alsdann aber bei der plötzlichen Parade des Pferdes in einer unbegreiflichen, einiger Maßen verdächtigen Schnelligkeit aus dem Sattel schwang.

Doch hatte er seinen Zweck glänzend erreicht. Aus den Fenstern ihrer Wohnung schauten Walter, van der Maaßen und Bergmüller – und der kühne Reiter war nicht nur glänzend angaloppirt, sondern er stand auch aufrecht neben seinem Pferde und warf seine Zügel mit einer eleganten Leichtigkeit dem Stallknechte zu; ja, er klopfte dem Schimmel auf den Hals und hatte die Genugthuung zu hören, wie Walter sagte: »Ich hätte es in meinem Leben nicht geglaubt, daß der sanfte Eduard im Sattel nach Hause zurückkehre!« worauf van der Maaßen herabrief: »*Bravo, mon ami, tu es un immense monteur de cheval!*«

XXXIII. ALLEN WOHL UND NIEMAND WEH!

Während sich Jeder, der zu den Carnevalstagen nach Köln gekommen oder in der altehrwürdigen Stadt einheimisch war, in der Zeit zwischen dem Weiber-Carneval und dem Faschings-Sonntage mit seinen eigenen Interessen beschäftigte, ohne dabei die Bedrängniß des Vaterlandes aus den Augen zu verlieren, hatte der Kleine Rath und die Regentschaft, um den Muth der belagerten Bürger zu heben und das Volk durch einige außergewöhnliche Ereignisse zu zerstreuen, ihr Möglichstes gethan und auch zu diesem Zwecke nochmals die dringendste Aufforderung erlassen, es möchten doch einige patriotische Spinne die außerordentliche Gewogenheit haben, sich zu allgemeiner Zerstreung und Heiterkeit einzufangen und aufhängen zu lassen, zu welchem Zwecke ein ganz neuer und reich verzierter Galgen bei ›Neu-Zintervilgen‹ errichtet werden sollte – umsonst. Trotz aller Aufopferungslust und allem Heldenmuthe fand sich doch Niemand, welcher dem Kleinen Rathe in dieser Bedrängniß durch sich selbst hätte auf diese Art zu Hülfe kommen mögen, und der Regentschaft wäre doch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß zur Aufheiterung des Volkes und als Hoffnungspfang für die kommenden Tage gar zu erwünscht gewesen.

So saß dieselbe denn am Samstage vor Carneval in der Dämmerung des Abends betrübt um den leeren Thronessel herum, und es war nicht einmal der süß duftende Scharlachberger und der gewichtige Rüdesheimer oder

das liebliche Moselblümchen im Stande, von der Stirn die sorgenvollen Falten zu verjagen, als der Commandant der Funkenwache in den Sitzungssaal trat und mit freudig erregter Miene die Meldung machte, von Deutz herüber ziehe das wirkliche und wahrhaftige wilde Heer, den Rodensteiner an der Spitze, der Stadt zu Hülfe gegen Neidhart und Isegrimm.

Und so war es in der That. Ein Theil der erfreuten Regentschaft warf sich in die bereitstehende Staatscarosse des Helden Carneval und gelangte, umfluthet von einer ungeheuren Menschenmenge, bis zur Friedrich-Wilhelms-Straße, während die andere Hälfte des Kleinen Rathes im Sitzungssaale zurückblieb, um dort die tapfern Odenwälder mit gebührendem Danke zu empfangen.

Von Deutz herüber erschallten indessen die brausenden Klänge einer wilden, aufregenden Jägermusik, und aus dem geräumigen Garten des Marienbildchens heraus betrat eine von unzähligen Fackeln begleitete phantastische Schaar die knarrenden Bretter der langen Schiffbrücke, umjubelt von der Volksmenge, welche diese eben so unerwartete als schöne nächtliche Scene mit Erstaunen und Neugier verfolgte.

Die Spitze bildete die Musikbande einer zahlreichen Schaar reitender Jäger, denen kräftige Gestalten mit wilden, trotzigem Gesichtern in der gleichen Tracht zu Fuß folgten, die Armbrust auf der Schulter oder den Jagdspieß und den Hirschfänger in den Händen. Eine zahlreiche, kläffende Meute wurde von Troßbuben geführt,

und hinter diesen kamen phantastische Figuren, fabelhafte wilde Männer, Thierfelle auf den Schultern, Kränze von Eichenlaub in die zottigen Haare gedrückt und mit lang herabwallenden Bärten; sie trugen riesige Keulen in den Fäusten oder lange Aexte auf den Schultern und schienen die unmittelbaren Vorläufer des Rodensteiners selbst zu sein, welcher ihnen nun auf einem großen, unruhigen, in den Zügel knirschenden Rappen folgte. Fast unheimlich erschien diese beinahe ganz verhüllte Gestalt des wilden Jägers. Ein weißer Mantel umfloß ihn von den Schultern bis zur Spitze der mächtigen Sporen, und unter dem herabgekrämpten Hute mit der schwarzen Feder bemerkte man nur zuweilen das Blitzen seines Auges.

Ein auserlesener Trupp von Jägern war sein Geleite; reich und geschmackvoll costumirte Gestalten, den Jagdspieß in der Hand, das Hüfthorn an der Seite, denen sich eine Schaar seltsam aussehender Wesen anschloß, in langen, grauen Gewändern, den Leib mit einem Stricke oder einer Kette gegürtet, auf dem Kopfe weit vorfallende Capuzen, die an der linken Seite mit einer blutrothen Hahnenfeder verziert waren. Es war, als bildeten diese den Uebergang von der wilden, kräftig-trotzigen Geschichte des Rodensteiners zum düstern, unheimlichen Ende der Sage. Denn diesen schweigsamen, langsam reitenden Phantomen folgten kleine, verwachsene, unheimlich anzusehende Kobolde und Zwerge, hinter denen nun mit Einem Male die überraschte, ja, erschrockene Volksmenge den Teufel in Begleitung des Todes erscheinen sah – so die wilde Jagd würdig beschließend. Besonders war

es der Tod, der auf die gaffende, scheu zurückweichende Menge einen so außerordentlichen Eindruck machte; er ritt einen magern Falben, und ein langer, zerfetzter, grauer Mantel ließ nur hier und da die schreckliche Knochengestalt durchschimmern. Dabei saß er müde und verdrießlich im Sattel, auf der Schulter einen langen Speiß, welcher unterhalb der Spitze statt bunter Farben einen Trauerflor zeigte; um die magere, weiße Stirn trug der Tod statt jeder anderen Kopfbedeckung, als grellen Contrast, einen Kranz von Eichenlaub – er, der Besieger des trotzigen wilden Jägers.

Einen unbeschreiblichen Anblick gewährte der Zug, als er sich auf der langen Rheinbrücke befand: zahllose Fackeln und farbige Laternen, in den Händen von Jägern und zur Jagd gehörigen Treibern, umringten auf beiden Seiten die wilde Jagd, beleuchteten auf's eigenthümlichste und lebendigste den Rodensteiner und sein Gefolge und spiegelten sich feenhaft in dem ruhig dahinfließenden Strome, dessen dunkles Wasser bis weit hinaus blitzartig und mit zitterndem Lichte bestrahlt wurde. Es war überhaupt etwas Seltsames und Eigenthümliches in diesem ganzen Aufzuge, von dem Niemand noch kurz vorher eine Ahnung hatte und der gerade so plötzlich erschien, als habe ihn der Nachtwind vom Odenwalde hergeweht. Auch sonst geschah hierbei noch allerlei Seltsames und Unerklärliches; denn als der Zug das linke Stromufer erreicht hatte, blieb die vorausreitende Musikbande

einen Augenblick in der Friedrich-Wilhelms-Straße stehen, worauf der wilde Jäger seinen Rappen anhielt, allein links abbog und, von Hunderten neugieriger Blicke gefolgt, an einen verschlossenen Wagen ritt, der unter den Fenstern des großen Rheinbergs hielt. Dort beugte er sich zum Schläge hinab, sprach flüsternd ein paar Worte, und die Tradition aus dem Munde der Zunächststehenden fügte hinzu, er habe eine kleine Hand, die aus dem Wagen zum Vorschein gekommen, ehrfurchtsvoll an seine Lippen gedrückt. Dann wandte er sein Pferd wieder um und folgte dem Musikcorps und den Vorausschreitenden.

Trotz der breiten Straße bis zum Heumarkte konnte die dicht zusammengedrängte Zuschauermasse kaum Platz lassen für den Zug des wilden Heeres, so sehr hatte sich hier Alles zusammengedrängt, und noch immer strömten aus allen Theilen der Stadt Hunderte und Hunderte von Neugierigen herbei und verengten die an sich schon schmalen Straßen. Der ganze Zug hatte aber auch etwas wirklich Außerordentliches und setzte durch seine gelungene malerische Zusammenstellung alle Welt in das höchste Erstaunen. – Auch Nacht und Fackelbeleuchtung thaten das Ihrige, um das Interesse zu vergrößern, um die seltsamen Gestalten noch unheimlicher erscheinen zu lassen und die Großartigkeit des Zuges zu erhöhen. Wie ernst und feierlich, so ganz ihrem Charakter gemäß zogen die wilden Gesellen des Rodensteiners einher, ohne rechts und links zu schauen, nur mit sich selbst beschäftigt – und eben so der wilde Jäger, der in seinem

weißen Mantel aufrecht, ohne Bewegung, wie eine Geistererscheinung auf seinem Rappen saß, die Rechte mit der gewaltigen Hetzpeitsche regunglos auf den Schenkel gestützt.

Der Teufel allein hatte seinem Charakter gemäß etwas Lebendigeres, ja, Freundliches, Zuthuliches, indem er zuweilen sein Pferd gegen einen Haufen Weiber lenkte, die von der Zuschauermasse vorgeschoben waren, oder indem er hier und da hinauf an die Fenster blinzelte, wo sich hübsche Mädchenköpfe sehen ließen.

Schauerlich war dagegen der Tod anzusehen mit einer gleichgültigen Ruhe in seiner zusammengesunkenen Haltung, und es machte in der That eine furchtbare Wirkung, wenn er zuweilen sein Haupt erhob und mit dem bleichen Gesichte um sich schaute – vor dem Gesichte und vor dem Blicke wichen die Zuschauer förmlich zurück.

Langsam ging der Zug hinauf durch die nun überall mit Menschen vollgepfropften Straßen bis zum Domhofe vor den Palast der Regentschaft und der Carnevals-General-Versammlung, wo ein Reiter aus dem Gefolge abstieg und eine Depesche des wilden Jägers abgab, worin derselbe seine Hülfe zusagte bei Vertheidigung der Lust und Freude und bei Versagung des Neides und des Griesgrams; dann ging's weiter nach der Marzellenstraße und dem Eigelstein, umringt und gefolgt von gewaltigen Zuschauermassen, bis zum Thore der letztgenannten Straße, durch welches die wilde Jagd wieder in's Freie zog.

Hier aber wandte sich der Tod langsam um gegen die nachströmende Menge, die vor ihm erschrocken zurückwich, und es war fast wie Zauberei anzusehen, als nun die Fackeln und Lichter draußen mit Einem Male erloschen und sich der gespenstische Zug, jetzt lauter schattenhafte Gestalten, in der dunkeln Nacht verlor und die Erscheinung des Todes im langsamsten Schritte folgte.

Wenn auch der größte Theil der wilden Jagd hierauf vielleicht durch die Lüfte nach dem Odenwalde zurückkehrte, so müssen wir doch, um bei der Wahrheit stehen zu bleiben, weiter berichten, daß der Rodensteiner selbst mit einigen seiner Gesellen kaum eine Stunde später, wenn auch in anderer Tracht, wieder unter den Lebenden erschien, und zwar in dem uns wohlbekanntem Salon des Hauses Rheingasse 54, wo er schon längst erwartet und mit großer Freude begrüßt wurde.

Die schöne Stellvertreterin der gastlichen Hauswirthin hatte sämmtliche Freunde zu einem Souper eingeladen, und hier wurden ihr auch nicht nur van der Maaßen und Knorx vorgestellt, sondern auch Bergmüller, dessen Emancipation sich sogar bis zur Verwirklichung der kühnen Idee, den Maskenzug mitzumachen, ausgedehnt hatte. Er war es gewesen, welcher am Domhofe die Depesche des wilden Jägers überbracht.

Juanita war entzückt, sowohl über die Zusammenstellung des Zuges, als über die Costumirung der Einzelnen.

»Worin wir für Montag dadurch eine Steigerung hervorbringen,« sagte Rodenberg, »daß die wilde Jagd alsdann ihren finstern, nächtlichen Charakter verlieren und

erscheinen muß, als habe der Wild und Rheingraf so eben in's Horn gestoßen und zöge mit den Gesellen zur lustigen Jagd – wir bringen diese Wirkung hervor durch kleine Aenderungen in den Trachten, durch Laubzweige auf den Hüten der Jäger, durch Hörnerklang und lustiges Bellen der Rüden.«

»Vor allen Dingen aber muß der Tod seinen fürchterlichen Charakter von heute Abend mäßigen,« bemerkte van der Maaßen, »denn auf *mot d'honneur*, es wurde mir ein paar Mal selbst gruselig neben ihm!«

»Was man thut, soll man recht thun,« versetzte der lange Bildhauer mit seiner dumpfen Stimme – »ich glaube, daß ich als nächtlicher Tod, als schleichender Würger meine Rolle nicht ganz schlecht gespielt habe!«

»Vortrefflich,« rief Juanita, »obgleich mich bei Ihrem Anblicke ein eigenthümliches Grauen überfiel! Ich glaube, es ging allen Zuschauern so – nicht wahr, Herr Walter?«

»Gewiß, mein gnädiges Fräulein,« antwortete der alte Maler, indem er sich bemühte, seinem ruhigen Tone einen Anstrich von Freundlichkeit zu geben, denn er war entzückt von der Güte und der Liebenswürdigkeit der schönen jungen Dame – »ich schaute zu, im dicksten Haufen stehend, und der unheimliche Geselle übte auf mich die gleiche Wirkung, wie auf alle Anderen. – Apropos,« wandte er sich lächelnd an Rodenberg, ich vernahm bei dieser Gelegenheit hinter mir Worte, welche mich die Sprecher sogleich errathen ließen; eine Stimme fand den Zug eben so überraschend als superbe und magnifique,

was eine andere Stimme mit dem Ausdrucke: ›räuberhaft, trichinenhaft!‹ bestätigte.«

»Das ist herrlich,« rief Juanita freudig, indem sie in ihre Hände schlug, »so wird mir der Prinz zugestehen müssen, daß ich meine Wette gewonnen habe!«

Sollte sich einer der geneigten Leser ganz besonders für das nun folgende Souper interessiren, so bin ich gern bereit, ihm nachträglich das Menu desselben zu übersenden, will aber hier, um den Gang unserer wahrhaftigen Geschichte nicht unnöthig aufzuhalten, nur noch beifügen, daß es vortrefflich war und zur vollsten Zufriedenheit aller Betheiligten verlief; vorzüglich war Walter über dasselbe, besonders über den ausgezeichneten, frappirten Champagner und vor Allem über die Gesellschaft echter Künstler, in der er sich befunden, so in Extase gerathen, daß er, im gemeinschaftlichen Schlafzimmer angekommen, Rodenberg eine große Rede hielt, worin er allerdings seine schon oft ausgesprochene Bemerkung über den Tod der deutschen Kunst wiederholte, jedoch zu gleicher Zeit die tröstliche Ahnung aussprach, daß eine Wiedergeburt derselben nicht unmöglich sei.

So war denn der Carnevals-Sonntag herangekommen, und im Verlaufe dieses ersten Festtages fand eine der reichsten Kappenfahrten Statt, welche Köln je gesehen. Hunderte von offenen Wagen jeder Art mit zahlreichen Musikbanden, alle besetzt mit lustigen Gecken, welche die bunte Schellenkappe auf dem Kopfe trugen, durchzogen die Hauptstraßen und begaben sich alsdann durch

das Severinsthor nach dem ›Todten Juden‹, bei der südlichen Barriere, um den dort erscheinenden Vortrab der verbündeten Heere feierlichst zu empfangen und in die bedrängte, bange wartende Stadt zu führen. Dieser Vortrab der tapferen Hülfarmee, vom warmen Süden kommend, war mit allen Vertheidigungsmitteln eines Fäschingskrieges versehen und brannte vor Begierde, dem von Griesgram bedrängten Norden zu Hülfe zu eilen. Für heute wurde allerdings nur zwischen den Ankommenen und denen, die sie mit begeistertem Beifalle empfangen, auf's gründlichste fraternisirt, und das einzige Blut, das heute überhaupt floß, war Blut der Trauben, welches indessen in Erwartung des morgenden heißen Schlachttages durchaus nicht gespart wurde. Der Zug des verbündeten Vortrabs bestand aus lustigen Courieren verschiedener Abstammung: Dülkener, Clever, Gascoigner, Abderiten, Cochemer, Schwaben wechselten in bunter Mischung, wetteifernd unter sich und mit den Pferden im Laufe der Sehnsucht, um das Gebiet der Stadt zu betreten, wo Tausende von Zungen nach ihnen fragen, sogar die des Gabbek auf dem Rathhausthurm, der schon verschiedene Male wie sehnsüchtig den Rachen geöffnet, Tausende von Flaschen sie erwarten. Die Couriere umgaben einen Zug, gebildet aus einem vierspännigen Wagen, worin sich die hohen Abgeordneten von Venedig und Rom befinden, zwei dreispännigen mit den Bundesgenossen von Cleve, Dülken, sowie von Schwaben und

der Gascogne, einem zweispännigen, welcher die Freunde von Abdera Przlautsch umschließt, und einem Rüstwagen, mit allen Attributen der Freude und Narrheit beladen.

Unter anhaltendem Volksjubel und schmetternder Musik zogen nun die lebensfrohen Verbündeten, begleitet von zahllosen Zuschauermassen, über die Severinstraße, den Waidmarkt, die Hochpforte unter Pfannenschläger und Hochstraße triumphirend ein, mit herzlichem Zuruf von schönen Lippen begrüßt, sowie durch das Wehen der Taschentücher in den Händen Tausender lieblicher Mädchengesichter, mit denen alle Fenster vom Erdgeschoße bis zum Dachstocke besetzt waren. Nachdem sie den gefährlichen Engpaß an den Vier Winden glücklich hinter sich hatten und sich hier dem vom Feinde besetzten nördlichen Stadttheile näherten, schlugen die tapfern Verbündeten ihr Hauptquartier im Kaiserlichen Hofe auf und trafen durch Ausstellung von Wachen, sowie durch Schleichpatrouillen in alle bekannten Wirthshäuser der Umgegend jene militärischen Vorsichtsmaßregeln, welche in der Nähe eines so starken und gefährlichen Feindes niemals außer Acht gelassen werden sollten.

Durch den vielverheißenden Einzug des Vortrabs der Hülfsstruppen hatte sich denn auch die Stimmung der bedrängten Bürgerschaft beträchtlich gehoben, und man sah dies am deutlichsten in der letzten General-Versammlung aller Carnevalsfreunde, deren Sitzungen heute, mit dem Faschings-Sonntage, ihr Ende erreichten.

Und der Montag kam – der Carnevals-Montag – der Rosen-Montag; ein Name, nicht abzuleiten von Rose, der duftigen Blume, sondern von dem altdeutschen Rasen, was hier, in Verbindung mit dem Namen des Wochentages, deutlich den Charakter desselben anzeigt.

Wenn auch unsere Freunde nicht wie damals, als es galt, sich zu dem Künstlerfeste vorzubereiten, schon um fünf Uhr Morgens in bangender Sorge nach dem Wetter ausschauten, so war es doch noch eine recht frühe Tageszeit, als dieselben durch den heute sehr aufgeregten, unruhigen Rüding vom Lager getrieben wurden, und wo diejenigen unter ihnen, welche an's Fenster traten, zu ihrer großen Freude bemerkten, daß das Wetter so günstig als nur immer möglich sei. Der vollkommen klare Himmel mochte wohl schuld daran sein, daß es ein wenig gefroren war; doch war dieser Frost so gering, daß er sich nicht einmal halten konnte vor den ersten Strahlen der Morgensonne und daß er jetzt schon, zu dicken Thränen schmelzend, von den Dächern herabtropfte, um es der Erde wieder zu verkündigen, wie sich das übermüthige Gestirn da oben sogar während der Monate, die doch der Herrschaft seines Vaters, des Winters, eingeräumt seien, so höchst anmaßende Eingriffe erlaube.

Walter allein dehnte sich noch gähnend auf seinem Lager und brummte über das lächerliche Gescheuche des sanften Eduard, dem, wie er murrte, die Zeit noch früh genug herbeikomme, wo er sich zu Pferde setzen und blamiren werde.

Rüding fuhr bei dieser Rede zornig herum, und es würde wahrscheinlich ein kleines Wortgefecht gegeben haben, wenn Rodenberg nicht in nachdrücklichen Worten zur Ruhe gemahnt hätte.

»Laßt doch endlich einmal diese ewigen Neckereien,« sagte er, indem er sich nicht ohne Absicht mit einem bezeichnenden Blicke gegen Walter wandte; »ich bin fest überzeugt, daß Rüding sich so vortrefflich ausnehmen wird, wie jeder Andere, und schaut um Euch – ist hier nicht Alles wie durch Zauberei für uns auf's vortrefflichste eingerichtet? Braucht von Euch wohl Einer zu fragen: wo sind meine Stiefel – wo ist mein Collet – wo meine Waffen? Hier ist Alles geordnet, als wenn Jeder von Euch seinen eigenen Kammerdiener hätte – habe ich nicht Recht?«

»So ist's, mein Feldherr,« gab Knorx zur Antwort, der gerade in seinem Schlafrocke von schwarzem Sarsenet unter der Thür erschien – »allerdings ist's wie Zauberei oder wie in einem Märchen – möchte uns nur der Schluß nicht so erscheinen, daß sich das blanke Gold in dürre Blätter verwandelt, oder wo der Zauberpalast zusammensinkt und man sich plötzlich an einem rußigem ausgebrannten Herde befindet!«

»Alte, melancholische Unke!« brummte Walter. »Ich glaube, der Kerl denkt, er sei in einem Wirthshause und könnte am Ende seine Rechnung nicht bezahlen!«

Der lange Bildhauer nickte ernst mit dem Kopfe, ehe er ihm erwiderte: »Du hast Recht, Walter, ohne es zu wissen; es gibt in diesem Leben allerlei Rechnungen zu

berichtigen, ohne daß man gerade Geld dazu braucht. – Ich hatte heute Nacht einen wilden Traum.«

»Wir wollen von Deinen Träumen nichts hören,« sagte verdrießlich der sanfte Eduard; »daß Du nichts Heiteres träumst, wissen wir Alle – aber so viel weiß ich für meine Person, daß ich nicht Lust habe, mir durch Deine Phantasieen den heutigen Tag zu verderben!«

»Rüding hat Recht,« sprach Walter mit einem grämlichen Lächeln – »jage dem sanften Eduard keine Furcht ein, daß er vom Pferde fiele, oder daß ihm der Sattelgurt platzt, oder daß ein Gaul stürzt, oder daß er auf irgend eine andere Art zum allgemeinen Gelächter wird!«

»So was kam in meinem Traume nicht vor!«

»Erzähle ihn uns,« entschied Rodenberg, indem er sein schönes Jagdhorn betrachtete; »ich erinnere mich mit Freuden daran, wie Dein zweites Gesicht mir diese herrliche Gabe hier prophezeihte.«

»Deiner Aufforderung folge ich gern, denn Du kamst in meinem Traume ganz besonders vor.«

»So laß hören.«

»Mir träumte, wir seien gegen Abend auf einem prachtvollen Schlosse versammelt, jeder mit der Beschäftigung, wie er sie gerade liebt; Walter zum Beispiel malte eine Sündfluth der Alltäglichkeit, in der die echte deutsche Kunst untergeht. Rüding ließ in der Abendsonne eine Hand voll Gold glänzen, die er für ein unsterbliches Werk erhalten, und ich meißelte aus einem Marmorblocke die riesenhafte Statue des heiligen Petrus.«

»Und ich?« fragte Rodenberg.

»Du kamst aus einer Seitenhalle des Schlosses jauchzend, freudetrunken, Deine Augen glänzten von Seligkeit und Du riefst uns entgegen: ›Freunde, ich habe den Höhepunkt meines Glückes erreicht!‹ – Das war ein böses Wort, Arthur, denn wenn man den Höhepunkt erreicht hat, so ist es folgerichtig, daß es von da an abwärts geht. Und es ging abwärts mit einer erschreckenden Schnelligkeit. Meine Bildsäule trat fertig aus dem Marmorblocke hervor, legte mir die schwere steinerne Hand auf mein Haupt und sagte: ›Mache, daß Du fortkommst, mein Sohn!‹«

»Sprechen so die Apostel?« brummte Walter; »ich hatte eine andere Rede erwartet.«

»Mache, daß Du fortkommst!« fuhr der lange Bildhauer fort, indem er den Spötter ernst ansah. »Es war wahrlich keine Zeit, lange ausgesuchte Reden zu führen, denn kaum hatte er ausgesprochen und kaum war ich Deinem eigenen Beispiele, Walter, schleunig gefolgt und befand mich vor dem Schlosse – Dich, Rüdiger, sah ich indessen schon mit einem Geldbeutel in der Hand in weiter Entfernung über das Feld laufen –, da krachte es furchtbar hinter mir, das Schloß stürzte in sich zusammen, und ohne daß ich mich von demselben entfernt hätte, schwand es davon in unabsehbare Weiten.«

»Das ist kein ermunternder Traum für mich,« meinte Rodenberg, »denn da Du mich nicht draußen bei Euch gesehen hast, so erscheint es wohl, als sei ich allein in dem zusammengestürzten Schlosse zurückgeblieben.«

»Ja, so kam es mir auch vor,« gab Knorx zur Antwort, »und es war mir in einem späteren Traume so, als hätte ich Dich wirklich unter den Ruinen gesehen, allein, verlassen, sehnsüchtig nach uns ausschauend.«

»Ein wunderbarer Traum,« sagte Rodenberg – »wer ihn zu deuten wüßte! Denn so, wie Du ihn uns erzählt hast, kann er wenigstens in der nächsten Zeit nicht gut in Erfüllung gehen; vergebens denke ich darüber nach, wo das prachtvolle Schloß sein könnte – und wenn es einmal so käme, wie Du gesehen, so schreckt mich Dein Traum immer noch nicht, wenn er nämlich gerade so in Erfüllung geht. Du sagtest doch, ich sei vorher unbeschreiblich glücklich gewesen, habe den Becher der Seligkeit bis auf den letzten Tropfen geleert – meinerwegen,« setzte er leise hinzu, indem er langsam mit der rechten über seine Augen fuhr, »danach mag kommen, was will!«

Walter hatte sich unterdessen auch nothdürftig in ein Gewand geworfen und meinte, verdrießlich herbeischleichend: »Ich wäre in der That dafür, daß man dem Knorx verböte, seine Träume zu erzählen – wozu auch? Wenn Du, Rodenberg, nicht eine so glückliche Philosophie besäße, so müßte Dir alsdann seine melancholische Geschichte doch eine unbehagliche Stimmung zurücklassen, und das wäre gewiß sehr unpassend am heutigen Tage – wir wollen lustig sein, so lustig als möglich!«

»Ein Wunsch, in den ich von Herzen einstimme,« hörte man jetzt die dünne Fistelstimme van der Maaßen's sagen und sah seine große, dicke Gestalt unter der Thür stehen – »fort mit allen Grillen – *Vive le Carnaval!* – Aber

Du, Walter,« fuhr er in gemüthlichem Tone fort, »siehst mir eigentlich nicht aus, wie der Anfang eines lustigen Tages!«

»Er präparirt sich auf den Drachen Griesgram, den er im Zuge vorstellen wird,« meinte Rüding; »er wird mit seinem wunderbaren Costume, das wir vom Künstlerfeste her kennen, hier das ungeheuerste Aufsehen erregen!«

»Liebes Kind, das wird er auch,« entgegnete Walter, wobei er dem sanften Eduard auf die Schulter klopfte; »es ist das ein Costume, tief erdacht und sinnig ausgeführt; aber um es zu begreifen, muß man nicht schwach auf der Brust sein, wie gewisse Leute!«

Er tippte bei diesen letzten Worten leicht mit seinem Zeigefinger auf die Stirn.

»Jungens,« sagte van der Maaßen im heitersten Tone, »es ist draußen ein prachtvolles Wetter, klarer Himmel und durchaus nicht kalt; auch wird es schon in allen Ecken und Winkeln des alten Köln lebendig. Ich sage Euch, einen grandioseren Maskenzug wie den heutigen hat die alte Stadt niemals gesehen, und wir werden Aufsehen machen – wüthendes Aufsehen; denn Alles ist schon von dem entzückt, was es gestern Nacht von der wilden Jagd zu sehen bekam. Aber um Eines bitte ich Dich, Knorx, halte Dich nicht gar so schleichend und melancholisch, sei ein etwas heiterer, vergnügterer Tod, so ein Tod auf dem Schlachtfelde oder nach einem lustigen Gelage, nur nicht wie gestern, so ein still schleichender, nächtlicher Würgengel!«

»Das war gestern Abend ganz am Platze,« erwiderte der lange Bildhauer in gemessenem Tone; »heute werde ich schon mit ein wenig Humor auftreten!«

»So ist's recht!« rief van der Maaßen vergnügt. »Und mir mußt Du erlauben,« wandte er sich an Rodenberg, »daß ich auf meine schwarze Perrücke eine Schellenkappe setze – es wird von ungeheurer Wirkung sein!«

»Aber nicht ganz passend für den Charakter der wilden Jagd, mein lieber Kerl; spare Deine Schellenkappe für heute Abend auf den Gürzenich – das ist eine Steigerung.«

»*Chez ma foi Tu as droit!*«

Alle lachten, so daß sich van der Maaßen nicht enthalten konnte, mit einzustimmen, indem er sagte: »Ihr seid wohl erstaunt über mein Französisch und daß ich es darin schon zu einem Reime gebracht habe – *oui, oui, j'aperçois mes avantpas avec très beaucoup plaisir.*«

»Aber so, daß man Dich wenigstens für einen geborenen Pariser halten wird,« konnte Rodenberg sich nicht enthalten, ihm mit lustigem Lachen zu sagen; »das ist aber gleichviel, Du bleibst bei allem dem doch ein vortrefflicher Kerl und guter Freund!«

»Man hat mir gestern erzählt,« warf Rüding nach einer Pause leicht hin, »sie hätten Dir in Deinem Hotel gekündigt, van der Maaßen.«

»*Comment? me? pour que pour une cause?*«

»Du hättest Deiner alten Leidenschaft gefröhnt und überall Schrauben ausgezogen, besonders an der Kammerthür eines der Stubenmädchen.«

»*Monstre, c'est non vrai, de puis long temps j'ai pas tiré un seul coup de vis et pour la porte des filles d'appartements, j'ai jamais eu un sentiment, mes désirs montent infini plus hautement* – hast Du mich vielleicht verstanden?« schloß er in einem Tone der Geringschätzung gegen den kleinen Maler.

»Ich prophezeihe Dir einen Fauteuil in der französischen Akademie,« sagte Walter augenscheinlich erheitert, »und es ist wahr, Du hast in der That rasende Fortschritte gemacht!«

»*Pourquoi je vous prie autour un déjeuner* – denn ich sehe, dort wird eben für Euch der Frühstückstisch gerichtet und mit welchem Aufwande – ah, das laß ich mir gefallen, Thee, Austern und Champagner in Eis – *je tirerais avant votre hôtel.*«

»Es ist Rüding's Galgenmahlzeit,« warf Walter leicht hin; »der arme Kerl, er geht einen sehr bitteren Gang!«

Auf diese Worte hin erschien der, von dem die Rede war, unter der Thür des Nebenzimmers, wohin er gegangen war, um einen Theil seines Costume's anzuziehen, und sagte mit freundlicher Miene, indem er wohlgefällig seine schönen Tricots, sowie die feinen Stiefel mit Sporen zeigte: »Sage, was Du willst, guter Drache Griesgram, ich verstehe vollkommen Deine Worte voll Gift und Galle, Du mußt Dich doch auf Deine heutige Rolle vorbereiten; wenn Du aber erst mein ganzes Costume gesehen haben wirst, so bin ich überzeugt, daß Du vor Neid aus der Haut fährst, und hast alsdann die beste Gelegenheit, Dir mit

Deinem borstigen Drachenfell Deinen alten Koffer überziehen zu lassen!«

»Aber saftig sind Eure Freundschaftsversicherungen, das ist nicht zu läugnen!« sagte van der Maaßen. – »Weißt Du vielleicht, Rodenberg,« wandte er sich an diesen, »wohin man meine Sachen gebracht? Ich will auch anfangen, mich anzuziehen.«

»Thue das, Dein ganzer Anzug liegt im hinteren Zimmer, und wenn Ihr Alle so weit fertig seid, daß uns nur noch die letzte Verschönerung fehlt, so wollen wir frühstücken.«

»Und tüchtig frühstücken,« pflichtete van der Maaßen bei – »*chez ma foi nous voulons déjeuner, comment les empereurs et les rois.*«

Wir können dem geneigten Leser die Versicherung geben, daß die Künstler diesen Vorsatz auf's gewissenhafteste ausführten und daß sie, um mit den Worten *du digne employé de la maison Beauvillard et Compagnie* zu reden, *firent un déjeuner ›comment les empereurs et les rois‹*, und daß sie darauf so heiter und gutes Muthes wurden, daß selbst der sanfte Eduard den Augenblick kaum erwarten konnte, wo die Pferde kamen und er unterdessen den erstaunten Freunden einen ungarischen Sporentanz zum Besten gab, wobei er selbst den Czardas pffiff.

XXXIV. DER NARRHEIT REICH IST NEU BEGRÜNDET.

Inzwischen hatte in den Straßen der alten Colonia ein ganz außerordentliches Leben begonnen. Die von der Sonne freundlich beglänzten Straßen füllten sich mehr

und mehr mit Menschen an, und die Vorderseiten der alten, grauen Häuser begannen sich so heiter als möglich zu schmücken – hier mit lustig lachenden Mädchenköpfen in den offenen Fenstern, von denen eine oder die andere eine klingelnde Schellenkappe auf die blonden Locken gedrückt hatte, dort mit farbigen Kissen, um beim Zuschauen die Arme darauf zu legen, auch mit bunten Teppichen zum gleichen Zwecke; dazwischen sah man Fähnchen in Weiß und Roth oder Gelb und Grün; auch bemerkte man jetzt auf der Straße zwischen der Menschenmenge einzelne Masken, ernsthaft aussehende Männer in langen, dunkeln Damaströcken aus dem vorigen Jahrhundert, mit ungeheuren Vatermördern und wehenden Jabots, das kleine Hütchen auf der weißen Perrücke, ein großes Buch unter dem Arme. Tief nachsinnend gehen sie daher, um vielleicht dicht vor einer Truppe ihnen begegnender junger Damen so plötzlich und furchtbar zu stolpern, daß diese mit einem lauten Schrei aus einander fahren. Zuweilen bleiben sie auch vor einem Hause stehen, öffnen ihr Buch, drohen einer hartherzigen Schönen mit einem gefährlichen Processe, oder declamiren ihr mit großem Pathos ein melancholisches Liebeslied. Auch unechte Orgelmänner, Inhaber von Mordgeschichten lassen sich an den Ecken der Straßen sehen, sowie wir jetzt in der Mitte derselben eine Schaar von Kappesbauern bemerken, die, hin und her wankend, unter anzüglichen Reden unerhörte Räusche zur Schau tragen.

»Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!«

schreien die Buben aus voller Kehle. Sie ziehen an uns vorüber, um vielleicht der Gestalt eines mit ausgesuchter Aermlichkeit gekleideten Bänkelsängers Platz zu machen, an dessen fadenscheinigem, blauen Schwalbenschwanzfracke der eine Schooß fehlt, während seine viel zu kurze, bunt carrirte Hose Flecken in den auffallendsten Farben zeigt; er hat eine Guitarre mit einem himmelblauen Bande um die Schultern gehängt, und während er sich von der nachdrängenden Menge fortschieben läßt, singt er in melancholischem Tone:

»Oh, do sitz en Fleeg an der Wand,
Fleeg an der Wand!«

Zuweilen bleibt er auch vor irgend einem ihm Begegnenden stehen, zieht demüthig seine Mütze und bittet mit hohler Stimme um ein Almosen, wobei er versichert, daß er seit sechs Wochen keinen warmen Löffel im Leibe gehabt, daß er nicht nur das jüngste von zwanzig hungerigen Kindern sei, sondern obendrein noch seine Wittwe mit acht unversorgten Würmern zu erhalten habe.

Doch verschwindet er uns bald in dem vielfarbigen Menschenstrome, der ihn umfluthet, und unsere Aufmerksamkeit wendet sich einer Truppe vortrefflich costumirter Reiter zu oder einem großen, reich verzierten, mit

vier und sechs Pferden bespannten Wagen, die nach ihrem Versammlungsorte ziehen.

So reiht sich auf dem Wege, den wir bis zum Neumarkte zurückzulegen haben, ein buntes Bild an das andere; überall Luft und Heiterkeit, überall Scherz und Lachen; alle Straßen und Plätze so dicht mit Menschen bedeckt, daß man nicht begreift, wie es eine halbe Stunde später der große Maskenzug machen soll, sich einen Weg durch dieses unbeschreibliche Gewühl zu bahnen.

Der Neumarkt, am westlichen Ende der Stadt gelegen, ist der größte und schönste Platz der Stadt; er ist unbepflastert, rings mit Bäumen reich besetzt, etwas erhöht gelegen und sowohl auf seinen vier Seiten, als auch auf seinen vier Ecken münden Haupt- und Verkehrsstraßen der Stadt; er ist also außerordentlich zugänglich, was besonders heute, wo er zum Versammlungsorte der großen Maskenzüge dient, von besonderer Wichtigkeit ist.

Für den heutigen Tag ist er auf allen Seiten durch leichte Schranken abgesperrt, und nur im Osten und Westen sind breite, aber bewachte Eingänge offen gelassen, um die Carnevalszüge einzulassen. Unter dem Schutze dieser Carnevalswachen, meistens dem tapfern Funkenheere entnommen, wird hier ein Wegzoll entrichtet für Alle, die nicht zu dem Zuge gehören, welche den Neumarkt betreten wollen, um sich die großartige Masquerade in nächster Nähe anzusehen. Es ist aber auch der Mühe werth, hier in diesem Centralpunkte des kölners Faschingslebens die einzelnen Maskenzüge ankommen zu

sehen und das lustige Leben und Treiben der Vermummten zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen zu beobachten.

Bei dem heitern, blauen Himmel und dem behaglichen Sonnenschein könnte man fast glauben, auf dem Marcusplatze in Venedig zu sein, ja, in einem kolossalen Ballsaale, wo sich Unzählbare zu einem glänzenden Maskenfeste vereinigen, umringt und umjubelt von Tausenden und abermals Tausenden von Zuschauern.

Wenn auch der Neumarkt Kölns nicht mit solch prächtigen Gebäuden umgeben ist, wie der Platz des heiligen Marcus, wenn ihm auch der wundervolle Hintergrund jener malerisch schönen Kathedrale und der stolz aufsteigende Glockenthurm fehlt, so hat dagegen der Neumarkt die Zierde der hochstämmigen, allerdings jetzt entlaubten Bäume, sowie den Anblick ansehnlicher alterthümlicher Häuser, auch der schlanken Thürme der Kirche von St. Aposteln, und nicht zu vergessen eine Merkwürdigkeit Kölns, die riesenhaften Köpfe der beiden bekannten Schimmel, welche dort aus dem Söllerfenster auf die Straße hinabschauen.

Wir haben den Neumarkt so früh erreicht, daß wir uns dort mit aller Behaglichkeit umschauen und bewegen können, bis die Maskenzüge nach und nach eintreffen. An der östlichen Seite des Platzes sehen wir eine Tribüne aufgeschlagen, mit weiß und rothen Fahnen decorirt, und überhaupt von einer Menge von Standarten mit den Farben aller der Länder, die gesonnen sind, ihre Diplomaten hieher zur Gecken-Versammlung und zu einem

Versöhnungs-Congresse zu schicken – ja, wie schon gestern der Präsident der General-Versammlung kund und zu wissen that, so sollen Friedensunterhandlungen angebahnt und alles Mögliche zur Aussöhnung der feindlichen Parteien versucht werden, ehe man zum Schwerte und zur Pritsche greife.

Auch hier haben die Funken eine Ehrenwache gegeben, und der Posten vor dem Gewehre, der vor der Tribüne steht, hat seine alte Muskete neben sich an das Geländer gelehnt und strickt an einem ungeheuren Strümpfe. Nicht weit davon sehen wir das Hauptquartier der Funken, ihre Wachstube, ihr Arrestlokal, die Marketenderin mit ihrem Esel und den Commandanten dieser alten, ehrbedürftigen Schaar auf einer Trommel sitzend und ein kleines Frühstück zu sich nehmend. Da die Funken, wie es sich von selbst versteht, die Ersten auf dem Platze sind, so vereinigt sich in ihnen die Aufmerksamkeit der Zuschauermasse rings umher, und sind sie bis jetzt die alleinige Zielscheibe des spitzigen Witzes aller kölnischen Jungen, was sie aber mit doppelten Zinsen heimzahlen oder mit dem Ausdrücke der Verachtung zurückweisen.

Von allen Kirchthürmen hat es zehn Uhr geschlagen, die Stunde, wo sich sämmtliche Züge nach dem Neumarkte in Bewegung setzen werden, und schon hundertmal erklang indessen der Ruf aus allzeit fertigen Kehlen: ›Do kütt gett!‹ oder ein gellendes Hurrah versuchte die Aufmerksamkeit der Menschenmenge auf irgend einen Platz hinzulenken. Endlich aber schien in der That etwas zu kommen. Die Zuschauer an der nördlichen Seite

des Platzes verließen die Schranken des Neumarktes, um sich gegen die Straße zu wenden, und in der Schildergasse deutete das Hin- und Herwogen der Masse auf etwas Außerordentliches hin. Jetzt vernahm man auch schmetternde Trompetenmusik, und wenige Minuten darauf erschien eine stattliche Reiterschaar, Stadtwehr in den kölnischen Farben, roth und weiß. Sie begleitete einen vierspännigen Wagen, in welchem sich das festordnende Comité befand, welches am Neumarkte ausstieg, sogleich die Funkenwache inspicierte, alle Vorbereitungen in Augenschein nahm und dann an allen vier Ecken des Platzes reitende Vedetten zum Empfange der verschiedenen Züge aufstellte.

Unterdessen haben sich alle die unzähligen Fenster der umherliegenden Häuser mit Zuschauern gefüllt, die mit weißen Tüchern einem Bekannten auf der Straße oder von Haus zu Haus einander zuwinkten, von denen auch hier viele die bunte Schellenkappe auf dem Kopfe trugen und so das Lebhaftige, Heitere der ganzen großartigen Scene vermehrten. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war getheilt zwischen der rauschenden Musik der soeben angekommenen Reiterschaar und dem Lärm auf der Straße mit seinen unaufhörlichen Hurrahs und dem weithin vernehmlichen Rufe: ›Do kütt gett!‹ – Und jetzt kam in der That wieder etwas, und zwar von der Cäcilienstraße her der kölnische Zug unter Anführung des berühmten Ritters Jan von Werth, dessen Hofcapelle auf einem reich geschmückten sechsspännigen Wagen vorausfuhr; der rüstige Feldherr, seines Sieges über Isegrimm, den

feindlichen General, im Voraus gewiß, hielt es unter seiner Würde, sich hinter Panzer und Helm zu verkriechen. Pulver hatte er im dreißigjährigen Kriege schon genug gerochen. Hiebe abzuwehren oder sie derb wiederzugeben, zumal wenn es sich um geistige handelte, wußte er sich als Kölner handfest genug, und so erschien denn in leichter, blauer, sammtner Jacke und in gelbem Kollet, in hohen Reiterstiefeln und in einem Hute mit breiten Rändern, dessen Federn sowie eine Feldbinde Kölns Farben, weiß und roth, zeigten. Hinter den Rittern seines Gefolges, kräftigen Reitergestalten, erschien das Geleite, welches Colonia dem tapfern Ritter beigegeben, unter Till Eulenspiegel, der den Narrenspiegel auf der Brust hatte, während ihm die Eule auf der Schulter saß.

Mit lautem Jubelrufe wurde dieser Zug von der Zuschauermasse empfangen, nicht nur, weil er der erste war, sondern weil er gewisser Maßen Köln repräsentirte und weil das Herz jedes guten Gecken und Bürgers höher schlug beim Anblicke dieses berühmten kölnischen Kindes, das seinen Namen zu großen Ehren gebracht und dadurch auch den seiner Heimat verherrlicht – gewiß, Jan von Werth ist in Köln geboren; die Tradition bezeichnet das auf der Gereonsstraße Nr. 36 gelegene, unter dem Namen ›Das neue Kämpchen‹ bekannte Haus, worin noch zwei auf den berühmten Feldherrn bezügliche Gemälde vorhanden sind, als seine Geburtsstätte. Ferner erzählt die Chronica, daß er in seiner Jugend, als er noch in geringem Stande gewesen, einer jungen kölnischen Obsthändlerin Heirathsvorschläge gemacht habe,

aber von dieser zurückgewiesen worden sei; als er nun später in seinem Glanze dieselbe Person wieder gesehen, habe er, an ihr vorüberreitend, in kölnischer Mundart ihr zugerufen: ›Griet, wer et gedonn hätt!‹ Darauf habe sie geantwortet: ›Jan, wer et gewoß hätt!‹

Die einzelnen Masken dieses reichen Zuges waren theils historische, theils phantastische, wobei sich überall der frohe, originelle, tüchtige Geist der Kölner auszusprechen wußte sowohl in der Hindeutung auf das, was Köln in der Vorzeit gewesen, als auch auf das, was es in der Gegenwart Tüchtiges und Großes leistet. Das sah man an dem ehrenfesten Stadtfähnrich Wackerschwenk, in vollständiger Amtstracht, die große Fastnachtsfahne mit dem zahlreich darauf gemalten Narrenpersonal tragend; ihn umgab rechts und links eine dichte Bubenschaar, welche sich so nahe, als es Pferd und Wagen erlaubten, zu ihrem Lieblinge hinöffnete und so oft die Musik schwieg aus voller Kehle ein bekanntes Lied sang:

»Minge Mann, minge Mann es Fänderich,
Frau Fänderich ben ich!
Un wann minge Mann dat Fändel schwenk,
Dann springen ich üvver Stöbl un Bänk.
Minge Mann, minge Mann es Fänderich,
Frau Fänderich ben ich!«

Hinter dem Fähnrich ritt Herr Gryn, der berühmte kölnische Bürgermeister und Held, der Sieger in der worringer

Schlacht, im Kettenpanzer non Kopf bis zu Fuß; zwei Trabanten führten sein Pferd. Ihm folgte ein Stück Nibelungenlied, der gehörnte Siegfried, die Fahne mit dem kölnner Stadtwappen in der Hand, umringt von männlichen Recken.

Von der goldenen Sage zur göttlichen Kunst übergehend, erschien nun ebenfalls ein kölnner Kind, Meister Rubens, sein Gefolge bekannte Künstler seiner Zeit in spanischen und niederländischen Trachten; dann folgte der kölnische Bauer mit seinem Sinnspruche:

»Halt faß, do kölschen Boor,
Am Rich – fall et söß of soor!

Der tapfere Kämpfer in der oben erwähnten worringer Schlacht, wo die Kölner ihre Stadtschlüssel in tollkühnem Uebermuthe auf einem offenen Wagen bei sich führten, war in halbrothe und halbweiße Beinkleider und Jacke gekleidet, mit der Helmkappe um Hut und Wapenkamm. In der Hand hielt er den Dreschflegel und auf die Aermel hatte er die Stadtschlüssel gestickt.

Vor Wurrigen auf dem weiten Plan
Ließ ich meinen Flegel umbher gahn,
Erwarb damit die Schlüssel fein
Und trag' sie noch am Arme mein.

Er diente als personificirte Standarte einer nachfolgenden Heldenschaar, den Vertretern der das Recht beschützenden Rittergeschlechter, derer zur Stessen, von

Spee, Overstolzen, Leparten, von Juden, Hardevuyst, Hyrzelin, Mommersloch und Anderer, und damit ward eine ernste Vergangenheit an uns vorübergeführt; und unter Anführung der bekannten lustigen Personen: Bestevader, Mariezebell und Hännaschen, erschienen die Vorsteher der Zünfte, welche beim Drange schwerer Zeiten im Harnisch und der Pickelhaube eben so gut Schwert und Spieß zu führen wußten, als in lustiger Zeit beim Mummenschanz die Pritsche. Da sah man unter Anführung des Bannerherrn der Steinmetzenzunft den Amtsmeister der Harnischmacher, dann paarweise: Schwabbelich den Brauer-, Kleienfaß den Bäcker-, Pechklotz den Schuster-, Beihau den Metzger-, Polterklopf den Faßbinder-, Tubalkain den Schmiede-, Fipps den Schneider-, Tomback den Goldschmiede-, Rümpchen den Fischmenger-Amtsmeister, alle im Sonntagsrocke, an einem Stabe, der mit Epheu umkränzt, Attribute ihres Zunftgewerbes tragend, auf dem Hute die Fastnachts-Cocarde, gelb und grün. Und da das Beste immer zuletzt erscheint, so folgten jetzt in mehreren vierspännigen, mit Folianten und riesenhaften Dintenfässern geschmückten Wagen die zur Unterhandlung mit dem Feinde erkorenen Diplomaten, der Bürgermeister Hardenrath, Syndicus Kronenberg, die Herren von Lyskirchen und von Hagen.

Kaum haben wir Zeit, um für den geneigten Leser die Einzelheiten des kölners Zuges aufzuzeichnen und ihm nachzublicken, wie er sich auf dem westlichen Ende des Platzes aufstellt, als unsere Aufmerksamkeit durch eigenthümliche Töne aus dem Bereiche der zuschauenden

Bubenschaar in Anspruch genommen wird; es ist ein Ruf, der wie Hahn oder wie ein verkümmertes Hurrah klingt und dem zuweilen Laute folgen, die zwischen Grunzen und Brummen die Mitte halten. Der Zug der Feinde erscheint von der Schildergasse her; ihn eröffnet eine zahlreiche Hornmusik, sechszehn schwarzgekleidete Derwische, die eine ernste, fast melancholische Weise vortragen, hinter ihnen reitet Mephistopheles, der Repräsentant aller bösen Mächte. Er trägt eine rothe Fahne, auf derselben als Sinnbild den Raben; die Masken, welche ihn umgeben und ihm folgen, sind Carricaturen und Darstellungen aller bösen, dem frohen Genusse entgegenstehenden Principien und auf diese Art die geeignetsten Vorläufer für die lange Wagenreihe, an deren Spitze sich der Generalissimus Isegrimm, Raugraf von Fahlhausen, befindet, an dessen Seite wir einen windigen Franzosen, den Marquis de la Bile, erblicken. Aus den Mienen des feindlichen Generals sprach sehr deutlich Verdruß und Mißmuth, und nur zuweilen flog ein leichtes Lächeln über seine sauertöpfischen Züge, wenn der Franzose ihn hier und da aufmerksam machte auf irgend einen Bundesgenossen mit lichtscheuem, verdrießlichem Gesichte, das hinter den halbzugezogenen Fenstervorhängen auf die Straße hinabblickte. Die Diplomaten-Kanzlei des feindlichen Zuges erschien unter Leitung des Hofmarschalls von Kalb; an seiner Seite sah man den Bürgermeister von Krähwinkel und als Secretäre fungirten die

bekanntem Assistenten Grielächer und Mohnegrößer. Unter einem sehr bezeichnenden Schweigen der Zuschauer-masse, wovon nur, wie schon oben bemerkt, die Jugend indiscreter Weise eine Ausnahme machte, bewegte sich der Zug nach dem östlichen Theile des Neumarktes, wo er sich finster und schweigend aufstellte.

Horch, welch' lustig Schmettern erklingt jetzt von der Apostelstraße her; eine Musikbande originellster Art, geflügelte Hanswürste in gelber und grüner Tracht an der Spitze des vermittelnden Zuges. Ihn eröffnete die Geißel aller Dunkelmänner, Ulrich von Hutten, mit seinem Adjutanten Schlichtegroll. Der berühmte Anführer erscheint in der Doppelgestalt eines Ritters und gekrönten Dichters; Aesop trägt im Namen aller Satiriker die Bundesfahne.

Es ist das ein heiterer, vergnügter Zug, bestehend aus den lustigsten Personen vieler Jahrhunderte, ausgeschmückt mit all' den berühmten Namen, welche Licht und Glanz geliebt, welche der Freude ergeben und abgesagte Feinde aller verdrießlichen Launen und heimlicher Muckerei waren. Hier sah man besonders den Carneval der vorzüglichsten Städte in seinen ausgesuchtesten Persönlichkeiten vertreten: da war der Spanier Arlequino mit seiner Gemahlin Graciosa, der Italiener Arlequino mit Columbine, neben Truffaldino der deutsche Hanswurst, Pierrot und Pierronette mit Polichinell; ihnen

folgten zu Pferd und zu Wagen bekannte Figuren aus heiteren Opern und anderen lustigen Theaterstücken, Figaro mit Susanne, denen der Page Cherubim folgt, Don Juan mit Leporello, Fallstaff und Don Pedro mit dem hölzernen Beine; berühmte Satiriker, unter ihnen Plautus, Pasquino, Marforio, Vertreter der Mummerei, Rebekka, die den Jakob als Esau maskirte, Abigail, die ihren Gemahl David durch eine Maske rettete, Aeschylus, Erfinder der Theatermasken, Susarion, Stifter der alten Komödie, und so weiter; ihnen folgt Noah, der Entdecker des Weines, mit ihm Anakreon, der Sänger des goldenen Rebensaftes.

Der vermittelnde Zug besetzte die Nordseite des Platzes, und jetzt fehlten nur noch die Bundesgenossen, die dann auch unter klingendem Spiele durch die Straße Im Laach einrückten. Ihre Musikbande bestand aus Schellennarren in den kölnen Farben, und der Anführer dieses Zuges war Adolf, Graf zu Cleve. Wie bekannt, stiftete er im Jahre 1381 mit dem Grafen von Mörs und noch vierunddreißig anderen Herren und Rittern die clevische Narrenengesellschaft. Ihr Kennzeichen war ein Narr mit roth und weiß gewürfeltem Kleide und einer gleichen Kappe mit goldenen Klingelbellen, gelben Strümpfen, schwarzen Schuhen mit Klingelbellen an den Spitzen und mit einer vergoldete Früchte enthaltenden Schüssel; die Brüder trugen diese Narren in Silber oder Gold gestickt als Ordenszeichen auf der Brust. Das Panier des Zuges der Verbündeten wurde vom Ritter von Schwanenfeld getragen und zeigte in himmelblauem Felde einen Schwan; ihm folgten drei reitende Herolde, und dann kam, von

sechs reich geschirrten Rossen gezogen, das Schloß zu Cleve, an welches sich die Sage vom Schwanenritter knüpft. Auf jedem der sechs als Vorspann dienenden Pferde saß eine jener Gestalten, mit welchen die dichterische Phantasie die Tiefen der Gewässer bevölkert, ein Tritone mit schilfbekränztem Haupte, in der Rechten den Dreizack tragend. Ueberragt wurden die Pferde, welche den Wagen zogen, von einem großen Schwane, welcher mit weit ausgespannten Flügeln auf den unter ihm befindlichen silbernen Wogen dahinzusegeln schien. Dieser majestätische Vogel war an eine reich verzierte große Muschel geschirrt und wurde von einem kleinen Kinde in Amorgestalt an goldenen Zügeln gehalten. Der Insasse der Muschel war der Schwanenritter, in herrlicher Rüstung prangend, sehnsüchtig hinaufschauend nach dem Altane des mit Fahnen geschmückten Schlosses, wo die schöne Beatrix, die verwaiste Erbin von Teusterband, das Ziel seiner romantischen Fahrt, hold lächelnd zwischen Blumen herunterblickte.

Die Verbündeten, welche wir schon vor ein paar Tagen bei ihrem Einzuge begrüßt, folgten nun in langer, bunter Reihe, und dabei gewährte es einen heiteren Anblick, wenn man sah, wie sich zwischen die ernsthaften Abgesandten der Narrenzünfte von Schilda, Venedig, Dülken, Abdera und Cochem die sieben Schwaben in großer Aktion eingeschoben und, der Jockele mit den gelben Füßen voran, alle den gewaltigen Speer angefaßt hatten, um auf den Hasen, das furchtbare Unthier, loszugehen. Oder wenn man den sinnreichen Junker von der Mancha,

unsern alten Bekannten, sah mit langer Lanze auf einer furchtbar dünnen Mähre, während hinter ihm sein Schildknappe Sancho, mit einer langen Cervelatwurst bewaffnet, auf einem dicken Esel ritt. Nachdem die Verbündeten die südliche Seite des Neumarktes besetzt hatten, gab dieser mit der Zuschauermasse rings umher, mit den bunt besetzten Fenstern, unter dem schönen, blauen Himmel, überstrahlt von Sonnenglanz, ein so reiches, heiteres und lebendiges Bild, wie etwas Aehnliches selbst hier noch nie gesehen worden ist; dazu die brausende Musik der zahlreichen Banden, welche zuerst abwechselnd spielten und sich alsdann auf ein Zeichen des Carneval-General-Musikdirectors Radikati, der in seinem mit Noten verzierten Costume in die Mitte des Platzes sprengte, um ihn in einem weiten Kreise zusammenzogen und das Carnevals-Bundeslied anstimmten, in dessen bekannte Weise Tausende und Tausende von Stimmen einfielen. Eine großartigere Einleitung zu den diplomatischen Verhandlungen, die nun folgten, war nicht gut denkbar; auch sah man deutlich, wie der ungeheure Enthusiasmus aller guten Bürger und Gecken Kölns seine Wirkung auf den General des feindlichen Heeres und dessen Adjutanten nicht verfehlte. Isegrimm bedeckte eine Secunde lang seine Augen mit der Hand, und der Marquis de la Bile, dessen französische Zunge bis jetzt keinen Augenblick geschwiegen, verstummte plötzlich unter einem bestürzten ›Ach!‹ und seine Züge erleichterten sichtbar.

Nun verließen die Diplomaten ganz bedächtig ihre Wagen, näherten sich gravitatisch einherschreitend, der Berathungstafel mit der Miene von Männern, auf denen das Schicksal der Welt ruht. Sie beginnen die Unterhandlung und ein Corps von Abgesandten aus allen Zügen sammelt sich um diese Schicksalsmänner, um sie in einem diplomatischen Quodlibet zu ermahnen, wohl zu reflectiren, voranzuschreiten, zu prüfen, zu nießen, zu wanken, aufzuwachen und endlich zu enden. Aber die feindlichen Diplomaten sind nicht also gesinnt, sie sehen das Siegelwachs sieden, den Groß-Siegelbewahrer die Siegeljuffer schwingen, Sandesel und Dintenverkäufer unter ihrer Last schwitzen, und nichts desto weniger machen sie tausend Einwürfe und drohen sogar, die Unterhandlungen abzubrechen.

Da tönen neue, gewaltige Klänge über den Neumarkt dahin mit seinen Tausenden und Tausenden von Zuschauern, und unzählige Köpfe drehen sich erstaunt gegen die Schildergasse hin, aus der man es hört

Näher und näher brausen,

Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd –

und kaum erklingt die bekannte hinreißende Weise, so wird sie mit Begeisterung aufgenommen und mitgesungen von unzähligen Stimmen:

»Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.«

Und sie zieht heran, wie wir sie genau kennen, wie wir sie noch neulich Abends auf der Rheinbrücke sahen, heute Morgen noch durch zahlreiche Reiter und

Fußgänger vermehrt, prächtig costumirt, nicht so düster und ernst wie damals bei Fackelschein, sondern heiter und lustig, glänzend im Sonnenscheine, Hüte und Barrette geschmückt mit grünen Eichenkränzen. Und wo sie vorbeireitet, die sinnig geordnete Schaar, da erhebt sich lauter Jubel, da begrüßen sie wehende Tücher aus den Fenstern der Häuser, da werden sie bewillkommt durch laute, nicht enden wollende Hurrahs, denn jedes Herz schlägt lauter bei dem Gedanken, daß der wilde Jäger mit seinen tapferen Gesellen bei den langweiligen Verhandlungen am Diplomatentische kräftig den Ausschlag geben werde.

»Hurrah, die wilde Jagd!«

Und dabei schaut manches schöne Augenpaar so tief und andauernd, als es ihm möglich ist, auf die schlanke Gestalt des Rodensteiners, bewundert die Haltung, mit der er zu Pferde sitzt, die Leichtigkeit, mit der er den stolz tanzenden Rappen regiert, die Schönheit seines Gesichtes und seiner strahlenden Blicke. Auch die beiden zierlichen Pagen, welche ihm zur Seite reiten, bleiben von Frauen und Mädchen nicht unbemerkt und manch' freundliches Wort wird über sie gesprochen. Und wie trefflich sie ihrem Charakter gemäß erscheinen; der mit den blonden Locken auf dem weißen Pferde, der gute Geist des wilden Jägers, wie reitet er so schüchtern, fast ängstlich, wie läßt er sein Pferd nur im kürzesten Schritte gehen, wie wagt er kaum, seine Augen aufzuschlagen, während der Andere auf feuerfarbenem Rosse so vollkommen ein Bild des bösen Principis, des Truges

und Uebermuthes ist! Wie bleich und doch so edel und schön erscheinen dessen Züge unter den rabenschwarzen Locken, wie glänzen seine ruhelosen Augen, mit denen er die Menge in den Straßen und an den Fenstern bis in's oberste Stockwerk hinauf mustert! Wie keck und sicher regiert seine Hand die Zügel, läßt jetzt den Rothschimmel tanzen, zuweilen links aus der Reihe brechen, das muthige Thier courbettiren, um, wenn er hiedurch zurückbleibt, alsdann seinen Platz an der Linken des Rodensteiners durch eine tolle Lançade wieder zu gewinnen. Wie sinnig ist auch alles Uebrige hier im Zuge geordnet, wie sicher kann man auch jetzt schon das Schicksal des wilden Jägers voraussagen; denn während er den guten Geist aus seiner Rechten mit Kälte, ja, mit Gleichgültigkeit behandelt, ist seine ungetheilte Aufmerksamkeit dem schlimmen Gesellen mit dem dunkelglühenden Blicke zugewandt; ihn läßt er nicht aus dem Auge, ihn ruft er zuweilen näher an seine Seite, um ihm ein Wort zuzuflüstern oder ihn freundlich anzulächeln. Und dann das malerische Gewühle im ganzen Zuge, die Reiter mit ihren Jagdspießsen, die Jäger zu Fuß mit ihren Armbrüsten, die zusammengekoppelten Hunde, welche zuweilen kläglich aufheulen beim Klange der Hörner, endlich die Moral der Sage, Tod und Teufel, mit ihrem seltsamen, fabelhaften Gefolge. Dieses hat sich um vier unheimlich anzusehende Reiter vermehrt, welche das engere Geleite des Teufels bilden und eigenthümlich anschauen, da sie vom Kopfe bis zu den Füßen in anliegende Tricots gekleidet sind, jeder in einer besonderen Farbe,

roth, weiß, gelb und grün; ihre Pferde haben weder Sattel noch Decken, der Griff ihrer Schwerter ist mit einem Todtenkopfe verziert, während die Parirstangen derselben aus zwei kreuzweise gelegten Knochen besteht. Die Köpfe dieser letzten Reiter, an denen man kaum Spuren von Haar entdeckt, sind mit einer einzigen langen Hahnenfeder in der gleichen Farbe wie der ganze Anzug geschmückt.

»Hurrah, die wilde Jagd!«

Ehe sie noch erscheint, dringt dieser brausende Ruf auf den Neumarkt und schlägt erschreckend an das Ohr der widerspenstigen Diplomaten; bestürzt schauen sie um sich, geben endlich vernünftigen Gründen Gehör, und in demselben Augenblicke, als die wilde Jagd in den glänzenden Ring des Neumarktes einreitet, wird das Unterwerfungsinstrument unterzeichnet.

Da für den Rodensteiner und seine Gesellen keine der Seiten mehr frei geblieben ist, so wird ihm vom festordnenden Comite eine Stelle in der Mitte des Platzes angewiesen, die er einnimmt, nachdem er vorher einmal rings bei sämtlichen Maskenzügen vorbeigeritten, sie freundlich begrüßt und von ihnen mit Jubel empfangen worden ist. Als sie bei diesem Umritte an dem feindlichen Heere vorüberzogen, konnte sich der Tod nicht enthalten, den General Isegrimm fest in's Auge zu fassen, und der Teufel van der Maassen machte eine schnalzende Bewegung mit den Lippen, als freue er sich schon im Voraus auf einen köstlichen Braten.

Der wilde Jäger aber hatte sich hier in den Steigbügeln erhoben und winkte mit der Hand nach einem der Wagen, in welchem sich die fabelhafte Gestalt des Drachen Griesgram befand. Hierauf bezog die wilde Jagd ihr Standquartier, und weil dadurch der innere Platz des weiten Marktes theilweise bedeckt wurde, so gewann das bunte Leben und Treiben hier noch an Großartigkeit.

Wenn auch die Züge unter sich geordnet blieben, so verließen doch Viele zu Fuße und zu Pferde die Reihen, um Besuche bei Bekannten zu machen oder irgendwo an einem kleinen Frühstücke Theil zu nehmen, zu welchem Zwecke die mitgenommene kalte Küche in Anspruch genommen wurde und bei dem die Champagnerpfropfen knallten, wetteifernd mit der lustig schmetternden Musik.

Die unterzeichneten Documente waren unterdessen ausgetauscht worden, worauf von der Mitte des Platzes ein farbiger Luftballon emporstieg, um dem Helden Carneval, welcher, wie wir wissen, in fernen Landen weilte, die glückliche Botschaft von der Errettung und Befreiung seiner Haupt- und Residenzstadt zu bringen; zugleich krachten Freudenschüsse von allen Seiten, Schwärmer

prasselten, Raketen stiegen zischend in die Luft, und eine neue Ueberraschung steigerte den Jubel der Tausende und Tausende der heitern Theilnehmer dieses schönen Festes in's Unglaubliche: wie durch einen Zauber erscheint plötzlich von einer der Nebenstraßen her auf einem durch acht Pferde gezogenen Mauerwagen die kölner Jungfrau. Ihr überreicht eine Deputation das werthvolle Actenstück, worauf sich nach wiederholtem Absingen des Bundesliedes die sämtlichen Züge zum Triumphmarsche durch die Stadt in Bewegung setzen.

Es ist eigenthümlich, wie bescheiden hier die großartigsten Carnevals-Aufzüge in ihrer Einleitung und Eröffnung sind; statt einer der rauschenden Musikbanden oder einer der vielen glänzenden Reiterschaaren schreitet, nach althergebrachter Ordnung, all den Hunderten, die sich zu Wagen und zu Pferde versammelt haben, eine kleine, unbedeutende Gestalt voraus in weiß und rothem Anzuge, in der Linken einen Schild, in der Rechten einen hölzernen Säbel schwingend, das altberühmte Gecken-Bänchen, eine geschichtlich gewordene Figur aus den frühesten Zeiten Kölns, wo sie bei gewissen Processionen vor dem Venerabile tanzte, vielleicht als Anspielung auf König David vor der Bundeslade. Das Gecken-Bäuchen schreitet, wie eben angedeutet, nicht gravitatisch oder stolz einher, sondern mit heitern Bewegungen und in tanzendem Schritte nach dem Tacte von Trommeln und Querpfeifen, die ihm folgen und welche die Musik einer ebenfalls sehr bekannten Genossenschaft, der Heiligenknechte und Heiligenmädchen, im alterthümlichen,

schwarzen Anzuge bilden; die Mädchen mit großen, weißen Hauben und weißen Schürzen, die Knechte mit breiten, dreieckigen Hüten, kurzen Hosen und schwarzen Strümpfen. Sie gehen paarweise und ahmen den Gang des Gecken-Bänchens nach, tanzend zu der Melodie des alten kölnen Nationalmarsches, welchen Trommeln und Pfeifen an der Spitze ihres Zuges spielen.

Ihm folgen die überwundenen Feinde, hierauf der vermittelnde Zug, die tapfern Verbündeten, die Kölner, endlich die wilde Jagd vor dem Triumphwagen der kölnen Jungfrau, welche letztere den Schluß des ungeheuren Zuges bildet. Er ging, mit der Schildergasse und der Hochstraße beginnend, durch fast alle größeren Straßen Kölns, über alle bedeutenden Plätze, und auf jedem derselben wurde ein Halt gemacht, um den eben so erstaunten als erfreuten Einwohnern die Unterwerfungsacte des Feindes vorzulesen. Trotz dieser außerordentlichen Weglänge, welche der Maskenzug auf diese Art zurücklegen mußte, blieben sich die Theilnehmer desselben nicht nur gleich in Heiterkeit, Frohsinn und Laune, sondern man bemerkte auch in manchen Abtheilungen, besonders in den späteren Nachmittagsstunden, eine fast zur Aufgeregtheit gewordene Lustigkeit, welche wohl mit der Menge der unterwegs geleerten Flaschen und Schöppchen, sowie der Masse der auffliegenden Champagnerpfropfen in Zusammenhang gebracht werden konnte.

Wer aber auch in den Straßen, wo die Zuschauermassen kaum rechts und links an den Häusern Platz machen konnten für die hindurchschreitenden Züge, mit ansah, in welchem geistigen Rapport costumirtes und gewöhnliches Publikum mit einander stand, wie man sich im Vorbeireiten und Vorbeifahren die Hände schüttelte, einen lustigen Zuruf wechselte, sowie volle Flaschen und Gläser, wie man sich bei der ungeheuren Höhe der vorbeiziehenden Wagen fast bis in die oberen Stockwerke Blumensträuße und Confect zuwerfen konnte, und wenn man durch alles dies auf's deutlichste fühlte, wie sich die Freude des Einen an der Lust des Andern immer wieder neu entzündete und bis zum tollen Uebermuth steigerete, der konnte es wohl begreiflich finden, daß der Jubel am heutigen Tage in der alten, heiligen Colonia zu einer wahren heidnischen Tobung, wie der Carneval ja früher auch genannt wurde, ausartete.

Und doch ging dabei Alles friedlich und anständig von Statten; Alle waren von dem Wahlspruche: »Gleiche Brüder, gleiche Lappen! auf's innigste beseelt, und der Zuruf: »Geck, lohs Geck elans!« fand heute hier selbst in den ausschweifendsten Variationen seine Berechtigung.

Wer es mit nüchternen Sinnen nicht begreifen kann, daß sich selbst ernste, gesetzte Männer in diese tollen Strudel nicht nur mit fortreißen lassen, sondern sich auch noch bemühen, wo es angeht, extravagante Bläschen zu bilden, der betrachtete mit offenem Herzen und frischem Sinne eine Zeit lang von irgend einem Fenster

herab eine dieser engen Straßen mit ihren hohen Häusern bis zum Ueberfluthen angefüllt mit dem ungeheuersten Carnevalsjubel – ja, überfluthet ist das rechte Wort, denn die riesenhaften, hohen, verzierten Wagen mit ihren flatternden Fahnen und jubelnden Masken scheinen aus lauter Lust in die Höhe zu schwellen, und wir glauben den Augenblick zu erleben, wo der ganze buntfarbige Menschenstrom vorn durch irgend etwas gestaut werden wird, um alsdann, langsam aufsteigend, die Straßen, die Dächer oder anstoßenden Häuser, ja, ganz Köln mit ihrer schäumenden, schillernden Fluth zu bedecken; dabei stehen die Zuschauermassen so dicht gedrängt und fließen so hinein zwischen die Pferde- und Wagenreihen des Maskenzuges, daß Alles nur eine einzige compacte, bunte, schreiende, tobende Masse bildet, eine Masse, die sich auch an den Fronten der Häuser bis hoch oben unter das Dach eben so lärmend und beweglich fortzusetzen scheint; denn auch auf der Straße sind alle Treppen, alle Ecksteine, alle Steinvorsprünge mit Menschen bedeckt. Von dem Parterrefenster an bis zum höchsten Dachladen bemerken wir an allen Oeffnungen Kopf an Kopf, sehen wir bunte Tücher wehen und farbige Schärpen, und unter der Kopfbedeckung, selbst bei den Kindern, ist die grüne und rothe Schellenkappe vorherrschend. Alles das deckt die grauen Häuserfronten und läßt sie in bunter Ausschmückung erscheinen, ja, um unser Bild von vorhin wieder aufzunehmen, es ist gerade so, als brande der wilde Carnevalsstrom rechts und links an seinen Ufern, schäumend bis hoch an den Himmel hinan.

Und dabei eine dröhnende Musik vor uns, eine andere hinter uns, während die schmetternden Klänge einer dritten und vierten aus der Mitte herüberklingen – und dazu die tolle Beweglichkeit aller derer, die den Zug mitmachen, auch wenn derselbe Minuten, ja, Viertelstunden lang stockt; da verlassen Reiter ihre Pferde, Masken klettern behende von den Wagen herab, um in irgend ein befreundetes Haus zu dringen, von wo man ihnen aus den offenen Fenstern mit vollen Gläsern gewinkt – ja, alle Fenster, an denen der Zug vorüberkommt, sind am heutigen Tage weit geöffnet, und wenn es einmal zufällig ein Bischen kalt ist, so haben sich die Damen mit leichten Pelzen so gut als möglich verwahrt; und ihre hübschen Gesichter sehen, vom Froste angehaucht, frisch und rosig aus.

Aber heute ist von Kälte durchaus nichts zu spüren – es ist ein gottvolles Wetter, gerade wie ein warmer Frühlingstag, und, das vermehrt den Jubel in's Unglaubliche. Alles ist lustig und aufgeräumt – Leute, die uns gänzlich unbekannt und fremd sind, werden von den offenen Fenstern mit Wein und Kuchen bewirthet, die Musikbanden spielen die heitersten Weisen, und vorn an der Spitze des Zuges tanzen die Heiligenknechte und Heiligenmädchen lustig bei den Klängen derselben, während das Gecken-Bänchen seine verwegenen Sprünge macht.

Und die wilde Jagd – welch unerhörtes Aufsehen erregt sie nicht überall, besonders wenn sie eine Zeit lang halten muß in den engeren Straßen, wo Frauen und Mädchen förmlich die Augen niederschlagen, wenn sie

der Rodensteiner gar zu dreist anblickt oder wenn seine beiden allerliebsten Jagdpagen, besonders der auf dem Rothsimmel, so außerordentlich nahe an den Fenstern vorbeireiten! Und doch fühlt sich manches Mädchenherz auf eine unerklärliche Weise zu diesem schlanken schwarzgelockten Reiter mit den eigenthümlichen, dunkeln, sammtartigen Augen hingezogen, und manches junge Kind bietet ihm aus dem Fenster heraus ein volles Glas und erschrickt gleich darauf, daß es das gethan, noch mehr aber, wenn ihm der lustige Jagdpage die kleine Hand mit dem feinen Handschuh zum Dank entgegenstreckt. Kenner hört man hier und da beim Anblicke des Reiters auf dem Rothsimmel murmeln, es sei das ein verkleidetes Mädchen; doch wenn derselbe alsdann im nächsten Augenblicke sein Pferd hoch aufsteigen läßt oder einen gar zu tollen Sprung mit demselben macht, so werden dergleichen Bemerkungen kopfschüttelnd zurückgenommen. Was den blonden Pagen anbelangt, so hatte man auch ihn häufig im Verdachte, dem schönen Geschlechte anzugehören, wozu sein schüchternes, ängstliches Wesen Veranlassung gab, deßhalb reite er auch nach Damenart – wenn man aber alsdann sieht, mit welcher Fertigkeit er ein paar große Gläser nach einander austrinkt, oder den Ton seiner Stimme hört, mit dem er sich bedankt, so zweifelt man nicht mehr an seiner vollkommenen Berechtigung, einen Jagdpagen darstellen zu dürfen.

Auch Tod und Teufel gefallen außerordentlich in ihrer gelungenen Erscheinung, und wenn man sich auch

hier und da vor dem unheimlichen Anblicke des Todes scheu zurückzieht, so söhnt man sich doch wieder aus durch das gemüthliche Aussehen seines Nachfolgers, denn einen heitereren, wohlwollenderen und lustigeren Teufel, als den dicken van der Maaßen, konnte es nicht leicht geben.

So durchzog man Straße um Straße, so verrann Stunde um Stunde, und als man endlich am Pauli'schen Hofe angekommen war, wo die Abtheilungen sich trennten und vereinzelt in ihre verschiedenen Standquartiere zurückkehrten, fingen dämmerige Schatten schon an, sich auf dem feuchtgewordenen Straßenpflaster niederzulassen, und die scheidende Sonne vergoldete nur noch die höchsten Firsten der Dächer. Die wilde Jagd zog über den Heumarkt, und dort bemerkte man den einen Jagdpagen, welcher den Rothsimmel ritt, sein Pferd gegen einen geschlossenen Wagen lenken, der neben der Börse hielt, sich aus dem Sattel schwingen und in dem Wagen verschwinden, der dann augenblicklich in scharfem Trabe davonfuhr. Der Rodensteiner selbst hatte den Pagen bis an den Schlag des Wagens geleitet und dort von ihm Abschied genommen; er zog dann die Friedrich-Wilhelms-Straße hinab bis zur Rheinbrücke, über welche sich der größte Theil der wilden Jagd nach Deutz begab. Nur der wilde Jäger selbst mit dem Tod und dem Teufel, dem blonden Jagdpagen mit Bergmüller im Costume eines Jägers und mit ein paar Reitern, welche die Pferde zurücknehmen sollten, ritten über den Thurnmarkt nach Hause.

»Gott sei Dank!« sagte Rüding, als die Künstler hierauf in ihr angenehm durchwärmtes Zimmer traten – »ich bin so froh, als wenn mir Einer fünfzig Thaler geschenkt hätte, daß diese Geschichte glücklich abgelaufen ist!«

»Was machen wir jetzt?« fragte van der Maassen – »bleiben wir in unseren Costumes, bis wir auf den Gürzenich gehen, oder was ist überhaupt über uns im Rathe der Götter beschlossen?«

»Was mich anbelangt,« meinte Knorx, »so habe ich wahrhaftig keine Lust, den Ball als Tod zu besuchen; ich habe den Leuten heute schon Schrecken genug eingejagt, und es ist kein angenehmes Gefühl, so von Jedermann gemieden zu werden.«

»Aha, alter Schwede,« lachte der Teufel, »Du willst wohl auf dem Balle irgend welche Eroberung machen? Dazu taugt freilich Dein Costume nichts.«

»Und das Deinige?« antwortete fragend der lange Bildhauer.

»Mit dem Meinigen ist es etwas ganz Anderes; ich sage Dir, die Weiber haben oft ganz verzwickte Neigungen, und wenn sie sich mit mir gut halten, so legen sie vielleicht Capital für die Zukunft an – nun, wie ist's, Rodenberg?« wandte er sich hierauf an den wilden Jäger – »bleiben wir, wie wir sind?«

»Macht es Euch vor der Hand wenigstens so bequem als möglich, ohne Euch förmlich auszukleiden; legt Eure Waffen ab, ich werde mich ein wenig auf Kundschaft legen.«

»O, Du verfluchter Kerl,« sagte van der Maaßen mit leiser Stimme in seiner heiteren Weinlaune, »gelt, gelt – Du willst den Dank für unsere vortreffliche Ausführung allein eincassiren, *va Egoiste!*«

»Im Gegentheil,« erwiderte Arthur, einen gleichgültigen Ton annehmend, »ich Sorge nur für Euer Vergnügen und möchte nur, daß der Schluß des Tages so schön und glänzend ist, als der Anfang.«

Während er so sprach, hatte er die Hetzpeitsche von sich geworfen und seinen langen Stoßdegen abgeschnallt; ehe er aber hierauf das Zimmer verließ, winkte er Bergmüller an das Fenster und sagte, nur für ihn verständlich: »Hast Du allein Deiner Frau den Wunsch meiner Anverwandten ausgerichtet?«

»Gewiß, das will ich meinen!«

»Und nahm sie keinen Anstand?«

»Pah, nicht den geringsten!«

»Meine Base hätte ihr natürlicher Weise einen Besuch machen müssen; doch nimmt man es im Carneval nicht so genau.«

»Ich sage Dir, meine Frau ist ein ganz vernünftiges Weib, sie wird zu der bestimmten Stunde kommen und freut sich wie ein Kind auf die Maskerade auf dem Gürzenich.«

»Und Deine Schwiegermutter?«

»Ist wie umgewandelt; ich glaube, wenn ich ihr ein kleines, gutes Wörtchen gäbe, sie ginge ebenfalls mit.«

»Gut – so wäre das im Reinen; laßt Euch nieder und raucht, ich will Euch einen guten, starken Kaffee besorgen.«

»Eure vortreffliche Idee!« rief van der Maaßen, der die letzten, laut gesprochenen Worte gehört hatte – »*un café après la manière du sous-monde* – heiß wie die Hölle, schwarz wie der Teufel und süß wie die Sünde!«

Rodenberg warf noch einen Blick in den Spiegel, strich sein blondes, lockiges Haar aus der erhitzten Stirn und verließ das Zimmer.

Draußen traf er denn auch den Haushofmeister, der ihn mit der größten Freundlichkeit nach dem kleinen Saale neben dem Eßzimmer geleitete und hier einen Augenblick zu warten bat, bis er seine Herrin benachrichtigt. Rodenberg brauchte indessen nicht lange hier zu warten, denn bald darauf erschien Juanita, welche ihn herzlich willkommen hieß, wobei sie dem jungen Manne ihre Hand entgegenstreckte. Sie hatte ihr Barrett mit der rothen Hahnenfeder abgelegt und einen weiten, faltigen Burnus von weißer Farbe über ihr Costume geworfen.

»Ich wußte, daß ich Sie sehen würde,« sagte sie in herzlichem Tone, »obgleich ich bei unserem Abschiede vergessen habe, darum zu bitten – ach, was war das für ein schöner Tag – er wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden – ich habe mich göttlich unterhalten – Sie doch auch, mein Freund?«

»Gewiß, Juanita,« entgegnete er mit leuchtendem Blicke, »und besonders ist es Ihre Freude, die mich so glücklich macht!«

»Und Sie müssen mir zugestehen, daß ich mich ganz gut aufgeführt und meine Rolle wenigstens erträglich gespielt habe?«

»Vortrefflich haben Sie sie gespielt – aufrichtig gesagt, ich habe nie einen lustigeren, wilderen Pagen gesehen, als Sie, und der auch als böses Princip so vollkommen in seiner Rolle bleibt!«

»Wie so? – Wie soll ich das verstehen?«

»Nun, der so viele Veranlassung zu wilden, glühenden Gedanken gibt, ohne selbst eines solchen theilhaftig zu werden, und der sich alsdann lachend zurückzieht, wenn er Unheil angerichtet!«

»Wann hätte ich Unheil angerichtet?« fragte sie in einem so komisch-ernsten, weichen und zugleich bittenden Tone, daß es ihn förmlich durchschauerte und er einen Augenblick unschlüssig war, ob er nicht seine Rolle eines wildesten aller Jäger ausnehmen, die süße, schlanke Gestalt gewaltsam in seine Arme fassen und davontragen solle; doch begnügte er sich, in einem tiefen Athemzuge zu sagen:

»Ah, Juanita, Sie sind hart und grausam – Ihr Herz ist keiner Erwärmung fähig, oder, wenn tief in demselben ein Funke glüht, so ist er mit einer dicken Aschenschicht bedeckt!«

»Ein vortreffliches Bild!« gab sie zur Antwort und lachte alsdann so herzlich und glücklich, daß man die weißen Zähne zwischen ihren rothen Lippen durchglänzen sah, »ich werde es Ihnen wiederholen, wenn Sie einmal wieder Gelegenheit nehmen, an dieses kalte, mit Asche

bedeckte Herz zu appelliren – doch Scherz bei Seite, Sie werden müde sein, lieber Freund, und auch ich sehne mich ein wenig nach Ruhe; Sie wissen, daß wir heute Abend noch große Festlichkeiten vor uns haben.«

»Den Ball auf dem Gürzenich . . . «

»Ja, ich freue mich wie ein Kind darauf – die Frau Ihres Freundes versprach, zu mir zu kommen, und ich habe einen köstlichen Spaß vor – finden Sie zwischen ihr und mir irgend eine Aehnlichkeit?«

»Nicht die geringste!« gab er mit einem leichten Seufzer zur Antwort, wobei er dem jungen, schönen Mädchen innig in die Augen blickte.

»Ich meine nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Gesichte, sondern mit meiner Gestalt.«

»Darüber kann ich ja nicht urtheilen,« gab er zögernd, mit einem eigenthümlichen Lächeln zur Antwort – »der weite, neidische Mantel verhüllt Sie vollständig.«

War es nun in diesem Augenblicke das Spiel des Zufalles oder half Juanita demselben ein wenig nach, genug, die zu einer Schleife verbundene Schnur des Burnus hatte sich aufgelöst und der glatte, geschmeidige Stoff glitt rasch von ihrer Schulter herab, den schönsten, schlankesten, entzückendsten Jagdpagen entwickelnd.

Im gleichen Augenblicke lag der wilde Jäger zu ihren Füßen, die kleinen Hände ergreifend, sie abwechselnd küssend und dann, als sie ihm dieselben halb ärgerlich, halb verschämt hastig entzog, ihren schlanken Leib mit einer solchen Gluth umfassend und an sich drückend,

daß eine tiefe, glühende Röthe auf ihrem Gesichte aufflammte.

»Ah, Rodenberg,« sagte sie in einem seltsam zitternden Tone, »das ist nicht recht! Hätte ich Sie für so unbesonnen gehalten, so würde ich Sie jetzt nicht empfangen haben – o, mein Freund, ich bitte Sie, bleiben Sie besser in Ihrer Rolle! Wie darf der tapfere Ritter von Rodenstein vor seinem Jagdpagen knieen? Seien Sie ruhig und vernünftig, Arthur!« – Sie sagte dies in einem Tone, der kalt und besonnen klingen sollte, aber nicht frei von innerer Bewegung war, worauf er ihr hastig erwiderte:

»Ja, wer's über sich vermöchte, so ruhig und vernünftig zu sein wie Sie! Wir haben die Rollen gewechselt – ich, der kalte Deutsche, liege erglühend zu Ihren Füßen, während Sie, die heiße Spanierin, mit kalter Miene von Ruhe und Besonnenheit reden – doch Sie haben Recht, Juanita, ich will nicht zu Ihren Füßen liegen, weil Sie es mir verboten, ich will aufstehen und die Frage beantworten, welche Sie mir vorhin gethan.«

Er that so, wie er gesagt; er hob sich langsam in die Höhe und zu gleicher Zeit den weißen Mantel des schönen Mädchens, den er nun, aufrecht neben ihr stehend, sanft um ihre Schultern legte.

Daß sie ihm dadurch wieder sehr nahe kam, war wohl abermals ein Spiel des Zufalls, und es lag auch wohl nicht in ihrer Absicht, seine eben so innige als ehrerbietige Liebe zu verletzen. Sie hätte nur einen Schritt zurückzutreten brauchen, was sie nicht that, sie hätte nicht nöthig gehabt, ihr erglühtes Gesicht emporzubeben, was sie doch

that, und da half denn wieder der Zufall nach, vielleicht auch das wilde Klopfen dieser beiden jugendlichen Herzen, weshalb es wohl nicht zu verwundern war, daß sich ihre Lippen einen einzigen, aber über alle Beschreibung seligen Augenblick vereinigten.

Nur eine Secunde, dann wand sie sich hastig aus seinen Armen, und stampfte mit ihrem kleinen Fuße vor ihm auf den Boden, in unwilligem Tone sagend: »Sie haben sich Ihr Maskenrecht genommen – nun gut, aber ich bitte Sie dringend, Herr Rodenberg, sehen Sie meine freundliche Schwäche für gar nichts Anderes an – bei Gott, für nichts Anderes – und nun lassen Sie mich ein wenig ausruhen, vielleicht sehen wir uns auf dem Maskenballe wieder.«

Sie warf bei diesen Worten das eine Ende ihres weißen Mantels über die linke Schulter, nickte dem jungen Manne kurz und vornehm zu und verließ das Zimmer.

Rodenberg starrte ihr düster nach, indem er sich auf die Lippe biß. »So – bis an Dein kaltes, stolzes Herz dringt keines meiner innigen Worte,« grollte er ihr nach, »und was Du mir gibst, ist eine ärmliche Zahlung auf ein mir gebührendes Maskenrecht – so erklärst Du es mir wenigstens,« setzte er mit einem schmerzlichen Ausrufe hinzu, »in einem Augenblicke, als ich glaubte, Dir nahe zu sein! – Und habe ich denn ein Recht, mich zu beklagen,« fuhr er nach einer Pause fort, »hast Du mich nicht beständig vor Dir selber gewarnt, hast Du es mir nicht zur Genüge wiederholt, ich solle mich in Acht nehmen vor

den Tücken der Waldfee – habe ich es hier nicht an meinem Hüfthorne in Silber eingravirt: »*espera y teme?*« – Und trotz alledem, ich will nach dieser Devise handeln, hoffen und meinerwegen auch fürchten – thue Du aber dasselbe!«

Die letzten Worte hatte er in heftiger, trotziger Erregung ausgestoßen, wobei er sich abwandte, um das Zimmer zu verlassen; doch ehe er die Schwelle überschritt, ehe er für heute den Theil des Hauses verließ, in welchem sie wohnte, überfiel ihn noch einmal eine tiefe Wehmuth; er drückte seine beiden Hände vor das Gesicht und rief mit einem schmerzlichen Tone: »O, warum liebe ich Dich so über alle Beschreibung – warum wäre ich glücklich, für Dich sterben zu können, und wie überselig, mit Dir leben zu dürfen!«

Er zwang sich, heiter auszusehen, als er wieder in das Zimmer zu den Genossen trat, die es sich auf seine Aufforderung so bequem als möglich gemacht; auch waren sie jetzt vollständig bei einander, denn der Drache Griesgram war ebenfalls erschienen und hatte sich bereits seines fabelhaft schönen Costume's entledigt, mit welchem er den Zug der Feinde verherrlicht.

»Solch eine Fahrt mit drei Kölnern in einem Wagen soll der Teufel holen!« brummte er. »Jeder von Euch muß mir das Zeugniß geben, daß ich vor ein paar Flaschen Wein nicht zurückschrecke, aber wie das Volk zu saufen vermag, geht über alle Beschreibung! Zuerst hatten sie unten im Wagen so viele Flaschen, daß man die Füße nicht stellen konnte, weßhalb es ein Werk der Barmherzigkeit

war, rasch zu trinken, um Platz zu gewinnen; auch dachte ich, dann wurden sie endlich genug haben, doch weit gefehlt – wie die Pferde bei der Extrapost, so hatten sie sich förmliche Weinstationen eingerichtet, und bald wurden von rechts, bald von links Flaschen in den Wagen hingereicht – ah, das war ein hartes Stück Arbeit! Jetzt soll mich aber Niemand aus meinem bequemen Stuhle herausbringen, und ich möchte darauf schwören, heute keinen Tropfen mehr zu trinken!«

»Thue das lieber nicht,« sagte der muthwillige van der Maaßen; »draußen trifft man schon Anstalt zu unserem Diner, und dabei wirst Du doch ein Tröpfchen nicht verschmähen dürfen – zur Ehre des Hauses – *à honneur du maison!*«

»Was macht unser Album?« wurde Bergmüller von Rodenberg gefragt. »Hast Du heute danach gesehen?«

»Ich gab es bei einem christlichen Meister in Arbeit, der nicht daran denkt, dem Carnevalsschwindel nachzulaufen, und heute deßhalb doppelt fleißig daran arbeiten wird gestern Abend habe ich nachgesehen und kann Dir wohl versprechen, daß er seine Zeit einholten und es morgen abliefern wird.«

»Ich hoffe, es soll schön werden!« meinte Rodenberg nachsinnend. »Schön und theuer; wie Du angeordnet, hat er alle Beschläge von Silber genommen. Der Einband kann leicht auf fünfzig Thaler kommen.«

»Gut, und wenn wir dazu unsere Blätter rechnen, so haben wir uns anständig revanchirt!« warf Rüdning ein.

»Anständig allerdings,« murrte Walter; »doch möchte ich dafür nicht bezahlen, was Du unsere lebenswürdige Hauswirthin allein gekostet – läßt sich doch der Kerl jeden Tag zweimal frisiren, und alles das auf Unrechtskosten.

»Das ist nicht wahr,« brauste der sanfte Eduard auf, »wenigstens lag es nicht in meiner Absicht, mich, wie Du Dich gemein genug ausdrückst, aus Unrechtskosten frisiren zu lassen! Gleich am ersten Morgen habe ich dem Friseur fünf Silbergroschen in die Hand drucken wollen – kann ich dafür, daß er dieselben zurückwies und gesagt, es sei ihm streng verboten, irgend etwas zu nehmen?«

»Ja, ja,« brummte Walter, indem er, auf einem Fauteuil lang ausgestreckt, behaglich den Dampf einer Cigarette von sich blies und an die Decke hinaufschaute – »es ist dies ein ungeheuer anständiges Haus; schade, daß wir es nicht mit einer Fürstin oder einer Königin zu thun haben, die sich ein Vergnügen daraus machte, uns an ihrem Hofe zu beschäftigen!«

»Ah! *Ça fut une grande idée superbe!*« würde der Begleiter des Prinzen Heinrich sagen, oder räuberhaft, *brigandable!*« meinte van der Maßen.

»Eines ist sicher,« fuhr Walter fort, indem er sich mit großer Ruhe gegen den Employé des Hauses Beauvillard u. Co. wandte, »Du bleibst nicht lange in Deinem würdigen Hause, denn Dir blüht in Paris der erste vacante Lehrstuhl für französische Literatur!«

»Warum nicht? So einen Posten nähme ich auch gern bei unserer liebenswürdigen Hauswirthin an,« antwortete van der Maaßen; »mir gefällt Deine Idee, ihren Hofstaat zu bilden.«

»Da wüßte ich doch noch einen besseren Platz für Dich,« sagte Walter mit einem eigenthümlichen Lächeln, »besonders in dem Falle, wenn sie eine morgenländische Prinzessin wäre – ich würde Dich alsdann unbedingt zu ihrem Kiskar Aga machen – ein schöner Posten, Oberster der – Gartenwache!«

»Auch das nähme ich an,« rief van der Maaßen heiter; »doch müßte mir Rüdning als Colleague beigegeben werden!«

»Ich würde Director der Bildergallerie,« fuhr Walter träumerisch fort; »unser Bergmüller da, der ein gewaltiger Nimrod ist, bekäme das Departement der Wälder und Jagden. Rüdning würde unter ihm Ober-Aufseher der allerhöchsten Leithunde und Knorx erhielte eine Stelle als Hofcaplans-Assistent.«

»Und ich?« fragte Rodenberg.

»Für Deine Anstellung ließe ich Ihre Majestät selbst sorgen, und ich glaube, Du würdest Dich nicht schlecht dabei befinden!«

Knorx saß vor dem Kaminfeuer, er hatte seine Füße auf eine eiserne Stange desselben gestellt und sagte, indem er unverwandt in die spielenden Flammen blickte: »Das stimmte ungefähr mit meiner Neigung überein; wenn es auch gerade nicht die Stelle eines Hofcaplans-Assistenten sein müßte, so wäre mir doch ein stilles, beschauliches

Leben äußerst angenehm, und ehrlich gesagt, habe ich auch in dieser Richtung schon meine Schritte gethan.«

»Wie so,« fragte Rodenberg erstaunt, »Du willst doch nicht etwa in's Kloster gehen?«

»Ja und nein. Ich sagte Euch neulich schon, daß ich einen guten Freund bei den Capucinern aufgesucht; gestern war ich wieder dort, und ich kann Euch nicht verschweigen, wie wohlthuend mir der Contrast von dem tollen Leben auf der Straße mit der Stille in dem schönen Kreuzgange und der friedlichen Klosterzelle war.«

»Knorx, Knorx,« rief Walter aus, »wenn Du ein Capuciner wirst, so sollst Du an mir ein eifriges Beichtkind haben!«

»Das hat vor der Hand seine Schwierigkeiten – auch möchte ich meine Kunst nicht an den Nagel hängen. Um aber dort . . . « Hier schwieg er, als hätte er schon zu viel gesagt, was auch in der That der Fall war, denn Walter wandte sich hastig nach ihm um, indem er sagte: »Heraus mit der Sprache, Knorx, Du hast in dieser Richtung einen Entschluß gefaßt, den Du mir hoffentlich nicht verheimlichen willst!«

»Dazu habe ich auch keine Ursache, denn mein Entschluß ist kein schlechter; ich habe im Kloster der Capuciner eine Bestellung zu einem lebensgroßen Crucifix angenommen, eine Arbeit, die mich wohl ein Jahr beschäftigen kann und die ich im Kloster verfertigen soll.«

»A-a-a-ah!« machten Alle in mehr oder minder erstauntem Tone, und Rodenberg fragte: »Du gehst also nicht mit uns zurück?«

»Schwerlich!«

»Schade drum,« sagte Rodenberg, »ich hatte mir unsere Rückfahrt recht angenehm gedacht, plaudernd über das Geschehene, mittheilend über Alles, was wir Interessantes erlebt haben!«

Rüding stieß bei diesen Worten die Asche von seiner Cigarre und sprach, ohne aufzublicken, mit einem affectirten, gleichgültigen Tone: »Knorx hat eigentlich Recht, sich einen andern Wirkungskreis zu suchen, da unten kommen doch nur magere Bestellungen an ihn – was mich betrifft, so beabsichtige ich ein Gleiches, wie er!«

»Auch Du, Brutus?« rief Walter in komischem Tone. »Spürst Du auch Neigung zum Klosterleben in Dir, und willst Du es vielleicht bei den Nonnen versuchen?«

»Wenn Du nur einmal Deine schlechten Witze lassen könntest!« gab der sanfte Eduard in beinahe gekränktem Tone zur Antwort. »Ich war gestern Abend in einem der vielen vornehmen Häuser meiner Bekanntschaften, wo man mich begreiflicher Weise mit Auszeichnung empfängt, wo mir zwei Bilder bestellt wurden. Zugleich bat mich einer der Besteller, ihn nach dem Carneval auf sein Landhaus zu begleiten, um dort den Frühling, Sommer, Herbst, so lange es mir gefalle, bei ihm zuzubringen.«

»Das freut mich in der That,« sagte Rodenberg in herzlichem, wohlwollendem Tone, »und wenn es mir auch leid thut, dadurch noch einen Freund zu verlieren, so hast Du vollkommen Recht, eine so vortreffliche Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen!«

»Da es mir mein Besteller obendrein mit größter Liberalität überläßt, den Preis für meine Bilder selbst zu bestimmen.«

»Der arme Besteller!« konnte sich Walter nicht enthalten, in den Bart zu murmeln. »Mache es gnädig mit ihm, Rüding, und vergiß nicht die guten Lehren, welche ich Dir stets gegeben und die Dich sowohl als Künstler wie als Menschen in der rechten Bahn erhalten!«

Statt zu antworten, zuckte Rüding die Achseln mit verächtlicher Miene und sagte erst nach einer längeren Pause: »Für alle die bitteren Bemerkungen, mein lieber Walter, bin ich doch gutmüthig genug, Dir ähnliche Freunde und Kunstkenner zu wünschen, sowie einen reichen Liebhaber für Deine heilige Cäcilie!«

»Leider ist dieselbe unschätzbar,« versetzte der alte Maler mit großer Ruhe; »ich denke oft daran, welche Bildergalerie reich genug ist, um sie zu bezahlen. Doch steigt sie ja jeden Tag im Werthe.«

»Als letztes großes Meisterwerk, da die deutsche Kunst todt ist!« lachte der sanfte Eduard.

»Allerdings ist sie todt, mein guter Freund,« antwortete Walter, »und das wird Dein Besteller zu seinem großen Schmerze baldigst einsehen!«

»Laßt genug sein des grausamen Spiels,« rief van der Maaßen lustig, »da kommt was Besseres – *voilà, Messieurs notre manger!*«

XXXV. KÖLN AM RHEIN, DU FROHE STADT!

Das Kaufhaus Kölns – der Gürzenich – liegt am Abende des Rosenmonats vor uns, eine gewaltige, aber einfache Masse, wenig geschmückt durch zierliche, emporstrebende Eck- und Wachtthürmchen, und doch glänzt es heiter in die Nacht hinaus mit seinen kolossal, blendend hell erleuchteten Fenstern, seinen vom rothen Lichte der Pechpfannen in warmem Tone angestrahlten Steinmauern und dem gemüthlichen Fastnachtsleben, welches ihm durch seinen weiten Eingang das Bild eines phantastischen, tollen und wildschwärmenden Bienenstockes verleiht. In langen Reihen stehen die Wagen bisweilen in die nächsten Straßen hinein, und nur langsam vorrückend sind sie im Stande, sich ihres bunten Inhalts zu entledigen. Doch da das Wetter gleich gut und schön geblieben ist, auch die Straßen fast frei von Schnee sind, so ist die Zahl derjenigen, welche sich zu Fuß zum Balle begeben, bei Weitem größer, als die, welche anfahren und, langsam vorrückend, oft Stunden lang warten müssen. Auch unsere Freunde, mit Ausnahme Rüding's, befinden sich unter der Masse der Ersteren, obgleich der Haushofmeister nicht versäumt, ihnen Wagen anzubieten.

Rodenberg war der Letzte, der aus dem Hause trat, und er hätte sich gar zu gern in der dunkeln Straße aufgehalten, da er sah, wie vor der Nebenthür ein viersitziger geschlossener Stadtwagen mit leuchtenden Laternen

hielt; doch gedachte er in gleichem Augenblicke des kurzen, förmlichen Kopfnickens, mit dem ihn Juanita heute Nachmittag entlassen, und diese Erinnerung machte nicht nur, daß er die Zähne heftig aufeinander biß, sondern daß er rasch seinen Arm unter den Bergmüller's schob und mit dem lustigen Jäger davonging.

»Meine Frau ist pünktlich zur bestimmten Zeit gekommen,« sagte dieser in heiterem Tone; »es war rührend anzusehen, wie sich das Weibchen auf die Maskerade freut.«

»Und du weißt nicht, worin diese besteht?«

»Ich habe keine Idee davon – als ich sie hinbegleitete, wurde mir sehr höflich, aber sehr bestimmt die Thür vor der Nase zugeschlossen; es ist das eigentlich hart für einen Ehemann,« setzte er lachend hinzu, »wenn man seine Frau so mir nichts dir nichts abgeben muß, ohne zu wissen, was mit ihr geschieht.«

»Obendrein in Rüding's gefährlicher Gesellschaft, denn dieser Spitzbube wurde ebenfalls hinübergeholt und soll jetzt noch wiederkommen.«

»Darüber mache ich mir die kleinste Sorge,« erwiderte Bergmüller lachend; »aber sage mir,« fuhr er nach einer Pause fort, »hast Du Dir Knorx recht angeschaut?«

»Allerdings, er sieht unheimlich aus.«

»Schauerlicher, als wenn er in seiner Maske geblieben wäre – es ist das aber bei alledem ein alter Practikus mit seinem einfachen Costume.«

»Und wie das bequem sein muß, so in einem Schlafrocke auf den Ball zu gehen!«

»Aber wenn Du Dir das lange blasse, ausdrucksvolle Gesicht mit dem angeklebten Barte betrachtetest und dazu die lange, dürre, schwarze Gestalt mit dem hänfenen Stricke um den Leib, so ist doch ein gewisses Chic in seiner ganzen Maskerade.«

»Denke Dir nur,« sagte der wilde Jäger, einen Moment stehen bleibend, »er hat den Tottenkopf in seinem Koffer bei sich und wollte ihn mit auf den Ball nehmen; natürlich habe ich es ihm ausgeredet, denn ich bin überzeugt, sie hätten ihn mit demselben gar nicht hineingelassen.«

»Walter sieht gut aus, er hat sich eine Capuzinerkutte besorgen lassen.«

»Was ihm Knorx übel nehmen wollte; doch nun wandeln sie in Freundschaft neben einander, Arm in Arm, gefolgt vom dicken van der Maaßen, der es nicht unterlassen kann, zuweilen einen kleinen Griff nach dem Halse des Mönches zu thun.«

»Da sind wir an Ort und Stelle,« sagte Bergmüller, »das ist ein schönes Gedränge; wir wollen uns dicht hinter dem Teufel halten, vor dem haben sie immer einen gewaltigen Respekt.«

Jetzt betraten sie die Treppe und wurden, eingekeilt in eine compacte Menschenmasse, langsam vorwärts gestoßen; von oben herab drang durch die geöffneten Thüren blendender Lichterschein und die tactmäßigen Klänge einer rauschenden Musik, welche aber besonders gedämpft erschien durch den eigenthümlichen Ton, den

Tausende von Stimmen hervorbrachen, die sich plaudernd, lachend, rufend und in bekannten hohen Maskentönen quiekend vernehmen ließen.

»Man glaubt zu schieben und man wird geschoben,« sagte der wilde Jäger, und Bergmüller setzte hinzu: »Ich bin noch froh darüber, daß wir die breite Masse des van der Maaßen vor uns haben.«

»Wenn ich aber zufällig rückwärts falle, was wohl geschehen kann, so erdrücke ich Euch Beide.«

»Halte fest, wackerer Teufel, bald sind wir oben!«

»So – das war ein schweres Stück Arbeit.«

Aber auch welche Belohnung durch diesen wahrhaft prächtigen Anblick.

Da lag der weite, weißglänzende Saal in feenhafter Beleuchtung von hundert und abermals hundert Lichtern vor ihnen – eine Welt für sich, eine bunte, heitere, glänzende, strahlende, entzückende Welt; man glaubte zu träumen, man glaubte sich in ein Zauberreich versetzt; statt der gewaltigen Säulen, welche die Decke des Saales finden, sah man jetzt an deren Stelle riesenhafte Champagnergläser, aus deren weiten Oeffnungen der geistige Schaum bis zur Decke gischte und sich an derselben in der mannichfachsten und seltsamsten Gestaltung der Phantasie ausbreitete. Da flogen bunte Schmetterlinge und zerrten Blumen-Guirlanden aus einander; da rankten seltsam gesamte Stengel im malerischen Gewirke durch einander und zeigten fremdartige Blüten in den grellsten Farben; da schwebten kolossale Libellen mit durchsichtig glänzenden Flügeln und trugen auf ihrem

Rücken Amoretten und Genien, welche sie an goldenen Zügeln regierten; hier hatte der weiße, wolkige Champagnerschaum riesige Perlen an die Decke geworfen, dort vertheilte er sich zu richtigem Gewölke und zeigte ein dunkelblaues Firmament mit strahlenden Sternen. Und wo am Rande der Champagnergläser das kostbare Naß übergeflossen war, da hatte es sich ebenfalls in Blumen und Blüten verwandelt, welche in zierlichen Festons bis auf das Maskengewühl herabhingen.

Zwei stark besetzte Musikbanden spielten abwechselnd in dem Saale, und von den Orchestern am unteren und oberen Theile desselben gingen terrassenförmige Tribunen herab mit dem buntesten Maskengewühle angefüllt und so das glänzende Leben des Saales mit der phantastisch geschmückten Decke in Verbindung setzend, wobei man den General-Musikdirektor des Prinzen Carneval, den Maestro Radikati, mit blitzschneller Geschäftigkeit von Orchester zu Orchester eilen sah, eine Riesenuhr in der Hand, um zu vermitteln, daß der Tact der Töne mit dem Tacte der Freude gleichen Schritt ging.

Es war in der That ein feenhafter Anblick. Der weite Saal mit seinen zahllosen Lichtern, welche auf krystallenen Kronleuchtern funkelten, die riesigen, blühenden Guirlanden, welche sich in geschmackvoller Eintracht

von Pfeiler zu Pfeiler schlangen, die an den weiten Enden des Saales sich alsdann in Bogenform durchkreuzten, ein duftiges Gewölbe bildend über förmlichen Gärten von Lorbeer, Orangen und Granatbäumen, deren Fontainen krystallhelles, kühlendes, aber gewöhnliches Wasser emporwarfen, während an der andern Seite ein kleiner Springbrunnen aus dem ächtesten, wohlriechendsten kölnischen Wasser einen wunderbaren Duft ringsum verbreitete – ein herrlicher Orangenduft, welcher lebhaft an den schönen Süden erinnerte, wo sich der Held Carneval in diesem Augenblicke befand.

Aber dabei war der Saal mit seinem Fastnachtsleben ein Anblick, den Mancher schüchtern und zögernd von fern genoß, ehe er es wagte, sich muthig in diesen wilden Strudel, und zwar von den Nachdrängenden, stürzen zu lassen; denn ein langes Besinnen war nicht gestattet, selbst nicht einmal für die große und breite Gestalt van der Maaßen's, der, wie so viele Andere, erstaunt an der Thür stehen blieb und sich darauf mit Einem Male, ohne eigentlich zu wissen wie, im dichtesten Gewühle befand. Auch blieb er nicht lange allein, denn nach den wenigstens nicht sehr einschmeichelnden Worten: »Du bist allerdings sehr häßlich, aber als Teufel eine vortreffliche Schutzwehr!« hatte sich eine niedliche Gärtnerin an seinen linken Arm gehangen, während sich gleich darauf eine verschämt blickende Tyrolerin seines rechten Armes bemächtigte.

So sehr sich auch unsere Freunde Mühe gaben, einiger Maßen bei einander zu bleiben, so waren sie doch in kurzer Zeit so nach allen Seiten aus einander gestreut, daß sie sich wohl schwerlich für den heutigen Abend wieder gefunden hätten, wenn Rodenberg nicht den glücklichen Gedanken gehabt, eine Säule zu bestimmen, wo sie um zwölf Uhr zusammentreffen sollten.

Wie es van der Maßen ergangen war, so geschah es auch mit Walter, Knorx und Bergmüller: sie wurden häufig angehalten, intrigiert, eine Strecke weit begleitet. Auch hatte sich Rodenberg kaum in dem Saale sehen lassen, so wurde der wilde Jäger, der Glanzpunkt des heutigen Zuges, von eleganten Masken und Dominos umringt, die ihm angenehme, freundliche Worte zuflüsterten und von denen sich die meisten gern an seinen Arm gehangen, wenn er nicht gar so schroff und unempfindlich vorübergegangen wäre, oder wenn er nicht jedes zarte Wort der Anspielung mit einem fast finstern Blicke beantwortet hätte. So lange er draußen mit den Freunden allein durch die nächtlich stillen Straßen gegangen war, hatte er des letzten Wortes, welches Juanita zu ihm gesagt, im Gespräche fast vergessen; jetzt aber, wo er sich hier unter den Tausenden so allein fühlte, sah er das heiß geliebte Mädchen so deutlich vor sich stehen, hörte ihr mehr als ruhiges Wort und sah an Einem fort ihr kaltes, vornehmes Kopfnicken. Und doch war er ja gewiß nicht deßhalb auf den Ball gegangen, um beständig daran zu denken, nein, gewiß nicht – wollte er sich doch erheitern, wollte

er doch lustig sein, wie die Anderen, und in diesen tollen Stunden vergessen, was sein Herz so tief verletzt!

Wenn man nur nicht von allen Seiten so aufdringlich in ihn hineingeredet und ihn auf diese Art veranlaßt hätte, etwas zu erwiedern, wo er doch lieber geschwiegen! Meistens waren es freundliche Worte über den heutigen Maskenzug, Lobsprüche über die Schaar, die er geführt, über ihn selbst, sein Pferd, seine ritterliche Haltung. Wäre sein Herz nicht befangen gewesen, so müßte es ihn gefreut und interessirt haben, an der verschiedenen Art und Weise, wie man mit ihm sprach, den stärkeren oder schwächeren Grad einer wirklichen Theilnahme zu ermessen. Zuweilen auch drang irgend ein leise geflüstertes Wort tief in seine Seele, so daß er stehen blieb oder sich rasch nach der Sprecherin umwandte. Wenn er aber alsdann forschend in die Augenöffnungen der betreffenden Maske blickte, so sah er wohl, daß es nicht die glänzenden Sterne waren, die seinem Liebeshimmel ein so wunderbares Licht verliehen. Hätte er dabei alle die Blumen, alle die kleinen, scherzhaften Gegenstände in Zuckerwerk und sonstigen Spielereien annehmen wollen, welche ihm dargeboten wurden, er hätte sie nicht bei sich unterzubringen vermocht, und deßhalb wies er auch Alles bald ernst, bald freundlich von sich; nur ein einziges Mal nahm er ein Epheublatt, welches ihm ein Mönch mit weißem Haar und Barte bot und der zu ihm sprach: »Nimm dies, mein Sohn, möge es Dich schützen vor dem schrecklichen Ende des wilden Jägers! Leider aber bleibt mir wenig Hoffnung, denn ich bemerkte wohl, wie sehr

Du heute geneigt warst, Dich dem bösen Principe zu Deiner Linken zuzuwenden – aber nimm immerhin dieses Epheublatt zu Deinem Schutze, und möge es Dir ein Talisman sein!«

Rodenberg, der hierin eine kleine Anspielung an sie und an vergangene Tage fand und der dadurch aus seiner Theilnahmlosigkeit sogleich auf's lebhafteste aufgestört wurde, wollte den Mönch durch eine Antwort zu einem längeren Gespräche festhalten, als er wenige Schritte vor sich im dichtesten Gewühle, obgleich im nächsten Augenblicke mit der Schnelligkeit eines Blitzes wieder verschwindend, seine beiden Jagdpagen sah, weßhalb er den frommen Mann sogleich stehen ließ, um jenen nachzueilen; doch vergebens durchbrach er die dichten Reihen der Masken mit einer fast unanständigen Heftigkeit; vergebens warf er seine Blicke rings um sich her, vergebens schlüpfte er wie ein Aal durch die Menge, sich bald rechts, bald links windend! Und doch konnte er sich nicht geirrt haben – er hatte die beiden Pagen zu deutlich gesehen und erkannt, Juanita mit Rüding; wenn es auch kein Gefühl war, welches mit Eifersucht nur die entfernteste Aehnlichkeit hatte, so war ihm doch der Gedanke peinlich, sie am Arme eines Anderen zu wissen, ja, mehr als peinlich: verletzend, aufregend; ihm hätte auch dieses Schicksal zu Theil werden können und er wäre vielleicht am heutigen Abends doch glücklich gewesen. Vergebliches Hoffen und Sehnen – die beiden Jagdpagen waren verschwunden, und er mußte davon abstehen, sie wiederzufinden; es hätte, trotz der ungeheuren Menge zu

großes Aufsehen gegeben, wenn der Jäger seine wilde Jagd noch länger fortgesetzt hätte. So traf er athemlos, erhitzt von dieser Verfolgung, von diesem vergeblichen Suchen, zufällig auf Walter, bei dem er stehen blieb.

»Was zum Teufel,« sagte der alte Maler, »Du schießest ja daher wie ein Pfeil – wem gilt's? Vielleicht jenem weißen Domino mit der schwarzen Sammtmaske, der dort hineilt?«

»Er kümmert mich nicht im geringsten,« entgegnete der wilde Jäger rasch und setzte fragend hinzu: »Hast Du nicht meine beiden Jagdpagen gesehen?«

»Doch, es mag eine Viertelstunde her sein – standest Du nicht bei ihnen – nicht? Nun, so war es ein anderer Jäger, mit dem sie sprachen.«

»Wo sahest Du sie?«

»Nun, fast auf derselben Stelle, wo wir uns jetzt befinden – ich mache keine große Anstrengung im Umherwandern und pflege auf Maskenbällen nur mich meistens wie des Färbers Gaul im kleinen Kreise umherzutreiben – es ist dies eine sehr praktische Maßregel, bei der, wie Du überzeugt sein kannst, Alles an Dir vorüberströmt – ich rathe sie Dir an.«

»Und will sie mir künftig merken,« gab Rodenberg ungeduldig zur Antwort – »doch sage mir, bist Du überzeugt, daß es Rüdinger und – der andere Page war?«

»Gewiß, der oder die,« versetzte Walter lachend, »obgleich sie Larven trugen – die süße Gestalt unseres Cupido werde ich doch nicht verkennen! Er trug eine weiße Halbmaske, der oder die Andere eine rothe.«

»Und glaubst Du, sie sei die Andere gewesen?«

»Ich möchte einen Eid darauf ablegen; wenigstens war diese Gestalt von der des sanften Eduard in ihren zierlichen weichen Bewegungen so verschieden wie ein eckiges Lineal von der Schönheitslinie – Du sprachst die Beiden also noch nicht?«

»Nein, möchte sie aber einen Augenblick sehen.«

»Gut, wenn ich sie wiederfinde, was bei meinem untrüglichen Systeme nicht fehlen kann, so werde ich sie festhalten und Dir zuführen – wo finde ich Dich aber?«

»Ich werde mich eine Zeit lang dort bei dem letzten Pfeiler auf der erhöhten Tribune aufstellen.«

»Thue das – von dort kannst Du auch mit Deinem scharfen Auge das Gewühl übersehen und mir, der ich hier in dieser Gegend bleibe, mit einer Bewegung die Richtung anzeigen, wo Du Deine leichtsinnigen Jagdpagen gewahr wirst – ich sage, leichtsinnig, weil es die Pflicht und Schuldigkeit dieser beiden Bürschlein gewesen wäre, Dich, ihren Herrn und Meister, aufzusuchen.«

»Ich danke Dir für diesen Rath – es ist also abgemacht; ich gehe sogleich auf meinen Posten.«

Rodenberg eilte davon, so rasch er konnte, wurde aber nach ein paar Schritten von einem schwarzen Domino angehalten, der ihm mit verstellter Stimme sagte: »Wilder Jäger, man hat Dir gewiß heute schon Artigkeiten genug gesagt, und doch kann ich es nicht unterlassen, Dir die meinige beizufügen – ich habe nie etwas Gelungeneres gesehen, wie Deine famose Schaar – auf Ehre, räuberhaft!«

Rodenberg mußte lachen; obgleich es ihm im ersten Augenblicke ärgerlich gewesen war, aufgehalten zu werden, entgegnete er in heiterem Tone: »Ich danke Dir, schwarzer Domino, mit dem Namen Werdenberg, für Deine Anerkennung.«

Damit eilte er fort und hörte noch, wie der Andere verwundert sagte: »Kennt mich der so plötzlich – das ist doch wahrhaftig trichinenhaft!«

Der wilde Jäger hatte für seine Beobachtung einen prächtigen Platz erwählt. Da lag der ganze Saal vor ihm, und wenn dieses Meer von Masken auch für den ersten Anblick wie eine einzige wogende, brausende Masse aussah, so vermochte er doch in kurzer Zeit die einzelnen Gestalten von einander abzusondern und in ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen.

Hier waren Masken, Charaktere, Anzüge, wie sie nur die Phantasie des Einzelnen so wie des Maskenverleihers zu erfinden im Stande war. Hier sah man die schönsten Costumes und die hervorragendsten Figuren aus sämtlichen Zügen. Da erschienen bunte Hanswürste hier und da wie leuchtende Blitze, denen das Klatschen der Pritsche als Donner folgte; da zeichneten sich weinselige Pierrots durch ihre weißen Anzüge und ihr täppisches Wesen aus; da waren zahllose Gärtner und Gärtnerinnen, zierliche Italienerinnen mit wunderbaren Banditen; da waren junge Ritter in Baumwolle und Tricots, gestickten Mänteln und dem unendlichsten Wohlbehagen über ihren schönen, geschmacklosen Anzug; da waren alle Nationen und alle Stände vertreten, vom weißen Müller bis

zum schwarzen Schornsteinfeger; da war der berühmte Türke, der seine Slaven an der Kette führt; da war die schreckliche Maske, die über und über mit gefährlichem Zuckerzeuge behangen war; da spazirte der harmlose Ofen, dessen aufrecht stehendem Rohr süße Däfte entquollen, mit der kleinen Thür auf der hinteren Seite, die von neugierigen Masken geöffnet, aber eben so rasch wieder geschlossen wurde; da sah man den kleinen, dicken Pascha von drei Roßschweiften mit dem so eigenthümlichen, breiten Gesichte und sonst noch eine Unmasse schöner und sinnreicher Masken, deren sich gewiß noch Mancher aus der damaligen Zeit erinnern wird. Und zwischen all' diesen bunten, farbigen Anzügen bildeten die unzähligen hellen und dunkeln Dominos eine angenehme Abwechslung von Licht und Schatten. Dabei dröhnten die brausenden Klänge der Musikbanden durch den Saal; dabei sah man an verschiedenen Orten schwache Versuche, auf einem winzig kleinen Platze eine Quadrille zu tanzen; dabei probirten heldenkühne Tänzer mit einer unglaublichen Ausdauer, sich vermittels eines Galopps oder eines Walzers Bahn zu brechen durch die eingekleiteten Menschenmassen.

So sehr sich aber Rodenberg abmühte, um eine Spur der beiden Jagdpagen zu erblicken, so war das doch gerade so vergeblich, als wenn er nach einer Stecknadel geforscht hatte, die zu Boden gefallen wäre. Walter erblickte er zuweilen in dem kleinen Kreise, den dieser inmitten des Saales beschrieb. Und wenn er auch von hier aus sah, daß dessen Theorie richtig war, so bemerkte er

aber auch eben so gut, daß die Gesuchten nicht in den Bereich des dort aufgestellten Spähers kamen.

»Ah, wilder Jäger, Dich habe ich lange gesucht!« hörte er jetzt eine Stimme sagen und erblickte einen schwarzen Domino, der tiefer wie er stand und zu ihm aufschaute. Der Domino trug eine stahlblaue Gesichtsmaske und hatte eine Schleife von derselben Farbe an seiner Capuze. – »Du hast Dir nicht umsonst diesen erhöhten Standpunkt ausgesucht – sage mir, auf welch' edles Wild Du fahndest?«

Der Angeredete war recht im Zuge, eine verdrießliche Antwort zu geben, und erwiderte achselzuckend: »Mein lieber Domino, Du stellst eine indiscrete Frage an mich oder Du mußt mich für einen ungeschickten und leichtsinnigen Jäger halten, der sich ein Vergnügen daraus macht, dem ersten besten Unbekannten auf die Fährte seines Wildes zu helfen!«

»Der Erste bin ich wohl nicht, aber einer von den Besten, darauf kannst Du Dich verlassen, wenigstens im freundschaftlichen Gefühle für Dich, und wenn auch Deine Antwort nicht zuvorkommend ist, so muß ich Dir doch Recht geben und die Klugheit des Jägers bewundern; aber – wenn meine Frage nur so eine Frage gewesen wäre, wie man sie zur Einleitung eines Gespräches stellt, wenn ich dem Jäger sagen könnte, auf welches Wild er lauert?«

Rodenberg ließ seinen Blick abwärts gleiten auf den schwarzen Domino; doch sah er nichts, als das gewöhnliche Leuchten eines Augenpaares aus den Augenhöhlen der gänzlich ausdruckslosen Larve.

»Nun, soll ich Dir Dein Wild näher bezeichnen?«

»Wenn Du das könntest,« erwiderte Rodenberg, »so müßte ich Dich allerdings mit einigem Interesse betrachten; doch wirst Du mir im anderen Falle nicht übel nehmen, daß ich Dir sage: Du stiehst mir hier eine kostbare Minute, indem Du meine Aufmerksamkeit von Wichtigem ablenkst!«

»Von Wichtigem und Schönerem, da hast Du Recht; wogegen ich es für unrecht finde von Deinen beiden Jagdpagen, daß sie sich so hartnäckig Deinem Blicke entziehen – suchst Du ein anderes Wild, Rodensteiner? Antworte mir ehrlich.«

»Beim Himmel, ich will ehrlich sein und ja sagen – allerdings forsche ich nach meinen beiden Jagdpagen!«

»Nimm Dich in Acht, Rodensteiner,« fuhr der schwarze Domino fort, »daß dieselben Dir nicht treulos werden und einen anderen Dienst suchen!«

»Hättest Du vielleicht Lust, sie in den Deinigen zu nehmen?«

»Wer weiß?«

»Darüber könnte man reden!« sagte Rodenberg hastig, und indem er nicht unterließ, seine Blicke wie bisher über das Maskengewühl schweifen zu lassen, setzte er hinzu: »Aber vor allen Dingen müßte man wissen, wo sie sich aufhalten.«

»Das ist allerdings schwer zu sagen, denn sie streichen umher nach Art leichtsinniger Pagen; doch will ich Dir sie suchen helfen.«

»Ich danke Dir, uneigennützigste Maske, oder knüpfst Du vielleicht an diesen Vorschlag irgend eine Bedingung, wenn wir sie finden?«

»Allerdings. Aber eine billige Bedingung – ich schlage Dir eine Theilung vor.«

Rodenberg lachte laut auf; doch war es kein Lachen der Heiterkeit, vielmehr klang es recht ingrimmig hervor zwischen den zusammengebissenen Zähnen; dabei machte er eine Bewegung mit der Hand, welche der Domino mit der stahlblauen Maske recht gut für eine Abweisung halten konnte, dieses Gespräch abubrechen.

Doch schien die Maske hierzu keine Lust zu haben, denn sie näherte sich so dicht als möglich dem wilden Jäger und flüsterte ihm zu: »Thust Du doch gerade, als seien die Jagdpagen Deine Slaven und läge es in Deinem Belieben, ihre Kette länger oder kürzer zu machen – oder,« fuhr er in einem auffallend lustigen Tone fort, »geht die Kette vielleicht von ihnen aus und bist Du am Ende der Gefesselte – armer Rodensteiner!«

Der junge Maler wandte sich rasch gegen jenen Domino mit einer heftigen Antwort auf der Zunge; doch dachte er an den Carneval, und die trotzdem noch sehr spitzige Antwort, welche er geben wollte, wurde ihm abgeschnitten durch die Worte einer verummten Dame, die sich gegen den schwarzen Domino wandte und ihm

sagte: »Ich hoffe, Du bist so artig, um mir für eine halbe Stunde Deinen Arm zu reichen?«

»Ich fürchte, ich bin es nicht,« gab die blaue Larve zur Antwort – »verzeihe mir, schöne Unbekannte, aber Du bist vielleicht die Zwölfte, welche dieses Verlangen an mich stellt – bei den ersten sechs war ich allerdings galant, ohne jedoch besonders dafür belohnt zu werden.«

»Mit anderen Worten, ich komme also zu spät für Dich, was ich aufrichtig in Deinem Interesse bedaure – ich glaube in der That, Du wärest belohnt worden!«

»Vielleicht – vielleicht auch nicht; aber verzeihe mir, schöne Unbekannte, Du unterbrichst mich gerade hier in einer wichtigen Unterhandlung mit dem wilden Jäger!«

»Ah – das ist der wilde Jäger?« sagte die Dame, indem sie langsam ihren Kopf erhob und Rodenberg anschaute.

Lag etwas in dem Tone ihrer Stimme oder im Glanze ihres Auges, was ihn aufmerksam machte – genug, er betrachtete die, welche zu ihm sprach, mit einer ihm selbst unerklärlichen Aufmerksamkeit. Es war eine Figur von mittlerer Größe in einem Domino – von weißer Seide – und in einer weißen Larve, ohne irgend eine Bandschleife oder sonstige Auszeichnung, so glaubte er im ersten Augenblicke; doch als sie bei der Frage, die sie vorhin that, ihren Kopf gegen ihn wandte, sah er, daß sie auf die rechte Seite ein einziges, kleines Epheublatt gesteckt hatte.

Wie war es möglich, daß ihm dieses unbedeutende Zeichen so plötzlich und heftig das Blut in's Gesicht trieb, daß es sein Auge aufleuchten, daß es sein Herz heftiger

schlagen ließ – ja, ein Epheublatt, wäre es möglich? – Ja, es war möglich – die Unbekannte hatte die Größe ihrer Figur; es war ein eigenthümlicher Blitz gewesen, der vorhin aus der weißen Larve in sein Auge fiel.

Während er dies dachte und sich hastig gegen den weißen Domino wenden wallte, fiel ihm noch zum Glücke die stahlblaue Larve ein, welche ihre Blicke forschend auf ihn geheftet hielt und welche er um Alles in der Welt auf keine richtige Spur führen mochte. Er legte deßhalb die Hand über seine Augen, wie um besser sehen zu können in Wahrheit aber, um die Erregung auf seinem Gesichte zu verdecken, und sagte alsdann: »Um Deine Anspielung von vorhin, die Ketten betreffend, wieder aufzunehmen, so kann ich Dir darauf nur mit einem Gemeinplatze dienen, indem ich Dir entgegne: wer, mein Freund, trägt nicht irgend eine Kette? Es kommt nur Alles darauf an, ob sie uns drückt oder ob sie uns wie ein Rosenband erscheint.«

»Gott helfe Deiner Poesie!« erwiederte die stahlblaue Larve.

»Und Deiner Galanterie! Denn ich finde es unverantwortlich, einer Dame die Bitte, ihr für eine halbe Stunde den Arm zu reichen, abzuschlagen – hätte sie mich ersucht, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen!«

»Wenn Du Dich einer Abgewiesenen erbarmen willst, so werde ich Dir dafür dankbar sein, wilder Jäger!«

Jetzt litt es Rodenberg nicht eine Secunde langer auf seiner Tribune, er sprang mit Einem Satze in den Saal

hinab, auf die Gefahr hin, ein paar Masken niederzuwerfen, und stand so im nächsten Augenblicke neben dem weißen Domino.

»Ich danke Dir, wilder Jäger,« sagte diese, für Deine Bereitwilligkeit, auf kurze Zeit meinen Ritter zu machen, nachdem mich dieser schwarze, unfreundliche Domino abgewiesen, und daß er mich abgewiesen, wirst Du mir vor aller Welt bezeugen können!«

Damit legte sie ihren Arm in den des wilden Jägers und ging an seiner Seite davon. Die stahlblaue Larve blickte den Beiden einen Augenblick nach und sagte: »Wenn ich nicht so genau wüßte, daß sie als Jagdpage in ihren Wagen gestiegen ist und auf dem geraden Wege hieher fuhr, so könnte ich zweifelhaft werden; denn wenn dieser junge Mensch es mir auch verbergen wollte, so trieb ihm doch der Anblick der weißen Maske das Blut in's Gesicht – doch ich bin thöricht – warum sollte er nicht andere kleine Engagements hier haben?«

Kaum hatte Rodenberg den warmen Druck ihrer kleinen Hand verspürt, so konnte er es nicht unterlassen, ihre zierlichen Finger sanft gegen seine Brust zu drücken, zu ihr zu sagen: »O, Juanita, wie glücklich bin ich, Sie endlich gefunden zu haben!«

»Wer ist diese Juanita?« fragte der weiße Domino in einem recht natürlichen Tone.

»Diese Juanita,« gab er in einem Tone zur Antwort, in welchen er die ganze Seligkeit seines Herzens zu legen versuchte, »ist ein seltsames Wesen, halb guter Engel, halb böse Fee, eine wunderbare Künstlerin; eben so

gut, so herzlich, so lieb wie hartherzig, böse und launisch – diese Juanita ist ein Wesen, das mich schon unendlich glücklich und auch wieder namenlos unglücklich gemacht hat, ein Wesen, das . . .«

»Halt, halt, wilder Jäger, Du schilderst mir da ein kleines Ungeheuer! Reden wir nichts mehr über diese Juanita.«

»O, schöne Maske, laß mich von ihr reden – ich traue Dir ein fühlendes Herz zu und möchte mit Dir über Juanita sprechen – Alles, Alles, wie es mein Herz erfüllt, was ich ihr vielleicht doch selbst niemals sagen kann!«

»Das könnte gefährlich werden, wilder Jäger!«

»Unbesorgt – in Juanita's Herz werden meine Worte ja doch nicht dringen, wie ich fürchte, und doch muß ich sie aussprechen, damit meine Brust nicht zerspringt!«

»Und warum das? Ich kenne diese Juanita nicht!«

»Desto besser, so kannst Du unparteiisch urtheilen – o, wie ich sie liebe, diese Juanita, wie ich sie liebe und fürchte, meine Sirene, meine Waldfee – ah, und sie weiß, daß ich sie liebe!«

»In der That, weiß sie das?« fragte der Domino in einem sehr heiteren Tone – »ich meine, es muß sie stolz machen, sich vom wilden Jäger geliebt zu wissen, wenn sie anders Neigung hat für eine eben so berühmte als außerordentliche Gesellschaft!«

»Ja, sie liebt eine solche phantastische Gesellschaft – ist sie doch aus gleichem Blute entsprossen, diese böse Waldfee, welche den armen Sterblichen erscheint, um ihre Sinne zu verwirren, die in den wunderbarsten Tönen

zu singen versteht – ach, ein Gesang, der unser Herz verzehrt und uns elend macht! Sie ist eine neckende Fee, die uns an sich fesselt durch die Erinnerung an ihre wunderbare Schönheit, an ihren Geist und an ihre Liebenswürdigkeit, und die uns von sich abhängig erhält, indem sie uns verzauberte Epheublätter schenkt, die uns gefesselt halten an sie, an schöne vergangene Stunden, und die unsere höchste Seligkeit darin bestehen läßt, daß wir uns zurückträumen dürfen in den duftigen Wald, wo wir sie zum ersten Male gesehen!«

Sie antwortete nicht, doch fühlte Rodenberg mit Entzücken den leichten Druck ihrer feinen Finger auf seinem Arme, und er bat:

»O, Juanita, sage nur ein einziges liebes, freundliches Wort zu mir – ich weiß ja, daß Du es bist, die an meiner Seite geht! Aber wir haben in den letzten Tagen so viel mit Zaubereien gespielt, so viel Umgang gehabt mit phantastischen, dämonischen Gestalten, ja, mit dem Tod und dem Teufel verkehrt, daß es am Ende kein Wunder wäre, wenn irgend ein schattenhaftes Wesen, um mich noch mehr zu quälen, Deine Stimme angenommen hätte!«

»In dem Falle würde dieses schattenhafte Wesen ja mit der Stimme Juanita's fortreden können, und Du hättest auch mit irgend einem zustimmenden Worte nichts gewonnen!«

»O doch – es gibt ein Wort, das derartige Wesen eben so wenig auszusprechen vermögen, als sie im Stande sind, den Anblick des Kreuzes zu ertragen!«

»Auf dieses Wort wäre ich in der That begierig!«

»O, es sind die Worte, die ich Dir tausendmal wiederholen möchte, die Worte ›ich liebe Dich!‹ – welche von Deinen Lippen zu hören mich zum seligsten Menschen machen müßten – und Du bist sie mir schuldig, diese Worte, Juanita, als eine Belohnung für die Kälte, mit der Du mich heute Abend entlassen!«

»Schade, daß Dich Juanita nicht hört, wilder Jäger, aber wenn ich je ihre Bekanntschaft machen sollte, so verspreche ich Dir, ihr Deine Worte zu wiederholen, ja, wenn es mir möglich ist, eben so herzlich, eben so innig und mit dem ganzen Tone der Wahrheit, der durch Deine Worte zittert – vielleicht fühlt sie dadurch ihr hartes Herz erweichen und sagt Dir, wenn sie Dich wiedersieht: ›Arthur, ich liebe Dich!«

»O, Juanita, Juanita!« sagte er in einem gedämpften Tone, aber dabei mit einer solchen Heftigkeit und unverkennbaren Anstrengung, diese Heftigkeit zu unterdrücken, daß sie deutlich fühlte, wie sein Arm, mit dem er den ihrigen an sich preßte, zitternd bebte – »könnte ich Dir doch mit Worten die Seligkeit ausdrücken, die mein Herz erfüllt – o, dürfte ich vor Dir niederfallen und den Saum Deines Kleides küssen!«

»Wilder Jäger, wilder Jäger,« gab sie ihm leise zur Antwort, »diese Worte höre und verstehe ich, auch ohne daß Du es ausdrückst! Aber für Deinen Schrei muß ich mich bedanken – wir erregen so schon Aufsehen genug bei den uns Begegnenden, und da ich von Vielen, die mich hier

kennen, unerkant bleiben möchte, so erfülle meine Bitte und verlaß mich für eine kurze Zeit!«

»O, Juanita, das spricht wieder die grausame Waldfee!«

»Ja, sie spricht es,« erwiderte sie in ernstem Tone, »und verlangt Gehorsam. Du weißt, daß ich Dich nur in dem Falle wiedersehen darf, wenn Du meine Bedingungen erfüllst.«

»Diese grausamen Bedingungen – und wann sehe ich Dich wieder?«

»Stellen wir's dem Zufalle anheim!«

»O nein, Juanita, nicht das!« bat er herzlich – »ich habe es heute Abend schon erfahren, wie uns der Zufall zum Besten haben kann! Suche ich Dich doch unter einer anderen Maske schon lange rastlos, ehe ich das Glück hatte, Dich zu finden!«

»Und daß Du mich fandest, dafür sei dem Zufalle dankbar!«

»Im Gegentheile – der Zufall führt uns nicht zusammen – Du warst so unendlich lieb, mich aufzusuchen!«

»Deine Einbildungskraft ist stark, wilder Jäger – doch trennen wir uns jetzt und forsche mir nicht nach, denn Du weißt aus Erfahrung, wir Feen des Waldes können das nicht leiden!«

»Gut, ich forsche Dir nicht nach; aber wo sehe ich Dich heute Abend wieder?«

»In einer Stunde auf derselben Stelle, wo ich Dich gefunden.«

»Ich danke Dir, Juanita!«

Sie hatte ihre Hand aus seinem Arme gezogen und war im nächsten Augenblicke im Gewühle der Masken verschwunden. Rodenberg blieb tief aufathmend stehen und hörte jetzt erst wieder, wie gewaltig die Klänge der Musik durch den Saal brausten, wie die Masken rings um ihn her lachten, plauderten und mit verstellter Stimmen fragten und antworteten. Jetzt erst bemerkte er wieder den gewaltigen und rauschenden tollen Strom, in dem er sich nun auf einmal vorkam, wie der Schiffer ohne Compaß und Steuer auf wildem Meere.

Der schwarze Domino mit der stahlblauen Larve hatte den wilden Jäger mit der weißen Vermummten am Arme kaum verschwinden sehen, denn seine Aufmerksamkeit war in diesem Augenblicke auf eine schwarze Maske mit derselben stahlblauen Larve gerichtet, welche sich alle Mühe gab, rasch durch das Maskengewühl zu ihm zu gelangen. Endlich hatte sie ihn erreicht und sagte, mühsam Athem schöpfend: »Das ist doch auf Ehre ein räuberhaftes Gedränge!«

»Haben Sie die beiden Masken gefunden?« rief ihm der Andere hastig entgegen.

»Schon mehrere Male, aber eben so oft verschwanden sie mir auch wieder.«

»Und jetzt?«

»Sitzen sie in der Laube hinter der kleinen Fontaine, die das Eau de Cologne spendet.«

»Ich danke Ihnen! Wenn ich sie nur dort noch finde – ich will auf dieser Seite des Saales zu ihnen zu gelangen

suchen; nehmen Sie die andere Seite für den Fall, daß sie ihre Wanderung fortsetzten.«

»Unbesorgt; sie scheinen ermüdet und wollen ein wenig ausruhen.«

»Wenn wir sie finden, thun wir nach unserer Verabredung!« rief der, welcher vorhin mit Rodenberg gesprochen, und verschwand hierauf sogleich zwischen den Masken.

XXXVI. SEHT DER MASKEN FROH GEWIMMEL!

Es war keine Kleinigkeit, den ungeheuren Saal mit einiger Schnelligkeit zu durchmessen, denn es war unmöglich, gerade vorwärts zu kommen; bald rechts, bald links, die kleinste Lücke benützend, traf der schwarze Domino jeden Augenblick auf förmliche Maskenknäuel, die er in einem Bogen umgehen mußte, wurde auch hin und wieder durch eine lange Reihe Harlequins und Pierrots, die Arm in Arm daher kamen, nicht nur aufgehalten, sondern eine weite Strecke zurückgedrängt, ehe er an ihnen vorüberschlüpfen konnte; und dabei hatte die stahlblaue Larve in kurzer Zeit so total ihre Richtung verloren, daß sie auf einmal zu ihrem großen Aerger an den beiden Springbrunnen mit dem gewöhnlichen Wasser stand und nun fluchend sich noch einmal durch den ganzen Saal kämpfen mußte.

Endlich erreichte er die kleine Fontaine und sah dort zu seinem großen Vergnügen den andern schwarzen Domino, mit dem er vorhin gesprochen, neben den beiden

Jagdpagen sitzen. Seine Schritte hatte er bedeutend gemäßigt, um nicht durch hastiges Hinzueilen eine unnötige Aufmerksamkeit zu erregen – ja, ehe er vollends näher trat, betrachtete er den kleinen Springbrunnen, beugte sich auch einen Augenblick über den Rand desselben, um den süßen Duft des wohlriechenden Wassers einzuathmen; dann erst näherte er sich, die Drei mit einem raschen Blicke überschauend, und sagte, sich zu dem der zierlichen Pagen wendend, unter dessen Jagdbarrett dunkles, glänzendes Haar hervorquoll: »Wenn es dem liebenswürdigen Jäger nicht unangenehm ist, so darf ich mir vielleicht erlauben, einen Augenblick an seiner Seite Platz zu nehmen!«

Der andere schwarze Domino hatte beim Herannahen seines Ebenbildes dem Jagdpagen mit blonden Locken, neben dem er saß, etwas in's Ohr geflüstert, worauf dieser sagte: »Wir sind nicht so egoistisch, einen Sitz für uns allein in Anspruch nehmen zu wollen, der noch für Andere Raum bietet.«

»Ach, und welche Wohlthat Sie mir dadurch in jeder Hinsicht erweisen!« entgegnete die stahlblaue Larve, sich neben den Pagen mit dem schwarzen Haare niederlassend. »Und auch Sie mißgönnen mir dieses Plätzchen nicht?« fragte er den letzteren.

Dieser schüttelte den Kopf und antwortete mit einer offenbar und sehr geschickt verstellten Stimme: »Gewiß nicht, es wäre grausam, einen Ermüdeten um ein Haus weiter zu schicken!«

»Und woher weißt Du, schöner Jagdpage, daß ich müde bin?«

»Weil ich es gesehen, wie rastlos Du den Saal durchsuchst, wie Du bald hier, bald dort warst. Hast Du endlich gefunden, was Dich so in Unruhe setzte?«

»Ja – ich glaube, es gefunden zu haben – doch was Du so eben gesagt von meinem rastlosen Erscheinen bald hier und bald da, so hast Du nicht vollkommen Recht. Wie Du siehst, ist mein Freund dort in ganz gleicher Tracht, und da hast Du beide Personen für Eine genommen.«

»Gewiß nicht; Deinen Freund habe ich früher eben so gut bemerkt, wie jetzt, und Euer Anzug ist allerdings ziemlich gleich, doch würde ich Dich als den echten Prinzen unter Tausenden heraus kennen.«

»A–a–a–ah!« machte die stahlblaue Larve mit dem unverkennbaren Ausdrücke höchster Ueberraschung und setzte in sehr freundlichem Tone hinzu: »Ich wollte, Du könntest sehen, schöner Jagdpage, wie ich erstaune; aber,« fuhr er leise fort, »wie sehr ich mich freue, Dich endlich gefunden zu haben, kannst Du wohl am Klange meiner Stimme entnehmen!«

»So hast Du also mich gesucht?« fragte der Jagdpage, und als er jetzt seine rothe Halbmaske gegen den Anderen wandte, bemerkte dieser deutlich das Leuchten eines glänzenden Augenpaares. – »Und es war nicht Ermüdung oder Zufall, was Dich an meine Seite geführt?«

»Diese Frage ist eigentlich unverzeihlich, entzückt mich aber wieder durch ihre liebenswürdige Coquetterie. Ja, ich habe Dich gesucht, schöner Page, und jetzt, da ich Dich gefunden, empfinde ich erst, daß dieser sonst an sich so langweilige Maskenball ganz außerordentlich reizend ist, daß ich anfangs, mich göttlich zu amüsiren, und daß ich auf dem besten Wege bin, meine Wette zu gewinnen!«

»Welche Wette, mein edler Prinz?«

»Die Wette, die wir vor ein paar Tagen eingingen, entzückende Spanierin!«

»Ich wiederhole meine Frage: welche Wette?«

»Du erinnerst Dich nicht?«

»Nein, mit dem besten Willen!«

»Obgleich der Vorschlag von Dir ausging, Du wolltest auf diesem Maskenballe dreimal mit mir reden, und wenn ich Dich nicht erkennen würde, hätte ich meine Wette verloren!«

»Und wenn dem so wäre, wenn ich mich vielleicht erinnerte, was folgte daraus?«

»Daß Du Deine Wette verloren hättest. Ich habe jetzt zum ersten Male das Glück, mit Dir zu reden, und habe Dich gleich erkannt – erlauben Sie mir, daß ich Ihre Hand küsse, Donna Juanita!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, hatte er die zierlichen Finger des Jagdpagen ergriffen und einen recht warmen Kuß auf die kleine Stelle seines Armes gedrückt, die zwischen Handschuh und Aermel sichtbar war.

Der andere schwarze Domino hatte in diesem Augenblicke zu dem blonden Jagdpagen gesagt: »Finden Sie nicht, mein Freund, daß es bei dieser trichinenhaften Hitze köstlich wäre, ein Glas kühlen Champagners zu trinken? Kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm, und was Ihren Gefährten anbelangt, so können Sie sicher sein, wir finden ihn bei unserer Rückkehr hier oder anderswo wieder.«

Der Jagdpage mit dem schwarzen Haare, von welchem die Rede war, wandte sich bei diesen Worten an seinen Gefährten, als wollte er bitten, ihn nicht allein zu lassen; doch schien Ein Wort zu genügen, ihn förmlich zu beruhigen, worauf die beiden Anderen nach der Richtung des Buffets zu verschwanden.

»Ziehen Sie es nicht vor, noch einen Gang durch den Saal zu machen, statt hier sitzen zu bleiben und von allen Vorübergehenden angegafft zu werden?«

»Wie Sie wollen!«

Die stahlblaue Larve erhob sich rasch und schien es kaum erwarten zu können, bis der zierliche Jagdpage seinen Arm in den seinigen legte; dann gingen sie mit einander fort, worauf jener sich durchaus keine Mühe zu geben schien, das Gedränge zu vermeiden, im Gegentheile das dichteste Gewühl aufsuchte, dann aber die zärtlichste Sorgfalt entwickelte, um die feine Figur vor jeder unsanften Berührung zu bewahren, wobei er bald deren Arm fest an sich drückte, bald seine Hand um deren schlanke Taille legte; ein unnennbar angenehmes Gefühl durchströmte ihn dabei, und umso mehr, da er wohl fühlte,

wie sich seine Gefährtin nicht durch scheues Zurückweichen undankbar für die innige Sorgfalt erwies, mit der er sie führte.

»Ah, Juanita,« sagte der schwarze Domino endlich, als sie an der anderen Seite des Saales eine etwas ruhigere Stelle erreicht hatten, »wie glücklich macht mich diese Begegnung und wie dankbar bin ich Ihnen für die Erlaubniß, Sie geleiten zu dürfen!«

»Ein Geleite, das Sie mit eben so viel Umsicht als Sorgfalt ausführten, das ist nicht zu läugnen,« gab der Jagdpage heiter zur Antwort – »wenn ich aber nicht Juanita wäre?«

»O Du bist's, laß jetzt Deine Neckereien, sei gut und gestehe mir zu, daß ich meine Wette gewonnen!«

»Und wenn Du Deine Wette verloren hättest?«

»Unmöglich – nimm Deine Maske ab, laß mich Deine schönen Züge sehen und läugne dann noch, daß Du nicht Juanita bist!«

»Ich nehme gar keinen Anstand, Dein Verlangen zu erfüllen,« sprach der Jagdpage, indem er die Hand an seine Larve legte, »und da ich Dich, schwarzer Domino, genau kenne, so verlange ich nicht einmal, daß Du Dich ebenfalls demaskirst. Fühlst Du Dich wirklich stark genug, eine furchtbare Enttäuschung zu ertragen?«

»Ich bitte nur, diese Larve so rasch als möglich zu entfernen, damit ich endlich Deine schönen Züge sehe!«

»Wohlan denn – Du zwingst mich!«

Es ist bei ähnlichen Demaskierungen vorgekommen, daß man nach Entfernung der Larve ein solides, erhitztes Mädchenantlitz zu schauen glaubte und in alternde Züge blickte, welche uns die glühende Röthe in's Gesicht trieben, wenn wir an all' die süßen Worte dachten, vermitteltst deren wir diesen unangenehmen Zeitpunkt herbeigeführt – unangenehmer noch aber erging es dem schwarzen Domino mit der stahlblauen Larve; denn unter der Maske des Jagdpagen erschien das ziemlich gewöhnliche Gesicht eines jungen, schwächlichen Menschen, dessen, wenn auch unbedeutender Anflug von Bart so abschreckend auf den Anderen zu wirken schien, daß sich dieser, ohne ein Wort zu erwidern, umwandte und in der größten Eile unter den Masken verschwand.

Der wilde Jäger hatte, nachdem ihn der weiße Domino verlassen, seine Wanderung durch den Saal, ohne Zweck und Ziel, wieder aufgenommen: dabei hatte er im Vorbeigehen zu Walter gesagt, er solle sich keine Mühe mehr geben, die beiden Jagdpagen ausfindig zu machen, denn er habe schon mit ihnen gesprochen, worauf der ehemalige Drache Griesgram den Arm des Rodensteiners genommen und mit ihm davongeschlendert war, natürlicher Weise, dem Drange seines Herzens folgend, zu einem der Buffets in den Nebensälen.

»Da haben wir ja, was wir gesucht,« sagte Walter, als sie näher traten, »dort steht einer Deiner Jagdpagen und trinkt ein Glas Champagner, das heißt, eigentlich trinkt er

nicht, sondern nippt nur daran nach Frauenzimmer Art, was ich auch begreiflich finde.«

»Ich nicht,« sagte Rodenberg lachend; »der gehört so wenig zum schönen Geschlechte, wie Du und ich! Mich freut es nur, die stahlblaue Larve bei meinem Jagdpagen wieder zu finden – er hat nicht minder nach demselben gesucht, wie ich selber. – Ah, schwarzer Domino,« fuhr er, an das Buffet tretend, fort, »ich gratulire Dir, Du hast Deinen Zweck erreicht!«

»So halb und halb,« entgegnete jener; »aber ich habe es da mit einer stummen Person zu thun, sie spricht nicht und trinkt nicht.«

»Den blonden Locken nach ist's Rüding,« flüsterte Walter seinem Freunde in's Ohr.

»Möglich, doch würde der sprechen und trinken.«

»Ich werde mit ihm anstoßen und ihm dabei ein paar Schmeicheleien sagen, die er nicht unbeantwortet läßt – laß Du nur Champagner kommen.

Der Wein kam and schäumte in den Gläsern.

»Auf Dein Wohl, meine blaue Larve,« sagte der wilde Jäger, »und auf das Deines Doppelgängers, denn Ihr seid Eurer Zwei und verfolgt wohl Beide den gleichen Zweck, der Eine, um mich waidgerecht auszudrücken, als Treiber, der Andere als Schütze – welchen habe ich vor mir?«

Der schwarze Domino stieß mit dem Rodensteiner lustig an, worauf er erwiderte: »Daß die Treiberei ein räuberhaftes Vergnügen ist, dessen kann ich Sie versichern!«

»Ah, Major Werdenberg – ich freue mich, Sie hier zu finden! Wollen Sie aber nicht bei der Hitze die Larve ablegen?«

»Ich darf ja nicht,« gab der Adjutant Seiner Hoheit in klagendem Tone zur Antwort, »ich muß ja vorstellen, was ich nicht bin, um das nicht zu sein, was ich vorstelle; und dabei ennuyire ich mich wie ein Mops – scheußlich, auf Ehre – ganz immens trichinenhaft! – Aber wo ist mein Jagdpagen geblieben? Hol' mich der Teufel, er ist verschwunden!«

Allerdings war er verschwunden, und das bemerkte jetzt auch Walter zu seinem großen Bedauern, als er nach dem vierten Glase endlich anfangen wollte, dem vermeintlichen Rüding einige Schmeicheleien zu sagen.

Rodenberg sagte lachend: »Das soll Sie nicht beunruhigen – oder hatten Sie Auftrag, ihn zu hüten?«

»Allerdings hatte ich das, da mein Doppelgänger mit dem andern Jagdpagen unterwegs ist. Jener trug eine rothe Larve und hatte dunkles Haar. Das ist mir ein sauberes Vergnügen, wenn man sogar auf dem Maskenballe seinen Dienst versehen muß! Ich will nur wenigstens an den Platz zurückgehen, wo wir die beiden Jagdpagen gefunden.«

»Und das war?« fragte der wilde Jäger.

»An der kleinen Fontaine.«

»Aber zuerst wollen wir unsern Champagner in aller Gemüthsruhe trinken, und dann helfen wir Beide Ihnen den Flüchtling einfangen.«

Darauf tranken sie ihren Champagner und kehrten alsdann in erheiterter Stimmung wieder in den Saal zurück, wo sie sich mit dem Versprechen trennten, den leichtsinnigen Jagdpagen, sobald sie ihn gefunden, nach der kleinen Fontaine zurückzubringen

Sich hierauf so gut es gehen wollte, durch das Gewühl, welches immer noch zuzunehmen schien, wendend, blieb der wilde Jäger plötzlich wie angewurzelt stehen, änderte alsdann seine Richtung und stürzte einem weißen Domino nach, der wenige Schritte vor ihm aufleuchtete, um eben so rasch wieder zu verschwinden – jetzt sah er ihn wieder und bemerkte, wie derselbe durch eine Schaar Hanswürste aufgehalten wurde, und als die Maske, um ihnen zu entgehen, sich umwandte, entdeckte er mit Entzücken an der Seite ihrer Capuze das Epheublatt.

Ohne Schonung Alles, was sich in seinem Wege befand, auf die Seite drückend, hatte er in Kurzem den weißen Domino erreicht, und sich an seine Seite drängend, sagte er ihm flüsternd: »Obgleich die Stunde noch nicht verstrichen ist, so wirst Du mir doch erlauben, schöne Maske, Dir ein freundliches Wort zuzuflüstern, schon aus Erkenntlichkeit wegen meines musterhaften Gehorsams, denn ich bin Dir nicht gefolgt, ich habe Dir nicht nachgeforscht!«

»Was Du mir da sagst, verstehe ich nicht,« gab der weiße Domino in einem leisen, fast flüsternden Tone zur Antwort.

»O, sei so gut, es zu verstehen!«

»Mit Vergnügen, wenn ich könnte; aber ich wiederhole Dir, ich bin nicht im Stande, es zu thun – ich kenne Dich nicht!«

»Ah, Du kennst mich nicht? Hast mich auch wohl heute noch nicht gesehen?«

»O ja, wilder Jäger, ich sah Dich heute schon und sah Dich gern!«

»Für dieses Wort danke ich Dir; aber verstehen willst Du mich nicht?«

»Ich kann nicht!«

»Ah, strenge Waldfee, ich sehe wohl, Du hast große Lust, mich dafür zu bestrafen, daß ich Dir in den Weg getreten bin, ehe die mir bestimmte Frist abgelaufen war!«

»Wohl möglich!«

»Nun gut, ich verlasse Dich, aber zum Zeichen, daß Du mir verziehen, reiche mir Deine Hand!«

Das that denn auch der weiße Domino, ja, er litt es sogar, daß der wilde Jäger diese Hand an seine Lippen drückte und dann stehen blieb, um der davoneilenden Maske lange nachzuschauen.

Im nächsten Augenblicke aber fesselte etwas Anderes seine Aufmerksamkeit in so heiterer Art, daß er sich eines Lächelns nicht enthalten konnte, denn er sah einen der beiden schwarzen Domino's in seiner stahlblauen Larve, gewiß den räuberhaften Adjutanten, wie eine Rakete an sich vorbeischießen und verschwinden – vergeblich rief er ihm nach; jener setzte in höchster Eile seinen Weg fort, bis er den weißen Domino erreicht, mit dem der wilde Jäger soeben gesprochen und dessen Hand er geküßt.

»Halt, schöne Maske,« sagte er alsdann; einmal war ich so unverantwortlich verblendet, Deinen Arm nicht anzunehmen, als Du ihn mir freiwillig botest, doch sei gnädig, verzeihe mir, ich bin furchtbar dafür bestraft worden!«

»Du irrst Dich, schwarzer Domino,« gab die vermummte Dame in sehr leisem Tone zur Antwort, »ich habe Dir nie meinen Arm angeboten!«

»Sei gut und läugne nicht; Du botest mir Deinen Arm an, dort an jener Stelle, vor nicht langer Zeit, und als ich ihn leider ablehnte, da ich Dich in einer andern Gestalt suchte, so beglücktest Du den wilden Jäger und erlaubtest ihm, Dich zu begleiten!«

»Ich sage Dir, Du irrst Dich!«

»Gut, ich will mich denn geirrt haben; aber sei so freundlich und reiche mir Deinen Arm, damit ich meine Unart gegen Dich wenigstens in etwas wieder gut machen kann – willst Du?«

»Warum nicht?« sagte die weiße Maske; »obgleich ich Dir wiederhole, daß Du Dich täuschest!«

Dieses Mal aber war die stahlblaue Larve ihrer Sache gewiß; hatte doch auch sie vorhin das kleine Epheublatt bemerkt, das sie jetzt an der Capuze wiedersah. Doch war der schwarze Domino, in Erinnerung an den unangenehmen Vorfall von vorhin, so klug geworden, mit seiner Hand die Finger des weißen Domino's zu fassen und dadurch zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß er es dieses Mal mit einer Damenhand zu thun habe, ja, mit einer kleinen, feinen Damenhand.

»Grausame Juanita,« sagte er, an ihrer Seite gehend, »war es wohl recht, mich für meine Ablehnung so entsetzlich zu bestrafen? – Fühlen Sie keine Reue darüber? – Wollen Sie mir nicht ein freundliches Wort sagen, das mich tröstet, mir kein Wort der Erwiderung gönnen, nicht einmal einen Ihrer schönen, süßen Blicke?«

»Ich wüßte nicht, warum ich Sie ansehen sollte, noch viel weniger, was ich Ihnen zu erwidern hätte!«

»O, Sennora, das ist mehr als grausam, das ist verletzend, hart – Sie wissen ja, wer mit Ihnen spricht – Ihr bewußter Anhänger und Verehrer – Ihr Slave, wenn Sie wollen!«

»Wenn ich Sie aber versichere, daß ich nicht weiß, wer Sie sind!« gab der weiße Domino mit lauterer Stimme zur Antwort und dadurch in einem so natürlichen Tone derselben, daß die stahlblaue Larve mit einer fühlbaren Bestürzung stehen blieb und seine Begleiterin, ohne zu reden, ein paar Secunden lang anstarrte.

»Sie wissen in der That nicht, wer ich bin? Sie hätten keine Ahnung davon?«

»In der That, ich weiß es nicht.«

»Das ist derselbe weiße Domino – das ist das kleine Epheublatt –« es ist dieselbe vermummte Dame, mit der der wilde Jäger noch eben so angelegentlich gesprochen,« dachte der schwarze Domino, dann sagte er laut: »Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?«

»Warum nicht, wenn ich kann?«

»Wollen Sie sich einen Augenblick demaskiren, sobald ich meine Larve abnehme?«

»Ich habe keinen Grund, Nein zu sagen!«

»So ersuche ich Sie darum . . . – Ach, ich bitte um Vergebung – so etwas ist mir noch nie begegnet!«

Wenn auch die stahlblaue Larve dieses Mal nicht auf so unangenehme Art enttäuscht wurde, wie vorhin – denn aus der weißen Capuze schaute ihm ein frisches, allerliebstes Gesicht mit lebhaften Augen entgegen, um dessen hübschen Mund ein schelmisches Lächeln spielte –, so war es doch nicht die Dame, die er gesucht; er hatte sich abermals vergebens bemüht, und so war es wohl nicht zu verwundern, daß der gewandte Weltmann, seine Larve wieder hastig aufsetzend, mit einer etwas verlegenen Verbeugung den weißen Domino stehen ließ.

»Dergleichen,« murmelte die stahlblaue Larve vor sich hin, könnte Einem den ganzen Ball, auf den ich mich so sehr gefreut, verleiden, und doch bin ich sicher, daß sie sich in ihrem Costume als Jagdpage in den Wagen gesetzt! Sollte es vielleicht der Andere gewesen sein, bei dem Werdenberg zurückblieb? – doch hatte jener blonde Haare und dieser schwarze – ah, und ich hätte darauf schwören mögen, es sei ihre Figur! – Und dann wieder dieser weiße Domino, obgleich ich mir dies allenfalls erklären kann; ich bin da zu einer Bekanntschaft des jungen Malers hingerathen – sie war wahrhaft nicht so übel, und wenn mich dieses verführerische Wesen nicht förmlich in Fesseln gelegt hatte, so wäre ich dem Zufalle dafür dankbar gewesen, ein so allerliebstes Gesichtchen kennen gelernt zu haben – wie wird sie, die mein Abenteuer

gewiß erfährt, über mich lachen! – Ah, Werdenberg – Sie in der Gesellschaft?«

Das Erstaunen, welches sich im Tone der Stimme ausdrückte, mit dem der Prinz jene Worte sprach, galt begreiflicher Weise der Maske, bei der sich das Ebenbild Seiner Hoheit befand und welche Niemand anders war, als der Jagdpage mit dem schwarzen Haare, den jener sich obendrein bemühte, auf's sorgsamste und angelegentlichste zu führen und auf's lebhafteste zu unterhalten.

»Wieder dieser verfluchte Bursche!« murmelte der Prinz ärgerlich. »Sollte man nicht darauf schwören, wenn man diese Figur, diesen Gang betrachtet, das sei ein Mädchen und obendrein ein schön gewachsenes Weib!«

»Ich habe Dich wie eine Stecknadel gesucht, schwarzer Domino,« sagte die zweite stahlblaue Larve, hastig hervortretend, »ich und dieser liebenswürdige Page!«

»Was diesen liebenswürdigen Pagen anbelangt,« gab der Prinz trocken zur Antwort, »so hätte er sich wohl denken können, daß mich sein Wiedersehen nicht besonders glücklich macht!«

»Unerklärlich,« erwiderte der Doppelgänger des Anderen, »und doch haben wir ihn den ganzen Abend so lebhaft gesucht! Ich dachte, er wäre Dir entschlüpft, und war glücklich, Dich wiederzufinden!«

»Habe ich es Dir nicht gesagt,« sprach jetzt der Jagdpage mit leiser Stimme, aus welchem aber unverkennbar ein Ton der Heiterkeit klang, »daß Du mit mir bei Deinem

Freunde wenig Ehre einlegen würdest? O, unsere Wünsche ändern sich von Minute zu Minute, und was wir so eben noch sehnlich erstrebt, sind wir jetzt bereit, ohne Weiteres wegzuwerfen!«

»Bei Gott, Du sprichst ganz vernünftig,« erwiderte Seine Hoheit, »und da das Wort ›wegwerfen‹ etwas stark ist, so wollen wir dafür ›verlassen‹ sagen!«

»Also, ich soll Dich verlassen?«

»Wenn es Dir gefällig ist!«

»Und Du willst nicht noch einmal so freundlich sein, mich wie vorhin durch den Saal zu geleiten?«

»Mein lieber Jagdpage,« sagte Seine Hoheit in einem Tone des Ueberdrusses, »es gibt in allen Dingen eine Gränze, die man nicht überschreiten soll. Du hast mich einmal angeführt, und es ist wahrlich kein Compliment für mich, daß Du den Versuch machst, dieß zum zweiten Male zu thun. Amusire Dich gut und grüße mir Deinen wilden Jäger – kommen Sie, Werdenberg!«

Und nun erzählte der Prinz dem Adjutanten, nicht ohne einigen Aerger dabei zu verrathen, sein Abenteuer mit eben demselben Jagdpagen, ohne dabei zu bemerken, wie ihn Herr von Werdenberg mit großem Erstaunen anblickte, und ohne ihn, so oft er reden wollte, zu Worte kommen zu lassen.

»Sagen Sie, was Sie wollen,« rief er im Eifer des Gespräches, während sie dahingingen, »es war frech von diesem jungen Burschen, und von jener Dame, die ich so hoch verehere, gelinde gesagt, etwas rücksichtslos!«

»Aber jene Dame?« sagte der Adjutant.

»Jene Dame hätte unter einer Verkleidung, wie sie sie wählen mochte, sich mir nähern können, mich intriguirem, mir alle möglichen scharfen Dinge sagen – meinerwegen; aber mich dem aussetzen, daß ich einen jungen Burschen für sie halte und an ihn hübsche Redensarten und dergleichen verschwende – ah, *mon cher, c'est trop fort!*«

»Es ist allerdings immens räuberhaft – aber jene Dame hat . . . «

»Jene Dame,« fiel ihm der Prinz eifrig in's Wort, »hat nicht den Muth gehabt, mir gegenüber zu treten, noch viel weniger, mich anzureden – würde ich sie sonst nicht augenblicklich beim ersten Worte erkannt und so meine Wette glänzend gewonnen haben?«

»Eure Hoheit wollen mir verzeihen,« entgegnete der Adjutant im Tone des höchsten Erstaunens, »ich verstehe Ihre Worte eben so wenig, als die kurze Abfertigung, die Sie vorhin meinem schönen Jagdpagen zu Theil werden ließen!«

»Bitte, lieber Werdenberg, berühren Sie diesen Kerl nicht mehr!«

»Diesen Kerl, Hoheit? Sie können allerdings unter der Larve meine Verwunderung nicht sehen, aber ich versichere Ihnen daß ich im höchsten Grade erstaunt bin! Welchen Kerl meinen Eure Hoheit?«

»Nun, Ihren Jagdpagen, diesen ekelhaften Burschen!«

»Mein Jagdpage, Hoheit – war ja eben jene Dame, von der Sie sprachen und die Sie stundenlang vergeblich gesucht!«

»Machen Sie keine schlechten Spässe, Werdenberg!« rief der Prinz, indem er stehen blieb und seinen Arm rasch aus dem seines Begleiters zog.

»Der Himmel soll mich bewahren, daß ich Euer Hoheit gegenüber mit ernstern Dingen scherze! Der Jagdpagge, den ich nach langem Suchen und nach einigen Fehlgriffen endlich so glücklich war, aufzufinden, war . . . «

»Nun – nun, war?«

»Die Marquesa Sennora Vizcarro.«

»Alle Teufel, wie ist das möglich! Sind Sie Ihrer Sache gewiß?«

»So gewiß, als daß ich mit Ihnen rede – sie gab sich mir sogleich zu erkennen, sie lüftete ihre Maske und zeigte mir ihr reizendes Gesicht!«

»Aber, Werdenberg,« rief Seine Hoheit, die Hände zusammenschlagend, »wie konnten Sie so gegen mich handeln?«

»Ich verstehe Sie nicht, gnädiger Herr!«

»Sie mußten doch hören, daß ich eine andere Person vor mir zu haben glaubte! Warum klärten Sie mich nicht auf?«

»Eure Hoheit ließen mich ja kaum zu Worte kommen und sprachen so bestimmt Ihre Ansicht aus, daß ich, da ich nicht wußte, was vorhergegangen, darin irgend ein mir allerdings unerklärliches Intriguenspiel sah!«

»O, das ist ganz verflucht – aber Sie hätten mir mit Gewalt meinen Irrthum benehmen sollen!«

»Ich vermochte das um so weniger, da mich die Dame auf den Empfang, wie er ihr zu Theil werden würde,

sehr richtig aufmerksam gemacht hatte; sie sagte nämlich: »Ihr Doppelgänger wird mich nicht kennen wollen, und hat er dafür seine Gründe, die ich achten muß!«

»Ganz verflucht, das muß ich sagen – saubere Gründe! – Nun, da ist nichts zu machen,« fuhr er nach einer längeren Pause in ruhigem Tone fort: »wir haben es mit einer sehr schlaun Person zu thun und können nur List gegen List anwenden. Thun Sie mir die Liebe, Werdenberg, und suchen Sie des Jagdpagen nochmals habhaft zu werden; sagen Sie ihm ich hätte ihn allerdings erkannt, mich aber als kleine Strafe für seine Verrätherei so gegen ihn benommen, und was die Wette anbelange, so wolle ich großmüthiger Weise auf dreimaliges Ansprechen verzichten, und der soll gewonnen haben, der den Anderen bei der nächsten Begegnung bei seinem richtigen Namen nennt; ich hoffe, sie wird das eingehen, und dann wollen wir sehen. Sie haben doch dafür gesorgt, daß ich einen meiner Leute mit dem blauen Domino an der bezeichneten Stelle finde?«

»Gewiß, gnädiger Herr!«

»Nun gut, machen Sie Ihre Sache vorsichtig, es wäre doch eine Schande, wenn wir nicht als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen würden, – ein Kampf, der mich ganz müde gemacht hat! Ich muß mir einen Platz zum Sitzen suchen und hoffe ihn an der kleinen Fontaine zu finden! dort suchen Sie mich auf, wenn ich bitten darf!«

Die Beiden trennten sich und der Prinz schritt dem Ausgange des Saales zu.

Der wilde Jäger war schon lange vor der abgelaufenen Stunde an dem Platze, wo der weiße Domino mit dem Epheublatt versprochen, ihn wiederzufinden, und hatte unterdessen vergeblich nach demselben ausgespäht. Es ist doch eigenthümlich, dachte er, wie man im Leben gerade wie auf einem Maskenballe oft so vergeblich die Begegnung eines geliebten Wesens herbeiwünschen kann, während uns andere, gleichgültige Personen jeden Augenblick in die Hände laufen! Wie oft war er in der letzten Zeit den beiden Jagdpagen begegnet, wie oft hatte er mit Walter ein paar Worte gesprochen oder dem langen Knorx in seinem Anzuge von schwarzem Sarsenet zugewinkt, welcher ruhig und ohne viel Theilnahme zu verrathen durch das Gedränge der tollen Masken schritt und von allen durch sein eigenthümlich stilles Wesen gemieden zu werden schien! Den Teufel hatte er nur ein einziges Mal gesehen, was seinen Grund darin hatte, daß dieser lustige Geselle einer Schaar toller Zechbrüder in die Hände gefallen war, mit denen er in einem der Nebenzimmer tüchtig trank und heitere Lieder sang – aber den weißen Domino hatte er seit lange nicht mehr erblickt, und wo er einen sah und ihm nacheilte, da fehlte das bewußte Epheublatt. – Sollte sie ihr Wort nicht halten – sie hatte es ihm doch so fest und sicher versprochen! – Da sah er wieder einen der Jagdpagen auf sich zutreten, Rüdning, dessen schöne, blonde Locken man unter schwarzen Haaren verborgen hatte; der schlenderte langsam näher, setzte sich auf die Tribüne zu den Füßen Rodenberg's nieder und sagte mit leiser Stimme: »Ich bin

wahrhaftig müde; es scheint mir, Du hast noch immer nicht genug und kannst Dich an dem Gewühle nicht satt sehen.«

»Das Gewühle kümmert mich wenig,« gab Rodenberg zur Antwort, wobei er übrigens dem Gefährten wenig Aufmerksamkeit schenkte.

»Ah, ich verstehe, Du suchst etwas in diesem Gedränge – nimm mir's nicht übel, das ist eine langweilige Art, sich auf Bällen zu amusiren!«

»Das verstehst Du nicht!«

»Du suchst einen weißen Domino?«

»Und wenn auch, was geht's Dich an?«

»Allerdings, es geht mich nichts an – aber Du, nach dem sich Aller Blicke richten, der von Hunderten von schönen Mädchenaugen verfolgt wird, Du könntest was Gescheiteres thun, als Dich einer Einzigen widmen, die sich stundenlang amusirt, um Dir rasch im Vorbeigehen ein flüchtiges Wort zu sagen!«

»Und Du thätest klüger, Dich um Deine eigenen Sachen zu bekümmern, als mir mit verstellter Stimme gute Lehren zu geben.«

»Ich gebe das zu; aber erkläre mir das Angenehme einer so flüchtigen Begegnung.«

Der wilde Jäger hörte mir mit halbem Ohre, denn er glaubte den weißen Domino in der Ferne zu sehen, sagte aber mit einem glücklichen Lächeln: »O, es ist etwas Entzückendes um so eine flüchtige Begegnung! Merke Dir das, Cupido, die leichte Berührung einer Hand sagt Dir oft mehr, als tausend gesprochene Worte!«

»So reiche mir einen Augenblick Deine Hand,« sagte der Jagdpage mit dem schwarzen Haare und in einem plötzlich so veränderten Tone, daß Rodenberg betroffen niederblickte, die ihm dargebotenen kleinen Finger in seine Rechte nahm und in glückseligem Tone ausrief:

»Ah, nun laß ich Dich nimmer!«

»Und doch mußt Du mich wieder entlassen – ich habe hier ein köstliches Durcheinander angerichtet, mein wilder Jäger, und will Dir später Alles auf's genaueste berichten!«

»Nein, nein, ich lasse Dich nicht!«

»Denke nur an Deine eigenen Worte, wie viele gleichgültige Reden die leise Berührung einer Hand aufwiegt!«

»Aber ich will mit Dir nichts Gleichgültiges reden, ich möchte Dir einmal lange, lange sagen, wie sehr ich Dich liebe, schöner Jagdpage, und wie glücklich es mich machte, Dir dies sagen zu dürfen!«

»Aber nicht hier – jetzt nicht, ein Maskenball mit seinem wilden Treiben ist kein Ort dazu.«

»Ah, darin hast Du nicht Unrecht, und ich will Dich lassen, wenn Du mir das Versprechen gibst, mich nur ein einziges Mal anhören zu wollen!«

»Die Erfüllung dieses Versprechens könnte gefährlich werden.«

»Bei Deinem ruhigen, starken Herzen gewiß nicht – o, versprich es mir, und ich lasse Dich!«

Seit er sie erkannt, hatte er ihre kleine Hand festgehalten und war, von der Tribune herabsteigend, neben

sie hingetreten, wobei er mit heißen Blicken ihre schlanke Gestalt betrachtete und alsdann seufzend sagte: »Und Dich soll ich jetzt wieder von mir lassen, Du reizendes, verrätherisches, wunderbares Geschöpf, sage mir nur Eines: wirst Du mir endlich einmal in Deiner wahren Gestalt erscheinen, in einer Gestalt, wo Du mich gern anhören wirst, damit ich Dir sage, wie sehr ich Dich liebe?«

»Vielleicht – doch entlasse mich jetzt!«

»Vielleicht ist ein trauriges Wort – sage ein ehrliches Ja!«

»Ja denn – ja, Du wilder Mensch und böser Jäger!« hauchte sie mit leiser Stimme. Und ehe er ein weiteres Wort sagen konnte, sah er sie behende durch die Masken schlüpfen.

Mittlerweile hatte sich das Maskenleben im großen Saale des Gürzenich zur vollsten Blüte entfaltet. Eine Menge Theilnehmer der Züge waren später erschienen, nachdem sie sich von den Mühseligkeiten des Tages erholt, und die Regentschaft des Helden Carneval, zwischen den beiden Springbrunnen aufgestellt, hatte die Huldigung der Gesandten fremder Staaten hier entgegen genommen, so wie sich ausgezeichnete Persönlichkeiten vorstellen lassen. Auch wurden Gnaden verschiedener Art so wie zahlreiche Orden an verdiente Männer und an die Mitglieder des diplomatischen Corps vertheilt, worauf das Wohl des Kleinen Rathes von den dankbaren Fremden aus großen silbernen Pokalen getrunken wurde.

Auch das tapfere Funkenheer war aufgezogen mit Musik und Fahne und hatte mit großer Mühe Spalier gebildet um einen kleinen Platz vor der Regentschaft, wo jetzt von hohen und höchsten Personen unter Paukenwirbel und Trompetenschall eine feierliche Quadrille getanzt wurde.

Unter großem Jubel erschien nun die berühmte Gesellschaft ›Zum Hahnen‹, begleitet von zahlreichen Käfigen, in denen sich das Sinnbild ihrer Genossenschaft in stattlichen lebendigen Exemplaren befand, die an verschiedenen Stellen des Saales aufgestellt wurden, um später durch ihr helles Krähen den Glücklichen, welchen keine Stunde schlägt, das Herannahen des Tages zu verkündigen. Doch wurden diese Aufzüge und Vorstellungen nur je von einem kleinen Theile der gewaltigen Masse bemerkt, verstanden und mitgefeiert. Die übrige bunte, tolle Menge, die sich wieder in Hunderte von kleinen Kreisen und Wirbeln auflöste, bildete nach wie vor eine brausende, farbige Flut, die alle Einzelheiten, kaum erschienen, auch wieder spurlos verschlang und die von den eben erwähnten Aufzügen, Tänzen und Feierlichkeiten in der nächsten Minute nichts weiter auf ihrer schillernen Oberfläche übrig ließ, als ein vermehrtes Drängen und Bewegen, den Wasserkreisen vergleichbar, die ein in die Flut geworfener Stein hervorgebracht hat. Und über diesem wildbewegten Meere brausten fort und fort die Klänge der Musik, hier und da den ab- und zuflutenden Wogen etwas Tactmäßiges verleihend.

Folgen wir einem blauseidenen Domino, der von dem Nebenzimmer herkam und den Saal während einer halben Stunde mit einer Rastlosigkeit durchsuchte, die wohl eines besseren Erfolges werth gewesen wäre; endlich aber lehnte er sich sichtbar ermüdet an einen der kolossalen Kamine, die sich auf der Längewand des Saales befinden, nahm hier seine Larve ab und zeigte ein sehr erhitztes und verdrießliches Gesicht mit einer von Schweiß befeuchteten Stirn, welche er sich bemühte, mit seinem Taschentuche abzuwischen und sich alsdann Kühlung zufächelte. In dieser Beschäftigung ließ er sich auch nicht stören, als eine der stahlblauen Larven, von denen wir vorhin gesprochen, dicht vor ihn hintrat.

»Es ist gerade so, als wenn ihn die Erde verschlungen hätte,« sagte der im blauen Domino; ich habe den Saal so nach allen Richtungen durchmessen, daß er mir nicht hätte entgehen können! Haben Sie etwas von ihm bemerkt?«

»Vor einer halben Stunde sah ich ihn mit dem wilden Jäger plaudern.«

»Ah, man machte sich vielleicht über mich lustig; doch unbesorgt, ich hoffe auch noch zum Lachen zu kommen, und gerade dadurch, daß ich die ganze Jagd fallen lasse und wie ich von Anfang an hätte thun sollen, meinem eigenen Vergnügen nachlaufe!«

»Verzeihen mir Eure Hoheit, wenn ich einen sehr gewöhnlichen Ausdruck gebrauche, aber Sie sprachen da so eben eine räuberhaft schöne Idee aus,« erwiderte der Adjutant im Tone der Befriedigung, »die Anderen haben

leicht mit uns Maskerade spielen, sie sind ihrer Drei und Vier und . . . «

»Sind von einem klugen Kopfe regiert – nein, nein, Werdenberg, wir wollen ehrlich sein, tüchtig in die Karten haben wir uns sehen lassen; doch wie gesagt, ich gebe meine Jagd auf und meine Wette verloren; amusiren Sie sich noch so gut, als Sie können. Sehen Sie, da haben wir unsern weißen Domino wieder, denselben, mit dem ich vorhin sprach, eine allerliebste Person – ich werde ein wenig in ihrer Gesellschaft umherschlendern, wer weiß, welches Abenteuer uns noch schadlos hält!«

Damit setzte der Prinz seine Larve wieder auf und näherte sich rasch der Maske, von der er so eben gesprochen und welche durchaus keine Miene machte, als wolle sie ihm entgehen, ja, die ihn fast zu erwarten schien.

»Schöne Maske,« sagte der blaue Domino, »verzeihe mir, daß ich nochmals in Deinen Weg trete!«

»Ah, Du bist es, der artige Ritter von vorhin mit der dunkelblauen Larve; scheint Dir meine Gesellschaft jetzt wünschenswerth?«

»Gewiß, und mir selbst zur Strafe bin ich seitdem allein geblieben und hatte Zeit über meine Unart nachzudenken, Dich vorhin so ohne Weiteres verlassen zu haben!«

»Das hat mir allerdings auch zu denken gegeben, und in diesen tiefen Gedanken versäumte ich es, meine Begleitung aufzusuchen, und daher bin ich eben so allein, wie Du.«

»Ein herrlicher Zufall, den wir dadurch nützen können, wenn wir uns jetzt für eine kleine halbe Stunde vereinigen – wärest Du großmüthig genug, meinen Arm anzunehmen?«

»Warum nicht, armer Ritter, denn Du dauerst mich von Herzen – es ist hart, zu einem einmal verschmähten Gegenstande zurückkehren zu müssen!«

»Zu müssen! Darin irrst Du Dich! Wirst Du mir wohl glauben, wenn ich Dir sage, daß ich Dich seither überall gesucht, weil Dein freundliches Gesicht, Dein schönes Auge, Deine frischen Lippen, vor Allem Dein blondes Haar einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht – wirst Du mir das glauben?«

»Nein,« erwiderte der weiße Domino lachend, »denn als Du mich vorhin betrachtetest, sah ich in Deiner Miene nichts, als daß Du gränzenlos bestürzt warst, so unangenehm enttäuscht zu sein!«

»Du übertreibst; obgleich ich Dir allerdings zugeben will, daß ich Dich für Jemand anders hielt, so war doch von Bestürzung keine Rede, denn jene Person, die ich suchte, ist mir im Grunde höchst gleichgültig. Es betraf nur eine Wette, und wenn ich ihr allenfalls zu danken verpflichtet bin, so ist es nur, weil sie mir, ohne es zu wollen, Gelegenheit gab, Dich, reizende Blondine, kennen zu lernen!«

»Du gehst rasch, blauer Domino, Du gibst mir da Namen, die mir doch für unsere gar zu kurze Bekanntschaft nicht passend erscheinen.«

»So sage mir, wie ich Dich nennen soll. Es hat etwas Gespensterhaftes, Jemanden zu lieben, der keinen Namen hat.«

»Du wirst so rasch vorwärts gehen, daß Du über Deine eigenen Worte strauchelst und fällst ich habe durchaus nicht die Absicht, von Dir geliebt sein zu wollen!«

»Du wirst doch einen Maskenscherz verstehen?«

»O gewiß, und wenn Du als solchen einen Namen für mich brauchst, so nenne mich meinetwegen bei dem Namen jener, die Du gesucht und gefunden!«

»Nein, das wäre mir eine unangenehme Erinnerung.«

»Mir scheint, man muß sich vor Dir in Acht nehmen, Du bist eben so vergeßlich als undankbar.«

»Stelle mich auf die Probe, ob ich das wirklich bin – nenne mir Deinen Namen und Deine Wohnung, und Du wirst morgen sehen, ob ich vergeßlich oder undankbar bin.«

»Schon wieder im Galopp, Ritter vom blauen Domino; ich ziehe einen langsamen Schritt vor!«

»Sei nicht so grausam, mir Alles zu verweigern und mir Deine kleine Hand zu entziehen, wie Du eben thust; es ist mir leichter und süßer, Dich so zu führen!«

»Wenn es mir aber nicht süßer ist, so geführt zu werden? – Erlaube mir überhaupt eine Frage, blauer Domino: wohin führst Du mich eigentlich?«

»Dort zu der kleinen Fontaine – es ist dies ein allerliebster Platz, um auszuruhen und zu plaudern, und dagegen wird Deine Grausamkeit wohl nichts einzuwenden haben?«

»Gewiß nicht, setzen wir uns!«

Sie ließen sich auf die Bank nieder, wo vorhin der schwarze Domino mit dem Jagdpagen gesessen, etwas, das der blaue Domino ganz vergessen zu haben schien, denn er bemühte sich, seine Nachbarin durch die süßesten Worte von dem außerordentlichen Eindrucke zu überzeugen, welchen sie auf ihn gemacht; ja, im Eifer des Gespräches hatte er ihre Hand genommen, und da er ein vollkommener Kenner war, so sah er mit großer Genugthuung sowohl die Feinheit der Finger als die Eleganz des tadellosen, hellen Handschuhes.

»Und Deinen Namen soll ich nie erfahren?« fragte er dringender.

»Und wenn es ein Name wäre, der Dich erschreckte?«

Der blaue Domino stutzte, denn es gab allerdings solche Namen, die, hier ausgesprochen, ihn hätten erschrecken können; doch faßte er sich rasch und entgegnete: »Sei unbesorgt, schöne Maske, um mich zu erschrecken, mußtest Du mir ein anderes Wort sagen, als irgend einen beliebigen Namen; vielleicht ein Wort des Abschiedes oder Verabschiedung.«

»Ei, ei, Prinz Heinrich,« sagte jetzt der Domino in sehr ruhigem Tone, »Du verläugnest ja jetzt auf einmal Deine ganze Vergangenheit, und ich bin doch überzeugt, daß ich nur irgend einen Namen zu nennen brauchte, um Dich an eine heitere oder an eine dunkle Stunde zu erinnern.«

Der blaue Domino war unwillkürlich etwas zusammengefahren, doch lachte er in der nächsten Secunde

hell und lustig auf, worauf er zur Antwort gab: »Ich muß hier Jemanden haben, der mir merkwürdig ähnlich sieht, oder der ein ähnliches Costume trägt; ich habe schon einige Male für meinen Doppelgänger pikante Bemerkungen aushalten müssen.«

»Allerdings hast Du einen Doppelgänger, doch er ist der falsche, während Du der ächte bist!«

»Laß den Scherz, sage mir lieber Deinen Namen!«

»Der Dich erschrecken müßte!«

»O, unbesorgt, ich habe starke Nerven – nenne mir Deinen lieben Namen, damit ich ihn innig ausspreche, wenn ich Deiner gedenke!«

»Nein, nein, Du bist zu wandelbar, um Dir trauen zu dürfen – wie oft hast Du heute Abend schon die gleichen Redensarten angewandt?«

»Nicht ein einziges Mal, das könnte ich beschwören.«

»Und wenn ich jene hörte, die Du vorhin aufgesucht und der Du gewiß nicht minder innige Worte zugeflüstert, wie jetzt mir!«

»Möchte sie mich hören – ich versichere Dich, reizende Maske, Du hast mich in einem ganz falschen Verdachte!«

»Nun denn,« gab der weiße Domino lachend zur Antwort, indem er langsam seine Larve vom Gesichte entfernte, »so wollen wir den Scherz beendigen, um von Eurer Hoheit die Versicherung zu erhalten, daß ich meine Wette glänzend gewonnen habe!«

Der Prinz war ein vollendeter Weltmann, ein vortrefflicher Fechter, bekannt durch seine Geistesgegenwart. Jeden Anderen, als ihn, müßte der Anblick Juanita's ziemlich aus der Fassung gebracht haben; denn, um der Wahrheit die Ehre zu geben, er hatte nicht im entferntesten daran gedacht, sie unter dem weißen Domino zu finden. Auf seinen Zügen erschien auch für eine Secunde ein eigenthümlicher Ausdruck, welcher sich aber, statt in Erstaunen und Ueberraschung, in eine außerordentliche Heiterkeit verwandelte, mit welcher er lachend sagte: »Das ganze Maskenspiel von heute Abend, theuerste Marquesa, nenne ich doch ein pikantes Anziehen und Abstoßen – erlauben Sie mir, daß ich Ihnen als großer Meisterin in der Intrigue die Hand küsse, gestatten mir dabei aber, zu bemerken, daß in dem eben gespielten Acte Ihres Lustspiels die Vermittlung von mir ausging – ich wußte genau, wen ich diesmal zur kleinen Fontaine führte!«

»Prinz, Prinz! – Wollen Sie mir abstreiten, daß ich meine Wette gewonnen?«

»Das nicht, aber Sie werden dagegen so großmüthig sein und mich bei sich selbst vor der Beschämung erretten, Sie dreimal verkannt zu haben?«

»Und die reizende Blondine?«

»Spotten Sie nicht! Sie war hübsch genug, um es allenfalls glaublich zu finden, daß man sich in Kummer und Schmerz über Ihren Verlust ein paar Augenblicke mit derselben beschäftigte.«

»Wofür ich ihr dankbar bin,« erwiderte Juanita, »und da ich nun meine Wette gewonnen habe, so ist es doch in

der That eine höchst gelinde Strafe, welche ich über Sie verhänge, daß ich, an unserer Uebereinkunft festhaltend, Sie ersuche, eben diese hübsche Blondine eine Zeit lang durch den Saal zu führen!«

»Und so müßte ich Sie jetzt schon wieder verlassen? – Ich kenne keine grausamere Strafe – sagen Sie nur, welchen Zweck Sie dabei haben, mich so zu quälen – wissen Sie keine Aenderung meiner Strafe?«

»Lassen Sie mich nachsinnen – o ja, ich wüßte eine!«

»Die mich nicht von Ihrer Seite verbannt?«

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen – Sie verschmähen also meine hübsche Blondine, eine so reizende, kleine Frau?«

»Sie ist verheirathet? – Um so mehr muß ich mich entfernt halten – ich möchte sie nicht compromittiren – hofentlich kennen Sie meine Grundsätze, Marquesa?«

»Ich bin in Verzweiflung,« sagte Juanita im heitersten Tone, »wie ich diesmal Ihre strengen Grundsätze mit meiner gewonnenen Wette vereinigen soll!«

»O, wenn Sie nur wollen – Ihrem scharfen Verstande fehlt es nie an einem Mittelwege!«

Juanita dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: »Ich glaube in der That, Eurer Hoheit diesmal Recht geben zu dürfen – aber wenn ich Ihnen einen anderen Vorschlag mache, so hoffe ich auf keine Widerrede zu stoßen!«

»Mein Wort darauf, da ich von Ihrer lebenswürdigen Discretion überzeugt bin! – Was soll ich thun?«

»Einen tüchtigen Künstler, den Mann meiner kleinen Blondine, protegieren.«

»Mit Vergnügen – was habe ich zu thun?«

»O, eine Kleinigkeit – ihm zu erlauben, daß er sich morgen früh bei Ihnen meldet, worauf Sie ihm sagen: Sie hätten sich schon lange darauf gefreut, einen Künstler von so bekanntem und gutem Namen kennen zu lernen.«

»Und wie heißt dieser mir so genau bekannte Künstler?« fragte lachend Seine Hoheit.

»Er heißt Bergmüller,« fuhr Juanita fort, ohne sich im mindesten an das leichte Kopfschütteln des Prinzen zu kehren – »Bergmüller, ein junger Mann, der hübsche Landschaften malt und dem geholfen ist, wenn er sagen darf, Eure Hoheit habe ihm ein Bild bestellt – verstehen wir uns, Prinz?«

»Vollkommen,« entgegnete der blaue Domino und setzte galant hinzu: »Theuerste Marquesa, ich weiß nicht, was ich an Ihnen mehr bewundern soll, Ihre Schönheit, Ihren Verstand oder Ihre Herzensgüte! O, lassen Sie mich vor der letzten, köstlichsten Eigenschaft anbetend niederfallen, indem Sie mir die Erlaubniß geben, Sie statt der reizenden Blondine einmal durch den Saal führen zu dürfen!«

»Wenn dieses ›Einmal‹ wörtlich zu verstehen ist, so will ich meine Herzensgüte leuchten lassen – aber nur einmal, denn ich habe noch andere Verpflichtungen, und auf einem Maskenballe liebe ich schrankenlose Freiheit!«

»O, der Glückliche, dem Sie sich verpflichtet!«

»Es ist ein Act der Dankbarkeit,« entgegnete das schöne Mädchen in gleichgültigem Tone; dann legte sie den Arm in den des Prinzen und schritt mit ihm durch den Saal. –

Walter war mit Bergmüller zusammengetroffen, und letzterer führte einen der Jagdpagen am Arme.

»Wenn es Dir recht ist,« sagte der alte Maler, »so schlängeln wir uns ein wenig in die Nebensäle; ich muß Dir schon gestehen, daß dieses kolossale Lärmen anfängt, bedeutend auf meinen Kopf zu wirken. Suchen wir von der Maaßen auf – das ist gewiß der glücklichste Teufel unter allen höllischen Heerschaaren!«

»Ich will Dich für einen Augenblick hin begleiten,« entgegnete Bergmüller und setzte mit einem Blicke auf seinen Gefährten hinzu: »dann aber nach Hause gehen – meine Frau ist müde und auch ich sehne mich nach Ruhe.«

»Eigentlich könnte ich Deinem Beispiele folgen, doch muß ich vorher nach Rodenberg sehen; wir wollten uns bei der dritten Säule dort treffen.«

»Vor der Hand thust Du ihm keinen Gefallen, wenn Du ihm in den Weg trittst,« sagte Bergmüller, indem er sich lächelnd umschaute; »sieh', dort kommt er eilig daher, nicht weil er uns hier sieht, sondern weil er angelegentlich jenen beiden Dominos folgt, dem blauen und dem weißen.«

»Er bleibt als der wildeste der Jäger in seiner Rolle und jagt die weiße Hindin,« versetzte Walter und fragte gleich

darauf: »Hast Du den sanften Eduard und Knorx nicht gesehen?«

»O ja, Rüding vor einer halben Stunde am Arme einer dicken Tyrolerin.«

»Hast Du sie gekannt, Wassermüller?«

»Hm,« machte jener mit einem eigenthümlichen Blicke auf seine Frau.

»Nun, wir werden morgen schon erfahren, welche vornehme Dame ihn beglückt hat; wenigstens war's eine Prinzessin – doch wo ist Knorx geblieben?«

»Er langweilte sich und ist schon vor einer Stunde nach Hause.«

»Doch sieh', Rodenberg hat seinen Zweck erreicht, der blaue Domino ist abgefahren, und er führt die weiße vermummte Dame mit einer Ruhe und Behaglichkeit, die mir zu denken gibt – welche Zeit ist es eigentlich?«

»Ein Uhr vorüber,« sagte der Page am Arme Bergmüller's in einem bittenden Tone.

»Da können wir es nach einem so angestregten Tagewerke verantworten, wenn wir uns zurückziehen; doch bleibe noch einen Augenblick, Nebelmüller, der wilde Jäger kommt gerade auf uns zu, vielleicht daß er uns des Versprechens, ihn zu erwarten, entbindet.«

Rodenberg näherte sich in der That, den weißen Domino am Arme, welcher dem Jagdpagen die Hand vorstreckte und in freundlichem Tone sagte: »Ich danke Ihnen für Ihre Hülfe und hoffe, Sie werden es erfahren, wie erkenntlich ich Ihnen bin – gute Nacht, Herr Walter, morgen sehen wir uns wieder!«

»Sollen wir Dich hier erwarten?« fragte der ehemalige Drache Griesgram.

»Sei so gut – ich bringe nur diese Dame an ihren Wagen und bin sogleich wieder hier.«

So war es auch. Rodenberg kam nach einigen Minuten wieder und war mit dem Vorschlage Walter's, nach Hause zu gehen, vollkommen einverstanden. Wenn man nur Rüdینگ's hätte habhaft werden können! Doch war der vormalige Cupido nirgends vorzufinden, was dem alten Maler abermals und noch auf ganz andere Art zu denken gab, wie er sagte – »was meinst du, Nebelmüller?«

»Nun, er wird hoffentlich bei dem Wagestück nicht verloren gehen!

»Aber van der Maaßen müssen wir mitnehmen,« meinte der wilde Jäger.

»So viel ich vorhin gesehen, wird das schwerlich angehen; er ist zu sehr geistig erheitert, um sein Gelage jetzt schon zu verlassen, und noch nicht erheitert genug, um uns gutmüthig nach Hause zu folgen – auch haben wir eigentlich keine Verpflichtung, diesen Teufel in's Bett zu liefern.«

»Als die allgemeinen Freundespflichten,« sagte Rodenberg.

»Nun, die will ich erfüllen,« fuhr Walter fort, »indem ich an sein Horn eine Visitenkarte spieße mit seiner Adresse: ›Mainzer Hof, Zimmer Vierzehn‹; dahin wird ihn schon seiner Zeit eine mitleidige Seele abliefern.«

»Ich habe nichts dagegen; aber vorher müssen wir nach ihm sehen.«

»Nach ihm hören, wird gescheiter sein; denn wenn er uns sieht, wie wir ihn, so wird er wehmüthig und läßt uns nicht mehr los – da ist er in seiner ganzen Größe und Dicke!«

Während des letzten Gespräches hatten sie den Ballsaal verlassen und erblickten, unter der Thür des Nebenzimmers stehend, den höchst glücklichen Employé des Lyoner Hauses, wie er sich in einem Kreise lustiger Zecher bemühte, beim Genusse guten französischen Champagners schlechte deutsche Lieder zu singen, und zwar von einer Sorte, welche deutlich anzeigte, daß er, wie Walter vorher gesagt, noch nicht in jenen Zustand gekommen war, wo er sich seufzend und mit einem wehmüthigen Schluchzen der Führung eines guten Freundes unbedingt anvertraute; er schien noch vollkommen die Ahnung seines eigenen Ichs zu haben, denn er sang, wahrscheinlich in Beziehung auf seine Maske, mit seiner haarscharfen Discantstimme den Refrain eines berühmten Liedes:

»Wir brauchen keinen Schneider,
Kein' Schneider in der Höll', juchhe!«

XXXVII. SEID FROH BEGRÜSST, IHR MUNTERN BRÜDER!

Rodenberg und Walter hatten nach dem Balle, vor dem Kaminfeuer sitzend, eine gute Cigarre geraucht und die Erlebnisse des verflossenen Tages besprochen – ein zweites und oft nicht minder angenehmes Genießen vergangener, schöner Stunden. Knorx, der schon früher nach

Hause gekommen war, hatte sich zu ihnen gesellt, da er, wie er sagte, mit dem tollen Lärmen im Kopfe nicht schlafen könne. Sie hatten die Absicht, Rüding zu erwarten; doch als dieser immer noch nicht kam, gingen die Drei zu Bette, um, müde wie sie waren, bis tief in den nächsten Tag hinein zu schlafen. Der lange Bildhauer hatte nicht einmal gehört, wann Rüding nach Hause gekommen, und war sehr erstaunt, beim Erwachen den sanften Eduard ruhig schlummern zu sehen.

Da sich Niemand besonders beeilte, sein Lager zu verlassen, auch in dem Hause selbst eine so außerordentlich wohlthuende Ruhe herrschte, so verkündeten schon die Glocken der zahlreichen Kirchen Kölns die Mittagsstunde, ehe sich unsere Freunde um den Frühstückstisch versammelt hatten, welcher vom umsichtigen Haushofmeister mit Speisen und Getränken besetzt war, wie man sie nach einer Ballnacht gern sieht und genießt.

»Wenn ich denke, daß morgen Aschermittwoch ist,« sagte Walter kopfschüttelnd, nachdem er seine Austern verzehrt und ein Glas Chablis dazu getrunken, »so möchte ich blutige Thränen weinen!«

»Besonders, daß die schönen Tage von Aranjuez alsdann vorüber sind,« meinte Rüding mit einem leichten Seufzer.

»Wobei man, was Dich anbetrifft, hinzusetzen darf: ›Euer Hoheit verlassen es nicht heiterer,« erwiderte der alte Maler; »denn ich bemerkte an Dir trübe Augen und ein melancholisches Herabhängen Deiner Unterlippe –

he, Bürschlein, was war denn das gestern Abend mit einer gewissen Tyrolerin?«

»Habe ich Dich schon nach Deinen Abenteuern gefragt, oder hältst Du mich für indiscret genug, über Sachen zu reden, die mich nicht allein betreffen?«

»Ich glaube, da könntest Du Deine Discretion aus dem Spiele lassen und erzeigtest ihr einen Dienst, wenn Du so indiscret als möglich wärest.«

»Darf ich wohl fragen, wen Du unter der Benennung ›ihr‹ verstehst?« sagte Rüding in sehr hochnäsigem Tone.

»Nun, ›sie, die Eine, Kleine, Meine,‹ würde van der Maaßen sagen – doch, Scherz bei Seite, sanfter Eduard, ich mache Dir mein Compliment; mich müßte Alles trügen, oder sie war aus einem guten – Hause.«

Die Anderen lachten, mit Ausnahme Rüding's, welcher, nachdem er einen tüchtigen Bissen niedergekauet, ernsthaft zur Antwort gab: »Sie ist aus einer sehr guten Familie; ihre Mutter ist bei einem Wechselgeschäfte betheilig.«

»*En gros ou en détail* – ah, ich verstehe und habe immer gesagt, Rüding ist ein verfluchter Kerl, der stets das Fett von der Suppe ablöffelt!«

»*Bon jour, Messieurs, comment vous portez-vous?*« hörte man jetzt die feine Stimme van der Maaßen's sagen, während er seinen dicken Kopf zur Thüre hereinstreckte – »darf man näher kommen?«

»Auf diese bescheidene Frage hin,« sagte Rodenberg lachend, »kann man Dir den Eintritt nicht verweigern, obgleich Du sonst durch Deine gestrige Aufführung wohl

verdient hättest, daß man für Dich in einem anständigen Hause nicht mehr sichtbar wäre!«

»*Mais comment? J'ai fêté le carnaval comme diverses Messieurs Français que je connâitre après nous avons boiré ei nous avons chanté.*«

»Ja wohl, wunderschöne Lieder – ›Wir brauchen keine Schneider, keine Schneider in der Höll', juchhe!« – Sei ehrlich, van der Maaßen, und sage, um welche Zeit hat man Dich hinausgeworfen?«

»Ich kann das nicht genau angeben, ob und wann; genug, ich fand mich auf der Straße wieder und weiß nur noch, daß ich an den Häusern hinaufstarrte, um irgend einen Straßennamen lesen zu können.«

»Bei stockdunkler Nacht – bei Dir muß es gut ausgesehen haben!«

»Ich gestehe das – ich war stark bekneipt.«

»Und wer brachte Dich zu Bette?«

»O, so weit sind wir noch lange nicht! Ehe ich dazu kam, habe ich einen entsetzlichen Vorfall erlebt, der mich ziemlich nüchtern machte.«

»Setz' Dich nieder und erzähle, van der Maaßen – willst Du ein Glas Wein trinken?«

»Ich sehe da vortreffliche Sardellen, kühle, salzige Sardellen, die mich so einladend anschauen . . .

»Ich war also auf der Straße,« fing van der Maaßen an, nachdem er tüchtig gegessen, »und weiß nicht ganz genau, ließ mich meine Gesellschaft im Stiche oder ich die Gesellschaft – genug, als ich keinen Straßennamen unterscheiden konnte, setzte ich mich auf einen Eckstein und

wäre wahrscheinlich eingeschlafen, wenn mich nicht ein paar kreischende Weiberstimmen aufgeschreckt hätten.«

»Die sich vor dem Teufel auf dem Ecksteine fürchten?«

»Wahrscheinlich – ich zog also weiter durch die kalten Straßen, schauernd und fröstelnd, denn ich hatte vergessen, meinen Paletot in der Garderobe abzuholen; ich glaube, ich zog dahin wie ein naß gewordener Hund mit eingezogenem Schweife, gerade aus, dann rechts, dann links, dann wieder links oder rechts bis ich mir endlich einbildete, zu Hause zu sein. Doch war dieß eine Täuschung, welche durch einen schwachen Lichtschein hervorgebracht wurde, der mir so recht behaglich aus einem Parterrezimmer entgegenleuchtete; ich glaubte, ich sei am Mainzer Hofe und der Portier erwarte mich mit Schlüssel und Licht.«

»Aha,« meinte Walter, »da bist Du vielleicht einer dicken Tyrolerin begegnet, welche dem sanften Eduard heimleuchtete?«

»Das weniger; es wäre mir lieber gewesen, als was ich fand. Als ich im Zickzack auf die Hausthür losging, dieselbe offen fand und in einen schmalen, dunkeln Gang kam, an dem ich mit den Händen fortstappte, bis ich den Drücker einer Thür erfaßte, die ebenfalls aufging und mich in ein schwach erhelltes, aber angenehm erwärmtes Zimmer treten ließ – ich weiß nicht, wie mir war – aber trotz meines Nebels sah ich hier etwas, das mir unheimlich vorkam: in der Mitte des Zimmers stand ein langer Schragen und darauf lag etwas Schmales und Eckiges mit

seltsamen Formen, das mit einem weißen Tuche zugedeckt war; hinten in der Ecke des Zimmers aber bemerkte ich eine alte Frau auf einem Lehnstuhle sitzen, die wohl eingenickt sein mochte, nun aber bei meinem Eintritte aufschaute, ihre Augen weit aufriß und dann mit einem gellenden Schrei in's Nebenzimmer verschwand.

»Ich fand das komisch, und da ich keine Ahnung hatte, wo ich mich befand, mich auch die Wärme unwiderstehlich schlaftrunken machte, so setzte ich mich in den Lehnstuhl, wo ich augenblicklich einschief. Wie lange ich hier geruht, weiß ich nicht; aber ich erwachte, weil man mir kaltes Wasser in's Gesicht spritzte, und als ich nun meine Augen aufriß, sah ich eine Menge Menschen vor mir im Zimmer stehen, ein paar brennende Kerzen, die ich vorher nicht bemerkt, und vor mir einen Mann, der ein weißes Hemd über seiner Kleidung trug und dem ich durch das Anspritzen mit dem kalten Wasser nicht nur mein Erwachen zu verdanken hatte, sondern auch, daß ich ziemlich nüchtern geworden war – wo war ich – wer war ich? Ich fühlte dabei an meinen Kopf, und als ich dort die Hörner meiner Maske entdeckte, mich auch unter sonderbaren Worten als Teufel anreden hörte, auch den Schragen etwas näher in's Auge faßte, da ging mir ein kolossales Licht auf, und bei mir denkend: *»sauve qui peut!«* sprang ich in einem gewaltigen Satze von dem Sessel auf gegen die Thür zu, wobei ich den Mann mit dem weißen Gewande beinahe auf den Boden geworfen hatte, und erreichte unter einem fürchterlichen Gezeter und

Gekreische glücklich die Straße, wo ich auf's Gerathewohl davonlief, so rasch mich meine Beine tragen wollten. Der Morgen dämmerte heraus und von vielen Kirchtürmen klangen die hellen Glocken – ich kam mir recht sündhaft vor.«

»Das bist Du auch,« sagte der lange Bildhauer in bedenklichem Tone – »nimm das als eine Mahnung und kehre beizeiten um; überhaupt,« setzte er, sich rings umschauend, hinzu, »könnte uns ein Bischen andere Lebensweise nicht schaden!«

»Sprichst Du wieder wie Dein Todtenkopf?« brummte Walter – »nimm mir nicht übel, Du fängst an, ein altes, unausstehliches Kameel zu werden. Da macht er den Carneval mit, Massenzug und Ball, wie der jüngsten Einer, und ist darauf Prediger in der Wüste!«

»Allerdings habe ich das Alles mitgemacht, aber mir selbst gleichsam zur Buße, und morgen, wo die wilden Tage vorüber sind, werde ich ein musterhaftes Leben beginnen.«

»Morgen, morgen, alter Heuchler – aber heute gehst Du noch mit auf die Hochstraße und treibst Unsinn wie die Anderen!«

»Mitgehen werde ich, doch keinen Unsinn treiben; ich werde mich in ein schwarzes Gewand hüllen, ich werde den Todtenkopf unter meinen Arm nehmen und werde den Begegnenden mein ›Mene, Mene!‹ zurufen.«

Walter hatte seine Rechte um den Arm des langen Bildhauers gelegt und sagte ihm mit ernstem Tone: »Mein lieber Freund, es ist wahrhaftig Zeit, daß Du Dich morgen in's Kloster sperrst!«

»Gewiß, und ich werde für Dich dort ein Plätzchen vorbereiten.«

»Wer weiß, was geschieht!« erwiderte der alte Maler nachdenkend – »wenigstens kannst Du es mich wissen lassen, wie es Dir drinnen bekommt.«

»Guten Morgen, ihr Leute.« hörte man jetzt Bergmüller lustig ausrufen, und als er in's Zimmer getreten war, schauten ihn Alle verwundert an: er trug einen schwarzen Frack, eine weiße Halsbinde und sein dichtes, emporstehendes Haar war auf's sauberste mit einem tiefen Scheitel versehen.

»Nebelmüller, wo kommst Du her?«

»Wassermüller, was ist mit Dir vorgegangen? Da siehst ja so glücklich und heiter aus wie ein Bräutigam!«

»Bist Du irgendwo Professor geworden, Kohlenmüller?«

»Oder hat man Dir vielleicht ein Bild bestellt?« fragte der sanfte Eduard in etwas neidischem Tone.

»Dein gutes Herz hat es getroffen!« rief Bergmüller lustig – »wir Ihr mich da seht, komme ich von einer Audienz bei Seiner Hoheit dem Prinzen Heinrich – höchst-dieselben geruhten, mir ein großes Bild zu bestellen, und erlaubten mir, dafür den Preis zu bestimmen!«

»Da wünsche ich Dir Glück!« rief Rodenberg mit Herzlichkeit – »das freut mich aufrichtig, denn ich bin überzeugt, es gibt Deinem Leben eine ganz andere Wendung!«

»Gott geb's! – Ich war zu Hause, und ich sage Euch, mein kleines, gutes Weib hat eine ganz unsinnige Freude gehabt, und was die theure Schwiegermutter anbelangt, so betrachtet sie meine Persönlichkeit von nun an mit solcher Ehrfurcht, daß sie die Kattunjacke sogleich dem Lehrling geschenkt hat!«

Rodenberg hatte leise sein Glas erhoben und trank einen Toast ohne Worte, die aber in seinem Herzen so nachzittern mochten, daß er es nicht unterlassen konnte, die Rechte auf seine Brust zu drücken. – »So wäre denn für Manchen von uns dieser Aufenthalt von recht guten Folgen gewesen, nur Walter und ich gehen vor der Hand leer aus!«

»Du?« erwiderte der alte Maler mit einem eigenthümlichen Blicke – »sei ehrlich und laß – uns schweigen.«

»Ich wollte auch nur noch hinzusetzen, daß wir unserer liebenswürdigen Wirthin für alles das zu Dank verpflichtet sind und daß es nicht zu viel ist, wenn wir ihr Morgen unser Album übergeben.«

»Wozu auch ich noch ein Aquarell beitragen werde,« sagte Bergmüller; »den Einband sah ich heute Morgen, er ist in einer Stunde fertig und wird prachtvoll ausfallen – übergeben wir ihn *in corpore*?«

»Ich denke so – morgen um diese Zeit.«

»Und spenden dazu unsern Dank für freundliche Aufnahme,« sagte Walter.

»Und jetzt hinaus auf die Hochstraße!« rief van der Maassen – wir essen doch zusammen?«

»Ja, wir wollen uns gegen sechs Uhr im Kaiserlichen Hofe treffen.«

»Abgemacht – gehen wir mit einander fort und sehe Jeder, wie er's treibe,« sprach der lange Bildhauer, worauf Walter den sanften Eduard auf die Schulter klopfte und hinzusetzte: »Und wer steht, daß er nicht falle!«

Am Fastnachts-Dienstag hat das Leben in den Straßen Kölns viel von den Carnevals Italiens, namentlich der Städte Venedig und Rom. Wenn auch die meisten Plätze und Straßen von mehr oder minder lustigem Maskentreiben erfüllt sind, so kann man doch die Hochstraße als den Corso Kölns betrachten, wo die dichtgedrängten Massen in Einem fort ab- und zuströmen. Von irgend einer allgemeinen Idee, die ausgeführt wird, ist nicht mehr die Rede; Jeder amusirt sich für sich, und wenn sich hier und da eine kleine Gesellschaft zusammen gethan hat, so ist es, um irgend etwas Vereinzelt auszuführen, was aber mit dem ganzen Leben und Treiben durchaus in keinem Zusammenhange steht.

Und nicht nur einzelne Alters- oder Standesklassen sind hier vertreten, Jeder, ohne Unterschied des Ranges, und sowohl die Jugend wie das Alter genießt den Carnival. Achtbare Kaufleute und Fabrikanten, die Träger bedeutender Firmen, welche in gewöhnlichen Zeiten von

Morgens bis Abends ernsthaft vor ihrem Hauptbuche sitzen oder auf ihrer Wiegkammer beschäftigt sind, treiben sich heute in den abenteuerlichsten Costumes auf den Straßen umher, um dort ihre Bekannten zu finden oder Besuche zu machen in befreundeten Häusern, und finden es dabei ganz in der Ordnung, wenn sich ihr jüngster Commis oder Lehrling einen guten Witz erlaubt mit dem gestrengen Principal. Solide Handwerker haben sich auf's tollste verummmt, suchen ihre Kunden auf und geniren sich durchaus nicht, ihnen mit der Freiheit der Maske tüchtig die Wahrheit zu sagen, wobei es aber nicht selten vorkommt, daß ihnen von den eigenen Gesellen zuweilen arg mitgespielt wird.

Dabei erscheint die Jugend im ausgelassensten, tollsten Jubel, bald in anständigem Maskenanzuge, bald verkleidet mit Allem, was ihnen gerade in die Hände gefallen. Und selbst die Lehrlinge und Buben, deren Geschäft ihnen nicht erlaubt, den ganzen Tag auf der Straße herumzulaufen, stehen maskirt vor den Ladenfenstern, an der Fleischbank oder der Druckerpresse und benutzen jeden Augenblick, um auf die Straße hinauszustürzen und dort ihr lärmendes Wesen zu treiben. Nimmt man hierzu den größten Theil der schönen Trachten und Charaktermasken, die wir bereits in dem Carnevalszuge gesehen, und bedenkt man, daß die Theilnehmer und Mitspieler an dem heutigen Carnevalsfeste auf Straßen und Plätzen nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden und aber Tausenden zu zählen sind, so kann man sich vielleicht einen Begriff machen, welches ungeheure Leben

und Treiben jetzt die alte Colonia erfüllt. Dazu kommt Musik in allen Ecken und Enden, in den Häusern, auf den Straßen, auf Plätzen, bald gut zusammengesetzte Banden, bald kleine Trupps, vielleicht aus zwei Streich- und zwei Blasinstrumenten bestehend; hier ein paar Dilettanten mit Violine und Clarinette, dort ein paar Andere mit Guitarre und Flöte, ein einzelnes Waldhorn oder eine schmetternde Trompete, auch wohl Trommeln und Triangel, ohne jede andere Begleitung von ein paar Mohren gehandhabt; hier ein Bärenanzug mit dem dazu passenden Geleier, dort eine Hundekomödie mit Tamburin, Piccolo-Flöte, an der Straßenerke eine Mordgeschichte mit verstimmtem Leierkasten und noch verstimmteter Gesangbegleitung.

So hört man durch all' dieses Gewühl und Gebrause den Klang unzähliger Instrumente und Stimmen, oft in der furchtbarsten Disharmonie, welche noch verschärft wird durch das Grollen der Rummelspötte, das Klatschen der Pritschen und das weithin schallende Geräusch der hölzernen Klappern.

»Geck, lohs Geck elans!« tönt es in unsern Ohren, und da wir uns beeilen, rasch einer Truppe kölnischer Bauern, welche Arm in Arm kommen, auszuweichen, stoßen wir mit einem Quacksalber zusammen, der sein Mordinstrument augenblicklich auf uns richtet und uns so seitwärts treibt, vielleicht in den Arm eines Hanswurstes, der klatschend von seiner Pritsche Gebrauch macht und uns so

unwillkürlich gegen einen ernsthaften Advocaten anrennen läßt, welcher uns erboht am Kragen faßt und für dieses Attentat auf seinen ausgestopften Bauch mit einem schweren Processe droht.

»Do kütt gett, do kütt gett!« hören wir vor uns lärmern und erblicken einen der aufgeputzten Wagen, welche gestern den Zug mitgemacht, dicht mit Masken besetzt, die vielleicht singen oder musiciren, oder welche gedruckte Zettel oder sonstige Scherze unter das Volk vertheilen oder an langen, hölzernen Scheeren ihren Bekannten in's zweite oder dritte Stockwerk hinaufreichen.

»Zum zerum, zerum, Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn!«

lärmert uns eine Bubenschaar entgegen, die mit weißen Hemden, blauen Blousen und bunten Kattuntüchern, Schlafmützen und rothen Regenschirmen auf's tollste costumirt und welche als freiwilliger Vortrab und Begleitung einer allerliebsten Maskerade dienen, bestehend aus einer zahlreichen Schaar kleiner Matrosen, ganz famose Theerjacken, auf's richtigste angezogen, die ihre eigene Musik bei sich führen, aus Violinen und Trommeln bestehend, und durch die Straßen ziehend, hier und da in die Häuser von Bekannten eintreten, um einen Seemannstanz auszuführen.

Dabei sind Wirths- und Privathäuser bis oben an mit lustigen Leuten gefüllt, in den Fenstern lachende, neugierige, staunende Gesichter, schöne Mädchen in Costume, Scherze und Blumen in Empfang nehmend und wieder

austheilend; man sieht Tausende von Auswärtigen, aber keinen Fremden – es müßte denn Jemand durch eigene Schuld fremd bleiben wollen; und wie auf den Straßen, so treiben auch in den Häusern Masken einzeln und in Banden ihr lustiges Wesen. Advocaten und Quacksalber drängen sich in die ihnen fremdesten Familienkreise und werden mit Jubel empfangen, wenn ihren Worten nur nicht Witz und Laune fehlt und wenn ihre Anspielungen glücklich sind. Kartenschlägerinnen bieten jungen Mädchen ihre Dienste an, Marketenderinnen empfehlen sich für den nächsten Feldzug dem dicken Major, der dort im Kreise der Seinigen lachend zum Fenster hinausschaut, und zudringliche Trödeljuden verfolgen einen unglücklichen Lieutenant, der trotz seines Civils sogleich erkannt worden ist.

Auf unserer Wanderung durch die Stadt haben wir auch wieder einmal den Altenmarkt erreicht, der ungeachtet seiner Breite und Länge eben so mit lustigem Getreibe angefüllt ist, wie die schmale Hochstraße oder Schildergasse, aber trotz einem Carnevalsleben niederen Ranges deßhalb nicht minder lustig und ergötzlich; hier sieht man kölnische Bauern in großer Anzahl, Bauerndirnen, Obst- und Milchweiber, dazwischen Barbieri und Friseure, Eckensteher und Leuchenträger, von denen namentlich die letzteren mit ihren brennenden Laternen all den Witz und Humor eines heiteren Volkscharakters entwickeln; hier vernimmt man die ohrenzerreißendste Musik, sieht die furchtbarsten Mordgeschichten.

Wer, der diese Carnevalstage häufig mitgemacht hat, erinnert sich nicht des privilegirten und patentirten geheimen Ober-Katzenmusik-Orchesters, welches gegen mäßige Vergütung für vorkommende Fälle seine Dienste bei Tag und Nacht anbot, jener grotesken, abenteuerlichen Gestalten mit wahren Lumpen maskirt, mit ihren grellen, geschminkten Gesichtern, ihren durchlöcherten Hüten und ihren Instrumenten, aus Casserolen und Kesseln bestehend, aus Blechtrichtern, großen Deckeln, Hackbrettern und Gießkannen, welche als Trommeln dienen? Wer denkt nicht an den wunderbaren Rundtanz von einem Dutzend Kappesbauern um einen großen Papageikäfig mit einem ausgestopften Kanarienvogel nach dem Klange einer alten Straßenorgel, dieses grotesken Tanzes der wunderbaren Siebensprünge nach dem Rhythmus des berühmten Liedes:

»Hansjörgelche, sühs Do nitt,
Dat Vüggelchen, dat weld sterve,
Hev imm enns dat Stätzchen op,
Dat Stätzchen op, dat Stätzchen op, dat Stätzchen op
Un blohß imm en et Kervche!«

Wer denkt nicht an jene furchtbare Bude auf dem Heumarkte, wo der große Holofernes unentgeltlich zu sehen war?

»Geck, lohs Geck elans!«

Durch das Bechergäßchen führt uns abermals unser Weg, doch kostet es heute noch größere Mühe, hier

durchzukommen. Schon am Eingange desselben sehen wir uns durch einen Zank aufgehalten, den ein kolossales Obstweib mit einem natürlicher Weise unechten Polizeibeamten hat, und endlich in die Gasse gelangt, finden wir sie in der Mitte gesperrt durch einen der dickbäuchigsten Türken, den wir in unserem Leben gesehen und an welchem sich vorbeizudrücken kaum möglich ist; hier haben die Buben ihren großen Zeitvertreib, denn da der Muselmann mit ausgespreizten Beinen geht, so kriechen sie mit ungeheurem Halloh unter ihm durch, nicht ohne dabei seine Rückseite auf's empfindlichste zu berühren.

Glücklich haben wir diesen Engpaß hinter uns und gehen die breite Straße Am Hofe hinauf, wo das Funkenheer sein ergötzliches Wesen treibt. Vor einem Wirthshause haben sie hier ihr Lager bezogen, da steht ihre Wachtstube, da steht ihr Arrestlocal und vor demselben ein hölzerner Esel. Wehe dem unschuldigen Zuschauer, der sich harmlos diesem Thiere nähert! Augenblicklich wird er erfaßt und auf den scharfen Rücken des Thieres gesetzt, wo er nicht eher wieder herunterkommt, als bis ihm der Corporal der Wache die drolligen Kriegsartikel des Funkenheeres vorgelesen. Auch Zuschauerinnen, die sich gar zu neugierig in die Nähe des Wachtpostens gewagt, werden zwar nicht auf den Esel gesetzt, aber trotz ihres Widerstrebens für eine Viertelstunde in das Arrestlocal gesperrt, was jedes Mal unter der zahlreichen Bubenschaar ein außerordentliches Halloh hervorbringt; doch halten sich diese echten Lotterboven Kölns kluger

Weise in sehr anständiger Entfernung von dem Wachtposten, da man ihnen im Falle des Ergriffenwerdens Eselritt und Arrest, durch Peitsche verschärft, mit mathematischer Gewißheit voraussagen kann. Wie heulende Wölfe umstehen sie in weitem Kreise das Funkenheer, höhen die bestrafte Unglücklichen, singen zuweilen im schauerlichen Chor ein Carnevalslied oder begrüßen den Funken-General, so oft er sich sehen läßt, mit dem einstimmigen Geschrei: »Wat hät dä Kähl en Nas!«

Ziehen wir leise vorbei, um über den Wallrafsplatz wieder in die Hochstraße einzurücken, in den brausenden Menschenstrom, dessen Gedränge sich hier von Stunde zu Stunde vermehrt. Leiden wir es geduldig, wenn eine unsichtbare Hand uns von hinten den Cylinder eintreibt, und halten wir geduldig die Umarmung eines wilden, verlumpten Kerls aus, der uns wiederholt an seine Brust drückt und dabei sein Entzücken ausspricht, endlich seinen Vetter aus Dülken oder aus Schwaben wiedergefunden zu haben. Wir wollen auch nicht murren oder uns ärgern, wenn ein paar anscheinend total Betrunkene uns in ihre Mitte nehmen, uns mit dem scheußlichsten Tobak anstänkern und uns zwingen, mit ihnen das heitere Lied zu singen:

»Oh, do sitz en Fleeg an der Wand,
Fleeg an der Wand« u. s. w.

Auch die stilleren Straßen, welche heute nicht mit hineingezogen sind in den tollen Zauberkreis des Fastnachtstreibens, sind deßhalb nicht ohne lustiges Leben, auch

hier sieht man kleine Banden umherziehen und einzelne Masken ihr Wesen treiben, oft zum Schrecken der Bewohner irgend eines Hauses, vor dessen Fenstern eine oft sehr anzügliche Geschichte in Bild und Wort gezeigt und abgesungen wird. Hier sieht man zuweilen die eingefleischtesten Carnevalsfreunde, einen scheinbar verlorenen Posten wählend, ernste Leute, die ruhig ihres Weges zu ziehen gedenken, mit in den Strudel hineinziehen. Und sehr oft sind diese vereinsamten Masken solche, die im gewöhnlichen Leben eine Unzahl Arbeiter beschäftigen und vor denen die Börsenmähler ehrfurchtsvoll ihren Hut ziehen. Da ziehen sie einher, einzeln oder zu Zweien, als Advocat und Quacksalber ihre Dienste anbietend, oder als Bänkelsänger und Sängerin, oft in grellfarbenem Florkleide mit hochroth geschminkten Backen, die Haube mit flatternden Bändern auf dem Kopfe, unter dem Arme eine kleine Drehorgel; auch in phantastischem Costume einen Shawltanz aufführend, vielleicht vor einem unglücklichen Officier zu Pferde, dem es nicht möglich ist, sein stutzendes Pferd an einem solch fabelhaften Wesen vorüberzuzwängen, und der endlich, auf's tiefste in seiner Würde gekränkt, umkehren und sich einen andern Weg suchen muß.

Unsere Freunde hatten stundenlang dieses Treiben auf den Straßen mitgemacht, dann waren Walter, Knorx und Rüdning nach Hause zurückgekehrt; ersterer hatte sich

mit einigen Stücken seines Costume's des Drachen Griesgram ver mummt, Rüd ing seinen Jagdpagen-Anzug angelegt, und der lange Bildhauer war nicht abzuhalten gewesen, seinen Sarsenet-Schlafrock überzuwerfen, seine Lenden mit einem Stricke zu gürt en und seinen Todtenkopf unter den Arm zu nehmen. So war er in der That nicht minder schauerlich anzusehen als gestern, wo er hoch zu Pferde den Tod dargestellt. Auch Rodenberg war ein paar Mal zu Hause gewesen, doch nicht, um sich zu ver mummen, sondern um nach Juanita zu sehen, die aber mit Don Jose ausgegangen war und die für ihn ein kleines Billet zurückgelassen hatte, worin sie in ein paar freundlichen Worten ihr Bedauern aussprach, ihn während des Tages nicht sehen zu können, ihm aber die Nummer ihrer Loge bezeichnete, wo er sie auf dem Theaterballe finden könne.

So sehr er auch bedauerte, sie nicht gesehen zu haben, so begriff er dies doch vollkommen bei dem tollen, interessanten Treiben des heutigen Tages, und war dabei entzückt durch die Aussicht, am Abende in der Loge ein trauliches Wort mit ihr wechseln zu können. Auch er warf sich auf's Neue in das Straßengewühle, um sich hier durch den Strom, ohne Zweck und Absicht, fort treiben zu lassen; ihn interessirte Alles und gar nichts, er lachte über den heiteren Scherz irgend einer hübschen Maske, um dieselbe im nächsten Augenblicke wieder vergessen zu haben; er schaute an den Fenstern empor, nicht, um dort von schönen Augen und Lippen ein freundliches

Wort, einen gelungenen Scherz zu erhalten und zu erwiedern, sondern indem er immer hoffte, Juanita's edle Züge irgendwo zu sehen. Im Uebrigen betrachtete er das ganze Faschingsleben mit den Augen des Künstlers, wie eine malerische Studie, aus der er Figuren, Gruppen, Farbenzusammenstellungen seinem Gedächtnisse einprägte.

Walter war zufällig mit van der Maaßen zusammengetroffen, welcher übrigens heute nicht in der Tracht als Teufel erschienen war; doch hatte derselbe in seinem Gefolge einige der lustigen Zechbrüder von gestern Abend, unter deren Leitung der ehemalige Drache Griesgram das Straßenleben sehr häufig durch die Fenster der verschiedenartigsten Wirthshäuser betrachtete.

Rüding hatte sein Barett kühn auf die blonden Locken gedrückt und ging auf Eroberungen aus, zu welchem Zwecke er sich bemühte, vor Häusern, deren Fenster mit hübschen Mädchen besetzt waren, möglichst vortheilhaft zu erscheinen und, so viel es ihm möglich den Niedlichen zu machen. Dabei können wir nicht läugnen, daß es ihm auch gelang, von einer heiteren Familie zu einer Tasse Kaffee eingeladen zu werden, wo man sich erinnerte, ihn gestern im Zuge als kühnen Reiter gesehen zu haben, und wo er alsdann auch nicht verfehlte, seinen Namen zu nennen und sich als Künstler vorzustellen, und überaus glücklich war, als ihn der Hausherr versicherte, diesen Namen schon auf einem vortrefflichen Bilde gesehen zu haben.

Da ihm eine der hübschen Töchter des Hauses eigenhändig den Kaffee servirte und ihn dabei schalkhaft lächelnd ansah, so war er überzeugt, einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und verließ das gastliche Haus mit dem festen Vorsatze, die Bekanntschaft desselben fortzusetzen.

Da aber unser Leben aus einer wechselvollen Kette von Angenehem und Unangenehem besteht, so hatte der sanfte Eduard, als er aus dem Hause trat, das Unglück, gerade in die Hände jenes ihm höchst fatalen Orgelmanne zu laufen, der ihn sofort wieder erkannte, und er mußte es erleben, von dem pöbelhaft aussehenden, fast unanständig starken Weibsbilde, welches denselben begleitete, vor den Augen jener jungen Damen stürmisch umhalst zu werden. Leider war er hierbei nicht verständig genug, den Scherz als solchen anzunehmen und lachend zu erwiedern, vielmehr gab er seine Entrüstung auf eine verletzende Art kund, wodurch er aus dem Regen in die Traufe gerieth, denn das gemein aussehende Weibsbild forderte die Umstehenden unter jammervollem Schluchzen auf, ihm beizustehen und diesen hartenherzigen Bösewicht, der an seinem Zustande schuld sei, festzuhalten.

Dieser verletzenden Scene schaute das Ungeheuer von einem Orgelmann nicht nur gemüthlich zu, sondern spielte und sang im höhnischen Gegensatze zu den Thränen des Weibes die Fortsetzung jenes furchtbaren Liedes:

»Weine nicht, sprach sie mit sanfter Stimme,
Ach, mein Vielgeliebter, weine nicht;
Ich erscheine nicht vor Dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht!«

Und dabei hatte er die Frechheit, bei den Worten ›deiner neuen Liebe‹ seine zerlumpte Mütze gegen das gastliche, Kaffee spendende Haus zu schwingen.

Daß der sanfte Eduard, sobald ihn das scheußliche Weibsbild losließ, dem Hause und der Straße entflohe, als wäre er von Furien gesagt, brauchen wir kaum zu bemerken; auch hatte er allen Geschmack an diesem Treiben des Fastnachts-Dienstages auf den Straßen verloren und eilte nach Hause, um das Jagdpagen-Costume mit dem gewöhnlichen Anzuge zu vertauschen.

Knorx war durch die Reihen der lachenden und lustigen Massen gewandelt mit seinem langen, schwarzen Schlafrocke von Sarsenet, einen härenen Strick um den Leib, die dunkle Capuze, welche er noch obendrein mit Asche bestreut hatte, über das lange, bleiche Gesicht gezogen und den Tottenkopf unter dem Arme, einsam, ein Bild des Schreckens, und überall so sehr gemieden, daß es kaum ein kecker Geselle gewagt hätte, ihn mit leisen, schüchternen Worten zu verhöhnen; doch fühlte er sich glücklich in der Rolle, die er spielte; lag es doch in seiner Absicht, als Schatten zu erscheinen in dem Glanze allgemeiner Fröhlichkeit, als ein Sinnbild jener ernsten Tage, die mit dem Schlage der Mitternacht eintraten, als ein

lebendiger Aufruf zur Buße nach den tollen Freuden der Fastnacht, als ein verkörperter Aschermittwoch!

Recht ausgelassene Hanswürste oder ganz besonders lebensfrohe Gärtnerinnen oder Marketenderinnen waren wohl schon an ihn herangesprungen, aber ehe sie ihren Scherz mit ihm treiben konnten, vor dem ernsten Blicke seines Auges scheu auf die Seite gewichen. Die verwegesten Buben hatten es kaum gewagt, seine Nase in den Kreis ihrer Bewunderung zu ziehen, und durch diese Zeichen einer allgemeinen Achtung oder Furcht recht zufrieden, war der lange Bildhauer etwas weniger erstaunt, als sich ihm endlich eine Person näherte und ihn mit einer grinsenden Freundlichkeit ansprach.

Diese Person war weder vermummt noch maskirt, sie war schwarz, aber etwas schäbig gekleidet, hatte einen cylinderartigen Hut mit breitem Rande auf dem Kopfe und an den Händen schwarze, etwas fuchsig gewordene Handschuhe; einen Hemdkragen, der heuchlerischer Weise frische Wäsche vorstellen sollte, hielt eine strickartige Binde zusammen und war das einzige Weiße, das man an der ganzen Figur sah, mit Ausnahme des Weißen in ihren Augen, welches diese Gestalt bei häufigen Verdrehungen sichtbar werden ließ. Sie ging mit gebeugtem Kopfe einher, und als sie zu Knorx trat, blickte sie ihn von unten herauf an und sagte mit einer unsichern, gedämpften Stimme: »Mitbruder im Glauben! Du wandelst als abschreckendes Beispiel einher, als stummer Warner unter der gottlosen Schaar derer, die das goldene Kalb

des Carnevals anbeten – sollte ich Dich nicht richtig verstanden haben?«

Der lange Bildhauer blickte die Gestalt von der Seite an, die sich ihm wie schwebend genähert hatte und ohne fest aufzutreten sich förmlich schattenhaft neben ihm bewegte, einem jener Nachtschmetterlinge vergleichbar, welche bei der ersten heftigen Bewegung gegen sie davonflattern.

»Ich weiß nicht recht,« gab er ihm mißtrauisch zur Antwort, ob mir an Deinem Verständnisse etwas gelegen ist – auch möchte ich mich geradezu keinen Warner nennen, halte es vielmehr als ächter und gerechter Künstler für meine Pflicht, auf das allzu grelle Licht dieser tollen Lust einen wohlthuenden Schatten zu setzen.«

»Vortrefflich gesagt, sehr gut gesagt,« erwiderte die Gestalt, »und wenn man Dich so ansieht, ernst und mahnend, so müßte es von größter Wirkung sein, wenn Du Dich entschließen wolltest, den sündhaften Menschenkindern im Vorbeigehen diese Zettel in die Hand zu drücken, welche ich Dir hiermit übergebe.«

Ehe noch Knorx dieses Ansinnen zurückweisen konnte, hatte ihm der Andere schon ein Packetchen Papier in die Hand gedrückt und war rasch, wie er herangekommen, auch wieder davongeflattert.

Der lange Bildhauer betrachtete einen dieser Zettel und las: »Bedenke es wohl! Wer Du auch bist, dem dieses Blatt in die Hände fällt, reich oder arm, alt oder jung, gelehrt oder unwissend, warum bist Du so besorgt, für Andere den Schalksnarren zu machen, und denkst nicht

an das einzige Nothwendige, Dein Seelenheil! Deßhalb frage ich Dich nochmals durch dieses Blatt: willst Du nur so gedankenlos dahinleben, immer Gott und Deine Seele vergessen?«

Dann schaute er um sich her, wo die schwarze Gestalt zu finden wäre, und als er sie nicht mehr entdecken konnte, ging er in eine stille Nebengasse, um die Schrift zu Ende zu lesen. Er lachte nicht darüber, wie es Walter oder Rüding vielleicht gethan hätten, sondern er dachte nach, wie wohl Jener gerade auf ihn verfallen sei und ihn für fähig gehalten, als Verbreiter dieser Schriften zu dienen. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, als er weiter und weiter darin las und als zu gleicher Zeit der Lärm des Fastnachttreibens immer schwächer und schwächer an sein Ohr schlug, was übrigens mit ganz natürlichen Dingen zunging, da er sich lesend immer weiter von den belebten Straßen entfernte.

»Du sagst vielleicht bei Dir selber, Du seist nicht schlechter, als Andere, Gott sei barmherzig und er werde nicht mehr von Dir fordern, als Du leisten könntest – Ungläubiger! Für wen ist denn die Hölle? Bist Du nicht ein Aufrührer gegen Gott, voll Ungerechtigkeit, Unreinigkeit, Feindschaft, Neid, Zorn, Geiz und Hoffart! Weil Du dem menschlichen Richter und seiner gerechten Strafe entgangen oder weil Du Deine Ehre bei den Menschen nicht verloren hast, glaubst Du wohl, Du seist kein Mörder oder Dieb und Deine Strafe sei Dir geschenkt . . . «

»Ich habe niemals geglaubt,« murmelte Knorx, »daß mir meine Strafe geschenkt sei, und ich fühle wohl, daß

mir Buße noth thut; aber wenn ich auch ein Unrecht beging und dieses Unrecht wie lebendig vor mich hintritt, so oft ich ein Gewand zeichne oder eine Draperie modelle, so bin ich deßhalb doch kein Mörder oder Dieb! – Aber Buße ist mir allerdings nöthig, und ich weiß einen stillen Ort, wo ich mich mit meinem Seelenheile beschäftigen kann, wo ich zu gleicher Zeit ein Künstler bleibe, wo man meiner aufrichtigen Reue freundlich die Hand reicht und mich nicht ohne Weiteres zu Mördern und Dieben stößt, wie hier in diesem Blatte geschieht!«

Der leise Ton einer Glocke schlug an sein Ohr; es war ein schüchterner Klang, als fürchte er sich förmlich, mit dem tobenden Jubel der übrigen in Berührung zu kommen. Knorx stand hier auf dem Scheidewege, beide Töne vernehmend, und zum Ueberflusse trat hier noch einmal der Carneval verkörpert vor ihn hin, und zwar in Gestalt eines lustigen Harlequins, der mit einer zierlichen, vollbusigen Columbine am Arme aus einer der Straßen herausprang, um sich in das lebhafteste, wilde Getümmel zu stürzen.

»Ha,« rief der Harlequin, »trübselige Maske, wo kommst Du her und wo willst Du hin?«

»Ich komme von dort, wohin Du Dich gerade begeben willst,« erwiderte der Mann mit dem Todtenkopfe in ernstem Tone, »und ich gehe dem Orte zu, wohin Du mir gewiß nicht folgen willst!«

»Ei das wäre – vielleicht ein stilles Wirthshaus? Nenne mir sein Schild, und ich finde mich später ein.«

»Später – ja, später kommen wir Alle zur selben Stelle. Behüte Dich der Himmel, lustiger Harlequin, und grüße mir die Anderen!« erwiderte Knorx.

»Schade, daß Du schon nach Hause willst; Du scheinst mir ein heiterer Bursche zu sein, obgleich Du so trübselig ausschaust und wie Dein Todtenkopf sprichst: *memento mori!* Komm' mit uns wieder zurück, wir nehmen Dich in die Mitte – nicht wahr, Columbine?«

»Gewiß,« sagte die weibliche Maske, »aber er muß seinen garstigen Todtenkopf wegwerfen!«

»Das ist wahr,« lachte der Harlequin; »Deine Capuze schlägst Du zurück, setztest meine bunte Mütze auf und bist alsdann eine prächtige Maske – komm' mit, Knorx, und sei gescheit!«

Als sich der lange Bildhauer bei seinem Namen anreden hörte, zeigte er gerade keine große Ueberraschung; er lächelte ein wenig und nickte mit dem Kopfe, während er sagte: »Habe ich doch gleich gedacht, die Stimme sollte ich kennen – Du bist es also, Kohlenmüller, mit Deiner allerliebsten Müllerin? Nun, ich freue mich in der That, daß Ihr so lustig seid!«

»Und wo willst Du denn eigentlich hin?« fragte Bergmüller.

»Ich habe es dem Harlequin schon gesagt und will es dem Freunde nicht wiederholen!«

»Du bist ein eigener Kerl – nun, morgen früh sehen wir uns wieder!«

»Vielleicht – vielleicht auch nicht – reicht mir noch einmal Eure Hände – ja so, ich habe ja meine Linke nicht freiwegen dieser Papiere.«

»Was hast Du für Papiere, Knorx?«

»Er, der sie mir gab, wünschte auch wohl, daß ich Dir und anderen frohen Menschen davon mittheilen sollte; aber ich will es nicht thun, Nebelmüller – warum soll ich einen Schatten in Deinen lustigen Tag werfen – was in diesen Papieren steht, ist überhaupt für Niemanden gemacht, der sich mit heiterem Sinne an der Lust und Freude seiner Mitmenschen vergnügt; das ist nur für scheue Nachtvögel, die hinter jedem glücklichen Lächeln den Teufel hervorgrinsen sehen; es sind Bibelsprüche, mein lieber Bergmüller, die recht schön und nützlich sind – aber Alles zu seiner Zeit, hat der große König Salomo gesagt, und ein größerer König sagte: Seid fröhlich mit den Fröhlichen – danach handle Du und Deine Columbine.«

Bei diesen Worten, die er langsam sprach, hatte der lange Bildhauer die Papiere in kleine Stücke zerrissen, dieselben auf die Straße gestreut, und als er nun die Hände frei hatte, reichte er sie den beiden jungen Leuten, von denen jeder eine nahm und sie herzlich schüttelte.

Dann wandte sich Knorx langsam um und setzte seinen Weg bedächtig fort. Harlequin und Columbine schauten ihm noch ein paar Augenblicke nach und eilten dann ebenfalls davon.

In den Straßen Kölns tobte das lustige, wilde Leben in gleicher Weise fort und fort, lachend und plaudernd, schreiend und jubelnd, singend und klingend – Stunde

um Stunde, und mit jeder schien sich die allgemeine Lust zu steigern – ja, als endlich der Abend niedersank, that dies den Freuden des Carnevals keinen Eintrag. Ueberall entzündeten sich Lichter, sah man leuchtende Fackeln, bunte Lampen, und fort und fort jubelte, rauschte und klang es auf Plätzen und in den Gassen. Wenn auch die Stimmen etwas heiser geworden waren und die Musik etwas disharmonisch klang, so stimmte das vollkommen zu der sich immer mehr steigenden tollen Ausgelassenheit; dabei waren alle Wirthshäuser überfüllt und in den Wohnungen der lustigen Kölner wurde bei glänzendem Lichterscheine heiter und gemüthlich bankettirt.

Rodenberg war der einzige von den Freunden, der zur abgesprochenen Stunde sich im Kaiserlichen Hofe eingefunden, und hatte dort, als Niemand von den Anderen erschien, allein sein kleines Diner eingenommen; dann schlenderte er nochmals auf die Straßen hinaus, um dort vielleicht durch einen günstigen Zufall irgend einen von den Anderen zu finden. Das tolle Treiben fing an, ihm zu mißfallen, und er war eigentlich froh darüber, so dahingehen zu können, ohne über das, was ihn umgab, reden zu müssen, und so im Stande zu sein, seinen Gedanken nachzugehen. Er hatte in den letzten Tagen wenig Zeit dazu gehabt, um es sich klar zu machen, daß jetzt die heitere und für ihn gewissermaßen glückliche Zeit vorübergerauscht sei und daß mit der morgenden stillen Zeit auch für ihn nun stillere, leere, ja, traurige Tage eintreten würden. War doch sein Herz so ganz erfüllt von der innigen Liebe zu dem schönen, räthselhaften Wesen, das ihm

nun dreimal erschienen war, immer wunderbarer, immer feenhafter, immer strahlender, daß er sich selbst sagen mußte, beim plötzlichen Erlöschen all' des Glanzes, beim Verschwinden ihrer leuchtenden Augen müßte seine Seele wie von einer kalten, traurigen Nacht umgeben sein!

Diese Betrachtungen zuckten schmerzlich durch sein Inneres und würden ihm noch tieferes Weh verursacht haben, wenn ihn nicht der leichte Sinn der Jugend tröstlich angeweht hätte und wenn nicht der Gedanke an seine schöne Kunst wie ein heller Stern geleuchtet und ihn hätte fühlen lassen, daß er ja noch immer ein freier und glücklicher Mensch sei, an keine Scholle gebunden, an keine Stadt, an kein Band gefesselt. Genügten ihm doch ein Blatt Papier und ein Bleistift – konnte er doch seine Habe in ein leichtes Ränzchen packen und in die weite, weite, schöne Welt hinausziehen – ihr nach – ihr nach! –

»Zum zerrum, zerrum, Zafferon!« jubelte eine lustige Bubenschaar, an ihm vorüberziehend, indem sie lachend und singend einen Trupp Maskirter umtanzten. Es waren dies vielleicht ein Dutzend vierschrötiger Weiber, die, eben so toll jubelnd, einen wohlbeleibten Türken umgaben, welcher gravitatisch in ihrer Mitte ging – van der Maaßen.

Rodenberg hatte ihn augenblicklich erkannt und konnte sich nicht enthalten, der Schaar nachzuziehen. Nicht weit davon, wo er sie getroffen, fielen sie in ein kleines Wirthshaus ein, wo sie mit größtem Beifallsgeschrei

von zahlreichen Costumirten, die sich dort schon befanden, sowie von einer kläglichen Musik, Geigen, Clarinetten und einer rasselnden Trommel, empfangen wurden – ›türkische Musik, türkische Musik! Hurrah, der Pascha zieht ein!‹

Wie strahlten die kleinen Augen van der Maaßen's so überglücklich, wie glänzten seine fetten Backen, wie klang seine dünne Stimme so krähend, als er alle Anwesenden in einer schönen Rede seiner Huld und Gnade versicherte – ja, die Weiber, die ihm folgten und unter welchen Rodenberg mit größtem Erstaunen auch Freund Walter erkannte, waren von dieser Ansprache so gerührt, daß sie den dicken Türken mit einem Stuhle auf den Tisch hoben, dann einen furchtbaren Rundtanz um denselben veranstalteten, nach dessen Beendigung sie sich im Kreise umhersetzten und die Champagnerpropfen knallen ließen.

Rodenberg hätte auf sich selbst zürnen mögen, daß er so gar keine Lust in sich verspürte, einzutreten und an dem tollen Leben Theil zu nehmen; aber er fühlte einen förmlichen Widerwillen dagegen – er, der sonst bei einer ähnlichen Gelegenheit mit gleichen Füßen in einen solch' lustigen Kreis gesprungen wäre, ihn zog es anderswo hin, wo sie versprochen hatte, daß er sie sehen dürfe, und gewiß auch sprechen, flüsterte ihm die Hoffnung zu – und doch fühlte er, daß die hier in ihrem kleinen Wirthshause glücklicher seien, sie, die so lustig zechten, ohne an

morgen zu denken, ohne sich um die ganze Welt zu bekümmern! Er konnte nicht anders, er mußte tief aufseufzen, als er noch aus der Ferne den Refrain ihres lustigen Liedes hörte:

Kölsche Junge blieve junk,
Se sinn nit zo bedoore –
Su lang noch schmeck 'ne gooden Drunk,
Ließ keiner sich verschmoore!

Das Wetter schien sich ändern zu wollen; durch das Rheinthor blies ein naßkalter Wind und am Himmel sah man zerrissene Wolken eilig gen Osten fliehen.

Zu Hause fand Rodenberg es sehr einsam: Niemand war dort, mit dem er ein Wort hätte sprechen können; er zog sich deßhalb rasch an und ging auf den Theaterball – hier dasselbe Getümmel, fast das gleiche Leben wie gestern auf dem Gürzenich, nur in verkleinertem Maßstabe und deßhalb nicht so anregend, nicht so interessant. Anmuthig erschienen die Logenreihen, mit Damen in blendenden Toiletten besetzt; doch hatte er nur Augen für eine Parterreloge, die aber noch unbesetzt war. Die Bühne war mit dem Parterre zu einem einzigen Raume zusammengezogen worden, aus ihr setzten sich die Logenreihen fort bis zum Hintergrunde, welcher eine vortrefflich gemalte und glänzend erleuchtete Fernsicht zeigte, den Blick auf den Rhein, auf Köln mit seinem Dome so täuschend arrangirt, daß man sich versucht sah, bis dicht an die Balustrade zu treten, welche jene Aussicht von dem

Saale schied, um im Stande zu sein, die Täuschung zu entdecken.

Brausende Musik erfüllte den glänzenden Raum und Alles schien sich außerordentlich zu amüsiren, fast unbegreiflich für Rodenberg, der zwischen den plaudernden, lachenden, hier schüchternen, dort zudringlichen Masken ohne alles Interesse hindurchschritt. Ja, wenn er an gestern dachte, wie er als wilder Jäger ohne Rast und Ruhe das kostbarste Wild gejagt, so konnte er darüber lächeln, und es erschien ihm fast unbegreiflich, besonders wenn er sich der immer noch leeren Parterreloge gegenüber befand, wo sie erscheinen werde, wie er ganz genau wußte, und wo er sie ohne Mühe sehen und sprechen könne.

Wo blieb sie aber so lange – gewiß befand sie sich in einer Gesellschaft, wo man sie begreiflicher Weise so lange als möglich zurückhielt – Rodenberg hatte sie heute Morgen flüchtig gesehen, wo sie heiter eine Menge Häuser aufgezählt, in denen sie heute Abend unfehlbar erwartet würde – »wenn sie in jedem auch nur eine Viertelstunde bleibt,« sprach er verdrießlich zu sich selber, »so wird sie nicht vor Mitternacht kommen, und jetzt ist es erst eilf Uhr!« – Da öffnete sich die Thür zur Parterreloge; da trat sie ein in einfacher, aber doch blendender Toilette, hinter ihr Prinz Heinrich, dem Don Jose und Werdenberg folgten, und durch die offene Thür bemerkte man noch einige Officiere in Civil, die sich um den Vorrang zu streiten schienen, wer zu der gefeierten Künstlerin eintreten dürfe. Endlich hatten ein paar den Sieg davon getragen.

Die kleine Loge war angefüllt, die Thür wieder geschlossen, und Juanita, in ihrer unvergleichlichen Schönheit, glänzte vorn an der Brüstung wie ein Stern ersten Ranges durch Nebelflecken. Alles, was dort vorüberzog, verneigte sich heiter und achtungsvoll vor dem wohlbekannten hohen Herrn, der mit seinem freundlichen Grüßen nach rechts und nach links durchaus nicht sparsam war, und ebenso vor Juanita, die, anmuthsvoll und glücklich lächelnd, wie eine Königin erschien.

Für Rodenberg wäre es in der ersten halben Stunde ein vergebliches Bemühen gewesen, wenn er sich der Lage hätte nähern wollen, um dort stehen zu bleiben, denn der immerfort vorbeiwogende Strom hätte ihm das jedenfalls unmöglich gemacht. Endlich, nach Beendigung eines Tanzes, entstand dort für ein paar Augenblicke eine kleine Lücke, welche er rasch benutzte, um sich der Brüstung zu nähern. Seine Hoheit, welche gerade mit Juanita sprach und dabei nicht unterließ, Alles um sich her zu beobachten, entdeckte ihn sogleich und grüßte ihn auf's herablassendste mit dem Zurufe: »Ah, unser wilder Jäger von gestern!« worauf der Prinz, gegen seine schöne Nachbarin gewendet, hinzusetzte: »Wußten Sie, Marquesa, wie auch er mich gestern Abend geplagt mit fürchterlicher Ausdauer – doch da das wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit Ihnen geschah, also auf Ihren Befehl, so will ich es ihm gern verzeihen!« setzte er galant hinzu.

Rodenberg hatte erwartet, daß ihm Juanita ihre Hand reichen werde, aber sie that das nicht; allerdings grüßte sie ihn mit einem freundlichen Lächeln, und bei ihrer

Frage, wie er sich amüsire, berührte sie seine Hand leicht mit der Spitze ihres Fächers.

Rodenberg gab ihr zur Antwort: »Was heute mein Amusement betrifft, so findet sich das bekannte Sprüchwort ›Die Tage folgen sich wohl, aber sie gleichen sich nicht,‹ nie mehr gerechtfertigt, als bei einer Reihe dergleichen glänzender Feste, wie wir sie hier erleben; vielleicht hat schon zu viel davon auf mein Herz und meine Sinne gewirkt – wir Künstler fühlen gar besonders scharf – und hat mich müde gemacht. Dieses Leben, welches mich gestern noch auf's höchste ansprach, rauscht heute fast spurlos an mir vorüber – ich fühle mich einsam und verlassen!«

»Ja, ja,« sagte Juanita beistimmend, und wenn sie auch kein weiteres Wort hinzufügte, so drang dieses einfache ›Ja‹ doch tief in das Herz Rodenberg's, und er hätte jetzt auf einmal aufjauchzen mögen vor Glück und Seligkeit, denn es war wieder derselbe leuchtende, unsäglich innige Blick, mit dem sie ihn dabei anschaute.

Wenn nur nicht bei allem dem, was dieses räthselhafte Wesen that und sprach, stets so tiefe Schatten auf helles Licht gefolgt wären! Denn als er sich jetzt rasch mit einem dankenden Blicke gegen sie wandte, schien sie denselben durchaus nicht zu verstehen, sondern schaute kalt und gänzlich theilnahmlos an dem jungen Manne vorüber auf das Getümmel und sagte alsdann: »Ich möchte doch einen Augenblick das Treiben im Saale ansehen – wollen mich Eure Hoheit begleiten?«

»Mit dem größten Vergnügen! Ich bin stolz darauf und freue mich wie ein Kind, den allgemeinen Neid zu erregen – aber ehe wir gehen, erlauben Sie mir wohl, an unsern Freund, den wilden Jäger da, eine kleine Einladung zu richten; es betrifft ein bescheidenes Diner, welches ich auf morgen Abend sieben Uhr meinen verehrten Künstlern und ein paar anderen guten Freunden zu geben gedenke – haben Sie Zeit für mich, Herr von Rodenberg?«

Dieser verbeugte sich, indem er sagte: »Gewiß, Euer Hoheit, ich werde morgen Abend um sieben Uhr die Ehre haben!«

»So darf ich Sie auch wohl bitten, meine Einladung den Freunden, mit denen Sie zusammenwohnen, zu wiederholen – wir sind ganz unter uns Männern, also ganz *sans cérémonie*.«

Rodenberg verbeugte sich abermals, und als sich jetzt in der Loge Alles erhob, zog er sich zurück. Er war verstimmt; dieser auffallende Wechsel von Schatten und Licht hatte ihn empfindlich berührt; er dachte schon daran, den Ball zu verlassen, da er nicht Lust hatte, mit anzusehen, wie der Prinz sie durch den Saal führe und wie Aller Augen beneidend und bewundernd dem Paare folgten. Da fühlte er, wie Jemand den Arm unter den seinigen schob, und wie er sich umschaute, bemerkte er den Major von Werdenberg, der ihm lachend sagte:

»Wenn es Ihnen recht ist, so versuchen wir ein Bischen, vereint durch dieses räuberhafte Gewühl zu kommen; ich bin froh darüber, daß Seine Hoheit die glückliche Idee

hatte, im Saale spaziren zu gehen. Also morgen Abend sehen wir uns?«

»Gewiß; doch können Sie mir vielleicht sagen, was der Prinz unter Einladung zu einem Diner *sans cérémonie* versteht?«

»Ohne Stern und Orden.«

»Ja, dem Befehle können wir leicht nachkommen!«

»Und ohne weiße Halsbinde – mit Einem Worte: in trichinenhafter Einfachheit.«

»Hat Seine Hoheit einen besonderen Grund, uns zu diesem Diner einzuladen?«

»Lieber Freund, Sie sind ein viel zu gescheiter Mensch, um so etwas nicht zu verstehen; in unserer Zeit coquettirt man mit Kunst und Künstlern, und in öffentlichen Blättern wird es sich ganz gut machen, wenn es vom Aufenthalte unseres Prinzen heißt: ›Und am letzten Abende seines Hierseins versammelte Seine Hoheit einen Kreis ausgezeichneter Künstler um sich‹ – es ist Alles Schwindel in der Welt! Wir, die wir hinter den Coulissen stehen und die Lampen anzünden helfen, sehen deutlich die Fäden, von denen die ganze Harlequinade bewegt wird!«

»Das muß außerordentlich interessant sein!«

»Sehr – nebenbei hat Seine Hoheit eine ganz außerordentliche Leidenschaft für diese Spanierin gefaßt, eine Leidenschaft, die nicht verborgen bleiben kann und für welche er fürchtet, in betreffenden allerhöchsten Kreisen ein Bischen aufgezogen zu werden – verstehen Sie mich?«

»O ja, ich verstehe Sie,« erwiderte Rodenberg, wobei es ihm Mühe machte, diese Worte in gleichgültigem Tone vorzubringen.

»Sie ist ja auch eine Künstlerin, eine große Künstlerin!«

»Und da dienen wir Anderen, minder große Künstler, ein klein wenig als Deckmantel bei dieser Geschichte.«

»Ist das nicht ganz superb, räuberhaft amusant!«

»Vortrefflich erdacht!«

»Aber dabei von reellem Nutzen für Sie und Andere – Seine Hoheit ist dankbar, und wenn sich der Prinz für Jemanden interessirt, so kann man auf ihn zählen – ich bin fest überzeugt, sollten Sie je die Absicht haben, zu uns zu kommen und bei Hofe etwas zu erreichen, so können Sie sich auf seinen Einfluß verlassen!«

»Wer weiß, was später einmal geschieht!«

»Es wäre das Gescheiteste, was Sie thun könnten; so sehr ich Ihre Kunst achte und schätze, so kann sie doch der Protection nicht entbehren, wir sehen das ja täglich; es ist traurig, aber wahr – Ihr Künstler müßt Euch in die Mode bringen lassen; dabei ist es allerdings scheußlich, daß die Mittelmäßigkeit auch vorwärts kommt, wenn sie protegirt wird oder gerade Mode ist. Nehmen Sie einen Maler, einen wahren Albrecht Schmierer, der sich aber einer allerhöchsten Protection erfreut und der das Glück hat, das jüngste Erzeugniß einer hochstehenden Exzellenz malen zu dürfen – dieser Kerl, so scheußlich er auch sudelt, ist im Handumdrehen gesuchter Kindermaler der allerhöchsten Gesellschaften!«

»Das ist aber fürchterlich!«

»Nehmen wir einen Virtuosen oder eine Virtuosa, deren Künstlerschaft der Art ist, daß man sie als Rattenvertilgungsmittel gebrauchen könnte; dieses Wesen spielt protectionsweise bei Hofe, und Sie können mir auf's Wort glauben, wenn dasselbe hierauf ein Concert für sich gibt, so fehlt es ihm kaum an einer brillanten Einnahme und immensem Applaus, und die inspirirten Journale sprechen alsdann von einem großen, bis jetzt ganz verkanteten Genie – ich erinnere mich eines Vorlesers, der das Glück hatte, einen adeligen Namen zu führen, dessen Vorlesungen aber eben so langweilig wie er unangenehm und häßlich waren, dem aber die Damen aus der hohen Gesellschaft abwechselnd sich beeilten, zu seinen Vorlesungen Blumen und Sophakissen zu schicken – ich versichere Sie, lieber Freund,« fuhr Werdenberg geschwätzig fort, als der Andere schwieg, »Sie müssen sich das einmal in der Nähe ansehen, und ich bin fest überzeugt, Sie, ein vortrefflicher Künstler, mit Protectionen, mit Ihrem angenehmen Aeußern, müssen eine glänzende Carrière machen – doch ich muß Sie im Stiche lassen; Seine Hoheit haben mir so eben gewinkt – also bis morgen!«

Rodenberg schritt noch ein paarmal wie willenlos durch den Saal, immer wieder zum Umkehren genöthigt, sobald er von fern ihren leuchtenden Mantel erblickte, und dann wieder mit sich selbst unzufrieden, daß er dem allgemeinen Strome folgte – was that er auch noch hier? Es mit ansehen, wie der Prinz, vollkommen glücklich, sie durch die bewundernden Reihen führte, sie, die kein freundliches Wort für ihn gehabt – sie, die ihn nach jenem

einzigen Blicke gar nicht mehr beachtete! – Und doch mußte er sich fast Gewalt anthun, um, rasch durch die Thüre eilend, den Ball zu verlassen; dann aber nahm er hastig seinen Ueberrock und trat so rasch als möglich in die dunkle Nacht.

Wenn auch in den Straßen hier und da der Carneval lärmte, so waren es doch nur einzelne Masken oder kleine Trupps, die singend und lachend vorüberzogen. Wäre das Wetter schön geblieben, wie es den Tag über war, so würde sich wohl auch jetzt noch mehr Leben gezeigt haben; doch führte der dunstige Wind nun Regen und Schnee mit sich und hatte das Pflaster naß und schlüpfrig gemacht.

Rodenberg fühlte übrigens nicht viel davon, denn seine Gedanken waren bei ihr und flatterten immer wieder um die glänzende Erscheinung, so sehr er sich auch bemühte, sie von dem gefährlich glänzenden Lichte zurückzurufen – war das ganze Spiel, das sie mit ihm getrieben eben nur ein Spiel gewesen, um einer vorübergehenden Laune zu folgen, um ein paar heitere Tage durch seine und seiner Freunde Gesellschaft noch glänzender aufzuputzen – waren die innigen Worte, die sie ihm vergönnt, die heißen Blicke, mit denen sie sein Herz getroffen, nur goldene Fäden gewesen, mit welchen sie ihn an ihren Triumphwagen gefesselt – hatte ihr Herz nichts dabei gefühlt? – »Und wenn sie vielleicht morgen, übermorgen von Dir Abschied nimmt,« dachte er, »wird sie wohl heiter hinzusehen: ›wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen!‹ und mich zurücklassen wie ein angenehmes

Spielzeug, dessen man überdrüssig geworden ist – Juanita, Juanita!« murmelte er zwischen zusammengepreßten Lippen hervor, »nimm Dich in Acht, daß Dir das Spielzeug nicht gefährlich wird, wie Du selbst es ihm geworden bist – ja, gefährlich, gefährlich,« rief er in schmerzlichem Tone, »denn ich bin ja nicht im Stande, Dich zu vergessen oder aus meinem Herzen das entzückende, gefährliche Gift zu entfernen, das ich von Deinen Lippen getrunken!«

XXXVIII. SAH EIN KNAB' EIN RÖSLEIN STEHN.

Aschermittwoch! – Welch ernstes Wort, Welch trübse-
liger, nüchterner Begriff, der sich damit verbindet, Welch
schneidender Contrast zwischen gestern und heute, ein
Contrast, fühlbarer, wie so viele andere, denn er hat kei-
nen Uebergang; Welch grau in grau gemaltes Bild von
dem Absterben einer lebensfrohen, heiteren Zeit; es ist
gerade dieser plötzliche, wenn auch nicht unvorherge-
sehene Tod des lustigen Helden Carneval, der uns er-
schreckt; ist es doch kein allmähliches Verschwinden mit
freundlichem Abschied und wiederholtem Händedruck;
es ist ein so erschreckendes Abreißen jener straff ge-
spannten Schnur, an der noch so eben unter dem Schalle
lustiger Musik die ganze tolle Welt umhergewirbelt; es ist
das plötzlich stillstehende Rad des tollen Faschings, das
nun mit einem fühlbaren Rucke stockt, wenn der nüch-
terne, bleifarbene Aschermittwoch mit starker Hand in
seine sausenden Speichen greift – halt! – halt! – und wer
nicht so plötzlich halten und dabei aufrecht auf seinen

Beinen stehen kann, den findet der trübselig anbrechende Morgen hingestürzt, kaum im Stande, seine fünf Sinne zusammenzubringen, ruhend auf dem Straßenpflaster, im Winkel einer Treppe, auf einem bequemen Fauteuil, hinter einem schwarzen Vorhange, auf einem fremden Bette. Halt, lustige Maske von gestern, Deine Lebenskraft ist Dir plötzlich durchschnitten, starre nur mit trübem Auge um Dich, ziehe Dein leichtes, buntes Gewand fest um Deine Schultern, wenn Du frierend nach Hause wandelst – greife mit unsicherer Hand nach der entfallenen Larve, nach der verloren gegangenen Peitsche, schleiche so gut als möglich im Schatten der Häuser dahin, damit Dich Niemand sieht und Dich der heraufdämmernde Tag nicht überrascht, der Tag des Aschermittwoch!

Ja, Aschermittwoch, wir wissen, daß Du unfehlbar kommen wirst, und erschrecken doch, wenn wir so plötzlich, in vollem Genusse des heißen Vergnügens, Deine kalte Hand fühlen! Du trittst auch so schonungslos an uns heran, und das Grauenhafteste für den armen Helden Carneval, unsern heiteren, lebenslustigen Freund, ist wohl das, daß er seine Todesstunde so genau vorher weiß und daß Du alsdann ohne ein mahnendes Wort, so mit Einem Schlage herfällst über seine kräftige Jugend! Oder war es eine Mahnung, als der Himmel, der während der verflossenen Tage so heiter glänzte und so freundlich auf unser tolles Treiben herabsah, sich mit Einem Male verfinsterte, als es in der Natur tief aufseufzte und als der naßkalte Wind nicht nur unser Haar verwirrte, sondern uns auch Schnee und Regen in's Gesicht jagte? – Ja, es

war dies eine kleine Mahnung – ein Aschermittwochs-Wetter, welches seinem kalten, strengen Gebieter erbar-mungslos vorauszog, um den tollen Menschen zu verkün-digen, was ihrer Morgen warte – Aschermittwoch! –

Und die ganze Nacht hatte das schlimme Wetter fort-getobt, mit Schnee und Regen, mit Sausen und Brausen, und Rodenberg, der während der Nacht einige Mal er-wachte, hüllte sich halb im Traume fröstelnd in seine Decke, wenn er den Wind hörte, wie er klagend durch den Kamin herabfuhr und mit rauher Hand an den Fen-sterscheiben rasselte; dann wohl fällig wach werdend und seiner Freunde gedenkend, war es ihm eine große Beruhigung, Walter mit seiner tiefen Stimme zuweilen leicht husten, sowie ein feines, fast zierliches Schnarchen zwischen den Lippen des sanften Eduard hervor zu hö-ren.

Endlich kam der Tag herauf, unfreundlich, kalt und naß; er war eingehüllt in graue Regenschleier, die er verdrießlich über sein Haupt zusammenzog, so daß man nur wenig sah von seinem nüchternen, mürrischen Aschermittwochs-Gesicht!

»Das heiße ich geschlafen und geträumt,« sagte Wal-ter gegen eilf Uhr, aufrecht in seinem Bette sitzend und mit ziemlich matten Blicken in dem Zimmer umherschau- end, wo Rodenberg bereits angezogen am Fenster saß und das bewußte Album zusammenrichtete, indem er die

verschiedenen, sauber aufgezogenen Zeichnungen in gehöriger Reihenfolge hineinlegte; doch unterbrach er dieses Geschäft bei dem ersten Worte, das der alte Maler sprach, um in ein schallendes Gelächter auszubrechen.

Es war aber auch in der That nicht leicht etwas Komisches zu sehen, als der Anblick, den Jener bot. Auf seinem Kopfe hatte er eine Weiberhaube, aus der das blasse Gesicht mit den wirren Haaren und dem struppigen Barte schauerlich herausblickte, und was man sonst von ihm sah, war ein buntes Kattunkleid, wie es die Marktweiber zu tragen pflegen, und das, verschoben und zerfetzt, hier und da seinen gewöhnlichen Anzug sehen ließ.

»Bin ich es selber, oder haben sie mich gestern Abend schmäählich vertauscht?« fragte der alte Maler brummend mehr sich selber, als Jemanden anders, wobei er mit scheuem Blicke um sich herumsah. »Wenn ich nicht ausgetauscht wurde, so haben sie wenigstens das Beste von meinem Gedächtnisse zurückbehalten, denn ich weiß gar nichts mehr, als daß ich ein gewissenloser, alter, versoffener Narr gewesen bin, – schade um dieses schöne Bett, sonst würde ich Dich bitten, Rodenberg, mir eine Flasche kalten Wassers über meinen Kopf zu gießen.«

»So bemühe Dich heraus, und Dein Wunsch soll gleich in Erfüllung gehen,« sagte Rodenberg in heiterem, hellklingendem Tone.

»Aber warum lachst Du wie ein Narr?«

»Nun, über Dein wunderbares Aussehen!«

»Dein Anblick ist freilich anders,« sagte der alte Maler, ihn erstaunt ansehend – »Du hast keinen Katzenjammer?«

»Nicht im geringsten.«

»Du warst also gestern Abend nicht betrunken?«

»Durchaus nicht – und Du?«

»Schrecklich – schrecklich – schrecklich!« entgegnete der Andere, indem er den Kopf in die Kissen zurückfallen ließ; »ich fiel unter eine Bande liebenswürdiger Kölner Mörder, Mörder gegenüber der gefüllten Flasche, sie nahmen mir mein Bewußtsein und ließen mich liegen.«

»Und wer war der Samariter, der sich Deiner annahm?«

»Ich glaube, es war ein braver Nachtwächter.«

»So ließ Dich also van der Maaßen, dieser Türke und Heide, im Stiche?«

»Es ist mein Trost,« fuhr der alte Maler fort, »daß dieses Ungeheuer, das mich verführt, sich in einem noch viel jammervolleren Zustande befand; so viel ich mich ganz dunkel erinnern kann, haben wir sein Begräbniß gefeiert!«

»Dummes Zeug!«

»Nein, nein, in aller Form Rechtens! Als er nicht mehr gehen und stehen konnte, legten wir ihn auf eine Tragbahre und trugen ihn nach Hause, wobei ich vermuthe, daß wir ein paar Mal mit ihm hingefallen sind – o–o–o–oh, diese Carnevalsnacht – ich werde ihrer nie vergessen!«

»So mach', daß Du herauskommst, um die schauerlichen Spuren an Dir selbst zu verwischen; ich muß Dir gestehen, Walter, daß Du ein fürchterliches Weibsbild bist!«

»Guten Morgen,« vernahm man jetzt Rüding's Stimme und sah den sanften Eduard, die Hände in die Hosentasche gesteckt und beim Anblicke Walter's süß lächelnd, auf der Schwelle des Nebenzimmers erscheinen – guten Morgen – ah, da haben wir noch ein schönes Stück Fastnacht!«

»Ja wohl, junger Aschermittwoch!« brummte ihm Walter verdrießlich entgegen. »Was man ist, soll man recht sein – aber bei Dir weiß man nie, ob man es mit Fisch oder Fleisch zu thun hat; gehe mir aus dem Wege, damit ich aus dem Bette springen kann!«

»Auch ich habe meinen Carneval genossen, eben so gut als Du,« erwiderte der ehemalige Cupido, »aber auf eine andere Art, und freue mich darüber; ich habe schöne Bekanntschaften gemacht, die ich fortsetzen werde – aber Du siehst merkwürdig aus, Walter!«

»Gefalle ich Dir? – glaub's wohl. Gib nur Acht, Rodenberg, was das wieder für ein Bild gibt: ein Marktweib vom Carneval heimkehrend und dabei ein Kreuz schlagend, als sie die heiligen drei Könige sieht. Oder könntest Du mich auch darstellen als Mutter Deines hungrigen Zigeunerknaben?« – Nach diesen Worten schob er knurrend und murrend in's Nebenzimmer ab.

»Du,« sagte Rüding zu Rodenberg, »Knorx ist nicht nach Hause gekommen.«

»Knorx?« fragte der Andere in fast bestürztem Tone. »Das könnte mich unruhig machen, denn er ist nicht der Mann dazu, Nächte lang durchzuschwärmen.«

»Beruhige Dich; als ich gestern Abend allein zu Hause war, schickte er einen Zettel, worin er bat, seine Sachen dem Ueberbringer desselben verabfolgen zu lassen – er sei in's Kloster gegangen, um dort die Arbeit anzufangen, von der er uns gesagt.«

»Und will nicht wieder hieher kommen, um Abschied von uns zu nehmen? sprach Rodenberg gedankenvoll wie zu sich selber; »es sieht ihm schon ähnlich, aber thut mir leid!«

»Da ist sein Zettel.«

»Wenn Einer von Euch zu Hause ist, so sei er so gut und packe meine Habseligkeiten zusammen und gebe sie dem Ueberbringer mit; ich gehe in's Kloster, um dort zu arbeiten. Abschied wollen wir nicht von einander nehmen, denn ich weiß ganz genau, daß wir uns irgendwo wiedersehen.

»Indem ich Rodenberg noch ganz besonders grüße, bin ich Euer

Knorx, Bildhauer.«

»Das ist kurz und bündig wie ein Testament,« meinte Rodenberg; »es thut mir in der That leid, daß er uns so verläßt.«

»Im Grunde hat er Recht; auch ich hasse alles Abschiednehmen, und wenn es nicht in meiner Absicht läge, Dich zu bitten, unserer liebenswürdigen Wirthin meinen besten Dank zu sagen, so würde ich mich auch auf französisch empfehlen.«

»Richtig, Du bleibst hier in Köln?«

»Ja, und will noch heute zu meinem freundlichen Bekannten übersiedeln, um morgen mit ihm auf's Land zu gehen.«

»Willst Du nicht dabei sein, wenn ich das Album übergebe?« fragte Rodenberg nach einer längeren Pause. »Sieh' es Dir an, es ist ganz prächtig geworden.«

»Ich sah es gestern Abend schon, als Bergmüller es schickte; er hat eine hübsche Zeichnung hineingelegt, nicht wahr?«

»Sehr hübsch, und ich glaube wohl, die Empfängerin kann mit unserer Gabe zufrieden sein!«

»Gewiß – ich habe das gestern Abend zusammengerechnet: der Einband fünfzig Thaler, dazu sechs Arbeiten von tüchtigen Leuten, das Stück gering zu vier Friedrichsd'or angeschlagen, macht zweihundert Thaler.«

»Und dazu die Erinnerung an die schönen Tage dieses Carnevals,« meinte Rodenberg mit einem eigenthümlichen Lächeln. »Wenn Du also nicht mit hinübergehen willst, so werde ich's allein überbringen, wofür mir Walter in seinem jetzigen Zustande dankbar sein wird.«

»Gewiß,« sagte dieser, unter die Thür tretend, »ich hatte ganz andere Wünsche, als schöne Redensarten zu spinnen und Süßholz zu raspeln – ganz andere Wünsche; in mir entwickelt sich ein unwiderstehlicher Drang nach einem frischen, saftigen Häring!«

»Pfui, Du bist ein materieller Kerl!«

»So muß ich denn wohl allein hinüber!«

»Wird's nicht noch zu früh sein?«

»Darauf rechne ich beinahe, denn ich nehme nicht gern einen Dank in Empfang.«

Unter der Thür, im Weggehen begriffen, wandte sich Rodenberg nochmals zu seinen Freunden und sagte ihnen: »Bald hätte ich vergessen, Euch zu sagen, daß wir auf heute Abend zum Diner eingeladen sind.«

»Ich hasse diese Diners!« brummte Walter.

»Gewöhnlich haben sie gar keinen Zweck!« meinte Rüd-
ding.

»Diesmal könntest Du Dich irren; wir sind zu Seiner Hoheit dem Prinzen Heinrich eingeladen, zu einem Diner auf heute Abend sieben Uhr im Kaiserlichen Hofe.«

»A–a–a–ah, das ist etwas Anderes!« bemerkte der sanfte Eduard.

»Um sieben Uhr?« knurrte der alte Maler – »nun, das ist spät genug, da werde ich wieder etwas leisten können; auch muß ich gestehen, ich kann den Prinzen schon leiden. Gestern traf ich auf der Straße dessen Adjutanten, den Major von Werdenberg, der mich versicherte, daß Seine Hoheit sich außerordentlich für Kunst und Künstler interessiren.«

»Für die todte deutsche Kunst!« sagte Rüd-
ding ironisch; »dieses Interesse kommt etwas spät.«

»Ja, tyroler Seppel, besser spät als gar nicht. Und der Antheil, den der Prinz an der Kunst nimmt, ist dabei auf würdige Gegenstände gerichtet, ernste, religiöse und würdige Compositionen; allerdings nicht auf hungrige Rüben und heilige drei Könige nach Rafael!«

Rodenberg mußte lachen und verließ alsdann das Zimmer, indem er noch sagte: »Also Ihr kommt etwas vor sieben Uhr in Frack und schwarzer Halsbinde; Du, Walter, da Du ein solches Kleidungsstück nicht hast, als würdige Persönlichkeit, wie damals bei der berühmten Soirée.« –

Der junge Maler schritt über den kleinen Corridor nach dem bekannten Eckzimmer, wo er denn auch den alten, freundlichen Haushofmeister fand, der ihm aber im Tone des Bedauerns sagte, daß seine Herrin noch nicht zu sprechen sei; sie habe aber diesen Fall vorgesehen und lasse Herrn von Rodenberg auf zwei Uhr zum Frühstücke einladen. – »Unsere schönen Tage hier sind vorüber,« setzte er wohlwollend hinzu; »ich glaube, wir werden morgen oder übermorgen reisen.«

»Und wohin, wenn man sich diese Frage erlauben darf?«

»Wer kann das wissen! Don Jose liebt es durchaus nicht, über die Plane der Sennora zu sprechen, und da ich das weiß, so frage ich nie danach. Die Marquesa liebt es, oft zu verschwinden wie durch Zauberei. Der Herr bestellt die Postpferde gewöhnlich selbst, ohne zu sagen, wohin, und das hat auch sein Angenehmes. Ueberraschungen, welcher Art sie auch sein mögen, haben immer etwas Aufregendes in dem einförmigen Leben, wie ich es zu führen pflege.«

»Ich werde gewiß nicht ermangeln, mich um zwei Uhr einzufinden; würden Sie aber so gut sein und dieses Album in meinem und meiner Freunde Namen Ihrer Herrin zu übergeben? Es ist ein kleiner Zoll der Dankbarkeit für

die liebenswürdige Aufnahme, welche uns hier im Hause zu Theil geworden; und dabei gestatten Sie mir auch wohl, Ihnen, mein lieber Herr, noch ganz besonders zu danken für die Sorgfalt, mit der Sie sich unser angenommen! Was die Dienerschaft des Hauses anbelangt,« setzte der junge Mann hinzu, indem er das Wort ›Dienerschaft‹ stark betonte, »so sind Sie vielleicht so gütig, mir zu sagen, an wen ich mich zu wenden habe, um unsere Erkenntlichkeit . . . «

»Nichts der Art,« fiel ihm der Haushofmeister in ernstem Tone in's Wort, »ich bitte Sie dringend, Herr von Rodenberg, nichts der Art; ich würde es zu verantworten haben und von Don Jose eine unangenehme Scene erleben. Das Haus der Sennora, obgleich sie für die große Welt eine Sängerin ist,« setzte er mit Stolz hinzu, »ist ein sehr vornehmes Haus, was wenigstens nach spanischem Begriffe mit – dem Anderen unvereinbar ist!«

Rodenberg reichte dem alten Manne die Hand, schüttelte sie herzlich und verließ ihn alsdann mit den Worten: »So bitte ich Sie also nochmals, unsern besten Dank entgegen zu nehmen, wobei ich den Wunsch ausspreche, daß es mir bei einer späteren Begegnung, worauf ich fest und innig hoffe, vergönnt sein möge, Ihnen meine Dankbarkeit besser beweisen zu können.« –

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, fand Rodenberg dort van der Maßen und Bergmüller, ersteren etwas verdrießlich und leidend, den anderen guter Dinge.

»Schweige mir über die verslossene Nacht!« rief der Muselmann von gestern, »es gibt Dinge, deren man

sich erst nach jahrelanger Vergessenheit wieder erinnern mag. So traurig auch wohl Manchem der Aschermittwoch erscheint, so ist er für mich wie ein Theatervorhang, der uns mit Einem Male und plötzlich von der tollen Posse trennt, in der wir allzu wild mitgespielt. Ich bin gekommen, Abschied von Euch zu nehmen – mein Koffer ist gepackt, hier in der Tasche habe ich mein Eilwagen-Billet nach Brüssel –

*Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!«*

»Nun, Gott helfe Dir zu Deiner Gloire,« brummte Walter, »Du kannst sie brauchen! – Du warst ein arger Verführer, van der Maaßen, mich, einen soliden, alten Künstler, in ein liederliches Weibsbild umzuwandeln; ich schäme mich vor mir selber und zum ersten Male vor Rüding – das ist das Fürchterlichste, was ich über mich auszusprechen vermag!«

»Gehen wir darüber hinweg, *allons sur ce va-t-en!* – Mit diesen Worten habe ich einen dicken Strich unter die Vergangenheit gemacht und bin nur noch der *Employé du maison honorable Beauvillard et Compagnie* – o, ich verspreche Euch, Ihr Kerls, daß ich Euch alle Ehre machen will; und wenn Ihr von drüben herüber einmal in ganz verrücktes Stoffmuster zu sehen bekommt, so könnt Ihr darauf fluchen, das hat van der Maaßen gemacht!«

»Erfinder eines trübseligen Aschermittwochstoffs,« entgegnete ihm Walter, »der wird bei uns reißen den Absatz finden, »denn trotz alledem fühle ich immer mehr . . . «

»Daß die deutsche Kunst todt ist!« fiel ihm van der Maaßen lachend in's Wort. – »Und nun kommt und bringt mich an den Eilwagen; etwas frische Luft wird Euch wohl zuträglich sein.«

»Wenn wir das erhabene Kurzholz da hätten,« meinte Rüding, worauf ihm Walter mit einem verdrießlichen Blicke zur Antwort gab:

»Du kannst dasselbe immerhin vorstellen; kurz genug bist Du – und auch vielleicht unten und oben angebrannt – doch *allons sur ce va-t-en!* wie van der Maaßen sagt.« –

Der dicke, gute, lustige van der Maaßen war mit feuchten Augen abgereist; Rüding suchte seinen anständigen Freund und Gönner aus – Walter ging am Rhein spazieren, so viel er konnte gegen den Wind, um sein Aeußeres und Inneres zu erfrischen, und Rodenberg allein war nach Hause zurückgekehrt. Es schlug zwei Uhr, als er in den kleinen Ecksalon trat, wo er Juanita am Kamin stehend und seiner wartend fand. Auf dem Tische sah man nur zwei Gedecke.

Sie ging ihm entgegen, reichte ihm ihre Hand, indem sie mit heiterem Gesichte sagte: »Wir sind heute allein, mein lieber Freund. Jose macht eine kleine Tour, von der er vor Abend nicht zurückkehren wird, und ich muß Sie deßhalb bitten, für heute meinen Gesellschafter, meinen Tischgenossen, meinen Cavalier, kurz, Alles in Allem vorstellen zu wollen, und zu gleicher Zeit erlauben Sie mir, Ihnen meinen gerührtesten und innigsten Dank zu sagen für das wunderbare Album, das Sie und Ihre Freunde mir

verehrten. Ich finde die Blätter desselben eben so vortrefflich ausgeführt als sinnig erdacht; wie mich dabei die Erinnerung an Ihr herrliches Künstlerfest so tief erfaßt, vermag ich Ihnen nicht auszudrücken – also nochmals meinen besten, besten Dank!«

Er hatte sich vorgenommen, mit einem ernsten Gesichte vor sie hinzutreten und eben so förmlich und fremd heute anzufangen, wie sie ihn gestern auf dem Balle entlassen, doch er vermochte es nicht, als er ihre heiteren und fast glücklichen Blicke sah, als er ihren herzlichen Dank vernahm, als sie so unbefangen plaudernd vor ihn hintrat und als sie sogar nicht daran zu denken schien, ihre Hand aus der seinigen zu ziehen – nein, er konnte es nicht, er fühlte bei ihrem reizenden Anblicke sein Herz so ungestüm und heftig schlagen, und wenn er etwas hätte thun mögen, so wäre es das gewesen, ihr zu Füßen zu fallen und ihr hundert Mal nach einander zu wiederholen: ›Ich liebe Dich, Juanita!‹

»Setzen wir uns,« sagte sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme, »und vor Allem bitte ich Sie, ein strenges und würdiges Gesicht zu machen, damit ich in kindlicher Ehrfurcht zu Ihnen aufblicken kann; Sie dürfen das gar nicht versäumen, damit ich nicht ausgelassen werde.«

»O, werden Sie ausgelassen – nur ein Mal – ich glaube nicht, daß Sie Talent dazu haben!«

»Ich nicht – ah, *par exemple?*«

»Sie mögen wohl Augenblicke haben, wo Sie Ihrer Laune ein Bischen die Zügel schießen lassen, aber als eine vortreffliche Reiterin, wie Sie sind, können Sie das ohne

alle Gefahr thun; Ihre heitere Laune oder Ihre Ausgelassenheit, wie Sie vorhin selbst sagten, wird nie dem Zügel ungehorsam sein und da anhalten, wo Sie es wollen.«

»Wer weiß?«

»O, ich bin davon überzeugt.«

»Mein lieber Herr und Gebieter, befehlen Sie, wie ich den Thee machen soll – schwach oder stark?«

»Wie Sie wollen; er wird jedenfalls vortrefflich sein.«

»Nein, nein, bei so ernsten Dingen wollen wir uns nicht mit Complimenten abgeben – wie wollen Sie ihn haben, schwach oder stark!«

»Nun denn, stark, wenn ich bitten darf!«

Man konnte nichts Reizenderes und Eleganteres sehen, als die Art, wie das junge und schöne Mädchen den Thee zubereitete, wie sie Alles so zierlich und sicher angriff und wieder an seinen Ort brachte, wie sie nie etwas vergaß oder zweimal nach einer Sache langte, und wie das Alles so rasch, pünktlich und sicher von Statten ging, wobei sie es nicht einen Augenblick unterließ, mit ihrem Gaste heiter zu plaudern. Sie erzählte, wie sie den gestrigen Tag zugebracht, was sie Alles gesehen und wo sie es gesehen; sie berichtete in äußerst komischer Art von einem sehr ernsten Diner und von einer erstaunlich langweiligen Soirée – »dann kam der Theaterball, auf dem ich Sie ja gesehen habe.«

»Hatte ich wirklich das Glück, Sie dort zu sehen?« fragte er mit einem gut gemachten Erstaunen – »ich erinnere mich nicht ganz genau.«

»Ah, das ist amusant – Sie standen an meiner Loge und sprachen mit mir!«

»Allerdings, ich erinnere mich, mit einer sehr vornehmen, einer sehr schönen und sehr glänzenden Dame gesprochen zu haben; sie befand sich in der allerhöchsten Gesellschaft und sprach mit mir, wie man in diesem Falle mit einem so ganz gewöhnlichen Sterblichen zu sprechen pflegt.«

Juanita schaute ihn ein paar Secunden mit ihren großen, dunkeln Augen an und es zuckte um ihre Lippen, als wollte dort ein verdrießlicher Zug zum Vorschein kommen; doch siegte ihre gute Laune und ihr lieblicher Mund kräuselte sich zu einem herzlichen Lachen. »Ich habe es mir eingebildet,« sagte sie in lustigem Tone, »daß ich diese Lection bekommen würde, und doch haben Sie Unrecht, mein lieber Freund – gewiß Unrecht; wenn Sie wüßten, was ich schon Alles über meine eigenthümliche Idee, Sie hier in Köln zu sehen, habe hören müssen, so würden Sie mir nicht zürnen, und wenn Sie vernommen hätten, wie ich mich so gut als möglich herausgeredet, hier künstlerisches Interesse eingestanden, das mich veranlaßte, Sie zu sehen, dort gerade zugegeben, daß ... «

»Was, Juanita?«

»Nun, daß mich ein Versprechen band, Sie hier wiederzusehen, und daß ... «

»Was, Juanita?«

»Ah, mit Ihrem ewigen Fragen – versuchen Sie, ob Ihr Thee stark genug ist ... «

»Der Thee ist vortrefflich, stark, aufregend. – Und als ich Sie gestern Abend verließ, ging ich allein nach Hause, traurig und doch aufgeregt. Ich beneidete die, welche mir begegneten, die jubelnd und singend an mir vorüberkamen, nur die Lust des Carnevals im Herzen – jene haben diese tollen Tage recht genossen – man sollte nicht hieher kommen mit einer hoffnungslosen Liebe im Herzen!«

»Nehmen Sie von diesen Mandarinen,« sagte die schöne Spanierin – »sie sind so kühlend und erfrischend, für mich die liebsten Früchte meines Heimathlandes, und dann, gestrenger Herr und Gebieter, will ich mir erlauben, Ihnen einen kleinen Vorschlag zu machen – wie schon gesagt, ich bin heute ganz allein und auf Ihren Schutz und Ihre Hülfe angewiesen – darf ich mich derselben bedienen, wie und wo ich will?«

»Je vollständiger Sie über mich verfügen, desto glücklicher machen Sie mich!«

»Wollen Sie mich auf einem Gange durch die Stadt begleiten, mit mir in den Dom gehen?«

»Mit dem unendlichsten Vergnügen!«

»Gut denn – unser kleines Frühstück ist beendet, der Himmel hat sich ein wenig aufgeklärt, obgleich er immer noch verdrießlich genug herabschaut, und ich begreife das vollkommen nach all den Tollheiten, die er in den letzten Tagen mit angesehen. Trotz dem Regen von heute Nacht soll es nicht sehr schmutzig sein, wie mir meine Kammerfrau gesagt. Der heftige Wind trocknet aus – ist es Ihnen recht, so gehen wir.«

»Darf ich mir die Frage erlauben, ob dieses Gehen buchstäblich zu verstehen ist?«

»Versteht sich,« erwiderte sie in glücklichem Tone – »ich freue mich, mit Ihnen herumlaufen zu können – und Sie?«

»Ich finde das herrlich, ich bin entzückt darüber!«

»Nehmen Sie Ihren Ueberrock, es ist kalt und windig, und sobald Sie von Ihrem Zimmer zurückkommen, finden Sie mich draußen im Corridor.«

Sie reichte ihm ihre Hand, und während er sie langsam an seine Lippen führte, begegneten sich ihre Augen in einem eigenthümlichen Blicke, der einen ganz besonderen Ausdruck hatte. –

Der alte Haushofmeister lächelte so still vergnügt, als er drunten die Thür öffnete und das stattliche, schöne junge Paar auf die Straße ließ; ja, er schaute ihnen, auf der Treppe stehend, lange nach und schien mit seiner Beobachtung zufrieden zu sein. »Sie haben Beide ein recht vornehmes Ansehen,« sprach er zu sich selbst, »und auch er würde das nobelste Haus, dem ich die Ehre habe, vorzustehen, auf's würdigste repräsentiren.«

Juanita war einfach angezogen, aber ausgesucht elegant gerade in dieser Einfachheit; sie trug ein dunkelbaues Kleid von schwerem, doch weichem Seidenstoffe, darüber einen Sammtmantel von derselben Farbe, die nur durch das eigenthümliche Leuchten des Sammts von dem Kleide vortrefflich, harmonisch abstach – ein reizender Anzug, den der kleine, ebenfalls dunkelblaue Atlashut

mit seinem kostbaren, schwarzen Spitzenschleier auf's schönste vervollständigte.

Sie hatte ihren Arm unter den seinigen geschoben und schmiegte sich fest an ihn an, während er sie sorgsam führte.

Lange sprach Keines ein Wort; endlich sagte der junge Mann mit einer eigenthümlich tiefklingenden Stimme: »O, Juanita, ich bin unbeschreiblich glücklich!«

»Und das macht Sie so stumm? – Ich möchte gern in meinem Glücke heiter und lustig plaudern!«

»O, wie danke ich Ihnen für dieses süße, süße Wort – ja, wir wollen plaudern über Alles, was uns einfällt, was uns begegnet, was wir sehen und denken!«

»Gescheites und Ungescheites, wie es gerade kommt,« erwiderte sie lachend.

»Ich habe eine prächtige Idee, Juanita – stellen wir uns vor, gestern Abend seien wir hier in Köln eingetroffen und heute Morgen führe ich Dich herum, um mit Dir die Merkwürdigkeiten der Stadt anzusehen!«

Sie sah ihn mit einem forschenden Blicke an, und erst als sie ihn zu verstehen schien, gab sie ihm zur Antwort: »Auf einem Spaziergange kann ich mir diese Idee schon gefallen lassen und sie in scherzhafter Weise erwidern – also, hoher Herr und Gebieter, wo befinden wir uns?«

»Auf dem Thurnmarkte, meine Theure, einer engen Straße, die übrigens mit einem Markte durchaus keine Aehnlichkeit hat. Hier befinden sich die größten Gasthöfe der Stadt – hier mein Freund Dietzmann im Königlichen Hofe, dort der Hof von Holland; bemerken Sie auf der

anderen Seite der Straße die unglaublich große Anzahl von kleinen Wein- und Bierhäusern?«

»Sehr interessant!«

Sie gingen über die Friedrich-Wilhelms-Straße nach dem Heumarkte, wo Rodenberg seiner Begleiterin das Börsengebäude und die sehr feste Hauptwache zeigte. Von Oben Marspforten traten sie auf den Platz vor dem Rathhause und bewunderten dieses herrliche Gebäude aus den ältesten Zeiten Kölns mit seinen reichen, in Stein ausgehauenen Bildwerken, unter Anderem den tapfern Bürgermeister Gryn, wie er mit seinem leichten Schwerte und in dünnem Mantel mit einem Löwen kämpft. Auf der andern Seite jenes Thurmes, gegen den Altenmarkt zu, befindet sich der Kopf des sogenannten Gabbeck, der den Mund aufsperrt, so oft die Glocke schlägt.

»Begreiflich,« entgegnete ihm Juanita, »denn er muß sich fürchterlich langweilen, der Aermste, und müde sein, uns undankbaren, gedankenlosen Menschen in Einem fort die Zeit zu verkündigen.«

»Er hat glänzendere Zeiten gesehen in dem alten Köln und auf dem Altenmarkte – die Erinnerung daran mag ihn auch wohl verdrießlich stimmen. Gehen wir weiter. Wollen Sie Kirchen sehen?«

»Heute nur eine einzige, den Dom, welchen ich übrigens, seit ich hier bin, jeden Tag besucht.«

»Nicht Sanct Peter mit dem berühmten Bilde von Rubens?«

»Ich war vorgestern mit Don Jose dort; erst nach langer Unterhandlung zeigte man uns das Original – sie wünschten, wir sollten uns mit der Copie begnügen.«

»Also gehen wir zum Dome, der Krone aller Bauwerke.«

Da trat er hervor, nachdem die Beiden ein paar enge Straßen durchschritten hatten, und hob sich majestätisch empor, die gewaltige Masse, so riesenhaft groß in ihrem Umriss und wieder so wunderbar zierlich in allen ihren Einzelheiten – diese reiche Blüthe der deutschen Baukunst, ein feingliederter, zierlich aufgeführter Heiligenschrein, versteckt in einem Strauße von Steinblumen!

Seine Thüren waren geöffnet, und als Rodenberg und Juanita eintraten in den majestätischen Bau, fühlten sie sich wunderbar erregt und ergriffen von dem Dämmerlichte des trüben Tages, das obendrein noch gedämpft wurde durch die bunten Glasfenster; sie fühlten sich eigenthümlich angehaucht von der warmen Luft, vermischt mit Weihrauchduft, die sie umgab; sie empfanden tief in ihrem Herzen die klagenden Töne der Orgel und das halblaute Gebet der Priester an den Altären, welches von der andächtigen Menge mit einem unverständlichen Gesumme beantwortet wurde.

Rodenberg tauchte seine Hand in das Weihwasserbecken und benetzte Juanita's Finger damit, die ihm durch leichtes Aufschlagen der Augen dafür dankte, dann seinen Arm losließ und sich hierauf rasch einer Gruppe

Betender näherte, um neben denselben auf das Steinpflaster niederzuknieen.

Arthur trat rückwärts und lehnte sich dort an einen der mächtigen Steinfeiler, das knieende Mädchen betrachtend; seine Gedanken, getragen von Weihrauchduft und Orgelton, umkreisten die Betende und schwangen sich alsdann, in bunte Träume und süße Phantasie verwandelt, hoch empor an das graue Steingewölbe, wo sich vor seinen inneren Blicken die leuchtenden Goldpunkte in echte Sterne verwandelten, die mild lächelnd auf ihn und sein Glück herabschauten.

Es kam ihm vor, als sei er in eine milde Sommernacht versetzt und sehe zwischen den dichten Bäumen eines dunklen Parkes hindurch die glänzenden Lichter eines fern liegenden Schlosses und höre Musik von dort ertönen. Fast betäubend umfloß ihn der Duft der Blumen; eine süße Vorahnung durchschauerte ihn und er bebte fast, als eine liebliche Gestalt nun an ihn herantrat, die Hand auf seinen Arm legte und mit ihrer süßen, schier zauberhaften Stimme sagte: »Wir wollen jetzt nach Hause gehen!«

Was das Letztere anbelangte, so hatte er übrigens nicht vollständig geträumt, denn Juanita bewegte sich in ihrem leichten, schwebenden Gange gegen ihn und sagte: »Wenn es Ihnen recht ist, Arthur, so kehren wir jetzt nach Hause zurück.«

»Gewiß, meine einzig Geliebte!« gab er ihr flüsternd zur Antwort und setzte dann, sich entschuldigend, hinzu: »Hier darf ich ja nicht lügen und heucheln, hier muß

ich sprechen, wie es mir um die Seele ist, und auch Du, Juanita.«

»Auch ich, Arthur – gewiß, auch ich; doch fürchte ich mich fast, ein lautes Wort zu reden, und es ist mir, als müßte es laut vom Gewölbe wiederhallen und aller Welt verkündigen, was ja aller Welt verborgen bleiben soll!«

Sie gingen mit einander fort, und erst draußen sagte Arthur: »So oft ich den Dom verlasse, ist es mir, als nähme ich Abschied von einem theuren Freunde, ohne zu wissen, wann und ob ich ihn wiedersehe – bin ich doch mit seinem Bilde im Herzen aufgewachsen, habe ich mich doch schon als Kind über die Heiligen gefreut, welche uns aus ihren Steinnischen so ernst anblicken, und über die ungeheuerlichen Gestalten der fabelhaften, wasserspeienden Thiere da droben – ja, selbst über die grünen Gebüsche und Gesträuche freute ich mich, die aus den Steinritzen der alten Thürme wuchsen. Und besonders liebte ich den Domkrahnen, den Zeigefinger des Münsters, der, wie mir meine alte Amme sagte, gen Himmel weist. – So oft ich später wiederkehrte, freute ich mich wie ein Kind über jeden neuen Stein, den ich aufgesetzt fand, über jedes Mauerwerk, das man zur Vollendung des Domes aufgeführt, und wenn ich als Mensch und als Künstler einen recht übermüthigen Wunsch aussprechen dürfte, so wäre es der, den Dom in seiner ganzen Vollendung zu sehen, die himmelanstrebenden Thürme vollständig fertig bis auf die riesenhafte Steinrose, welche ihre Spitze krönen soll!«

»Dazu sage ich Amen und hoffe, wir erleben das und wir sehen es.«

»Wir, Juanita! Ah, das wäre ein noch größeres Glück, wenn wir Beide, wie heute, vereint den Thurm in seiner Vollendung sehen könnten!«

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, ehe sie erwiderte: »Was bedeuten unsere Wünsche und Hoffnungen gegenüber der Bestimmung unseres Schicksals – ich fürchte, dasselbe hat uns ganz verschiedene Bahnen vorgezeichnet!«

»Das wäre schrecklich, Juanita!«

»Und doch ist es so, mein Freund – was Ihnen die Fee des Waldes damals sagte im berauscheden Dufte des frischen Laubes, erfüllt von der Poesie Ihres Künstlerfestes, muß ich Ihnen heute, an einem der ernstesten Tage des Jahres, an dem kalten und prosaischen Aschermittwoch, wiederholen: ich fürchte in der That, es war mir von der Feenkönigin vergönnt, Sie nur dreimal zu sehen!«

»Und so wäre es heute das letzte Mal – unmöglich! Ich kann nicht mehr von Dir lassen, Juanita, und wenn das Schicksal es so wollte – wir müssen dem Schicksal Trotz bieten!«

»Es wäre das eines Versuches werth,« gab sie mit einem trüben Lächeln zur Antwort; »aber bei dem Versuche würde es bleiben, Arthur – ich fürchte, wir sind nicht für einander bestimmt!«

»Daß Du das fürchtest, meine Juanita,« erwiderte er leidenschaftlich, »stärkt meinen Muth, es mit jedem

Schicksal aufzunehmen; hat es uns doch bis jetzt freundlich gelächelt!«

»Fürchte die finstern Mächte, sie streuen Rosen auf unsern Weg, um dadurch einen tiefen Abgrund zu unsern Füßen zu verdecken – fürchte die Rosen . . . « –

So plauderten sie zusammen mit langen Zwischenpausen in ihrem Gespräche, wo er alsdann ihren Arm innig an seine Brust drückte und sie freundlich zu ihm auflächelte.

»Das Wetter war bis jetzt zu unserem Spazirgange günstig,« meinte das schöne Mädchen; »aber mir scheint, die Frist, die uns gegeben, ist abgelaufen. Der Wind, der bisher verschwunden war, läßt sich wieder spüren in naßkaltem Hauche – es ist gut, daß wir bald zu Hause sind.«

»Und dann, Juanita?«

»Dann treten Sie noch einen Augenblick zu mir ein – Sie müssen mir ein paar Blätter meines lieben Albums erklären, und dann nehmen wir Abschied von einander, still und bewegt.«

»Doch nur für heute?« rief er erschrocken.

»Ich fürchte, für länger, mein Freund – doch warum jetzt damit schon anfangen? Wir wollen uns dabei gegenseitig nicht betrüben – ein herzlicher Handschlag, ein freundliches Wort und dann wenigstens die Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen!«

»Du nimmst Alles so leicht, Juanita,« sagte er in einem fast vorwurfsvollen Tone, worauf sie ihm in Worten keine Antwort gab, dagegen langsam ihr Gesicht emporhob

und ihn ein paar lange, lange Secunden in ihre leuchtenden Augen sehen ließ.

Ueber das, was er las, mußte er aufseufzen aus tiefem Herzen im Uebermaße stiller Seligkeit, und es war ihm unmöglich, seine Blicke wieder von ihr hinwegzuwenden. O, er hätte mit ihr so stundenlang fortwandeln mögen, Hand in Hand, Auge in Auge!

Da waren sie aber an Ort und Stelle angelangt, da ließ er sie mit einer leichten Verbeugung die Treppe hinaufgehen und schritt alsdann hinter ihr drein. Da öffnete sich die Hausthür, und Juanita ging in ihre Wohnung hinauf, wobei sie heiter mit ihm redete. Oben angekommen, gab er einem der Bedienten Ueberrock und Hut und folgte der jungen Dame durch das Eckzimmer in den hintern Theil des Hauses, den sie bewohnte, in das kleine reizende Cabinet, wo sie ihn am ersten Tage seines Hierseins empfangen.

Es war schon spät am Nachmittag, und der kurze Wintertag hatte ohnedies ein so grämliches Aussehen, war jetzt wieder so finster und verdrießlich, daß man nicht zu sagen vermochte, wo er aufhörte und die Nacht anfang.

Um noch etwas von dem letzten Scheine des Tages zu benutzen, legte Juanita das Album auf ein Tischchen in der Fensternische, setzte sich davor und bat Rodenberg, neben ihr Platz zu nehmen. Dann betrachteten sie zusammen die einzelnen Blätter; bei Vielem fragte sie, und er erklärte ihr Alles auf's umständlichste. Ach, er hätte ihr stundenlang erklären mögen, so ganz dicht in ihrer Nähe,

daß er, wenn er sich auf das Buch hinabbeugte, mit seiner heißen Wange ihr Haar berührte und den entzückenden Hauch ihres Mundes fühlte. Dabei saß sie so zutraulich an seine Seite geschmiegt, so ohne alle Scheu vor einer Berührung mit ihm, daß es ihn mächtig durchschauerte, häufig ersuchte sie ihn, auf irgend einem der Blätter eine einzelne Stelle ganz genau zu betrachten, dann bog sie sich zurück, daß er sich mit weniger Mühe hinabbeugen konnte, und legte dabei ihre Hand auf seine Schulter, wobei es ihm ein paar Mal vorkam, als berührten ihre feinen Finger sein dichtes, krauses, blondes Haar.

»Gewiß,« sagte Juanita nach einer langen Pause, »dieses Album wird mir eine liebe Erinnerung sein an heiter verlebte Tage, und wenn ich es durchblättere, soll Ihr Bild, Arthur, lebendig vor mich hintreten!«

Er schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: »Es ist traurig für mich, Juanita, daß Ihre Reden dahin gehen, als müßten wir durch weite Länder von einander getrennt bleiben – o, Juanita, es liegt ja in Ihrer Macht, mich an Ihre Fußstapfen zu fesseln, mir das Wiedersehen zu gestatten, wann und wo Sie wollen!«

»Läge es wirklich in meiner Macht, wer weiß, ob ich es nicht thäte; doch glauben Sie mir, Arthur, auch ich bin nicht unabhängig, auch ich muß mich beugen vor Gesetz und Sitte – selbst ich, eine Künstlerin, eine Fee,« setzte sie lächelnd hinzu. Dann schloß sie das Album, erhob sich rasch und machte einen Gang durch das kleine Zimmer, aus welchem die Schatten des Abends das falbe

Licht des Tages fast verdrängt hatten, ohne daß es darum dunkel geworden wäre, denn im Kamine loderte ein helles Feuer und aus dem geöffneten Nebenzimmer, zwischen dem schweren Thürvorhange hindurch bemerkte man das bleiche Licht einer Lampe mit matter Glaskugel.

»Und so bald schon müssen wir scheiden?« fragte er.
»Wie entsetzlich rasch sie vorübergegangen sind, diese glücklichen Tage!«

»Ich hatte gehofft, sie verlängern zu können, aber Verhältnisse, mächtiger als ich, rufen mich hinweg.«

»Und wann, Juanita?«

»Schon morgen – und deßhalb wollen wir heute – jetzt – Abschied nehmen!«

Als er nicht antwortete und auch sie nicht weiter sprach, war es so still in dem kleinen Gemache; man hörte nur zuweilen das Knistern und Knattern der brennenden Kohlen im Kamin und das Rauschen des schweren Seidenstoffes an Juanita's Kleide, wenn es, indem sie auf und ab schritt, zuweilen an einem der Möbel streifte.

Rodenberg stand am Fenster und schaute in die dämmernde Nacht hinaus, wobei es ihm doppelt behaglich vorkam, daß er hier, aus dem sanft erwärmten Raume, das tolle Spiel sah und hörte, welches der Wind mit Schneeflocken trieb, die er draußen in wildem Uebermuth durch einander mischte und zuweilen, ehe sie den nassen Boden berühren konnten, wieder hoch in die Luft führte.

Juanita war an seine Seite getreten, berührte seinen Arm leicht mit ihrer Hand und sagte: »Jetzt müssen wir scheiden, Arthur!«

»Und in solches Wetter wollen Sie mich hinausstoßen, aus Ihrer lieben, lieben Nähe in Regen, Schnee und Wind?«

»Sie übertreiben, mein Freund, Sie betrüben mich, indem Sie so reden; es ist ein Abschied, den wir beide voraussahen und der kommen mußte!«

»Ja,« antwortete er im schmerzlichen Tone, »ein Abschied, der mich von Ihrer Seite hinweg zurück in das wilde Leben stößt, in ein Leben voll vergeblicher Sehnsucht, voll Gleichgültigkeit, in ein Leben, wahrhaftig kalter und trauriger, als die Nacht da draußen mit ihrem Schnee und Regen! Und warum mich jetzt schon fortschicken, Juanita, warum mir nicht erlauben, noch eine kleine, kleine Weile bei Ihnen zu bleiben? Ich will Sie ja nur ansehen, nur den Wohllaut Ihrer Stimme vernehmen, in Ihrer Nähe atmen dürfen!«

»O, gehen Sie, Arthur, gehen Sie,« bat Juanita mit leiser Stimme, »es ist besser für uns beide, wenn Sie gehen; gehen Sie mit der Hoffnung, daß wir uns wiedersehen!«

»O, ich soll die trügerische Hoffnung,« rief er traurig aus, »für die lebendige, heiße Gegenwart nehmen! O, Juanita, Sie sind schön und entzückend, aber ich glaube wirklich, eine neckische Fee, trügerisch wie Fata Morgana, den Armen, der sie sieht, mit allen Reizen verlockend, um ihm für immer und ewig zu verschwinden!«

»Gehen Sie, Arthur, »wir müssen uns trennen – o, lassen Sie mich Ihnen dabei sagen, daß mein Herz unter dieser Trennung eben so fürchterlich leidet, wie das Ihrige – aber gehen Sie, ich – beschwöre Sie darum! Auf meiner Seele lastet eine unbeschreibliche Angst und mein Herz zittert unter meinen tiefen Athemzügen!«

»Ja, ja, ich fühle das, Juanita, ich fühle die stürmischen Schläge Deines Herzens, und sie erfüllen mich mit einer unendlichen Seligkeit – o, verstoße mich noch nicht!«

»Doch, doch, Arthur, es muß sein!«

Sie wand sich ohne Heftigkeit, aber mit einer unwiderstehlichen Gewalt aus seinen Armen; er wagte es, getroffen von ihrem flammenden, zürnenden Blicke, nicht sie zu halten, und bat nur in flehendem Tone: »Nur noch eine Viertelstunde, Juanita!«

»Es wäre eine Seligkeit für mich,« gab sie ihm offen und ehrlich zur Antwort, »Sie den ganzen Abend bei mir zu sehen, wenn Don Jose bei mir wäre – o, wie würden wir vergnügt und doch verständig zusammen plaudern!«

»Das können wir auch ohne Don Jose, vergnügt plaudern und verständig sein – gewiß, Juanita – o, nur noch eine kleine Viertelstunde – ist es nicht ein bescheidener Wunsch vor einer Trennung – Gott mag wissen auf wie lange!«

»Es widerstrebt mir, Ihnen nachzugeben! Doch nehmen Sie mit Ihrem Fauteuil diesen Kaminwinkel ein, ich setze mich in den anderen!«

»Gut, und so wären wir durch eines der wildesten Elemente, durch das Feuer, von einander getrennt, aber

glauben Sie nicht, Juanita, daß meine Liebe zu Ihnen auch eine echte Feuerprobe bestehen könnte?«

»Wir wollen den Versuch nicht machen, sondern verständig zusammen plaudern!«

Sie ließ sich auf der einen Seite des Kamins in einem tiefen Fauteuil nieder, während er seufzend auf der anderen Seite Platz nahm.

Das schöne Mädchen nahm von dem Gesimse einen grünen Fächer, um vermittelst desselben die Gluth des Feuers von ihrem Gesichte abzuhalten; ihre beiden Füßchen über einander gelegt, ruhten auf einem Kissen, das sich vor dem Kamine befand.

Wie sauste der Wind zuweilen durch den Kamin herab und blies zudringlich in die Flammen, daß diese vor Zorn dunkelroth aufglühten, worauf alsdann der tolle Geselle draußen brausend um die Ecke des Hauses flog oder an den Fenstern herumfuhr, daß sie ängstlich klirrend erzitterten!

Rodenberg schaute in die Gluth des Feuers und sagte nach einer längeren Pause in ruhigem erzählendem Tone: »Es war einmal ein wilder Bube, der hatte ein kleines Mädchen verlockt, mit ihm in den Wald zu gehen.«

»Das Mädchen hätte ihm nicht folgen sollen,« meinte sie.

»Sie folgte ihm aber doch, obgleich sie obendrein die Tochter des Königs war und er nur ein armer, unbedeutender Geselle – denn sie liebten sich!«

»A–a–a–ah!«

»Im Walde wurden sie durch ein furchtbar wildes Wetter überrascht, so ungefähr wie das, welches da draußen tobt, und fanden nach langem Suchen eine verlassene Hütte, wo es dem Gesellen nach vieler Mühe gelang, ein hell loderndes Feuer anzuzünden, vor welches sie sich hinsetzten, stumm und traurig, wie wir hier.«

»Jedes in seiner Ecke – ich finde das von der Königstochter sehr verständig.«

»Aber der wilde Bube blieb nicht lange so sitzen, denn ihm wollte das Herz fast zerspringen aus Liebe zu der schönen Königstochter und vor Kummer, daß er sie wieder verlieren solle.«

»Die Königstochter aber befahl ihm wahrscheinlich, er solle ruhig sitzen bleiben?«

»Sie befahl es ihm allerdings, und so gern er ihr auch gehorsam gewesen wäre, er konnte sich nicht enthalten, zu ihren Füßen niederzustürzen und ihr auf's Neue von seiner heißen, innigen Liebe zu reden!« – Bei diesen Worten that der junge, glühende Mann so, wie er erzählte; er kniete zu Juanita's Füßen nieder, und als sie sich rasch erheben wollte, umfaßte er ihren Leib und hielt sie sanft zurück.

»O, Juanita,« flehte er, »meine süße, innig geliebte Juanita! wie kann ich in der letzten Stunde unseres Beisammenseins Dir so kalt gegenüber sitzen; es ist grausam, dies zu verlangen, und Du selbst willst nicht, daß ich Deinen Worten Folge leiste, denn diese Worte entsprangen Deinem Verstande, während Dir Dein Herz sagt, daß Du mich liebst, ja, daß Du mich eben so heiß und innig

liebst, als ich Dich! O, Juanita, gestehe es mir, mit einem einzigen Worte, oder wenn Du nicht reden willst, so lege Deine beiden lieben Hände auf mein Haupt, so neige Dein Gesicht zu mir herab und laß mich die süßen Worte in deinen schönen, glänzenden Augen lesen! – O, meine Juanita, Du sagtest mir, das Schicksal werde uns aus einander reißen, ich hätte nicht das unendliche Glück, Deinen Lebenspfad wandeln zu dürfen – schrecklich, wenn es so wäre! Doch ich will Dir glauben, denn Du bist eine Seherin, eine Heilige – aber, wenn es so ist, so sage mir, ehe wir vielleicht für immer scheiden: hast Du mich wirklich geliebt und willst meiner nicht vergessen?«

Er hatte sich bei diesen Worten, die er in leidenschaftlicher Hast ausstieß, fest an sie geschmiegt, und sie litt es geduldig; sie that, wie er gewünscht, sie umfaßte sein Haupt mit ihren kleinen Händen, sie beugte sich auf ihn herab mit offenen, glänzenden Augen, sie näherte langsam ihre heißen, durstigen Lippen den seinigen, sie küßte ihn zu wiederholten Malen mit einer unsagbaren Gluth und Innigkeit.

»Ah, Juanita,« seufzte er, »Deine Lippen sind Rosen!«

»Fürchte die Rosen!«

»Wunderbare, duftige Rosen, sie ziehen uns zauberhaft mächtig an – o, ich möchte meine Seele in die Rosen versenken!«

»Fürchte die Rosen, Arthur, ich sagte Dir das schon früher; sie verdecken trügerisch einen Abgrund, der uns auf ewig scheiden muß!«

»Nein, nein, Juanita!«

»Arthur, gewiß – höre mich einen Augenblick ruhig an.« – Sie drückte mit ihren kleinen Händen seinen Kopf etwas von sich und lehnte ihr Haupt zurück. – »Das Märchen, welches Du vorhin erzähltest, ist noch nicht zu Ende. Allerdings litt es die Königstochter ein paar Augenblicke, daß der wilde Knabe vor ihr kniete; dann aber sagte sie: ›Fürchte die Beherrscherin der Feen, die über meinem Haupte wacht – dringe nicht weiter in mich mit Deiner Liebe und sei versichert, daß sonst dieses Dach, das uns Schutz verliehen, über uns zusammenbricht und wir mit bitterer Reue und Vorwürfen im Herzen in die wilde Nacht hinausfliehen müssen, Jedes seinen einsamen, dunkeln Pfad, und daß wir uns alsdann niemals, niemals wiedersehen werden!«

»Das ist nicht möglich!« rief er aus und setzte aufjauchzend hinzu: »Sie liebt mich, sie liebt mich, sie muß mich wieder sehen!« Und von Neuem zog er das sich sträubende Mädchen in seine Arme, suchte ihre Lippen und fand sie auch zu einem langen, langen, seligen Kusse.

Da wir es, als wenn die Feenkönigin selbst mahnend, warnend, retten ihre mächtige Hand zwischen die beiden Liebenden ausstreckte. Ein mächtiger Windstoß fuhr durch den Kamin herab, ließ Myriaden Furien aus dem Feuer aufsteigen und öffnete eines der schlecht verschlossenen Fenster des Gemaches, um alsdann heulend und brausend einzudringen.

Juanita hatte diesen Moment benutzt und war rasch in die Höhe gesprungen. – »Hörst Du, wie sie uns drohen, die unsichtbaren Mächte?« rief sie, indem sie ihre Hände

abwehrend gegen Arthur ausstreckte. »Verstehst Du diesen Ruf, diese Klage? Laß sie Eingang finden in Dein Herz – sei zufrieden und glücklich in der Erinnerung lebe wohl – lebe wohl – unser Märchen ist zu Ende gespielt! – Wenn Du mich liebst, so verlaß mich um dieser Liebe, um Deiner Ehre willen – fürchte den Abgrund, der uns auf ewig scheiden muß – Du sollst und mußt mich verlassen – ich will es – lebe wohl!«

Sie faltete ihre Hände gegen ihn, und als sie dieselben darauf erhob, um sie an ihre Lippen zu drücken, sah er ihr Auge in feuchtem Glanze – nur einen kleinen, kurzen Augenblick, ehe sie sich umwandte und rasch im Nebenzimmer verschwand.

Er wußte nicht wie ihm geschehen; wild raste das Blut durch seine Adern; und wenn er auch die Hand auf sein Herz drückte, er vermochte nicht, das ungestüme Klopfen desselben zu bewältigen. Tief aufathmete er, und wohlthuend war ihm dabei die kalte Nachtluft, die in das Zimmer drang. Er warf einen glühenden Kuß nach der geöffneten Thür des Nebengemaches und wandte sich darauf, um in gewaltiger Anstrengung das Zimmer zu verlassen. – Sollte er aber nicht vorher das Fenster schließen? Erwartete Juanita nicht, daß er, wenn auch nur mit einem einzigen Wort Abschied von ihr nehme?«

Einen letzten Abschied, wer weiß, auf wie lange?

Da war es ihm, als hörte er im Nebenzimmer einen leisen Ton, einen Seufzer, ein unterdrücktes Weinen – oder täuschte er sich – vernahm er den Wind, der durch den Kamin sauste, oder war es das Rauschen ihres Gewandes.

– »Arthur, ich will, daß Sie mich verlassen, um des Himmels Barmherzigkeit willen, Arthur – fürchten Sie meinen Zorn – fürchten Sie meinen Dolch!«

XXXIX. ES SIND BEREITET DIR DREI HARTE SCHLÄGE!

Verm man von der naßkalten, windigen Straße, wo Regen und Schnee unbedingt regierten, wo ein scharfer Nordwestwind an den Ecken lauerte und die harmlos Dahergewandelnden meuchlings über sich um sie erst nach tüchtigem Durcheinanderschütteln und heftiger Gegenwehr wieder ihres Weges ziehen zu lassen; wenn man dabei die zerrissenen Wolken an dem dunkeln Nachthimmel dahinjagen sah, tückisch bemüht, jedes Sternlein anzulöschen und den wohlthuenden Glanz des Mondes zu verdecken, – in einen der kleinen Ecksalons des Kaiserlichen Hofes eintrat, so konnte man sich eines unendlich behaglichen Gefühls nicht erwehren, indem man in diesem von Blumen durchdufteten, angenehm erwärmten Raume die kleine Tafel für acht Personen mit allem Comfort, aller Eleganz, allem Raffinement servirt fand: das reiche Krystall- und Silber-Service, worin sich zahlreiche Lichter blendend wiederspiegelten, das riesenhafte Bouquet auf der Spitze des Tafelaufsatzes, welcher eine förmliche Pyramide bildete, deren Fundamente aus derben Früchten, Orangen, Mandarinen, Feigen und dergleichen bestehend, oben mit zierlichen, herabhängenden Weintrauben gekrönt waren, und noch höher hinauf

die feinsten Zuckerwerke, besonders Fondants, im Geschmacke aller nur erdenklichen feinen Obstsorten zeigten. In geschliffenen Caraffen glänzten weiße und rothe Weine, deren Goldglanz, oder deren dunkelrothe Gluth etwas Ausgezeichnetes versprach, während noch vornehmeres ihres Geschlechtes, mit stattlichen Etiquetten versehen, auf Nebentischen kalt und warm frappirt standen, bis später die Reihe an sie kommen würde. In einer Ecke des Gemaches, auf zierlichem Untersatze, stand ein silberner Flaschenkühler, ein wahres Kunstwerk, der Stolz des Hauses, wo auf schimmerndem Eise die grün verpichten Hälse von einem halben Dutzend Champagnerflaschen hervorschauten. Auf dem Ecktische, bei jedem Gedecke, zu welchem eine Unmasse von Gläsern der verschiedensten Formen und Farben, Löffel, Messer und Gabeln in allen erdenklichen Größen, so wie sonstige säbelhafte Handwerkszeuge gehörten, lag, in einfacher Weise gedruckt, das Menu des heutigen Diners.

Eigentlich ist es uns noch nicht vergönnt, einen Blick in diesen Speisesalon zu werfen; doch da die Flügelthür zum Nebenzimmer, in welchem wir uns gerade befinden, offen steht, so konnten wir uns nicht enthalten, neugierig hineinzuschauen.

Hier in dem Nebenzimmer befindet sich der Major von Werdenberg, um Seiner Hoheit Gäste zu empfangen, von welchen aber noch Niemand vorhanden ist, als Walter, der etwas früher von Hause fortgegangen war und, in einer benachbarten Hausthür stehend, mit Sehnsucht die Zeit erwartet hatte, die ihm allenfalls erlaubte, sich zum

Diner einzufinden; doch war dies immerhin noch so früh geschehen, daß er fast eine kleine Viertelstunde warten mußte, ehe der Adjutant des Prinzen erschien, um sich als außerordentlich höflicher Mann dringend zu entschuldigen.

Walter aber fühlte sich selbst einer solchen Entschuldigung höchst benöthigt und machte sie sogleich in doppelter Hinsicht wegen seines zu frühen Erscheinens und wegen des mangelnden Frackes.

Ueber Beides aber beruhigte ihn Werdenberg auf die freundlichste Art von der Welt, indem er sagte: »Herr von Rodenberg wird Ihnen mitgetheilt haben, daß der Prinz bei seiner Einladung ausdrücklich hinzusetzte, »ein kleines Diner *»sans cérémonie«* also im Anzuge, wie es Einem gutdünkt – ein kleines einfaches Mittagessen.«

Der alte Maler konnte sich hierbei nicht enthalten, einen erstaunten Blick in das Nebenzimmer zu werfen und bei sich zu denken: »wenn das die Anstalten zu einem einfachen Mittagessen sind, so möchte ich wirklich einem beiwohnen, das mit einiger Feierlichkeit gegeben wird!«

»Was nun Ihr frühes Kommen anbelangt, mein lieber Herr Professor, so kann ich Sie versichern, daß mir dies außerordentlich erwünscht ist, indem es mir die Muße gönnt, mit Ihnen vor unserem kleinen Diner ein wenig zu plaudern.«

Walter verbeugte sich geschmeichelt.

»Ich sagte Ihnen neulich schon,« fuhr der Adjutant fort, »daß Seine Hoheit, wie Sie auch bereits wissen werden,

ein ganz außerordentlicher Kunstfreund ist; nicht ein solcher, welcher Bilder, Bronzen, Waffen, alte Möbel nur deshalb kauft, weil es Mode ist, dergleichen besitzen, sondern einer, der mit Kunstsinn und einem geläuterten Geschmacke nur das wirklich Schöne erwirbt und der dies bei der Einrichtung seines Schlosses am Mittelrheine auf's glänzendste bewiesen hat.«

»Ich hörte davon reden,« entgegnete Walter, »und es erregte in mir mächtig die Lust, diese Herrlichkeiten einmal anschauen zu dürfen.«

»Dazu ist Hoffnung vorhanden,« gab Werdenberg mit einem pfiffigen Lächeln zur Antwort und setzte hinzu, indem er sein Gegenüber mit dem Zeigefinger leicht auf die Brust tippte. Hoffnung, – große Hoffnung!«

»Ich wäre entzückt darüber!«

»Und dazu haben Sie alle Ursache, denn ich kann Sie versichern, das ist eine ganz superbe Einrichtung, räuberhaft – Seine Hoheit haben schon längst die Absicht, eine kleine Kapelle im dortigen Schloßhofe *al fresco* ausmalen zu lassen, und als neulich wiederholt die Rede auf diesen Gegenstand kam, erlaubte ich mir Ihren Namen zu nennen.«

»Wofür ich Ihnen außerordentlich dankbar bin!« sagte erfreut der alte Maler.

»Keine Ursache, mein lieber Herr Professor; ich habe Ihre heilige Cäcilie gesehen und ich muß Ihnen gestehen, daß Zeichnung, Colorit, Stimmung, geniale Auffassung, Schwung der Gestalten ganz außerordentlich immens sind – auf Ehre trichinenhaft – ich war förmlich gerührt von dem Bilde, und es war mir zu Muthe, als höre ich ebenfalls die Engel singen!«

Walter verbeugte sich abermals.

»Wahrhaftig, als hörte ich selbst die Engel singen!« wiederholte Werdenberg – natürlich war das eine Täuschung, wie sich bald herausstellte, und nur der Klang einer entfernten Straßenorgel – aber Sie können daraus ermes sen, in welche räuberhafte Stimmung mich Ihr wunderbares Bild versetzte!«

»Sie sind zu freundlich, Herr Major!«

»Nein, nein, es ist ein vortreffliches Bild! Seine Hoheit sind ganz derselben Ansicht, und Seine Hoheit,« setzte der Adjutant flüsternd hinzu, »haben mir befohlen, bei Ihnen leise anzuklopfen, – aber ganz leise und diplomatisch, ob Sie vielleicht geneigt seien, die kleine Kapelle, von der ich vorhin sprach, *al fresco* auszumalen.«

»Ich würde glücklich über einen solchen Auftrag sein!«

»Ein Auftrag,« erwiderte der Adjutant, indem er mit vertraulicher Miene seinen Mund dicht an das Ohr des Andern brachte, »bei dem allerdings viel Ruhm und Ehre zu gewinnen wäre, wenn Ihre Forderungen, mein lieber Herr Professor, mäßig gestellt würden, das heißt mäßig, ohne dabei Ihrem Verdienste zu nahe treten zu wollen.

Sie werden mich verstehen und meine freundschaftlich gemeinten Worte in eben solcher Art aufnehmen.«

»Gewiß, Herr Major, und ich bin hoch erfreut darüber!«

»Es kommt nur darauf an, ob Sie im Augenblicke frei sind denn Seine Hoheit drängen ein wenig mit der Ausführung!«

Walter war schon im Begriffe, hierauf zu entgegnen, daß er frei sei wie der Vogel auf dem Dache; doch fiel es ihm noch zur rechten Zeit glücklicher Weise bei, eine etwas bedenkliche Miene zu machen, leicht den Kopf zu schütteln und nach einer Pause zu sagen: »Allerdings müßte ich einige bedeutende Aufträge so lange bei Seite schieben; doch was thue ich nicht, um mich Seiner Hoheit zu verbinden!«

»Also in den Grundzügen wären wir einig; Sie sind geneigt, die Bilder zu übernehmen, und lassen, was die Bedingungen betrifft, mit sich reden, sobald Sie die kleine Kapelle gesehen!«

»Das wäre jedenfalls sehr nothwendig.«

»Und könnte sogleich geschehen, wenn Sie ein paar Tage Zeit hätten, uns sofort zu begleiten.«

»Und wann, wenn ich fragen darf?«

»Heute Abend noch. Seine Hoheit werden nach unserem kleinen Diner vielleicht gegen eilf Uhr abreisen; ich folge ihm eine halbe Stunde später und würde mich glücklich schätzen, wenn Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen wollten – wir führen alsdann ganz behaglich die Nacht durch, wir plauderten und rauchten,

schlafen auch hier und da ein wenig, tranken in Coblenz unseren Kaffee und kamen zum Diner nach Falkenstein – was meinen Sie dazu?«

»Die Beschreibung Ihrer Fahrt ist sehr verlockend!«

»Wir würden uns räuberhaft amusiren – auch da oben,« setzte er hinzu, indem er pffrig lächelnd die Augen zukniff – sagte aber darauf in einem fast erschrockenen Tone: »Sie sind doch nicht verheirathet?«

»Unbesorgt,« lachte Walter – »ich bin so ledig, als man nur sein kann, und hauptsächlich aus dem Grunde kann ich Ihnen die Zusage geben, noch heute Abend mit Ihnen abreisen zu wollen.«

»Ah, das ist superb, trichinenhaft – also abgemacht! Doch da kommen von unseren Gästen.« Er eilte nach der Thür, wo man Sporen- und Säbelgeklirr vernahm, und kehrte gleich darauf mit zwei Husaren-Officieren zurück, denen er den Professor Walter, einen ausgezeichneten Künstler, mit besonderen Aufträgen Seiner Hoheit beehrt, vorstellte und dann demselben die Namen der beiden Officiere nannte: »Major von Prittwitz und der Rittmeister von Strachwitz.« Letzterer reichte dem Maler, als einem alten Bekannten, die Hand und sagte alsdann, sich umschauend: »Ich vermisse Freund Rodenberg, der, wie mir Werdenberg sagte, doch ebenfalls zum Diner befohlen worden ist – hat er sich verspätet oder sind wir zu früh daran?«

»Bis jetzt keines von Beiden,« gab der Adjutant des Prinzen zur Antwort; »wir haben noch vier Minuten bis

sieben Uhr. Und wenn ich nicht irre, kommt dort Herr von Rodenberg.«

»Nein, es ist Herr . . . «

»Rüding,« sagte Walter.

»Richtig, Herr Rüding, unser vortrefflicher Cupido, unser beneidenswerther, räuberhafter Jagdpage!«

Der sanfte Eduard trat mit einer tiefen Verbeugung in's Zimmer. Er sah fast elegant aus und wäre es in der That gewesen, wenn er zu seinen wohlfrisirten Locken, seinem tadellosen Fracke und was dazu gehörte, Glanzstiefel getragen hatte; er wurde vorgestellt und hielt sich neben Walter, während er den Hut auf seinen Bauch drückte

»Du mußt mir zugeben, von Prittnitz,« sagte Werdenberg, »daß der wilde Jäger im diesjährigen Maskenzuge die gelungenste Abtheilung war – hast Du Herrn Rüding als blonden Jagdpagen bemerkt? – O, ich sage Dir, räuberhaft! und jener schwarze Page . . . «

»*Vigoureux* im Sattel, wie man nur was sehen konnte,« pflichtete der Rittmeister von Strachwitz bei, »und dabei von einer fast mädchenhaften Zierlichkeit – auch ein Maler – wie heißt er?«

»Ah, da kommt der wilde Jäger selbst,« sagte Werdenberg, »der kann uns die beste Auskunft geben – wenn er will,« setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu.

»Guten Abend, Rodenberg!«

»Guten Abend, Baron Strachwitz – guten Abend, meine Herren!«

»Wir sangen eben Ihr Lob,« sagte der Rittmeister, »Ihnen vielleicht gleichgültig, das Sie wahrscheinlich aus

schönerem Munde schon genugsam gehört haben werden; aber eine Wiederholung schadet immer nichts. Ihr Zug war ganz außerordentlich und wäre das Vollendetste gewesen, wenn Sie meinen Rappen geritten hätten.«

»Natürlich,« lachte der Husaren-Major, »Ihr Rappe würde der Sache allerdings erst die rechte Weihe gegeben haben – übrigens ritt Herr von Rodenberg kein schlechtes Pferd.«

»Sie, mein theurer, wilder Jäger,« sagte der Rittmeister, indem er vertraulich seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, »wir sprachen eben von Ihrem schwarzen Jagdpagen, ein allerliebster Bursche – kann man seinen Namen erfahren?«

»Warum das nicht,« entgegnete der Gefragte anscheinend mit großer Offenheit, »es war ein junger Künstler Namens Schmitz, mit dem eigenthümlichen Vornamen Michel Angelo.« – Dieser Name fiel ihm natürlicher Weise am ersten bei, da sich seine Gedanken in dem Zauberkreise bewegten, den die beiden Schwestern um ihn geschlungen.

»Für einen solchen Jagdpagen gefällt mir der Name ganz und gar nicht,« meinte Strachwitz; »doch da ist Seine Hoheit . . . « – Der Prinz trat in's Zimmer, und während er die Anwesenden freundlich begrüßte, hatte der junge Bergmüller, der im Vorzimmer sein widerspänstiges Haar etwas lange frisirt hatte, Zeit, hereinzuschlüpfen und sich hinter Walter aufzustellen.

Der Prinz wechselte mit jedem der Herren ein paar freundliche Worte und nahm dann Werdenberg einen Augenblick auf die Seite, leise mit ihm sprechend.

Walter sagte indessen zu Rodenberg: »Denke Dir, ich bin eingeladen worden, den Prinzen noch heute Abend nach seinem Schlosse Falkenstein zu begleiten – es sollte dort eine Kapelle *al fresco* ausgemalt werden.«

»Das freut mich von Herzen!«

»Was der Kerl für ein Glück hat!«

»Ich soll sogleich nach dem Diner mit dem Major Werdenberg fahren, und bist Du vielleicht so freundlich, morgen früh meinen kleinen Nachtsack zu packen und ihn dem Dampfboote mitzugeben.«

»Mit Vergnügen!«

»Aber vergreife Dich dabei nicht zu meinen Gunsten an Rüding's kostbarer Garderobe, so lieb es mir auch sonst wäre, ein Andenken von ihm mitzunehmen.«

»Mache Dir darüber keine Sorge!« erwiderte der sanfte Eduard in einem giftigen Tone – »ich habe heute Nachmittag schon meine Sachen gepackt und abgeschlossen!«

»Und nun zu Tische!« rief der Prinz in heiterem Tone – »wenn ich ein Zauberer wäre, würde ich Ihnen hierzu die Ouverture der Oper Zampa spielen lassen – ich kenne nichts Aufregenderes, nichts, was mich mehr zu Lust und Heiterkeit begeistern kann!«

Alle Acht nahmen nun um den kleinen Tisch Platz und rüsteten sich zum Anfange, wobei Walter und Bergmüller in ihrer natürlichen Ungezwungenheit viel freier und behaglicher erschienen, als Rüding, der sich Seine Hoheit

als Vorbild genommen hatte und Alles, was dieser that, auf eine fast komische Art nachäffte.

Austern mit Chablis!

Rüding hatte das Unglück, eines dieser schlüpfrigen Thierchen durch eine gar zu elegante Bewegung mit der Austerngabel auf den Teller seines Nachbars, des Rittmeisters von Strachwitz, zu schleudern, während Rodenberg diese Schüssel nicht anrührte, dagegen hastig einen großen Kelch des feurigen Weines trank.

»Wie ich von Werdenberg mit Vergnügen höre,« sagte der Prinz zu Walter, »so wollen Sie uns heute Abend begleiten – Sie kennen Falkenstein noch nicht?«

»Nein, Hoheit – ich kenne noch nicht das Innere des Schlosses, wohl aber seine entzückende Lage.«

»Es ist schade, daß uns jetzt noch das Grün der Wäldungen fehlt, die es umgeben; doch hoffe ich,« setzte der Prinz verbindlich hinzu, »daß Sie meine kleine Besitzung auch im Schmucke der schönen Jahreszeit sehen werden. – Lieben Sie keine Austern, Rodenberg?«

»O doch, Hoheit,« entgegnete dieser, aus tiefen Gedanken auffahrend, »doch ist das Menu so reichhaltig und so mit Lieblingsspeisen von mir angefüllt, daß ich behutsam vorgehen möchte!«

»Austern reizen den Appetit, und ein Mann von gutem Geschmacke sollte nie versäumen, welche zu essen.«

»Gewiß nicht,« pflichtete der Major von Prittwitz bei; »ich meinestheils würde es für eine Sünde halten, welche vorbeigehen zu lassen!«

»Es ist die einzige Speise, nach welcher man eine Begierde sehen lassen darf,« sagte der Prinz lächelnd; »denn schon eine alte Lebensregel sagt, man soll stets mit drei Austern beschäftigt sein, die eine muß man in der Hand, die andere im Munde und die dritte im Auge haben – aber laßt unsern wilden Jäger; er gedenkt der verflissenen schönen Tage des Carnevals und findet mit Schrecken, daß es Aschermittwoch geworden – habe ich nicht Recht?«

»Gewiß, Hoheit – ich kann das nicht läugnen – die vergangenen Tage boten mir des Schönen so viel, daß ich sie mit Wehmuth scheiden sah!«

»Uns Anderen geht es auch nicht besser,« erwiderte der Prinz mit einem leichten Seufzer; »doch haben Sie als Künstler sehr viel vor uns voraus. Während wir wieder in's gewöhnliche prosaische Leben zurück müssen, dürfen Sie sich erlauben, mit Bleistift und Farbe die Vergangenheit in glühenden Bildern zurückzuzaubern – lassen wir sie leben, diese Vergangenheit, die vergangenen lichtvollen Tage des kölner Carnevals!«

Obgleich das Diner nach den Regeln der Kunst noch nicht bis zum Champagner vorgerückt war, so stürzten doch die Bedienten eilig herbei, als der Prinz sein Kelchglas berührte, um den schäumenden Champagner einzugießen. Und darum war es Seiner Hoheit eigentlich zu thun. Der Prinz wollte seine Gäste lustig und heiter sehen. Die Gläser klangen zusammen und in keinem derselben blieb auch nur ein Tropfen übrig.

»Rodenberg,« flüsterte der Prinz nach einer kleinen Pause dem Maler, welcher an seiner Seite saß, zu, »ich schlage Ihnen einen kleinen Separat-Toast vor – Sie werden mich verstehen – trinken wir ganz im Stillen auf das Wohl der liebenswürdigsten Dame, die ich seit lange kennen gelernt!«

Der ehemalige wilde Jäger würde auf diesen Trinkspruch hin ein kleines Meer von Champagner ausgetrunken haben, wenn man es von ihm verlangt hätte, so schwärmerisch gedachte er ihrer und so heiß glühte sein Inneres.

»Eigentlich sollte ich Ihnen böse sein,« fuhr Jener fort, »denn Sie boten die Hand dazu, daß mir auf dem Gürzenich-Balle ein wenig stark mitgespielt wurde!«

»Das ist wahr,« lachte der Major Werdenberg; »es war das kein Maskenscherz mehr, es war eine Maskenverfolgung. Ich erinnere mich keines Manövertages, bei welchem ich so in Bewegung gewesen wäre.«

»Ja, und der wilde Jäger war schuld daran, daß von mir statt einer schönen Dame eine ganz andere Persönlichkeit spaziren geführt wurde.«

Der sanfte Eduard blickte schüchtern auf ein großes Stück wälschen Hahns nieder, das er sich nebst einigen Trüffeln zugelegt hatte, und wagte es kaum, die Augen aufzuschlagen.

»Doch habe ich Alles das verziehen,« sagte der Prinz heiter, »und trinke sogar denen zu, die gegen mich sich verschworen.«

»Da wir das in einem ähnlichen Falle wahrscheinlich Alle gethan hätten,« sagte der Baron Strachwitz lachend, »so müssen Sie uns erlauben, ebenfalls mit anzustoßen.«

»Und ein zweites Mal,« fügte Major von Prittwitz heiter bei, indem ich die Hoffnung ausspreche, daß es uns vergönnt sein möge, noch oft ähnliche harmlose Verschwörungen gegen Eure Hoheit in's Werk zu setzen, mit Einem Worte, auf Ihr Wohl, gnädigster Herr!«

Jetzt klangen die Champagnerkelche erst recht zusammen, und die zahlreiche Dienerschaft konnte kaum mit dem Auffüllen derselben fertig werden.

»Ich nehme Ihren Toast dankbar an; ehe ich ihn aber erwidere, muß ich zuerst hier mit unserem schweigsamen Professor anstoßen und möchte ihn wohl fragen, warum er so ernst in unser heiteres Gelage hineinblickt.«

»Darin ist er wahrhaftig das Spiegelbild unseres Freundes Werdenberg, den ich heute Abend kaum wiedererkenne,« rief Strachwitz; »der wilde Jäger starrt trübseelig auf seinen Teller, und nur zuweilen, wenn die Glaser klingen, fährt er auf wie ein edles Schlachtroß, das die Trompete hört.«

»Was mich anbelangt,« erwiderte Walter, den Champagnerkelch gegen Seine Hoheit erhebend, »so fühle ich allerdings, daß ich ein wenig einsylbig hin; und daß ich nicht anders zu sein vermag, ist allein die Schuld eines hohen Beschützers der Kunst, auf dessen Wohl ich mir noch ganz besonders erlaube, mein Glas auszutrinken.«

»Bravo, nur ausgetrunken, das ist die Hauptsache!«

»Aber bei Allem dem hat der wilde Jäger schlecht an mir gehandelt, mißgünstig im höchsten Grade!«

»Ja, ja, Rodenberg, das können Sie nicht läugnen,« lachte Werdenberg; »es war ein räuberhaftes Betragen – Sie handelten schlecht an uns!«

Im Innern des jungen Malers, der scherzhafter Weise also angedet wurde, tönten diese Worte wie ein schmerzlicher Klageruf wieder – ›Fürchten Sie meinen Dolch!« – und er war glücklich, mit dem Glase Werdenberg's anstoßen zu müssen und dann das seinige austrinken zu dürfen.

Rüding's System hatte sich bis jetzt vortrefflich bewährt und er den Prinzen in Behandlung der aufgetragenen Speisen auf's glücklichste nachgeahmt; doch wurden jetzt Artischocken servirt und unglücklicher Weise gerade bei ihm der Anfang damit gemacht – wir sagen, unglücklicher Weise, indem der sanfte Eduard sich einige dieser ihm unbekanntten Früchte nahm und keiner der übrigen Herren seinem Beispiele folgte, was ihn schon deßhalb in große Verlegenheit setzte, weil die Dienerschaft mit dem Wechseln der Teller warten mußte, bis er mit seinen Artischocken fertig geworden und er so ein Dutzend erwartungsvoller Augen auf sich gerichtet sah. Er hatte nicht versäumt, sie tüchtig mit Sauce zu begießen, und fing dann, nach einem kummervollen Blicke rings umher, mit dem Muthe der Verzweiflung an, die Artischocken mittelst Messer und Gabel zu zerschneiden, die Bissen zu kauen, so gut ihm das gelingen wollte, und dann hinunterzuwürgen. Zu verschweigen ist indessen dabei nicht,

daß er fast einem Erstickungsanfälle unterlegen wäre und nur dadurch gerettet wurde, daß ihm einer der mitfühlenden Bedienten rasch den Teller wegnahm und daß ihm Walter, dem diese Scene wieder zu seiner Heiterkeit verholfen, mit einem gelinden Rippenstoße zuflüsterte, rasch eine Rede zu halten und sich so auf geistreiche Art aus der Affaire zu ziehen.

Wäre Rüding nicht so gänzlich verduzt gewesen, so hätte er diesem boshaften Rathe gewiß keine Folge geleistet; so erhob er sein Glas, öffnete den Mund, als ob er sprechen wollte, wodurch sein Gesicht das Aussehen eines Karpfen bekam, der zufällig auf den Sand gerathen ist, starrte ein paar Secunden lang mit einem wirklich blödsinnigen Lächeln die Anwesenden an und setzte alsdann das Glas, indem er tief und hastig schluckte, wieder nieder.

»Ah,« rief der gutmüthige Strachwitz, »ich verstehe diese stille Mahnung unseres kleinen, vortrefflichen Künstlers – sein Herz war zu voll, um einem Trinkspruche Worte zu leihen – ›Was wir lieben!‹ – ein Toast, der gewiß Jedem aus der Seele gesprochen ist – also, was wir lieben!«

Warum klangen dabei immerfort, und jetzt wieder stärker als vorher, in Rodenberg's Seele jene unglückseligen Worte wieder: ›Fürchten Sie meinen Dolcht!‹ – jetzt dachte man seiner in Haß und Verachtung! Er hatte während des Diners fast nichts gegessen, aber mit Absicht Champagner getrunken, um sich zu betäuben – doch gelang es ihm nicht – sein verzehrender Durst mehrte sich

mit jedem Glase, sein Bewußtsein wurde immer klarer, seine Gedanken richteten sich immer mehr mit einer für ihn erschreckenden Schärfe auf die jüngste Vergangenheit – »Fürchten Sie meinen Dolch!«

Das kleine Diner näherte sich seinem Ende; ein prachtvoller Aufsatz von Gefrorenem, in Form, Farbe und Geschmack der verschiedenartigsten Früchte, kühlte für einen Augenblick die Hitze des Weines, um dieselbe gleich darauf wieder flammender emporlodern zu lassen.

»Nehmen Sie, meine Herren, nehmen Sie!« rief der Prinz heiter – »das Eis ist vortrefflich, ich liebe es ganz besonders und freute mich schon im Voraus während des ganzen Diners darauf – mein lieber Professor,« wandte er sich an Walter, »versuchen Sie diese Schnitte Ananas, und Ihnen, Rodenberg, rathe ich diese kleine Melone mit Champagnerschaum gefüllt!«

»Warum mir, Hoheit?«

»Um Sie selbst ein wenig zum Schäumen zu bringen – Sie sind verzweifelt ernst – hat das vielleicht seine Ursache?« setzte er mit einem auflauernden und aufleuchtenden Blicke hinzu – »waren wir unglücklich? – Ja, mein lieber, junger Freund, man darf den Weibern nicht zu viel trauen! Erlauben Sie,« fuhr er mit lauter Stimme, aber mit einem lächelnden Seitenblicke auf seinen Nachbar fort, »daß ich Ihnen in Betreff des Gefrorenen den Ausspruch einer Südländerin – ich glaube, einer Spanierin – mittheilte: »Es ist schade,« meinte diese, »daß das Eisessen keine Sünde ist, dann würde ich's noch einmal so gern thun!««

»Ein superber Ausspruch – trichinenhaft! Die Südländerinnen sollen leben!«

»Damit bin ich einverstanden,« sagte Seine Hoheit still lächelnd – vor allen die Spanierinnen!«

Und wieder stießen die Gläser zusammen, lauter und klingender und wieder wurden dieselben mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit gefüllt. Lachen und Scherz tönten um die kleine Tafel, und da der Zeitpunkt gekommen war, wo fast Alle zusammen sprachen, so war es begreiflich, daß Jeder nicht nur die Frage seines Nachbarn beantwortete, sondern seine Einfälle und Bemerkungen bald Diesem, bald Jenem Preis gab; ja, diese lustigen Einfälle oft von schallendem Gelächter begleitet, nahmen die Gäste so sehr in Anspruch, daß fast keiner von ihnen bemerkte, wie der Prinz langsam seinen Stuhl zurückschob und in's Nebenzimmer verschwand.

Eine Stunde um die andere war seit dem Beginne des hübschen Gelages veronnen, und als endlich die Standuhr über dem Kamine abermals anschlug, zog der Major von Werdenberg mit einer etwas schwerfälligen Bewegung seine Uhr aus der Tasche und überzeugte sich, obgleich mit unsicherem Blicke, daß es schon um die eilfte Stunde sei.

»Alle Wetter, meine Herren,« rief der Adjutant des Prinzen, »so leid es mir thut, muß ich doch zum Aufbruche blasen – nur nicht hastig, nur nicht hastig – ich muß für ein paar Augenblicke nach meinen kleinen Angelegenheiten sehen und komme gleich wieder!«

Alle hatten sich erhoben. Die beiden Officiere zündeten sich eine Cigarre an, und während Rüding, mit eigenthümlichem Lächeln vor einem Spiegel stehend, durch seine blonden Locken strich, war Rodenberg an den Kamin getreten und blickte finster in die Gluth desselben.

Walter trat neben ihn, legte seine Hand auf die Schulter des Freundes und sagte in einem viel weicheren Tone, als man es sonst an ihm gewohnt war: »Warum bist Du so traurig, mein Junge – thut es Dir leid, daß wir heute Alle aus einander gehen?«

»Auch das, Walter!«

»Und was sonst noch?«

»Wenn ich es Dir sagen konnte, würde ich es gewiß thun – doch kommt auch *die* Zeit vielleicht – ja, sie kommt, und ich sehne mich darnach, wo ich mein Haupt an Deine Brust legen werde, Du treuer Geselle, und mich ausweinen, wie ich es heute thun möchte und nicht thun darf!«

Der alte Maler schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als er in das sonst so heitere, fröhliche Gesicht seines Freundes schaute, als er die zusammengepreßten, schmerzlich zuckenden Lippen sah und den feuchten Glanz in Rodenberg's Augen.

»Kann ich Dir irgendwie helfen?« fragte Walter hastig. »Sag' es mir, mein Junge, und ich werde nicht daran denken, Dich zu verlassen!«

»Im Gegentheil, ich bitte Dich, mich zu verlassen – mich allein zu lassen – ich werde alsdann ein wenig toben, ein wenig nachdenken und dann schließlich ruhiger werden – hoffentlich sehen wir uns ja bald wieder!«

»Gewiß, mein Junge – wer sollte daran zweifeln?«

»Also auf baldiges Wiedersehen – ohne Abschied, mein Freund! Deine Sachen werde ich Dir morgen nach Falkenstein besorgen.«

Werdenberg war wieder eingetreten, hinter ihm sein Diener mit Mänteln auf dem Arme.

»Ich habe auch einen für Sie mitgebracht, mein lieber Professor,« sagte der Adjutant lustig; »obgleich wir einen verschlossenen Wagen haben, so könnte es während der Nacht doch frieren. – Und nun, meine Herren, Verzeihung, daß ich Sie verlassen muß, Sie kennen das große Wort ›Dienst‹.«

»Du brauchst wahrhaftig keine Entschuldigung,« entgegnete lachend der Baron Strachwitz; »wenn man vier Stunden lang so dinirt hat, dann sehnt man sich nach frischer Luft – nicht wahr, Rodenberg?«

»Gewiß – ganz gewiß – ich bin vollkommen Ihrer Meinung,« erwiderte dieser, aus seinem Hinbrüten auffahrend – »wollen Sie keine Cigarre?«

»Ich danke!«

Jetzt trat Rüdinger zu den beiden Freunden und machte einen verunglückten Versuch, wehmüthig auszusehen. Auch Bergmüller, der mit stillem Behagen viel gegessen und im Verhältniß dazu getrunken hatte, erhob sich aus einem Fauteuil in der Ecke des Zimmers.

»So wollen auch wir hier von einander Abschied nehmen,« sagte der sanfte Eduard – »behaltet mich im Andenken«

»Das wollen wir gewiß thun,« entgegnete Bergmüller, bei dem der kleine Champagnerrausch plötzlich in eine tiefe Rührung überschlug, so daß er mit schluchzender Stimme fortfuhr: »Ich bin Euch sehr viel Dank schuldig – namentlich Dir, guter Rodenberg – denn aus einem geknechteten, armen Kerl – in bunter Kattunjacke – bin ich wieder ein Künstler geworden – mit famosen Bestellungen – und das drückt mir das Herz ab vor Wehmuth!«

»Sei gescheit, Kohlenmüller,« brummte Walter, »und mache hier keine Scene; sei fleißig, ehre Deine Schwiegermutter, liebe Deine Frau und ziehe Deine Kinder gut, wenn Du 'mal welche hast!«

»So laßt uns diesen superben Abend mit einem letzten Glase beschließen,« rief Werdenberg; »ich habe mich räubermäßig amusirt – auf Ehre, trichinenhaft!«

Damit schieden sie von einander. Der Adjutant und Walter fuhren davon. Rüdning und Bergmüller zogen Arm in Arm nach dieser Richtung, die beiden Officiere nach einer anderen, und Rodenberg sah sich allein in der dunkeln, stürmischen Nacht.

Langsamem Schrittes ging er dahin durch die stillen Straßen; hatte er doch durchaus keine Ursache, sich zu beeilen, gab es doch nichts, was ihn heute nach Hause zurückgezogen hatte, wußte er doch, daß er, wenn auch behagliche, doch leere Räume finden würde, daß ihn keiner der Freunde erwarte, daß Niemand da sein würde,

um noch eine Stunde angenehm mit ihm zu verplaudern – dagegen aber graute es ihm förmlich vor dem stillen Hause, vor jenen schönen friedlichen Räumen, zu welchen es ihn noch heute Nachmittag so mächtig hingezogen hatte – zu ihr, zu ihr! – Und wenn er jetzt an sie dachte, so hemmte sich sein Schritt, und er hätte lieber fort und fort durch die Nacht gehen mögen, als unter das Dach zurückkehren, wo jener Ruf erklungen war: ›Fürchte meinen Dolch!‹

Und wenn er so dachte und darauf zögernd dahinschritt, so trieb er sich selbst im nächsten Augenblicke wieder rascher vorwärts, nicht trotzig, sondern verzweiflungsvoll, zu ihr. – ›Ja, ja,‹ rief es alsdann in ihm, ›hin zu ihr, zu ihren Füßen Verzeihung erbetteln will ich, muß ich! Auf der Schwelle ihrer Thür werde ich mich lagern und so lange ihren Namen flüstern in tiefem Schmerze und leidenschaftlicher Liebe, bis sich ihr Herz erweicht und sie mir ein Wort der Verzeihung gönnt – ah, sie muß mir verzeihen, sie muß! Ich werde ihre Kniee umfassen, ich werde eine ihrer lieben Hände ergreifen und die süßen Finger so lange an mein Herz, an meine Stirn, an meine Augen, an meinen Mund drücken, bis sie durch Thränen lächelt und das Wort der Vergebung ausspricht!‹

Wie war die Stadt im Vergleiche zu gestern Abend heute so still und ruhig! Rodenberg begegnete keinem lebenden Wesen, und wo er irgend ein Geräusch zu vernehmen glaubte, da war es der Wiederhall seiner eigenen Fußstritte auf dem Pflaster oder ein Windstoß, der sich heulend an einer Hausecke brach. Dabei war es kälter geworden,

der Regen hatte aufgehört und der Schnee wehte dem einsam Dahinwandelnden in's Gesicht und begann sich schon hie und da auf Dächern und in trockenen Winkeln zu einer leichten, weißen Decke anzusetzen.

Rodenberg dachte so lebhaft an jenen Abend, wo er mit den Freunden hier eingetroffen war, an jenen dadurch unangenehmen Abend, daß sie, ungewiß des ihnen zu Theil werdenden Empfanges, durch die Straßen zogen. Und doch, welcher Unterschied zwischen damals und jetzt, welcher Unterschied zu Gunsten der Nacht ihrer Ankunft! – Was hätte er darum gegeben, heute nochmals so durch die nächtlichen Straßen ziehen zu dürfen in heiterer Laune, seinen kleinen Nachtsack in der Hand, im Geleite der Freunde! Er war jetzt wieder in jene Straße gekommen, durch die er auch damals vom Eigelstein hergewandelt war; dort links ging es zum Rheine hinab, da war der Thurnmarkt und das Fenster des kleinen Wirthshauses, zu welchem heraus damals das Mädchen gesungen hatte; ›Fastelovend kütt eran!‹

Vorbei – vorbei – alles das vorbei! – Vorbei die glückliche Zeit, wo man ihn erwartet, wo man vielleicht in der stillen Nacht an das Fenster geeilt war und hallenden Fußstritten gelauscht, wo man gewiß mit Vergnügen und Herzlichkeit die Meldung entgegengenommen, daß die Freunde angekommen seien – vorüber die selige Stunde des Empfanges, all' die wunderbaren Augenblicke, die er dort verlebt – vorbei die Zeit, wo er überzeugt war, sie

freue sich, wenn sie seinen Tritt auf dem Corridor vernahm – vorbei – vorbei die glänzenden Tage des Carnivals – vorbei das heitere Zusammenleben mit den Freunden – vorbei all' die Tage und Stunden seines Glückes – und er nun allein stehend in der kalten unheimlichen Nacht, die einem so kalten, trüben Aschermittwoch gefolgt war!

›Es ist begreiflicher Weise jetzt zu spät, um auch nur den Versuch zu machen, noch etwas von Juanita zu erfahren,‹ dachte er dahinschreitend; ›ich muß die lange, lange Nacht dahingehen lassen, aber nicht ohne mich mit ihr zu beschäftigen – ich werde ihr schreiben, einen langen, langen Brief schreiben, worin ich meine Selbstanklage, die wilden Vorwürfe, die ich mir mache, an ihr gutes Herz lege, worin ich sie um Verzeihung anflehe. Und dieses Schreiben muß das Erste sein, was morgen früh ihren Blicken begegnet‹ – »ja schreiben will ich ihr,« rief er mit einem Athemzuge der Erleichterung, »und aus meinen Worten soll sie ersehen, zwischen den Zeilen soll ihr reiner Sinn lesen, wie unglücklich ich mich selbst gemacht!«

Da stand er vor dem Hause, und es schaute ihn so finster und unbewohnt an wie vor einigen Tagen, als er mit den Freunden hier gestanden; doch machte das finstere Aussehen des alten Gebäudes heute nicht die gleiche Wirkung auf ihn, wußte er doch, wie freundlich, wie wohlthuend behaglich es im Innern aussah, – ah, das Innere desselben – wahrscheinlich jetzt sein verlorenes Paradies!

Er rührte nur leicht den Klöpfer, er kannte ja die aufmerksame Bedienung des Hauses; brauchten er und seine Freunde doch nur das geringste Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben, und augenblicklich öffnete sich die Thür, um Eintritt zu gestatten in den sanft erwärmten, angenehm erhellten Vorplatz.

Heute nicht – das war doch eigenthümlich; man mußte ihn doch gehört haben – es war schon spät.

Er klopfte wieder und lauter, als das erste Mal – er mußte zum dritten Male klopfen und zum vierten Male, und als er endlich zum fünften Male den schweren Thürklopfer in Bewegung setzte, schüttelte er leicht und nachdenklich mit dem Kopfe. »Was ist das – was hat das zu bedeuten?«

Endlich rührte sich etwas im Hause, es waren langsame schleppende Fußstritte, die sich der Thür näherten, und dann fragte eine dünne, zitternde Stimme: »Wer ist da, und was will man so spät in der Nacht?«

Als sich Rodenberg von seiner Verwunderung über das, was ihm begegnet, und über diese seltsame Frage einiger Maßen erholt, war es sein erster Gedanke, er habe, vor sich hinträumend, das richtige Haus verfehlt, weßhalb er einen raschen Blick auf dasselbe warf und sogleich sah, daß er sich nicht geirrt habe: es war das richtige Haus mit seinem hohen Giebel, er erkannte die Form der Fenster, den Steinkopf mit dem grinsenden Gesichte, der ihn unverwandt anstarrte, die Treppe, auf der er stand, und vor Allem die schildhaltenden Löwen zu beiden Seiten,

welche auch heute wieder leichte Perrücken von weißem Schnee auf ihren grimmig blickenden Köpfen hatten.

»Wer da sei?« antwortete er ungeduldig; »eine sonderbare Frage – natürlich Jemand, der in's Haus gehört; macht nur auf, daß wir uns verständigen.«

Darauf hörte er, wie langsam der Schlüssel im Schlosse umgedreht wurde; dann öffnete sich die Thür zu einer kleinen Spalte. Doch als Rodenberg jetzt rasch eintreten wollte, fand er, daß die Thür sich nicht weiter öffnete, indem von innen eine Kette vorgelegt war.

»Was soll das heißen?« fragte er ärgerlich.

»Was wollen Sie in einem leeren, unbewohnten Hause machen?« fragte die dünne, zitternde Stimme eines alten Weibes.

»Ich wohne ja hier im ersten Stocke.«

»O – und bei wem?«

»Nun, bei der Herrschaft, die das ganze Haus bewohnt!«

»O – die Herrschaft ist schon lange abgereist!«

»Nicht möglich!« rief der junge Mann erschrocken.

»O, es ist möglich und es ist wahr – was wollt Ihr sonst noch?«

»Seltsame Frage – auf mein Zimmer will ich, wo sich meine Sachen noch befinden, dort schlafen, wenn es möglich ist, und morgen früh, wenn der Tag graut, davonfliehen,« setzte er schaudernd hinzu und sagte leise für sich: »es kommt mir alles das so unheimlich vor, so zauberhaft, fast wie das Ende eines schlimmen Märchens – ach ja, das ist's – das ist's!« –

»Habt Ihr Angst, mich einzulassen?« rief er nach einer Pause.

»O, Angst gerade nicht, denn ich und er fürchten uns vor gar nichts!«

»So laßt mich denn ein, und ich will Euch gut belohnen.«

Es dauerte noch eine gute Weile, ehe darauf hin etwas geschah; nur hörte der junge Mann, als er durch die Thürspalte aufmerksam in's Haus hineinlauschte, tiefe, kurze, seltsame Athemzüge, die wie das Murren und Knurren eines wilden Thieres klangen. Endlich rasselte die Kette im Innern nieder und die Thür öffnete sich weit, um den jungen Mann einzulassen.

Bei dem Anblicke, der sich ihm hier bot, hätte er fast vorgezogen, wieder in die Nacht zurückzukehren; er blickte um sich her, ob das vielleicht nicht Alles ein Traum sei, er rieb sich die Stirn, er schloß für ein paar Secunden die Augen, in der festen Ueberzeugung, wenn er sie wieder öffnen würde, stände ein ganz anderes Bild vor ihm – umsonst: es war allerdings das bekannte Treppenhaus, aber ohne Wärme und Helle, ohne Teppich und Blumen, ohne ein freundliches Gesicht, das ihn herzlich willkommen heißen hätte. – Vor ihm stand die Gestalt eines alten Weibes, erschreckend in ihrer Häßlichkeit, mit borstigen, grauen Haaren, die unter einem schmutzigen dunkeln Tuche hervorstarrten, mit rothen triefenden Augen, eingefallenem zahnlosem Munde, spitzig hervorragendem Kinn, und dabei so malerisch in ihrem ärmlichen, zerfetzten Anzuge, daß sie dem jungen Manne das

höchst willkommene Modell zu einer Hexe gewesen wäre. Heute aber schauderte er förmlich vor ihrem Anblicke zurück und suchte vergeblich nach einem freundlichen Worte. Die Alte trug einen rothen, zerrissenen Rock und eine Art von grauem Mantel, von dem sie auch einen Zipfel über ihren Kopf geschlagen hatte; sie hatte in ihrer Rechten einen Stock, auf den sie sich stützte, und hielt mit der Linken eine qualmende Oellampe hoch empor, womit sie das Gesicht des jungen Mannes beleuchtete.

Dieser verstand jetzt auch den schweren Athem, den er vorher gehört, das eigenthümliche Murren und Grunzen; denn neben der Alten stand ein riesenhafter Hund mit zottigen Haaren, der mit seinen tiefliegenden glühenden Augen die Gestalt des Eingetretenen in Einem fort zu umkreisen schien.

Das Gesicht Arthur's schien der Alten übrigens nicht zu mißfallen, ja es zeigte sich in ihren Mienen ein Glänzen, das man mit einiger Phantasie für ein Lächeln hätte halten können.

»So, Ihr hattet auch hier gewohnt, schöner, junger Herr, und Euch gehören die Sachen, die oben noch umherliegen! Ich dachte, auch Ihr wäret plötzlich verschwunden, wie die verzauberte Prinzessin.«

»Die Herrschaft, welche droben gewohnt hat, ist also abgereist?« fragte er dringend.

»Es muß wohl sein, denn das ganze Haus ist leer; wann und wie sie aber verschwunden sind, weiß ich nicht. Der

Hauseigenthümer ließ mich heute Abend rufen und befahl mir, die Wache wieder zu übernehmen, bis andere Leute einzögen.«

»Darf man sich droben in den leeren Räumen, wo die Herrschaft gewohnt, umsehen?« fragte Rodenberg. Begleitet mich, ich will Euch dafür gut belohnen.«

Und als die Alte nichts dagegen zu haben schien, wollte er rasch die Treppe hinaufspringen, doch ersuchte sie ihn, dies langsam, recht langsam zu thun. »Denn,« sagte sie, mein Hündchen da nimmt es übel, wenn man so rasch davonspringt – ruhig, Packer!«

Dann gingen sie langsam mit einander hinauf, und Rodenberg schritt durch die Zimmer oben mit einem tiefen, wilden Weh im Herzen. – Waren das noch dieselben lieben, freundlichen Räume, diese düsteren Zimmer mit den kahlen Wänden, diese Kamine und Oefen ohne freundliche Gluth, diese schwarzen, ächzenden Fußböden, so öde, so verlassen, wo der Nachtwind durch die offen stehenden Fenster heulend seine Klagelieder erschallen ließ? – Nur einen scheuen Blick wagte er hineinzuworfen in das Zimmer, wo er sie zuletzt gesehen, wo sie, am flackernden Kaminfeuer sitzend, ihm das Ende des Märchens prophezeit – es war so eingetroffen, wie sie gesagt; mit schwarzem Schleier bedeckt erschien ihm die Vergangenheit, trostlos seiner Liebe Zukunft, denn eingestürzt über seinem Haupte waren die glänzenden Lustschlösser, die sich seine Phantasie erbaut, und drohten ihn zu begraben unter ihren Trümmern.

Er wandte sich gegen das Fenster, er lehnte seine heiÙe Stirn an die kalten Scheiben und vermochte es nicht, einzelne schwere Thränen zurückzuhalten, die aus seinen Augen tropften.

Vorbei – vorbei – Alles vorbei!

Nach einer Weile ging er äußerlich ziemlich gefaÙt nach den Zimmern, die er und seine Freunde bewohnt hatten. Auch hier dieselbe Zerstörung, dieselbe Oede – Alles kahl und leer. In einer Ecke stand sein Koffer und auf demselben lagen seine und Walter's Habseligkeiten.

Die Alte mit ihrem zottigen Hunde war ihm kopfschüttelnd gefolgt, zuweilen unverständliche Worte murmelnd. – »Da wären wir, wo Ihr gewohnt,« sagte sie, »und daÙ Ihr diese Nacht noch hier zubringt, dagegen habe ich nichts einzuwenden.«

»Ich kann wohl nicht anders!« rief er in schmerzlichem Tone aus – »gar zu gern würde ich, so spät es auch ist, eine andere Unterkunft suchen, aber ich müÙte ja doch morgen früh zurückkehren, um meine Sachen zu holen, und ich vermöchte es doch nicht, noch einmal diese Schwelle zu überschreiten!«

»Ihr seid wohl ebenso verwöhnt als schön,« sagte die Alte lächelnd, »denn sonst würde ich es wagen, Euch einen Strohsack anzubieten.«

»Ich danke Euch – es ist nicht die erste Nacht und wird auch nicht die letzte sein, die ich, in meinen Mantel gehüllt, auf dem Boden liegend zubringe – könnt Ihr mir nicht eine Leuchte geben?«

»Es ist nur diese einzige im Hause!«

»Auch gut,« erwiderte er, indem er sich mit einem leichten Seufzer darein ergab – »so laßt mich allein, und morgen früh will ich Euch dafür belohnen, daß Ihr mir diese Unterkunft gegeben.«

Die Alte verließ kopfnickend das Zimmer; doch sagte sie noch unter der Thür: »Thut Euch selbst den Gefallen, schöner, junger Herr, und geht heute Nacht nicht auf den Gang hinaus; Packer macht seine Spaziergänge durch das Haus und könnte böse werden.«

Rodenberg befand sich jetzt im Dunkeln und blieb eine gute Weile mit über einander geschlagenen Armen auf derselben Stelle stehen; dann fuhr er empor, und da ihm die hellere Nacht draußen so viel Licht gewährte, um die Gegenstände um sich her einiger Maßen erkennen zu können, so wickelte er Einiges von seinen Habseligkeiten zu einem Kopfkissen zusammen und legte sich, nachdem er noch lange, lange ruhelos umhergeschritten war, in seinen Mantel gewickelt auf den Boden hin. – Glückliche Zeit der Jugend! Er entschlief nicht nur, sondern er träumte einen schönen Traum.

Als er erwachte, blickte der helle Tag in's Zimmer, und da brauchte er eine geraume Zeit, ehe er wußte, wo er war, und ehe er sich der Vorfälle der gestrigen Nacht erinnern konnte: sein Geist war wieder elastisch geworden, und wenn auch schmerzlich bewegt, so machte er sich doch ruhig daran, seine und Walter's Habseligkeiten einzuhalten. Bald erschien auch die Alte wieder, um ihm zu sagen, daß Packer an der Kette liege und er nun das Haus ungehindert verlassen könne.

Das that er denn auch in einer fast fieberhaften Hast, nachdem er die Alte belohnt, und war so glücklich, auf der Straße einen gerade vorüberfahrenden Miethwagen anzutreffen, den er mit seinem Koffer belud und alsdann hineinsprang, ohne noch einen Blick auf das alte finstere Haus zu werfen.

»Wohin fahren wir?«

»Nach dem blauen Ochsen auf dem Eigelsteine.«

Rodenberg hätte einen besseren Gasthof wählen können – aber es machte ihm in seinem Seelenzustande eine, wenngleich schmerzliche, doch angenehme Erinnerung, damit hier, in Köln, seinen Kreislauf zu vollenden; auch fürchtete er, anderswo vielleicht Bekannte zu finden, die ihn anreden könnten, was ihm schrecklich gewesen wäre; denn seine Stimmung war so weich, daß er bei dem geringsten Anklange an die vergangenen Tage nur mühsam seine Festigkeit behaupten konnte; traten ihm doch die Thränen in die Augen, als er durch die heute so stillen Straßen fuhr, in denen er mit ihr gewandelt – besonders als er den Dom wiedersah und aus dem Thurme desselben die tiefen Glockentöne an sein Ohr schlugen.

In dem kleinen Wirthshause, wohin er sich gewandt, unter lärmenden Fuhrleuten, die sich zur Abfahrt rüsteten, befand er sich wohler und war hier so glücklich, denselben Kutscher zu finden, der ihn und die Freunde nach Köln gebracht und welcher sich gerade zu einer Fahrt rheinabwärts anschickte. Für die Sachen seines Freundes Walter hatte er bald alles Nöthige besorgt und fuhr kurze Zeit darauf durch das Eigelsteiner Thor über

die knarrende Zugbrücke auf der geraden, schmutzigen Landstraße dahin, die mit ihren gleichförmigen Pappelbäumen im trüben Dunste des Morgens, überweht von Regen und Schnee, vortrefflich stimmte zu dem traurigen Zustande seines Gemüthes.

XL. WIE BIST DU DOCH SO STILL GEWORDEN!

Diesmal hatte der Kutscher, welcher den jungen Maler fuhr, durchaus kein Versprechen gemacht, das Reiseziel in erstaunenswerther Schnelligkeit zu erreichen, im Gegentheil, als er auf den Bock stieg, wobei ihm ein College aus dem Norden gesagt hatte; »Du kletterst ja da hinauf wie die Kuh auf den Appelboom!« hatte er im schläfrigen Tone zur Antwort gegeben: »Ich möchte mich lieber in's Bett legen; wenn ich das Wetter betrachte und an den Schmutz auf *der* Chaussee denke – na, wie der heilige Anton will!«

Ob sie langsam oder rasch vorwärts kamen, war indessen Rodenberg höchst gleichgültig; ja, wenn er sah, wie der Kutscher draußen die sehr verdächtige Bewegung des Einschlafens machte oder wie die Pferde, traurig mit dem Schweife wedelnd, im langsamsten Schritte dahinschlichen, so gab er sich nicht die Mühe, etwas darüber zu sagen – war es ihm doch höchst gleichgültig, ob er eine Reihe von Stunden früher oder später nach Hause zurückkam.

Die Fahrt wurde denn auch, wie sie angefangen, mit großer Bedächtigkeit fortgesetzt, und es dunkelte bereits stark, als sie Neuß erreichten. Von da ging es etwas

geschwinder, wahrscheinlich aus eigenem Antriebe der Pferde, die nun, auf bekanntem Terrain, die Nähe ihres Stalles zu ahnen schienen.

Endlich sah Rodenberg durch den Abendnebel des regnerischen Tages eine Reihe Lichter vor sich schimmern und einen breiten, durch die Nacht im falben Schimmer leuchtenden Streifen – den Rhein. Die Bohlen der Fähre ächzten unter den Rädern des Wagens, dann stand dieser still, die Pferde schüttelten sich, so daß der Messingzierath an ihrem Geschirre erklang; dann verhielten sie sich ruhig, worauf man nichts weiter vernahm, als das einförmige Rauschen des Wassers auf dem breiten Strome.

Da waren sie angekommen, und der Wagen hielt vor einem kleinen Wirthshause von ungefähr dem gleichen Range, wie der blaue Ochse in Köln, worauf Rodenberg von einem Packträger begleitet, nach Hause ging – wohlthuendes Gefühl der Heimath! – Wenn auch Rodenberg hier weder ein beleuchtetes noch erwärmtes Treppenhaus, noch Teppiche und Blumen weder erwarten konnte noch erwartete, so erschien doch das alte, finstere Stiegenhaus mit seinen Ballen und Kisten, mit seinem eigenthümlich scharfen Geruche wie zu seinem Empfange geschmückt. Hinaufsteigend legte er die Hand auf jeden Pfosten der Treppe, ihn so begrüßend, und als er oben an der Thür vorbeikam, wo Rüding gehaust, war er fast geneigt einzutreten und sich mit einer herzlichen Erinnerung in dem kleinen Gemache umzuschauen. Doch trieb es ihn nach seinem eigenen Zimmer; er öffnete die Thür, zündete ein Licht an, und als er sich nun wieder inmitten

der wohlbekannten Gegenstände befand, als er das alte Hausgeräthe wieder sah: Tische, Stühle, Schränke, seine Staffelei, und in der Ecke die geheimnißvolle Nische, wo sich das erhabene Kurzholz befand, da war es ihm zu Muthe, als sei er nach jahrelanger Abwesenheit wieder nach Hause zurückgekehrt – nichts fehlte ihm, als irgend einer von den Freunden, am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er den alten Walter da gehabt hätte, und er würde sich in diesem Augenblicke nicht gescheut haben, demselben seine ganze Liebes- und Leidensgeschichte zu erzählen.

Doch war er nicht allein – und darin liegt gerade das süße Gefühl der Heimath, daß die bekannten, lieben Gegenstände um uns her ihre eigene stumme und doch so beredte Sprache mit uns sprechen, daß sie uns erinnern an vergangene angenehme und trübe Stunden, daß sie uns dabei von den ersteren lebhafter erzählen, während die anderen discret genug sind, sich bescheiden in den Hintergrund zurückzuziehen.

Das Auge Rodenberg's fiel auf das Bild, welches ihm Olfers geschenkt, jene Scene aus dem Künstlerfeste, so wundervoll gemalt; das allein war er nicht im Stande, anzusehen, er nahm es herunter und stellte es verkehrt gegen die Wand.

Ogleich er den Tag über wenig gegessen und getrunken hatte, so fühlte er weder Hunger noch Durst; doch jetzt, nachdem er eine Stunde lang in dem Zimmer auf und ab gegangen war, Alles in demselben doppelt und dreifach begrüßend, erlaubte er sich die erste Cigarre

des heutigen Tages, und wie er den feinen Duft in sich zog und dann die bläulichen Rauchwölkchen wieder ausstieß, so schienen seine tiefen Sorgen mit denselben langsam aufwärts zu steigen und es wurde ihm freier um Kopf und Herz. Auf dem Tische hatte er Briefe liegen sehen, die er jetzt erst zu untersuchen wagte. Von einem, dessen Aufschrift die Hand Roderich's zeigte, riß er hastig den Umschlag ab und las:

»Mein lieber Freund! Von dem innigen Antheile überzeugt, den Sie an meinem Schicksale nehmen, weiß ich wohl, daß die Beantwortung der Frage Sie am meisten anspricht, ob ich in meiner Nachforschung glücklich gewesen bin, und um Sie darauf nicht warten zu lassen, sage ich Ihnen leider – nein, – obgleich ich es an Mühe und Klugheit nicht fehlen ließ. Wenn ich auch früher durchaus nicht im Zweifel war, daß sich meine kleine Margarethe in den Händen ihrer Mutter befindet, so glaube ich jetzt darüber vollkommen Gewißheit erlangt zu haben, und ebenso werden hier die Versuche fortgesetzt, mich glauben zu machen, daß die Familie meiner Frau bei diesem unverantwortlichen Raube nicht nur durchaus untätig und ohne alle Mitwissenschaft wäre, sondern daß sie über dieselbe entrüstet sei und daß sie die Thäterin und ihre That verabscheue. – Sollte ich dieser Familie Unrecht thun, so möge mir Gott verzeihen; aber ich vermag so wenig ein Zutrauen zu ihren Betheuerungen zu fassen, daß, als mir vor Kurzem von jener Seite ein Wink gegeben wurde, sie, deren Namen ich nicht auszusprechen vermag, sei wahrscheinlich nach der Schweiz gegangen,

ich nicht einmal am selbigen Tage meinen Koffer packte und abreiste, mich vielmehr auf schriftliche Nachforschungen beschränkte, um, – beobachtend in der Nähe zu bleiben.

»So bin ich denn dadurch, sowie auch durch tausend Aufmerksamkeiten, die man mir von allen Seiten erzeigt, hier gefesselt und würde mich unter anderen Verhältnissen behaglich fühlen können – aber so sitze ich ohne Lust, mich irgendwie häuslich einzurichten, ohne allen Drang, einsam beobachtend, wie auf einer hohen Warte, vergeblich nach dem Aufsteigen einer Staubwolke spähend, welche für mich gleichbedeutend mit einer guten Nachricht wäre.

»Zu Euch zurückkehren kann und will ich auch nicht, ja, ich vermöchte es nicht, selbst wenn ich mein geliebtes Kind wieder in meinen Armen hätte; ich bin dort zu gewaltsam aus allen meinen Verhältnissen herausgerissen worden, und ein Baum von meinen Jahren vermag wohl nicht zum zweiten Male auf dem gleichen Grunde feste Wurzeln zu schlagen – vielleicht auch anderswo nicht – gut, dann habe ich wenigstens nicht die Qual, stündlich durch Erinnerung an immerhin glücklicher verlebte Seiten gepeinigt zu werden – lange aber halte ich es hier nicht aus, das fühle ich, denn ich merke wohl, daß man sich bemüht, nach und nach ein starkes Netz um mich zu spinnen, das mich hier festhalten soll; aber eines Tages, wenn ich den Augenblick für günstig halte, werde ich dasselbe, sowie alle hinterlistigen Bemühungen, mich hier zu fesseln, mit starkem Arme zerreißen,

meinen Wanderstab ergreifen und von Ort zu Ort ziehen, bis ich mein Kind gefunden – doch genug über mich. Sie haben also den Carneval in Köln zugebracht und sich vortrefflich amüsirt. Sollten Sie Zeit finden, mir näheres darüber zu schreiben, so wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür!

»Für die Zeilen, welche Sie mir sandten, meinen innigen, herzlichen Dank! Sie haben mich ziemlich ruhig gelassen, denn ich bin so mit dem Schicksale meines Kindes beschäftigt, daß ich nicht einmal den Versuch gemacht habe, zwischen den Zeilen zu lesen, die mir Conchitta geschrieben – ah, es war dies ein schöner Traum, aus dem ich traurig und fröstelnd erwacht bin! – Was machen Sie? Sind Sie fleißig? – Ohne Sie von dort wegziehen zu wollen, möchte ich, der Ihr großes Talent anerkennt und der Sie lieb hat, Ihnen den Rath geben, in einer größeren Stadt einen weiteren Wirkungskreis aufzusuchen. Wäre ich nicht hier der Vogel auf dem Zweige, so würde ich Ihnen sagen: kommen Sie zu mir!«

»Mein Geschäftsmann schreibt mir, er habe meine Wohnung in der Stadt glücklich vermietet und mein Atelier nebst Garten verkauft; es schmerzte mich tief, als ich das betreffende Document unterschrieb. Sie werden dort meinen treuen Andreas mit dem Einpacken beschäftigt finden, und dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie so freundlich sein wollten, ihn mit Ihrem Rathe zu unterstützen. Sollten Sie in den schönen Räumen, die auch Ihnen so lieb waren, etwas finden, was Ihnen gefällt an Waffen, Gefäßen, Geräthschaften oder Studien, so nehmen Sie es unbedenklich und seien Sie überzeugt, daß

Sie mir einen Gefallen damit thun; denn es wird lange dauern, ehe ich mich wieder an den so werthen Gegenständen erfreuen kann, da die gepackten Kisten, der Himmel mag wissen, auf wie lange, dort deponirt bleiben sollen.

»Und nun leben Sie wohl, Rodenberg, verwenden Sie recht bald eine Stunde an mich und schreiben Sie mir über Alles, was Sie wollen, wobei ich Ihnen versichere, daß auch das Geringfügigste, was Sie mir von dort mittheilen, mich anspricht und meine Dankbarkeit gegen Sie vermehrt.«

Rodenberg las diesen Brief zwei Mal durch und dachte darüber nach, besonders über die Stelle, mit welcher ihm Olfers den Rath gab, eine größere Stadt zu seinem Aufenthalte zu nehmen, und da war es mit Einem Male, als kläre sich ein dichter Nebel auf, der seine Seele umfassen hielt, und als erblicke er ein glänzendes Ziel jetzt klar und deutlich vor sich, wonach er unbewußt gestrebt.

Was konnte ihn hier auch zurückhalten, nachdem ihn seine Freunde verlassen? Was konnte ihn noch fesseln an einen Ort, wo ihm so Vieles von vergangenen Tagen sprach, von glücklichen Stunden, die nun selbst in der Erinnerung jetzt allen Reiz für ihn verloren hatten?

»Ja, auch ich möchte,« sprach er nach einem tiefen Athemzuge zu sich selber, »den Wanderstab ergreifen, die Zeichenmappe unter dem Arme, und ziehen

Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen

Und gehn von Haus zu Haus.
Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Am stillen Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht
Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was es will –
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da war's auf einmal still!«

So entschlief er und träumte, daß er wirklich in die Welt hinausgezogen sei und daß er das geliebte Mädchen, dem all sein Hoffen, all sein Sehnen galt, endlich wiedergefunden habe – dann aber ging ein finsternes Bild durch seinen Traum, er sah sie vor sich bleich und mit verweinten Augen, sie wandte sich zürnend von ihm ab und sagte: ›Fürchten Sie meinen Dolch!«

Als er am anderen Morgen erwachte, hätte es ihm wohlgethan, wenn der kleine Rafael bei ihm eingetreten wäre mit seinem verschmitzten Lächeln und zugleich zum Willkomm irgend einen Schelmenstreich ausgeführt hätte. Mit Rafael hätte er plaudern können über Dies und Das, auch über dessen Leistung bei dem Künstlerfeste, wo er als Zwerg der Waldfee erschienen war, und wenn ihn diese Erinnerung selbst schmerzlich berührt hatte, so hätte er doch ihren Namen nennen und von ihr reden dürfen. Er würde nach Figaro gefragt haben und nach Michel Angelo Schmitz.

Aber statt des kleinen, beweglichen Burschen trat Schwemmer in das Zimmer, steif und plump, mit der ganzen Grandezza eines Infanteristen gehorsam seinen guten Morgen wünschen. Rodenberg kleidete sich rasch an, und sein erster Gang war begreiflicher Weise in Olfers Atelier, wo er den Gärtner Andreas fand, das Einpacken all der unzähligen Gegenstände leitend, welcher früher diese Räume so behaglich, so malerisch, so künstlerisch schön gemacht hatten. – Wie schmerzlich fand sich der junge Maler berührt, als er hier eintrat, und es war ihm fast, als sei er von nun an dazu bestimmt, überall, wohin er komme, Zerstörung zu finden!

»Wie freue ich mich, daß Sie endlich da sind!« rief ihm Andreas entgegen – »ist das nicht ein trostloser Anblick, Herr Rodenberg? Mir ist es gerade zu Muthe, als hätte ich meine ganze Familie begraben, und wenn ich hier fertig bin und draußen zum letzten Male den Schlüssel umdrehe, so sehe ich es schon kommen, daß ich alter Esel mich auf die Schwelle des Gartenthores niedersetze und bei den Vorübergehenden Almosen einsammle, bis ich genug beisammen habe, um mich selbst einscharren zu lassen! – Sie, der Sie doch das schöne Atelier so lebendig im Gedächtnisse haben, erlebten wohl nie einen größeren Contrast!«

»Einen größeren wohl nicht, aber einen eben so großen,« erwiderte Rodenberg und setzte ganz leise hinzu: »Noch vor ganz Kurzem . . . – doch beruhigen Sie sich, Andreas, was man hier einreißt, kann man ja anderswo wieder aufbauen.«

»Aber wo und wann? Da hat sich's was aufzubauen, wenn man Befehl ertheilt, Alles einzupacken und in ein finsternes Magazin zu stellen – doch wie Gott und der Herr will! – Jetzt habe ich schon zwanzig Kisten bei einander und brauche immer noch ein paar Tage, ehe ich fertig werde; dabei fällt mir ein, Herr Rodenberg, daß Herr Olfers mir geschrieben hat, Sie würden sich von den Sachen hier etwas aussuchen – thun Sie es ja – suchen Sie sich aus, was Sie wollen; ich gönne es Ihnen von Herzen, denn ich weiß wohl, Sie wissen Alles das zu schätzen.«

Rodenberg schaute um sich her, um in der That ein Andenken zu finden, das er mit sich nehmen wolle.

»Was meinen Sie zuerst zu dem alten Krystallpocale hier,« fuhr der Gärtner nach einer Pause fort, indem er das schöne, kunstvoll geschliffene Gefäß herbeibrachte. »Die Herren tranken so oft daraus, zum letzten Male an jenem Tage, als ich draußen den Maitrank angesetzt hatte; ich glaube aber, Sie waren damals nicht hier.«

»Ich war damals nicht hier, doch erzählte mir Walter davon.«

»Unter uns: es war das letzte Mal, wo man hier heiter und vergnügt war. Von da an ging's abwärts, steil abwärts; ich höre die Herren noch singen: ›Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher!‹ Ja, ja, und jetzt wüßte ich wohl Einen, dem man den Wein geben sollte, darum, weil er sehr traurig liege!«

Rodenberg konnte sich trotz seiner ernsten Stimmung nicht enthalten, über des Gärtners ›liebevollen Becher‹ zu lächeln, stellte alsdann das Krystallgefäß, welches ihm

Andreas in die Hand gegeben, stumm auf einen Tisch und ging rasch nach einer Ecke des Gemaches, wo er den Degen aus Toledo bemerkte, den er damals beim Künstlerfeste geführt. – »Den will ich mit mir nehmen, und sonst nichts,« sagte er, die Waffe aufnehmend.

»Und daran thun Sie wohl, Herr Rodenberg, es ist ein schönes Stück, nur wird der Herr zanken, daß ich Ihnen gestattet habe, so bescheiden zu sein, und Sie sollten sich in der That auch noch andere Sachen aussuchen – du mein lieber Gott, wer weiß, wie lange die schönen Dinge da in den Kisten versteckt bleiben, bei Ihnen hätten sie doch fröhliche Gesichter und Sonnenschein.«

Der junge Maler schüttelte langsam mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: »Dafür könnte ich nicht einmal einstehen; was die lustigen Gesichter anbelangt, so sind sie auch zuweilen selten bei mir, und da ich fast glaube, daß auch ich in der nächsten Zeit die Stadt verlasse, so müßte ich sie auch in eine finstere Kiste schließen.«

»So, Sie wollen auch von hier fort?« rief der Gärtner mit einem Freudentone; »na, sehen Sie, es freut mich, daß rechte Leute, welche gute Freunde meines Herrn waren, von hier weggehen! es muß doch Allem was fehlen, wenn sie hier herauskommen und sehen ihn nicht mehr arbeiten. Ich bin kein Künstler, nur ein Gärtner und ein anhänglicher Mensch; aber mich fängt es jedes Mal im Herzen an zu drucken, so wie ich mich dem Garten nähere – ach, der stille, einsame Garten, wo Niemand mehr erscheint, um nach meinem Herrn zu fragen, dem großen, berühmten Künstler, und,« setzte er flüsternd hinzu, »wo

das kleine, liebe Mädchen nicht mehr herumspringt und so heiter lacht! – Was das Lachen anbelangt, Herr Rodenberg,« fuhr er nach einer Pause sehr ernsthaft fort, »so ist es damit hier im Garten nicht ganz richtig: denn wenn ich zuweilen draußen in der Laube stehe oder am Hauseingange lehne, sehr mit meinen Gedanken beschäftigt, so fahre ich auf einmal in die Höhe, denn ich höre es deutlich neben oder hinter mir lachen – herzlich lachen, wie nur unsere Margarethe lachen konnte – ach, das war ein liebes Kind, Herr Rodenberg – Gott beschütze sie, wo sie auch sein mag, und möge mir die Freude machen, die da einmal unter meine Finger zu kriegen – die Mamsell, wissen Sie, das war eine abgefeimte, lächelnde, heuchlerische Galgencreatur – o, hätte ich sie so vor mir, wie diesen Nagel, Herr Rodenberg, Gott straf' mich, ich bin ein guter Christ, aber ...«

Damit spuckte er in seine rechte Hand, ergriff alsdann den Hammer und trieb einen langen Nagel in die vor ihm stehende Kiste ein, daß die Schläge laut durch das öde Gemach hallten.

»Und der Herr weiß nichts von der Kleinen,« fuhr Andreas alsdann aufblickend fort, »nicht das Geringste; aber warten Sie nur, Herr Rodenberg, die Sache kommt schon anders. Wie ich hier mit dem Einpacken fertig bin, so gehe ich zu Herrn Olfers, und dann wollen wir diese trostlose Geschichte an allen vier Zipfeln anpacken – denken Sie an mich, wir werden die Kleine finden!«

»Das gebe der Himmel, und bald!«

»Ja, bald ist die Hauptsache! – Also Sie gedenken nicht mehr lange hier zu bleiben?« fragte der Gärtner nach einer Pause. »Und was macht der Herr Professor Walter? Und der magere, komische Bildhauer? Klotz hieß er, wenn ich nicht irre.«

»Er hieß nicht gerade so, mein lieber Andreas, aber er befindet sich wohl und ist in Köln geblieben, eben so wie Walter.«

»Ei sieh' mal, das freut mich – sie kommen also nicht so bald wieder – aha,« fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, indem er sich vergnügt die Hände rieb, »das wird dann hier recht einsam werden!«

»Wer hat Olfers' Atelier gekauft?«

»Ein Handelsgärtner,« entgegnete Andreas, »und das ist mir lieb; einem anderen Künstler hätte ich's nicht gönnt.«

Rodenberg warf noch lange anmerksame Blicke in dem Gemache umher, betrachtete noch Dies und Das von Waffen und Geräthschaften, Vieles dabei denkend, so wie sich lebhaft vergangener Stunden erinnernd, und als er endlich fortgehen wollte, reichte er seine Rechte dem Gärtner, der zuerst seine beiden Hände an der Schürze abwischte, ehe er die dargebotene Hand nahm und diese herzlich schüttelnd sagte: »Das soll doch wohl kein förmlicher Abschied sein!«

»Gewiß nicht, mein lieber Andreas, um so weniger, als ich Sie ersuchen wollte, mir diesen Degen morgen früh in meine Wohnung zu bringen – wollen Sie?«

»Mit dem größten Vergnügen!«

»Meinen Dank im Voraus.«

Da der Gobelin am Eingange des Ateliers nicht mehr vorhanden war, so konnte der junge Maler von draußen noch einen Blick in das sonst so trauliche Gemach werfen, ehe er die Schwelle des Hauses überschritt. Auch hier wandte er sich noch einmal um, und das ›*Salve*‹ zu seinen Füßen betrachtend, sagte er: »Du wirst mir wahrscheinlich nie mehr freundlich grüßend erscheinen – lebe wohl!«

Und hierauf langsam durch den Garten schreitend, pflückte er sich von einem Beete ein schon aufgeblühtes Schneeglöckchen, welches er in ein kleines Skizzenbuch legte, das er immer bei sich zu tragen pflegte.

Als er draußen im Parke war, dachte er: »So reißen einer nach dem anderen die Fäden, welche mich sonst so gewaltsam hier festhielten, und je mehr sich diese Bande lösen, je freier beginne ich wieder aufzuathmen, ja, ich fühle es jetzt, es wäre mir entsetzlich gewesen, hätte ich hier bleiben müssen unter der Wucht so vieler schmerzlicher Erinnerungen – ach, ich bin noch ein freier Mensch,« rief er, tief aufathmend, »Gott sei Dank, daß ich es bin – mein Skizzenbuch unterm Arme, meinen Wanderstab in der Hand, wenig Geld in der Tasche, will ich ausziehen, so heiter als es mir möglich ist, mit dem Wahlspruche *Espera y teme* in die weite herrliche Welt!«

Während er so dahinging in gehobener Stimmung – er hatte die Straßen der Stadt wieder betreten –, sah er vor sich eine Gestalt, die zu erreichen er sich mit raschen

Schritten beeilte: es war ein kleiner Mann mit unverhältnißmäßig hohem, spitzigem Hute auf dem Kopfe, der mit dem linken Fuße ein wenig hinkte und sich deßhalb auf einen dicken Stock stützte; neben ihm lief ein schöner, weißer Pudel.

»Michel Angelo, grüß' Dich Gott!« rief Rodenberg, als er den kleinen Mann erreicht hatte, der sich rasch umwandte und den Gruß eben so freundlich erwiderte. Auch der Pudel blieb stehen und betrachtete den Herankommenen, wobei er ein klein wenig mit dem Schweife wedelte.

»Wie geht es Dir, mein lieber Schmitz?«

Bei dieser Frage fuhr ein recht düsterer Schatten über die sonst so freundlichen Züge des kleinen Mannes, und statt zu antworten, fragte er: »Wie lange warst Du eigentlich fort?«

»Es werden über zehn Tage sein.«

»Ja so, dann weißt Du es noch nicht,« sagte Michel Angelo traurig.

»Und was denn? Ist bei Dir etwas Schlimmes vorgefallen? Ich hoffte, Dich in Glück und Freude zu finden – ist Deine Mutter . . . «

»Nein, nein,« fiel ihm der kleine Schmitz rasch in's Wort, »Gott sei Dank, meine Mutter ist wohl, aber . . . «

»A–a–ah, mein lieber Freund!« sagte der junge Maler mit einem Blicke, der für Michel Angelo so verständlich war, daß dieser kopfnickend erwiderte:

»Ja wohl, a–a–ah – Du wirst es begreiflich finden, wie tief mich das schmerzen mußte! Daß es Leute giebt, die

mich höhnisch lachend anschauen und dann sagen: »Das war auch von dem kleinen, unbedeutenden Schmitz eine übermüthige Idee, so ein schönes Mädchen heirathen zu wollen« – ist mir sehr gleichgültig.«

»Also Conchitta?«

»Ist mit ihrer Schwester abgereist.«

»Und das kam so plötzlich?«

»Man kann es wohl plötzlich nennen,« gab Michel Angelo in wehmüthigem Tone zur Antwort. »Heute sind es gerade acht Tage, da fand ich meine Mutter – Du weißt, was für eine ruhige Frau sie ist – in ziemlicher Aufregung. Mercedes war bei ihr gewesen, hatte einen halbjährigen Miethzins vorausbezahlen wollen und dabei angezeigt, daß sie und ihre Schwester abreisen müßten.«

»Ich will nicht indiscret sein, lieber Michel Angelo,« sagte der junge Maler in theilnehmendem Tone; »aber Du wirst mir die Frage erlauben, ob Conchitta Dir schuldig war, genaue Gründe für ihre plötzliche Abreise anzugeben.«

»Ah, ich verstehe; nun, ehrlich gesagt, war sie mir das nicht schuldig. Alles, was über die gewisse Geschichte zwischen uns verhandelt wurde, ging in scherzhaftem Tone, obgleich es mir ungeheuer ernst war« – er legte bei diesen Worten die Hand auf sein Herz –, »sehr, sehr ernst, und dabei hoffte ich, sie werde es auch so ansehen!«

»Sei froh, Michel Angelo, daß es so gegangen ist,« erwiederte Rodenberg mit einem Gefühle der Erleichterung, dessen er sich nicht erwehren konnte, das er aber, um dem Freunde nicht wehe zu thun, weder durch Wort

noch durch Miene verrieth – »es ist besser so – glaube mir, der das besser versteht, als Du mit Deinem weichen, vertrauensvollen Herzen, voll Glauben und Liebe! Es ist allerdings eine schmerzliche Enttäuschung – aber wer muß unter ähnlichen nicht leiden?«

»Du doch nicht, Rodenberg?«

»O, ich auch, und schmerzlicher, als Du glaubst!« erwiderte der junge Maler mit einem tiefen Seufzer. »Wie Du mich hier siehst, habe ich in letzterer Zeit so herbe Erfahrungen gemacht, daß mir die ganze Stadt zuwider geworden ist und ich deßhalb fort will, um mich in der Welt umzuschauen.«

»Darin hast Du recht,« versetzte der Andere hastig, »sehr recht – o, ich wollte, ich könnte auch mit! – Wirst Du meine Mutter besuchen?« fragte er nach einer Pause.

»Wenn es Dir recht ist, gehen wir zusammen zu ihr hin.«

»Leider kann ich Dich im Augenblicke nicht begleiten; ich muß in den Breidenbacher Hof zu einem pariser Kunsthändler, mit dem ich Geschäfte habe.«

»Gut, gut, das wird Dich zerstreuen; so will ich allein zu Deiner Mutter gehen – vielleicht kommst Du bald nach?«

»Wenn es mir möglich ist – sonst suche ich Dich morgen früh in Deiner Wohnung auf.«

»Darum bitte ich Dich dringend, denn Du könntest mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich habe noch eine Menge Zeichnungen und Skizzen von mir und Anderen, die ich verkaufen möchte, auch will ich von meinen Sachen

da lassen, welche Du wohl so freundlich bist, für einige Zeit in Deinem Hause unterzubringen?»

»Das hat gar keinen Anstand; auch nicht, was die Zeichnungen betrifft,« fuhr der kleine Mann mit geheimnißvoller Miene fort, wobei sich aber sein Gesicht auffallend erheiterte. »Willst Du mir den Verkauf Deiner bedeutenden Gemäldesammlung anvertrauen? – Dabei laßt sich etwas machen an klingendem Nutzen, und vielleicht gelingt es mir, auch meine kleine Gallerie durch ein wertvolles Stück zu vergrößern.«

»Also bis nachher oder auf morgen.«

Michel Angelo wollte sich gerade entfernen, doch wandte er sich noch einmal um und sagte lächelnd: »Du hast dem Figaro noch gar kein freundliches Wort gesagt – o, das ist ein gescheites, liebes Thier! Er war fast immer bei ihr, als sie aber abreiste und das Haus verließ, ging er mit ihr nur bis an die Thur, worauf er sie allein ziehen ließ. Meine Mutter, die von oben zuschaute, behauptete, er habe mißbilligend mit seinem Kopfe geschüttelt. Willst Du ihn jetzt wiedernehmen?« fragte er mit einiger Aengstlichkeit.

»Ich denke, wir lassen Figaro selbst darüber entscheiden; gehe Du ruhig Deines Weges, und wir wollen sehen, wem er folgen will.«

Michel Angelo that, wie ihn sein Freund heißen, und obgleich sich der Pudel ein paar Mal nach seinem alten Herrn umschaute, folgte er doch dem kleinen Manne, und erst als die Entfernung der Beiden bedeutend geworden war, pfiß Rodenberg dem Hunde, wie er gewöhnlich

zu pfeifen pflegte, worauf Figaro plötzlich stehen blieb, sich herumwandte, ein paar Schritte gegen den jungen Maler machte, dann aber stehen blieb, um gleich darauf seinem neuen Herrn in vollem Laufe zu folgen.

Rodenberg konnte sich eines leichten Lächelns nicht enthalten, das aber doch einen bitteren Beigeschmack für ihn hatte; dann setzte er seinen Weg zur Fingerstraße fort und trat bald darauf in die Stube der Madame Schmitz.

Die alte Frau saß auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenster, und als der Maler eintrat, reichte sie ihm kopfnickend ihre Hand und sagte mit geheimnißvoller Miene: »Dachte ich doch vorhin, als ich in meinem Spiegel bemerkte, daß Sie um die Ecke kamen: ich will doch einmal sehen, ob Herr Rodenberg gar nicht zu uns kommt!«

»Ich war verreist, Madame Schmitz, und bin erst gestern zurückgekommen.«

»Ah, richtig, richtig, das hatte ich vergessen – Sie waren in Köln zum Carneval – wissen Sie denn schon . . . ?«

»Ich sprach vorhin Michel Angelo auf der Straße, der hat mir Alles gesagt.«

»Pst!« machte die alte Frau und winkte ihren Besuch so dicht zu sich heran, daß sie ihm bequem in's Ohr sprechen konnte. »Es hat Michel recht angegriffen, diese Geschichte; aber ich« – hier schaute sie vorsichtig um sich her, ob auch Niemand in der Nähe wäre, der lauschen könnte – »bin im Grunde ganz zufrieden damit. Ich will nicht behaupten, daß die Beiden nicht anständig gewesen seien, aber es war von einer fremden Unbekannten ein etwas starkes Verlangen, sich so mir nichts dir nichts

in ein geordnetes Hauswesen hineinzusetzen – habe ich Recht oder Unrecht?«

»Ich will Letzteres gerade nicht behaupten; doch bei der Liebe, die Ihr Sohn empfunden, wäre es doch wohl eine glückliche Ehe geworden.«

»Möglich; aber es war doch etwas gar zu Phantastisches dabei, etwas zu sehr Künstlerisches, wenn Sie mir diesen Ausdruck nicht übel nehmen wollen. Die Schmitz haben seit undenklichen Zeiten immer in geordnete Familien hinein geheirathet, und wenn ich einmal eine Schwiegertochter haben will, Herr Rodenberg, so möchte ich auch gern, daß ich eine anständige Verwandtschaft zum Kaffee einladen könnte!«

»Allerdings ist dieser Gesichtspunkt nicht unwichtig, und wie ich Michel Angelo kenne, wird er sich zu trösten wissen – reden wir nicht mehr darüber.«

»Sie sind ein verständiger junger Mann, das habe ich immer gesagt. Was haben Sie von Herrn Olfers gehört? Weiß man noch nichts Näheres von dem armen Herrn und seinem kleinen Mädchen? Was die Frau anbelangt,« fuhr sie flüsternd mit den bekannten Vorsichtsmaßregeln fort, »so wollen die Einen wissen, sie habe ihren Mann wegen einer Liebschaft mit einem fremden, vornehmen Herrn verlassen, wogegen Andere auf's bestimmteste versichern, sie sei in's Kloster gegangen – welches ist Ihre Ansicht darüber?«

»Ich glaube keines von Beiden – doch so viel ist gewiß, daß Olfers bis jetzt noch nicht weiß, wo seine Tochter hingekommen ist.«

»Der arme Herr! Er hat sein Anwesen hier verkauft und wird wohl nicht mehr zurückkehren. Was nun dieses Anwesen anbelangt, Herr Rodenberg, so erzählt man sich allerlei darüber.«

»Und was, Madame Schmitz, wenn ich fragen darf?«

»Verstehen Sie mich recht, ich glaube so was nicht; aber gräuliche Dinge erzählt man sich: man will in der Ecke des Ateliers Todtengebeine und gräßliche Gerippe gefunden haben – hm, was denken Sie darüber?«

Rodenberg zuckte die Achseln und schüttelte mit einer sehr bedächtigen Miene den Kopf. – »Es gibt allerdings Sachen,« erwiderte er nach einem kleinen Stillschweigen, »aber die man nicht hinausreden darf.«

»Wirklich, Herr Rodenberg?«

»In der That, Madame Schmitz, es haben dort solche Gerippe existirt!«

»Das ist ja im höchsten Grade schauerlich!«

»Aber was denkt man von diesen Gerippen?«

»Wissen Sie, auf Redereien gebe ich nicht viel, denn ich weiß, was man vom Geschwätze der Leute zu halten hat: aber in diesem Falle, wenn Sie selbst, ein Freund von Olfers, es zugestehen, daß man dort Gerippe gefunden hat, so gewinnt diese Sache allerdings an Wahrscheinlichkeit.«

»Es ist wohl etwas Furchtbares, Madame Schmitz?«

»Es ist, daß Einem die Haut schaudert; aber kommen Sie näher zu mir, ich rede nicht gern darüber und möchte um Alles nicht, daß mein Sohn Michel, wenn er zufällig in der Nähe wäre, mich darüber reden hörte – mein

Sohn Michel kann es durchaus nicht leiden – so, Herr Rodenberg, kommen Sie ganz nahe. Man fragt also,« fuhr Madame Schmitz fort, nachdem sie nicht nur einen vorsichtigen Blick im Zimmer umhergeworfen, sondern auch durch ihren Spiegel vor dem Fenster die Straße auf und ab gespäht, »man sagt, Herr Olfers habe seine Frau in das Atelier hinaufgelockt, dort umgebracht und begraben – ich bitte Sie, Herr Rodenberg!«

»Pst!« machte hierauf der junge Maler, wo möglich mit noch geheimnißvollerer Miene, als die der alten Frau war, worauf er mit den Achseln guckte und alsdann sehr bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickte.

»Herr Rodenberg,« sagte Madame Schmitz zurückfahrend, »Sie sehen, wie ich mich entsetze – um des Himmels Barmherzigkeit willen, es wird doch wohl nichts Wahres daran sein?«

»Ich halte Sie für eine verschwiegene Frau,« erwiderte der junge Mann, indem er mit einer tiefen Bewegung seine Hand ausstreckte, um die der Madame Schmitz zu ergreifen, »Und da ich doch in Kurzem die Stadt verlasse, so kann ich wohl mein Gewissen erleichtern, indem ich Ihnen das Geständniß ablege, daß an dem Gerippe etwas Wahres ist.«

»O–o–o–oh!«

»Denken Sie deßhalb nicht schlechter von mir, Madame Schmitz,« fuhr Rodenberg augenscheinlich gerührt fort, »es war Freundespflicht; ja, wir haben es gethan, und Ihr Sohn Michel Angelo war auch mit dabei!«

Darauf machte er eine Bewegung mit dem Schooße seines Ueberrockes, als wolle er mit demselben in gänzlicher Zerknirschung sein Haupt verhüllen, und verließ rasch das Zimmer.

Zu Hause angekommen, blickte Rodenberg mit wahrer Befriedigung um sich her, nicht an die Unthat denkend, von welcher er Madame Schmig erzählt, sondern weil er nun mit sich völlig im Reinen war, die Stadt zu verlassen, und indem er zu diesem Zwecke seine Habseligkeiten überschlug, was wohl des Mitnehmens der Mühe werth sei und was hier zu veräußern wäre. Ja, durch den nun gefaßten Entschluß fühlte er sich so erleichtert, daß er mit Behagen daran ging, die Zerstörung im Kleinen nachzuahmen, die er draußen in Olfers' Atelier im Großen gesehen. Allerdings brachte er es nicht so weit, eine Anzahl Kisten anfüllen zu können, brauchte auch nicht besonders viel Zeit, um mit Einpacken fertig zu werden. Und als es Abend geworden war, hatte er mit Beihülfe Schwemmer's den größten Theil seiner Habseligkeiten so weit geordnet, daß er seinen Koffer nur noch zuzuschließen und einen Packträger herbeizurufen brauchte, um zwei mäßige Kisten in das Haus seines Freundes Schmitz zu befördern. In einer dieser Kisten befand sich auch die Klinge aus Toledo, welche ihm Andreas im Laufe des Tages gebracht, in der anderen Olfers' Bild, welches der junge Maler mit Recht seinen größten Schatz nannte. Am folgenden Morgen stellte sich Michel Angelo pünktlich ein, und nachdem er Rodenberg einige sanfte Vorwürfe gemacht über die letzte Unterredung

mit seiner Mutter und dabei versichert, es habe ihn keine kleine Mühe gekostet, der alten Frau die fürchterliche Geschichte auszureden, betrachtete der kleine Kunsthändler die ihm vorgelegten Skizzen und Zeichnungen mit prüfendem Blicke, und bald wurden die Beiden handelseinig, worauf Rodenberg sogleich anfang, um seine kleinen Schulden zu bezahlen. Auf der Straße nahm er von Michel Angelo Abschied, wobei wir gestehen müssen, daß es in den Augen des kleinen Malers verdächtig flimmerte – »so verschwindet Einer nach dem Anderen, und ich bin nachgerade zu alt geworden, um mich an den jungen Nachwuchs anzuschließen! – Ach, Rodenberg, Du bist ein beneidenswerther Kerl – o, wäre ich doch wie Du ein Künstler und könnte sin die Welt hinaus mit dem seligen Bewußtsein, daß mir ein Blatt Papier und ein Bleistift genüge, um Ruhm und Geld zu verdienen!«

»Das hat nun alles seine zwei Seiten: die weite, weite Welt hat allerdings des Schönen viel für ein Künstlergemüth; aber es ist doch ein wildes, ungestümes Meer, und wer weiß, ob es mein Schiffllein nicht zertrümmert und mich verschlingt, ehe ich eine sichere Bucht gefunden, und ob ich nicht längst tief da drunten liege, während Du am Abende Deines Lebens behaglich im sichern Hafen sitztest und vielleicht hier und da an den verschollenen Rodenberg zurückdenkst!«

»Wir wollen uns nicht weich machen, alter Freund; eines Jeden Leben besteht aus Licht und Schatten, und Zufriedenheit ist das höchste Gut. Ich wäre es wahrhaftig

im vollsten Umfange, wenn Alles so geblieben wäre, wie vor vier Wochen – wann reisest Du?«

»Ich denke, morgen.«

»Und Niemand von den Freunden da, der Dir bis zum Grünen Baume das Geleite gibt?« sprach der kleine Mann im Tone der Wehmuth – »aber ich komme, darauf kannst Du Dich verlassen, Rodenberg!«

»Wenn Du mir eine Liebe erzeigen willst, lieber Schmitz, so kommst Du nicht; wir könnten doch nicht heiter zusammen sein und es würde mir den Abschied nur erschweren – reich' mir Deine Hand – sage, Du wollest meiner nicht vergessen, und dann lebe wohl – vielleicht nur für kurze Zeit; denn wenn ich es nirgendwo angenehmer finde, so komme ich wieder.«

Michel Angelo reichte ihm stumm seine beiden Hände, die der Andere herzlich schüttelte und darauf sagte:

»Grüße mir auch noch Deine Mutter und entschuldige mich, daß ich mir gestern einen kleinen Scherz erlaubt – behüt' Dich Gott!«

»Leb' wohl, Rodenberg!«

Nach diesen Worten trennten sie sich äußerst eilfertig. Doch als Rodenberg die Ecke der Straße erreicht hatte, blieb er stehen, und als er sich rasch umwandte, sah er, daß es Michel Angelo Schmitz an der anderen Ecke der Straße gerade so gemacht hatte. Beide winkten sich noch einmal mit der Hand zum Abschiede.

Als Rodenberg später wieder in sein Zimmer trat, weidete er sich förmlich an den kahlen Wänden und den leeren Schränken und Schubladen, an der Abwesenheit

der mannigfachen Sachen und Geräthschaften, die ihm sonst sein Zimmer so angenehm gemacht hatten, die ihn mit tausend Fäden an seine Häuslichkeit gebunden, Fäden oder Bande, die nun alle zerrissen waren – da befand sich aber noch eines der Dinge, welches so manche heitere Stunde mit erlebt und mit angesehen hatte, das erhabene Kurzholz, in seiner altarähnlichen Nische. Rodenberg hatte anfänglich die Absicht gehabt, es an Michel Angelo Schmitz zu übergeben; da aber derselbe eigentlich kein Künstler war, so stand eine solche Vererbung im Widerspruche mit den Satzungen der Brüderschaft, der das erhabene Kurzholz als Fahne gedient. Von der jüngeren Generation wußte er auch Niemanden, der Poesie genug gehabt hätte, die Mysterien dieser Fahne auszuüben und den nachfolgenden Geschlechtern zu überliefern, weßhalb er beschloß, das erhabene Kurzholz von der Erde verschwinden zu lassen, nicht indem er es den Flammen überlieferte, sondern indem er es dem Schooße der Erde anvertraute. Er nahm es aus der Nische heraus, trennte es von der langen Stange, an der es getragen wurde, umwickelte es mit den farbigen Bändern, die sonst so zierlich von ihm herabgeflattert waren, und verpackte es sorgfältig in Papier.

Ein leises Klopfen an der Stubenthür erweckte ihn aus den Träumereien, in die er verfallen bei der Erinnerung an all' die heiteren Stunden, die er unter Vortragen jener Fahne mit den Freunden verlebt. Auf seinen Ruf trat Jemand in's Zimmer, an den er in den letzten Tagen öfters

gedacht und den vor sich zu sehen er sich jetzt aufrichtig freute – Rafael.

»Ah, Herr Rodenberg,« sagte der ehemalige Diener des Malers, »ich habe gehört, Sie wären zurückgekommen und wollten auch wieder abreisen – da konnte ich es nicht unterlassen, nach Ihnen zu sehen!«

»Wofür ich Dir dankbar bin,« erwiderte der junge Maler, indem er dem jetzigen Laufburschen einer anständigen Kunst- und Buchhandlung freundlich seine Hand reichte.

Rafael sah auffallend wohlhabend aus; wenn auch seine Kleider nicht nach neuem Schnitte waren und noch weniger den jungfräulichen Glanz neuen Tuches zeigten, so waren sie doch sauber und verliehen ihm ein ganz gutes Aussehen; dabei erschien er rein gewaschen und hatte sogar den Versuch gemacht, seinem etwas struppigen Haare einen durchlaufenden Scheitel aufzuzwingen.

»Und wie geht es Dir, mein Junge?«

»Nicht schlecht, Herr Rodenberg – allerdings helfe ich mir ziemlich kümmerlich durch, doch lerne ich dabei und habe einen Zweck vor Augen.«

»Welchen Zweck, wenn ich fragen darf?«

»Etwas Rechtes zu lernen und mich auszubilden.«

»Das ist schön von Dir, Rafael. Du hast also die gute und große Idee, Dich zum Buchhändler auszubilden?«

»Ja–a–a–a, Herr Rodenberg,« gab Jener stockend zur Antwort, »und wenn ich Talent hätte, was ich fast zu glauben mich unterstehen darf . . . «

»So hast Du doch wohl nicht die Absicht, vielleicht ein mittelmäßiger Künstler zu werden? Nimm Dich vor dieser gefährlichen Klippe in Acht!«

»Das thue ich gewiß und danke besonders Herrn Walter dafür – aber . . . «

»Ah, ich erinnere mich,« rief der junge Maler lachend, »Walter hatte die Unklugheit, mit Dir über Schriftstellerei zu reden – er wird Dir doch dadurch keine Fliegen in den Kopf gesetzt haben?«

»Das nicht, Herr Rodenberg; aber würden Sie es denn für so unrecht halten, wenn ich in meinen Freistunden, nachdem ich gelernt, daß mir der Kopf brennt, kleine Versuche mache?«

Rodenberg betrachtete seinen ehemaligen Diener kopfschüttelnd, ehe er zur Antwort gab: »Ich glaube, es ist schade um Dich, daß Du Dich ein paar Jahre bei uns herumgetummelt und von unseren Reden mehr gehört hast, als Dir zuträglich war; doch sprechen wir nicht mehr darüber thue, was Du nicht lassen kannst, was Dir zu sagen unnütz ist; denn wenn Du wirklich einen Funken in Dir hast, so wird derselbe doch fortglimmen und entweder Dein Inneres verbrennen oder ein Leuchter für Andere werden – verstehst Du mich?«

»Ich glaube, ja, Herr Rodenberg, und ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen später einmal beweisen zu können, daß ich wirklich etwas von einem Funken in mir habe – erlauben Sie mir jetzt wohl noch eine Frage?«

»Mit Vergnügen, mein Junge.«

»Haben Sie nichts mehr von jener schönen Prinzessin gehört, der ich so unendlich zu Dank verpflichtet bin?«

Das Gesicht des jungen Malers verdüsterte sich und er wandte sich gegen das Fenster, ehe er zur Antwort gab: »Ja, ich sah sie wieder!«

»Und sie erinnerte sich noch an das schöne Künstlerfest?«

»Sogar an Dich, Rafael!«

»Wie mich das freut – wenn ich mir denken könnte, die schöne Dame noch einmal wiederzusehen und in anderer Gestalt vor sie hintreten zu dürfen, als damals, wie ein armer, unwissender, zerlumpfter Bube – ja, der Gedanke,« fuhr er mit einem leuchtenden Blicke fort, »treibt mich an, Tag und Nacht unablässig zu arbeiten! – Kann ich Ihnen wohl irgend einen Dienst erweisen?« fuhr Rafael nach einer Pause fort, als Jener schwieg.

»Ich danke Dir – doch warte einen Augenblick.«

Der junge Maler ging in's Nebenzimmer und kehrte bald darauf mit einem Papier zurück, das er in Rafael's Hände legte. »Nimm das von mir als Andenken; es ist nicht viel, doch füge ich den Wunsch bei, es möchte tausendmal mehr sein!«

»Deßhalb kam ich gewiß nicht her!«

»Das weiß ich wohl. Denke immerhin, Du seist der Rafael von ehemals oder ich mache Dir eine kleine Anleihe, die Du mir vielleicht einstens mit Zinsen heimzahlen kannst.«

»O, wenn ich das könnte!«

»Der Menschen Wege sind wunderbar,« entgegnete Rodenberg, indem er sich zu einem heitern Lächeln zwang; »es geht bald aufwärts, bald abwärts, und wenn wir uns einmal wiedersehen, so wünsche ich Dir und mir, es möchte auf der Höhe sein – und nun gehab' Dich wohl!«

Rafael ergriff mit seinen beiden Händen die Rechte Rodenberg's und schaute ihm ein paar Secunden lang fest in's Auge, worauf er sich rasch abwandte und das Zimmer verließ.

Der junge Maler schritt eine Zeit lang ernst und gedankenvoll im Zimmer auf und ab; er wunderte sich fast, daß ihn der Abschied von seinem ehemaligen Diener in eine so trübe Stimmung versetzt hatte, und doch war das wieder so begreiflich. Trat doch mit einem Male der wundervolle Tag im Walde wieder vor seine Seele und besonders jener Augenblick, wo ihm der Zwerg der Fee das Horn überreicht hatte – *›Espere y teme!‹* – Vorbei – vorbei!

Vorbei – vielleicht zerrissen für immer jeder Zusammenhang mit dem räthselhaften, so heiß geliebten Wesen – vorbei ein schöner, entzückender Traum der Jugendzeit!

XLI. AUS DER JUGENDZEIT, AUS DER JUGENDZEIT!

Beim Beginne dieses Capitels, theurer und geneigter Leser, sind wir um eine Reihe von Jahren älter geworden, einen Zeitraum, dessen Begebenheiten, was die handelnden Personen unserer wahrhaftigen Geschichte anbelangt, vielleicht für den Gang derselben nicht bedeutend genug waren, um Dir zuzumuthen, vielleicht lange,

einfrörmige Flächen mit uns zu durchwandeln, um noch hier und da von jener kleinen Anhöhe eine schöne Aussicht zu genießen in weite, malerische, aber noch unerreichte Fernen, oder mit uns auszuruhen in der Gluth der Mittagshitze im Schatten uralter Bäume, an einem murmelnden Quell, um dort zu träumen von der Vergangenheit oder Hoffnungen zu fassen für die Zukunft, da die Gegenwart nicht viel bietet, weil sie uns zeitenlang durch stille, öde Flächen von entsetzlich glattem Druckpapier führt, eine oft trostlose Ebene, wo wir, mit unseren Gedanken vorausseilend, gar hastig Blatt um Blatt umschlagen, weil wir fern am Horizonte dunkelblaue Gebirge aufsteigen sehen, die uns in Berg und Thal, in Wald und schäumendem Wasser eine vergnügliche Abwechslung zu versprechen erscheinen.

Ja, es gibt in jeder Geschichte solch trostlose Ebenen, die man entweder durchwandern oder überspringen muß, schattenlose Ebenen, durchglüht vom Sonnenbrande des Lebens, wo Jeder ohne Berührung mit dem Anderen seinen einsamen Pfad zieht, entweder in stiller Glückseligkeit zehrend von dem, was ihm die letzten seligen Stunden geboten, entweder niedergebeugt, mit zerrissenem Herzen, in wilden, düsteren Träumen über eine schreckliche Vergangenheit – hoffnungslos – oder auch vielleicht hoffnungsvoll, muthig in das Leben hineinwandernd, selbst der dürren Gegenwart poetische Seiten abgewinnend und vor allen Dingen den festen Blick auf die am Horizonte erscheinende Bergkette geheftet, wo der Wanderer sicher ist, vor einem kleinen Hause ein

schattiges, mit Weinlaub überranktes Dach zu finden, wo er behaglich ausruhen wird, heiter auf die zurückgelegte steinige und sandige Ebene schauend, und von wo er erst am Abende weiterziehen wird unter dem Geläute aus der nicht fernen Stadt, welche solcher Art seinen Einzug feiert.

Ja, so ziehen sie dahin, die bunten Gestalten unserer Geschichte, jede ihren eigenen Pfad, das Herz von verschiedenen Wünschen und Hoffnungen erfüllt, jede nach einer anderen Richtung, als sei es auf Nimmerwiedersehen!

Ob und wie ein solches Wiedersehen stattfindet, dürfen wir im Interesse unserer wahrhaftigen Geschichte dem geneigten Leser noch nicht verrathen; Alles, was wir jetzt zu thun im Stande sind, ist, ihn auf einige nebelhafte oder wie im Nebel dahinziehende Gestalten aufmerksam zu machen. So sehen wir Rodenberg einsam dem ›Grünen Baume‹ zuwandern, wohin er sein leichtes Reisegepäck vorausgeschickt hat; unter dem Arme aber trägt er wohlverpackt das erhabene Kurzholz und geht mit demselben seitab von der Landstraße, wo er in einer unfruchtbaren Versenkung aus früheren Zeiten her einen Steinhaufen kennt. Diesen höhlt er künstlich aus, gräbt unter ihm die Erde auf, verscharrt das erhabene Kurzholz und baut den Steinhaufen über demselben zu einem förmlichen Grabhügel auf. Dort mag es ruhen, das erhabene Kurzholz, das so oft einer lustigen Künstlerschaar gedient als Zeichen freudiger Vereinigung, als weithin sichtbare Standarte, das so viele leere Flaschen und volle Köpfe erlebt,

das so oft mit dabei war, wenn die Gläser klangen und lustige Lieder ertönten!

Dort liegt es auf der Anhöhe, nicht weit vom ›Grünen Baume‹ unsern der heiteren Stadt Düsseldorf. Ein leichter Wind, der durch die Felder streicht, streift die Gräser rings umher flüsternd an einander und spricht in tröstlichen Worten von einer einstigen Auferstehung.

Rodenberg steigt ohne Begleitung in den Eilwagen und kann es doch dabei nicht unterlassen, wemngleich kaum sichtbar, nach verschiedenen Seiten hin zu grüßen, und das gilt den Freunden, die er wenigstens in Gedanken vor sich sieht.

Er erreicht Köln, nachdem es schon dunkel geworden, was ihm äußerst angenehm ist, da er sich, ohne die Stadt zu berühren, auf das Dampfboot begeben kann, um durch die Nacht stromaufwärts zu fahren.

Als es schon längst Tag geworden, verläßt er den Dampfer an einem jener kleinen, malerisch gelegenen Städtchen am Rheine, um dort einige Tage bei ein paar Freunden zuzubringen.

Diese Freunde, Künstler und Dichter, fand er aber nicht zu Hause, da sie schon am frühen Morgen bei dem entzückend warmen Frühlingstage in die Berge hinaufgezogen waren.

Doch ließ sich Rodenberg in ihrem Zimmer nieder, um ihre Zurückkunft abzuwarten und sich hier umschauend, mußte er unwillkürlich lächeln über die malerische Unordnung in Büchern, Kleidern, alten und neuen Bildern, vor Allem aber über einen großen, grünen Römer, der

auf dem Tische stand, gefüllt mit weißem Weine, in welchem ein Strauß duftender Veilchen ihr junges Leben so unnatürlich verzehrten.

Nachdem er einige Tage bei den Freunden verweilt, zog er weiter, unter anderm auch an Falkenstein darüber, dieser kleinen zierlichen Burg, welche wie ein Schwalbennest an einen Felsen geklebt ist. Dort blickte er hinauf mit seinem scharfen Auge, und als er hoch auf dem Thurme neben der wehenden Fahne Jemanden stehen sah, glaubte er, es sei Walter, und winkte mit seinem weißen Taschentuche.

Vergebens, der dort oben blickte wohl auf den weiten, schönen Rhein, aber nicht auf das vorbeifahrende, so klein erscheinende Schiffchen.

Rodenberg wandte sich seufzend ab; er fühlte es deutlicher als je, daß er von jetzt ab wohl dazu bestimmt sei, einsam und allein seinen Pfad zu ziehen, allein und ohne Hülfe eine neue Existenz zu gründen.

Und dazu fühlte er die Kraft und den Muth in sich und behielt beide auch im vollsten Umfange, als er einige Zeit danach, wenige Kreuzer in der Tasche, auf geringem, stoßendem Fuhrwerke in die große Residenzstadt einfuhr, wo er vorläufig zu bleiben gedachte.

Walter war es allerdings gewesen, der an jenem Morgen auf dem Thurme stand, nicht ahnend, daß Rodenberg unten vorüberfuhr. Er führte ein behagliches Leben auf der alten, so wohnlich eingerichteten Burg und erschrak durchaus nicht davor, nachdem er überschlagen, daß er mit dem Ausmalen der Capelle drei bis vier Jahre

vollauf zu thun hatte. Auch sein fürstlicher Gönner hatte dagegen nichts einzuwenden, da der alte Maler keine zu großen Bedingungen stellte; ja, er that noch mehr, er sandte nach Verlauf eines Jahres den jungen Bergmüller mit einem tüchtigen Auftrage nach Falkenstein, und durfte derselbe seine Frau während der Sommermonate mitnehmen, und so führten denn die Beiden da oben in der schönen Natur ein so beneidenswerthes Künstlerleben, wie es Walter in seinen kühnsten Träumen nie zu denken gewagt. Auch kam er hier wieder zu der Ansicht, daß die deutsche Kunst doch nicht ganz erstorben sei und daß die heilige Flamme derselben bei tüchtigem Brennmaterial wieder hoch auszulodern vermöge.

Noch ein anderes Bild sehen wir, rückwärts blickend, wie ein wirkliches Nebelbild: es ist ein einsamer Schlitten, von raschen Pferden gezogen, auf weiter Schneefläche dahinjagend. Die vereinzelt stehenden Tannen am Wege, mit niedergedrückten, schneebedeckten Zweigen, sowie die kahlen Reste einsamer Birken schauern im scharfen Lufthauche und blicken sehnsüchtig den grauen Wolken und Nebelmassen nach, die, mit Schnee vermischt, von einem eisigen Nordwinde gegen Süden getrieben werden.

Und entgegen diesem eisigen Nordwinde fährt der bedeckte Schlitten, in dem ein junges, schönes, aber bleiches Mädchen an der Seite eines älteren, großen und hageren Mannes sitzt. Beide sind in warme Pelze gehüllt, und doch schauert das junge Mädchen zuweilen zusammen; aber es ist eigenthümlich, daß dies jedes Mal nur

dann geschieht, wenn sie, aus tiefem Nachsinnen aufschreckend, um sich her schaut.

Hier Schnee, Eis und kalter Nordwind – anderswo heiße Sonnengluth: dort, auf dem Platze vor Sanct Peter in Rom, wo die majestätischen Brunnen rauschen und über welchen jetzt ein Mann in etwas gebückter Haltung schreitet, als suche er etwas auf den Steinplatten des Bodens. Er tritt ein in den gewaltigen Dom, aber statt in demselben umherzuschauen und sein Künstlerauge zu erfreuen an den gewaltigen und doch so herrlichen Verhältnissen dieses Wunderbaues, geht er langsam nach einer der Bänke, die sich unter den Tauben mit dem Oelzweige an den Pfeilern befinden, welche man mit der Hand erreichen zu können glaubt und die doch, wenn man näher kommt, hoch über unseren Köpfen schweben. Dort läßt er sich nieder und träumt.

Vielleicht von einem Garten, der in voller Frühlingspracht zwischen leichten Anhöhen so überaus heimlich versteckt liegt, wo Flieder und Veilchen duften, in dessen Mitte um ein kleines Haus gewaltige Kastanienbäume stehen, deren frisch hervorsprossendes, so gleichförmig grünes Laub zwischen den schwarzen Aesten aussieht wie ein sanft herniederrieselnder Blätterregen. Auch träumt er dabei von einer hellen, frischen, lieblichen Mädchenstimme, erschrickt aber auf einmal mitten in seinen Phantasieen, als er ein großes, dunkles Augenpaar mit strengem Blicke drohend auf sich gerichtet sieht.

Dann beschäftigt ihn plötzlich ein anderes Bild, eine Landschaft im Süden: am Ufer eines See's wachsen uralte Steineichen, und mitten aus dem stillen Wasser erhebt sich ein graues Schloß mit vier starken Eckthürmen – in den stillen Gängen dieses alten Schlosses wandelt eine weißgekleidete, jugendliche Gestalt mit ernstem, trübem Blicke und verschwindet unter der Thür einer Capelle. Er erschrickt, als er das in wachem Traume sieht, und möchte ihr zurufen, sich in Acht zu nehmen vor der Fallthür am Altare – doch lächelt er gleich darauf über sich selber.

Es war das ein altes Märchen, das ihm plötzlich in den Sinn kam und das ihn wie ein unvergeßlicher Blumen-duft an eine glückliche Zeit erinnerte – wie sah er sie so lebhaft vor sich, die alten, bekannten Gesichter, wie sah er sie so lebendig vor sich, die ganze trauliche Umgebung, das weite Gemach, in dem er so glücklich gewesen, seine Bilder und Zeichnungen, seine alten Waffen und seltenen Geräthschaften, das heitere Lächeln der Freunde – Conchitta's seelenvoller Blick – und vor Allem die lieben Züge seines kleinen, unvergeßlichen Mädchens, seiner lieben Margarethe.

»Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!«

So brach plötzlich die bekannte Weise in seine wildbewegten Träume hinein und ließ sich nicht verbannen, trotz Orgelton und Chorgesang, welche gewaltig durch die hohen Räume von Sanct Peter dröhnten. –

Ja, eine Reihe von Jahren ist seitdem verflossen, und die Bilder, welche wir dem geneigten Leser vorhin in leichten Umrissen gezeigt, haben sich mannigfach geändert und anders gestaltet, ohne indessen viel von dem Charakter zu verlieren, unter dem sie sich soeben gezeigt. Die meisten der Personen, die uns vielleicht in den vorliegenden Blättern werth geworden sind, wandern immer noch ohne inneren Zusammenhang ihre einsame Straße, und wenn wir jetzt wieder anfangen, uns nach ihnen umzuschauen, so geschieht dies einestheils, weil sonst der Antheil an ihnen in deinem Herzen, geliebter Leser, vielleicht erkalten würde, und weil wir doch nicht bis zu einem neuen Geschlechte warten dürfen, um Dir vom vergangenen Geschlechte weiter zu berichten.

Ein solches Wiedersehen nach Jahren, sei es im Leben oder im Roman, hat immer etwas Anziehendes, Aufregendes und gewissermaßen Angenehmes. Mit welch' lebendigen Erinnerungen durchwandern wir eine Stadt nach langer Abwesenheit, in der wir vielleicht unsere Jugend zugebracht – wie schrumpft sie in Wirklichkeit zusammen gegenüber dem Phantasiebilde, das wir von ihr im Kopfe und Herzen getragen haben: ist das die Straße oder der Hofraum, der damals ein ganzes Knabenheer in sich ausnahm, wenn wir in Inselgriechen und Trojaner getheilt, auf einander lospaukten? – ist das in Wahrheit derselbe Hof, den wir jetzt mit drei Schritten durchmessen, und die Häuser, die uns so bedeutend erschienen,

und die großen Zimmer, welche damals so verschwenderischen Platz boten und die heute fast ausgefüllt erscheinen durch die wenigen Möbel, die in ihnen stehen, und welche neben sich auf dem Fußboden gar keinen Platz zu bieten scheinen zum Aufbauen von hölzernen Häusern und zum Herumfahren mit bespannten Kanonen? – Und doch haben wir hier Häuser gebaut und Artillerie-Manöver geleitet, während die älteren Schwestern noch neben der Haushälterin am Tische saßen und der Vater auf dem kleinen Sopha über sein Buch hinweg uns häufig zuschaute – eine ganze Welt in so kleinem Raume!

Ach, und wie ergreifend sprechen all diese Zeugen aus der Jugendzeit mit uns: die Hausthür in derselben dunkelgrünen Farbe wie vor langen, langen Jahren, die abgenutzte Steinbank, auf der wir gesessen und an welcher wir mit steinernen Kugeln gespielt, der alte, messingene Thürklopfer des Nachbars, an dem wir nächtlich unbefugter Weise zogen!

Wie traulich plaudert das Alles mit uns von guten und schlimmen Tagen, von Lust und Leid, wie ist es doch so, als wollte jedes es sich überbieten im Zurückrufen längst vergangener Tage! Die kleinen, matten Fenster des Hauses, die ausgetretene Thürschwelle, der enge Garten, die Bank gegenüber der Straße, wohin wir in den ersten aufkeimenden Gefühlen das Schönste brachten, das wir auf den Fluren gesucht – wenn ich mich recht erinnere, hieß meine erste Flamme Rosalie und wollte nicht verstehen die stummen Zeugen meiner erwachenden Liebe.

Doch das verschnörkelte eiserne Treppengeländer mit seinen scharfen Spitzen ruft mir einen recht kummervollen Tag in's Gedächtniß zurück: eine zerrissene Hose und das erste Gefängniß – da sehe ich wieder so deutlich vor mir das blasse Gesicht meines Vaters mit den ernstesten, dunkeln Augen und fühle schauernd, wie sich diese Augen langsam schließen und er zurücksinkt und verschwindet unter dem grünen Rasenhügel, der überschattet ist von einem vielästigen Strauche weißer Rosen.

Weiter – weiter!

Und wem gewährt es nicht ein ganz besonderes Vergnügen, nach jahrelanger Abwesenheit Bekannte und gute Freunde wiederzusehen, mit ihnen zu plaudern, von ihrem vergangenen Leben zu erfahren, wenn sie es für gut finden, uns etwas darüber mitzutheilen – und wie sich die meisten verändert haben zu ihrem Vortheile oder zu ihrem Nachtheile, wie von manchen Blüthen und Blätter abgestreift erscheinen, wenn wir sie ein paar Jahre nicht gesehen, während uns andere dagegen in unverwüstlicher Kraft und Gesundheit erscheinen. Aber immerhin erregt es in uns ein wohlthuendes Gefühl, wenn sich unser Pfad nach einer Reihe von Jahren wieder mit dem eines guten Bekannten kreuzt oder gar eine Zeit lang harmonisch zusammenläuft, und da wir das gleiche Gefühl auch bei Dir voraussetzen, theurer und vielgeliebter Leser, so wollen wir in unserer wahren Geschichte getrost fortfahren.

Es ist nach verschiedenen Wintern, die unterdessen vorübergegangen sind, wieder einmal Hoffnung vorhanden, daß es in nicht gar zu langer Zeit Frühling werden könnte, wenigstens dem Kalender nach, der den Anfang des März zeigt, obgleich in der Natur von einem erwachenden Leben noch durchaus nichts zu entdecken ist. Es ist sogar heute Morgen bitter kalt, da ein heftiger, trockener Wind durch die breiten Straßen der Residenz fegt und mit heulendem Hohngelächter alle Hoffnungen zu Schanden macht, welche ein paar wärmere Tage gestern und vorgestern in den Herzen der Wintermüden hervorgerufen.

Die Straße, auf der wir wandern, zeigt uns ein langes Gebäude mit kleinen, halbrunden Fenstern, die uns einen Marstall anzeigen, was wir bestätigt finden, da wir jetzt an einem breiten Thore vorübergehen, durch welches wir, da es nur angelehnt ist, das Schnauben und Stampfen der Pferde vernehmen und einen Augenblick angehaucht werden von der warmen, dunstigen Stall-Atmosphäre.

An dieses Gebäude stößt ein hohes eisernes Gitter, durch welches wir eine offene, mit zierlich angestrichenen Planken bedeckte Reitbahn sehen, hinter der sich die hohen Bäume eines Parkes erheben. Dem Gitter folgend, kommen wir an ein stattliches Gebäude, dessen der Straße zugekehrte hohe Giebelwand ein steingemeißeltes Relief, eine Hirschjagd darstellend, zeigt; dann folgen abermals Gitter und Park, dann eine breite Einfahrt mit

einer Avenue, die zu beiden Seiten mit uralten, riesenhaften Kastanienbäumen besetzt ist und in gerader Linie zu dem großen Schlosse führt, das, aus hellen Steinen erbaut, mit seinen hohen Fenstern, seinen von Statuen gekrönten Dächern und einer Kuppel, über welcher eine weiße und rothe Fahne flattert, durch die kahlen Aeste der Bäume und Gesträuche hervorleuchtet.

Wenn wir in diesen Baumgang hineintreten und uns dem Schlosse nähern, so werden wir bald bemerken, daß wir uns an der Rückseite desselben befinden, wo sich der Marstall, die Hofjägerei und die Wohnungen höherer und niederer Hofbeamten befinden. Einige derselben wohnen in einem Seitenflügel des Schlosses, andere in kleinen Häusern am Ende des Parks an der Gränze der sämtliche Schloßgebäude umschließenden Straße.

Dorthin führt uns unser Weg, und zwar an ein kleines elegantes Haus, welches etwas zurückgezogen von der Straße steht, aber dadurch den Vortheil eines kleinen Gärtchens hat. In diesem ist freilich jetzt nicht viel zu sehen, als kahle Gesträuche, glatt und zierlich eingefasste Kieswege, ein Rasenplatz mit einer weißen Marmorschale und etwas Sonnenschein, der durch die zerrissenen Wolken gerade in diesem Augenblicke die vordere Seite des kleinen Hauses beleuchtet. Dort befindet sich über der Eingangsthür ein Vordach von Glas, auf schlankem eisernen Säulen ruhend, unter das von der Straße her ein halbkreisförmiger, breiter Sandweg führt, für Wagen breit genug – das sehen wir an dem eleganten kleinen Coupé, bespannt mit einem einzelnen starken Pferde, das

etwas zurückgezogen von der Anfahrt sieht, aber nicht so weit entfernt, daß der Kutscher auf dem Bock nicht im Stande gewesen wäre, mit einem unter der Thür stehenden Bedienten ein kleines Gespräch zu führen. Coupé, Pferd, Geschirr und Kutscher sahen vornehm aus, letzterer sogar würdevoll, wie er so da saß, in der Linken die Zügel haltend, in der Rechten die Peitsche, welche er auf den Schenkel aufgestützt hatte.

Der Bediente an der Thür sah einfach aber sehr anständig aus, dunkler Rock mit dunklen Knöpfen, dazu eine blendend weiße Halsbinde und hellgraue Gamaschen; er lehnte, den wärmenden Sonnenstrahl benutzend, an der Thür und brach von einem Stücke Brod, das er in der Hand hatte, kleine Stückchen ab, die er weit von sich in den Fahrweg warf zwischen eine Schaar schöner Tauben, welche von hungrig zwitschernden Sperlingen umschwärmt waren.

»Also droben im Vorzimmer darfst Du nie bleiben, wenn Besuch da ist?« fragte der Kutscher.

»Nie, und darauf wird sehr streng gehalten.«

»Nun, was das Strenghalten anbelangt,« lachte der auf dem Wagen, »darüber könnt Ihr Euch überhaupt nicht beklagen – man sagt, Ihr hättet einen verdammt harten Dienst und müßtet donnermäßig aufpassen!«

Der Lakai an der Thür hatte ein offenes und doch sehr pfißiges Gesicht. Ehe er jetzt die Frage des Andern beantwortete, kniff er leicht sein rechtes Auge zu und spitzte darauf den Mund, als ob er pfeifen wollte; doch ließ er es dabei bewenden und antwortete nach einer Pause:

»Streng, wie man's nimmt – aufpassen muß man allerdings, doch nur, bis er zum Diner geht; dafür hat man aber auch seine Abende frei.«

»So, Abends habt Ihr keinen Dienst?«

»Nein, sein Reitknecht muß auf ihn warten, bis er Abends nach Hause kommt.«

»Und auch im Uebrigen ist leicht mit ihm umzugehen, wie man sagt.«

»Sehr leicht; er gibt seine Befehle deutlich und bestimmt; nur darf man mit keiner Sylbe widersprechen und nicht vergeßlich sein.«

»Das bilde ich mir ein, denn wenn man bei Euch vergeßlich wäre, so könnte es dort oben schwer empfunden werden.« – Bei diesen letzten Worten zeigte der Kutscher mit seiner Peitsche nach dem Schlosse hin. Dann fuhr er kopfschüttelnd fort: »Es ist doch eine ganz eigene Geschichte mit dieser Freundschaft – man sagt, Dein Herr habe Seiner Hoheit in früheren Zeiten einmal das Leben gerettet.«

»Das weiß ich nicht, glaub's auch nicht. Ueberhaupt was ist denn daran so Unbegreifliches – nicht wahr, wenn wir auf unserem Wagen eine Grafenkrone führten, oder auch eine nur von fünf oder sieben Zacken, so würde man Alles das begreiflich finden – ich sage Dir, Anton,« fuhr der Lakai in vertraulichem Tone fort, »was der da oben befiehlt, angibt oder arrangirt, hat Hand und Fuß, und wer das nicht merken und anerkennen will, muß es absolut nicht thun wollen – habe ich Recht oder Unrecht?«

»Ich will das zugeben – aber warum mischt er sich in Alles?«

»Er nicht, es fällt ihm gar nicht ein – warum soll er aber nicht einen guten Rath geben, wenn er darum gefragt wird? – Aber daß wir Euch ein Dorn im Auge sind,« setzte er lachend hinzu, »das ist durchaus kein Geheimniß!«

»Dein Vorgänger sprach anders,« erwiderte der Kutscher, indem er bedeutsam mit dem Kopfe nickte.

»Das war von ihm eben so dumm und eben so schlecht als begreiflich.«

»Warum das?«

»Weil er von der Frau Fürstin-Mutter hieher empfohlen und befohlen wurde und weil sein Hauptdienst war, nicht hier, sondern dort zu dienen.«

»Du bist ein verfluchter Kerl, Joseph, und doch nicht gescheidt genug, denn Du denkst nicht an Deine Zukunft!«

Der Lakai zuckte mit den Achseln, indem er erwiderte: »Vielleicht denke ich besser daran, als Du begreifst,« und setzte dann lachend hinzu: »Wer weiß, ob ich Dich nicht später einmal zum Leibkutscher vorschlagen kann – doch so eben hat es oben geklingelt – fahre vor, denn Deine alte Excellenz wird sogleich erscheinen.«

Damit sprang er eilfertig in's Haus und die Treppen hinaus in das Vorzimmer seines Herrn, wo er nur ein paar Secunden zu warten brauchte, bis sich die Thüre in das anstoßende Gemach öffnete und ein älterer, kleiner und dicker Herr heraustrat, welcher einem Anderen, der ihm

folgen wollte, mit der freundlichsten Miene zurückwinkte und die Thür hinter sich in's Schloß zog, um so zu verhindern, daß der Andere ihm folge oder vielleicht bis zur Treppe ihn begleitete.

Das freundliche, fast grinsende Lächeln auf dem rothen Gesichte des dicken, älteren Herrn verschwand aber augenblicklich und machte einem finstern Ausdrücke Platz, der sich nur ein klein wenig aufhellte, als der im Vorzimmer stehende Lakai herbeieilte, um Seiner Excellenz beim Anziehen des schweren Pelzes behülflich zu sein.

Seine Excellenz schritt darauf die Treppe hinab, in der Hand eine brennende Cigarre, die er, unten vor dem Hause angekommen, mit einer fast heftigen Bewegung auf die Seite warf, ehe er in sein Coupé stieg und davonfuhr.

»Ei, ei,« sagte der Lakai, der den Wagenschlag geschlossen hatte, zu sich selber, »schade für die echte Havannah-Cigarre – ich will sie nur aufheben, um gelegentlich einen armen Kerl damit glücklich zu machen – nachdem ich sie droben gezeigt,« setzte er mit einem bedeutsamen Kopfnicken langsam hinzu – »ja, nachdem ich sie droben gezeigt – denn er ist mir wahrhaftig zu lieb, um ihm nicht eine solch kleine Warnung zukommen zu lassen!«

Er stieg hierauf langsam die Treppe wieder hinauf bis in das Vorzimmer, wo er die angebrannte Cigarre in irgend einer Ecke unterbrachte.

An dieses Vorzimmer stieß ein Schreibcabinet, denn daß dieses kleine Gemach häufig zu diesem Zwecke benützt wurde, sah man an dem mit grünem Tuche bedeckten, ziemlich großen Tische, der mit der schmalen Seite an das Fenster stieß und der beladen war mit Schreibzeug, Siegellack, Petschaft, Leuchter, Papieren verschiedener Art und zierlich geordnetem Briefpapier mit dazu gehörigen Umschlägen. Jetzt war indessen Niemand hier beschäftigt, überhaupt Niemand in dem kleinen Cabinet, weshalb wir uns in das anstoßende Gemach begeben. Dieses war geräumig; eben so elegant als geschmackvoll eingerichtet, machte es auf den Eintretenden wohl dadurch einen so wohlthuenden Eindruck, daß man hier weder Gold noch prächtige Stoffe sah und daß der angenehme Eindruck dieses Raumes nur allein hervorgebracht wurde durch die so fein zusammenstimmende Farbe der Tapeten, Teppiche und Möbel, sowie die einfache aber geschmackvolle Form der letzteren. Sie bestanden aus hellem Eichenholze mit Polsterringen aus grauem, mattem Seidenzeuge; dazu zeigte der smyrnaer Bodenteppich in seinem Gemisch von unzähligen Farben ein möglichst wenig erkennbares Dessin, und in den einfachen Tapeten war ein sanftes Blau vorherrschend.

Auch in diesem Zimmer befand sich ein kleiner Schreibtisch, schräg gegen das Fenster gestellt, und dicht unter dem letzteren ein Behälter aus zierlichem Strohgeflechte, der mit größeren und kleineren Papierrollen angefüllt war.

Das Gemach hatte einen Kamin von weißem Marmor, in dem ein lustiges Feuer brannte, und diesem gegenüber befand sich ein niedriger, ovaler Blumentisch mit seltenen Blattpflanzen, die so arrangirt waren, daß ein großes Bild, welches an der Wand hinter dem Blumentische hing, wie mit den phantastischen Ranken und Blättern desselben im Zusammenhange zu stehen oder aus denselben herauszusteigen schien.

Dieses Bild stellte eine dichte Waldgegend vor, und es waren die knorrigen Stämme der Bäume, sowie das saftige Grün so frisch und keck gemalt, daß ihm die lebendigen Pflanzen durchaus nicht wehe thaten; doch blieb der Blick hier nicht lange auf Bäumen und Sträuchern haften, sondern wandte sich sogleich einer schönen Mädchengestalt zu, die, als Jägerin gekleidet, auf ihren Jagdspeer gestützt, dem lustigen Treiben einer bunten Schaar zuschaute, die, unten zwischen den Bäumen ein heiteres Gelage feierte. Hinter der Jägerin und so weit zurück, daß sie das Ensemble durchaus nicht störten, bemerkte man vier wilde Männer, phantastisch gekleidet, als seien sie eben erst von Wappenschildern herabgestiegen – doch all dieses Beiwerk betrachtete der Beschauer nur flüchtig, und sein Auge kehrte immer wieder zurück nach dem Bilde der wunderlieblichen, entzückenden Jägerin.

Der Bewohner des kleinen Hauses saß neben dem Kamin in einem bequemen Fauteuil und mochte wohl soeben in einem Papier gelesen haben, denn er hielt es noch halb geöffnet in der linken Hand; diese aber ruhte jetzt auf seinem Knie, während er nachdenkend vor sich

hinblickte: es ist dies ein schöner, stattlicher Mann von vielleicht etwas mehr wie dreißig Jahren mit hellblondem, krausem Haupthaare, angenehmen Gesichtszügen und einer breiten Stirn. –

Seit wir ihn zum letzten Mal gesehen, sind einige Jahre vorübergegangen, wie wir Eingangs dieses Kapitels erwähnten; und diese Zeit mit ihren Freuden und Leiden ist auch an Rodenberg nicht ganz spurlos vorübergegangen. Seine Gestalt ist etwas stärker geworden, seine Bewegungen sind nicht mehr so hastig, nicht mehr so frisch als damals, wo sich der wilde Jäger in den Sattel seines Rappen schwang, wo er in derselben Viertelstunde eine Skizze auf's Papier warf, einen Brief zu schreiben anfang und ehe dieser noch halb beendet war, eine Cigarre anzündete, um einem Freunde nachzueilen, der eben vorübergegangen.

War Rodenberg damals das Bild eines schönen, blühenden jungen Menschen gewesen, eine sprudelnde Künstlernatur mit allen Tugenden und Fehlern einer solchen, so hat er jetzt das Aussehen eines schönen, vornehmen Mannes, dessen feine Lippen häufig schweigsam geschlossen waren, dessen Stirn Ernst und Offenheit zeigte und um dessen Mund nur selten jenes reizende Lächeln erschien, das damals im Verein mit den dunkelblauen, leuchtenden Augen sein Gesicht so häufig mit dem glänzenden Sonnenscheine der glücklichsten, übermüthigsten Laune überzog.

Häufiger als jenes Lächeln zeigte sich jetzt ein bitterer Zug um seinen Mund, ein Ausdruck des Unbehagens, des

Ueberdrusses, und wenn dieser Zug erschien, so kam es nicht selten vor, daß er rasch in die Höhe sprang und alsdann lebhaft mit der Rechten durch sein krauses, blondes Haar fuhr.

So auch jetzt, und als er aufsprang, warf er das Papier aus seiner Hand mit einer Miene des Verdrusses auf seinen Schreibtisch.

Dann ging er hastig ein paar Mal im Zimmer auf und ab und sprach endlich, vor dem Fenster stehen bleibend, zu sich selber: »Wie sagte doch die alte Excellenz – mein intimer und ganz besonderer Freund, der mich als Mensch liebt und als Künstler hochschätzt – obgleich er weder den einen noch den anderen kennt! Was geruhte er doch im allerhöchsten Auftrage der Frau Fürstin-Mutter mir mitzutheilen? Es sei nur eine Kleinigkeit, um welche man mich ersucht, und gerade weil es nur eine Kleinigkeit sei, wäre man sicher, daß ich mich beeilen würde, dem allerhöchsten Wunsche gerecht zu werden – eine Kleinigkeit! – es sind das allerdings eine ganze Kette von Kleinigkeiten, unsere Bauprojecte und Verschönerungs-Ideen, unsere lebenden Bilder und Theater-Vorstellungen, unsere phantastischen Bälle und maskirten Schlittenfahrten – freilich nur Kleinigkeiten; aber wenn man diese Kleinigkeiten für große Thaten ansieht, so ist es doch nicht so leicht, sie dem allerhöchsten Wunsche der gestrengen Frau Fürstin-Mutter gemäß zu unterlassen – für mich wenigstens ist das nicht so leicht,« setzte er mit einer ungeduldigen Bewegung hinzu, »und

jeder Wink, der von dort kommt und dem ich Folge leiste, wird mir hier mit einem Blicke des Mißtrauens belohnt!«

»Soll ich sie vergessen, die Aeufferungen, die ich schon ein paar Mal gehört, die man gegen mich, wenngleich mit lachendem Munde, gethan: ›Rodenberg, Ihre Kraft läßt nach, Sie sind nimmer so frisch; wie früher, Ihre Einbildungskraft ist erlahmt schon beim dritten Balle dieser Saison – Neues, Neues! Ich will Neues, man soll von meinen Festen nicht sagen, daß sie an Glanz nachlassen, daß sie matter werden, wir wollen uns das Renommée der Distinction erhalten.«!?

»O, was meine Phantasie anbelangt,« fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er auf die Straße hinausgeschaut, »so ist sie noch lange nicht zu Ende – sie ist im Aufblühen begriffen! Aber hängt sich mir nicht die Ungnade der Fürstin-Mutter wie Blei an meine Glieder, jede freie Bewegung hemmend und besonders das zurückhaltend, was ich wirklich Großes und Schönes ausführen möchte, weil ich darin so wenig Unterstützung finde? Also nur eine Kleinigkeit wünscht man von mir: die Ausführung dieses albernen Märchens – sie nennt die wunderbare Poesie des Dornröschens ein albernes Märchen!« fuhr er mit bitterem Lachen fort – »soll auf dem nächsten großen Balle unterbleiben – dieser allerhöchste Wunsch einer Kleinigkeit!« setzte er laut, im Tone der Ironie redend, bei.

»Ich brauchte ja nur zu sagen, meinte seine Excellenz, die Aufführung bis dahin sei unmöglich – unmöglich! ein Wort, das bis jetzt im Wörterbuche meines Dienstes nicht

zu finden war und durch das, da ich es nicht kenne, ich geworden bin, was ich bin!

»Unmöglich – und wenn ich dieses Wort wirklich auf meine Fahne schriebe, wenn ich, anstatt rasch an die Ausführung eines mir gegebenen Befehls zu gehen, achselzuckend eine Unmöglichkeit zugebe, wenn ich dadurch den ersten Schritt abwärts thäte, um von meiner äußerlich so glänzenden Stellung herabzusteigen, vermöchte ich es über mich, mein jüngerliches Leben zu ertragen, so wie es sich alsdann gestalten würde und müßte – könnte ich, abwärts gehend, wieder aufwärts steigen in den dritten, vierten Stock eines unscheinbaren Hauses, dort das vergilbte Papier, die bestaubten Bleistifte wieder in die Hand nehmen, um ein neues Fundament zum künftigen Glücke zu legen?

»Schande über mich, wenn ich es nicht könnte!« rief er mit aufloderndem Blicke – »traurig genug,« setzte er leiser hinzu, »daß ich es so weit kommen ließ, daß mein Papier vergilbt ist und meine Bleistifte verstaubt!

»Mit welchen Hoffnungen zog ich in diese Stadt ein, wie glänzend haben sich diese Hoffnungen erfüllt und wie einsam und elend hat mich die Erfüllung der Künstlerphantasieen zuweilen gemacht – so elend, da die Verwirklichung meiner ausschweifendsten Träume mich meinem Ziele nicht näher gebracht!

»Wie glücklich athmete ich auf, nachdem ich die ersten, mühsamen Schritte aufwärts gethan, als ich mich endlich erhoben fühlte über das gewöhnliche Treiben der

Menschen, als ich wähnte, ihr dadurch näher zu kommen, die von schwindelnder Höhe auf mich herabblickte, der ich meine wilde, leidenschaftliche Liebe und auch ein wenig meinen Werth dadurch zu beweisen hoffte, daß ich, ein armer, unbekannter Künstler, einen Weg gemacht, der mich ihr so nahe führt, daß sie sich keine zu große Mühe zu geben brauchte, mir ihre liebe Hand zu reichen!

»Doch verschwunden ist das liebliche Bild meiner Jugendträume – mir von damals nichts geblieben, als eine schmerzliche Erinnerung: ich fühle mich einsamer auf meiner zweifelhaften Höhe, als damals, wo ich noch dem Laufe des stillen Thales folgte!

»Und diese Höhe, das glänzende Leben, in dem ich mich bewege, füllt es mich aus, genügt es mir? – Nein, nein! Es befriedigt meine Eitelkeit, es füllt mit seinem Glanze, mit seinem wilden Treiben mir kaum all' die Stunden aus, deren qualvolle Leere mich verzehren mußte, verfolgt von dem Gedanken an sie – an sie! –«

Er machte einen raschen Gang durch das Zimmer und blieb alsdann mit über einander geschlagenen Armen vor dem Bilde, dem Kamine gegenüber stehen. Lange schaut er in die lieblichen Züge der schönen Jägerin, dann sagt er, tief aufseufzend: »Komme, was kommen mag, wenn mich auch die Woge des Lebens, die mich jetzt hoch auf ihrem unsicheren Rücken trägt, wieder hinabschleudert in die Tiefe oder auf ein ödes, felsiges Eiland! – Muth genug fühle ich in mir, auch dann wieder eine neue, bessere und vielleicht segensreichere Laufbahn zu beginnen!

– Doch so lange ich nach das Steuerruder in der Hand habe,« setzte er mit stolz erhobenem Haupte hinzu, »will ich meinen Curs festhalten, Wind und Strömung benutzen so lange als möglich, nur dem Befehle eines Einzigen gehorchend, ihm, der mich mit Wohlthaten überhäuft, dem ich Dank schuldig bin!

»Und deßhalb,« schließt er mit einem ironischen Lächeln, »bedauere ich sehr, Euer Excellenz dieses Mal nicht gefällig sein zu können!« –

Nachdem Rodenberg dieses Selbstgespräch, das er bald lauter, bald leiser geführt, mit langen Pausen untermischt, in denen er die abgebrochenen Sätze, die er aussprach, durch Gedanken an einander reihte, zu Ende geführt hatte, nahm er das Papier, das er auf den Schreibtisch geworfen, und schloß es sorgfältig ein, worauf er wieder vor dem Kamine Platz nahm, ein auf dem Boden liegendes Zeitungsblatt aufhob und darin zu lesen begann.

Doch dauerte es nicht lange, so trat der Lakai, den wir vorhin vor dem Hause gesehen, mit so unhörbaren Schritten ein, daß er sich hinter der vorgehaltenen Hand leise räuspern mußte, um seinen in's Lesen vertieften Herrn aufmerksam zu machen.

»Was gibt's, Joseph?«

Der Lakai näherte sich mit einem silbernen Teller, auf dem eine Karte lag.

»Baurath Zweckel – was will der? – Ich glaube nicht, daß ich zu Hause bin.«

»Der Herr Baurath glaubt aber das Gegentheil, gnädiger Herr, und zwar mit vieler Gewißheit; denn er sagte mir, da Euer Gnaden noch nicht ausgegangen seien, würden Sie wohl einen Augenblick die Güte haben, ihn zu sehen.«

»Wenn ich nun aber nicht will?«

»Das ist natürlicher Weise etwas Anderes,« entgegnete der Lakai, sich langsam zurückziehend – »so soll ich also sagen, Sie seien ausgegangen?«

Rodenberg dachte einen Augenblick nach, warf einen Blick in die Zeitung, aber an eine andere Stelle, als an die, wo er gerade gelesen, erhob sich dann lebhaft und sagte mit einem scharfen Lächeln, das rasch über seine Züge flog: »Wir wollen heute Morgen nicht lügen, Joseph, selbst nicht zur Noth, was ja häufig vorkommt – laß ihn hereinkommen.«

Joseph ging hinaus, und Rodenberg, der das Zeitungsblatt in der Hand behalten hatte, lehnte sich so an die Ecke des Kamins, daß er der Thür des Vorzimmers den Rücken zuwandte; auch schien er so in's Lesen vertieft zu sein, daß er sogar ein zweimaliges Husten hinter sich überhörte und sich erst nach einem dritten Male umwandte.

»Ah, Herr Baurath, was verschafft mir das Vergnügen? Sie verzeihen, wenn ich Sie bitte, ohne weitere Vorrede bei dem anzufangen, was Sie mir mitzutheilen wünschen, denn ich bin gerade heute Morgen so stark beschäftigt, daß ich sogar auf das Vergnügen verzichtet haben würde, Sie zu sehen, wenn Sie nicht so genau gewußt hatten, daß ich zu Hause sei – Sie sehen, ich bin offenherzig – gerade so wie Sie.«

Ein Bild der Offenherzigkeit bot nun das Gesicht des eben Eingetretenen nicht. Dieses Gesicht befand sich an einem dicken, etwas viereckigen Kopfe, der mit schwarzen Haaren bedeckt war, welche Zierde auch als leichter Auswuchs unter dem fetten Kinn des Bauraths erschien; die kleinen, unstäten Augen hatten etwas außerordentlich Verschmitztes, und, um von der ganz gewöhnlichen Nase zu seinem ziemlich breiten Munde überzugehen, so umspielte die Lippen desselben gewöhnlich ein freundlich sein sollendes Lächeln, das aber auf den Beschauer einen ganz anderen Eindruck zu machen pflegte. Komisch war es indessen, daß dieses Gesicht sich alle Mühe gab, würdevoll auszusehen, und zu diesem Zwecke die kleine, untersetzte Figur des Bauraths zu Hülfe nahm, deren übertrieben aufrechte Haltung mit dem unverhältnißmäßig hoch getragenen Kopfe dem Gange dieses kleinen Mannes wohl etwas komisch Gespreiztes und doch durchaus nichts Würdevolles und Imponirendes verlieh.

Dabei war er schwarz gekleidet, und wenn man zu gleicher Zeit auf seinem Scheitel eine kleine, verdächtig runde Lichtung sah, den gravitatischen Gang vermittelt eines großen Stockes mit goldenem Knopfe und die nach rechts und links gespendeten huldvollen Grüße, so hätte man glauben können, einen wackern Landgeistlichen vor sich zu sehen.

»Nehmen Sie Platz, Herr Baurath, und dann sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann.«

Dieses Wort ›dienen‹ schien auf den kleinen Mann eine unangenehme Wirkung auszuüben, und er setzte ein paar Mal vergeblich an, es hinabzuschlucken, ehe er erwiederte: »O, Herr Baron!«

»Bitte, Herr Baurath; ich bin eben so wenig Baron oder sonst etwas dergleichen, wie Sie.«

»Was nicht ist, Herr von Rodenberg, kann noch werden,« entgegnete der kleine Mann, indem er eine sehr tiefe Verbeugung geschickt dazu benutzte, um sich in den hingeschobenen Stuhl gleiten zu lassen.

»Ah, Sie meinen, bei dem unbegreiflichen Einflusse, den ich genieße, bei dem unverdienten Glücke, das ich habe, Seiner Königlichen Hoheit nahe zu stehen!«

Bei diesen Worten, welche Rodenberg ausnahmsweise stark betonte, flog eine dunkle Röthe über das Gesicht des Anderen; doch war er gewandt genug, eine beginnende Verlegenheit nicht aufkommen zu lassen, sondern wußte sie geschickt in ein sanftes Lächeln aufzulösen: »Gewiß, Herr von Rodenberg, bei dem segensreichen Einflusse, den Sie haben, bei Ihrem so sehr verdienten Glücke.«

»Halten wir uns bei dieser heutigen Variation nicht auf,« sagte Rodenberg in kaltem Tone, »sondern erlauben Sie mir, meine Frage zu wiederholen: womit kann ich Ihnen dienen?«

»Offen und ehrlich gesprochen, Herr von Rodenberg – offen und ehrlich, wie Sie es so sehr wünschen und wie ich es mir stets zur Pflicht mache, gerade durch Ihren so guten und segensreichen Einfluß bei Seiner Königlichen Hoheit – ja, ich rede offen und ehrlich und ich handle auch so; der Beweis dafür ist, daß ich im Bewußtsein meines Werthes und meiner Unschuld gerade zu Ihnen, meinem – gerade zu Ihnen komme.«

»Zu Ihrem persönlichen Feinde, wollen Sie sagen – ich bewundere wirklich Ihren Muth für die – nun, für die Angelegenheit, die Sie vertheidigen – erlauben Sie auch mir, ein Wort zu verschweigen.«

Der Baurath that einen Blick gen Himmel und machte eine demüthig sein sollende Bewegung mit seinen beiden Händen, als wollte er sagen: *Domine, fiat tua voluntas!* Dann schluckte er anhaltend tief und sagte: »Ich werde verleumdet, Herr von Rodenberg.«

»Das heißt, man sagt Ihnen unangenehme Dinge nach in Betreff Ihrer Kirchenbau-Angelegenheit, ob das Verleumdung ist, weiß ich nicht – auch darin, wie in so vielen anderen Dingen, bin ich ein vollkommener Ignorant.«

Auch dieses letzte Wort betonte er wieder auf eine eigenthümliche Art, und wieder verwandelte sich die auf's Neue erscheinende Verlegenheit auf dem Gesichte des Anderen in ein mattes Lächeln, dieses Mal in ein Lächeln der Ergebung.

»Es ist eigenthümlich, mein lieber Herr Baurath, daß so etwas sporadisch auftritt, um gleich darauf epidemisch zu werden; obendrein scheint es mir, haben Sie unter den Journalisten auch Ihre Feinde, wenn Sie auch Alles ausgebeutet, um die öffentliche Meinung zum Schweigen zu bringen, wenn Sie und Ihr Beschützer, der Herr Cultus-Minister, auch das Mögliche gethan haben, um den Bericht einer gewissen Commission todtzuschweigen – ich las so eben über diese Angelegenheit.«

»Wo?« fragte der kleine Mann mit einer Hast und Aengstlichkeit, welche natürlicher klang als Alles, was er bis jetzt gesagt.

»Hier im ›Warner‹ mit Hinweisung auf einen längeren Artikel in einer anderen Zeitung.«

»Dürfte ich Sie vielleicht bitten, Herr von Rodenberg?«

»Wenn Sie mir gestatten, lese ich Ihnen das Wichtigste aus dem kleinen Aufsätze vor – nur einige Zeilen, aber sie geben zu denken.«

»Haben Sie die Güte,« entgegnete der kleine Mann, wobei er, um sein Gesicht nicht sehen zu lassen, sich tief

vornüber beugte, dabei den Knopf seines Stockes gegen den Bauch drückte und auf diese Weise aussah wie ein von unten gespielter schwarzer Käfer.

»Wir sehen uns gezwungen,« las Rodenberg und unterbrach sich dann, indem er das Blatt mit seiner Hand einen Augenblick niedersinken ließ, »so sagt nämlich der Correspondent des ›Warners‹ und Sie wissen, daß diese gemeinen Personen oft die unverschämte Manier haben; wie die allerhöchsten Herrschaften per ›Wir‹ zu sprechen – »wir sehen uns gezwungen, den eben erwähnten Bauvorgang im großen Ganzen zu verurtheilen, indem wir nachgewiesen haben, daß die Anlage der Strebebogen und Gallerieen sowohl in constructiver als ästhetischer Beziehung verfehlt ist und daß namentlich die am Baue selbst erhaltenen Anzeichen über die richtige, ursprüngliche Intention der alten Meister in unverantwortlicher Weise außer Acht gelassen wurden« – »in unverantwortlicher Weise,« setzte der Vorleser hinzu und schloß mit den Worten: »das war schon vor acht Tagen gedruckt und zu lesen, ohne daß eine Erwiderung darauf erschienen wäre.«

Der Baurath war dieser Vorlesung kopfnickend gefolgt, wobei er immer tiefer in sich zusammensank, unser gewagtes Bild von so eben vervollständigend; jetzt aber richtete er sich so engerisch und anhaltend auf, daß er, obgleich mit seinem Gegenüber sprechend, bequem die Zimmerdecke betrachten konnte – seine gewöhnliche Haltung –, und sagte alsdann, obwohl im Tone gekränkter Unschuld, doch dabei mit der Festigkeit eines

guten Gewissens: »Verleumdung, Herr von Rodenberg – die scheußlichste, gemeinste Verleumdung, zu gering, um darauf zu antworten! – Wer entgeht einer solchen, wenn ich fragen dürfte?«

»Ich nicht,« erwiderte der Angeredete, »wir Sie am besten wissen werden; doch seien Sie in diesem Punkte stark und unangreifbar, wie ich es bin, und machen Sie sich nichts aus dem, was der Stadtklatsch von Ihnen sagt – was die Zeitungen schreiben – was gute Freunde mit bedauernden Worten, aber händereibend einander zuflüstern – folgen Sie dabei dem Ausspruche eines unserer größten deutschen Dichter.«

»Schiller's vielleicht?«

»Dieses Mal nur Goethe's, den ich ebenfalls hochschätze. Goethe sagt nämlich irgendwo: Und wenn man mich beschuldigte, ein Dutzend silberner Löffel gestohlen zu haben, ich würde mich nicht darüber vertheidigen! – Machen Sie es eben so, mein lieber Herr Baurath, obgleich die Verleumdung noch nicht so weit gegangen ist, Sie etwas Aehnlichem zu beschuldigen – aber« – Rodenberg sah auf seine Uhr – »ich weiß immer noch nicht, womit ich Ihnen dienen kann; gerade heraus mit der Sprache, offen und ohne Rückhalt, wie ja der Wahlspruch lautet, den wir auf unsere Fahne geschrieben!«

»Gut denn, Herr von Rodenberg – Ihrem Befehle gemäß gehe ich gerade auf mein Ziel los: Sie wissen, daß Seine Königliche Hoheit gerade im Begriffe steht, ein neues Papageienhaus zu bauen.«

»A–a–a–ah, dazu soll Ihnen mein Einfluß verhelfen? – Bei Ihren Fähigkeiten, Herr Baurath, bei Ihren bekannten großartigen Leistungen bin ich überzeugt, daß Sie allein zu diesem Ziele gelangen werden!«

»Ich weiß wohl,« fuhr der andere fort, ohne mit mehr als einem sanften Lächeln etwas auf die Worte Rodenberg's zu erwiedern, »daß dieses Bauwerk an sich von keiner außerordentlichen Bedeutung ist, aber da ich erfahren, daß es mit großer Pracht ausgeführt werden soll, so wäre mir die Uebertragung aus dem einzigen Grunde wünschenswerth, um Seiner Königlichen Hoheit zeigen zu können, was ich in Anwendung reicher und geschmackvoller Decorationen zu leisten im Stande sein wurde.«

Rodenberg hatte beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider versenkt, sich dabei lang in seinem Fauteuil ausgestreckt und betrachtete nun sein Gegenüber mit einem so anhaltenden und eigenthümlichen Lächeln, daß sich die breite und niedere Stirn des kleinen Mannes langsam zu röthen begann, daß er mit den Augen zwinkerte und daß ein auf's Neue versuchtes Lächeln nicht im Stande war, den Ausdruck von Verlegenheit und Unruhe zu verjagen, der sich seiner Züge bemächtigt.

»Sie wünschen mein Fürwort,« sagte Rodenberg – »Sie, der Mann des Tages, der große Baumeister, der treue Freund seiner Freunde – Bedürfen Sie eines Fürworts, nachdem Sie geleistet, was Sie geleistet, nachdem Sie Häuser gebaut, die in stolzem Selbstbewußtsein auch

nicht den geringsten Versuch machen, ihre unergründliche Harmonie durch eine regelrechte Front zu verdecken, und welche das Problem selbst, auf allen vier Seiten Untergebäude zu sein – Sie, der Sie aus drei Plänen befreundeter Architekten einen vierten zu Stande brachten, dem Sie als Preisrichter so uneigennützig waren, den Vorzug zu geben? – Sie sehen, ich bleibe bei unserer Fahne, doch, da ich in Ihren Mienen sehe, daß Ihnen unser Wahlspruch nicht mehr ganz angenehm erscheint, so werde ich mich bemühen, durch wenige Worte Heiterkeit auf Ihrem Gesichte hervorzuzaubern – ich werde feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammeln: man wird Ihnen das Bauwesen übertragen.«

»Mir, Herr von Rodenberg – wissen Sie das gewiß?«

»So gewiß als der Tag scheint, und dabei kann ich Sie noch mit der Versicherung erfreuen, daß Sie meinem Einflusse nicht das Geringste dabei verdanken!«

»Ich bin überrascht und, ich gestehe es, hoch erfreut – lassen Sie mich Ihnen meine Dankbarkeit aussprechen, denn ich bin nun fest überzeugt, Sie haben als großmüthiger Feind an mir gehandelt!«

»Gewiß nicht, Herr Baurath – die Sache ist sehr einfach, und da ich fortwährend offen und ehrlich gegen Sie sein will, so werde ich Ihnen nicht verschweigen, daß Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürstin-Mutter beschlossen hat, meinem allergnädigsten Herrn durch die Erbauung des Papageienhauses eine kleine Freude zu machen, und da nun Höchstdieselbe ihren Baumeister selbst zu wählen hat, so werden Sie den Bau erhalten.«

»A–a–a–ah!« machte der kleine Mann mit einem tiefen Athemzuge, wobei sein Gesicht förmlich strahlte. »Hätten Sie das eine Stunde früher gewußt, so wäre Ihnen der saure Gang zu mir erspart geblieben, und wie die Sachen nun einmal stehen, so gratulire ich Ihrer Königlichen Hoheit, Ihnen so wie dem Papageienhaus – dieser Auftrag hätte in keine besseren Hände fallen können, und Sie werden darin Alles verdunkeln, was Sie bisher geleistet!«

»Glauben Sie in der That, daß mir der Auftrag ertheilt wird?«

»Kein Zweifel, denn man kennt allerhöchsten Ortes zu genau Ihre Talente, Ihre fabelhafte Bereitwilligkeit; Sie sind ein Mann, wie man ihn wünscht und brauchen kann, der ohne viel Ueberlegung durch Dick und Dünn geht, der die Werte seiner noch lebenden Freunde auf's unglaublichste verbessert, wenn es von oben herab gewünscht wird, und sogar dann, wenn Sie selbst überzeugt sind, dem guten Geschmacke tüchtig eins auf den Kopf zu geben!«

»A-ah, Herr Rodenberg, ich weiß, man muß Ihrem Scherze schon etwas zu Gute halten und darf sich in Betracht Ihrer vortrefflichen Eigenschaften durch ein rasches Wort nicht verletzt fühlen, sonst . . . «

»Scheuen Sie sich gar nicht, Herr Baurath, mir Ihre Gedanken auch einmal frei in's Gesicht zu sagen; ich gebe Ihnen ja keine Schuld, wenn Sie eigenthümliche Befehle

eigenthümlich ausführen, und daß Sie darin keine Schonung kennen, werden Sie mir zugeben – haben Sie je eine Zeichnung von mir gesehen?«

»Gesehen und bewundert, Herr von Rodenberg, wie Sie selbst am besten wissen, denn Sie erklärten sich einverstanden mit dem Rahmen, den ich zu Ihrem großen Blatte gezeichnet, welches in den Zimmern Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürstin-Mutter hängt.«

»Hing, wollen Sie sagen – reden wir von dieser Zeichnung: wenn man Sie heute beauftragte, vor derselben ein tüchtiges eisernes Gitter anzubringen – natürlicher Weise, um es zu schützen –, würden Sie sich weigern?«

»Gewiß, Herr von Rodenberg!«

»Bleiben Sie bei unserem Wahlspruche, mein lieber Herr Baurath – Sie würden ein solches Gitter mit großem Vergnügen anfertigen, aber noch mehr Vergnügen würde es Ihnen verursachen, wenn Sie den allerhöchsten Auftrag erhielten, um meine geringe Person ein ähnliches, recht starkes Gitter anbringen zu dürfen – dabei würden Sie nicht einmal die Kosten der Vergoldung scheuen – habe ich Recht?« Rodenberg sagte dies mit so außerordentlich heiterem Gesichtsausdrucke und gefolgt von einem so herzlichen Lachen, daß der Andere es gerathen fand, bereitwillig auf eine so scherzhafte Wendung ihres ernstesten Gespräches einzugehen, und ebenfalls zu lachen anfang. Ueber es lag in diesem Lachen des kleinen Banmeisters etwas hyäneartiges; doch verhinderte ihn das Gefühl, welches diesen seltsamen Ausdruck der Freude

hervorbrachte, nicht, dem Anderen die Hand darzureichen und zu sagen, als Jener sie unter fortgesetztem Lachen annahm und schüttelte: »Jeder thut seine Pflicht, Herr von Rodenberg, und auch Sie würden vielleicht ein Gitter für mich zu finden wissen!«

»Allerdings; aber mir würde es leid thun, hinter diesem Gitter so große Fähigkeiten, wie man sie Ihnen nicht absprechen kann, zu verschließen, und dann würde ich hingeben und hinter Ihrem Rücken ganz andere und bessere Dinge über Sie verbreiten, als ich mir erlaubt, Ihnen hier in's Gesicht zu sagen!«

»Ganz mein Fall, und ich hoffe, davon sollen Sie sich noch überzeugen, Herr von Rodenberg!«

»Ich bin davon überzeugt und wünsche Ihnen recht guten Morgen!«

Dabei war es merkwürdig, mit welcher Behendigkeit der kleine, dicke Baumeister mit einer kurzen, aber lebhaften Neigung des Kopfes aus dem Zimmer verschwand; noch merkwürdiger aber war die plötzliche Veränderung in seinem ganzen Wesen, nachdem er die Straße erreicht und in unglaublich, fast komisch weiten Schritten davoneilte – es war, als gleite er auf Schlittschuhen dahin, wobei er seinen Kopf so hoch erhoben hatte, daß ein Rückwärtsfallen zu befürchten gewesen wäre, wenn er nicht durch eine halbkreisförmige Schwingung seines rechten Armes, der mit dem langen Stocke bewaffnet war, glücklich das Gleichgewicht behauptet hätte. Er dachte dabei nicht an das Papageienhaus, sondern sein Geist war mit

starken Gittern und festen Schlössern beschäftigt, welche er mit einem unaussprechlichen, wollustähnlichen Gefühle doppelt verschloß!

XLII. SIE SAGEN OHNE FEUER SEIST DU GANZ.

Rodenberg schritt in seinem Zimmer auf und ab, nachdem ihn der kleine Baurath verlassen, mit einem äußerst heiterm Lächeln auf den Lippen, ja, zuweilen die abgerissenen Takte einer lustigen Weise pfeifend. – »Wie das wohlthut,« sagte er dazwischen, »ja, wie angenehm eine solche kleine Aufregung wirkt, und welches Gefühl der Genugthuung, hier und da einem solchen guten Freunde einen allerdings etwas scharf geschliffenen Spiegel vorhalten zu dürfen! O, wenn ich jetzt so allmächtig wäre, in weite Entfernungen sehen und hören zu können, wenn ich ihn unsichtbar begleiten dürfte, diesen kleinen, lieben Jesuiten, wenn ich es mit ansehen könnte, wie er in das Zimmer der ersten Kammerfrau Ihrer Königlichen Hoheit tritt, sprachlos, empört, wie er sich erst sammeln muß, um seinen Schmerz am Busen seiner treuen Freundin auszuleeren – Busen kann man eigentlich nicht sagen,« verbesserte er sich lächelnd, indem er stehen blieb – »doch gleichviel – was da in Wirklichkeit fehlt, ersetzt ihm seine üppige Phantasie, und er braucht welche – er braucht welche!

»Ah, wenn ich es mit anhören könnte, mit welcher Liebe, mit welcher Anerkennung meiner gedacht wird, meiner, des ganz gemeinen Emporkömmlings, des intriganten, unwissenden Menschen, des Räubers und Mörders –

freilich,« setzte er ironisch lachend hinzu, »meinen Raub weiß ich so vortrefflich zu verstecken, daß ich ihn selbst nicht mehr wiederfinden kann, und was die Leichen meiner Erschlagenen anbelangt, so habe ich ein chemisches Mittel, um sie in Luft und in unsichtbare Atome aufzulösen!

»Ah, wie köstlich, wenn diese hochgebietende erste Kammerfrau im überwältigenden Strome ihrer Rede ihre eigene Person mit der allerhöchsten verwechselt und anstatt zu sagen; ›seien Sie ruhig, treuer Freund, die Frau Fürstin wird ihn schon noch zu fassen wissen!‹ das Versprechen gibt: ›warten Sie, mein Lieber, ich werde ihn schon zu fassen wissen!‹ – und bei Lichte besehen, ist eine Drohung aus diesem Munde noch weniger zu verachten, als gehaßt zu sein von oben herab. Dort ist man noch häufig mit anderen und wichtigeren Dingen beschäftigt, man hat das Glück, zuweilen vergessen oder wenigstens nicht beachtet zu werden – aber wehe, wenn eine rachgierige Kammerfrau Deinen Namen unter freundlichen Bemerkungen in das Ohr ihrer Gebieterin flüstert, absichtlich dadurch üble Laune hervorrufend, die sich langsam zu seinem furchtbaren Gewitter ansammelt, das nur einer kleinen Reibung bedarf, um sich unheilbringend über Deinem Haupte zu entladen!

»Meinetwegen, komme es, wie es mag, auf Regen folgt doch wieder Sonnenschein, und wie der Mensch nun einmal ist, wenn man zu lange unter heiterer Lust gewandelt, sehnt man sich nach umwölktem Himmel, und daß

dieser nicht fehlen wird, dafür werden meine Freunde und meine Feinde sorgen! –

»Was gibt's schon wieder, Joseph?«

Eine andere Visitenkarte wurde auf dem silbernen Teller dargereicht, und nachdem Rodenberg den Namen auf derselben gelesen, sagte er in fast muthigem Tone: »Was will sie denn von mir?«

Joseph zuckte mit den Achseln, wie es jeder kluge Diener an seiner Stelle gethan haben würde.

»So laß sie hereinkommen, sage ihr aber, ich sei im Begriffe, auszugehen.«

Joseph verschwand, und ehe er noch kurze Zeit darauf die Thür wieder geöffnet hatte, rauschte es hinter derselben wie von schweren Seidenstoffen; dann trat eine junge Dame in den kleinen Salon, von blendender, wenn auch nicht gerade edler Schönheit. Ihre Toilette war etwas auffallend, etwas zu reich, und obgleich sie im Vorzimmer ihren Ueberwurf von Zobel nachlässig in die Arme des Lakaien hatte gleiten lassen, so trug sie unter demselben zum Ueberflusse noch eine anschließende Mantille von tiefblauem Sammt, einem Stoffe von außerordentlicher Schönheit in Farbe und Glanz, der nur ein wenig scharf abstach gegen ihr Kleid von weißem Damast, das mit den breitesten schwarzen Spitzen besetzt und dabei rings umher von solcher Ausdehnung war, daß, als sie im Zimmer angekommen und Rodenberg ihr die Hand darreichte, dieser scheinbar den vergeblichen Versuch machte, über den ungeheuren Umfang hinweg ihre Fingerspitzen zu erreichen, wobei er sagte: »Welche

Schutzmauer für weibliche Tugend, dieser so sehr verschrieene Reifrock; wahrhaftig, wenn ich ein Ehemann oder auch nur ein eifersüchtiger Liebhaber wäre, so würde ich mich bemühen, meiner Schönen die größtmögliche Ausdehnung zu geben, um jede Annäherung unmöglich zu machen!«

»Und wozu – welchen Nutzen brächte das?« fragte die junge Dame mit einem secundenlangen Aufblitzen ihrer Augen und einem schalkhaften Lächeln, wobei in ihrem Gesichte ein paar reizende Grübchen sichtbar wurden, sowie Zähne, die in ihrer Frische und Klarheit jeder Beschreibung spotteten.

»Wozu, fragen Sie? Nun, ich sagte es ja deutlich, um jede Annäherung zu verhindern.«

Die Dame zuckte unter einem mitleidigen Lächeln die Achseln. – »Als ob man nicht jede Ringmauer übersteigen, jedes Hinderniß beseitigen könnte – doch wenn Sie es erlauben, lieber Rodenberg, so reden wir ein wenig von ernsthaften Dingen.«

»Können Sie das?«

»Zuweilen sehr; auch ist das eine angenehme Abwechslung, und der Ernst sollte billig dem Scherze vorangehen; das wurde uns schon in der Schule gelehrt: zuerst die Arbeit und dann das Vergnügen – darf ich mich setzen?«

Rodenberg lächelte über ihre Worte und die Frage, welche sie that, und jeder Andere würde an seiner Stelle gelächelt haben; denn es lag in der Art und Weise der jungen Dame, zu sprechen, sich zu bewegen, in ihrem

Blicke, in ihrem Coquettiren mit den jeden Augenblick zum Vorschein kommenden Grübchen und blendenden Zähnen etwas so Frisches und Natürliches und dabei so berechnet Komisches, daß man Allem dem wie einem anderen deliciösen Schauspiele mit Vergnügen zusah: so auch Rodenberg, der, so gern er auch ernst und würdig geblieben wäre, nun doch mit einem heiteren Blicke sagte: »Meine theure Leonie, vielleicht hat Ihnen draußen mein Diener gesagt, daß ich im Begriffe bin, auszugehen – daß ich ausgehen muß; Sie sind viel zu gescheit, um mich mißzuverstehen, wenn ich Ihnen sage, ich muß in's Schloß, ich werde dort erwartet.«

»Jetzt, um eilf Uhr? O, Herr von Rodenberg, ich möchte Sie nicht gern auf einer Lüge ertappen – allerhöchsten Orts dejeuner man um diese Stunde.«

»Gewiß, auch rühme ich mich keiner Einladung, besuche vielmehr meine Kanzlei, wo ich sicher bin, ein wohlgefülltes Vorzimmer anzutreffen, welches meine Zeit bis gegen ein Uhr in Anspruch nehmen wird.«

»Die können Alle warten, sagte sie in einem lustig übermüthigen Tone; »ich habe ja auch einmal warten müssen – erinnern Sie sich noch, Rodenberg – es sind schon ein paar Jahre her, und ich suchte um Ihren Schutznach, weil mein Gesanglehrer die eigenthümliche Idee hatte, mehr Gefallen an meiner kleinen Persönlichkeit zu finden, als an meiner Stimme – nicht wahr, es sind das schon zwei Jahre?«

»Ich glaube fast, es sind vier, meine verehrte Leonie.«

»Sie erschrecken mich – vier Jahre? Habe ich mich in der Zeit verändert?«

»Sie sind schöner geworden.«

»Gehen Sie, Rodenberg, keine Schmeicheleien, sie sind von Ihnen doch nicht ernst gemeint; Sie haben mich nie schön gefunden – nie,« setzte sie mit einem leichten Seufzer hinzu – »schade, wir Zwei hätten die Welt regiert!«

»Ich war immer Ihr Freund, Leonie – Sie können das nicht läugnen, ich habe Ihnen immer den besten Rath gegeben.«

»Es gibt verschiedenerlei Arten von Freunden,« sagte sie achselzuckend und mit einem fast ernstesten Gesichtsausdrucke, »wie es auch verschiedenerlei Arten von Gewittern gibt; Ihre Freundschaft für mich wetterleuchtet nur so am Horizonte herum, und ich habe gern, wenn es donnert und blitzt, fürchte mich auch durchaus nicht vor dem Einschlagen – also die im Vorzimmer sollen warten,« setzte sie mit einem raschen Kopfaufwerfen hinzu, wonach sie gegen den Fauteuil am Kamin ging und sich in denselben hineinwarf, ohne die geringste Rücksicht auf ihr Kleid von starrender Seide, sowie auf ihre Sammtmantille zu nehmen. »Es ist schade,« fuhr sie dabei sich umschauend und mit einer gleichgültigen Miene fort, »daß Sie in gewissen Dingen durchaus keine Belehrung annehmen.«

Rodenberg lachte so anhaltend, daß sie in einem vorwurfsvollen Tone fortfuhr: »Sie mißverstehen mich vollkommen; was eine Belehrung anbelangt, die von mir kommt, so betrifft sie nur die mangelhafte Einrichtung

Ihres Zimmer, mit Ihren langweiligen kleinen Fauteuils – wie machen Sie es denn, wenn Sie lesen und sich behaglich ausstrecken wollen?«

»Nun, ich ziehe einen Stuhl heran und lege die Füße darauf.«

»Das ist sehr unbequem – haben Sie schon die *Chaises-longues* von meiner Erfindung gesehen?«

»Ich war lange nicht bei Ihnen, wie Sie sich erinnern werden – ich bin zu ernst, ich möchte fast sagen, zu alt für Ihre heitere Unterhaltung.«

»Man ist nie zu alt, um zu lernen,« sagte sie mit großer Würde – »ich werde Ihnen eine *Chaises-longue* von meiner Erfindung bestellen und hierher senden.«

»Lassen Sie das, theure Leonie – ich fürchte die *Chaises-longue* im gleichen Verhältnisse, wie ich die Reifröcke verehere.«

»Sie sind doch sonst ein Mann von Geschmack – wie kann man aber auch nur *Chaises-longue* und Crinolinen zusammenbringen? – Doch weiter – die im Vorzimmer werden also warten?«

»Ich fürchte, sie werden nicht warten; und dann habe ich auch um zwei Uhr eine Probe unserer lebenden Bilder – Sie wissen, daß wir beim nächsten Hofballe lebende Bilder haben?«

»Ich habe davon gehört,« sagte sie gähnend – »das muß unendlich langweilig sein.«

»Erlauben Sie mir – ich arrangire die lebenden Bilder.« Er betonte das *ich* ziemlich stark.

»Allen Respect vor Ihren Arrangements, und doch muß es entsetzlich langweilig sein – wen haben Sie in Ihren lebenden Bildern zu verwenden?«

»Wir haben reizende Damen in der Gesellschaft.«

»Sprechen Sie auch schon von der Gesellschaft?« fragte sie mit einem verächtlichen Aufwurf ihrer Oberlippe. »Was ist denn Ihre sogenannte Gesellschaft, von der Sie so viel Wesens machen – die Gesellschaft – ist das ein besserer und würdigerer Theil des Ganzen, zu dem wir auch gehören? So wird das wenigstens verstanden; mir wird es, ich weiß nicht wie, wenn ich hören muß er gehört zur Gesellschaft, er geht in die Gesellschaft. Wäre die Gesellschaft das, was sie sich zu sein einbildet, so würde sie nicht einmal den Versuch machen, durch den ewigen Gebrauch dieses Wortes eine Schranke zu bezeichnen, die eigentlich gar nicht besteht und über welche als Corporation wir, die Canaille, uns lustig machen müssen, wenn Einzelne darunter auch ganz charmante Leute sind. Was ist Eure Gesellschaft? Ein kleines Häuflein, welches lacht, tanzt und freundlich ist, so wie es von oben gewünscht wird, und das trauernd die Ohren hangen laßt und den Schweif einzieht, wenn die Allergnädigsten Kopfschmerzen haben oder übel gelaunt sind.«

»Kommt ein ähnlicher Erguß in Ihrer nächsten Rolle vor?« fragte Rodenberg lachend.

»Ich würde mir gern etwas Derartiges einlegen – auch käme es mir auf die Strafe für's Extemporiren nicht an; doch bin ich ohnehin schon so im schwarzen Buche, daß

es klüger ist, ein wenig nachzugeben – es ist der gleiche Grund, warum ich Sie heute Morgen belästige.«

»So reden Sie denn auf die Gefahr hin, ein ganzes Vorzimmer voll Leute warten zu lassen.«

Bei den letzten Worten, welche die junge Dame vorhin gesprochen, war sie ein wenig ernst geworden, und auch jetzt noch, als sie fortfuhr: »Nein, lassen Sie die armen Leute im Vorzimmer nicht warten, aber die von der Probe der lebenden Bilder. Ach,« fuhr sie übermüthig fort, »wie groß würde Rodenberg sein, wenn er, statt um zwei Uhr zu kommen, sagen ließe, er hätte keine Zeit und bäte die Gesellschaft, eine Stunde zu warten – Alle würden warten, Alle mit lächelnden, freundlichen Mienen, wenn sie ihm auch mit Wollust ein Messer im Herzen umdrehen würden! Was sagten Sie vorhin, Sie hätten reizende Damen in der Gesellschaft? Das ist wahr, das ist nicht zu läugnen, aber trotzdem werden Eure lebenden Bilder langweilig sein!«

»Zur Sache, zur Sache, Leonie!«

Sie machte eine abwehrende Handbewegung, ehe sie fortfuhr: »Ja, langweilig, ich wiederhole das, weil Jugend und Schönheit sich nicht voranzustellen wagt, sondern mit tiefen Knixen der alternden Grandezza, der verblühten Schönheit, der ersten Rangklasse den Vortritt läßt.«

»Zur Sache, zur Sache!«

»Sie führen Dornröschen auf, dieses wunderbare Märchen – gäbe es dafür wohl eine prachtvollere Darstellerin, als Fräulein von Tellin, die auch zur Gesellschaft gehört – und wer hat dagegen diese Rolle? Die gelbe Tochter

Seiner Excellenz des Herrn Ober-Hofmarschalls, die sich einbildet, eine Aehnlichkeit mit Dornröschen zu haben, weil sie selbst wie ein dürrer Dornstrauch ohne Rosen aussieht!«

Rodenberg zuckte mit den Achseln.

»Und den Prinzen macht der Sohn des preußischen Gesandten. Wenn derselbe auch durchaus nicht elegant ist und wenn ich auch überzeugt bin, daß er das, was ihm an Fähigkeiten zu dieser Rolle abgeht, durch Eigendünkel ersetzt, so hätte ich ihm doch den Geschmack zugetraut, ein solches Röslein ruhig unter seinen Dornen schlummern zu lassen.«

»Wenn Sie nicht zur Sache kommen, Leonie, so begehre ich wahrhaftig die Unhöflichkeit und lasse Sie hier sitzen!«

»Immerhin – da ich weiß, wo Ihre Cigarren stehen und auch ein paar Bücher nach meinem Geschmacke zu finden sind, so will ich Sie erwarten!«

»Seien Sie ernsthaft, und wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so sprechen Sie denn.«

»Meinetwegen, mit Ihnen ist doch ja sonst nichts anzufangen – ach, Rodenberg, und das ist schade: es gab eine Zeit, wo ich unendlich für Sie geschwärmt habe!«

»Ich hoffe, diese Zeit ist vorüber!«

»Wo ich für Sie jede Thorheit begangen hätte!«

»Nun, was das anbelangt, so haben Sie sich auch ohne mich durchaus nicht gescheut!«

»Sie sind wirklich ein Ungeheuer!«

»Ich muß es glauben, da mir das so häufig gesagt wird – aber nun . . . « Er zog seine Uhr hervor.

»Also – geschäftsmäßig; Sie waren so gut, Ihren großen Einfluß für mich zu verwenden und mir einen neuen fünfjährigen Contract zu verschaffen – ich hoffe, Sie thaten das für mich aus Freundschaft oder aus . . . «

»Wenn Sie wollen, aus Freundschaft,« fiel ihr Rodenberg rasch in die Rede, »aber nur, weil ich Sie für eine gute Künstlerin halte, die ihre Rollen vortrefflich ausführt.«

»Andere denken anders – ich habe allerdings einen fünfjährigen Contract, aber, wie Sie selbst wissen werden, läßt man mich nicht singen!«

»So müssen Sie Schritte beim Regisseur der Oper thun.«

»Unmöglich, lieber Rodenberg,« entgegnete die Sängerin mit einem eigenthümlichen Lächeln; »dieser Würdige bemüht sich, so viele Schritte bei mir zu thun, daß die geringste Zuvorkommenheit von meiner Seite ihm Hoffnungen erregen müßte, die ich verabscheue!«

»So protegirt er Sie also?«

»Er würde mich protegiren, wenn . . . «

»So wenden Sie sich an Ihren Intendanten.«

»Geht auch nicht,« sagte sie kopfschüttelnd – »er findet mich nicht tugendhaft genug.«

»Hat er Beweise dafür?«

»Pfui, Rodenberg, eine so tugendhafte obere Hofcharge! Anfänglich hielt er mich allerdings für bildungsfähig, doch glaubte er mit der Zeit einzusehen, ich sei zu flatterhaft, nicht ernsthaft genug – leider hat er Recht!«

»Aber an Ihrem Gesange setzte er durchaus nichts aus, was ich von ihm selber weiß.«

»Aber an meiner Figur – denken Sie sich, man hat mir gestern eine meiner Lieblingsrollen abverlangt, den Orsini in der Lucrezia Borgia!«

»Ah, das ist schade, Leonie, eine so ausgezeichnete Leistung, was Stimme und Figur anbelangt!«

»Eine schändliche Kabale, und um dieses zu verhindern, müssen Sie schon so gut sein und Ihren Einfluß aufwenden!«

»Und Ihr Capellmeister, schützt der Sie nicht?«

Die junge Sängerin zuckte ihre Achseln mit dem unverkennbaren Ausdrücke von Geringschätzung in ihren Mienen, dann sagte sie: »Sie wissen doch, daß er einer meiner Hauptgegner ist, daß er es nicht der Mühe werth findet, mich von seinem Pulte aus auch nur durch den kleinsten Blick zu ermuthigen, ja, daß er mir die Tempi mit einer Nachlässigkeit angibt, die mich schon häufig in Verwirrung hätte bringen müssen, wenn das überhaupt möglich wäre; hat er doch neulich, als ich meine Cavatine sang, während das Ballet aus der Scene war, ohne mich zu beachten, seinen Tartirstock niedergelegt, da er es unter seiner Würde findet, einen Tanz zu dirigiren – wie sich auch darin die Zeiten ändern – er, der ... «

»*Passons là-dessus!*«

»Seit aber Fräulein Berger da ist ... «

»Wer ist das?«

»Gott lohne Ihnen diese Frage, lieber Rodenberg – aber alle Welt fragt das und Niemand weiß es. Sie wurde von

Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürstin-Mutter dringend empfohlen; sie ist sehr tugendhaft, dabei aber auch sehr mager; sie soll einen alten Vater zu ernähren haben und einen Bräutigam, der ein junger Theologe ist – nun, dergleichen Schwindel kennen wir schon – das wäre Alles recht, wenn sie Stimme hätte und etwas gelernt; aber thun Sie mir die Liebe und urtheilen Sie selbst, wenn sie das nächste Mal singt – sie hat ein paar gute Mitteltöne, aber die ganze Stimmlage ist ungleich, arm, und wenn sie singt, so klingt es gerade, als wenn sie hinter einer wattirten Thür stände, die zuweilen geöffnet wird. Dabei ist an ihrem Gesichte nichts Bemerkenswerthes, als ihr Mund, welcher, wenn sie singt, eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Maule einer Heuschrecke hat.«

»Brrr – Gott stehe ihr in Gnaden bei! Und sie wird vom Capellmeister protegirt?«

»Mehr noch von der Capellmeisterin, denn Fräulein Berger macht in ihren Freistunden dort die Kammerjungfer oder Dienstmagd, besorgt auch kleine Aufträge und kann auf diese Art mit vollem Rechte als ein höchst brauchbares Mitglied des Hoftheaters bezeichnet werden.«

Joseph hatte leise die Thür geöffnet und sich die Bemerkung erlaubt, daß eilf Uhr vorüber sei.

Die junge Sängerin hatte sich hierauf rasch erhoben und sagte, während ihr Rodenberg seine beiden Hände hinreichte: »Nicht wahr, Sie vergessen nicht, was ich Ihnen gesagt, Sie handeln für mich? Es wird Ihnen das nicht schwer werden.«

»Ich will sehen, was ich thun kann.«

»Nur meinen Orsini soll man mir zurückgeben, es ist eine meiner liebsten Rollen – und was meinen Dank anbelangt, lieber Rodenberg, so . . . «

»Den Dank, Dame, begehrt' ich nicht!« entgegnete er lachend, wobei er den Anfang dieses Satzes so scharf betonte, daß sie sich, obgleich in affectirter Entrüstung, von ihm abwandte und mit dem Ausrufe: »Sie haben wahrhaftig viel zu thun, um mich zu versöhnen!« zum Zimmer hinausrauschte.

Rodenberg blickte der Sängerin einen Augenblick nach, und als sie außer Gehörweite war, sagte er: »Ich muß etwas für sie thun, sie ist mir zu wichtig als lebendige *Chronique scandaleuse* der Hof- und Künstlerwelt.« Dann ließ er sich von dem Lakaien seinen Ueberzieher und Hut geben, und als dieser ihm bemerkte, es sei kein Wagen bestellt, erwiederte er: »Desto besser; es ist mir ein wahres Bedürfniß, zu Fuße zu gehen – besorge diesen Brief an seine Adresse, und wenn der Herr, für den er bestimmt ist, Dir eine zustimmende Antwort gibt, so gehe in die goldene Kanne und bestelle mir auf sieben Uhr heute Abend ein gutes Diner zu zwei Gedecken, bemerke aber dabei, ich wünsche das Zimmer Nummer vier und man solle ein gutes Feuer in den Kamin machen, auch zu gehöriger Zeit einige Flaschen Cliquot in Eis stellen.«

Nach diesen Worten verließ er das Haus und ging mit ziemlich raschen Schritten die Straße hinauf, an Stallungen und Nebengebäuden vorbei; wo hier Schildwachen standen, zogen sie das Gewehr an, und Hofdiener, die

sich an den Thüren befanden oder ihm begegneten, grüßten ihn mit tiefer Verbeugung.

Als er das Schloß erreicht hatte, trat er durch eine kleine Seitenthür ein, ging in das zweite Stockwerk, wo er sich gegen eine Flügelthür wandte, welche ein davorstehender Lakai eiligst vor ihm öffnete und ihn in ein Vorzimmer eintreten ließ, welches von einer Menge von Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes angefüllt war.

Rodenberg ging, den Hut in der Hand, hindurch, indem er die tiefen Verbeugungen, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden, überall hin mit freundlichem Gruße erwiderte und trat alsdann in ein anderes Zimmer, wo sich ein Secretär befand.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur in flüchtigen Umrissen den Unterredungen folgen wollten, welche er mit all' den Leuten hielt, die jetzt Einer nach dem Anderen der Reihe nach, wie sie in's Vorzimmer gekommen, zu ihm eintraten; auch wäre darüber wenig Erquickliches zu berichten: die Meisten hatten Bittgesuche der verschiedensten Art oder klagten über erlittenes Unrecht, welches Rodenberg durch unmittelbaren Vortrag wieder gut machen sollte, was aber häufig weder in seiner Macht noch in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise lag. – Da waren Künstler, die ihn einluden, ihre Bilder oder sonstigen Kunstwerke zu sehen; da waren Andere, die sich für Raphaele und Tiziane hielten und welche über die unverdiente Zurücksetzung klagten, die ihnen

dadurch zu Theil geworden, daß der Fürst nicht jedes ihrer Bilder gekauft, und die es unbegreiflich fanden, daß man das Meisterwerk eines deutschen Ausländers der Arbeit eines deutschen inländischen Stümpers vorgezogen. Da präsentirten würdige Mütter ihre tugendhaften Töchter und suchten für irgend eine vacant gewordene Kammerjungferstelle um Rodenberg's Fürsprache nach, wobei sie es nicht unterlassen konnten, ihren gerechten Entrüstungen Worte zu leihen über andere würdige Wittwen mit eben so tugendhaften Töchtern, die trotz pikanter Vorfälle im Vorzimmer in gleicher Absicht zu warten schienen. Da waren junge Erfinder der verschiedenartigsten nutzlosen Maschinen, welche nur um die Kleinigkeit von ein paar Tausend Gulden baten, um die Welt durch ihr Geistesprodukt in Erstaunen setzen zu können. Da waren Geschäftsleute aller Art, vom kleinen Handwerker zum großen Capitalisten, welche, Jeder auf seine Art, die Hülfe des Vielgeplagten in Anspruch zu nehmen, sich erlaubten.

Und für Alle hatte Rodenberg ein freundliches Wort, einen guten Rath, und wo er ein Anliegen geradezu abweisen mußte, that er das meistens mit Humor und in so guter Laune, daß den Abgewiesenen die bittere Pille wenigstens versüßt wurde und sie sich in ihr Schicksal ergaben.

Volle zwei Stunden dauerten diese Unterredungen, und es war kein Wunder, daß sich Rodenberg hierauf ermüdet an seinen Schreibtisch niederließ, um dort

noch Ausfertigungen durchzulesen und zu unterschreiben, sowie Rapporte entgegen zu nehmen von Gärtnern, Decorateuren, Theater-Maschinisten, Waffenschmieden und Schneidern, deren Dienste er bedurfte zur heutigen Probe der lebenden Bilder.

Als auch dies vorbei war, blickte er sehnsüchtig in die allerdings noch kahle Landschaft hinaus in die weite Ferne, welche man auf dieser Seite des Schlosses vor sich hatte, deren noch braune Rasen und kahle Sträucher jetzt aber wenigstens freundlich vergoldet wurden von einem hellen Strahle der Nachmittagssonne. Am Horizonte erhoben sich dunkelblaue Berge, und Berge waren von jeher die Leidenschaft des Malers gewesen, ein Ruhepunkt für Körper und Gedanken, wenn man dort oben ruhte oder wenn die geschäftige Phantasie über die zackigen Gipfel schwärmte und mit den Augen des Geistes hinabschaute in die weite, weite Ferne, wohin die Sehnsucht trieb und wo es gegen hier so unvergleichlich schön sein mußte.

Und doch schwärmten Rodenberg's Gedanken jetzt selten in unbekannte Fernen, gewöhnlich kehrten sie zurück in die Vergangenheit, zu jenen Tagen, die erfüllt waren von so vieler Freude und so wenig wirklichem Leide, zu jenen Tagen des Reichsapfels, wo man für heute sorgte und sich um morgen wenig kümmerte, wo man in sprudelndem Uebermuth und in der Hoffnung auf glänzende Zeiten, die nächstens eintreffen mußten, weder leere Taschen spürte, noch das Gefühl der Armuth kannte – zu jener glückseligen Zeit, wo Knorx den Thee zubereitete

und wo Brod und Wurst für ein vortreffliches Nachtesen galt – ach, jene herrliche, glückliche Zeit, wo der junge Maler auf geborgtem Pferde in den frischen, duftigen Wald hinausritt, in eine verkörperte Märchenwelt, wo ihm die murmelnde Quelle erzählte, wo ihm die säuselnden Wipfel berichteten – wo ihm die wunderbare Fee erschienen – sie – sie! Ach, wenn ihr Bild wie jetzt wieder so recht lebendig vor seine Seele trat, das Bild, wie er sie damals im Walde gesehen, frisch, natürlich, voller Uebermuth, als sei sie zwischen duftigen Kräutern dem Boden entstiegen, oder als habe sie sich so eben der rauschenden Quelle enthoben – so riß dieses Bild plötzlich alle seine Phantasie mit einem schrillen Mißstone entzwei! Er schaute um sich her und alsdann wühlte ein tiefes Weh in seinem Herzen, daß er statt des frischen, grünen Waldes, statt der Räume, wo er gezeichnet und gemalt, statt der lieben Gesichter der alten Gesellen sich hier umgeben fand von den glänzenden Räumen des Residenzschlosses, von seidenen Tapeten, Malereien, Spiegelscheiben und Vergoldungen.

»Es ist zwei Uhr,« vernahm er jetzt die leise Stimme seines Secretärs, welcher hinzusetzte: »Wie ich so eben gehört, werden Seine Königliche Hoheit der Probe der lebenden Bilder selbst anwohnen.«

Darauf schritt Rodenberg langsam hinunter in den großen Marmorsaal des Schlosses, wo das Ballfest sein sollte und wo unter seiner Leitung Alles zur Ausführung der lebenden Bilder hergerichtet war. Da heute die letzte

Probe stattfand, wozu auch theilweise Costumes angelegt wurden, besonders aber die vollkommene Wirkung der eigens hier gemalten prachtvollen Decorationen geprüft werden sollte, so war das Tageslicht von dem Saale ausgeschlossen und derselbe mit Hunderten von Wachskerzen erhellt.

Der dritte Theil des ungeheueren Raumes war zur Bühne genommen worden, auf der die lebenden Bilder dargestellt werden sollten und hier hatte es Rodenberg nach vielen Kämpfen mit dem Oberhofmarschall und dem Baurath Zweckel durchgesetzt, daß Gas eingeführt wurde, um mit starker Leuchtkraft die Decorationen zur Geltung bringen zu können. Diese war für einige der Bilder die Hauptsache und Rodenberg hatte dabei die Absicht, einen jungen Decorationsmaler zu empfehlen, dem es nicht gelungen war, auch nur zu einer Probe seiner Kunst beim Hoftheater zugelassen zu werden, nicht weil man ihn für keinen guten Künstler hielt, sondern weil er die Ungeschicklichkeit begangen, der Bruder einer Schwester zu sein, welche sich erküht hatte, gegen den Willen der ersten Kammerfrau der Frau Fürstin-Mutter nach einem kleinen Dienste bei Hofe zu streben. Ihm zu Liebe hatte sich Rodenberg dieses Mal mit den Arrangements die außerordentlichste Mühe gegeben.

Das Proscenium war aus natürlichen Pflanzen hergestellt, und Palmen, schlanke Drakaenen, blühende Granaten und duftende Orangen bildeten, untermischt mit Blumen und kleinen Sträuchern, die weite Einfassung

der Bühne, in der sich der Vorhang wie duftiger Morgennebel zeigte, der auf einer reizenden Fernsicht lagerte, die man nur in einzelnen Umrissen erkennen konnte. Dieser Vorhang war die Erfindung und das Geheimniß des jungen Decorationsmalers und erhob sich nicht in die Höhe, sondern zertheilte sich, seinem Charakter als feuchter Nebel treu bleibend, auf eine fast unbegreifliche Art, zuerst den Mittelpunkt des dahinter aufgestellten Bildes zeigend, was von außerordentlicher, fast zauberhafter Wirkung war.

In der Nähe der Bühne war hinter spanischen Wänden ein kleiner Salon eingerichtet worden, der mit einem großen Theetische versehen war, welchen Sopha's, Sessel und Fauteuils aller Art umringten. Hier befand sich der größte Theil der mitwirkenden Damen und Herren bereits versammelt, und hier sah man die majestätische Gestalt der Gräfin Blendheim, welche einestheils die Honneurs machte, anderntheils die jungen Damen aus der Gesellschaft chaperonnirte, deren Eltern oder Anverwandte vielleicht verhindert waren, zu Anfang der Probe zu erscheinen oder derselben überhaupt beizuwohnen.

Auch an der Gräfin Blendheim, deren sich der geneigte Leser gewiß noch erinnern wird, ist die Zeit nicht ganz spurlos vorübergegangen: stärker ist die schöne Frau nicht geworden, auch läßt der Glanz ihrer lebhaften Augen noch nichts zu wünschen übrig, aber . . . – doch still, wir sind bei Hofe, und schon ein solcher Gedanke, wie wir ihn zu fassen soeben im Begriffe waren, könnte von

nachtheiligen Folgen für uns werden, denn die geistreiche Gräfin ist noch immer stark mit dem Hofe liirt und immer noch die intime Freundin und verständige Rathgeberin des Prinzen Heinrich, welchen wir auch jetzt an ihrer Seite in einem sehr niedrigen Fauteuil, beschattet vom grünen Schirme einer Lampe ausgestreckt sehen.

Auch Seine Hoheit haben bedeutend ge-, wir wollten sagen, auch Seine Hoheit haben sich zur Probe eingefunden, denn dieselben sind ein leidenschaftlicher Verehrer von derartigen Schauspielen, sei es auf der hell erleuchteten Bühne des Schlosses oder im Halbdunkel der Hofbühne.

Wer sich von den Mitwirkenden oder von den ganz wenigen Auserwählten, denen das Glück zu Theil wurde, einer Probe beiwohnen zu dürfen, nicht am Theetische befand, spazirte, mit Anderen plaudernd, im großen Saale auf und ab.

An der Thür traf Rodenberg den jungen Decorationsmaler, einen hübschen Mann mit schwarzem, lockigem Haar und energischen Mienen und Bewegungen, der ihm entrüstet sagte:

»Sollten Sie es wohl glauben, daß ich vier Stunden zu thun gehabt habe, um meine Aufstellung hier in Ordnung zu bringen, mit der sich eine fremde Hand in der schlechtesten Absicht beschäftigt hatte? Es ist gut, daß ich dem Landfrieden hier nicht getraut – wir hätten uns furchtbar blamiren können!«

»Und jetzt?« fragte Rodenberg nicht ohne einige Besorgniß.

»Jetzt ist Alles wieder in Ordnung: an den Eingängen stehen von meinen Leuten, Jeder mit einem großen Lattenstücke, und haben den strengsten Befehl, wo so ein betretter Halunke die Nase hineinsteckt, gleich draufzuschlagen, denn es ist Niemand, als die Bande des Ober-Hofmarschall's, welche uns, gewiß auf höheren Befehl, all' diesen Schabernack spielte – hol' sie der Teufel!«

»Wozu ich demselben guten Appetit wünsche – aber jetzt bitte ich Sie dringend, nehmen Sie sich zusammen, daß Alles gut geht!«

»Unbesorgt; ich weiß, was für mich auf dem Spiele steht – auch war der ganze Saal voll Gasgeruch, als ich heute Morgen hereintrat.«

»Sie erschrecken mich, Schlegel!«

»Angebohrt hatten sie die provisorische Leitung – angebohrt! Soll mich der Teufel holen – aber ich begab mich sogleich auf die Kanzlei des Ober-Hofmarschallamts, ich verlangte zu Protokoll vernommen zu werden, und zwar im Beisein aller disponiblen Dienerschaft – sie machten Schwierigkeiten, aber ich setzte es durch, und da ich ihnen an ihre Dickschädel sagte, daß ein infamer Halunke heute Morgen absichtlich die Gasleitung angebohrt habe, und zwar mit einem Propfenzieher – das habe ich bemerkt –, und wie ich das mit der größten Bestimmtheit sagte, wußte ich auch schon, wer es gethan hatte! Darauf erklärte ich ihnen einfach, wenn das wieder vorkomme und es träte hierauf Jemand mit Licht in den Saal, so

flöge das ganze Schloß in die Luft! Das Geschmier unterschrieb ich und bat dringend, es durch Seine Excellenz vor den Fürsten bringen zu lassen!«

»Dann thaten Sie ganz wohl, und auch ich will nachher Seiner Königlichen Hoheit darüber berichten – also bis nachher – behüt Sie Gott, Schlegel, und machen Sie Ihre Sachen gut!«

Rodenberg schritt gegen den Tisch, an dem sich die Gräfin Blendheim befand, machte ihr und dem daneben sitzenden Prinzen eine Verbeugung und grüßte dann die übrigen Anwesenden mit einer leichten, ungezwungenen Neigung des Kopfes, auch wohl mit irgend einem Worte oder einer Handbewegung. Eigenthümlich war es dabei, wie ihm dieser Gruß, je nach der Parteistellung der Betreffenden zurückgegeben wurde, wie einige denselben freundlich erwiderten, wie Andere dem jungen Manne sogar freundlich die Hand reichten, Einige mit sehr frostigen Mienen kaum mit dem Kopfe nickten, Andere sogar thaten, als hätten sie von Rodenberg's Begrüßung durchaus nichts gesehen – so die allerdings sehr gelbe Tochter des Ober-Hofmarschalls, welche zu ihrer Nachbarin im Tone der Langenweile sagte: »Nachgerade werden mir diese vielen Proben unausstehlich.«

Rodenberg hatte sich um den Tisch herum dem Prinzen genähert, der ihm seine Hand reichte und dann zur Gräfin Blendheim im lauten Tone sagte: »Es freut mich immer, wenn ich diesen guten Rodenberg sehe; abgesehen von ihm selbst, dem ich kein Lob in's Gesicht sagen will, so erinnert er mich immer an eine so angenehme

Zeit, die wir damals am Rheine verbrachten – wissen Sie noch Gräfin?«

»Ob ich das je vergesse?« entgegnete sie freundlich lächelnd – »wo ich mich dazu hergeben mußte, um . . . –«

»Bst,« machte Seine Hoheit, »nicht aus der Schule plaudern – in meinem Herzen riefen Sie dadurch neben allen anderen Gefühlen auch noch das der Dankbarkeit hervor – a–a–a–ah!«

»Am wunderschönen, grünen Rhein,
Als alle Knospen sprangen!«

sagt Heine. – Apropos, Rodenberg, ehe ich's vergesse, ich habe Ihnen nachher unter vier Augen etwas zu sagen, was Sie interessiren wird – erinnern Sie mich später daran.«

»Gewiß – ich werde es nicht vergessen!«

»Wenn es den Herrschaften gefällig ist,« sagte Rodenberg mit lauter Stimme, »so wollen wir mit der Probe beginnen!«

»Ehe Seine Königliche Hoheit erscheint?« fragte der Ober-Hofmarschall mit wichtiger Miene herantretend.

»Wir können vielleicht die einzelnen Bilder einmal durchprobiren, ehe Seine Königliche Hoheit kommt,« erwiederte Rodenberg, sich an die Gesellschaft wendend, »und es geht dann später um so besser.«

»Ja, ja, fangen wir an – er hat Recht – ein paar Proben können nichts schaden – aber zweimal die ganze Geschichte – wie langweilig – das sind meine letzten lebenden Bilder, in denen ich mitwirke!« hörte man verschiedene Stimmen in sehr verschiedenem Tone sagen.

»Ehe Sie anfangen, lieber Rodenberg,« rief die Gräfin Blendheim, »nehmen Sie hier einen Brief, der an Sie gekommen und in welchem, wie ich fürchte, nicht viel Angenehmes steckt – er ist von der Baronin Stockhaußen!«

»A–a–a–ah, die Baronin ist noch nicht hier?«

»Nein, aber ihr Brief!«

Rodenberg riß den Umschlag ab und las mit lauter Stimme, nachdem er die Zeilen durchflog: »Euer Wohlgeboren bedauere ich unendlich anzeigen zu müssen, daß es mir unmöglich ist, der heutigen Probe beizuwohnen, ja, daß ich mich wahrscheinlich zu meinem großen Leidwesen verhindert sehen werde, bei der eigentlichen Aufführung mitzuwirken. Sie hatten die außerordentliche Güte, mir die Rolle der alten Frau anzuvertrauen, an deren Spindel sich die Prinzessin verletzt und alsdann in ihren langen Schlaf sinkt. Obgleich im Märchen, bleibt es doch immer eine Prinzessin, und ich wäre die, wenn schon unschuldige Ursache an ihrem Unglücke, was aber meinem Gefühle so sehr widerstreitet, daß ich deßhalb die Rolle des sonst so interessanten alten Weibes nicht zu übernehmen vermag. Höflichst – Adelgunde Baronin von Stockhaußen.«

Hätte Rodenberg in diesem Augenblicke um sich geschaut, so wäre ihm die triumphirende Miene des Hofmarschalls nicht entgangen, sowie ein rascher Blick, welchen derselbe mit seiner Tochter wechselte. Diese erhob sich hierauf mit einer gelangweilten Miene und verschwand zwischen Orangenbüschen, welche einen kleinen Eingang zur Bühne verdeckten.

»Das ist gerade das erste Bild!« rief Rodenberg ärgerlich – »will keine der anwesenden Damen die Freundlichkeit haben und nur für heute die Rolle der Frau Baronin von Stockhausen übernehmen? – Ich bitte dringend darum!«

»Ich würde es recht gern thun,« rief die Gräfin Blendheim, doch darf ich meinen Posten als *surveillante générale* nicht verlassen!«

»Will keine von den Damen so freundlich sein?« bat Rodenberg, und da Alle schwiegen, wandte er sich gegen eine ihm nahe stehende außerordentlich schöne, junge Dame und setzte in festem Tone hinzu: »Ich bin überzeugt, Fräulein von Tellin, Sie haben die Güte!«

»Ich hätte mich schon angeboten,« erwiderte das junge Mädchen freundlich, doch . . . « – sie stockte lächelnd und fuhr alsdann fort: »Wenn Sie mich brauchen kennen, stehe ich gern zu Diensten.«

»Ich danke Ihnen und bitte, mir zu folgen.«

Er betrat mit der jungen Dame die Bühne und bat den Decorationsmaler Schlegel, sie zur Aushülfe für heute Stellung nehmen zu lassen.

Die Tochter des Oberhofmarschalls machte große Augen und eine unmuthige Bewegung, als sie dieser alten Frau gegenüber aufgestellt wurde.

Rodenberg gab das Zeichen mit der Klingel, und darauf schoben sich die Vorhänge geräuschlos und präcis auseinander, was bei der nun stattfindenden allmäligen und doch raschen Enthüllung des Bildes von so überraschendem Effecte war, daß selbst die Gegner des jungen Mannes nicht unterlassen konnten, ihr Interesse kund zu geben. Aber das Bild selbst, welches nun erschien, war von so ganz entgegengesetzter Wirkung, daß es fast komisch war und man hätte glauben können, das alte Weib und Dornröschen hätten ihre Rollen vertauscht. Alles lachte, und die ohnehin schon unmuthige Tochter des Oberhofmarschalls warf einen giftigen Blick auf ihr Gegenüber und wandte sich rasch um, indem sie sagte: »Auf diese Art ist keine Probe möglich – ich wenigstens bedanke mich dafür und erlaube mir, das ganze Arrangement horribel zu finden.«

Rodenberg konnte sich eines bitteren Lächelns nicht enthalten, vermochte es aber auch nicht, die Bemerkung zu unterdrücken, daß wenn etwas horribel zu finden sei, so läge es einzig in der Rücksichtslosigkeit, mit der man sein Nichterscheinen bei einer Probe erst beim Beginne derselben anzeige; doch bin ich das zu ändern nicht im Stande und bitte zum zweiten Bilde überzugehen: ›Der Prinz mit seinem Jagdfolge!‹ rief er mit lauter Stimme.

Der Vorhang hatte sich eben so geräuschlos wieder geschlossen, und es erschienen etwa ein halbes Dutzend

junger Herren, von denen einer, ein großer, schlanker, etwas magerer junger Mann mit auffallend blondem Haar, vor Rodenberg hintrat und mit einer schnarrenden Stimme sagte, wobei er sich, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, auf seinen gespreizten Beinen hin und her bewegte und die Nase bedeutend hoch trug: »Erlauben Sie mir–r–r, mein Lieber–r–r– . . . «

Rodenberg wandte sich langsam um und schaute hinter sich, ob dort vielleicht noch Jemand stehe, der mit der Anrede: »Mein Lieber« gemeint sein könne; als sich dort aber Niemand befand, fragte er den langen, jungen Mann mit scharfem Tone: »Ah, Sie sprachen mit mir, Herr Graf von Donnitz?«

»Ganz gewiß, und wollte Ihnen nur–r–r meine Bemerkungen machen, daß ich unmöglich im Stande bin, das mir–r vor–rgeschr–riebene gr–rüne Costume zu acceptiren – unmöglich, denn es paßt zu meinem Haar–r–r wie – wie – nun, es paßt gar–r nicht,« setzte er hinzu, da ihm kein passender Vergleich einfallen mochte – »ich habe an Blau gedacht . . . «

»Der Prinz, welcher das Glück hat, von Ihnen vorgestellt zu werden, Herr Graf,« entgegnete Rodenberg in gefälligem Tone, »ist auf der Jagd, und auch damals schon waren alle Jäger-Anzüge grün.«

»Aber–r–r er–rlauben Sie mir–r–r, mein Lieber–r–r, ein Prinz wird doch wohl das Recht haben, einen blauen Jagdanzug zu tragen, wenn es ihm beliebt – ich wenigstens habe mich zu einem solchen entschlossen!«

»So werde ich Ihren Wunsch Seiner Königlichen Hoheit vortragen, welche nach meiner Ansicht geruhten, grüne und graue Anzüge für den Prinzen und sein Jagdfolge zu bestimmen.«

»Ja, nach Ihrer–r–r Ansicht, mein Lieber–r–r! Ihre Ansicht ist aber–r–r durchaus nicht maßgebend für–r–r uns, und wenn Seine Königliche Hoheit dagegen meine Gründe hören, so werden Sie nicht ermangeln . . . «

»Ihnen einen hellblauen Anzug mit Silber, sowie ein weißes Barett mit hochrothen Federn zu gestatten,« konnte sich Rodenberg nicht enthalten, in unmuthigem Tone zu erwidern, worauf der lange junge Herr seine Augen weit aufriß und in noch schnarrenderem Tone sagte:

»Es wär–re mir–r–r sehr–r–r angenehm, wenn Sie mich künftig ausreden ließen – haben Sie mich ver–r–rstanden, mein Lieber–r–r?«

»Gewiß, und werde Ihrem Wunsche willfahren, sobald ich Zeit dazu habe – übrigens ist mein Name Rodenberg, und wenn es den Herren nun gefällig ist, so ersuche ich Sie freundlich, zu dem zweiten Bilde zusammenzutreten: ›Der Prinz auf der Jagd sieht in der Morgendämmerung das dicht verwachsene Schloß vor sich liegen, in welchem Dornröschen schläft!‹ – Lieber Schlegel!« rief er in die Coulissen hinein, »wir probiren jetzt ohne Decorationswechsel nur die Stellungen der Figuren!«

»Ein verfluchter Kerl, dieser Rodenberg,« sagte der lange Graf, der den Prinzen vorstellte, zu seinen Cavalieren, nachdem sie von dem Decorationsmaler gestellt worden waren und der Andere weit zurückgetreten war, um den

Effect aus der Ferne beurtheilen zu können – ein ganz arroganter Bursche!« setzte er hinzu – »ich begreife auf Ehre nicht, wie man sich hier–r–r so etwas gefallen lassen mag! Bei uns werden auch lebende Bilder arrangirt, und wenn je ein Bürgerlicher dazu gelassen wird, so hat er aus respectvoller Entfernung zu bitten, und wenn es meiner–r–r Ansicht nach besser–r–r ist, es anders zu machen, so thue ich es, ohne lange danach zu fragen, und dabei haben unsere lebenden Bilder noch immer so reusirt, daß alle Welt davon entzückt war!«

»Man muß hier das ganz besondere Verhältniß berücksichtigen, in welchem dieser Herr Rodenberg zu Seiner Königlichen Hoheit steht . . . «

»Stand, mein Lieber – stand; wir von da draußen wissen zuerst, wo der Wind herkommt, und daß er hier im Begriffe ist, ganz gewaltig zu changiren – darauf kann man sich verlassen!«

»Also deßhalb machen Sie Ihre Opposition!« lachte ein Dritter – »ich dachte es gleich, daß Sie Ihre Gründe hätten – armer Rodenberg!«

»Ich danke Ihnen, meine Herren,« hörte man die helle Stimme des jungen Malers sagen, »und wenn ich bitten darf, wollen wir nun das dritte Bild stellen – auch ohne Decorationswechsel, da wir nachher vor Seiner Königlichen Hoheit doch noch einmal mit Allem durchprobiren müssen: ›Der Prinz steht am Fuße der Schloßstreppe, auf welcher oben einer von der Dienerschaft schlafend liegt!« – Es wird Ihnen dieses Bild sehr mager vorkommen,« fuhr Rodenberg fort, »aber allerdings müssen beim

dritten und vierten Bilde die Decorationen die Hauptsache thun, und kann ich Ihnen davon eine wunderbare Wirkung versprechen – so, ich danke Ihnen. – Jetzt zum fünften Bilde: ›Der Prinz im Schloßhofe, wo am Eingange zu demselben Pagen, Jäger und Dienerschaft aller Art, von Schlingpflanzen umrankt, in tiefem Schlafe liegen!‹ – Herr Graf, darf ich Sie wohl bitten, etwas mehr Erstaunen auszudrücken, denn was Sie als Königssohn da sehen, muß Ihnen ungewöhnlich vorkommen – so, heben Sie die rechte Hand etwas auf, wenn ich Sie ganz ergebenst bitten darf – vortrefflich, ich danke Ihnen, meine Herren!

»Nun zum sechsten Bilde! – Die Damen, wenn ich bitten darf: ›Der Königssohn tritt in das Innere des Schlosses und sieht hier den Hofstaat der Prinzessin, ihre Damen, Edelknaben und Ritter, Alles in tiefem Zauberschlafe!‹ – Ein Bild von zauberischer Wirkung, wenn es gut gestellt und beleuchtet ist – so, meine Damen – ich danke Ihnen – Sie haben die vorige Probe nicht vergessen – Fräulein von Tellin, dürfte ich Sie wohl bitten, den Kopf etwas mehr dem Publicum zuzuwenden – Herr Baron Hund war im Begriffe, der Dame, neben der Sie stehen, die Hand zu küssen, und bitte ich, diese Bewegung ein wenig mehr zu nuanciren – so, ich danke Ihnen – vortrefflich! Mit dem Bilde im Costume und richtig beleuchtet, müssen wir die größte Ehre einlegen – ich danke den Herrschaften! – Jetzt kommt noch das Schluß-Tableau: ›Der Königssohn findet Dornröschen schlafend auf ihrem Lager; durch die Fensteröffnungen haben sich lange Ranken wilder Rosen

in das Gemach gestohlen und so über der Schlafenden eine Rosenlaube gebildet!« – Darf ich bitten – wo ist die Baronin Hardenberg?»

»Meine Tochter ist hinausgegangen, um frische Lust zu schöpfen – der Dunst der Lichter und der Geruch der Decorationen fing an, ihr unerträglich zu werden – ist es nöthig, daß ich nach ihr sehen lasse?»

»Durchaus nicht,« gab Rodenberg ihr in sehr ruhigem Tone zur Antwort; »Fräulein von Tellin ist wohl so gütig, auch für diese Rolle noch einmal einzutreten – darf ich Sie wohl bitten?»

»O, ich thue es recht gern, Herr Rodenberg!«

Der Königssohn und Dornröschen nahmen ihre Stellung, und als hierauf der Decorationsmaler Schlegel plötzlich einen Lichtstrahl auf das reizende Gesicht des schönen, schlafenden Mädchens fallen ließ, konnten sich die Zuschauer im Saale nicht enthalten, stürmisch zu applaudiren.

Seine Excellenz der Herr Ober-Hofmarschall war neben Rodenberg getreten und sagte mit leiser, aber etwas ärgerlich klingender Stimme: »Sie haben wohl, gemäß unserer Unterredung von heute Morgen, nichts gefunden, um dem Wunsche Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürstin-Mutter gerecht zu werden?»

»Leider nein, Excellenz, so sehr ich die Sache auch bedacht und hin und her überlegt habe; mein gnädigster Herr versprechen sich so viel von diesen lebenden Bildern und freuen sich so auf den Abend der Ausführung, daß ich es fast für grausam gehalten hätte, auch

nur einen Versuch zu machen, ihm diese Freude zu verderben – auch wüßte ich wahrhaftig dafür keinen halbwegs triftigen Grund anzugeben!«

»Das bedaure ich aufrichtig,« entgegnete der Oberhofmarschall in eiskaltem Tone; »es wäre für Sie selbst, mein lieber Herr Rodenberg, nicht ganz unersprießlich gewesen, der Frau Fürstin-Mutter durch diese Kleinigkeit eine freundliche Bereitwilligkeit zu zeigen!«

»Ich glaube, Euer Excellenz werden sich erinnern, ich habe das schon bei wichtigeren Dingen mit wahrer Aufopferung gethan!«

»Und dies hätte Sie eigentlich keine Mühe gekostet – Sie hätten Seiner königlichen Hoheit nur zu sagen brauchen, die Sache geht nicht, wie sie gehen sollte, wir müssen die Ausführung verschieben!«

»Wenn die Schuld davon mich allein betroffen hätte, so würde ich es vielleicht gethan haben; aber es steht dabei der Name, ja, die Zukunft eines jungen Künstlers auf dem Spiele, der glücklich ist, vor dem Fürsten zeigen zu können, daß er etwas versteht!«

»Mit Ihrem jungen Künstler,« entgegnete der Hofmarschall unmuthig, »mit Ihrem ewigen Protegiren von Leuten, denen man, gerade heraus gesagt, von oben herab nicht wohl will!«

»Ah–a–a–ah!« machte Rodenberg.

»Sie schaden sich selbst damit, ohne Ihren Schützlingen zu nützen – oder glauben Sie, der Hoftheater-Intendant wird sich von Ihnen einen Decorationsmaler octroyiren lassen?«

»Von mir nicht, aber vielleicht doch von unserm gemeinschaftlichen Herrn.«

»Wir wollen sehen.«

Damit verließ ihn Seine Excellenz, und Rodenberg, der ihm lächelnd nachgeschaut, sprach zu sich selber: »Alle Welt hier protegirt und intrigirt – warum sollte ich mich in diesen Fächern nicht auch versuchen? Denken wir ein wenig an die kleine Leonie, wie wir ihr nützlich sein können.« Er trat an den Tisch, wo die Gräfin Blendheim saß, und wurde hier von dem Prinzen mit den freundlichsten Worten des Lobes und der Anerkennung empfangen – »ich bin stolz auf Sie,« sagte Seine Königliche Hoheit, »und habe ein Recht dazu, denn Sie können nicht läugnen, daß ich es eigentlich war, der Sie erfunden – erfunden, ein ganz superbes Wort in dieser Richtung – nicht wahr, Gräfin? Und die Erfindung macht mir alle Ehre – wie deliciös haben Sie das Proscenium durch lebende Pflanzen hergestellt, wie zauberhaft öffnet sich der Vorhang, und welch wunderbaren Licht-Effect wir uns versprechen dürfen, haben wir beim Schluß-Tableau gesehen – sah doch die kleine Tellin aus wie ein verklärter Engel!«

»Ich danke Euer Königlichen Hoheit für diese Anerkennung,« erwiderte der junge Mann, sich tief verbeugend, »und glaube in der That, versprechen zu dürfen, daß unsere lebenden Bilder von guter Wirkung sein werden – wir haben bis jetzt nur probirt und ohne Decorationen und Costumes – denken sich Euer Königliche Hoheit die reichen Gewänder, dazu die kräftige Beleuchtung und die

Gesichter der Mitwirkenden ein wenig – wie soll ich mich doch ausdrücken, um nicht zu sagen: geschminkt – ein wenig mit Farbe arrangirt!«

»Ist das nöthig?« fragte Prinz Heinrich.

»Unbedingt – bei der grellen Beleuchtung, die wir nöthig haben. Euer Königliche Hoheit sahen gewiß, wie entsetzlich bleich Fräulein von Tellin aussah, so schön ihre Züge auch erschienen.«

»Ich bemerkte das wohl,« warf die Gräfin ein – »es war nicht mehr der Schlaf, es war dessen ernsterer Bruder, der Tod.«

»Außerordentlich richtig bemerkt, gnädigste Gräfin, und da ich einmal der Schminke als etwas durchaus Nothwendigem gedachte, so müssen wir auch auf Jemand denken, der es über sich nimmt, in dieser Richtung den Damen behülflich zu sein – bis jetzt wurde stets eine von den Damen des Theaters gebeten, bei der Vorstellung gegenwärtig zu sein, auch um kleine Winke beim Ankleiden zu geben, was durchaus nichts schaden kann.«

»Was meinen Euer Königliche Hoheit dazu?« wandte sich die Gräfin an den Prinzen.

»Darin erlaube ich mir weder einen Rath, noch einen Vorschlag; es ist ein sehr delikater Punkt, von dem man sich fernhalten muß, um Vorwürfe zu vermeiden.«

Seine Königliche Hoheit sagten das mit einem eigentümlichen Lächeln und indem sie der Gräfin fest in die noch immer schönen Augen blickten.

»Und Sie, Rodenberg?«

»Ich muß mich gänzlich der Ansicht des gnädigsten Herrn anschließen – Euer Exellenz, als *surveillante générale*, als Ober-Intendantin der kleinen Vergnügungen Seiner Königlichen Hoheit, haben darin allein zu bestimmen – es fragt sich vielleicht nur, ob man eine von den älteren oder eine von den jüngeren Damen nehmen sollte.«

»Damit handelt es sich allerdings,« sagte Prinz Heinrich.

»So nennen Sie einige von den älteren und einige von den jüngeren Damen des Theaters, die Sie für passend halten.«

»Nennen Sie einige, nennen Sie einige,« sagte der Prinz, als Jener achselzuckend schwieg.

»Nun, da wäre Frau Balsers oder Frau Scherbeck.«

»Von den älteren,« bemerkten Seine Königliche Hoheit – »recht alt . . . «

»Da wäre Frau von Lüders – Fräulein Leonie Gerhold von den jüngeren.«

»Und wen würden Sie von diesen Vieren vorschlagen?«

»Gestatten Sie mir, gnädigste Gräfin, keinen Vorschlag zu machen, um gänzlich neutral zu bleiben; denn,« setzte Rodenberg in einem bezüglichen Tone hinzu, als er sah, wie sich der Ober-Hofmarschall näherte, »ich stehe so schon im Verdachte des Protegirens!«

»Das Beste wäre wohl,« meinte der Prinz, »man lasse die jungen Damen selbst entscheiden, und so wird kein Mensch sagen können, daß hier Jemand eingewirkt habe.«

»So müssen wir die jungen Damen zusammenrufen.«

»Thun Sie das,« sagte die Gräfin Blendheim laut und setzte sehr rasch mit leiser Stimme hinzu: »Unter uns, für wen sind Sie eigentlich?«

Rodenberg sah die Gräfin achselzuckend an, und erst als sie ihren Kopf anmuthig aufwarf und dabei sprach: »So reden Sie doch!« entgegnete er: »Ich glaube, es wäre maßgebend, die Dame auszuwählen, die es am besten versteht, sich selbst anzuziehen und zu schminken.«

»Das ist wohl die Gerhold?«

Rodenberg begnügte sich, leicht mit dem Kopfe zu nicken, dann rief er die jungen Damen zusammen und zog sich nun, um auch den Schein einer Einwirkung zu vermeiden, hinter die Coulissen zurück.

Mit den jungen Damen waren auch die Herren erschienen, denen aber die Gräfin bedeutete, daß sie bei der Verhandlung nicht zugelassen werden könnten. Darauf trug sie den jungen Damen das Nothwendige vor und stellte es ihnen anheim, ob sie eine der älteren oder der jüngeren Damen bitten wollten, Ihnen beim Ankleiden behülflich zu sein.

»Unbedingt eine von den jüngeren!« vernahm man mit beifälligem Gemurmeln aus dem Kreise der Herren.

»Sie haben hier durchaus keine Stimme,« rief die Gräfin ernst, »und ich will es nicht dulden, daß die Gallerieen einen Einfluß auf unsere wichtige Verhandlung ausüben!«

»Was eine der älteren Damen des Theaters anbelangt,« sprach die Baronin Hardenberg, die Tochter des

Ober-Hofmarschalls, welche nun draußen genug Luft geschöpft hatte, »so hat eine solche allerdings die größere Erfahrung für sich, aber auch den meisten künstlerischen Eigensinn, und wir werden uns gänzlich unterordnen müssen, ohne auch nur das Recht zu haben, unsere Meinung zu sagen – ich kenne das.«

»Ja, wir kennen das – wir kennen das!«

»Und eben so bin ich überzeugt,« fuhr die Sprecherin fort, »daß wir im Falle einer Meinungsverschiedenheit durchaus keine Hülfe an Herrn Rodenberg hätten – ich wäre deßhalb für eine der jüngeren Damen, die uns besser verstehen und mit sich reden lassen.«

»Aber Frau Balsers versteht es, sich anzuziehen und zu schminken,« sagte eine andere der Damen, »und Frau Balsers ist eine sehr würdige Frau.«

»O–o–oh!« hörte man die Herren sagen, worauf ihnen die Gräfin Blendheim mit komisch-strengen Blicken zurief: »Bei der nächsten Einmischung werde ich die Gallerieen räumen lassen!«

»Wollen Euer Excellenz nicht selbst einen Vorschlag machen?« meinte die Baronin Hardenberg.

»Was meinen Sie zu Fräulein von Lüders?«

»Man kann gerade nicht sagen, daß sie sich geschmackvoll anzieht – gewiß nicht – und wie Kenner behaupten verderbe sie ihr nicht unschönes Gesicht durch falsches Schminken.«

»Was meinen Sie zu Fräulein Bretten?« sagte die Baronin Hardenberg.

»Nur diese nicht – sie ist allerdings immer reich gekleidet, besonders in Conversationsstücken; aber sie wählt die Farben ihres Anzuges schlecht – trug sie doch bei der gestrigen Vorstellung zu einem Hute mit rothem Bande einen Shawl mit rothem Grunde – es sah in der That abscheulich aus!«

»Und neulich war sie ein wandelnder Blumengarten mit Rosen und Bouquet – wo im Haar und auf dem Kleide nur irgend ein Platz zu finden war – es sah schrecklich geschmacklos aus!«

»Wenn Sie so fortfahren,« sprach die Gräfin, »so werde ich mit meinen Vorschlägen bald zu Ende sein – was meinen Sie zu Fräulein Gerhold?«

Aus den Reihen der Herren ließ sich trotz der vorher empfangenen Drohung ein so beifälliges Gemurmel vernehmen, daß die Gräfin sich nicht enthalten konnte, warnend ihren Zeigefinger zu erheben; doch sagte sie dabei: »Daß Fräulein Gerhold immer geschmackvoll und reizend angekleidet erscheint kann man ihr nicht absprechen – was meinen Sie zu ihr? – Lassen Sie uns zum Schlusse kommen, meine Damen!«

»Sie ist im gewöhnlichen Leben ein wenig auffallend,« meinte die Baronin Hardenberg; »auch spricht sie viel und verschweigt nicht gern eine pikante Bemerkung.«

»Aber man sagt, sie sei außerordentlich amüsant, und daß sie tadellos angezogen ist und sich vortrefflich schminkt, muß man ihr lassen.«

»Also bitten wir Fräulein Gerhold, wenn es den Damen recht ist,« sagte die Gräfin Blendheim, und da hierauf keine Einwendungen mehr vorgebracht wurden, erlaubten sich die Herren, lachend der unparteiischen und strengen Präsidentin ihre Bewunderung auszudrücken. Rodenberg, der herbeigerufen wurde, vernahm anscheinend mit großer Gleichgültigkeit, daß die Wahl der jungen Damen für eine freundliche Hülfe bei den lebenden Bildern auf Fräulein Leonie Gerhold gefallen war, und ließ sich von der Gräfin Blendheim beauftragen, die junge Künstlerin hiervon in Kenntniß zu setzen.

Mit einer Verbeugung zurücktretend, sprach er dann zu sich selber: »Mehr konnte ich nicht für sie thun, und ich bin überzeugt, daß sie es sich zum Nutzen machen wird, vor diesem ausgesuchten Kreise von jungen Damen plaudern zu dürfen, und daß sie über ihren Intendanten, über Capellmeister und Capellmeisterin und verschiedene Colleginnen Pikantes genug liefern wird, um sich so als ein von Intriguen verfolgtes schutzloses Lamm darzustellen.«

Ein Lakai trat in diesem Augenblicke an ihn heran, um ihm die Meldung zu machen, daß Seine Königliche Hoheit in dem nächsten Augenblicke eintreten würde.

Gleich darauf wurden die Flügelthüren des Saales geöffnet und der Fürst trat in Begleitung einiger Herren ein.

XLIII. ICH WERDE NICHT MIT DIR, DU SÜSSE, RECHTEN!

Seine Königliche Hoheit gingen, ohne viel nach rechts oder links zu schauen, mit sehr aufrechtem Gange, aber

etwas verlegener Miene gerade auf die Gräfin Blendheim los, reichten ihr die Hand und sagten alsdann: »Es ist sehr gütig von Ihnen, Gräfin, daß Sie so freundlich sind, die Beschützerin dieser jungen Damen zu machen.«

Die jungen Damen, welche rings im Kreise herumstanden, bedankten sich für ihre Erwähnung durch einen tiefen Knix.

»Und daß Sie,« fuhr der Fürst fort, »auch dabei die jungen Herren ein klein wenig im Auge behalten.«

Die jungen Herren bedankten sich hierauf durch eine tiefe Verbeugung ebenfalls, und nur einer derselben, der wohlgelitten war and sich schon etwas herausnehmen konnte, erlaubte sich die Bemerkung, daß die Gräfin außerordentlich streng sei und die ganze Sache zu ernsthaft nehme.

Worauf sich Seine Königliche Hoheit die Hände rieben und diese Aeüßerung des Wohlgelittenen ganz außerordentlich amasant fanden.

»Wo ist Rodenberg?« fragte der Fürst.

»In Eurer Königlichen Hoheit Befehl,« sagte jener, jetzt erst in den Kreis tretend, der sich um den Theetisch versammelt hatte.

»Wie weit sind wir, lieber Rodenberg?«

»Wir haben die lebenden Bilder einmal durchgegangen, aber mit der Decorationsprobe auf Eure Königliche Hoheit gewartet.«

»Das ist mir sehr angenehm – ich habe mich den ganzen Tag darauf gefreut – glauben Sie, daß die Decorationen gelingen werden?«

»Ich bin davon überzeugt!«

»Unser Hoftheater-Intendant, den ich mitgebracht habe, ist es nicht so ganz – nun, wir wollen sehen, wer Recht behält, die alte oder die neue Zeit.«

»Eure Königliche Hoheit thun mir Unrecht, wenn Sie mich als Gegner der neuen Zeit bezeichnen,« sagte der Hoftheater-Intendant Freiherr von Wurzen, ein schon älterer Herr mit einer gelben Weste und einer weißen Halsbinde, »ich bin nur dafür, das Alte nicht eher wegzuwerfen, bis man sich von dem Besseren des Neuen hinlänglich überzeugt hat.«

»Davon wollen wir uns gerade überzeugen,« gab der Fürst heiter lächelnd zur Antwort; »kommen Sie, Rodenberg, ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Seine Königliche Hoheit wandte sich nach diesen Worten rasch um, der Kreis der Damen und Herren, die ihn umgaben, öffnete sich schnell und ehrfurchtsvoll, ihn mit Rodenberg durchlassend, worauf er den jungen Mann am Arme nahm und mit ihm nach dem anderen Ende des Saales ging.

Die Zurückbleibenden schauten den Beiden mit sehr verschiedenem Ausdrücke in Blicken und Mienen nach; einige lächelten mit gleichgültiger Sanftmuth, als zeige sich ihnen ein gewöhnliches und durchaus nicht unerwartetes Schauspiel; andere sahen befremdet drein und suchten fragend die Blicke ihrer Nebenstehenden. Seine Excellenz, der Herr Ober-Hofmarschall, welcher neben seine Tochter getreten war, flüsterte derselben achselzuckend hinzu: »Kann man sich wohl noch auf das Wort

von Jemandem verlassen, selbst wenn dieser Jemand zu den höchstgestellten Personen gehört? – Nein, wahrhaftig nein! Den Aeußerungen nach, die mir heute Morgen gemacht wurden, hätte ich gewiß denken müssen, man scheue sich nicht, etwas von einer beginnenden Ungnade durchblicken zu lassen, und nun *bras dessus, bras dessous* – man muß sich in Acht nehmen, man muß nicht leichtsinnig sein, noch weniger aber leichtsinnig vertrauen, am allerwenigsten aber leichtsinnig reden, *ma chère*, und darin bist Du zuweilen recht stark – mache es doch wie ich und behalte Deine Abneigung für Dich – er müßte schon verflucht gescheit sein, wenn er mich nicht für einen zuverlässigen Freund halten wollte!«

»Ich hasse ihn!« zischte die Baronin Hardenberg.

»Ich weiß das,« entgegnete Seine Excellenz in sehr gleichgültigem Tone; »Du hassest ihn aber nicht aus höheren Rücksichten, nicht aus Gründen der Politik – ein Mädchenhaß.«

Der Darsteller des Königssohnes in den lebenden Bildern, der lange, blonde Graf, wandte sich an den Baron Hund vom Höllensteine und sagte ihm in ärgerlichem Tone: »Wie oft die besten Nachrichten täuschen – ich hätte eine Million gewettet gegen eine Bratkartoffel, daß der da hinten nicht mehr der liebe Rodenberg des Fürsten gewesen wäre!«

»Und deßhalb nannten Sie ihn: Mein Lieber–r–r?« gab der Baron Hund lachend zur Antwort.

»Was wollen Sie, ein Diplomat muß zu nuanciren verstehen und sich dabei doch *retiré* halten – er konnte das ›Mein Lieber‹ nehmen, wie er wollte.«

»Aber er nahm es, wie Sie es meinten, denn, *mon cher, c'est le ton, qui fait la chanson.* –«

Seine Königliche Hoheit waren am Ende des Saales in eine Fensternische getreten und sagten zu Rodenberg, der vor ihm stand. »Unsere lebenden Bilder müssen reusiren, müssen glänzend ausfallen!«

»Ich wünsche das auch, da es der Wunsch Eurer Königlichen Hoheit ist, und nebenbei meinem Decorateur zu Liebe, der gewiß zeigen wird, daß er 'was Rechtes versteht.«

»Nebenbei, Rodenberg – ja, nebenbei, lieber Rodenberg, ist es mir aber um die Sache selbst zu thun; ich glaube, daß die lebenden Bilder eine große Zukunft haben und daß, wenn man sie in verständige Verbindung mit unserer gewöhnlichen Oper oder mit dem Melodrama, selbst mit Lustspielen bringt, daraus etwas ganz Neues und Ausgezeichnetes entstehen könnte; ich beschäftige mich sehr damit – vielleicht zu sehr – meine Mutter beliebt das zu sagen, und meine Minister erlaubten sich in dieser Beziehung Anspielungen. Ich war heute Morgen allerdings etwas zerstreut bei ihrem Vortrage – ich dachte darüber nach, ob wir nicht den Versuch machen sollten, Dornröschen sich im letzten Bilde erheben zu lassen, um das Ganze mit einer Aussprache an das Publikum zu beschließen.«

»Die Baronin Hardenberg als Dornröschen?« fragte Rodenberg in einem Tone des Zweifels.

»Ich weiß wohl,« entgegnete der Fürst mit einer ungeduldigen Bewegung – »wir wollen froh sein, wenn sie sich glücklich hinaushilft, ohne den Mund aufzuthun – ich hätte gern die kleine Tellin genommen.«

»Ich auch.«

»Daran ist nun nichts mehr zu ändern, und wenn meine Mutter zuschaut, so thut sie es nur, weil ihr Liebling die Hauptrolle hat – aber es wäre schön gewesen, wenn wir einen Schritt hätten thun können zur Verwirklichung meiner distinguirten Idee, lebende Bilder mit Oper oder Lustspiel zu verbinden – finden Sie nicht auch?«

»Gewiß,« gab Rodenberg etwas zerstreut zur Antwort.

»Ich weiß gar nicht, was meine Mutter und was meine Herren Minister wollen – man sollte es anerkennen, wenn ich mich bemühe, einen neuen Styl, um mich so auszudrücken, für dramatische Werke zu finden, wie man zum Beispiel einen neuen Baustyl findet – habe ich nicht Recht?«

»Eure Königliche Hoheit haben allerdings Recht,« entgegnete der junge Maler, »sich in Ihren Freistunden mit so etwas zu beschäftigen; doch darf ich mir wohl allerunterthänigst die Bemerkung erlauben, daß Ihre Herren Minister so wichtige Dinge zum Vortrage bringen, daß denselben wohl eine ungetheilte . . . «

»Aufmerksamkeit,« erwiderte der Fürst in gelangweiltem Tone, »zu Theil werden sollte – o, ich weiß, was Sie

sagen wollen, und es könnte mich fast verdrießen, daß Sie immer und ewig auf so etwas zurückkommen!«

»Es ist aber doch das Wichtigste!«

»Aber auch das Langweiligste und geht auch so – wofür habe ich meine Herren Minister – wofür habe ich meinen Staatsrath – Soll ich vielleicht für sie arbeiten? – Doch lassen wir das jetzt – in diesem Augenblicke habe ich eine Freistunde – will ich eine Freistunde haben – das werden Sie mir doch wohl erlauben – nicht wahr, mein lieber Herr Rodenberg?«

Dieses Einschieben des ›Herrn‹ zwischen Beiwort und Namen war immer der Anfang eines beginnenden Unwillens, und da Rodenberg aus Erfahrung wußte, daß er sich denselben doch unnöthiger Weise zuziehen wurde, so sagte er lachend: »Verzeihen mir Eure Königliche Hoheit, man wirft mir immer vor, ich gebe so oft einen schlechten Rath, daß ich mir wohl einmal erlauben könnte; einen ausgezeichnet guten mitzuthemen!«

»Ja, ja, und ich glaube, daß Sie Recht haben. Aber lassen wir das jetzt und beginnen wir unsere Proben; ich freue mich wie ein Kind darauf – also die Decorationen sind in der That gelungen?«

»Dafür kann ich stehen.«

»Und sonst nichts Neues?«

»Nichts von Wichtigkeit: die jungen Damen unter Vorsitz der Frau Gräfin von Blendheim haben den Beschluß gefaßt, Fräulein Leonie Gerhold zu bitten, ihnen bei der Toilette behülflich zu sein – wenn Eure Königliche Hoheit nichts dagegen haben.«

»Durchaus nichts – ich mag die kleine Person wohl leiden – *elle est si amusante – si drôle.*«

»Und eine so vortreffliche Sängerin.«

»Gewiß, gewiß.«

»Unbegreiflich, daß man sie verfolgt und ihr die besten Rollen nimmt!«

»Wer verfolgt sie? Wer nimmt ihr ihre Rollen?«

»Ich nenne nicht gern Namen – doch möchte ich Eure Königliche Hoheit ganz ergebenst bitten, an geeigneten Orten nur den Wunsch auszusprechen, daß die kleine Gerhold die Rolle als Orsini in der Lucrezia behalten möge.«

»Das will ich recht gern thun; aber Sie wissen, daß mein Intendant ein großer Herr ist, mit dem ich nicht gern Kirschen esse, er liebt es sehr, uns anderen armen Leuten nur die Stiele und Steine zu lassen – und Gründe weiß er vorzubringen – nun, ich denke, gerade wie meine Mutter – aber Ihnen zu Gefallen will ich den Wunsch aussprechen; doch wollen wir froh sein, wenn wir unseren Decorationsmaler glücklich durchbringen – und nun vorwärts – lassen Sie einige Sessel, drei, vor's Proscenium stellen, für mich, für meinen Oheim und für die Gräfin Blendheim – die Anderen können das stehend anschauen.«

Rodenberg trat mit einer tiefen Verbeugung zurück, traf die befohlenen Anordnungen und begab sich dann hinter den Vorhang.

Die Probe begann, nachdem sich der Fürst über die Einrichtung des Prosceniums und die Aufstellung der lebenden Pflanzen so wie über den so kunstvoll sich öffnenden Vorhang lobend ausgesprochen. Dann erschien das erste Bilde das Gemach der alten Frau, wo Dornröschen dem Spinnen zusieht, sich an der Spindel verletzt, um alsdann in den hundertjährigen Schlaf zu fallen. Da Fräulein von Tellin abermals die alte Frau machte, so glaubte der Fürst, man habe das Bild falsch gestellt, und war schon im Begriffe, die gelbe Tochter des Ober-Hofmarschalls auf's gröblichste zu beleidigen, als ihm die Gräfin Blendheim noch zu rechter Zeit lachend zuflüsterete: »Ich bitte unterthänigst, leise zu reden; Fräulein Tellin ist nur aus Gefälligkeit für die Baronin von Stockhausen eingetreten.«

»Ah so,« erwiderte der Fürst in sehr heiterer Laune und eben so leise; »bei meinem Worte, ich habe schon geglaubt, die Hordenberg mache die alte Frau und sei falsch gestellt worden – es wäre auch so ganz vortrefflich gegangen.« – Dann schaute er hinter sich und rief dem Hoftheater-Intendanten zu: »Das zweite Bild ist es, wo wir diese ausgezeichneten Decorationen zu sehen bekommen wetden; geben Sie Achtung, genau, aber unparteiisch.«

Das zweite Bild stellte einen dichten Wald vor beim ersten Grauen des Tages: rechts aus einer Anhöhe lagerte der Königssohn mit seinem Jagdfolge, er selbst lehnte am Stamme einer riesenhaften Eiche und schaute in ein Thal, welches sich im Hintergrunde ausbreitete und aus

dem man nebelhaft eine bis jetzt noch unbekannte Masse emporsteigen sah – waren es Baumgruppen – waren es Gebäude – waren es Felsen? – Unmöglich, dies jetzt schon bei den tiefen Schatten, in die das Thal gehüllt lag, so wie bei dem kaum anbrechenden Tageslichte zu erkennen; hoch oben in der Luft glänzte ein einsamer Stern.

»Das ist der Stern der Liebe,
Den ich da flimmern seh'«

recitirte Prinz Heinrich, worauf ihm der junge Fürst nicht ohne Beziehung erwiderte: »Ganz gewiß, lieber Oheim, aber mir scheint, er ist im Begriffe, zu verschwinden.«

Und so war es auch. –

Der Stern erblaßte eben so langsam und allmählich, wie sich die Landschaft aufzuhellen schien; man sah förmlich, daß der Morgenduft wie von einem frischen Winde dahingetrieben dem Thale entlang floh und langsam verschwand vor dem anbrechenden Tageslichte, das, mit der größten Natürlichkeit und den sanftesten Uebergängen Berg und Thal erhellend, jetzt deutlich sehen ließ, daß das, was sich aus dem Hintergrunde erhob, ein altes, großartiges, mächtiges Schloß war, welches aber auf die wunderbarste und wunderlichste Weise eingehüllt erschien in Laubmassen und Schlingpflanzen – wie mit grünen Schleiern war es zugedeckt, und nur hier und da sah man eine Fensteröffnung hervortreten, einen Theil der Mauerzinnen, die Spitzen der Dächer über riesenhaften Baumkronen und den oberen Theil der großen Treppe, welche sich in einem zierlichen Bogen von einem

Felsenvorsprünge auf die Höhe einer ausgedehnten Terrasse schwang.

Hierbei war aber Alles: Malerei, Beleuchtung, von so vollendeter Wirkung, daß man hätte glauben können, durch einen großen Bogen in's Freie zu sehen; da waren die Abstufungen des Lichtes so fein gewählt und durchaus nicht störend, da war es, als könne man sehen, daß sich nun links im Thaleinschnitte die Sonne erhebe und mit ihren glänzenden Strahlen das alte Mauerwerk vergolde, daß seine Fenster strahlten, daß seine Metalldächer zwischen dem überwuchernden Grün röthlich glänzten, daß die Wetterfahne aus dem Hauptthurme wie ein leuchtender Punkt aussah, daß das ganze versammelte Publicum, der Fürst zuerst, in einen lauten Ruf der Bewunderung ausbrach und so anhaltend applaudirte, wie es nur ein Parterre von gewöhnlichen Kunstenthusiasten zu thun im Stande ist.

»Ich muß gestehen, das ist das Schönste in Decorationen, was mir bis jetzt vor Augen gekommen – habe ich Recht?« wandte er sich an den Hoftheater-Intendanten:

»Allerdings, von großer Wirkung, doch muß ich gestehen, etwas zu sehr Diorama.«

»Pah, das ist mir ganz gleich, wenn ich damit nur erreiche, was ich erreichen will!«

»Ob aber ein ähnlicher Effect bei unseren gewöhnlichen Theatereinrichtungen zu erreichen ist, wäre doch eine andere Frage.«

»Gewiß, Herr Baron,« hörte man hier die Stimme Rodenberg's, welcher leise in den Kreis hinter den Fürsten

getreten war; »der Decorationsmaler Schlegel, welcher diese Decorationen gemalt und ausgestellt hat, verpflichtet sich, ohne viel Mühe und große Kosten etwas ganz Aehnliches auf der Hofbühne herzustellen.«

»Er verpflichtet sich allerdings,« sagte der Hoftheater-Intendant in scharfem Tone; »ob er aber dieser Verpflichtung nachkommen kann?«

»Aufmerksamkeit, meine Herren,« rief der Fürst, »unser Bild ist noch nicht zu Ende – bis jetzt sah man nur die Decoration, doch tritt nun das lebende Bild in seine Rechte; sehen Sie, wie prachtvoll der Glanz des Morgens das Gesicht unseres Königssohnes erhellt, wie er erstaunt und forschend hinüberschaut – vortreffliche Stellung – und das Jagdgefolge – wie malerisch geordnet – ah, ausgezeichnet – wunderschön!«

Jetzt stand das Bild in der That in vollem Glanze und bot eine solche Fülle von Licht, gab Alles mit einer so unbeschreiblichen Klarheit, daß man erstaunt sein mußte, wie es möglich sei, eine solche Lichtmasse wirken zu lassen – dann schloß sich der Vorhang mit einer frischen Jagdfanfare.

Für die Eingeweihten war das Räthsel einfach zu lösen; Rodenberg hatte dafür Sorge getragen, daß der Saal durch Auslöschung einer Menge Kerzen verdunkelt war, und Schlegel hatte die glänzende Nachmittagssonne zu Hülfe genommen und durch ihre glühenden Strahlen, die er im Hintergrunde der kleinen Bühne durch ein geöffnetes Fenster einfallen ließ, diese zauberhafte Wirkung hervorgebracht.

Darin lag allerdings etwas von den Kräften, deren sich das Diorama bedient, wie der Freiherr von Wurzen ganz richtig bemerkt; doch waren in diesem Falle die Mittel gleichgültig, da der Zweck erreicht war.

Seine Königliche Hoheit sagten in sehr bestimmtem Tone: »Schon nach dieser Probe von der Kunst Ihres Empfohlenen wäre es unverantwortlich, einen so talentvollen jungen Künstler wieder ziehen zu lassen – ich hoffe, man ist meiner Ansicht – doch fahren wir fort!«

Das dritte Bild: ein schattiger Laubgang, an dessen Ende man von einem einfallenden Sonnenstrahle den Eingang zum inneren Schlosse beleuchtet sah.

»Bravo – bravo! – Außerordentlich schön! – Auf Ehre, räuberhaft!«

Und eben so wurden die anderen Bilder, in denen nun die Personen mehr in den Vordergrund traten, durch rauschenden Beifall belohnt – vor Allem das Schlußtableau: das Gemach der Prinzessin, wo die reiche Ausschmückung, die Pracht des Geräthes und der Tapeten in wunderbaren Einklang gebracht war mit der malerischen Zerstörung, die sich nach hundertjähriger Verödung zeigte durch eingedrungene Schlingpflanzen, die alles mit Grün umspinnen, so wie durch weiche, glänzende Moose, welche die Steinverzierungen bedeckten und auf dem Boden einen förmlichen Teppich bildeten. Und wie war hier wieder das einfallende Licht benutzt, glänzte es doch fast nur auf dem Lager der Prinzessin, so daß sie wie von einer Strahlenglorie umgeben ihrer Erweckung entgegenräumte!

Nach einem letzten rauschenden Beifalle erhob sich der Fürst, und sich halb gegen Rodenberg, halb gegen den Hoftheater-Intendanten wendend, sagte er: »Lassen Sie Ihren Zauberer hervortreten, ich muß ihm selbst meinen Dank sagen, so wie den Wunsch aussprechen, seine Kunst auch künftig verwenden zu dürfen.«

»Wollten Eure Königliche Hoheit mir nicht erlauben, vorher noch einige Renseignements einzuziehen oder mir wenigstens überlassen, mit dem jungen Manne in Unterhandlung zu treten, ehe Eure Königliche Hoheit ihm vielleicht Hoffnung machen?«

Der Fürst warf unmuthig den Kopf empor, während er dem Sprecher in einem trockenen Tone in die Rede fiel: »Wie so, Hoffnungen machen? Davon kann gar nicht die Rede sein, sondern ich will ihn bei mir behalten – ich will!«

Einen Augenblick darauf stellte Rodenberg den jungen Künstler vor, der vom Fürsten auf's beste empfangen wurde, dem derselbe seinen Dank aussprach und alsdann hinzusetzte: »Der Hoftheater-Intendant soll durch Rodenberg die Wünsche erfahren, unter denen Sie bei uns bleiben wollen, und ich werde dafür sorgen, daß Sie bald einer der Unserigen sind – nochmals meinen besten Dank!«

Rodenberg drückte seinem Schützlinge herzlich die Hand und beeilte sich, ihn einigen Herren und Damen vorzustellen, von deren Wohlwollen für sich selber, also auch für den Anderen er überzeugt sein zu können glaubte. Auch hier empfing Schlegel Worte der Anerkennung,

und man freute sich, ein Talent zu besitzen, das im Stande sei, an manchem alten Schlendrian zu rütteln.

Der Adjutant des Prinzen Heinrich, welcher in den vergangenen Jahren nicht nur viel stärker, sondern auch Oberst geworden war, drückte am herzlichsten seine Freude aus, einen so außerordentlichen Künstler persönlich kennen zu lernen: »Fragen Sie Rodenberg, wie gern ich mich in Ihren Kreisen bewege – wie glücklich ich bin, da ein freies Wort zu hören, eine frische Ansicht – und auch noch aus anderen Gründen bin ich entzückt, daß Sie bei uns bleiben, als der Fürst zuerst über Sie und dann zu Ihnen sprach, sahen wir Gesichter, nicht wahr, Rodenberg, die so vergnügt aussahen, als sei man im Begriffe, ihnen einen hohlen Zahn auszuziehen – trichinenhaft, auf Ehre! – Ich hoffe, Sie besuchen mich,« sagte er zu Schlegel und wandte sich alsdann an Rodenberg, dem er zuflüsterte: »Ich glaube, der Prinz will Sie nachher auf einen Augenblick sprechen, wenn er es nicht vergessen hat, was er Ihnen sagen möchte; auf alle Fälle treten Sie ihm in den Weg, wenn er fortgeht.«

»Rodenberg!« rief es aus dem Saale herüber.

»Gehen Sie, der Fürst ruft Sie – schmieden Sie Ihr Eisen, so lange es warm ist, das ist der Rath eines guten Freundes – aber Sie thun es doch nicht – Sie können es nun einmal nicht lassen, für alle Welt die Kastanien aus dem Feuer zu holen!«

»Also halten Sie mich für dumm?« sagte Rodenberg, indem er lachend hinübereilte.

»Nein, nein, aber für räuberhaft gutmüthig und für trichinenhaft bescheiden!« –

»Sie baten mich vorhin um etwas,« fragte der Fürst, welcher mit der heitersten Miene und die Hände reibend die Decoration des Prosceniums betrachtete, den Herbeieilenden – »was war das doch?«

»In Betreff der kleinen Gerhold.«

»Richtig, aber das ist schlimm, noch einmal mit dem Intendanten anzubinden – wir haben ihm schon stark auf den Fuß getreten.«

»Das kommt auf meine Rechnung.«

»Und so meinen Sie, ich solle die Gerhold über mich nehmen? – Wäre nicht so übel – aber Sie können meine Grundsätze, und ich möchte nicht gern in's Gerede kommen – gerade jetzt nicht.«

»So darf ich mir vielleicht erlauben, in diesem Falle Eure Königliche Hoheit zu bitten, mich als ganz unverschämten Bittsteller und Querulanten zu bezeichnen – ich habe schon so viel auf meiner Rechnung, daß mich das Bischen mehr auch nicht unglücklich macht.«

»Meinetwegen, und Sie haben Recht, im Grunde sind Sie auch ein unruhiger Querulant, aber nur im Interesse Anderer – denken Sie nie an sich selber?«

»Gewiß, Eure Königliche Hoheit, und dann habe ich allerdings einen sehnlichen Wunsch.«

»Und welcher ist das? Ich wäre begierig, ihn kennen zu lernen.«

»Daß Eure Königliche Hoheit gegen mich so gesinnt bleiben, wie bisher!«

»Ich glaube, davon können Sie überzeugt sein,« entgegnete der Fürst. – Doch können wir nicht verschweigen, daß er bei diesen Worten dem jungen Manne nicht so offen und frei in's Gesicht schaute, als er sonst wohl zu thun pflegte; auch sagte er etwas hastig: »Kommen Sie, ich will jetzt mit Wurzeln reden.«

Der Hoftheater-Intendant war klug genug, auf seiner Stirn auch nicht mehr die geringste Falte sehen zu lassen, ja, er lächelte wohlwollend und heiter, als der Fürst mit Rodenberg auf ihn zutrat, und sein Blick verdüsterte sich auch dann nicht, als ihm der Fürst mit lachendem Munde sagte: »Wir kommen mit einer Bitte zu Ihnen, eigentlich Rodenberg – es betrifft die kleine Gerhold, gegen die Sie ja so außerordentlich hartherzig sein sollen – was ich in der That nicht begreifen kann.«

Jetzt flog ein leichter Schatten über das Gesicht des Hoftheater-Intendanten, doch blieb in seinen Mundwinkeln immer noch ein kleines Lächeln stehen, unter dessen Einfluß er zur Antwort gab: »Hartherzig bin ich gewiß nie, mein allergnädigster Herr, aber stets gerecht.«

»Nennen wir es meinetwegen so, doch hat auch die strenge Gerechtigkeit ihre Grausen, und gegen eine schöne Sängerin darf man wohl zuweilen milde sein – was hat denn die kleine Gerhold verbrochen?«

»Durchaus nichts, Königliche Hoheit – ich sah mich nur veranlaßt, ihr ein paar Rollen zu nehmen, für die ihre Stimmlage nicht recht paßt.«

»Aber Sie haben ihr den Orsini genommen, für den sie so vortrefflich paßt.«

»In der äußeren Erscheinung vielleicht.«

»Gewiß, und ihr Trinklied sang sie allerliebst.«

»Ich mußte diese Rolle einem neuen Mitgliede geben, Königliche Hoheit, Fräulein Berger, welche als Altistin engagirt ist; ihre Stimme ist schön und stark.«

»Aber sie selbst ist häßlich und mager, und ich hätte in der That lieber die Gerhold gesehen.«

»Eure Königliche Hoheit sehen mich untröstlich,« sagte der Hoftheater-Intendant, indem er seine Hände demuthvoll zusammenlegte – »untröstlich – aber es würde dieses neu eingetretene Mitglied außerordentlich kränken, wenn man ihm eine übertragene Rolle wieder abnähme!«

»Aber es kränkt ein schon länger engagirtes Mitglied nicht minder, wenn man ihm eine Rolle nimmt, in der es vortrefflich ist,« erlaubte sich Rodenberg einzuwerfen, wofür ihn ein sprühender Blick des Freiherrn von Wurzen belohnte, worauf dieser sich gegen den Fürsten wendend sagte:

»Eure Königliche Hoheit sind gewiß nicht dafür, ein neues, vortreffliches Mitglied auf diese Art zu kränken!«

»Gewiß nicht – haben Sie denn die Lucrezia auf dem Repertoire?«

»Sie soll sogar am nächsten Sonntage gegeben werden.«

»Eine Oper, die ich überhaupt nicht besonders mag,« meinte der Fürst achselzuckend – »man könnte das ja ändern.«

»Es ist unangenehm, ein Stück abzuändern,« entgegnete der Hoftheater-Intendant.

»Eine sehr richtige Bemerkung des Herrn Barons,« warf Rodenberg in zustimmendem Tone ein, »denn auch das Publikum empfindet auf's unangenehmste diese beständigen Abänderungen.«

»Ja, das ist wahr,« stimmte der Fürst bei, »in Abänderungen sind wir stark; man hat mir neulich eine Liste vorgelegt, ich weiß nicht mehr, wer, aus der ich ersehen, daß man ein Stück nicht nur selten an dem Abende gibt, an dem es auf dem Repertoire stand, sondern daß oft zwei bis dreimal geändert wird, ehe wir überhaupt etwas zu sehen bekommen.«

»Oh weh,« dachte Werdenberg, »die Liste kommt auch auf meine Rechnung – für Leonie ist heute nicht viel mehr zu machen – vielleicht helfen wir uns auf eine andere Art.«

Und als nun der Fürst sagte: »Ist es nicht so, Rodenberg?« Und dann zu dem Ober-Hofmarschall, der hinzutreten war: »Nicht wahr, Excellenz, wir leiden Alle sehr unter den ewigen Veränderungen!« so konnte sich der junge Mann nicht enthalten, zu antworten: »Ja, es ist so, und deßhalb lasse ich meine Bitte fallen, um mich nicht auch der Schuld theilhaftig zu machen, eine neue Abänderung afs dem Gewissen zu haben.«

»Uebrigens hatten wir gestern eine brillante Vorstellung« sagte der Fürst in seiner Gutmüthigkeit, ehe er sich abwandte, – »Adieu, meine Herren!«

Er verließ den Saal, und hierauf stob Alles mit der größten Eilfertigkeit aus einander!

Einer der Letzten war Prinz Heinrich, dem Rodenberg dienstfertig die große Flügelthür zur angränzenden Gallerie öffnete, über welche derselbe in seine Wohnung gelangen konnte. Ehe der Prinz aber den Saal verließ, blieb er stehen, schaute dem jungen Manne einen Augenblick fest in's Gesicht und sagte nach einigem Besinnen: »Beinahe hätte ich wieder vergessen, was ich Ihnen schon seit einigen Tagen sagen wollte; kommen Sie einen Augenblick mit mir, wenn Sie Zeit haben. Guten Abend, Werdenberg – ich danke Ihnen!«

Nachdem der Prinz und Rodenberg hierauf die Gallerie, sowie ein paar Corridore durchschritten, gelangten sie zu den Gemächern des Prinzen und hier in ein kleines, behaglich eingerichtetes Cabinet, das mit Kunstsachen in seltenen Bronzen, Elfenbeinschnitzereien, alten Waffen angefüllt war, dessen reichste Verzierung aber in einem wundervollen Bilde von Murillo bestand, welches über einem breiten Divan hing.

Hier ließ sich der Prinz nieder und bedeutete dem jungen Manne, sich auf einen kleinen Fauteuil zu setzen, der an der Seite stand; dann lehnte er sich in die Ecke des Divans zurück, faltete seine dünnen, weißen Finger in einander, und als er hierauf seine Augen schloß und den Kopf hinabsinken ließ, wurden die Züge seine Gesichtes schlaff, und er sah alt, recht alt aus.

Die Jahre, welche zwischen jenem Carneval in Köln und dem heutigen Tage lagen, waren an Seiner Königlichen Hoheit nichts weniger als spurlos vorübergegangen, und gerade daß er sich außerordentliche Mühe gab, dies seine gewöhnliche Umgebung nicht merken zu lassen, veranlaßte ihn zu einer Kraftverschwendung, auf die dann häufig eine ähnliche Abspannung folgte.

Er war plötzlich eingeschlafen, und Rodenberg, welcher vor ihm saß, wartete, die Arme über einander geschlagen, geduldig, wartete recht gern und wartete mit Liebe auf das Wiedererwachen seines Gönners und Freundes.

Ja, das Letztere war er ihm in vollem Maße gewesen, seit er den jungen Mann an den Hof gebracht, seit er seine ersten Schritte geleitet und seitdem er ihm alsdann immer noch durch gute Winke, auch zuweilen noch durch leise Ermahnungen bei seinem Fortkommen behülflich war. Und dabei war er ehrlich genug gewesen, dem jungen Maler damals die beiden Wege zu zeigen, welche vor ihm lagen, um auf dem einen mit Sicherheit, aus dem anderen vielleicht eine glänzende Carrière zu machen. Der letztere war der Weg des Künstlers, ein mühsamer, dornenvoller und weniger lohnender Weg, und ihn hätte auch Rodenberg unbedingt eingeschlagen, wenn ihm bei dem anderen nicht ebenfalls ein künstlerisches Streben möglich gewesen wäre und wenn er hier nicht die Aussicht gehabt hätte, rasch die sogenannten Höhen des menschlichen Lebens zu erklettern.

Weßhalb es ihn da hinaufzog, wissen wir bereits und wollen auch nicht verschweigen, daß der natürliche Ehrgeiz des sterbenden und mit dem Leben kräftig ringenden jungen Mannes es vorzog, sich jener starken Hand anzuvertrauen, die ihn rasch aufwärts führte, als in der mühevolleren Künstlerlaufbahn einem Pfade zu folgen, der vielleicht doch nur die höchste Höhe umkreiste, statt auf ihre Spitze zu führen.

Dabei war sein Beschützer für ihn gleich gut, gleich besorgt geblieben, hatte ihm weder Lob noch Tadel gespart, hatte ihn über eingebildete Gefahren beruhigt, ihm dagegen wohl wirkliche Klippen und Abgründe gezeigt.

Daß eine der gefährlichsten Klippen in der Abneigung lag, welche die Mutter des regierenden Herrn gegen Rodenberg gefaßt hatte, und daß diese Klippe ihm früher oder später gefährlich werden, ja, seinen Untergang herbeiführen konnte, verschwieg er ihm eben so wenig, als er ihm auch die besten Anleitungen gab, sein gebrechliches Schiffflein zu steuern.

»Meine Schwägerin,« hatte ihm der Prinz öfters gesagt, »welche natürlicher Weise jeden Einfluß eines Anderen auf ihren Sohn, den regierenden Herrn, mit scheellen Blicken ansieht, was ich auch sehr begreiflich finde, bemüht sich in Folge davon, diesen Einfluß so schädlich als möglich darzustellen, deßhalb können Sie überzeugt sein, daß Sie von ihr und ihrem Anhang mit den grellsten Farben als ein Ungeheuer der ersten Classe gezeichnet werden: Sie sind ein Leichtsinniger, der den Fürsten zur Verschwendung antreibt – Sie sind ein Verleumder,

der sich untersteht, nicht nur die edlen Eigenschaften der Frau Fürstin-Mutter zu verkleinern, sondern der es sogar wagt, und das ist noch viel schlimmer, in unehrerbietigem Tone von Allerhöchstderen Kammerfrau und anderen Günstlingen zu reden. – Sie sind dabei ein höchst eigennütziger Mensch, der den Fürsten zu großen Ausgaben veranlaßt, um selbst sein Schäfchen in's Trockene zu bringen – vor allen Dingen aber sind Sie ein lockerer Geselle, der den Fürsten zu allen möglichen Ausschweifungen verführt, und das ist die Klippe, an der Sie stranden werden.«

Rodenberg hatte darauf wohl geantwortet: »Aber alle diese Beschuldigungen sind falsch, wie Eure Königliche Hoheit es wissen und der ganze Hof, vor Allen aber der Fürst.«

Und Seine Hoheit hatten ihm dann mehr als einmal lächelnd erwiedert: »Wer das wissen will, muß es allerdings wissen – aber wie können Sie die Leute zwingen, wie können Sie sie überreden, von Ihnen etwas Gutes zu glauben?«

»Aber was ich geleistet, was ich gethan, was an schönen und großen Einrichtungen auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit durch meine Hand entstanden – wie kann man etwas verneinen, etwas abläugnen, was vor aller Welt Augen liegt?«

»Die Sache an sich wird man Ihnen auch nicht abläugnen – aber wissen Sie, aus welchen Motiven Sie gearbeitet? Vor allen Dingen, um den Fürsten auf eine angenehme Weise zu beschäftigen, um ihn von ernsten Dingen

abzubringen, seinen Neigungen zu schmeicheln und sich unentbehrlich zu machen – aus Eitelkeit, um sich einen Namen zu erwerben, dann, um andere Leute Ihrer Klasse zu protegieren und emporzubringen, endlich, und das ist die Hauptsache, um sich auf unrechtmäßige Weise ein großes Vermögen zu sammeln.«

»Schändlich, abscheulich!« hatte Rodenberg geantwortet und dann mit bitterem Lächeln hinzugesetzt: »Leider vermag ich nur zu gut zu beweisen, daß, wenn ich heute den Dienst Seiner Königlichen Hoheit des Fürsten verlasse, meine erste und sehr schwere Sorge sein muß, die Schulden zu bezahlen, welche ich während dieser Dienstzeit gemacht.«

»Aber was der Pöbel, vornehmer und geringer, über dergleichen Dinge spricht,« hatte der Prinz entgegnet, »eben so, was Ihre Schulden anbelangt, das sind lauter Kleinigkeiten, die hier nicht in Betracht kommen; doch wovor ich Sie nochmals mit vollem Recht warne, das ist die Klippe, von der ich Ihnen vorhin sprach, das ist der Vorwurf, den man Ihnen, und gewiß mit Unrecht, machen wird, durch Anleitung zu Ausschweifungen aller Art auf das Leben des Fürsten eingewirkt zu haben.«

»Daß dieser Vorwurf eine infame Lüge ist, wird der Fürst glänzend beweisen.«

»Und wenn er diesen Beweis glänzend schuldig bleibt?«

»So ist er edel und hochherzig genug, zu sagen: ›Rodenberg war mir bei meinen erlaubten Phantasieen nützlich und behülflich – wir haben als junge Leute heiter

und vergnügt zusammen gelebt, wir haben die Kunst gepflegt und dadurch Künstler in jeder Richtung unterstützt – wir haben allerdings dabei viel Geld ausgegeben, aber auch Schönes geschaffen – wer aber behaupten wollte, Rodenberg habe mich zu unerlaubten Handlungen, zu Ausschweifungen verleitet oder auch nur verleiten wollen, ist ein sehr ehrloser Verleumder und Lügner!« – so wird der Fürst reden, und so muß er reden.«

In diesem Augenblicke erwachte Prinz Heinrich und schaute sein Gegenüber mit einem matten und erstaunten Lächeln an; dann fuhr er mit der Hand über seine Stirn und fragte: »Sprachen Sie so eben zu mir, lieber Rodenberg, oder hat mir das nur geträumt?«

»Meine Gedanken waren wenigstens mit Eurer Hoheit beschäftigt – ich dachte an Ihr Wohlwollen, Ihre Güte, die Sie mir stets bewiesen, an die vortrefflichen Rathschläge, sowie auch an die Warnungen, welche Sie mir ertheilt.«

»Ah ja, ah ja, daran dachten Sie also – Sie sind ein dankbares Gemüth; und ich träumte von dergleichen – ein Traum, der viel Wahrheit enthielt,« setzte er seufzend hinzu – »mir träumte, ich sei alt geworden, sehr, sehr alt, oder noch besser gesagt, mir träumte, ich sei das geworden, wo man aufhört alt oder jung zu sein.«

»Verstehe ich Eure Hoheit recht, so hatten Sie einen Traum, der ein langes Leben verheißt.«

»Man sagt so,« erwiderte der Prinz kopfnickend; »aber daß ich recht alt geworden bin, erkenne ich daraus, daß ich in Ihrer Gegenwart einschliefe – entschuldigen Sie mich!«

»Bedürfen Eure Hoheit eines solchen Wortes gegen mich?« fragte Rodenberg in einem fast vorwurfsvollen Tone. »Und es ist doch so begreiflich, daß Sie ermüdet sind – Sie stehen so früh auf, Sie haben gewiß einen langen Spazirritt gemacht, viel gearbeitet, und dann die Probe lebender Bilder – der dunkle Saal, das macht unwillkürlich schläfrig.«

»Sie sind sehr freundlich, und es fällt mir ja auch nicht ein, vor Ihnen mein Alter abläugnen zu wollen – aber ich habe in der That von Ihnen geträumt, einen für uns Beide nicht sehr angenehmen Traum – ich war nicht mehr im Stande, Ihnen nützlich zu sein – meine Hand über Ihr Haupt halten zu können – wie ich so gern thue,« sagte der Prinz mit weicher Stimme – »und da kam Alles so, wie ich es gefürchtet – doch besser, wir reden jetzt nicht mehr darüber – es war ja nur ein Traum.«

»Gewiß; doch beweist mir auch dieses Leben im Traume, wie freundlich sich Eure Hoheit mit mir beschäftigen.«

Der Prinz hatte sich wieder in die Ecke des Divans zurückgelehnt, hielt seine Hände gefaltet, und während er einen Daumen um den anderen herumgehen ließ, betrachtete er den jungen Mann mit einem langen, freundlichen Blicke, ehe er sprach: »Ich habe Sie gern, lieber Rodenberg, ich läugne das vor Niemanden und spreche es so oft und öffentlich aus, als mir nur möglich ist; Sie haben vortreffliche Eigenschaften, Sie sind anhänglich und dankbar. Doch ist es das nicht allein, was mich zu Ihnen

hinzieht – wenn ich Sie sehe, wenn ich mit Ihnen spreche, so tritt die Zeit, wo ich Sie kennen lernte, mit einer so frischen Lebendigkeit vor mich hin, daß ich auffahre und suchend um mich her schaue, um – um Jemanden anders zu finden – Sie verstehen mich.«

»Gewiß – gewiß.«

»Eigenthümlich, lieber Rodenberg, daß wir uns damals in dem gleichen Gefühle trafen, Sie, der ganz junge Mann, ich schon in vorgerücktem Alter – noch sonderbarer aber, daß ich damals Ihr Gefühl schon erkannte – ohne eifersüchtig zu sein – bei Gott, ich war nicht eifersüchtig, obgleich ich dieses sonderbare Geschöpf liebte, wie ich früher oder später niemals mehr etwas geliebt, und das, glaube ich, war und ist bei Ihnen der gleiche Fall.«

»Es war und ist bei mir der gleiche Fall.«

»Ah, jene Zeit,« rief der Prinz mit einem Blicke des Glückes, »wie war sie so schön – ich fühlte, daß ich noch lieben konnte, daß ich noch hätte glücklich sein können – wenn – wenn – das überhaupt möglich gewesen wäre?«

»Und warum hätte es nicht möglich sein können?« fragte Rodenberg mit leiser Stimme und forschendem Blicke, nachdem er langsam und schwer geathmet.

»Weil – weil – werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich damals die feste Absicht hatte, mich mit jenem wunderbaren Wesen dauernd zu verbinden – daß ich die ersten Schritte dazu that?«

Rodenberg zuckte unwillkürlich zusammen.

»Was wollen Sie? – Sie war eine Marchesa de Monterey, von einem alten, sehr vornehmen Hause, und ich frei und unabhängig genug, um eine morganatische Ehe mit ihr ohne große Schwierigkeiten eingehen zu können – wie gesagt, ich that Schritte dazu – ich ließ ihr einen Vorschlag machen.«

»Den sie ablehnte?« fragte der junge Maler in unbeschreiblicher Spannung.

»Ja, den sie ablehnte – weil ich zu spät kam.«

»A–a–a–ah, weil Sie zu spät kamen – und wie ist das wohl zu verstehen? – liebte denn Sennora bereits einen Anderen?«

»Das glaube ich nicht, dazu hatte es nicht den Anschein.«

»Oder hatte sie bereits ihr Wort gegeben?«

»Mehr als das – ich kam zu spät, da die Marchesa bereits verheirathet war.«

Glücklicher Weise war Rodenberg auf etwas ganz Außerordentliches gefaßt und konnte deßhalb ohne einen Ausbruch des gränzenlosesten Erstaunens die eben gesagten Worte anhören, welche sein Gegenüber aussprach und ihn dabei ruhig und nicht einmal forschend betrachtete. Nur glaubte der junge Mann zu fühlen, daß er auf eine Secunde furchtbar erbleichte und daß ihm im nächsten Augenblicke das Blut gewaltsam zum Kopfe stieg.

»Das überrascht Sie einiger Maßen,« fuhr der Prinz, mild lächelnd, fort – »ging es mir doch im ersten Augenblicke eben so; doch muß ich gestehen, daß ich halb und halb darauf vorbereitet war und daß mir das Verhältniß

der schönen Sennora mit ihrem ehrwürdigen Begleiter beim näheren Betrachten etwas anders erschien, als ein Verhältniß zwischen Oheim und Nichte.«

»Oheim und Nichte,« murmelte Rodenberg, diese Worte mühsam nachsprechend – »sollten Eure Hoheit nicht irren? – Es wäre ja entsetzlich!«

»Entsetzlich fand ich es gerade nicht, nur erschien es mir damals recht störend – recht unangenehm eingreifend in meine Plane; doch habe ich mich getröstet, und wenn ich mich jetzt betrachte und bei mir denke, wie weit während der letzten vergangenen Jahre ihr Alter und das meinige aus einander gegangen wäre, so glaube ich, dem Schicksale sogar danken zu dürfen.«

»Verheirathet – die Marchesa mit Don Jose? – Ah, unmöglich!«

»Sie sind sehr ungläubig, lieber Rodenberg – das macht Ihr glückliches Alter – auf der einen Seite leichtgläubig bis zum Exceß, auf der anderen das nicht glaubend, was wir mit Händen greifen können. – Es wundert Sie wohl,« fuhr der Prinz nach einer kleinen Pause fort, »daß ich bis jetzt nie mit Ihnen darüber sprach – wozu auch? Sie erwähnten nie des Namens unserer reizenden Zaubereerin, und deßhalb schwieg ich aus Zartgefühl, denn Sie werden mir nicht läugnen, daß Sie sehr verliebt in die Marchesa waren.«

»Ich läugne es nicht, und da ich es nicht thue, so werden mir Eure Hoheit verzeihen, daß ich nochmals im Tone des Zweifels frage, ob Sie wirklich überzeugt sind, daß Sennora Juanita mit Don Jose verheirathet war.«

»So überzeugt, als daß Sie vor mir sitzen – aber ich hatte vielleicht auch jetzt noch nicht darüber gesprochen, wenn die Marchesa, die für mich, vielleicht glücklicher Weise, so lange Jahre unsichtbar blieb, in ihrer rastlosen, kometenartigen Künstlerlaufbahn jetzt nicht wieder als ein Stern erster Größe an unserem Horizonte aufzudämmern drohte.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Rodenberg in einem Tone des Erschreckens, wie es unser Herz bewegt, wenn wir uns vor einem Glücke, einer Freude fürchten.

»Auf die einfachste Weise von der Welt – mein Neffe, unser allergnädigster Fürst und Herr, der, wie Sie eben so gut als ich wissen, für das Theater außerordentlich eingenommen ist, hat durch seinen Gesandten schon seit langer Zeit die Marchesa de Monterey zu einem Gastspiele einladen lassen, was aber die vornehme Dame und große Künstlerin bis jetzt dankend ablehnte, da sie in anderen kleinen Städten, wie London, Paris, Petersburg, New-York, zu sehr beschäftigt war.

»Und jetzt?« fragte Rodenberg in athemloser Spannung.

»Scheint sie dem hartnäckigen Ersuchen, ja, Bitten nachgeben zu wollen, um uns hier zu beglücken; doch nur als Concertsängerin, da sie die Bühne nicht mehr betreten zu wollen scheint – he, mein junger Freund, was sagt Ihr Herz dazu?«

»Mein Herz hat so lange geschwiegen,« erwiderte Rodenberg mit einem trüben Lächeln, »daß ich überhaupt

nicht weiß, ob es nicht ganz die Sprache der Liebe verloren hat – dann sagten mir Eure Hoheit ja auch, die Marchesa sei verheirathet.«

»Schäker – das ist allenfalls ein Grund für mich, aber nicht für Sie . . . «

Rodenberg fühlte, wie diese harmlos ausgesprochenen Worte tief schneidend, schmerzend in seine Seele drangen, und ein wilder Ausruf aus verflossener Zeit, der nur noch in Stunden schwerer Traurigkeit aus der Vergangenheit herüber tönte oder vielleicht in seltenen Fällen in Flammenschrift sichtbar seine wirren Träume beunruhigte, klang auf einmal wieder in ihm hell und lebendig: »Fürchten Sie meinen Dolch!«

»Ich weiß, daß die Marchesa Ihnen zugethan war, und glauben Sie mir, ich war anständig genug, keinen Neid darüber zu empfinden.«

»Also Eure Hoheit glauben, sie komme hieher?« fragte der junge Mann wie aus einem tiefen Traume auffahrend.

»Ohne allen Zweifel.«

»Mit – Don Jose!«

»Mit ihrem Gemahl, allerdings, und wenn ich mein altes Herz frage, so ist dasselbe so ruhig geworden, um sich in Erwartung der Marchesa auf einen seltenen Kunstgenuß zu freuen. Daneben wollen wir von vergangener Zeit plaudern und recht herzlich über unsere Jugendthorheiten lachen – Sie doch auch, Rodenberg?«

»Ich weiß das noch nicht ganz genau, ob ich lachen oder – nicht lachen werde; ehrlich gesagt,« fuhr er mit leiser Stimme fort, »ist diese wunderbare Sängerin für

mich immer noch eine Sirene, und wenn ich kann, werde ich ihrem Zaubergesange fern bleiben.«

Der Prinz hatte abermals die Hände gefaltet und blickte nachsinnend auf seine Daumen, welche die erfolglose Jagd um sich herum wieder auf's Neue begonnen hatten. »Eigenthümlich,« sagte er alsdann, »daß Sie von der Nachricht, die ich Ihnen mittheilte, noch nichts gewußt – sprach denn der Fürst nicht mit Ihnen darüber?«

»Mit keiner Sylbe – er erwähnte wohl früher einmal der Sennora de Monterey, sprach auch wohl den Wunsch aus, sie zu hören, gab mir aber nie einen Auftrag in dieser Richtung.«

»A–a–a–ah, ich verstehe – ein kleines gelungenes Manöver meiner hochverehrten Schwägerin – die Marchesa ist nicht nur eine große Künstlerin, sondern auch eine vornehme Dame, die jedem Salon zur Ehre gereicht, die man sogar *en petit comité* empfangen kann und empfangen wird.«

»Ich verstehe nicht ganz, was Eure Hoheit meinen.«

»Sie sind oft ganz erschrecklich unschuldig – begreifen Sie denn nicht, daß man es vermeiden will, die Marchesa von Ihnen hergebenen, von Ihnen eingeführt zu sehen – aber es gefällt mir durchaus nicht, daß der Fürst von dieser Angelegenheit gegen Sie geschwiegen – bemerken Sie sonst eine Veränderung an ihm?«

»Zuweilen glaube ich allerdings eine Zurückhaltung an ihm zu bemerken, doch nur vorübergehend und immer nur gewisse Angelegenheiten betreffend.«

»Und bei welchen Angelegenheiten ist das zum Beispiel? Halten Sie mich wegen dieser Frage nicht für neugierig oder indiscret – ich thue sie nur in Ihrem Interesse.«

»Besonders seine Vermählung betreffend – nach welcher doch so Manches anders werden wird und sich wohl auch meine Stellung ändern kann.«

»Ja, ja,« machte der Prinz nachdenklich, indem er mit dem Kopfe nickte, »da wird sich allerdings Manches ändern und auch in Ihrer Stellung, mein lieber Rodenberg – ich will damit durchaus nicht gesagt haben, zum Schlimmen, aber Sie werden mir die Wahrheit des Sprüchwortes zugeben: ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen.«

»So halten mich Eure Hoheit für glücklich?«

»Annähernd ja – Sie haben eine höchst angenehme Stellung, Sie haben Macht ohne Verantwortung, Sie sind einer der Günstlinge des Fürsten und doch dabei Künstler geblieben – nur mit dem für Sie sehr angenehmen und belohnenden Unterschiede, daß Sie Ihre Entwürfe und Pläne, welche Sie früher nur dem Papier anvertrauen durften, jetzt in Wirklichkeit ausführen können.«

Rodenberg schaute den Prinzen mit einem langen Blicke und einem eigenthümlichen Lächeln an, dann erwiederte er fragend: »Halten mich Eure Hoheit in der That für glücklich? Trauen Sie mir nicht das volle Bewußtsein zu, an einem tiefen Abgrunde zu wandeln, in den mich ein einziger unvorsichtiger Schritt hineinstürzen muß?«

»Es ist gut, daß Sie Ihre Lage kennen, wenigstens werden Sie nicht unvorbereitet stürzen und so, daß Sie, unten angelangt, wieder auf Ihre Füße zu stehen kommen: in diesem schlimmsten Falle haben Sie eine höchst interessante Episode hinter sich und Manches gelernt – doch wir sind von unserem Gesprächsthema abgewichen, die Vermählung des Fürsten betreffend, und daß es bei derselben allerdings Veränderungen, und große Veränderungen geben wird, darüber wollen wir uns nicht täuschen lassen – vor allen Dingen müssen Sie, mein lieber Rodenberg, an dem bewußten Abgrund noch bewußter wandeln, als Sie bisher schon gethan – komme aber, was kommen mag, so sollen Sie erfahren, daß Sie an mir einen treuen und aufrichtigen Freund haben!«

Nach diesen Worten reichte der Prinz dem jungen Maler seine Hand, und da er dazu sehr bezeichnend mit dem Kopfe nickte, so erhob sich Rodenberg und verließ nach einem herzlich ausgesprochenen Danke das kleine Cabinet.

Draußen im Vorzimmer erwartete ihn einer der Kammerlakaien des regierenden Fürsten, um ihn vor der Tafel, die um sechs Uhr Statt fand, noch zu diesem zu bescheiden.

Rodenberg durchschritt das Schloß seiner ganzen Länge nach, aber er wandelte wie im Traume – wie hatte er während des letzten Theiles seiner Unterredung mit dem Prinzen Heinrich seine Gedanken gewaltsam zusammenhalten müssen, um nicht vielleicht eine ganz unpassende Antwort zu geben! Wie athmete er tief auf, als sich nun

die Thür hinter ihm schloß und er über das Unerhörte, was man ihm mitgetheilt, wenigstens einige Minuten ruhig nachdenken konnte!

Juanita verheirathet – damals schon verheirathet, als er sie in den lustigen Carnevalstagen gesehen, – ja früher schon, als sie ihm, sich selbst eine Waldfee nennend, erschienen war! – Daher das neckische Spiel, welches man mit ihm getrieben, daher die arglose Zuversicht, mit der sie ihn angezogen und wieder abgestoßen, daher in diesem Augenblicke ihr heiteres Sichgehenlassen, ihr herzliches Annähern, um im nächsten Momente, wie alles das wieder vergessen habend, ihn fast verwundert wie einen förmlichen Fremden zu betrachten – daher das Aufsuchen der Gefahr, die sie wohl in ihrem ganzen Umfange nicht kannte, und daher ihr wilder, schreckensvoller Aufschrei – als es zu spät war!

Der junge Mann hatte sich jetzt durch eine Reihe leerstehender Zimmer den Gemächern des Fürsten genähert und brauchte nur noch den Salon zu durchschreiten, wo die täglichen Rapporte abgegeben wurden und sich die Minister aufzuhalten pflegten, ehe sie in das Kabinet des Fürsten gerufen wurden, da traf er an der Thür zu diesem Salon auf den ersten Kammerdiener Seiner Königlichen Hoheit, Herrn Mathieu, der zwischen den schweren Thürvorhängen hervor, wie aus der Wand gekommen, plötzlich auf ihn zutrat und ihm mit seinem gewöhnlichen, leisen, gefälligen Tone sagte: »Herr Rodenberg werden es vielleicht vorziehen, heute den Weg durch das kleine gelbe Vorzimmer zu nehmen?«

»Und warum, mein lieber Herr Mathieu?«

»Weil ich weiß, daß es Ihnen nicht angenehm ist, mit dem Staatsrathe von Stumpfenfels im Vorzimmer zusammenzutreffen – der Herr Staatsrath waren bei Seiner Königlichen Hoheit, berichteten Allerhöchstdemselben etwas, und dann mußte ich Sie rufen lassen, jetzt unterhalten sich der Herr Staatsrath im Vorzimmer mit dem dienstthuenden Kammerherrn Freiherrn von Schenk auf höchst angenehme, sehr animirte und vergnügte Art.«

»A–a–a–ah!« machte Rodenberg, aufmerksam werdend, denn er wußte, daß die beiden eben genannten Herren durchaus nicht zu seinen guten Freunden zählten – »gehen wir durch das kleine gelbe Zimmer!«

Sie verließen das Gemach, in dem Sie sich befanden und traten in einen langen und leeren Corridor. Hier blieb der Kammerdiener, nachdem er vorsichtig um sich her geschaut, stehen und sagte flüsternd zu seinem Begleiter: »Ich danke Ihnen, Herr Rodenberg für Ihre freundliche Protection meines Anverwandten, Schlegel's nämlich – des Decorationsmalers Schlegel, dem Sie, wie ja schon so Vielen, zu einer guten Anstellung verhelfen werden!«

»Das bedarf gar keines Dankes, mein lieber Herr Mathieu – ich habe Schlegel empfohlen, weil ich ihn als einen ausgezeichneten Künstler kenne, und ohne zu wissen, daß er überhaupt irgend Jemandes Vetter ist.«

»Ich konnte mich dieses Dankes nicht enthalten, obgleich ich Ihnen Wichtigeres mitzuthemen habe, was aber ebenfalls Schlegel betrifft – ich brauche Ihnen wohl nicht

zu sagen, daß man Alles daran setzen will, um ihn zu der gewünschten Anstellung nicht gelangen zu lassen.«

»Ich weiß das, aber der Fürst hat sie ihm versprochen.«

Der Kammerdiener sah Rodenberg mit einem ganz eigenthümlichen Blicke an; es lag etwas wehmüthig oder mitleidig Lächelndes darin, dann sagte er mit noch leiserer Stimme: »Versprochen allerdings, aber Sie wissen eben so gut, wie ich, daß der zuletzt Kommende gewöhnlich Recht behält!«

»A-ah, und der zuletzt Gekommene war der Staatsrath von Stumpfenfels?«

»Leider, Herr Rodenberg, und ich hörte Seine Hoheit deutlich sagen: ›Ah, wenn dieser Schlegel ein solcher Monsieur ist, so werde ich mich doppelt besinnen!«

»Das hörten Sie, Herr Mathieu?« fragte der junge Maler lächelnd.

»So deutlich, wie ich jetzt Sie höre.«

»Nun, dann hörten Sie auch noch Anderes, was ich in diesem Falle bitte, mir nicht vorzuenthalten, sonst wissen Sie wohl, bin ich nicht neugierig.«

»Der Herr Staatsrath berichteten Seiner Hoheit über Schlegel, nannten ihn einen gefährlichen Menschen, der, wie man jetzt ganz genau wisse, mit dem Redakteur der Zeitschrift Biene in genauer Verbindung stehe – Sie kennen die Biene, Herr Rodenberg?«

»Allerdings, kenne ich sie und lese sie mit großem Vergnügen.«

»Dieses Blatt soll sich heftige Ausfälle gegen die Person Seiner Königlichen Hoheit und über Allerhöchst desselben Regierungshandlungen erlaubt haben – so berichteten der Herr Staatsrath und legten sogar ein paar Nummern des Blattes Seiner Hoheit vor.«

»Wie kann man aber Schlegel damit zusammenbringen? Und wenn er wirklich den Redacteur kennt, so bin ich fest überzeugt, er spricht nie mit ihm über solche Dinge – Schlegel denkt nur an seine Kunst, weiß von dem Fürsten so gut wie gar nichts und von dessen Regierungshandlungen noch weniger – ja, wenn die bewußten Artikel über Kunst und Künstler sprachen, über Verschönerungen von Garten und Palästen, über unsere Neubauten, über das Theater, da würde ich Schlegel am Ende schon zutrauen, daß er einen Artikel durch ein schonungsloses Wort pikanter gemacht hatte – aber da fällt mir etwas ein – ah, mir flammt ein helles Licht auf – gewiß ist es das Feuilleton der letzten Nummer der Biene, das der Clique unseres freundlichen Staatsrathes so sehr in die Nase gefahren ist – habe ich die Nummer nicht bei mir? – Ja, da ist sie, und soll mir trefflich dienen!«

Der Kammerdiener sah ihn fragend an.

»Nicht schlecht ausgedacht – meinen armen Schlegel bei dem Fürsten zu verdächtigen, als treibe dieser eingefleischte Künstler und Kunstenthusiast, der sich um sonst nichts bekümmert, schnöde Politik, und wie sie, um mehrere Fliegen mit einem Schlage zu treffen, ihn um seine Anstellung zu bringen, mich zu verdächtigen und an dem

ihre Wuth auszulassen, den sie für fähig halten, ihren un-saubern Pelz auszuklopfen, mit Artikeln wirken wollen, die, wie ich mich jetzt genau erinnere, vor ein paar Tagen erschienen sind, so – – doch ich danke Ihnen sehr für Ihre Nachricht, lieber Herr Mathieu, und will gerüstet mit derselben und mit diesem Blatte vor Seine Königliche Hoheit treten – da sind wir, – melden Sie mich an!«

Einen Augenblick darauf stand Rodenberg in dem kleinen Arbeitszimmer des Fürsten; dieser selbst war aber noch nicht anwesend, woraus er den richtigen Schluß zog, daß allerdings ein kleines Wetter im Anzuge war, denn in solchen Fallen liebte es der junge Herrscher, etwas hastig einzutreten, mit dem ersten Worte die fragliche Angelegenheit zu berühren, ohne aber den Betreffenden dabei anzusehen, vielmehr betrachtete er in solchen Augenblicken die Bäume vor dem Fenster oder die Wolken am Himmel, welche alsdann trotz ihrer nachweisbaren Unschuld manches rasch gesprochene und harte Wort auf sich beziehen konnten.

»Ah, da sind Sie, Herr Rodenberg – ich habe Sie zu so ungewöhnlicher Zeit rufen lassen, da mir etwas ganz Ungewöhnliches passirt ist – ich mache mir persönlich nichts daraus, wenn man mich angreift, wenn man direct oder indirect mit meinen Feinden in Verbindung tritt – ich mache mir wirklich nichts daraus, denn ich bin von meinem inneren Werthe überzeugt – vollkommen überzeugt, trotz boshafte Schreibern, die nie im Stande sein werden, meine Größe anzuerkennen – nie – nie!«

Da Seine Königliche Hoheit hier eine Pause machte und dem jungen Manne, der aufrecht vor ihm stand und ihn mit einem verwunderten Blicke anschaute, jetzt in's Gesicht blickte, so war für diesen die Zeit gekommen, zu sagen: »Ich begreife Eure Königliche Hoheit nicht vollkommen – Eure Königliche Hoheit sprachen von Schreibern, doch weiß ich das mit mir nicht in Verbindung zu bringen.«

»Nicht direct, aber indirect – kennen Sie nicht ein Blatt, welches die Biene heißt?«

»O ja, ich kenne es!«

»Lasen Sie darin keine Artikel, die mich betreffen, das heißt, die mich und meine Handlungsweise auf eine niedere lügnerische Art angreifen?«

»Auch diese las ich.«

»Und sprachen mir nie darüber?«

»Weil ich sie eben so wie Eure Königliche Hoheit für niedrig, gemein und lügnerisch halte, und weil ich wahrhaftig nicht einsehen kann, warum ich Ihnen durch ein solches Geklatsch eine unangenehme Minute bereiten soll!«

Der Fürst hatte sich seinem Schreibtische genähert und die betreffenden Blätter in die Hand genommen; er durchflog die mit Roth angestrichenen Stellen rasch noch einmal, um sich wieder in die nöthige Aufregung hinein zu versetzen, welche bei seiner angeborenen Gutmüthigkeit schon wieder zu verschwinden im Begriffe war. »Empörend, in hohem Grade empörend,« sagte er alsdann, »und am meisten ärgert mich der ironische Ton, in dem

Alles gesagt ist, und der Schein von Gutmüthigkeit, mit dem man mich für geringfügige Dinge belobt: kann es zum Beispiel etwas Anderes als Spott sein, wenn man von dem gränzenlosen Jubel spricht, mit dem meine Rede neulich aufgenommen worden sei, als ich die neue Ackerbauschule eröffnete, wo ich mit so tiefer Sachkenntniß, so allumfassendem Wissen die Vortheile dargelegt, welche diese neue Anstalt dem Lande bringen werde – ist es nicht eine verwerfliche Heuchelei, wenn man von Sachen, die ich in's Leben gerufen, eine schwache und vielleicht unbedeutende Seite hervorzieht – und an welchen Dingen gibt es keine schwachen, unbedeutenden Seiten, die aber doch zur Vervollständigung des Ganzen dienen! – und gerade solches als das Vortrefflichste darzustellen, wie man zum Beispiel in der neuen Adjustirung meines Heeres hervorgehoben, daß man mit tiefer Sachkenntniß dem Spornrade der Reiterei eine fünfte Spitze angefügt – gibt es wohl eine größere Grobheit, eine bodenlosere Frechheit, als zu sagen, man bemühe sich, alles früher Bestandene, alles Dagewesene umzuwerfen, um Platz für neuere, großartigere Schöpfungen zu gewinnen – Schöpfungen, welche wohl die Welt eben so in Erstaunen setzen würden, als das, was bis jetzt schon geleistet worden sei – finden Sie das nicht, als Nachsatz zum ganzen Artikel, aller Bosheit die Krone aufgesetzt?«

»Darf ich vielleicht Eure Königliche Hoheit bitten, mir ein einziges dieser Blätter zu erlauben?«

»Gleich, gleich – hören Sie aber vorher noch einiges Lobenswerthe über sich selbst.«

»Ist mir auch schon bekannt,« sagte der junge Maler lächelnd.

»Von der Verschwendung, mit welcher Sie, ein Ausländer, mit meinen Geldern umgehen, von unseren neuen Einrichtungen und Bauten aus dem Marke des Landes – doch lassen wir das; ich bin zu gutmüthig und es liegt nicht in meiner Absicht, Ihnen mit solchen Erdichtungen eine Kränkung zuzufügen.«

»Eure Königliche Hoheit,« erwiderte Rodenberg in sehr ernstem Tone, »sind dazu allerdings zu gutmüthig und – zu gerecht, denn Sie wissen am besten, ob das, was ich auf Ihren Befehl geschaffen, eine Geldverschwendung war, und Eure Königliche Hoheit so wie alle verständigen Menschen haben es nie verkannt, daß der Zweck dieser Schöpfungen ein großartiger und edler war, daß Sie dadurch Kunst und Industrie gehoben, dem Grunde und Boden größeren Werth verliehen und daß ein großer Theil dieser Schöpfungen nicht nur zu den geschmackvollsten, sondern auch zu den wohlthätigsten gezählt zu werden verdient!«

»Das will ich gewiß nicht läugnen, doch bin ich ganz von meinem Wege abgekommen; es fiel mir nicht ein, Ihnen darüber Vorwürfe zu machen, wogegen ich Ihnen Angesichts dieser Blätter nicht verhehlen darf, daß Sie mir Leute empfohlen, die mit dem Urheber dieser Schändlichkeiten in so innigem Zusammenhange stehen.«

»Von welchen Leuten reden Eure Königliche Hoheit?«

»Nun, unter Anderen von Ihrem Decorationsmaler Schlegel – einem genauen Freunde des saubern Redacteurs dieser saubern Blätter.«

»Ob Schlegel ein genauer Freund desselben ist, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen, möchte es aber entschieden verneinen, daß jedoch Schlegel mit der Entstehung dieser Artikel in durchaus keinem Zusammenhange steht, dafür glaube ich mich verbürgen zu können: Schlegel ist durch und durch Künstler, ein tüchtiger Künstler, der sich um das, was außer dieser Künstlersphäre liegt, durchaus nicht bekümmert, dabei harmlos wie ein Kind, ohne eine Spur von Ironie oder Bosheit, all' jenem Treiben fremd, und dabei ein Mann, der Eure Königliche Hoheit aufrichtig verehrt, von dem ich bei meinem Ehrenworte nie etwas Anderes, als Worte der höchsten Anerkennung über Sie gehört habe!«

»Und doch ist es so – ich habe es aus zu guter Quelle.«

»O, ich kenne diese Quelle sehr genau!« erlaubte sich der junge Mann in trockenem Tone zu sagen.

»Was beliebt?«

»Ich habe gesagt, ich kenne diese Quelle sehr genau, aus der Eure Königliche Hoheit geschöpft haben, das heißt, geschöpft haben ist nicht das richtige Wort, man könnte viel eher sagen; eine Quelle, die Ihnen absichtlich vor die Füße gelaufen ist – sie entsprang in dem Herzen eines mir sehr freundschaftlich gesinnten Mannes, des Herrn Staatsraths von Stumpfenfels, was unverkennbar ist, da das Wasser in der Quelle so ganz genau das Spiegelbild jener Partei wiedergibt, die mich beständig

anfeindet, wie das Eure Königliche Hoheit ganz genau wissen!«

»Pah, dieses Mal werden Sie sich irren – ich erhielt meine Mittheilung von anderer Seite.«

»Mir kann es im Grunde gleichgültig sein, da die Wirkung die gleiche ist, das Mißtrauen Euer Königlichen Hoheit gegen mich hervorgerufen zu haben; doch möchte ich nochmals ganz gehorsamst bitten, mir einen Augenblick Einsicht in jene Blätter zu gestatten – ich möchte nur sehen, ob sie auch ganz vollständig in Eurer Königlichen Hoheit Hände gelangt sind.«

»Da – nehmen Sie, aber ich muß sie wiedererhalten.«

»Gewiß – ah, es ist so, wie ich gedacht! – Nummer drei dieses Artikels, die Fortsetzung und Ergänzung dieser beiden ersten, hat man nicht in Ihre Hände gelegt; vielleicht darf ich mir erlauben, dies hiermit zu thun.«

Der Fürst nahm das Blatt aus Rodenberg's Hand; doch statt hineinzublicken, schüttelte er unmuthig mit dem Kopfe und sagte: »Noch mehr? – Ich meine, es wäre an den beiden ersten genug gewesen!«

»Und doch hat diese Fortsetzung ihren Nutzen – denn Schiller'ss bekanntes Wort:

Aber wie soll man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben!

wendet sie um und meint, wenn auch der Gebietende den besten Willen hat, so ist er doch nicht immer im Stande, ihn gegen kleinliche Cabalen und eigennützige Absichten durchzusetzen: man entwirft in dieser dritten

Nummer das Bild einer Camarilla, so ausgezeichnet zusammengestellt und so systematisch im eigenen Interesse wirkend, wie das sonst wohl nur in Romanen oder in Schauspielen vorkommt – einer Camarilla, die wunderbar organisirt ist, wo ein Glied das andere ergänzt und wo alle geschickt zusammenwirken, um oft auf wirklich schamlose Art zu intriguiren, zu protegiren und zu miniren und hier und da Jemanden, der ihnen hinderlich ist, in die Luft zu sprengen!«

»Sie brauchen da harte Ausdrücke!«

»Ich nicht, sondern ich wiederhole nur, was jene verleumderischen Blätter sagen, welche die Frechheit so weit treiben, die Behauptung aufzustellen, daß es Fürsten gebe, die durchaus keinen eigenen Willen hätten, oder vielmehr keinen eigenen Willen geltend machen könnten, und die es sehr bequem fänden, sich von solch' klugen Leuten leiten zu lassen!«

»Das ist ja ein Horreur – so werde ich ja dargestellt wie eine Gliederpuppe, von unsichtbaren Händen gelenkt – so spricht man mir die Kraft und Fähigkeit ab, mein Land selbst zu regieren, so wären die eigentlichen Herrscher desselben . . . «

»Ein kluger Staatsrath, ein ehrgeiziger General, ein paar intriguante Hofdamen und vor allen Dingen der starke Geist der höchsten Dame des Landes!«

»Ah, ich verstehe – und wenn ich mich recht lebhaft in die Verhältnisse hineindenke, so muß ich Ihnen im Vertrauen gestehen, daß die Fortsetzung dieser abscheulichen Artikel allerdings nicht ganz die Unwahrheit

spricht, daß man in der That Versuche macht, mich zu lenken und mich zu veranlassen, so oder so zu handeln, wenn ich eigentlich ganz anders gewollt!«

»Doch nur in Kleinigkeiten, denn was wichtige Dinge anbelangt, so handeln Eure Königliche Hoheit stets nach eigener EntschlieÙung!«

»Ich schmeichle mir damit, aber ich will auch nicht, daß man mich in kleinen Dingen lächerlich machen soll, und das bezweckt dieser abscheuliche Artikel!«

»Den man sich deßhalb wohl hütete, vor die Augen Eurer Königlichen Hoheit zu bringen, wie man es so bereitwillig mit seinen beiden Vorläufern gethan. Auch gibt er einige pikante Notizen, wie vortrefflich jene kleinen Machthaber im Rohre zu sitzen verstehen und sich dort allerliebste Pfeifen zuschneiden, wie sie durchaus nicht blöde sind, die Stufenleiter der Ehren und Würden im Sturmschritte zu erklettern, und wie wohl es ihnen ist unter dem sanften Regen von bedeutenden Stellen, Orden und Geschenken aller Art, der auf sie herabrieselt! Darf ich mir wohl erlauben, das Blatt in den Händen Eurer Königlichen Hoheit zu lassen? Der Artikel in demselben geht nachher auch auf das Theater, auf Künstler und Kunstbestrebungen über und will zeigen, wie auch hier die oben genannte Camarilla ihre Kreaturen emporhebt und zur Geltung bringt, wie es durchaus nicht darauf ankomme, Talente und Fähigkeiten zu besitzen, sondern wie es nur einer gewichtigen Empfehlung bedürfe, um auch ohne künstlerische Befähigung zu einer bedeutenden Stellung zu gelangen, und wie wahre Künstler nur

dann zur Geltung kommen, wenn sie es verstehen, mit gekrümmtem Rücken den Unterthänigen zu spielen und den Schooßhund irgend einer gnädigen Frau zu liebkoosen.«

Der Fürst machte ein paar hastige Schritte durch das Zimmer, trat dann an's Fenster und sagte nach einer ziemlich langen Pause: »Gut, ich will das Blatt behalten; aber wird es Ihnen unangenehm sein, wenn ich, dasselbe benutzend, sage, ich hätte es von Ihnen erhalten?«

Rodenberg hatte große Lust, mit einem mitleidigen Lächeln die Achseln zu zucken, doch unterließ er das aus leicht begreiflichen Gründen und sagte nur in ziemlich kaltem Tone: »Ganz nach dem Belieben Eurer Königlichen Hoheit; denn wenn Sie mich auch nicht nennen würden, so würde man doch bei dem ersten Worte, welches Sie über diese Angelegenheit laut werden lassen, sogleich errathen, daß ich es sei, der diese Fortsetzung vor Ihre Augen gebracht – etwas mehr oder weniger Haß von dieser Seite ist mir am Ende vollkommen gleichgültig!«

»Also bis morgen,« sagte der Fürst zum Fenster hinausschauend, und setzte, sich auch jetzt noch nicht umwendend, hinzu: »Sie halten wohl keine Probe der lebenden Bilder mehr?«

»Ich glaube, es ist unnöthig.«

»Also bis morgen oder übermorgen!«

Es war eigenthümlich, aber bei der Gemüthsstimmung Rodenberg's leicht begreiflich, wie er so gar nicht darüber nachdachte, daß ihn der Fürst etwas ungnädig entlassen

– ja, daß er nach einem kurzen Abschiede von Herrn Mathieu, durch die langen Gänge des Schlosses schreitend, im nächsten Augenblicke sogar die ganze Unterredung völlig vergaß und sich mit ganz anderen, ihm für den Augenblick viel wichtigeren Dingen beschäftigte – mit ihr – mit seiner glücklichen Vergangenheit.

War es ihm doch, als habe er bis jetzt lange Jahre hindurch in tiefer, unerquicklicher Nacht gewandelt und als bräche jetzt auf einmal in sein kaltes, düsteres Leben wieder ein hellleuchtender Strahl einer aufsteigenden, hoffnungsreichen Morgensonne, sondern vielmehr das rothglühende, fast traurig scheinende Licht des sinkenden Tagesgestirns, wenn es, fast verlöschend unter schweren Wolken, noch einmal über dem Rande des Horizontes wehmüthig lächelnd in unsere Augen zuckt, ehe es für immer verschwindet!

XLIV. WOHL EINE UEBERRASCHUNG IST MEIN KOMMEN!

Rodenberg war eine jener biegsamen, elastischen Naturen, die im Stande sind, Leid und Weh zeitweise im Tiefsten des Herzens zu verschließen, so daß diese traurigen Gesellen alsdann nicht an die Oberfläche zu dringen vermochten, um seine ruhige, wenn auch nicht heitere Laune, die er gewaltsam herbeigerufen, zu zerstören.

Auf dem Wege durchs Schloß und nach seiner Wohnung, wo er seinen Frack mit einem unscheinbaren Rocke und den hohen, schwarzen Hut mit einer leichten, weichen Kopfbedeckung, die ihn in ihrer malerischen Form

so angenehm und doch wieder schmerzlich an vergangene Zeiten erinnerte, vertauschte, sowie auch von seiner Wohnung nach dem kleinen Gasthause, welches das Schild ›Zur goldenen Kanne‹ führte, hatte er sich unablässig mit Juanita und mit dem beschäftigt, was er vom Prinzen über sie gehört. – Wie oft seit jenen Tagen hatte er sie der Härte, der Lieblosigkeit, der Grausamkeit beschuldigt, wie oft hatte er versucht, sie zu hassen, wenn er an das traurige, kalte Ende jenes wunderbaren, duftigen Märchens gedacht, wenn ihr letzter Ruf wieder so lebendig in ihm erklang, wenn er bedachte, daß so manches Jahr verflossen war, eine so lange, lange Zeit, in der sie ihm absichtlich fern geblieben, in der sie alle seine Schritte vereitelt, sich ihr zu nähern und sie seiner tiefen Reue und seiner unwandelbaren Liebe zu versichern.

Und jetzt, wie konnte er noch daran zweifeln, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen – wie mußte er jetzt einsehen, daß ihre Härte Nothwendigkeit war, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, wenn sie ihm eine weitere Annäherung, sei es auch nur eine schriftliche, gestattet hätte!

Wenn er das bedachte, so athmete er leichter, als er in langen Jahren gethan in Erinnerung an jene schrecklich schöne Zeit, so konnte er nicht anders als unzählige Male ihren geliebten Namen aussprechen mit der ganzen Gluth und Innigkeit einer neu erwachten Liebe – so war sie wieder seine Juanita geworden, das schöne, glühende Weib, das ihn einst beglückt, um dann auf ewig für ihn verloren zu sein.

Wenn er davon träumte, so verschwand das Herbe, das sich bis jetzt beständig in die Erinnerung an sie gemischt, und wie er jetzt auf seinem Wege durch die dunkeln Straßen sanft glänzende Sterne über sich flimmern sah, so redete er sie an mit dem geliebten Namen Juanita, und es war ihm, als sähe er ihre süßen, leuchtenden Blicke.

Ja, unerreichbar wie die Sterne war sie jetzt für ihn geworden, und das goß einen Trost in sein Herz, über den er hätte laut aufjubeln mögen – brauchte er doch jetzt nicht mehr in wahnsinniger Hast aufwärts zu klimmen, um ihr so einstens vielleicht näher zu kommen; konnte er doch bewundernd und auch liebend zu ihr aufblicken, aus tiefem, bescheidenem Thale eben so gut, als von der Höhe des Lebens. – Und wie sehnte er sich hinweg von dieser Höhe, die mit anderen Höhen das gemeinsam hat, daß sie immer öder und steiniger wird, je mehr man sich dem Gipfel nähert, wo die Strahlen der Sonne wohl glänzen, aber nicht erwärmen!

Er befühlte seinen Sammtrock und seinen weichen Hut; er lachte herzlich in sich hinein, als er an die Schadenfreude seiner Feinde dachte, die sie ihm nicht verhehlen würden, wenn er wieder in dem bescheidenen Thale angekommen, und daß er es eigentlich sei, der alsdann schadenfroh zu lachen vermöge; denn er war überzeugt, daß der göttliche Funke der Kunst, der in ihm lebe, wieder zu hellen Flammen aufschlagen und ihm reichlich ersetzen werde, was er scheinbar verloren. –

In dem Augenblicke, als Rodenberg über die Schwelle des Gasthauses ›Zur goldenen Kanne‹ treten wollte,

sah er Jemanden auf der Straße daher kommen, den sein scharfes Auge sogleich erkannte und der ihm zu keiner gelegeneren Zeit hätte erscheinen können: es war Herr Eichner, der erste Tenor des Hoftheaters, der, den Günstling des Fürsten ebenfalls erkennend, mit einem ehrfurchtsvollen Gruße vorübergehen wollte.

»Guten Abend, Herr Eichner,« rief ihm Rodenberg, ein paar Schritte entgegen tretend, zu; »woher so spät des Weges in dämmernder Nacht?«

»Aus reinem Pflichtgefühl, Herr Rodenberg, gehe ich um diese Stunde aus, wo ich fast sicher sein darf, von Niemandem erkannt zu werden – ich stehe als unpäßlich auf dem Zettel und darf mich deßhalb nicht am hellen Tage zeigen.«

»So sind Sie krank?«

»Nur eine kleine Heiserkeit, die mich vorgestern hinderte, den Raoul zu singen.«

»Und dann gehen Sie bei diesem scharfen Ostwinde aus und obendrein ohne *cache-nez* – ah, wie leichtsinnig!«

Der erste Tenor lächelte auf eine eigenthümliche Art und sagte: »Streng genommen war ich nur für vorgestern heiser, der Aerger war mir ein wenig in die Kehle gefahren: da haben sie ein junges Ding engagirt und wollen sie zur Probe die Valentine singen lassen, die Valentine – zur Probe, ich bitte Sie, Herr Rodenberg! Sie wird von oben herab protegirt. Natürlich machen sich die nichts daraus, wenn so eine Probe mißlingt; aber Unsereiner, der dabei auf der Bühne steht, befindet sich in einer scheußlichen

Lage – morgen früh aber werde ich mich gesund melden, da es der Intendant dringend wünscht . . . «

»Um am Sonntag den Gennaro zu singen?«

»Auf besonderen Befehl des Fürsten – das kann man nicht abschlagen.«

»Gewiß nicht, wenn es wirklich der Befehl Seiner Königlichen Hoheit ist; es könnte aber auch wohl sein, daß man die Lucrezia Borgia dran bringen will, um eine junge Dame, von der ich sprechen hörte, als Orsini auftreten zu lassen.«

»Die Berger – eine mittelmäßige Sängerin – doch ist mir das gleichgültiger, als bei der Valentine, da ich mit ihr eigentlich nichts zu thun habe.«

»Mich dauert nur die arme Gerhold – ich weiß in der That nicht, warum man sie zurücksetzt.«

»Ich auch nicht, und es ist eine ihrer besten Rollen.«

»Wie ich hörte,« sagte Rodenberg in gleichgültigem Tone, »hat sie sich darüber beklagt, und da die Gerhold gute Freunde hat, so kamen diese Klagen sogar zu den Ohren des Fürsten.«

»Nun, und Seine Königliche Hoheit?«

»Können sich um dergleichen Kleinigkeiten nicht kümmern, doch sagte der Fürst, wie ich mit meinen eigenen Ohren gehört, er mache sich durchaus nichts aus der Lucrezia Borgia.«

»Das haben Sie wirklich gehört, Herr Rodenberg?« fragte der Sänger in einem pikirten Tone.

»Wie ich Ihnen sage – ich stand dabei.«

»Gut, gut,« erwiderte Herr Eichner, indem er mit einer würdevollen Bewegung die Zipfel seines langen Radmantels dichter um seinen Hals schlang; »so sind wir armen Künstler immer der Spielball aller möglichen Launen – auf meine Wünsche nimmt man keine Rücksicht, und ich soll diesen langweiligen Gennaro singen, damit es jenem Fräulein Berger möglich wird, durch das unverwüstliche Trinklied einen Applaus zu bekommen, und damit Herr Beil, der Liebling des Capellmeisters, Gelegenheit erhält, dem Publikum mit seiner heiseren Stimme wieder einmal zubrüllen zu können, daß er Venedig's Macht nicht fürchte; aber ich fürchte eine andere Macht auch nicht, und da ich jetzt in der That wieder ein sehr unangenehmes Kratzen in der Kehle fühle, so glaube ich, daß Lucrezia Borgia dieses Mal nicht giftmischen wird.«

»Worin ich Ihnen durchaus nicht Unrecht geben kann,« entgegnete Rodenberg; »und wenn Sie wirklich eine kleine Heiserkeit gespürt, so ist es bei dem scharfen Ostwinde räthlich, sich zu schonen.«

»Ich danke Ihnen recht sehr für diesen Rath und werde ihn befolgen.«

»Gute Nacht, Herr Eichner!«

»Halte mich bestens empfohlen, Herr Rodenberg!«

Unter der Hausthür des Gasthauses erwartete den Maler ein Kellner und führte ihn in das Zimmer Nummer vier, wo Rodenberg ein Essen zu zwei Personen bestellt hatte. Die ›Goldene Kanne‹ war ein recht altes Haus, etwas dunkel und düster von außen; aber im Innern hatte es sehr wohnliche und behagliche Räume, namentlich

am Abend, wenn die niedrigen Zimmer mit den alten, gebräunten Holzdecken vom Kerzenscheine freundlich erhellt waren und wenn, wie jetzt hier in Nummer vier, in dem großen, schmucklosen Kamine ein loderndes Feuer brannte.

Vor dem Kamine stand der Eßtisch mit zwei Gedecken, woraus zu ersehen war, daß Rodenberg einen Gast erwartete, und dieser Gast befand sich auch bereits im Zimmer: er stand an den Kamin gelehnt und näherte sich dem rasch eintretenden Maler mit einem freundlichen Gruße.

Dieser Gast war ein kleiner, schwächlicher und noch sehr junger Mann mit einem klugen, man könnte sagen, schlaunen Gesichte, das aber für seinen Körper etwas zu alt aussah: es zeigte eine gefurchte Stirn und über derselben dichtes, straffes Haar, welches sichtbar unbewegt blieb gegen die Versuche, ihm durch Kamm und Pommade eine gefällige Form zu verleihen.

»Hast Du schon lange auf mich gewartet?« fragte der Eingetretene.

»Ich bin erst eine kleine halbe Stunde hier; doch da ich weiß, daß Sie nicht immer Herr Ihrer Zeit sind, so kann ich nicht sagen, daß ich gewartet habe, was man nämlich unter Warten versteht – es ist das hier ein so behagliches Zimmer,« setzte der kleine Mann händereibend hinzu, »und es träumt sich so angenehm, wenn man in die spielenden Flammen schaut – darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?«

»Sieh' mich an,« erwiderte Rodenberg, indem er sich breit vor seinen Gast hinpflanzte, »wenn ich in diesem

Rocke stecke und meinen alten, grauen Hut auf dem Kopfe habe, so geht es mir immer vortrefflich, denn ich kann mir alsdann einbilden, wir hausten noch zusammen im ›Reichsapfel‹.«

»Ja, ja, und Sie riefen dem kleinen Rafael, um ihm den Text zu lesen für irgend eine Dummheit oder einen muthwilligen Streich, den er begangen.«

»Leider sind jene Zeiten vorbei – ich sage, leider für mich, denn was Dich anbelangt, so hattest Du wohl heute keine Lust mehr, wie damals den Diener von ein paar armen Malern zu machen, die Dich recht oft geplagt und geknufft, Dir aber dafür auch sparsam zu essen gegeben haben.«

»Was das Letztere betrifft,« lachte der ehemalige Diener Rodenberg's, »so suchen Sie das, wie so vieles Andere, auf glänzende Art wieder gut zu machen.« – Damit zeigte er auf den gedeckten Tisch und setzte mit heiterem Blicke hinzu: »Der Kellner hat mir etwas verrathen von einer echten Gänseleber-Pastete, was mich heute besonders glücklich macht, denn ich schreibe an einem Artikel über die merkwürdigen Einwirkungen einer echten Gänseleber-Pastete auf den Humor des Menschen und möchte dabei den Beweis führen, daß die Unverdaulichkeit dieser an sich so vortrefflichen Speise viel zu übeln, finstern Launen und dadurch zum barschen und herrischen Auftreten hochgestellter Personen beiträgt.«

»In diesem Falle rathe ich Dir, nicht davon zu essen.«

»O, unbesorgt; ich bin keine hochgestellte Person und bei mir könnte ein Bischen herrisches und barsches Auftreten nicht schaden, zumal an Tagen, wie heute, wo ich weich gestimmt bin, ja, wo ich mich beständig in einem Anfluge von Rührung befinde.«

»Und warum, mein lieber Rafael – ist Dir etwas so außerordentlich Angenehmes zugestoßen? Fängt Dein Chef-Redacteur endlich an, Deine großen Verdienste zu begreifen, oder hat Dir Dein hartherziger Buchhändler einen Pfennig mehr für die Zeile bewilligt?«

»Auf ein so großes Avancement darf ich so bald nicht hoffen, und was meinen Chef-Redacteur anbelangt, so war er heute bissiger, als je, und schnappte und biß in Einem fort, bildlich wenigstens, nach seiner ganzen Umgebung. Der Mann hat seine Bestimmung verfehlt – er hätte eigentlich ein Kettenhund werden sollen; aber ich bin nicht Egoist genug, um mich nur über das Gute zu freuen, das mir begegnet, im Gegentheil, es macht mich auch glücklich, wenn ich weiß, daß Anderen eine Freude bevorsteht.«

»Nun, so wollen wir uns freuen, mein lieber Rafael, denn ich glaube, daß uns ein vortreffliches Essen bevorsteht – setzen wir uns – aha, Hunger hast Du auch – ich habe Dich schon ein paar Mal darüber ertappt, wie Du nach der Thür schieltest und Deine Uhr zu Rathe zogst.«

»Im Gegentheil, Herr Rodenberg, was mich anbelangt, so würde ich mit großem Vergnügen noch warten und gern noch ein wenig plaudern, wenn es Ihnen genehm ist.«

»Nein, nein, ich habe bedeutend Hunger – und mein Diner redlich verdient,« setzte er nach einem tiefen Seufzer hinzu; »ich achte es auch für eine Belohnung, nach dem, was ich heute Alles erlebt, so angenehm speisen zu dürfen, mit Dir allein in einem so behaglichen Zimmer, und vor allen Dingen in meinem bequemen Sammtrocke. Läute dem Kellner, wenn es Dir gefällig ist, der Kerl ist heute wie eine Schnecke – ah, es lebe das Bischen Freiheit, das ich zuweilen habe! Wie läßt doch Schiller seinen melancholischen Major in ›Kabale und Liebe‹ sagen,« fuhr er fort, indem er seinen Rock aufknöpfte und weit von der Brust zurückwarf: »Gute Nacht, Herrendienst!«

Rafael hatte der erhaltenen Weisung zufolge geklingelt und stand nun vor dem Tische, an welchem Rodenberg bereits saß, über die Lehne des Stuhles gebeugt und den Anderen lächelnd betrachtend. – »Ein Diner zu Zweien ist allerdings etwas Schönes,« sagte er, »aber es gibt doch Fälle, wo die Unterhaltung stockt.«

»In dem Falle ißt man mit um so größerer Ruhe und Behaglichkeit.«

»Drei ist eine vortreffliche Zahl – Zwei essen und der Dritte kann sie unterhalten.«

»O ja, wenn ich nur einen Dritten herzaubern könnte, der mir angenehm wäre.«

Der kleine Mann blickte über Rodenberg hinweg abermals nach der Thür und zog dann verstohlen wieder seine Uhr hervor; dann setzte er sich und schaute seinen freundlichen Wirth an, der in Erwartung der Suppe ein

Stück in Salz getauchtes Brod aß und den sanft erwärmten Rothwein dazu versuchte.

»Dein Vergleich von vorhin ist in der That nicht ohne,« sagte er alsdann. »Dein Chef-Redacteur hat sich wieder auf Tod und Leben mit uns herumgebissen – ich mußte heute viel darüber hören, und gelegentlich kannst Du ihm sagen, seine beiden ersten Artikel seien maßlos grob gewesen, und es sei ein Glück, daß er den dritten als magenerwärmendes Mittel darauf gesetzt – trinke doch, Rafael, und sei lustig – ich weiß nicht, Du schneidest heute absonderliche Gesichter und Dein Schmachten mit der Thür will nicht aufhören – nun, da ist der langsame Kellner – bist Du jetzt zufrieden?«

»Wir werden bald zufrieden sein, denn die Suppe scheint vortrefflich.«

»Angenehm erwärmend – wie Euer dritter Artikel und – ich brauche heute etwas Erwärmendes und Aufregendes – deßhalb wollen wir trinken.«

Und sie stießen die gefüllten Gläser an einander.

Rodenberg lehnte sich darauf in seinen Stuhl zurück, sah an die Decke empor und sagte: »Heute wurde ich auf eine eigenthümliche Art an jene glückliche Zeit erinnert, wo wir im ›Reichsapfel‹ wohnten, und wenn Du mir einen großen Gefallen thun willst, so erzähle mir nachher beim Dessert noch einmal die Geschichte von der schönen Prinzessin, von Deiner Vorstellung als Zwerg, womit Du Deine Künstlerlaufbahn so glorreich begonnen hast – wir wollen überhaupt von jenen Tagen plaudern – ich hatte so lange nicht Lust und Gelegenheit, mir dieselben

wieder einmal lebendig in's Gedächtniß zurückzurufen – plaudern wir also jetzt davon, mein Junge.«

»Ja, das wollen wir,« erwiderte Rafael mit einem so eigenthümlich weichen Tone und einem so auffallenden Hinstarren nach der Thür, daß Rodenberg lachend fortfuhr:

»Wenn es nicht gegen alle Ordnung wäre, so müßte ich glauben, Anton brächte jetzt schon die Gänseleber-Pastete, nach der Du so lüstern bist, denn Dein Gesicht ist förmlich verklärt und Deine Augen leuchten.«

»Wozu ich meine Ursachen habe,« sagte der kleine Mann mit einer vor Rührung zitternden Stimme – »ach, Herr Rodenberg, Anton bringt dort eben etwas Besseres, als die Pastete!«

»Nun, darauf bin ich neugierig,« sagte der Andere in ruhigem Tone, indem er langsam den Kopf gegen die Thür wandte, der er den Rücken zudrehte.

»Um Alles in der Welt, sehe ich recht,« rief Rodenberg alsdann aufspringend – »bist Du es, Walter, oder ist es Dein Geist?«

»Dieses Mal bin ich es noch selber,« gab derjenige, welcher soeben in's Zimmer getreten war, zur Antwort, wobei der eigenthümliche Ton seiner tiefen Stimme die Bewegung seines Herzens verrieth; »wenn es aber wieder so lange dauert, bis wir uns begegnen, so glaube ich schon, daß wir alsdann etwas Nebelhaftes an uns haben.«

»Walter – welche Freude!«

»Rodenberg – mein guter Kerl!«

Die beiden Freunde stürzten einander in die Arme und hielten sich eine Zeit lang schweigend umschlungen, wobei es sonderbar anzusehen war, welch' finstere Grimassen der alte Maler schnitt, um seine Rührung zu verbergen, wogegen Rodenberg sich durchaus nicht scheute, laut und vernehmlich zu schluchzen.

Der kleine Rafael stand dabei und griff an seinen Kopf, um auf demselben vielleicht die uns wohlbekannte verzierte, rothe, sackähnliche Mütze zu finden und dieselbe wie bei früheren heiteren Gelegenheiten zum Beweise seines Mitgefühls an die Zimmerdecke zu schleudern. Da er diese Kopfbedeckung begreiflicher Weise nicht fand, ihm aber jenes wunderbare Lied eigener Dichtung und Composition einfiel, so konnte er nicht umhin, dieses anzustimmen und dazu ein ausgezeichnetes Solo zu tanzen.

»Nun setze Dich, Walter, und erzähle, welcher glücklicher Zufall Dich hierher gebracht – Anton, ein Gedeck – hier ist ein Stuhl – ah, welche Freude!«

»Einen Zufall will ich das gerade nicht nennen,« sagte der alte Maler – »heute Mittag angekommen, wollte ich mich gerade auf der Eisenbahn nach Dir erkundigen, als ich sah, wie eine Gestalt, die mir bekannt vorkam, einige Briefe in die Briefflade stopfte.«

»Rafael!«

»Ja, er war es, und wenn der Kerl auch so verwandelt aussieht, wie der Engerling im vierten Jahre, so erkannte ich ihn doch augenblicklich wieder an seinem schaukelnden Gange und dann an seinem kindlichen Lächeln, das er noch nicht verloren hat.«

»Und ob ich Herrn Walter erkannte – augenblicklich aus dem ganzen Menschenstrome heraus, der an mir vorbeikam – meine Freude könnte ich unmöglich beschreiben!«

»Das muß ich ihm bezeugen – es war rührend anzusehen – ich glaube, es gab Zuschauer genug, die mich für seinen lang entbehrten Vater hielten.«

»Dann wollte er zu Ihnen, Herr Rodenberg; doch wußte ich von Ihrem Diener, daß Sie nicht zu Hause seien, und dann erlaubte ich mir, Herrn Walter auf heute Abend hieher einzuladen – habe ich es recht gemacht?«

»Vollkommen, mein Junge – eine größere und liebere Ueberraschung hättest Du mir nicht bereiten können – ich sage Dir, Walter, Rafael hat sich ganz vortrefflich gemacht.«

»Das habe ich heute Mittag schon bemerkt und mich darüber gefreut – es war mir eine wahre Genugthuung, ihn so wiederzufinden – denn ich bin es doch eigentlich, der Talente in ihm entdeckte und ihn auf den richtigen Weg brachte, als dieser Kerl damals den einen heiligen Dreikönig malte – ah, wenn ich an jene Zeit denke!«

»Rafael ist Mitarbeiter an einem hiesigen Journale von so rother Färbung, daß ich ihn leider nur verstohlen sehen kann.«

»Und Du?« wandte sich Walter an Rodenberg. »Ich hätte geglaubt, Dich anders wiederzusehen, und war der festen Meinung, Du erschienst nur in schwarzem Fracke, weißer Halsbinde und mit einem kleinen Bandladen im Knopflocke – wie wohl mir nun Dein Sammtrock thut,

kann ich Dir gar nicht sagen – nennt man Dich Excellenz oder gnädiger Herr?«

»Laß diese Scherze und trübe damit nicht unsern heiteren Abend. Nun will ich Dich aber auch einmal betrachten – er hat kaum gealtert, dieser Walter, Dein Haar und Bart sind etwas weißer geworden – Dein Gesicht röther.«

»Das macht die scharfe Frühlingsluft.«

»Im Uebrigen siehst Du so wohlhabend aus, wie ich's mir nur wünschen kann.«

»Es ist mir auch ganz gut gegangen – ich komme aus Italien, aus Rom, wo ich, statt eigenhändig geringe Bilder zu malen, die Meisterwerke der Alten nicht schlecht copirte, mir damit einen anständigen Namen machte und viel Geld verdiente.«

»Das weiß ich – es war mir jedes Mal wie ein Gruß von Dir, wenn ich beim Prinzen Heinrich von Deinen vortrefflichen Copieen sah; doch sagte er mir, Du seiest aus dem Wege nach Spanien, und ich fürchtete wahrhaftig, Dich so bald nicht wiederzusehen.«

»Es war auch nur die Sehnsucht nach Euren Gesichtern und nach deutscher Luft, die mich zurückführte – die spanischen Bilder laufen mir nicht davon; doch will ich vorher noch ein Jahr herumziehen und sehen, was es hier bei Euch Neues gibt – was weißt Du von den alten Freunden?«

»Leider nicht viel – Bergmüller, der ein tüchtiger Landschaftler geworden ist, schickte zuweilen Einiges zur Ausstellung hieher – war auch selbst einmal da – er ist dicker

geworden und schon einige Male Vater, seine Schwiegermutter starb, und so geht es ihm auch in dieser Richtung vortrefflich – aber trinken mußt Du, Walter, trinken – wir wollen lustig sein – ein Glas dem Andenken unserer Freunde!«

»Aus vollem Herzen!«

»Nun sage mir vor allen Dingen, was weißt Du von Olfers? Von seinen prachtvollen Bildern sahen wir verschiedene hier, aber von ihm selbst habe ich keine Sylbe erfahren.«

»Er hatte Rom verlassen und war nach Florenz gegangen – dort sah ich ihn später – er empfing mich herzlich und freundlich, doch vermied er es, von vergangenen Tagen zu reden.«

»Unser armer Freund, wie einsam er in der Welt herumzieht!«

»Aber sie thut ihm wohl, diese Einsamkeit, sie lindert seine trübe Stimmung, da sie ihn träumen läßt von einer glücklichen Vergangenheit und ihm erlaubt, immer noch Luftschlösser für die Zukunft zu bauen. Er sagte mir das gerade und ehrlich heraus, und deßhalb sah ich ihn auch nur selten. Wie furchtbar schön drückt sich sein umdüstertes Gemüth in den großartigen Compositionen aus, die ich von ihm sah; er entwarf gerade ein prächtiges Bild, ›die Pest in Florenz‹, gewaltig und ergreifend in der Anlage: eine Procession, die hohe Geistlichkeit an der Spitze, durchzieht die Straßen, in denen man die grauenhaftesten Gruppen von Todten und Sterbenden sieht, um

den Himmel anzuflehen, daß er die schreckliche Krankheit aufhören lasse – da stürzt aus einem Haufen Volkes ein verzweifertes Weib hervor und wirft ihr todes Kind zu den Füßen des voranschreitenden Bischofs.«

»Ein ergreifender, aber furchtbarer Vorwurf.«

»Wie in Allem, was er jetzt componirt und malt.«

»Und er hofft immer noch, seine Tochter wiederzufinden?«

»Es scheint mir so – ihn geradezu fragen mochte ich nicht; doch als ich ihm eines Tages sagte, es scheine mir, er halte alles weitere Suchen für überflüssig, da er sich jahrelang in Italien aufhalte, ohne mit der Heimath in Verbindung zu bleiben, gab er mir zur Antwort, das heißt, er sprach eigentlich mehr zu sich selber, als zu mir: ›Ich werde sie sicher machen und sie vielleicht veranlassen, unvorsichtig zu werden.‹ Dann blickte er rasch auf, legte seine Hand auf meine Schulter und fragte mich: ›Nicht wahr, Walter, ich habe es mit einem treuen Freunde zu thun?‹ – Und Ihr hier außen,« fuhr der alte Maler nach einer Pause fort, »habt Ihr gar nichts mehr von dieser räthselhaften Geschichte erfahren?«

»So gut wie gar nichts,« sagte Rodenberg; »nur einmal, es sind schon einige Jahre her, glaubte ich etwas zu erfahren – aber es war eine Nachricht ohne Anfang und Ende, etwas, das wie ein Blitz erschien, das eben so spurlos wieder verschwand und keine Erkundigungen gestattete. Ich hörte nämlich eines Tages von einer Frau reden, die wenige Stunden von hier mit ihrer Tochter in tiefster Verborgenheit lebe, um sich Nachforschungen zu

entziehen, die ihr höchst gefährlich werden könnten; ich schrieb darüber an Olfers, sowie auch, daß ich Alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, gab mir auch alle erdenkliche Mühe, und als ich einen Faden gefunden, der mich dahin führte, wo jene Frau gewohnt, so war sie verschwunden und Niemand wußte, wohin sie gegangen sei.«

»Und konntest Du keine Schilderungen über Mutter und Tochter erhalten?«

»O ja, aber sie paßten nicht – hatte ich doch Frau Hildegard noch so gut im Gedächtniß, daß es mir möglich war, ihr Gesicht mit ein paar Bleistiftstrichen zu skizziren, und ebenso die lieben Züge der kleinen Margarethe.«

»Nun?«

»Von der Frau, die dort gewohnt, sagte mir Jemand, der sie häufig gesehen, sei keine Spur in meiner Zeichnung zu finden, und wenn auch das Gesicht des jungen Mädchens eine Aehnlichkeit mit meiner Skizze zeige, so wäre dieselbe keinenfalls stark hervortretend und mehr dem Umstande zuzuschreiben, daß ein jugendliches Gesicht dem andern immer etwas ähnlich sehe.«

»Wie hieß doch der gewisse Kammerjunker, der zur damaligen Zeit stark bei der Geschichte betheilt war und dem wir Alle mit einander nichts Gutes zutrauten?«

»Freiherr von Schenk, Kammerherr Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürstin-Mutter, ein Mann von Bedeutung im Departement der allerhöchsten Unterröcke.«

»Und diesem Manne, dessen Gewissen so faltenreich ist, wie eines der gerade erwähnten Kleidungsstücke,

hast Du nie versucht, ihm auf den Zahn zu fühlen, ihm ein unbedachtes Wort zu entlocken?«

»Es war das sehr schwierig, da er, einer andern Partei bei Hofe angehörend, mir stets so steif und förmlich entgegentrat, wohl absichtlich, um jede Annäherung zu verhüten.«

»Und Du bist ihm nie auf den Leib gegangen?«

»O ja, das habe ich gethan, und ziemlich derb, indem ich ihm in Aussicht stellte, in einer guten Stunde seine Königliche Hoheit selbst von dieser Angelegenheit zu unterhalten. Da gab er denn endlich zu, er wolle nicht läugnen, daß er um den Aufenthalt Hildegard's und ihrer Tochter gewußt, ohne aber auch nur im geringsten bei der Entführung des jungen Mädchens betheilig gewesen zu sein. Feierlich gab er dabei sein Ehrenwort, daß er von ihrem gegenwärtigen Aufenthalte nichts wisse, und setzte alsdann mit sehr gesprächigem, hochmüthigem Wesen hinzu, er hoffe und wünsche aber, daß ich ihn in Zukunft mit ähnlichen Fragen verschonen möge.«

»Den Teufel auch – und das gab Dir keine Veranlassung, ein Bischen Handel mit ihm zu suchen?«

»Zum Schein wahrlich nicht; aber in allem Ernste entgegnete ich ihm, ich werde es mir nicht verbieten lassen, eine ähnliche Frage an ihn zu stellen, und zwar so oft es mir beliebe.«

»Und dann?«

»Spitzte er sein Maul, schloß die Augen und entgegnete mit einer unvergleichlichen Grazie lächelnd: ›Wenn es Ihnen Vergnügen macht, später nochmals zu fragen, so

werde ich Ihnen doch keine andere Antwort geben können.« Daß ich ihn dadurch noch mehr zum Feinde bekam, merkte ich wohl, und deßhalb, wie auch als treuer Diener seiner Herrin und aus manchen anderen Gründen ist er einer von den Leuten, die mich lieber heute als morgen aus dem Lande gejagt sähen.«

»Und hast Du Aussicht, auf so anerkennende Weise Deine hiesige Carrière zu beschließen?«

»Wer kann das wissen – bei dem schlüpfrigen Boden, auf dem wir wandeln, und bei der allerhöchsten Laune, von welcher wir Alle mehr oder minder abhängig sind, kann Einem alles Mögliche begegnen.«

»Aber das ist ein trauriges Handwerk,« meinte Walter, indem er seinen Freund mit einem ernsten, sorgenvollen Blicke ansah – »doch konntest Du Dich sonst sicher stellen? Deine Einkünfte sind so bedeutend, daß Du Dir etwas Tüchtiges zu erübrigen vermochtest, obgleich Sparen früher nicht Deine Stärke war.«

»In welchem Punkte ich mich auch nicht bessern konnte, denn erstens verstehe ich das nicht, und dann sind meine Einkünfte der Art, daß ich mit dem besten Willen nicht nur nichts ersparen kann, sondern daß ich, wenn einmal eine Katastrophe eintritt, Alles, was ich habe, verkaufen muß, um meine Schulden zu bezahlen.«

»Du bist ein unverbesserlicher, leichtsinniger Kerl – aber wie konntest Du Dir unter solchen Bedingungen das goldene Halsband umlegen lassen?«

»Es glänzte so schön, es wurde angestaunt und beneidet und schien mir den Weg zu zeigen nach einer schwindelnden Höhe, von wo ich auf eine wunderbare und beglückende Aussicht hoffte – doch reden wir nicht davon,« rief er in einem Tone der Ungeduld und des Ueberdrusses – »in der Welt geht es auf und ab! Glaubst Du vielleicht, ich würde mich nicht glücklicher fühlen, wenn ich an einem schönen Morgen, mein Skizzenbuch unter dem Arme, einen einfachen Stock in der Hand, die Stadt verliesse?«

»Mit dem traurigen Gedanken, eine Reihe von Jahren nutzlos vergeudet zu haben!«

»Warum nutzlos? Ich habe doch ein reiches Material gesammelt für den Bleistift und die Feder; ich werde meine Memoiren schreiben und sie vortrefflich illustriren – doch Scherz bei Seite – gebt mir meine freie Zeit wieder, ein Blatt Papier und einen Bleistift, und ich will Euch zeigen, ob ich heute nicht ein besserer Künstler bin, wie damals – aber laßt uns heute darüber schweigen, wir wollen lustig sein, trinken – he, Rafael, schneide den Bindfaden durch, der den Pfropfen auf der Flasche hält – so, ah, wie das vortrefflich knallt, und nun nichts mehr von der Gegenwart – ein Glas des schäumenden Weins der Vergangenheit und zwei der Zukunft, ja, der Zukunft, wie ich sie mir wünsche, bei gleichgestimmten guten Freunden, bei Menschen mit warmen, ehrlichen Herzen, bei wahren Künstlern, nicht dort, wo man des Gedankens nicht los wird, nur geduldet zu sein, und bald erschrocken, bald scheel betrachtet wird über ein freies, frisches Wort,

das man spricht, wo man sich unbehaglich fühlt, wo Einem das nöthige Wasser zum Schwimmen fehlt und man, statt frei auszuholen, mühsam laviren muß, wo man ewig fremd und verlassen bleibt, unter Larven die einzig führende Brust – also der Zukunft, mein Junge, zwei volle Gläser – aber lasset uns dabei der glücklichen Vergangenheit nicht vergessen!«

Walter hatte sich eine von Rodenberg's Cigarren angezündet und sagte, behaglich in seinen Stuhl zurückgelehnt: »Wie gern erinnere ich mich jenes letzten Abends unseres Beisammenseins und meiner nächtlichen Fahrt mit dem Herrn Major von Werdenberg, den ich morgen aufsuchen werde.«

»Vergiß nicht, daß er Oberst geworden ist!«

»Aber wahrscheinlich ein eben so räuberhaft guter Kerl, wie ehemals. Auf der alten, prachtvollen Burg, wohin er mich damals brachte, verlebte ich einige wunderbare Jahre – ich malte still und fleißig und kann Dich versichern, keine schlechten Bilder.«

Rafael lächelte still vergnügt in sein Glas hinein, und Rodenberg sagte: »Ganz vortreffliche Bilder sind es, die Du dort gemalt, und jener kleine Schelm, der sich im vergangenen Jahre eine Rheinreise erlaubt, hat darüber einige unsterbliche Artikel geschrieben.«

»Danke Dir, mein Sohn – Gott möge es Deinen Kindern vergelten! Bei meinen Arbeiten, meistens allein, mit Ausnahme eines Jahres, in dem ich mit Bergmüller gemeinschaftlich arbeitete, gewöhnte ich mich so an die Einsamkeit, daß ich wahrhaftig ein Mönch geworden wäre, hätte ich ein passendes Kloster in der Nähe gewußt.«

»Und Knorx, mein guter Knorx,« rief Rodenberg, rasch sein Glas erhebend, »wie konnte ich so vergeßlich sein und nicht schon lange nach ihm fragen? Die letzten Nachrichten, welche ich von ihm aus Köln erhielt, sagten, auch er sei nach Italien gezogen, er habe eine Römerfahrt gemacht.«

»Und in der vollsten Bedeutung dieses Wortes: er ging nach Rom und trat dort als Bruder in das Capucinerkloster.«

»Und warum wählte er sich gerade einen solchen Ort?«

»Um frei zu sein und Zeit zu seinen Arbeiten zu haben; er meißelt Euch jetzt ganz wunderbare Heilige in Stein und sogar in Marmor – im Kloster haben sie ihm ein Atelier hergerichtet, wo ich ihn öfters besuchte und bei den braunen Kutten manche heitere Stunde verlebte; auch fehlte es alsdann nie an einem vortrefflichen Glase Orvieto, natürlich nur mir, dem Gaste, zu Ehren, doch hielten die frommen Brüder wacker mit; ein paar Mal zupfte es mich gewaltig, dort zu bleiben, aber wenn man nackte Göttinnen und dergleichen lasterhafte Geschichten copirt, so paßt man doch nicht gut in ein Kloster.«

»Gedachte Knorx oft der Zeit im Reichsapfel und unser Aller?«

»Gewiß, und wenn der prophetische Geist über ihn kommt, was immer noch zuweilen geschieht, so konnte er sagen: ›Laßt sie nur flattern und ihre Bahnen ziehen, den Einen nach Osten, den Anderen nach Westen, Alle, die dazu berufen sind und denen ich es im Grünen Baume prophezeit, tragen einen goldenen Faden am Fuße, der sie an den gewissen Ort zusammenführen wird!«

»Und was meint er mit dem gewissen Orte – vielleicht das Grab?«

»Dieselbe Bemerkung machte ich ihm auch einmal, doch schüttelte er lächelnd sein Haupt und sagte: ›Um dahin zu gelangen, braucht man kein wahrer Künstler zu sein und keinen goldenen Faden am Fuße zu haben – nein, wo wir uns noch einmal wiedersehen werden, das ist am Hofe eines gewaltigen Königs unter Marmorhallen, die auf einem hohen Berge liegen, von wo man rings umher eine entzückende Aussicht genießt, während duftende Orangen uns umgeben und murmelnde Springbrunnen wohlthätig die Hitze kühlen, wo lieben wird, wer zu lieben vermag und lieben darf!«

»Die letztere Verheißung scheint mir im Munde eines Mönches etwas ruchlos zu sein.«

»Wer lieben darf!« sagte er ja. – Es that mir leid, als ich den guten Knorx endlich verließ.«

»Hast Du ihn nicht in seiner Ordenstracht skizzirt?«

»Er verbot es mir, denn er wollte nicht, daß man sich hier außen über ihn lustig mache.«

»Guter Knorx, ich hätte so gern Dein ehrliches deutsches Gesicht wieder einmal gesehen!«

»Und wem bist Du in all der Zeit von den früheren Freunden begegnet?«

Rafael lächelte wie Jemand, der gern eine Mittheilung machen möchte, in das Gespräch eines Anderen hineinlächelt, und der doch zu bescheiden ist, dies ohne Aufforderung zu thun.

»Ich sprach vorhin schon von der Rheinreise unseres kleinen Freundes – laß Dir erzählen, mit wem er auf dem Dampfboote zusammentraf.«

»Nun, mit wem denn? Rafael, laß hören!«

»Wir fuhren von Mainz an einem heißen Tage den Rhein abwärts,« erzählte Rafael, »das Schiff war sehr voll, und ich war froh, ein schattiges Plätzchen hinter einem der Radkasten gefunden zu haben – die Passagiere gingen an mir vorüber und sprachen von Biebrich, an dem wir vorüberkamen, von Geisenheim mit seinen rothen Kirchthürmen, vom Johannisberge, bewunderten die alte Brömser Burg, die von außen wie ein unwirthbarer Steinhäufen erscheint und im Innern die zierliche, reizende Wohnung der Gräfin Ingelheim verbirgt. Sie erklärten einander den Weg von Rüdesheim nach dem Niederwalde, erzählten die Sage vom Mäusethurm und dergleichen.«

»Mir scheint, Rafael gibt uns einen Auszug aus seinem Reiseberichte.«

»Vielleicht!«

»Aber nur in der Absicht, um Sie in die Stimmung zu versehen, in die ich durch dieses Geplauder rechts und

links kam und in der ich alle diese Reden, diese Ausrufe der Bewunderung bei dem tactförmigen Rauschen der Räder nur noch wie im Traume hörte. Plötzlich aber schlug eine Stimme an mein Ohr, die auf einmal meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: es war seine hohe Fistelstimme, welche sagte: »Die archimedische Schraube ist sehr einfach zu verstehen, und auf ihr beruht das System der Propeller.«

»Van der Maaßen!«

»Allerdings war er es, den ich, rasch aufspringend, vor mir sah; er war äußerst elegant gekleidet und neben ihm stand eine nicht mehr ganz junge, aber immerhin noch hübsche Dame.«

»Van der Maaßen verheirathet?«

»So war es, und er machte seine Hochzeitsreise. Anfangs kannte er mich nicht; als ich ihn aber bei Seite zog, meinen Namen nannte und rasch meine Erlebnisse erzählte, auch von Herrn Rodenberg sprach, da war er ganz wie früher, schüttelte mir kräftig die Hand und stellte mich seiner Frau vor, und dann blieben wir den ganzen Tag beisammen, wo er mir, behaglich hinter dem Radkasten sitzend, aus seiner Vergangenheit erzählte, während wir das Erzeugniß der berühmten Weinberge, an denen wir vorüberfahren, gewissenhaft versuchten. Van der Maaßen hatte die ersten Jahre Muster gezeichnet, dann war er *Chef d'atelier* geworden und endlich durch einen merkwürdigen Zufall Inspector der großartigen Appretir-Anstalt der Fabrik: man hatte eine Maschine neuester Construction bekommen, die aber nur mangelhaft ihren

Dienst versah, worauf van der Maaßen sie eines Tages untersuchte und, wie er behauptete, mit voller Ueberzeugung eine Schraube auszog, die ihm im Triebwerke hinderlich erschien, worauf die Maschine sofort ihren Dienst that und vortrefflich arbeitete.«

Die beiden Freunde lachten, und Walter sagte: »Ich bin überzeugt, der gute dicke Kerl hat die Schraube auf's Gerathewohl ausgedreht; doch freut es mich für ihn, daß er seine Eichel gefunden.«

»Er versprach, uns hier zu besuchen, wie Rafael mir mittheilte; doch kam statt seiner ein sehr humoristischer Brief, worin er mir die Mittheilung machte, daß seiner Frau eine weitere Reise eigenthümlicher Verhältnisse wegen nicht zuträglich geschienen und er deßhalb nach Hause zurückgekehrt sei, aber dabei die Hoffnung aussprach, in nicht zu langer Zeit auch uns sehen zu können.«

»Und der sanfte Eduard – was weißt Du von ihm?«

»Nicht viel, doch soll es ihm ganz gut gehen: er schrieb einmal an mich, da er gehört, es sei in unserer Gemäldegallerie eine Inspector-Stelle offen; doch war ich nicht im Stande, etwas für ihn zu thun – nach Lytton wollte ich Dich auch schon fragen – Du erkundigtest Dich gewiß während Deiner Anwesenheit in Florenz bei Olfers nach ihm?«

»Allerdings that ich das – ich gedenke immer noch mit großer Anhänglichkeit jenes frischen, lebensfrohen jungen Mannes, der ein tüchtiger Künstler geworden wäre, wenn er nicht so viel Geld zur Verfügung gehabt hatte.«

»Ja, er war ein guter, anhänglicher Kamerad – was wußte Olfers von ihm?«

Walter zog seine Stirn in düstere Falten, stützte den Kopf in die Hand und sagte mit einem affektirten, ernststen und hohlen Tone: »Lytton existirt nicht mehr!«

»A–a–a–ah!« rief Rodenberg auffahrend – »wär's möglich, Lytton gestorben? – Doch nein, ich sehe den Schalk in Deinem Blick, Deine Mundwinkel verziehen sich – warum so traurige und schlechte Spässe, mein alter Geselle?«

»Was habe ich denn Trauriges gesagt? Ich berichtete nur, Lytton existire nicht mehr, und darin sprach ich die Wahrheit – Lytton als solcher hat aufgehört zu leben, athmet nicht mehr im rosigen Lichte, wie der Dichter sagt.«

»Und wie sollen wir das verstehen?«

»So ein Engländer hat ein zähes Leben,« entgegnete der alte Maler lachend, »er stirbt als Lytton und steht als Lord Warren wieder auf!«

»Ah, das freut mich – so starb sein Oheim, der ältere Bruder seines Vaters?«

»Er starb, nachdem er vorher zum Heile des Lytton einen schwächlichen Sohn begraben. Olfers sagte mir das, und es war das Einzige, was er mir mit reger Theilnahme erzählte; dabei lächelte er wieder einmal und seine Augen glänzten wie früher – schade um ihn!«

»Um wen? – Um Lytton?«

»Nein, um Olfers – welcher kerniger Mittelpunkt wäre er für uns geblieben, wie belehrend, wie anregend – ich

glaube, wenn mir die Urheberin seiner Leiden, jene verkniffene, gallichte, bittere Person je zu Gesicht käme, ich glaube, ich würde ihr mit einer theatralischen Attitude sagen: Madame, ich verachte Sie!«

»Das würde ich nicht thun – ich würde ihr stillschweigend folgen – ah, wie oft habe ich davon geträumt und welche Lust wäre es mir gewesen, in dieser Richtung für den guten Olfers wirken zu können – aber ich glaube, der Frau Hildegard folgt in diesem Leben Niemand mehr!«

»Wie verstehst Du das?«

»Ich glaube, daß sie gestorben ist – ich weiß nicht, soll ich sagen: ich fürchte das, oder ich hoffe das?«

»Mir ist nur Eines an der ganzen Sache unklar, daß nämlich Margarethe, die ja ihren Vater so innig liebte, nicht endlich einmal fest auftrat, nachdem sie herangewachsen war – und herangewachsen ist sie – laßt mich einmal rechnen – wie alt war das keine Mädchen damals?«

»Acht oder neun Jahre, so viel ich mich erinnere.«

»Nun, so ist sie jetzt sechzehn oder siebenzehn und wird wohl Verstand genug haben, sich ihres treuen, guten, ehrlichen Vaters zu erinnern.«

»Ob sie sich aber seiner unter diesen von Dir angeführten Benennungen erinnert, ist wohl eine andere Frage – laß Du einmal lange Jahre in Dich hineinreden, über einen Abwesenden reden, der sich nicht vertheidigen kann – höre Du täglich alles mögliche Böse über ihn an, das heißt, wenn Du ein Kind von acht Jahren wärest, das noch nicht Urtheilskraft und Charakterstärke genug

hat, um unter dem Einflusse einer übelgesinnten Mutter an den ersten, ihr damals so lieben Erinnerungen der Jugend festzuhalten – laß Du Dir durch Worte und Thränen, durch Klagen und Vorwürfe das Bild irgend Jemandes, den Du wirklich geliebt, trübe und unscheinbar machen, und wir wollen sehen, ob Du nicht auch am Ende der Ansicht Deiner ausschließlichen Umgebung würdest!«

»Möglich – aber es wäre schrecklich!«

»Schrecklich allerdings, und besonders in den Folgen für den armen Olfers – ich habe schon oft den furchtbaren Gedanken gehabt, es könne einmal vorkommen, daß er dicht an ihr vorüberginge, daß seine Hand ihr Gewand streife, ja, daß Margarethe ihn sogar erkennen würde und daß sie, wenn auch vielleicht mit tiefem Schmerze, sich abwenden, ihn auf's Neue fliehen würde – denn darauf kannst Du Dich verlassen, Frau Hildegard hat nichts versäumt, dem Kinde den eigenen Vater als ein Ungeheuer von Lieblosigkeit und Falschheit darzustellen.«

»Aber er würde sein Kind unbedingt erkennen, wenn er sie mit seinem scharfen Auge sähe.«

»Vielleicht – vielleicht auch nicht – denke Dir, es sind acht Jahre verflossen; aus dem damaligen kleinen, schwächlichen Mädchen ist vielleicht eine blühende Jungfrau erwachsen, deren Gesichtszüge sich vollkommen verändert haben – man hat genug Beispiele der Art.«

»So wäre sie also ewig für ihn verloren?«

»Ich fürchte fast – und so grausam es klingt, so möchte ich für seine Ruhe wünschen, er vermöchte es über sein Herz und seinen Verstand, sich an diesen Gedanken zu

gewöhnen – das allein könnte ihn der Welt und uns wiedergeben; doch wird er zu dieser Ruhe schwerlich gelangen. Wie ich vorhin schon sagte, so hat er sich absichtlich so lange von der Heimath fern gehalten und fast alle Verbindungen mit ihr abgebrochen.«

»Das ist wahr, denn auf ein paar lange und ausführliche Briefe, die ich ihm schrieb, erhielt ich einige spärliche, wenn auch nicht gerade unfreundliche Zeilen zur Antwort, zwischen denen ich aber deutlich lesen konnte, daß er eine Fortsetzung unseres Briefwechsels nicht verlange und wünsche – ich muß Dir gestehen, das schmerzte mich!«

»Aber mit Unrecht – denn ich kann Dich versichern, er sprach von Dir mit der größten Wärme und mit des Ausdrücken herzlicher Anhänglichkeit – freilich bedauerte er Deine jetzige Stellung und sagte unverhohlen, die Hofluft, in der Du lebest, habe einen tüchtigen Künstler umgebracht.«

»Umgebracht kann ich nicht zugeben – glaube mir, Walter, ich fühle das heilige Feuer stark und kräftig unter der Asche lodern, die sich auf mein Herz gelagert, und hoffe auf einen wohlthätigen Ausbruch, der mich vielleicht unsanft in die Höhe schleudert, aber mich wieder verjüngt erstehen läßt.«

»Ein glänzender Phönix – ich hoffe das auch.«

»Doch reden wir nicht von mir – wir kamen ganz von Lytton ab, oder von Lord Warren – wo ist er und was treibt Seine Herrlichkeit?«

»Er hat die diplomatische Laufbahn ergriffen, wie mir Olfers sagte, da es ihm wahrscheinlich in seinem Vaterlande zu langweilig ist; er hoffte damals, nach Italien versetzt zu werden, worauf sich Olfers wie ein Kind freute – wie möchte ich es ihm wünschen, daß unser armer Freund diesen frischen, lebenslustigen Kerl an seiner Seite hätte!«

Walter trank langsam und behaglich sein Glas aus, dann strich er seinen vollen Bart und sagte, indem er dem Rauche seiner Cigarre nachblickte: »Wie doch durch die Nennung von all' den Namen der guten Freunde von damals wieder jene Zeit so lebendig vor mich hintritt; ich befinde mich wieder in den winkligen Straßen und sehe an jedem Fenster ein bekanntes Gesicht – Apropos, Michel Angelo Schmitz hat nicht geheirathet, wie ich schon auf Falkenstein hörte. – Was wurde denn aus der schönen Conchitta, unserer liebenswürdigen Collegin, und was weißt Du von unserer vortrefflichen Wirthin in Köln? Die Dankbarkeit hätte mich eigentlich veranlassen sollen, schon lange nach den beiden Schwestern zu fragen, doch hielt mich ein gewisses Zartgefühl ab, denn aufrichtig gesagt, ich dachte, Du würdest sogleich davon anfangen – weißt Du, guter Kerl, daß eine meiner ersten Fragen an den kleinen Rafael die war, ob Du verheirathet seiest?«

»Dummes Zeug – wie kommst Du auf einen solchen Gedanken?«

»Nun, bei Gott ist Alles möglich, und bei verliebten Weibern ebenfalls!«

»Zugegeben – aber die Bedingung der Liebe fehlte.«

»Den Teufel auch, so viel bin ich doch wohl noch Kenner eines weiblichen Herzens oder eines Paares so schöner weiblicher Augen!«

»Die Kennerschaft in Ehren – wir irrten uns damals außerordentlich!«

»Du auch!« sagte der alte Maler achselzuckend – »nun, dann tröste Dich mit dem Gedanken, daß es doch hätte sein können und es vielleicht besser ist, daß es kam, wie es kam!«

»Von Conchitta erfuhr ich nichts mehr,« sprach Rodenberg mit leiser Stimme, indem er vor sich niederschaute, »und was die Andere anbelangt, so hat sie gehalten, was sie versprochen.«

»Also doch – ei, Du Heuchler!«

»Sei so gut und laß mich ausreden – sie wurde eine große, berühmte Sängerin und entzückte durch ihre Kunst die halbe Welt – wie ich neulich hörte, soll sie auch nächstens diesen kleinen Erdenwinkel hier mit ihrer Gegenwart beglücken.«

»Du sagst das mit einer ganz verfluchten Ruhe!« gab der alte Maler zur Antwort, indem er seinen Freund starr und forschend anblickte.

»Warum sollte ich nicht? Wenn ich mich schon auf den Kunstgenuß freue, der mir bevorsteht, freue auch Du Dich: Volkslieder soll sie mit einer ganz merkwürdigen Bravour singen – ich hoffe nicht, daß Du geizig geworden bist und ein paar Thaler ansiehst – doch nun genug des Vergangenen und Begrabenen!« rief er mit einer

gewaltsam ausbrechenden Lustigkeit – »auch die Gegenwart hat ihr Recht, das heißt die gegenwärtige Stunde – stoßt an und laßt diesen schäumenden Wein für uns in mancher Beziehung zum ächten und unverfälschten Lethe werden!«

XLV. ICH BIN DIR NAH', DU AHNST ES NIMMER!

Die lebenden Bilder waren in schönster Vollendung an den erstaunten und mehr oder minder vergnügten Augen des ganzen Hauses, der Diplomatie so wie einer zahlreichen Menge Eingeladener vorübergegangen. Die Decoration war über alle Beschreibung prachtvoll und wirksam gewesen, und wenn auch Herr Schlegel am Abende der Vorstellung nicht auf das Sonnenlicht rechnen durfte, so hatte er sich doch in anderer Art zu helfen gewußt, die Costumes waren reich und geschmackvoll und die mitwirkenden Personen hatten so vortrefflich gestanden, daß sie jeder Statue Concurrrenz hätten machen können. Man hatte die alte Baronin von Stockhausen durch einige passende Worte zur Vernunft zurückgebracht, und wenn sie sich auch mit tiefem Seufzer die Kneifbrille auf ihre knöcherne Nase drücken ließ, dabei in Einem fort betheuernd, es werde ihr nicht gelingen, eine alte Person darzustellen, denn die Zeit, wo sie als jugendliche Erscheinung mitgewirkt, liege noch gar zu nahe, so gab sie doch die vertrocknete Spinnerin mit einer solchen Wahrheit, daß selbst ihr Gemahl, der Baron von Stockhausen,

gegen einen vertrauten Freund die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, er habe noch nie eine vortrefflichere alte Hexe gesehen.

Und erst die gelbe Tochter des Hofmarschalls! An ihr hatte Fräulein Leonie Gerhold Wunder gethan; allerdings hatte sich die Aermste auch schon seit Nachmittags zwei Uhr in einem fest verschlossenen, abgelegenen Cabinet mit ihr allein beschäftigt, hatte sie mit flüssiger Perlschminke und mit *poudre de cramoisi*, mit Reißstaub, Schwanenflaum und Hasenpfote so gründlich bearbeitet, daß sie später in der allgemeinen Garderobe mit einem Teint erschien, gegen welchen Lilienblatt und Pfirsichblüthe wie vertrocknete Apfelschalen erschienen.

»A–a–a–ah, wirklich wunderbar!« konnten sich einige der Damen, die am meisten mit Neid erfüllt waren, nicht enthalten laut auszurufen, und dabei war es äußerst merkwürdig, wie jetzt die eine nach der anderen etwas ganz außerordentlich Dringendes im Geheimen mit der jungen Sängerin zu sprechen hatte. Diese war überhaupt in Kurzem das Factotum sämmtlicher jungen und älteren Damen; wo sie gerade stand, vernahm man leises Kichern oder lautes Lachen, und dabei war sie auf jeder Seite an allen Toilettetischen zu sehen, hier rathend, dort helfend, hier vermindernd, dort zulegend, und dabei fand sie immer noch Zeit, Ihre Excellenz die Frau Gräfin Blendheim, welche auch heute das Ganze wieder überwachend in stiller Majestät da saß, dringend um eine Anleitung oder einen vortheilhaften Rath zu bitten, wobei ihr Geplauder so unerschöpflich, so allerliebster Art

war, daß die gute Gräfin oftmals ihrer Würde vergaß und vor Vergnügen laut hinauslachte.

Und dabei war alles so harmloser Natur, was Leonie Gerhold erzählte, wie bedauerte sie ihren Chef, daß er so sehr von den Intriguen der Mitglieder der Bühne und der Verläumdung der Stadt zu leiden habe, wie warm nahm sie seine Partei und versicherte auf das Bestimmteste, daß er sie und ihre Colleginnen nur mit den Intentionen eines Vaters, nur mit den wohlwollenden Gesinnungen eines Beschützers behandle, daß er ohne die geringste Parteilichkeit sei, ohne vorgefaßte Meinung, daß er Alle mit der gleichen Liebe umfasse, Alle, inclusive Chor und Ballet, ja, sogar die Gesang- und Tanzschule. Dabei wußte sie kleine, pikante Anekdoten zu erzählen von jungen Officieren und alten Großwürdenträgern, die, nach demselben Ziele strebend, nicht immer gleich glücklich seien; von Geschenken, welche die richtige Adresse verfehlt, und von eifersüchtigen Frauen, die im Schatten eines dicken Baumes neben dem Theater gewartet, während der Gemahl sich gänzlich unbemerkt im Dunkel der kleinen Ausgangsthür, welche zur Bühne führt, geglaubt. Auch von höchst vornehmen Herren, welche auf eigene Art die Kunst unterstützt, wußte sie Lehrreiches zu berichten und gab dabei Einiges von der Zeichensprache zwischen Bühne und Publikum zum Besten, daß zum Beispiel eine Bewegung gegen das Herz hin bedeute: wie glücklich war ich, dich zu sehen! – das Bedecken der Augen: sei auf deiner Hut, ein anderes Lorgnett ist scharf

auf mich gerichtet! – das Anfühlen des Haares: süßes Hoffen – das Aufheben der Hand: ich werde schreiben.

Weiter gab Leonie auch ergötzliche Dialoge zum Besten, wie sie auf der Bühne zuweilen von den handelnden Personen bei vorkommenden Gelegenheiten eingeschoben werden, zum Beispiel in einer höchst erregten Scene, wo die trostlose Braut des räthselhaft verschwundenen Bräutigams den noch trostloseren Vater zu beruhigen sucht: Auf den Himmel laß uns vertrauen, Vater, er wacht ja auch über deinen Sohn! ruft sie im Tone des tiefsten Schmerzes und setzt flüsternd hinzu: »Ihre Perrücke hat sich auf der linken Seite verschoben.« – »Ha,« schreit er auf, sein Haupt mit beiden Händen umfassend, »dem Himmel soll ich trauen, der mich mit furchtbaren Schlägen zu vernichten droht! – Sitzt sie jetzt gerade? – Ja. – ha, Entsetzen!«

Das erzählte sie alles ungezwungen und natürlich, wodurch ihre kleinen Geschichten erst die richtige pikante Würze bekamen; auch verfehlte sie dabei durchaus nicht, ihr Amt zu verwalten, und jede der anwesenden Damen mußte, als sie fertig war und sich vor dem kolossalen Spiegel besah, gestehen, daß sie nie so schön ausgeschaut oder so – trostlos häßlich, so förmlich zum Zurückschauern, wie die Baronin von Stockhausen von ihrem Spiegelbilde sprach.

Auch gute Lehren gab Leonie noch mit hinter die Coullissen; um Alles in der Welt sollten sie keinen Versuch machen, irgend einen Bekannten anzusehen oder gar zu

lächeln, Athem holen so leicht als möglich, und wenn ihnen gar etwas Menschliches passiren sollte, zum Beispiel das Niesen ankäme, lieber dieses gerade heraus zu thun, als es unter Gesichtsverzerrungen verheimlichen zu wollen.

So war sie in den paar Stunden ihres Dienstes der Liebling Aller geworden; sogar die Baronin von Hardenberg hoffte, sie später wieder zu sehen, und die Gräfin Blendheim nannte sie, als sie nun Abschied nahm, ein liebes Kind, bedauerte unendlich, daß es nicht möglich sei, sie die lebenden Bilder mit ansehen zu lassen, und ersuchte sie unter einem vielsagenden Lächeln, am andern Morgen zwischen zehn und elf Uhr zu ihr zu kommen.

»Ein liebenswürdiges Mädchen – ein vortreffliches Geschöpf – wie angenehm unterhaltend!« so sprach der ganze weibliche Kreis über sie, und Alle fanden es *incroyable, abominable, insupportable*, daß man dieser vortrefflichen Sängerin Rollen habe abnehmen wollen, um sie dieser ennuyanten Berger zu geben – das macht die widerwärtige Wuth des Protegirens, unter der wir Alle zu leiden haben!«

Wie schon oben bemerkt, die Decorationen zu den lebenden Bildern waren außerordentlich befunden worden und verdienten es auch in der That, so benannt zu werden. Vor Allem war der anbrechende Morgen höchst gelungen, so daß eine junge, schwärmerische Dame sagte, sie vermisse nichts, als den Gesang der Vögel, und alsdann von ihrem Nachbar, einem eben so schwärmerischen Garde-Officier, seufzend zur Antwort erhielt, er sei

vollkommen befriedigt; was gehe ihn der Gesang der Vögel an, da er an diesem wunderbaren Morgen das Glück habe, in die Augen der schönsten Fee zu blicken.

»Bravo, bravo!« rief in diesem Augenblicke der Fürst, allerhöchstselbst heftig applaudirend, nicht über die Bemerkung des Garde-Lieutenants, sondern über das Erscheinen des verzauberten Schlosses in rosigem Morgendufte.

Dabei war auch die frische Jagdfanfare, ehe sich der Vorhang schloß, von gewaltiger Wirkung, und ein alter Geheimrath, ein Verehrer classischer Musik, sagte, die berühmte Trompeterfanfare in der Oper Fidelio habe ihn nicht mehr erschüttert, als hier der so vortrefflich angebrachte Klang des Waldhorns – der Geheimrath war nebenbei ein wenig Hofschmeicheler, und seine sehr laute Aeüßerung wurde mit einem gnädigen allerhöchsten Blicke belohnt.

Für das Ende hatte Schlegel noch eine Ueberraschung aufgespart; denn nachdem sich der Vorhang hinter dem letzten Bilde geschlossen, öffnete er sich wenige Minuten darauf langsam wieder und zeigte eine Gartenterrasse des Schlosses, in welchem nun wahrscheinlich der Königssohn mit Dornröschen wohnte.

Auf dieser Terrasse befand sich, von Blumen umgeben, ein Marmorbassin, aus welchem ein lebendiger Wasserstrahl in die Höhe stieg und plätschernd wieder niederfiel, während man über das Geländer hinweg eine wunderbare Fernsicht hatte.

Der Staatsrath von Stumpfenfels und der Kammerherr Freiherr von Schenk standen neben dem Ober-Hofmarschall, und als der Freiherr von Schenk den Fürsten jetzt abermals und sehr heftig applaudiren sah, flüsterte er seinen Collegen zu: »Wir hätten die Artikel eben so gut einsalzen können.«

»Und es wäre vielleicht klüger gewesen, denn der Fürst sprach mir vor ein paar Tagen mit kolossaler Naivetät von einem dritten Artikel, den ich ihm nicht vorgelegt.«

»Ah, *mon Dieu*, ist das nicht gefährlich?«

»Es macht unser Manöver gegen den gemeinschaftlichen Feind vor der Hand zu nichte – ich war so klug, über den Artikel zu lachen und ihm selbst eine Stelle am Schlusse in's Gedächtniß zurückzurufen, wo es von unserem allerdings noch nicht weit vorgeschrittenen zoologischen Garten heißt: »Man erlaubt sich schließlich, ein geehrtes Publikum zu benachrichtigen, daß die Abtheilung für Würmer bedeutend vermehrt worden ist, und zwar von der interessanten Gattung, welche ein gewisser hoher Beamter den Actionären aus der Nase zu ziehen glaubte, als er das Ganze in seine umsichtige und kräftige Hand nahm.« Allerhöchstdieselben lachten über den schlechten Witz anhaltend, so daß sie alles Andere total vergaßen.«

»Die Frau Fürstin-Mutter,« sagte der Ober-Hofmarschall, welcher die Bewegungen seiner Herrin genau beobachtet, »hat von der ganzen Komödie sehr wenig gesehen, sie unterhielt sich in Einem fort höchst gnädig mit ihren

Nachbarn, und bei diesem letzten Trumpf, den Herr Rodenberg seinen Herrn Schlegel ausspielen läßt, wendet sie der Bühne den Rücken – wie ich die Eigenschaften dieser hohen Dame bewundere.«

»Und ihre unerschütterliche Consequenz,« ergänzte der Kammerherr – »ihre vornehme Kälte – ihren wundervollen Haß, der noch wie Keulenschläge auf die Häupter unserer Feinde niederfallen wird.« –

Rodenberg hatte sich hinter der Scene von Schlegel verabschiedet und ihm dabei gesagt, wie zufrieden der Fürst mit seinen Leistungen sei und daß er sicher auf eine glänzende Anstellung rechnen dürfe. Der Decorationsmaler, welcher heute Abend selbst Hand angelegt hatte, wie ein halbes Dutzend Arbeiter in seiner bestaubten und mit Flecken besäeten Blouse, schüttelte ihm dankend die Hand und konnte mit einem Blickean den schwarzen Frack und die weiße Halsbinde des Anderen nicht unterlassen, zu sagen: »Nehmen Sie mir nicht übel, lieber Rodenberg, wenn ich mich glücklich schätze, jetzt, nach gethaner Arbeit, ruhen zu dürfen, daß ich mich deßhalb so schleunig zurückziehe, als möglich.«

»Wohin gehen Sie, Sie Glücklicher?« fragte der Andere, indem ein leichter Schatten über seine Züge flog.

»Wir haben uns in die ›Goldene Kanne‹ bestellt – Walter kommt dorthin, den ich, seit er zurück ist, nur ein paar Mal flüchtig gesehen, und auch der kleine Rafael – das ist ein ganz gewichster Bursche, der seinen Weg machen wird.«

»Lassen Sie nur öffentlich sich nicht zu viel mit ihm sehen,« warnte Rodenberg; »nicht als ob er mir nicht eben so lieb als die vornehmste Gesellschaft wäre – aber wie Sie wohl wissen, ist er Mitarbeiter eines sehr böartigen und deßhalb höchst mißliebigen Blattes – Adieu, Schlegel, ich sehe da einen Lakaien, der nach mir fahndet – weiß Gott, ich beneide Sie um Ihre bequeme Blouse!«

»Seine Königliche Hoheit haben nach Ihnen gesehen,« sagte der Bediente, indem er alsdann ehrerbietig auf die Seite trat. –

Rodenberg hatte sich am heutigen Abend noch nicht im Zuschauerraume blicken lassen: das Ballfest, wenn man es so nennen konnte, begann mit den lebenden Bildern, dann sollte gespielt und getanzt werden, später soupirt. Ehe die Vorstellung begann und als Rodenberg sicher war, daß Alles in Ordnung sei und sich Alles auf seinem Posten befinde, begab er sich an den Vorhang, wo eine kleine Oeffnung zum Hinausschauen angebracht war; der große Saal war noch leer und zahlreiche Lakaien beschäftigt, die Stuhlreihen so zu ordnen, daß die Herrschaften mit leichter Mühe ihre Plätze einnehmen konnten und einander so wenig als möglich im Sehen hinderlich waren.

Zur bestimmten Stunde ließ der Ober-Hofmeister des Fürsten am Ende des Saales die Flügelthüren öffnen und diejenigen der Eingeladenen, welche ihrem Range nach in die zweite und dritte Reihe kamen, eintreten. Trotz seines guten Auges hatte sich Rodenberg mit einem scharfen Glase bewaffnet und betrachtete jede eintretende

Person mit einer Aufregung, die einem Gefühle der Angst gleichsam. Zuweilen schlug sein Herz laut und heftig, und allemal war er wieder glücklich, wenn er sich getäuscht hatte.

Sie war angekommen – sie, für welche er sich in den letzten Tagen trügerischer Weise ein Gefühl der Gleichgültigkeit eingeredet hatte – sie, der er hoffte, kalt und förmlich entgentreten zu können – Juanita!

Und doch, als er endlich erfuhr, sie sei in der That angekommen, sie sei mit Don Jose angekommen, da hatte sich sein Herz krampfhaft zusammengezogen, da war er erblaßt und hatte es mit aller Kraft kaum vermocht, seinem Gönner, dem Prinzen Heinrich, zu sagen, er sei begierig, ob sich die berühmte Marchesa de Monterey des wilden Jägers erinnern werde.

Er wußte, daß sie zu Hofe eingeladen war; er wäre glücklich gewesen, wenn er sie unter den Zuschauern entdeckt hätte, und doch zitterte er vor dem Momente zurück, wo er die geliebten Züge erblicken, wo er das Leuchten dieser glänzenden Augen sehen würde.

Nun war die Hälfte des Saales besetzt, das heißt die Eingeladenen standen vor ihren Stühlen, den Hof erwartend, der jetzt durch eine andere Thür, empfangen von rauschender Musik, eintrat: der Fürst mit der Fürstin-Mutter, der Hofstaat, das diplomatische Corps, die Minister und sonstigen Großwürdenträger, vornehme Gäste, ein paar ausgezeichnete Fremde – nur sie nicht. O, sie wäre seinem scharfen Blicke nicht entgangen, noch weniger aber Don Jose's hohe, auffallende Gestalt – sie war

nicht da – sie hatte wohl die Einladung abgelehnt – dachte auch sie vielleicht an ihn, von dem sie wohl wissen konnte, daß er hier war! – Fürchtete sie, ihm zu begegnen! Doch hatte er diese eiteln Gedanken als eine Lächerlichkeit verworfen und war mit etwas leichterem Herzen zurückgetreten, um das Zeichen zum Anfange zu geben.

Ja, mit leichterem Herzen, denn er fürchtete sich vor einer Begegnung mit Juanita, nicht als ob er des Glaubens gewesen wäre, sie würde ihn mit einem Worte, ja, auch nur mit einem Blicke an die Stunden erinnert haben, unter denen sie geschieden – nein, das fürchtete er nicht, denn er kannte zu gut ihren Stolz, ihre vornehme Kälte, Eigenschaften, die sich bei ihrer glänzenden Laufbahn gewiß nicht vermindert hätten – aber es war ihm, als er von ihr hörte, wie wenn das Märchen wieder beginne, das ihn so selig und dann wieder so entsetzlich unglücklich gemacht: es war ihm, als erschienen an seinem Horizonte finstere Wolken und als müsse er gewärtigen, ein schweres Verhängniß über sein Haupt heranziehen zu sehen – war es ihm doch überhaupt zu Muthe, als sähe er, wenn auch in weiter Ferne, das Leuchten der Blitze und vernehme das Rollen des Donners.

Rodenberg ging der vorhin erhaltenen Aufforderung gemäß in den Saal zurück, und da der Fürst nicht weit von seiner Mutter stand, welche im Begriffe war, verschiedenen Personen eines großen, sie in einem weiten Ringe umgebenden Cercle's etwas Angenehmes zu sagen, so mußte er sich ebenfalls dieser Gruppe nähern, that es

aber auf einem Umwege, um so in den Rücken der allerhöchsten Herrschaften zu gelangen. Doch faßte ihn der Fürst alsbald am Arme, um ihm ein paar kleine Aufträge zu geben, und da im gleichen Augenblicke der Kreis der Damen und Herren ehrerbietigst beim Anblicke des etwas vortretenden Fürsten zurückwich, so konnte es nicht fehlen, daß Rodenberg im nächsten Augenblicke im Cercle der Frau Fürstin-Mutter stand.

Sie war eine große, majestätisch aussehende Frau – auf ihrem Gesichte sah man Spuren ehemaliger Schönheit, zugleich aber auch einen so eisigen Ausdruck, daß es Einen fröstelnd überlief und daß man sich unwillkürlich nach einer kalten Zugluft umschaute. Dieses Gefühl aber hatte man alsdann am allerstärksten, wenn man getroffen wurde von dem Blicke dieser großen, schönen Augen – Augen, die lebhaft erinnerten an das Leuchten des Mondlichtes auf eine weiße Schneefläche. Sie lachte nie, die Fürstin, lächelte nur selten, und dann wußte man ziemlich genau, bei welchen Veranlassungen; wenn sie aber einmal außer der Regel lächelte, so gingen selbst ihre Günstlinge ängstlich mit sich zu Rathe, ob sie vielleicht hierzu Veranlassung gegeben hatten.

Als sich die hohe Frau jetzt zufällig gegen Rodenberg wandte, traf ihn vorübergehend wie der Blitz ein Blick aus diesen eigenthümlich schönen Augen; sie lächelte und sagte zu ihrem Sohne: »Vielleicht gefällt es Dir, mich in's Spielzimmer zu führen, das Stehen macht mich müde.«

Drei Viertel des Circles flatterten mit dem fürstlichen Paare davon, und unter diesen Wenige, welche für Rodenberg, wenn auch vielleicht widerstrebend, nicht ein freundliches Kopfnicken oder ein angenehmes Wort gehabt hätten; Andere aber traten herzlich auf ihn zu, schüttelten ihm die Hand und sagten ihm so laut als möglich, wie entzückt sie gewesen seien von seinem Arrangement der lebenden Bilder – »Sie tanzen nicht,« sagte ihm ein alter, verdienter Officier, der General von Möllendorf, aus dem gewöhnlichen Soirée-Geplauder machen Sie sich auch wenig – kommen Sie, wir wollen Leute zu einer Partie Whist werben – he, Baron Hund, sind Sie engagirt?«

»Noch nicht,« lispelte der vom Höllensteine; doch als er ein paar Schritte näher gekommen, seine Lorgnette aufgesetzt und Rodenberg erkannt, setzte er rasch hinzu: »Wie ich so vergeßlich bin – habe ich doch dem Staatsrathe von Stumpfenfels versprochen, eine Partie mit dem Strohmanne zu machen!«

»Dabei sind Sie sehr an Ihrem Platze,« konnte sich der alte General nicht enthalten, ihm zu sagen – »kommen Sie, wir finden schon bessere Leute.«

»Eure Excellenz gestatten mir, zu bemerken, daß sich die Fürstin so eben in's Spielzimmer zurückgezogen.«

»Desto besser, und um Allen ein Vergnügen zu machen, will ich ein paar Leute engagiren, die dieses Engagement nur mit getheiltem Herzen annehmen – kommen Sie!« Damit zog er Rodenberg davon.

»Da ist der Kammerherr Freiherr von Schenk, der eine kleine Million darum gäbe, wenn er zur allerhöchsten Spielpartie befohlen würde – Herr Kammerherr,« rief er diesem zu, als sie in's Spielzimmer eingetreten waren, »ich lade Sie zu einem kleinen Whist ein!«

»Mit Vergnügen, aber ich spiele gern zu Vieren mit Austreten.«

»Das können wir haben – auch zu Fünfen, wenn es Ihnen so lieber ist – da sehe ich Stumpfenfels und den Baron Hund immer noch auf einen anderen Strohmann warten – bitte, ihnen zu sagen, ich ließe sie ersuchen, bei uns einzutreten – wir haben hier einen charmanten Tisch, wie in einer Laube, und hören von der Tanzmusik gerade genug, um zu wissen, daß wir auf einem Balle sind.«

Der Freiherr von Schenk hatte die beiden eben Genannten von dem Wunsche des Generals in Kenntniß gesetzt, und da der General als ein Mann bekannt war, der ziemlich rücksichtslos das sagte, was er sich einmal zu sagen vorgenommen hatte, so erschienen die drei Herren mit sehr freundlicher Miene bei dem projectirten Whist zu Fünfen.

Rodenberg hatte bis jetzt dies ganz ruhig mit angesehen, als aber die Karten gezogen werden sollten, sagte er zu dem alten General: »Wenn Eure Excellenz es mir nicht ungnädig aufnehmen wollen, so bitte ich, mich von der Partie zurücktreten zu lassen – ich habe noch ein paar Anordnungen zu treffen, und ohne mich sind die Herren ja schon zu Vieren.«

»Zu Fünfen ist ein recht angenehmes Spielen,« meinte Baron Hund vom Höllensteine, während der alte General so lachte, daß die Epaulettes auf seiner Schulter förmlich tanzten.

»Man kann dabei zweimal austreten,« sagte der Freiherr von Schenk.

»Und ich spiele gern zu Fünfen,« versicherte der Staatsrath von Stumpfenfels.

Der Maler beantwortete diese freundlichen Aeußerungen mit einer ehrerbietigen Verbeugung und sagte alsdann, einen Schritt zurücktretend: »Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre freundliche Einladung und werde mir mit Vergnügen erlauben, ein andermal davon Gebrauch zu machen.«

»Darauf rechne ich,« sagte der General, indem er ihm die Hand reichte.

»Wir machen uns stets eine Ehre daraus,« sprach Hund vom Höllensteine.

»Bei der nächsten Veranlassung hoffen wir . . .,« setzte der Kammerherr Freiherr von Schenk hinzu.

»Vergessen Sie uns nicht,« schloß der Staatsrath von Stumpfenfels.

Rodenberg, der nach einen Augenblick stehen blieb, um dem Spiele zuzuschauen, fühlte plötzlich, wie sich leicht eine Hand auf seine Schulter legte, und hätte, sich umwendend, vor Freude beinahe laut aufgeschrien, als er in das Gesicht Lytton's, des jetzigen Lord Warren, schaute. Da er sich aber schon verschiedene Jahre auf dem glatten Boden des Hofes bewegte, so hatte er

auch gelernt, jeder Empfindung Meister zu werden, und that dies hier, trotzdem ihm der Andere ungemein herzlich entgegenlächelte, ihm seine Rechte darreichte und mit lauter Stimme sagte: »Wie freue ich mich, lieber Rodenberg, Sie endlich gefunden zu haben!« Dann schob er seinen Arm unter den des Malers und zog ihn mit sich fort.

»Wer war denn das?« fragte der alte General.

»Ein neuer Attaché der englischen Gesandtschaft, Lord Warren.«

»Aus einem guten Hause und sehr reich.«

»Er scheint den Herrn Rodenberg sehr genau zu kennen.«

»Von Düsseldorf her,« sagte der Freiherr von Schenk, »wo Lord Warren, ehemals Master Lytton, die Maler-Akademie besuchte.«

»Es ist etwas Eigenthümliches um diesen englischen Adel,« meinte der Staatsrath von Stumpfenfels; »heute sind sie Master gar nichts und morgen Lord Gott weiß was!«

»Das kommt bei uns auch vor,« bemerkte der alte General; »ich kenne Leute, die vor einem Jahre noch sehr einfache Legationsräthe waren und heute in der Stellung von Großwürdenträgern sind.«

»Durch ihre Verdienste, aber nicht durch ihre Geburt!«

»Allerdings durch ihre unmenschlichen Verdienste!« –

Die beiden jungen Leute hatten das Spielzimmer verlassen und sich in ein kleines anstoßendes Cabinet begeben, wo Rodenberg hinter einer riesenhaften Epheuwand

ein ganz reizendes Plätzchen kannte, um unbelauscht, ja, unbemerkt ein animirtes Gespräch führen zu können. Dort ließen sie sich nieder, Jeder in einen kleinen Fauteuil, nachdem der Lord Warren zu dem Maler gesagt, indem er ihm herzlich beide Hände schüttelte: »Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen – ich finde Sie fast unverändert, ein wenig stärker und ernster geworden; doch ist Beides der Tribut, den wir der Zeit entrichten müssen.« worauf ihm der Andere lachend erwiedert hatte: »So sind Sie Ihren Tribut noch schuldig geblieben, denn ich finde Sie weder stärker noch ernster geworden – Sie sehen aus wie damals, und ich freue mich über Ihre heiteren Mienen und Ihre leuchtenden Blicke!«

Und es war in der That so, wie Rodenberg sagte – Lytton hatte sich so gut wie gar nicht verändert, und wenn man allenfalls sagen konnte, die Züge des jungen Mannes von damals, der eben in's Leben trat, seien etwas männlicher geworden, so hätte man das auch wohl so ausdrücken können, daß sein Gesicht sich geistiger entwickelt habe und aus dem blühenden Jünglinge ein schöner junger Mann geworden sei. Dabei hatte er in seinem ganzen Wesen etwas außerordentlich Vornehmes, welches von einem einfachen, aber sehr gewählten Anzuge unterstützt wurde.

»Was meine heitern Mienen und leuchtenden Blicke anbelangt, so sind sie nur die Wirkung der Freude, Jemand von den früheren Gefährten gefunden zu haben – ich kann Ihnen nicht sagen, wie angenehm mir das ist!«

»Wann kamen Sie hier an?«

»Gestern Abend, und hätte Sie schon aufgesucht, wenn mir nur eine Minute Zeit geblieben wäre; doch mußte ich mich über Hals und Kopf in die Geschäfte stürzen, welche in diesem Augenblicke sehr wichtiger Natur sind.«

»Es wird Sie freuen, wenn ich Ihnen sage, daß Walter ebenfalls hier ist.«

»Hier, auf dem Balle?«

»Nein, aber in der Stadt – unser guter alter Freund war nicht so glücklich,« setzte er mit kaltem Lächeln hinzu, »eine so glänzende Laufbahn zu machen, wie ich.«

»Als ich es gehört, hat's mich sehr gefreut, und ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu – das heißt, wenn Sie sich selbst zufrieden und glücklich fühlen.«

»Wer kann das überhaupt von sich sagen, und wer würde es wagen, das in meiner Stellung zu thun? – Was ist die Gunst meines jungen Fürsten? Gibt sie mir einen Halt? Nicht mehr, als ein schwankes Rohr auf schlüpfri-gem Boden – doch macht mir das wenig Kummer – ich schwimme mit dem glänzenden Strome, so lange dersel-be so gütig ist, mich zu tragen – kommen aber einmal die Wellen zu heftig – o, sie werden nicht ausbleiben! – und werfen mich irgendwo an's Ufer, nun, so hoffe ich auch da meinen Weg finden zu können – doch was sprechen wir von mir – lassen Sie mich lieber von Ihrer Vergangen-heit etwas hören.«

»Die ist sehr bald erzählt: mein ältester Oheim starb und so wurde ich Lord Warren – leider, möchte ich hin-zusetzen, denn nun wehrte sich mein Vater mit Händen

und Füßen dagegen, mich abermals in die Welt hinauszulassen, besonders zu Euch nach Deutschland; meinte er doch damals schon, als ich zurück kam, ich hätte sehr viel von dem leichten Sichgehenlassen der Künstler angenommen, und um mich gründlich davon zu heilen, wurde ich beim verkörperten Gegensatze aller Poesie, beim auswärtigen Amte untergebracht, fing dann endlich als Attaché bei einem der kleinsten deutschen Höfe an und bin jetzt schon Legations-Secretär geworden; hier hoffe ich einige Jahre zu bleiben, mit Ihnen behaglich zu leben und meinen lieben Olfers wiederzusehen, dem ich sogleich meine Ernennung hieher schrieb und der mir augenblicklich geantwortet, das allein könne ihn bestimmen, wieder nach der Heimat zurückzukehren – so hoffe ich denn, daß er kommt, und da wir uns ziemlich vieler Freistunden erfreuen, so werde ich Zeit genug finden, um mit Euch nach der Weise der damaligen Zeit zu leben.«

»Ich hoffe, Sie haben die Kunst nicht ganz bei Seite liegen lassen – bei einem Talente wie das Ihrige wäre das wahrhaftig jammerschade!«

»Ich danke Ihnen für das Compliment, habe mich desselben aber leider nicht allzu würdig gemacht – sind doch Jahre vergangen, daß ich keinen Bleistift in die Hand nahm, als um auf unerquicklichen Aktenstücken trockene Notizen zu machen. Als ich endlich von London schied und dem ehrwürdigen Amte, das mich zu einem soliden Geschäftsmanne ausgebildet, Lebewohl sagte, war es mein Erstes, mir wieder ein Skizzenbuch zu kaufen, fing auch an, darin alles Mögliche zu zeichnen, und ihm

verdankte ich im vergangenen Sommer eine recht artige Bekanntschaft. Es war in der Schweiz, wohin wir uns im Sommer gern zu begeben pflegen, um uns,« setzte er mit komischer Würde hinzu, »von den Mühseligkeiten des verflossenen Winters zu erholen, von den Strapazen all' der Bälle, Soiréen, all' der großen und kleinen Dinners, so wie von den anstrengenden Arbeiten der Soupers und Spielpartien.

»Es war in Zug,« erzählte Lord Warren, »wir kamen vom Rigi; einige Bekannte und ich saßen auf der Terrasse des ›Weißen Rosses‹, zu unseren Füßen der leuchtende See, rings um uns her die Großwürdenträger der wunderbaren Alpenwelt. Ich zeichnete ein Stück des mit seinen malerisch zackigen Gipfeln seitwärts emporragenden Pilatus und sumgte ein Lied dabei, während meine Begleiter sich entfernten, um im anstoßenden Saale ihre kleinen Correspondenzen zu besorgen. Da fühlte ich die Nähe eines unbekanntes Wesens und wußte, ohne aufzusehen, daß Jemand in mein Blatt schaue: man hat zuweilen dergleichen Gefühle, und dieselben haben immer etwas zu bedeuten.«

»Ei, mir scheint, ich erfahre eine kleine Liebesgeschichte.«

»Ich wollte, ich könnte von etwas Derartigem berichten, doch blieb es meinerseits bei diesem Wunsche – ich wußte also, daß mir Jemand zuschaute, und da sich mir das mit einem angenehmen Gefühle verrieth, so machte dies auf mich einen wohlthuenden Eindruck, und ich hütete mich lange, umzuschauen, um nicht am Ende doch

enttäuscht zu werden. Endlich aber mußte ich mich zurückbeugen, um meine Skizze auch von der Entfernung und von der Seite anzublicken, und daß ich nebenbei aufwärts schaute, werden Sie sehr natürlich finden. Da stand neben mir ein ganz junges Mädchen, einfach weiß gekleidet, aber gerade in dieser Einfachheit äußerst lieblich und elegant. Sie schaute mich mit großen, merkwürdig glänzenden Augen an und länger andauernd, als sonst ein junges Mädchen einen unbekanntem jungen Mann anzuschauen pflegt; aber in dem Blicke, mit dem sie mich anschaute, lag etwas so Wohlthuendes, wie soll ich sagen, so Erwärmendes, daß ich wünsche, es hätte noch länger gedauert. Um mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, brachte ich ihr mein Skizzenbuch vor die Augen und fragte sie, ob sie in meiner Zeichnung den gegenüberliegenden Berg erkenne.

»Da lächelte sie anmuthig und mit dem Ausdrücke der Verwunderung, ehe sie zur Antwort gab: ›Wie sollte man das nicht erkennen – ich finde die Zeichnung sehr ähnlich und sehr schön.«

»Sie hielt in der Hand einen leichten Strohhut, auf dem ich ein kleines Sträußchen Edelweiß bemerkte, und in der anderen einen hohen Alpenstock, auf dessen Gemshornkrücke sie ihre feinen Finger gelegt hatte, und wie sie so vor mir stand, umflossen von dem blendenden Lichte, welches die Landschaft erfüllte und vom See strahlend zurückgeworfen wurde, hätte ich sie in ihrem weißen Gewande, mit dem schönen edeln Gesichte, dem

so eigenthümlich leuchtenden Blicke und den eben erwähnten Attributen für irgend eine lichte, übernatürliche Erscheinung, für eine Göttin der Alpenwelt halten können.«

»Sie beschreiben mir das so genau und mit solcher Phantasie, daß man ein Bild darnach malen könnte.«

»Das wäre auch wahrhaftig der Mühe werth gewesen, und um ehrlich zu sein, versuchte ich es auch am Abend desselben Tages – doch Sie wissen, ich war immer ein Stümper in jeder Art von Staffage, und so blieb es denn auch bei dem guten Willen, dieses reizende Bild festzuhalten, das heißt auf dem Papier festzuhalten, denn anderswo hat es sich sehr genau eingeprägt.«

»Aha, und so werde ich auch erfahren, wer die Erscheinung war, welche auf Ihr Herz einen so gewaltigen Eindruck ausübte; denn ich bin fest überzeugt, Sie änderten Ihre Reiseroute, wenn das möglich war, und reisten Ihrem Edelweiß nach.«

»Das that ich auch in der That, aber ohne großen Nutzen.«

»So ließ man Sie in Ungewißheit, wohin sich die junge Dame wenden würde?«

»Ganz und gar nicht: denn als sie noch neben mir stand, erschien ihr Vater auf der Terrasse, eine wohlhabende, behaglich aussehende Persönlichkeit mit einem gesunden Gesichte, der ich es ihrer derben Züge wegen nicht zugetraut hätte, der Vater dieser Tochter zu sein.«

»Die Natur spielt seltsam.«

»Ich war auf die Mutter begierig – doch war diese krank in Zürich zurückgeblieben, und Edelweiß wurde nur von einer älteren Kammerfrau begleitet.«

»So waren es Leute von guter Familie?«

»Wenigstens reiche Leute.« – Hier hielt Warren an und blickte seinen Freund mit einem komischen Lächeln an, das sich beinahe zu einem Lachen steigerte, als er sagte: »Der Vater war so freundlich, mich seine Bekanntschaft machen zu lassen – Herr Specht, Fabrikant aus Zwickau.«

»Ah, aus Zwickau! – Ein prosaischer Name.«

»Wozu der Vater vollkommen paßte und somit ganz das Gegentheil seiner Tochter war – so sehr das Gegentheil, daß ich mir später, als ich sie in Zürich wiedersah, häufig ihren Familiennamen und den Namen ihres Wohnortes vorsprechen mußte, um mich ein wenig zu beruhigen. Fräulein Specht aus Zwickau. Nur zuweilen, wenn ich sie mit ihrer alten Kammerfrau allein auf Spaziergängen traf oder wenn Vater Specht den Lord Warren, der nicht ungern gesehen war, zu einer Spazierfahrt einlud und wir allein rückwärts im Boote saßen, nannte ich sie scherzhaft Edelweiß und zeigte nach der Pflanze Heimat, den Bergen, die im wunderbarsten Glühen auf den glänzenden See hinabschauten.«

»Und Sie blieben lange in Zürich? Sie machten häufig zusammen Spaziergänge und Wasserfahrten?«

»Leider nur vier Tage, dann mußte ich nach Baden reisen, wohin mich ein Telegramm meines gestrengen Herrn Vaters rief, der mir, von Paris kommend, jene Stadt als Zusammenkunftsort bezeichnete.«

»Ich begreife wohl, daß ein Zusammentreffen der Art Ihre Phantasie beschäftigen konnte – und Sie erfuhren später nichts mehr von der Familie?«

»Herr Specht, dem ich meine Adresse gab, war so freundlich, mir nach Baden die Anzeige zu machen, daß er wegen andauernden Unwohlseins seiner Frau die Reise habe abkürzen müssen und deßhalb auch nicht im Stande sei, nach Baden zu kommen, wie er mir fest versprochen. Auch verehrte er mir seine Photographie – ich kann sie Ihnen morgen zeigen; die der jungen Dame wäre mir lieber gewesen – auch Sie hätten alsdann urtheilen können, ob es etwas Unähnlicheres geben kann.«

»So sah Edelweiß ihrer Mutter ähnlich?«

»Ja, wenn ich das nur wüßte – ich hatte nicht das Glück, die Bekanntschaft der Letzteren zu machen, da sie während meines Aufenthaltes in Zürich ihre Zimmer nicht verließ. – Jetzt habe ich Sie aber vielleicht mit meinen kleinen Erlebnissen gelangweilt und Sie von Besserm und Schönerem abgehalten – vielleicht wollten Sie tanzen oder dem Tanzen zuschauen?«

»Beides hat hier für mich kein Interesse; auch bin ich ein Bischen müde – ich hatte die lebenden Bilder zu arrangiren. Sie kamen wohl später! Ich bemerkte Sie wenigstens nicht unter den Zuschauern.«

»Leider kam ich später, und wie ich gehört, soll mir ein großer Genuß entgangen sein – Ihre lebenden Bilder, sagte man mir, sollen ganz außerordentlich gelungen gewesen sein – begreiflich – waren Sie doch schon von je her berühmt in Ihren Arrangements von Festlichkeiten und

so weiter – ach, wie lebendig steht noch das herrliche Künstlerfest von damals mir vor den Augen, und besonders Ihre wilde Jagd – ich sah nie etwas Schöneres! Doch ich vergesse, Ihnen den Grund mitzutheilen, warum ich so spät kam, glaube aber, Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Vieles und Wichtiges zu arbeiten vorfand, womit ich erst vor einer Stunde fertig wurde – es betrifft die Verheirathung Ihres Fürsten.«

»Ja, man spricht davon.«

»Man spricht hier weniger davon, als man eifrig handelt – ich glaube, daß diese Angelegenheit ihrem Abschlusse nahe ist.«

»Glauben Sie in der That?« fragte Rodenberg, wobei der Ton seiner Stimme hohes Interesse verrieth.

»Darüber sollte ich mir eigentlich von Ihnen einen richtigen Wink geben lassen – von Ihnen, dem Günstlinge des Fürsten.«

»Der von manchen Dingen weniger weiß und erfährt, als der kleinste Beamte des Hofes, und der froh ist, von Sachen, die ihn nichts angehen, so wenig als möglich zu erfahren.«

»Darin haben Sie sehr Unrecht – in Ihrer Stellung muß Ihnen Alles daran gelegen sein, klar zu sehen und die Zukunft berechnen zu können – in Ihrem eigenen Interesse, mein lieber Freund, und besonders an einem Hofe wie der hiesige, wo es zwei mächtige, einander entgegenwirkende Parteien gibt – mir scheint, Sie sind ein sehr vornehmer Herr geworden oder ein einfacher Künstler geblieben!«

»Ich glaube und hoffe, das Letztere; ich vermag nicht zu intriguiren, kaum ein wenig zu protegiren – ich lasse die Sachen eben gehen und kommen, wie sie wollen, denn ich bin nicht allmächtig genug, irgendwie in den Gang der Ereignisse einzugreifen.«

»Zugegeben – doch muß ich, der Ausländer, Ihnen, dem Deutschen, ein großes Wort Eures größten Dichters, den ich ganz verehere, anführen, Goethes nämlich.«

»Ich weiß, darin waren Sie von jeher sehr stark,« lächelte Rodenberg.

»Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken.«

»Das thue ich auch so viel, als in meinen Kräften steht – fürchte mich aber, ehrlich gesagt, weder vor dem Sturze, noch vor dem Abgrunde – ach, wenn Sie wüßten, Lytton, wie satt ich dieses Leben und Treiben habe, wie hundertmal ich es schon bereute, den Künstler in mir zum gehorsamen Knechte gemacht zu haben und die edle Kunst selbst zur dienstbaren Magd, über deren Arbeit man gnädig lächelt, ein wenig in die Hände klatscht, während man charmant lispelt oder deliciös und dabei an das Souper von später denkt und berechnet, daß der Nachbar einen viel gnädigeren allerhöchsten Blick erhalten!«

»Und doch ist dieses Leben in gewisser Beziehung interessant zu nennen.«

»Für Sie allerdings, der Sie in Ihrer Stellung außerhalb, ich möchte sagen, über diesem Getreibe stehen – ja, Ihre Stellung ist beneidenswerth, und ich habe mir schon oft vorgenommen, wenn ich wieder auf die Welt käme, entweder ein Rafael, oder ein Millionär oder der Gesandte einer Großmacht an irgend einem kleinen Hofe zu werden.«

»Und warum nicht der Gesandte einer kleinen Macht an einem großen Hofe – Sie hätten da noch weniger Arbeit!«

»Richtig, aber auch weniger Ansehen, und ich bin ziemlich ehrgeizig.«

»Ich weiß das, und aufstrebend,« sagte Lord Warren mit einem schlaun Blicke. »Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, wo wir jünger waren und deßhalb glücklicher, und ich mir den wilden Jäger vergegenwärtige, wie er jene Zauberin, jenes Wunderwesen an das Hoflager des Prinzen Maiwein, an mein Hoflager geleitete, so schaute ich ihm mit Bewunderung, wenn auch mit etwas Neid zu – Sie hatten sich keine geringe Ausgabe gestellt!«

»Ohne sie lösen zu können – es war das ein schöner Traum, gleich belohnend für uns Alle!«

»Doch wahrscheinlich für den Einen mehr, für den Anderen weniger,« lächelte der junge Engländer – »Sie hatten doch das voraus, sie durch den duftigen, schönen Wald begleiten zu dürfen und sie, wie ich mir, ich weiß nicht, von wem, erzählen ließ, in Köln wiederzusehen!«

»Ja, ich läugne das nicht – eine Fortsetzung jenes blendenden Traumes mit sehr enttäuschendem Erwachen!«

»Ah, sie war sehr vornehm und sehr stolz, die Marchesa de Monterey – ich sah sie in London wieder als *enfant le plus gâté* der hohen Aristokratie – sie behandelte mich ausnahmsweise gnädig, sie erinnerte sich sogar jenes denkwürdigen Tages und plauderte lange mit mir darüber.«

»Nun, sehen Sie, das sind wohl die gleichen Erfolge, die ich gehabt, und wenn ich Ihnen Ihre kleinen Anspielungen zurückgeben wollte, so könnte ich sagen, die Marchesa de Monterey, welche es lange Jahre ablehnte, hierher zu kommen, trifft jetzt auf einmal hier ein, da auch Lord Warren eingetroffen ist.«

»So ist sie schon hier?«

»Sie wußten, daß sie käme?«

»Allerdings – wer, der sich mit Zeitungen beschäftigen muß, sollte das nicht wissen? – Also sie ist schon hier?«

»Mit ihrem Gemahl.«

»Mit was?« fragte Lord Warren, indem er den Anderen erstaunt betrachtete.

»Mit ihrem Gemahl – mit Don Jose – Don Jose ist ihr Gemahl.«

»Ah bah!« entgegnete der Legations-Secretär und setzte nach einer kleinen Pause hinzu: »Ich habe gewiß so eben ein recht albernes Gesicht gemacht, denn das war mir eine ganz unerwartete Nachricht – Ihnen wohl auch, als Sie davon hörten?«

»Sehr unerwartet – ich will das nicht läugnen – kaum glaublich, und doch ist dem so!«

»Trau' Einer diesen Weibern, begreife Einer die Beweggründe ihres Handelns! In London nahm man stillschweigend an, Don Jose sei ihr Oheim, und sie that nichts, um irgend Jemandem diesen Irrthum zu benehmen.«

»Sie hat vielleicht ihre Gründe dazu gehabt,« sagte Rodenberg in einem bitterm Tone.

»Ich bin nun begierig, ob sie den langen, ernsthaften Mann hier als ihren Gemahl vorstellen wird – also sie ist schon angekommen?«

»Schon gestern, und sie wurde für heute Abend hier im Schlosse erwartet.«

»Ohne indiscret sein zu wollen: stehen Sie mit ihr noch in irgend einer Verbindung.«

»Nicht in der allergeringsten.«

»Und sahen sie also eine lange Reihe von Jahren nicht?«

»So ist's, Mylord,« erwiderte Rodenberg, indem er sich zu einem Lächeln zwang.

»Nun, da bin ich begierig, wie Sie von ihr empfangen werden – ob sie sich ihres wilden Jägers noch erinnert.«

»Vielleicht eines wilden Jägers, und mehr kann ich ja nicht verlangen.«

Lord Warren hatte seine Uhr hervorgezogen und meinte, einen Blick darauf werfend: »Da haben wir eine kleine Stunde angenehm verplaudert – welcher Gewinn – es ist zehn Uhr – um eilf Uhr wird soupirt; in dieser Zwischenzeit wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, dem Gewühle der Tanzenden zuschauen – vor allen Dingen aber, Rodenberg, wo wohnen Sie, wann kann man Sie sehen?«

»Neben dem Marstallgebäude, Jägerstraße Nummer vier, und für Sie bin ich natürlicher Weise stets zu sprechen, so oft ich zu Hause bin.«

»Und wann ist das gewöhnlich?«

»Bis gegen eilf Uhr Morgens und sehr häufig von Nachmittags zwei bis sechs Uhr, wo ich zuweilen zu Hause, häufiger aber noch in irgend einer Restauration zu Mittag esse.«

»Gibt es unter diesen Restaurationen auch ein Lokal, wo man sich zuweilen Abends sehen und ein Bischen ungenirt sein kann?«

»O ja, in der Goldenen Kanne, wo man vortrefflich dinirt und wo ein Zimmer ist, das nach meinem Namen benannt wird.«

»Sie scheinen dort Stammgast zu sein?«

»So ist es – man muß irgend einen Winkel haben, wo man sich behaglich fühlt und wo man für den größten Theil der übrigen Welt nicht auffindbar ist – verheirathet bin ich nicht, wie Sie wissen.«

»Ich weiß es und freute mich darüber – ein Künstler sollte nicht heirathen – also in der Goldenen Kanne – und danke Ihnen für den Beweis des Zutrauens, den Sie mir durch Nennung Ihres Schlupfwinkels bezeigen; ich werde gewiß Gebrauch davon machen.«

So plaudernd, betraten die beiden jungen Leute abermals die Gallerie, wo gespielt wurde, und hatten dieselbe fast durchschritten, als sich Herr Mathieu Rodenberg näherte und ihm in jenem Flüstertone, welcher ihm eigen

war und dem er gern ein sanftes Lächeln der Protection beifügte, sagte: »Seine Königliche Hoheit haben schon zweimal nach Ihnen gefragt.«

»Und Sie beauftragt, nach mir zu sehen, mein lieber Herr Mathieu?«

»Das gerade nicht mit ausdrücklichen Worten, denn ich stand ungesehen hinter einer Pflanzenwand, als Seine Hoheit sagten: ›Wo kann denn Rodenberg wohl sein?‹ und das mit einer Betonung auf ›wo‹ die mich veranlaßte, augenblicklich nach Ihnen zu sehen.«

»Ich danke Ihnen recht sehr, und wenn der Fürst das ›Wo‹ betont hat, so muß ich mich allerdings sehen lassen.«

»Ich lasse Sie jetzt, Rodenberg,« sagte Lord Warren – »vielleicht wäre es möglich, daß wir beim Souper zusammensäßen?«

»Wenn ich nicht mit irgend einem Auftrage beehrt werde!«

»Auf alle Fälle will ich versuchen, neben mir ein Ge-
deck frei zu halten.«

Rodenberg trat in den anstoßenden Salon und von dort in einen kleinen Wintergarten, der, obgleich erst nach seinen Plänen und später an's Schloß gebaut, doch von ihm auf eine höchst reizende Art in das große Appartement mit hereingezogen war und mit seiner Kühle, seinem Pflanzendufte, seinem murmelnden Springbrunnen ein allerliebstes Retiré für die allerhöchsten Herrschaften war. Dort stand der Fürst, neben ihm der Prinz Heinrich

mit seltsam leuchtenden Blicken und vor ihnen zwei Damen, die Gräfin Blendheim und – sie –, welche der junge Mann augenblicklich erkannte, obgleich er ihr Gesicht nicht sehen konnte – ja, zwischen dem Grün der Pflanzen hindurch kaum die zierlich geschwungene Form ihres Wuchses und die aufrechte Haltung ihres Hauptes – aber er würde sie erkannt haben, selbst wenn er bei zweifelhaftem Lichte nur ihren Schatten gesehen hätte!

Rodenberg fühlte, wie gewaltsam das Blut nach seinem Herzen strömte; er mußte einige Male heftig und tief aufathmen, um seiner Bewegung Herr zu werden, wobei er wie angefesselt auf der Stelle stehen blieb – ja, er vermochte es nicht, auch nur den kleinsten Schritt vorwärts zu machen, und war im Begriffe, sich langsam und geräuschlos wieder zurückzuziehen.

Doch es war zu spät – der Fürst, welcher den Kopf umwandte, hatte ihn gesehen und rief ihm zu: »Gut, daß Sie kommen, ich fürchtete schon, Sie wären mir heimlich davongegangen.«

Der junge Maler, sich wie ein Mann fassend, trat mit langsamen Schritten und einer ehrerbietigen Verbeugung gegen die Gruppe näher. Alle schauten ihn an, aber auf verschiedene Weise: der Fürst gleichgültig, mit einem Auftrage beschäftigt, den er ihm ertheilen wollte – Prinz Heinrich mit etwas lauerndem Blicke, die Gräfin Blendheim lächelnd und die Marchesa de Monterey y Vizcarro mit einem vornehmen Blicke, so ruhig und gleichgültig, als habe sie ihn in ihrem Leben noch nicht gesehen.

Hatte Rodenberg gefürchtet oder gehofft, sie würde nicht im Stande sein, ihren vollen Blick auf ihn zu richten, diesen zauberhaften, unerträglich schönen Blick, ohne die geringste Verwirrung zu zeigen? – Ja, er hatte das gehofft und gefürchtet, und da es doch anders kam, so war er dankbar dafür, denn es gab ihm selbst eine ruhige, entschlossene Haltung wieder. Der Fürst hatte die außerordentliche Gnade, ihn selbst der Marchesa vorzustellen, und der Prinz Heinrich konnte es nicht unterlassen, hinzuzufügen: »Es ist Herr Rodenberg, dessen Sie sich sicher aus einer früheren Zeit noch erinnern werden.«

Die schöne Spanierin schaute den jungen Mann mit einem heiteren Lächeln an; dann sagte sie, ohne daß auch nur der geringste Schatten sichtbar an ihren leuchtenden Blicken vorübergezogen wäre: »Gewiß erinnere ich mich! Einer jener liebenswürdigen Künstler, die so freundlich waren, mich an ihrem schönen Feste Theil nehmen zu lassen – wenn ich mich recht erinnere, stellte Herr Rodenberg bei jenem Feste im Walde den Prinzen Maiwein vor.«

Prinz Heinrich, der die Marchesa verwundert anschaute, wollte darauf etwas entgegnen; doch kam ihm Rodenberg, aller Etiquette zum Trotze, zuvor, indem er mit einer tiefen Verbeugung sagte: »Ich bin für die gütige Erinnerung der Frau Marchesa außerordentlich dankbar – darf mir dagegen eine kleine Berichtigung erlauben: ich war an jenem Tage Führer des wilden Heeres.«

»Ach ja – es wird so sein,« gab sie mit einem liebenswürdig unbefangenen Lächeln zur Antwort – »verzeihen

Sie mir, daß ich das vollständig vergaß. Aber dieses Fest,« wandte sie sich an den Fürsten, »war wirklich eines der gelungensten, dem ich je beiwohnte.«

»Ja, Rodenberg versteht es, dergleichen zu arrangieren, und deßhalb muß ich nochmals mein Bedauern ausdrücken, daß Sie unsere lebenden Bilder von heute Abend nicht sahen – ja, wir können stolz darauf sein, nicht wahr, Oheim – nicht wahr, Gräfin? Ich bin wirklich trostlos, unsere reizende Scenerie nicht vor die Kenneraugen der Marchesa bringen zu können.«

»Auch ich bedaure das aufrichtig,« entgegnete die schöne Spanierin, »und versichere Eure Königliche Hoheit, daß ich das Gefühl habe, für mein unverantwortliches Zuspätkommen genügend bestraft zu sein.«

Der Fürst machte unter einem zufriedenen Lächeln eine kleine Neigung mit dem Kopfe, worauf er sich gegen Rodenberg wandte und, einen Schritt seitwärts machend, diesen nöthigte, ihm zu folgen.

Prinz Heinrich näherte sich den beiden Damen, und da er sie zu gleicher Zeit veranlaßte, den Bau eines prachtvoll gefärbten japanischen Ahorns zu bewundern, der in einer Bronzeschale von wunderbarer Arbeit stand, so waren die beiden Gruppen im Pflanzensaale so weit getrennt, daß der Fürst nicht gar zu leise mit Rodenberg zu reden brauchte, ohne daß er hätte fürchten müssen, von den Anderen gehört zu werden, und es lag in seiner Absicht, ihm etwas ganz im Geheimen zu sagen.

»Ich möchte dieser schönen Frau und großen Künstlerin eine kleine Ueberraschung machen,« sprach er; »sie

hat so aufrichtig bedauert, unsere lebenden Bilder nicht gesehen zu haben, und mir wäre viel daran gelegen gewesen, ihr Urtheil über unsere Decorationen zu hören. Wäre es Ihnen möglich, lieber Rodenberg, es mir zu arrangiren, daß wir nach dem Souper ganz *en petit comité* noch einmal jenes Bild sehen könnten, wo das Schloß von der Morgensonne beleuchtet erscheint – ist das möglich? – Doch was frage ich,« setzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, »Sie haben das Wort ›unmöglich‹, wie Sie mir selbst schon scherzhaft gesagt, aus Ihrem Wörterbuche gestrichen – bleiben Sie auch jetzt bei Ihrem Ausspruche?«

»Gewiß, Königliche Hoheit, und wenn es auch nicht so ganz leicht ist, Ihren Befehl zu erfüllen, denn ich habe kaum noch anderthalb Stunden und man muß meine Maschinisten und Gehülfen in der Stadt zusammensuchen lassen, so hoffe ich es doch möglich zu machen, das befohlene lebende Bild nach dem Souper, also ungefähr gegen zwölf Uhr, stellen zu können – nur Eins ist unmöglich, ohne zu großes Aufsehen zu machen.«

»Und was wäre das?«

»Das Bild selbst zu stellen, wie es Eure Königliche Hoheit heute Abend gesehen, das heißt, die Personen zusammenzubringen und sie sich auf's Neue ankleiden zu lassen.«

»Das ist wahr!«

»Die Herren und Damen sind wahrscheinlich für sämtliche Tänze engagirt, und wollte man sie zusammenbringen, so gäbe es ein Gerede und Fragen, das Ihnen gewiß nicht angenehm wäre – ich weiß mir mit Eurer Königlichen Hoheit Erlaubniß anders zu helfen,« fuhr Rodenberg fort, da ihm der Fürst kopfnickend zuhörte; »ich werde die Decoration stellen und irgend eine passende Staffage dazu von Leuten, die ich gerade bei der Hand habe.«

»Schön – schön, da sehen wir auch gleich etwas Neues,« sagte der Fürst, indem er sich lächelnd die Hände rieb – »ich verlasse mich also ganz auf Sie.«

Der junge Mann trat mit einer Verbeugung zurück und eilte nach dem großen Saale, wo sich die Bühne befand und wo er vorsichtiger Weise die Zimmerleute und Gehülfen des Theaters zurückbehalten hatte, bis der Ball beendet und sämtliche Lichter ausgelöscht sein würden. Unterwegs hatte er noch ein paar zuverlässige Lakaien mitgenommen und beauftragte den Einen, in die Goldene Kanne zu gehen, dort nach dem Decorationsmaler Schlegel zu fragen und ihn unfehlbar mit sich her zu bringen; dann ließ er langsam und allmählig, um kein Aussehen zu erregen, den Vorhang schließen und die Versatzstücke herbeiholen, die er zur gewünschten Decoration nothwendig hatte, und begab sich hierauf in die rückwärts liegenden anstoßenden Zimmer, welche man zur Garderobe für die Herren und Damen benutzt hatte.

Hier in dem halbdunkeln Raume aus einer Bank sitzend, war es ihm alsdann sehr angenehm, seinen Gedanken nachhängen zu können.

Waren diese Gedanken ernster oder heiterer Natur? Waren es freundliche oder unfreundliche Bilder, die ihn umgaukelten? – Weder das Eine noch das Andere. Während er da saß mit geschlossenen Augen, ward es in seinem Innern licht und lichter, taghell, und wie aus dem leuchtenden Kreise eines Schattenspiels erschienen ihm in bunter Reihenfolge vergangene gute und schlimme Tage, ausgedrückt durch bekannte Gesichter, ihn bald finster, erbittert anschauend, bald heiter, ja, glücklich lächelnd. In beiderlei Gestalten erschien ihm Juanita, zuerst wie damals im Walde als gütige, glückverheißende Fee – ach, so heiter lächelnd, ihn so unverkennbar liebend anblickend, dann plötzlich wie zurückfahrend, das schöne Antlitz in düsterem Ernste, die leuchtenden Augen Zorn und Haß ausdrückend. So stand sie lange vor seinem inneren Auge, die rechte Hand drohend erhoben, nach und nach langsam verblassend, bleicher und lichter werdend und endlich wie ein Hauch an ihm vorüberschwebend.

Hastige und derbe Tritte, welche sich in diesem Augenblicke rasch auf dem hohltönenden Boden ihm näherten, schreckten ihn aus seinen Träumereien auf; emporblickend, sah er Schlegel, welcher sich ihm in sehr heiterer Laune näherte und nun lachend sagte: »Das muß schon wahr sein, in kurzer Zeit bin ich ein viel verlangter Mann bei Hofe geworden – welche Befehle haben die

Götter und Halbgötter dieser Erde für mich armen Sterblichen?«

»Wahrscheinlich zuerst,« erwiderte ihm Rodenberg flüsternd, aber mit großer Deutlichkeit, »daß Sie Ihre Stimme etwas mäßigen und nicht so schreien, daß man es im ganzen Saale hören kann.«

»Richtig, richtig,« versetzte der Andere, sich heiter umschauend, »dachte ich doch nicht mehr daran, wo wir uns befinden, habe ich doch Wald und Flur hier so verdammt täuschend gemalt, daß ich selbst glaubte, ich befinde mich in tiefer Einsamkeit; aber ich bin überzeugt, daß es etwas Wichtiges ist, was mich hieher ruft, denn sonst wäre es wahrlich schade um die interessante Sitzung, welche Ihr hereinstürmender Lakai unterbrochen.«

»Sehr schade!« vernahm Rodenberg jetzt eine andere Stimme in sehr brummigem Tone, und als er aufblickte, sah er Walter zwischen den Coulissen stehen und hinter ihm, vorsichtig und zurückhaltend, das lächelnde Gesicht des kleinen Rafael.

»Daß wir mit hieher kamen,« fuhr der alte Maler fort, »wirst Du begreiflich finden nach dem bekannten Grundsatz: wer meine guten Stunden mit mir theilt, soll mich auch in den schlimmen nicht verlassen, und wir dachten nicht anders, als unser guter Schlegel sollte wegen irgend einer begangenen Missethat eingesteckt werden – Ihr habt doch hier eine kleine, hübsche Bastille, hoffe ich?«

Rodenberg war einen Augenblick im Begriffe, sich zu ärgern und eine verdrießliche Antwort zu geben; doch

bezwang er sich glücklicher und vernünftiger Weise, und indem er Walter die Hand reichte, wiederholte er auch ihm, was er vorher Schlegel gesagt, und setzte flüsternd hinzu, daß sie nur durch eine dünne Leinwand von dem großen Saale des Schlosses getrennt seien, in welchem beständig eine Menge Gäste, plaudernd oder der Hitze des Tanzsaales sich entziehend, auf und ab gingen.

»Ah, das ist köstlich,« meinte der alte Maler, »so werde ich mir eine Spalte in dem Vorhange aussuchen und auf diese Art ungesehen dem Hofballe beiwohnen.«

»Später meinerwegen – aber jetzt laß mich einen Augenblick mit Schlegel allein und setze Dich dort auf jenen Felsen hinter den Coulissen – ah, Rafael ist auch da?«

»Nur fast mit Gewalt von uns dahergeschleppt,« sagte Walter – »dieser arme Kerl hat einen gewaltigen Respect vor Dir.«

»Verzeihen Sie mir, daß ich der Ueberredung des Herrn Professors gefolgt bin – einer Ueberredung,« setzte der kleine Mann lächelnd hinzu, »der ich mit meiner schwachen Kraft nichts entgegenzusetzen vermochte.«

Rodenberg, der aufgestanden war, blickte nach Rafael hin, unbeweglich stehen bleibend, mit starren Augen, wie in tiefes Nachsinnen verloren; dann aber belebten sich seine Blicke mit Einem Male wieder – ein eigentümliches Lächeln zuckte um seine Lippen und er sagte, ganz nahe an seinen ehemaligen Diener herantretend und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte: »Keine Entschuldigung, Rafael; ich freue mich sehr, daß Du

gekommen bist, denn Du kannst mir einen großen Dienst leisten.«

»Mit tausend Freuden!«

»Siehst Du wohl, kleine Spinne, wie unnöthig es war, daß Du Dich sträubtest, mit uns zu gehen – Walter hat immer Recht, auch wenn er scheinbar im Unrecht ist; das sind die geistreichen Combinationen seines Gehirns, deren Flügelschlag in erregtem und bewegtem Zustande lauschend er sicher ist, das allein Wahre und Richtige zu finden – war das nicht schön gesagt?«

»Wunderbar – aber jetzt thue mir den Gefallen und halte für eine kurze Weile Dein Maul und lasse Dich dort auf dem gepolsterten Felsen nieder.«

»Darf man hier rauchen?«

»Gott soll mich bewahren – Du hast gute Begriffe von einem Hofballe!«

Darauf theilte Rodenberg dem Decorationsmaler den Wunsch des Fürsten mit, worauf letzterer rasch seinen Rock abwarf, die Arbeiter um sich versammelte und ihnen mit leisen Worten seine Befehle gab.

Rodenberg hatte alsdann den kleinen Rafael am Arme genommen und ihn mit sich in's Garderobezimmer geführt.

»Willst Du mir in der That einen kleinen Dienst leisten?«

»Wie können Sie fragen – habe ich Sie nicht schon oft gebeten, rücksichtslos über mich zu verfügen? Was soll ich thun? Gebrauchen Sie meine Füße oder meine Feder?«

»Dieses Mal Dich selbst, Deine ganze Persönlichkeit, mein lieber Rafael, und zwar zu einer kleinen Maskerade – es soll später noch ein lebendes Bild gestellt werden, und in demselben will ich Dich mit als Staffage benutzen.«

»Nur zu – als was wollen Sie mich gebrauchen? Als irgend einen fahrenden Ritter vor den Fenstern einer hartherzigen Schönen? Schade alsdann, daß meine Gestalt nicht höher und bedeutender ist.«

»Zu dem, was Du vorstellen sollst, ist Deine Gestalt immer noch höher, als ich wünsche – es gilt einen Zwerg, mein kleiner Rafael.«

»Ah, einen Zwerg – beim Barte meiner Feder, könnte ich sagen, in diesem Fache habe ich früher schon Bedeutendes geleistet!«

»Gewiß – und gerade deßhalb wünsche ich eine Wiederholung.«

»Eine Wiederholung des Zwerges von damals?«

»Ganz desselben – leider bist Du seit jener Zeit um einen halben Kopf gewachsen, doch müssen wir das durch größere Dicke auszugleichen suchen.«

»Aber wo finden wir das schöne Costume, das ich damals der Güte jener holdseligen Prinzessin verdankte? Ah, sie war so gut, sie war so wundervoll – so unvergeßlich wundervoll –

›Sie lachte so schön – sie lachte so toll
Und mit so weißen Zähnen,

Und wenn ich an das Lachen denk',
So weine ich plötzlich Thränen.«

Damals lachte sie wenigstens ganz ausgelassen, als ich mich ihr in meinem Anzuge vorstellte.«

»Vielleicht daß Du sie heute wieder lachen siehst,« sagte Rodenberg, nicht ohne eine tiefe Bewegung durch den Ton seiner Stimme zu verrathen.

Rafael prallte förmlich zurück und hob beide Hände hoch empor: »Sie wiedersehen, meine schöne Prinzessin! – O, Sie treiben Ihren Scherz mit mir!«

»Gewiß nicht,« entgegnete Rodenberg so ruhig als möglich; jene schöne, vornehme Dame, Deine Prinzessin, mein lieber Rafael, ist die Frau Marchesa de Monterey y Vizcarro – sie befindet sich mit ihrem Gemahl . . . «

»A–ah, mit ihrem Gemahl?«

»Mit ihrem Gemahl befindet sie sich in einem der glänzend erleuchteten Säle dort drüben, angestaunt von hundertentzückter und neidischer Augen, in der Gesellschaft Seiner Königlichen Hoheit meines allergnädigsten Herrn.«

»Und Sie sahen sie wieder?«

»Ich sah sie und sie sah mich.«

»O, wie glücklich Sie sind! – Und Sie sprachen mit ihr?«

»Ein paar sehr gleichgültige Worte – sie erinnerte sich meiner nur noch sehr ungenau.«

»Sollte das möglich sein – sollte sie jenes schönen Tages so ganz vergessen haben?«

»Des schönen Tages vielleicht nicht so ganz, aber wohl der einzelnen an sich unbedeutenden Figuren, aus denen das Fest jenes schönen Tages bestand.«

»Und Sie wollen es ihr in Erinnerung bringen, indem Sie mich als Zwerg erscheinen lassen?«

»So ist es beinahe, mein lieber Rafael,« sagte Rodenberg mit einem fast traurigen Tone; »ich möchte es sie nur erkennen lassen, daß wir ihrer nicht so ganz vergessen haben, wie sie unser vergaß.«

»Gut, verwandeln Sie mich und machen Sie mich jenem glücklichen Zwerge so ähnlich, als nur möglich.«

»Ich erinnere mich des Costumes noch ziemlich genau,« sagte Rodenberg, indem er einen der anwesenden Theaterschneider hervorwinkte und ihm darauf Befehl zum Herbeibringen verschiedener Garderobestücke erteilte; dann sandte er seinen Diener nach Hause in seine Wohnung, um von dort das bewußte Horn herbeizuholen. –

Es war beinahe Mitternacht geworden, als die Frau Fürstin-Mutter, nachdem sie einen Blick mit ihrem Sohne gewechselt, sich vom Souper erhob und so das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gab. – Wie geräuschvoll rutschten die Stühle, wie bemühten sich die Lakaien, mit der größten Geschwindigkeit möglichst viele derselben unter den Betreffenden, nachdem sie sich kaum zur Hälfte erhoben, wegzureißten, und wie gefährlich wäre es gewesen, sich in einem solchen Augenblicke noch einmal auf seinen Sitz niederlassen zu wollen! Wie beschleunigte das Orchester die letzten Tacte seines italienischen

Salates aller möglichen Komponisten, deren Namen sich auf i endigen denn Seine Königliche Hoheit waren ein Liebhaber wälscher Musik! Wie graziös verneigten sich die Staats- und Hofdamen vor der Frau Fürstin-Mutter, die ihnen mit lächelndem Rundblicke wohl gespeist zu haben wünschte – wie rasch unterbrachen dort die alten Excellenzen ihre Erörterung über die wichtige Streitfrage, ob es ersprießlicher sei, zuerst das Oel und dann den Essig an den Salat zu gießen – wie schnell versorgten noch ein paar wohlgenährte Stabsofficiere ihren Bordeaux und ihr letztes Glas Champagner, selbst auf die Gefahr hin, sich durch einen plötzlichen Hustenanfall vor dem umherschauenden Oberst-Hofmeister zu verrathen – wie schien dort ein magerer Referendar und ein junger Lieutenant jeder vier Paar Hände zu haben, wenn man die unglaubliche Geschwindigkeit ansah, mit der noch zu guter Letzt ein halbes Dutzend Orangen und eine eben so große Zahl Bonbons von den benachbarten, kaum zu erreichenden Aufsätzen verschwanden!

Die Frau Fürstin-Mutter war freundlich genug, sich sogleich nach dem Souper zurückzuziehen und so der jüngeren Welt noch einige Stunden lang ein ungestörteres Tanzvergnügen zu verschaffen.

Seine Königliche Hoheit hatte noch ein paar kühle, aber doch gnädige Worte für die Gemahlin des englischen Gesandten, die an seiner Seite gesessen, nickte auch Diesen oder Jenen in der Nähe oder Ferne flüchtig zu, um alsdann, sich rasch umdrehend, den Cirkel zu durchbrechen, der sich, in ehrfurchtsvollem Schweigen

ein gnädiges Wort unterthänigst und treuehorsamst zu erwarten, um ihn gebildet hatte.

Er eilte auf die Gräfin Blendheim zu, die, mit dem Prinzen Heinrich plaudernd, etwas bei Seite stand, und sagte: »Wie froh bin ich, daß dieses langweilige Souper zu Ende ist – wenn nur Rodenberg Wort gehalten hat – ich bin begierig wie ein Kind, nochmals diese schöne Decoration zu sehen – wo ist die Marchesa? Glauben Sie, daß Rodenberg uns im Stiche lassen wird?«

»Gewiß nicht,« sagte Prinz Heinrich – »er ist ebenso energisch als zuverlässig, und wenn er es gar nicht hätte möglich machen können, so würde er Ihnen sicherlich eine Meldung darüber haben zugehen lassen.«

»Das ist mein Trost – wo ist denn die Marchesa?«

»Sie spricht dort mit dem Staatsrathe von Stumpfenfels, der ziemlich süße Augen an sie hinmacht.«

»Nach seiner Gewohnheit!« sagte der Fürst ärgerlich – er thäte besser daran, seine Geschäfte im Kopfe zu behalten!«

»Ich werde die Marchesa benachrichtigen, daß Sie sie erwarten.«

»Thun Sie das, Oheim – wen nehmen wir sonst noch mit uns – nur kein großes Cortége!«

»Gewiß nicht, das wäre langweilig – vielleicht den Oberst-Hofmeister.«

»Und meinen ersten Adjutanten – sonst gibt es wieder Eifersüchteleien und saure Gesichter.«

»Ah, Frau Marchesa,« wandte sich der Fürst hierauf gegen die schöne Spanierin, welche, von Don Jose gefolgt,

am Arme des Prinzen herbeikam – »ich hoffe, Ihnen jetzt in einer wundervollen Decoration die Crème unserer lebenden Bilder zu zeigen – leider ohne die mitwirkenden Personen, die man wegen zu großen Aufsehens nicht gut ihren Tanz-Engagements entreißen könnte – gehen wir, meine Damen – es ist zwölf Uhr, und wir dürfen uns auf Rodenberg verlassen.«

Der Fürst bot der Marchesa seinen Arm und die kleine auserlesene Gesellschaft schritt dem großen Saale zu, von neugierigen Blicken, von Kopfschütteln und Achselzucken verfolgt.

In dem weiten, jetzt wieder halbdunkeln Raume befand sich Niemand als ein paar Lakaien, welche den Eingetretenen die schweren Sessel hinschoben und sich dann zurückzogen.

Hinter dem Vorhange erschallte eine sanfte Musik von vier Waldhörnern wie ein leiser Windhauch, wie der Klang einer Aeolsharfe, in welche nun nach und nach ein paar andere Instrumente einsetzten, um in einen rauschenden Satz überzugehen, bei dessen ersten Klängen der Vorhang rasch aus einander flog und nun vor dem erstaunten Auge der kleinen Gesellschaft die Decoration des zweiten Bildes zeigte, aber mit ganz anderer Staffage und Beleuchtung: das Waldthal, dessen wir uns wohl erinnern, besonders aber das scharf hervortretende Schloß lag da in glühender Abendbeleuchtung, die so natürlich, so meisterhaft war, daß sich die Zuschauer, besonders der Fürst, eines lauten Ausrufes der Bewunderung nicht erwehren konnten.

»Vortrefflich,« sagte Seine Hoheit und wandte sich alsdann mit den erklärenden Worten zur Marchesa: »Bei der Aufführung von heute Abend sahen wir das alles in der Morgendämmerung, nach und nach Tag werdend – geben Sie Achtung, Rodenberg hat noch eine andere Ueerraschung für uns im Hintergrunde, und mit Welch' veränderter Staffage er diesmal das Bild ausgeschmückt hat!«

In der That, eine ganz eigenthümliche Staffage!

Da sah man allerdings tief im Schatten der Laubmassen, aber doch deutlich und scharf hervortretend, vier trotzig Gestalten, Eichenkränze um die struppigen, bärtigen Häupter, Thierfelle um die Schultern, Keulen in den Händen, vor ihnen die Figur eines Zwerges – zwerghaft im Gegensatze zu den riesigen Gestalten der wilden Männer –, der ein Horn in seinen Händen trug und es einem Jäger anzubieten schien, der am Stamme einer Buche lehnte und mit verwundertem Blicke auf die Gruppe zu schauen schien.

»Rodenberg,« sagte die Gräfin Blendheim – »wie gut er aussieht!«

»Vortrefflich – und wie passend es ist, uns so, statt eines herausgerissenen Bildes aus dem Märchen, etwas ganz Neues zu improvisiren – Bravo, Bravo!«

Prinz Heinrich, dessen Brust ein tiefer Athemzug schwellte, konnte sich nicht enthalten, einen flüchtigen Blick auf die Marchesa zu werfen, auf deren schönem, ruhigem, marmorähnlichem Gesichte nur der Ausdruck einer aufmerksamen Zuschauerin zu lesen war und um

deren Lippen nur ein ganz unbedeutendes Lächeln spielte, wie als Compliment für ihren freundlichen Nachbar und Festgeber.

Die rauschende Musik hinter der Scene verstummte, und wie sie, schwächer und schwächer werdend, endlich nur noch wie im Anfange von den vier Waldhörnern ausgeführt wurde, verminderte sich die Glut des Abendsonnenscheines; die unteren Partien des Bildes hüllten sich in tiefe, nächtliche Schatten, und nur ein paar Secunden lang sah man noch das Schloß im Hintergrunde, angehaucht vom letzten Strahle der Sonne; dann wurde auch dieses kalt und farblos, und als nun zwei der Waldhörner schwiegen und die beiden anderen im Zweiklange hinzusterben schienen, blitzte mit Einem Male auf dem jetzt ganz dunkeln Himmel ein einziger, sanft funkelnder Stern, worauf sich der Vorhang geräuschlos schloß.

»Bravo, Bravo!« rief der Fürst, indem er heiter in seine Hände schlug – »Bravo, Rodenberg! – Hat er nicht seine Aufgabe herrlich gelöst,« wandte er sich hierauf an die Gräfin Blendheim, »und uns zugleich auf eine zierliche Art gute Nacht gesagt? Ah, die Idee mit dem Stern ist doch eine ganz vortreffliche Idee – wie sagten Sie doch vorhin, *mon cher oncle*? Das ist der Stern der Liebe, den ich dort flimmern sah – erschien er Ihnen nicht auch so, verehrteste Frau Marchesa? – Und wie hat Ihnen überhaupt die ganze kleine Vorstellung gefallen?«

Juanita verbeugte sich lächelnd und dankend gegen Seine Königliche Hoheit und sagte hierauf: »Ich muß gestehen, daß hier die Täuschung bis zu einem Grade getrieben ist, den ich selbst für unmöglich hielt – Sie müssen ganz vortreffliche Decorateure und Maschinisten haben!«

»Gewiß, Frau Marchesa,« erwiderte der Fürst und sagte dann, indem er sich gegen seinen Oberst-Hofmeister wandte: »Sie werden sehen, wir haben an diesem Schlegel eine brillante Acquisition gemacht – aber,« sprach er hierauf wieder direct zur Marchesa, die Hauptperson bei allen diesen Arrangements ist doch Rodenberg – ich lasse ihn bitten, einen Augenblick zu kommen, ich muß ihm ein Wort des Dankes sagen.«

Der Fürst erhob sich rasch, und mit ihm die kleine Gesellschaft, die ihn umgeben. Einige Augenblicke später trat Rodenberg in seinem Jägerkleide hervor, in seiner Hand das Horn haltend, welches ihm der Zwerg heute zum zweiten Male übergeben.

Unter denen, die ihn jetzt umstanden und von denen die meisten ihm ein freundliches Wort sagten, war wohl kaum eine Person, die es wenigstens heute noch mit ihm nicht aufrichtig gut gemeint hätte: Prinz Heinrich reichte ihm die Hand und sagte in launigem Tone, wobei er sich an den Fürsten wandte: »Es war doch unläugbar ein guter Augenblick, wo ich ihn entdeckte und zur Geltung brachte!«

»Gewiß, Oheim, und ich darf wohl den Wunsch hinzufügen, alle Ihre Erwerbungen möchten ähnlicher Art gewesen sein – doch ich wollte Ihnen meinen Dank sagen, Rodenberg, und Sie bitten, denselben Ihrem Schützlinge zu wiederholen – Sie haben mir in der That ein großes Vergnügen gemacht, und auch unser lieber und verehrter Gast hat sich recht anerkennend über Ihre Arrangements geäußert!«

»Was mich in der That doppelt glücklich macht,« entgegnete der junge Maler mit einer tiefen Verbeugung und einem ruhigen, leidenschaftslosen Tone, »und höre ich ein lobendes Wort aus dem Munde einer so großen Künstlerin, wie die Frau Marchesa ist, mit aufrichtiger Freude – schade, daß es nicht möglich war, Ihnen das ganze Märchen vorzuführen – es war die Geschichte vom Dornröschen, die nach langjährigem Entschwinden, nach langjährigem Zauberschlafe endlich doch noch glücklich wurde, da sie glücklich machte!«

»Ein schönes Märchen, ich kenne es,« gab die Marchesa zur Antwort, wobei sie heiter lächelnd und mit der unbefangenen, gleichgültigsten Miene von der Welt den jungen Mann betrachtete und dann, sich gegen den Fürsten wendend, hinzusetzte: »Sie besitzen in diesen Märchen einen wahren Schatz – wir Spanier sind nicht so glücklich!«

»Wogegen bei Ihnen, im schönen Lande des Weines und der Gesänge,« sagte Prinz Heinrich galant, »immer

noch reizende Feen und mächtige Zauberinnen zu erscheinen pflegen, die sich gar kein Gewissen daraus machen, uns arme Sterbliche durch einen Blick, durch einen Ton in Fesseln zu schlagen!«

»Gehen wir zur Gesellschaft zurück,« lachte der Fürst – »um Gotteswillen, gehen wir! Mein Oheim beginnt mit seinen poetischen Artigkeiten und schwächt dadurch aus Egoismus den Eindruck, den wir mit der kleinen Vorstellung auf unsern lebenswürdigen Gast gemacht – kommen Sie!«

Damit ging die kleine und sehr auserlesene Gesellschaft davon, und Keiner aus derselben hatte einen Blick mehr für den Künstler, der ihr mit einem bittern Lächeln auf den Lippen nachschaute und der endlich fast erschrocken aus seinem finstern Dahinstarren emporfuhr, als er von der Bühne her Walter's Stimme vernahm, die ihm zurief: »Mir scheint es, mein Junge, Du hast auch jetzt noch Lust, jenen Sternen zu folgen, die so eben an Deinem bürgerlichen Horizonte untergegangen sind – sei gescheit, wende Dich zu uns und folge einem anderen Zeichen, das leuchtend vor Dir aufsteigt, Dir noch ein paar heitere, glückliche Stunden verspricht – Vergessen des Vergangenen, Hoffnung auf die Zukunft – ein gutes Zeichen, wie für Künstler geschaffen, die Goldene Kanne!«

XLVI. DU BIST WIE EINE BLUME.

Lord Warren hatte sich mit dem praktischen Sinn, der den Engländern eigen ist, so wie mit seinem feinen, ausgebildeten Geschmacke in kurzer Zeit eben so bequem als elegant eingerichtet. Dabei dürfen wir aber nicht verschweigen, daß er es für eine Kleinigkeit ansah, einen ganzen Eisenbahnwagen voll Kisten von einem Orte zum anderen mit sich herum zu schleppen, die eine Unmasse von Sachen aller Art enthielten, daß sein Kammerdiener unter Beihülfe einiger Lakaien ein paar Wochen zu thun hatte, ehe er Alles ausgepackt und in buntem Durcheinander Möbel, Bilder, Waffen, Gefässe an den Wänden der verschiedenen Salons und Gemächer aufgestellt hatte. Diese Gegenstände nun zu ordnen, das heißt ihnen einen passenden Plan anzuweisen, war Sache einer längeren Ueberlegung, und der junge Lord brauchte oft Wochen lang, um die verschiedenen Geräthe eines einzigen Zimmers gehörig unterzubringen. Dies zu bewerkstelligen, rollte er einen Lehnssessel in die Mitte des Gemaches und überlegte dann lange, probirte auch wohl, wo dieses Bild oder jenes Möbel anzubringen sei.

Die Einrichtung dieser Wohnung würde bei der Eigenheit Warren's noch viel mehr Zeit in Anspruch genommen haben, als sie ohnehin schon that, wenn nicht Rodenberg ihm gern an die Hand gegangen wäre und ihn nicht nur für dieses oder jenes Arrangement zu bestimmen gewußt, sondern sich auch nebenbei über die Pedanterie

lustig gemacht hätte, mit welcher der Engländer zu Werke ging.

»Oberflächlich betrachtet, haben Sie vollkommen Recht, gab dieser zur Antwort, »wie ich Ihnen auch gar nicht übel nehme, wenn Sie sich darüber lustig machen, daß ich überhaupt alle diese Gegenstände, statt sie nach England zu schicken, mir überall nachkommen lasse; doch hat es auch seine vernünftigen Gründe, denn erstens schmücke ich die kahlen Wände meiner Wohnung damit aus und erfreue mich täglich und stündlich an allen diesen Dingen, die ich nun einmal lieb gewonnen habe und die mir theils als Erinnerung an einen Ort, wo ich angenehm lebte, theils wegen ihrer seltsamen oder eleganten Formen angenehm in die Augen springen, zweitens habe ich die Absicht, dies alles einmal in einem kleinen Schlosse, welches ich in England besitze, zusammenzubringen, und sehe jetzt schon, wenn ich Bilder, Waffen und Geräthschaften betrachte, im Geiste diese oder jene Wand, diesen oder jenen Erker vor mir, wo ich etwas davon anbringen werde; drittens endlich kann ich mich hier in meinem Salon, der, wie Sie ganz richtig bemerken, in malerischer Unordnung glänzt, so recht lebhaft in jene herrliche Zeit zurückversetzen, wo ich die meisten Stunden meiner Tage und Abende im Atelier des guten Olfers verbrachte. – Sie werden bemerken, daß ich mich bemüht habe, durch den Gobelin dort an der Thür, durch jene alten Tische mit den zierlichen Krügen, durch Hellebarden und Stoßdegen eine wenngleich schlechte

Copie hervorzubringen; aber es geht ihr wie allen mittelmäßigen Nachahmungen – ihr fehlt der Geist des Originals, hier vor allen Dingen die wunderbaren Skizzen und Zeichnungen Roderich's und dann er selbst mit seinem guten, klugen Auge, mit dem freundlichen, oft sarkastischen Lächeln auf den Lippen, wenn er meine überzarten Bleistiftzeichnungen, wie er anfänglich so gern that, mit dicken, schwarzen Kreidestrichen verbesserte.«

»Ach ja, jene Zeit,« meinte auch Rodenberg nachdenkend, »sie war zu schön, als daß sie länger hätte andauern können oder daß sie wiederkehren dürfte!«

»Und doch hoffe ich darauf und bin gewiß, daß sie wiederkehren wird, wenigstens eine ähnliche, nicht minder glückliche.«

Rodenberg schüttelte langsam mit dem Kopfe. »Wir sind,« sagte er alsdann, »seit jener Zeit nicht nur um manches Jahr älter geworden, sondern es hat auch Jeder von uns andere Bahnen eingeschlagen, die sich wohl einmal wieder nähern werden, kreuzen können, aber schwerlich für längere Zeit neben einander, ein gleiches Ziel verfolgend, fortlaufen. Was nun besonders Roderich anbelangt, so ist seine Existenz durch jenes schreckliche Ereigniß untergraben, und wenn auch die starken, zähen Wurzeln seines Lebensbaumes noch immer kräftig in den Boden eingreifen, ihn selbst mächtig aufrecht haltend, so fürchte ich doch, er wird uns nicht mehr jener Baum mit Schatten spendendem Laubdache sein, bei dem wir uns so gern versammelten und heimisch fühlten.«

»Wohl wahr; aber ich brenne vor Begierde, ihn wiederzusehen und zu erfahren, ob der tiefe Riß seines Innern nicht endlich anfängt, zu heilen oder zu vernarben.«

»So viel ich von Walter härte, ist das nicht der Fall, und was ihn aufrecht erhält, ist neben seiner Kunst die Hoffnung, Margarethe doch noch wiederzufinden.«

»Darauf hoffe auch ich noch,« sprach Warren in sehr entschiedenem Tone – »sie kann nicht gänzlich verloren, nicht gestorben sein, das kleine, gute Mädchen nämlich. Was Madame anbelangt, so gönne ich ihr den besten Frieden – gewiß, Rodenberg, ich kann mir nun einmal den Glauben nicht nehmen lassen, daß wir sie wiederfinden und eine zweite und schönere Auflage unseres Künstlerlebens feiern werden hier oder anderswo.«

»Ah, wenn nicht hier auf Erden, so hoffen Sie in so ausschweifender Weise auf das Jenseits!«

»O nein, o nein! der Himmel mag eine sehr schöne Sache sein, aber ich halte es doch wieder einmal mit eurem großen Goethe, wenn er sagt

›Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst Du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehen.

Aus dieser Erde quillen meine Freuden
Und diese Sonne scheinete meinen Leiden
Kann ich mich erst von ihnen scheiden
Dann mag was will und kann geschehen.«

»Es ist gefährlich, mit Ihnen umzugehen,« lachte Rodenberg; »was Sie da citiren, das sollte ein frommer

Künstler nicht anhören. – Haben Sie Briefe von Olfers?« fragte er nach einer kleinen Pause.

»O ja, und in ihnen die Hoffnung, daß er meinen Bitten, Italien zu verlassen und zu uns zurückzukehren, endlich nachgeben werde. Was habe ich diesem starren Herzen nicht schon für Vorschläge gemacht, meine ganze, glänzende Carrière habe ich ihm opfern wollen, die Aussicht, einmal Botschafter zu werden an irgend einem kleinen deutschen Hofe, indem ich mich anheischig machte, mit ihm so lange kreuz und quer durch die Welt zu ziehen, bis wir Margarethe gefunden oder wenigstens – irgend eine Spur von ihr. – Ach,« setzte er nach einem kleinen Stillschweigen mit einem tiefen Seufzer hinzu, wobei er mit der Hand über seine Augen fuhr, »ich kann und will es nicht denken und fassen, daß es am Ende doch möglich wäre, ihr kleines Grab zu finden und daran jenes unselige Weib, das mit seinem wilden, eigensinnigen Herzen ihm und sich selbst Alles genommen! – Und am Ende wäre eine solche Gewißheit immer noch vorzuziehen dem marternden Gedanken, was aus jenem süßen Kinde geworden sei. – Ich weiß nicht,« fuhr er nach einiger Zeit mit einem trüben Lächeln fort, »daß ich überhaupt so unglücklich im Wiederfinden bin, daß schon so Vieles, wofür ich mich lebhaft interessirt, meinem Gesichtskreise verschwindet, ohne eine Spur zurückzulassen – erinnern Sie sich, daß ich Ihnen neulich von einer Begegnung am Zuger See erzählte?«

»Oh, mit Prinzessin Edelweiß?«

»Oder mit einer neckischen Fee – ich glaube wahrhaftig, sie war irgend einem Märchen entsprungen, ein Gebilde aus Blumenduft und Bergkrystall, zart, rein, berauschend!«

»Ei, ei, Warren, diese flüchtige Erscheinung scheint einen tiefen Eindruck auf Ihr Herz gemacht zu haben!«

»Ich läugne das nicht; es war ein entzückendes Traumbild, wie ein solches erscheinend und wie ein solches wieder verschwindend – und haben Sie nie gefunden, daß Gesichte, die man im Traume hat, oft den tiefsten Eindruck hinterlassen? Doch ich wollte Ihnen von Edelweiß sagen . . . «

»Daß sie spurlos verschwunden sei?«

»Ja, trotz der genauesten Nachforschungen, die ich in der Stadt anstellen ließ, welche man mir als ihren Wohnort angab.«

»Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf,« sagte Rodenberg mit einem eigenthümlichen Lächeln, »so hätte ich für die schöne, junge Dame, wie Sie sie mir beschreiben, einen anderen Wohnort gewünscht als gerade Zwickau, und einen poeterischen Namen, als Specht.«

»Namen wie andere – sie klingen nicht so übel.«

»Für Sie – für uns Deutsche wohl, und wenn es sich so verhält, wie Sie eben sagten, daß die Familie Specht in Zwickau nicht aufzufinden war, so fürchte ich fast, der vorsichtige Vater des jungen Mädchens hat Ihnen absichtlich einen falschen Namen gesagt.«

»Welchen Grund könnte er gehabt haben?«

Rodenberg betrachtete den schönen jungen Mann lächelnd von Kopf bis zu Fuß und sagte alsdann: »Grund genug, wenn man Sie so ansieht; Edelweiß brauchte nur mit einem Tausendstel Theile der Begeisterung von Ihnen zu sprechen, mit der Sie sich über das junge Mädchen aussprachen, und ihre Angehörigen thaten sehr klug daran, sie verschwinden zu lassen.«

»Falsch,« entgegnete der Engländer in sehr einschiedenem Tone; »ich würde sie geheirathet haben, wenn sie mir bei näherer Bekanntschaft eben so gefallen hätte, wie bei unserer flüchtigen Begegnung, vorausgesetzt, Edelweiß hätte Lady Warren werden mögen – doch ist das vorbei,« setzte er seufzend hinzu, »wie so manches Andere!«

Rodenberg hatte hier häufig ähnliche Unterredungen mit seinem Freunde, und dieser verbrachte dagegen manche Stunde in den Zimmern des Malers. Lord Warren zeichnete und malte gern, und auch Rodenberg setzte sich, wenn er bei jenem war, zuweilen vor ein Blatt Papier, das vielleicht nicht ohne Absicht auf das Reißbrett gespannt worden war, und entwarf mit Bleistift und Kohle flüchtige Skizzen. Auch Walter ließ sich häufig sehen, und so wurde der Salon Warren's, den er sein Atelier nannte, zu einem Mittelpunkte für die Künstler, welche sich nach längerer Zeit hier wieder zusammengefunden hatten; man war dort so frei als möglich, man plauderte über die Begebenheiten des täglichen Lebens und über Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst. Man zog es häufig vor, statt die ›Goldene Kanne‹ zu besuchen, die

kühlen Abende des Aprils hier am flackernden Kaminfeuer zuzubringen, wobei sich auch zuweilen Schlegel und der kleine Rafael einfanden. Da wurde gelacht und geraucht bei vortrefflichem Punsche, den Niemand so gut anzufertigen wußte, wie der Kammerdiener des Lord: dann wurde der Vergangenheit gedacht, wobei sich Alle ganz besonders ergötzten an den drolligen Schilderungen des kleinen Schriftstellers, hauptsächlich aber, wenn er in unnachahmlicher Komik mit Rodenberg, der in diesen Stunden und in dieser Umgebung wieder so heiter wie in früheren Tagen war, eine Scene aus der Zeit des ›Reichsapfels‹ aufführte und als kleiner, rasch und vortrefflich costumirter Bedienter den rückwärts geworfenen Pinsel seines Herrn auffing und dabei seine Neckereien mit dem allerdings unsichtbaren Figaro trieb.

Was Schlegel anbelangte, so hatte er seine Anstellung als Decorationsmaler des fürstlichen Hoftheaters erhalten; allerdings gegen den Willen des betreffenden Departements-Chefs, weßhalb dieser bei vorkommender Gelegenheit einen Gruß Rodenberg's noch kühler erwiderte, als er bisher zu thun pflegte. Ueberhaupt hätte der junge Maler ein Buch schreiben können über die Nuancen des Grüßens bei Hofe, die untrüglicher für das herrschende Wetter sind, als der sicherste Barometer bei Regen und Wind, wobei er sich nicht verhehlen konnte, daß für ihn das Weiter bei Hofe nicht mehr so klar und sonnig strahlte, wie bisher. Eine Hauptursache lag in dem steigenden Einflusse der Fürstin-Mutter auf ihren Sohn,

und daß dieser Einfluß, was Rodenberg betraf, im jetzigen Augenblicke des kräftigen Gegengewichtes fast ganz entbehrte, welches ihm bisher die Freundschaft des Prinzen Heinrich verliehen.

Seine Hoheit waren, wie wir bereits wissen, ein älterer Herr, hatte einen ziemlich schlechten Winter gehabt und litt auf Besorgniß erregende Art unter dem Einflusse eines lang andauernden naßkalten Frühjahres. Wenn er auch den jungen Mann noch häufiger zu sich beschied, als früher, so war er doch nicht mehr im Stande, auch anderswo so für ihn zu wirken, wie er es bis jetzt gethan, und wenn der Prinz, was seine eigene Person betraf, recht trübe in die nächste Zukunft blickte, so entschlüpften ihm dabei häufig Aeußerungen des Bedauern über seinen Schützling.

»Es reut mich fast,« konnte er wohl sagen, »daß ich Sie hiehergebracht; ich hätte wissen sollen, daß es für ein Gemüth wie das Ihrige unmöglich ist, hier auf diesem harten, felsigen Boden Wurzel zu fassen – man beneidet Sie wohl, man fürchtet Sie vielleicht, aber man liebt Sie nicht – eine Künstlernatur wie die Ihrige kann bei Hofe nicht gedeihen; Sie haben es nicht lernen können und wollen, sich unter jede Windströmung zu beugen, und wenn einmal der Halt verloren ist, den ich Ihnen gab, weil ich Ihre guten Eigenschaften erkannt und Sie deßhalb geliebt, so wird Sie der erste Sturm zu Boden schleudern.«

»Eure Hoheit haben ganz Recht,« hatte ihm der junge Mann hierauf geantwortet, »aber wenn ich es allerdings

auch nicht gelernt, Wetterfahne zu sein und mich tief zu bücken, wo ich meinem Bewußtsein nach das volle Recht habe, mit sehr erhobener Nase vorüberzugehen, so habe ich doch sonst in den paar Jahren, die ich am Hofe zubrachte, meine Kenntnisse auf sehr nutzbringende Art erweitert, und Sie können mir glauben, gnädiger Herr, was mich betreffen soll, trifft mich nicht unvorbereitet und wird mir hoffentlich die gute Laune nicht verderben.«

Es war nicht nur Redensart, wenn Rodenberg so sprach, ja, er sehnte sich hinweg aus dem glänzenden Kreise, der ihm einst als das höchste Ziel seiner Wünsche erschienen war, und eigenthümlicher Weise war diese Sehnsucht erst dann besonders stark bei ihm erwacht, seit die Freunde, namentlich Walter, wieder um ihn waren und er durch sie abermals in das Künstlerleben hineingezogen wurde, zu dem ihn alle seine Neigungen, seine ganze Begabung drängten. Stunden lang konnte er, auf einen Schemel gekauert, neben der Staffelei seines alten Freundes sitzen, ihm zuschauen und sich von dessen Reisen, am liebsten aber von jenen Tagen erzählen lassen, wo sie zusammen die Maler-Akademie besucht. Der jüngere Mann versank dann leicht in tiefe Träumereien und gedachte in diesen nicht ungerne der letzten Jahre, die er verlebt – hatte er doch während derselben an einem Phantasiebilde gearbeitet, hatte er doch einen schönen Traum gehabt, aus dem er nun, plötzlich erwachend, das Leben in trostloser Alltäglichkeit vor sich sah.

Juanita war es, deren plötzliches Erscheinen, deren weder schroffes noch feindseliges, aber vollkommen

gleichgültiges Auftreten ihn auf so schonungslose Art erweckt. Sie war länger in der Residenz und bei Hofe geblieben, als es vielleicht anfänglich in ihrer Absicht gelegen und als er nach der ersten Begegnung mit ihr gehofft hatte; sie war geblieben, weil es ihr so gefiel, weil sie wahrscheinlich nicht Lust hatte, dem reichen Kranze ihrer Lorbeeren neue Blätter hinzuzufügen, oder weil es ihr geringfügig erschien, ihren kolossalen Reichthum – denn sie hatte ihren Proceß gewonnen – noch zu vermehren. Vielleicht auch war sie geblieben, weil sie mit ihrer Kunst, ihrer Schönheit, ihrem vornehmen Range an dem kleinen deutschen Hofe auf eine bisher unerhörte Weise gefeiert wurde, ja, von dem regierenden Herrn auf so ausgezeichnete Art, daß die Fürstin-Mutter zu fürchten anfing, sich aber bald wieder durch das tactvolle, feste und in jeder Beziehung tadellose Benehmen der schönen Marchesa beruhigt fühlte. Nebenbei gefiel ihr auch die schöne Gegend und sie pflegte oft Tage lang mit einer vertrauten Kammerfrau oder mit Don Jose in der Umgebung der Stadt umherzuschweifen, wobei sie das Ziel solcher Woge absichtlich und so augenscheinlich in tiefes Dunkel zu hüllen liebte, daß der Fürst selbst einmal lachend gesagt: »Wehe dem Glücklichen, für welchen Sie uns so manche Stunde entziehen, wenn ich erfahre, wer es ist!«

Von irgend einer Beziehung zwischen Juanita und Rodenberg konnte in keiner Weise die Rede sein, ja, um des

Verhältniß zwischen Beiden zu bezeichnen, hätte man allenfalls sagen dürfen: sie standen gar nicht mit einander, wie schon bemerkt, weder freundlich noch feindlich. Daß der junge Mann seit dem Abende, an welchem er ihr vorgestellt worden war, nie mehr den Versuch irgend einer Annäherung gemacht, dürfen wir vielleicht zu seinen Gunsten herausheben, wenn wir zu gleicher Zeit hinzufügen, daß der Anblick dieses schönen, liebenswürdigen und reizenden Weibes stets seine volle Leidenschaft aufregte und daß er nie in ihre Nähe kam, als mit dem glühenden Wunsche, vor ihr niederzuknieen, ihre Kniee zu umfassen und sie mit der ganzen Kraft seiner Liebe zu fragen: Willst Du mich denn nie mehr kennen, Juanita? – Ich bin es ja, der Dir einst nahe gestanden und der in jahrelanger Verbannung von Dir das Unrecht doch gewiß abgebußt, welches er Dir zugefügt! – Wenn er so dachte und sie in wilder Leidenschaftlichkeit betrachtete, so stahl sich wohl hier und da ein heißer Blick aus seinen Augen nach ihr hin, unbemerkt von den Anderen, unbemerkt von ihr selber, wie er überzeugt war, und wenn sie auch vielleicht den Ausdruck seines Auges sah, so hatte sie es gewiß vergessen, daß sie einst ähnliche Blicke ebenso innig erwidert, denn sie glitten ab an dem unbeweglich heitern Ausdrücke ihrer Züge, und nur ein einziges Mal, als sie bei Hofe sang – eines jener spanischen Lieder, die er zuerst auf der Soirée des Prinzen Heinrich von ihr gehört –, blitzte es einen Augenblick nach dem fernen Winkel hinüber, wo er, sie beobachtend, im Schatten

stand; doch war auch jener Blitz nur täuschend gewesen, hatte wahrscheinlich ihm nicht gegolten; wem aber, wußte er nicht, da er, um sich herschauend, Niemanden in seiner Nähe sah – vielleicht dem Monde, der durch eine Vorhangspalte neugierig in den Saal blickte.

Es konnte nicht anders sein, als daß er der schönen Marchesa häufig begegnete bei Hofe, in andern Gesellschaften, auf der Straße, und jedes Mal hatte sie für seinen achtungsvollen Gruß eine beinahe freundliche Erwiederung, und das war es gerade, was er auf die Dauer nicht auszuhalten vermochte – o, hätte sie ihn nur ein einziges Mal finster angeblickt, hätte sie nur einmal, wenn sie ihn gesehen, ihre schönen Lippen fester auf einander gepreßt oder mit der Hand eine zuckende Bewegung gemacht – o, hätte sie sich gegen ihn zurückstoßend, feindselig benommen!

Einmal schien er der Erfüllung dieses Wunsches nahe zu sein, und es durchbebte ihn freudig: der Fürst hatte die Anordnungen zu einem kleinen Concerte wie gewöhnlich in seine Hand gelegt, ja, ihn beauftragt, die Befehle der Frau Marchesa persönlich einzuholen. Mit welchem Gefühle hatte er ihre Wohnung betreten, wie fühlte er sich völlig athemlos, nachdem er die Stufen erstiegen, die zu ihren Gemächern führten! Er wurde als von Seiner Königlichen Hoheit kommend angemeldet, – um nicht vorgelassen zu werden. Aber leider geschah dies nicht mit einer kurzen Abfertigung, die er hätte übel nehmen können: Don Jose selbst erschien, bat ihn im Namen der Marchesa um Entschuldigung, daß sie nicht im Stande

sei, in dem gegenwärtigen Augenblicke zu empfangen, doch wisse sie bereits, daß es die Anordnungen zum Concerte beträfe; sie bat aber Herrn Rodenberg, sich durchaus darin nicht weiter zu bemühen, da Seine Excellenz der Herr Oberst-Hofmeister selbst für alle Arrangements Sorge tragen wolle.

Schon diese an sich so unbedeutende Ablehnung seiner Dienste machte ihn glücklich, gab ihm eine kleine Hoffnung, wie dem Seefahrer bei gänzlicher Windstille die leichteste Brise, welche die Wellen kräuselt, mit dem schlaffen Segel spielt – und auch dieses Mal wieder vergebliche Hoffnung! Don Jose, welcher den jungen Mann mit freundlicher Gewalt in sein eigenes Zimmer nöthigte, sagte ihm hier, daß das Concert auf den Wunsch der Frau Fürstin-Mutter in deren Gemächern gehalten würde und daß der Oberst-Hofmeister nun auf höchsten besonderen Wunsch die Anordnungen übernommen habe – »der Marchesa würde es ja ganz gleichgültig gewesen sein«, hatte er hinzugesetzt, und jedes dieser Worte war ein Dolchstoß für den armen Rodenberg!

Gleichgültig – allerdings gleichgültig!

Don Jose hatte sich seit seinem Hiersein nicht nur beständig herzlich und annähernd gegen den jungen Mann benommen, sondern er hatte auch demselben gegenüber häufig seine Verwunderung über das so gänzlich veränderte Benehmen Juanita's nicht verborgen.

»Weiberlaunen sind allerdings nicht zu berechnen,« hatte er gesagt, »und habe ich darin schon viel erlebt;

aber ehrlich gestanden, verstehe ich, die ganze Veränderlichkeit eines Weibes zugehend, doch nicht die jetzige Haltung der Marchesa gegen Sie – wenn ich nach jener Zeit zurückschaue, wo wir lachten und tollten, so kann ich mir nicht anders denken, als daß Juanita ganz besondere Gründe hat, wenn auch nur Scheingründe, einen guten Freund, einen jungen Mann von so ganz besonderer Begabung vollständig vergessen zu haben – und Sie waren ihr Freund, ihr intimer Freund, das vermag sie wahrscheinlich selbst nicht zu läugnen.«

Nach diesen Worten hatte der alte Spanier Rodenberg unbemerkt mit einem listigen, scharfen Blicke betrachtet, diesem aber sogleich wieder einen wohlwollenden Ausdruck gegeben, als der junge Mann, aufschauend, ihm unbefangen erwiderte: »Die Frau Marchesa hat mich in jener Zeit durch ihre außerordentliche Güte und Liebenswürdigkeit zu größtem Danke verpflichtet, mich so zu ihrem Schuldner gemacht, daß ich wohl Anlaß hatte, ihr meine Dienste zu weihen, ohne dafür die geringste Vergeltung anzusprechen. Sie war allerdings so gütig gegen mich, mich wie einen Freund zu behandeln, vielleicht nur den Künstler in mir, und deßhalb kann ich es auch begreiflich finden,« setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu, »daß sie selbst, eine echte Künstlerin, diesen Rodenberg, den Günstling, Höfling, den unterthänigen Diener allerhöchster, höchster und excellenter Personen, nicht mehr zu kennen wünsche!«

»Daran könnte bei ihrem eigenen Charakter etwas Wahres sein.«

»Gewiß!« rief Rodenberg, und ein Strahl der Hoffnung durchzuckte ihn – »sie schätzte den unabhängigen Künstler, der ihr in jenen glücklichen Tagen, wenn auch nicht groß, doch eigenthümlich erschien, den sie jetzt, untergegangen in dieser kleinlichen Welt, ihrer Beachtung nicht mehr werth findet – gewiß – gewiß!«

»Ich glaube, darin thun Sie der Marchesa Unrecht, und wie ich ihre offene, ja, zuweilen rückhaltslose Manier kenne, so würde sie sich durchaus nicht gescheut haben, mit Ihnen darüber zu reden – Ihre Gründe zu hören, um sie zu billigen oder zu verwerfen.«

»Ich wünschte, sie hätte mir diese Aufmerksamkeit geschenkt, sie hätte für mich, den sie damals mit so vieler Güte und Aufmerksamkeit behandelte, irgend ein Gefühl behalten, selbst das des Mitleids oder das des Hasses!«

»Ah, Sie begehren viel!« hatte Don Jose mit demselben schlaun Lächeln auf den Lippen geantwortet und dann hinzugesetzt: »Ich mag Sie wohl leiden, mein lieber junger Freund, und will Ihnen deßhalb gestehen, daß Sie bei meiner – bei Juanita die Region des Hasses passirt haben.«

»Und daß ich jetzt in der erstarrenden Zone der Gleichgültigkeit angekommen bin!«

»Daß man ruhiger geworden ist und Vergangenes mit ewigem Vergessen zu bedecken wünscht.«

Wieder derselbe forschende Blick des alten Spaniers.

»Ewig – Vergessen, zwei furchtbare Begriffe – und so ungerecht gegen mich, einer Laune entsprungen! Die Marchesa hätte mir bleiben dürfen, was sie mir war,«

entgegnete Rodenberg, indem er sich zwang, den schlaun Blick Don Jose's ruhig und unbefangen auszuhalten – »die von mir hochverehrte, angebetete Künstlerin, zu der ich aufschaute mit dem Gefühle der Dankbarkeit und der Bewunderung; doch habe ich kein Recht, mich zu beklagen, habe überhaupt weder einen Grund, ja, nicht einmal den Schein eines Rechtes, um zu verlangen, daß sich die Frau Marchesa des unbedeutenden Künstlers von damals erinnere!«

Nach dieser Unterredung hatte Don Jose die Hand des jungen Mannes genommen, sie kräftig geschüttelt und ihm gesagt: »Vergessen Sie nicht, daß Sie, wo und wann es sein mag, – an mir einen zuverlässigen Freund haben!«

Auch an Lord Warren hatte Rodenberg in jeder Beziehung einen zuverlässigen Freund, und durch ihn erhielt er auch die genauesten Mittheilungen von der baldigen Verwirklichung des Projectes der Heirath des jungen Fürsten mit der Tochter eines benachbarten Hofes, ihm dabei nicht verhehlend, daß man drüben überzeugt sei, bei nothwendiger Entfernung schädlichen Einflusses würden auch die kleinen Liebhabereien des Fürsten für Theater und Decorationen, kostspielige Feste und dergleichen leicht zu mäßigen sein.

Der Fürst sprach mit Rodenberg selten über diese Angelegenheit und dann als wie von etwas, das noch in weitem Felde liege: doch vermied er in solchen Augenblicken, den jungen Mann anzusehen, und sprang auch gewöhnlich rasch auf ein anderes Gesprächsthema über.

Er sah ihn überhaupt in den letzten Zeiten nicht mehr so viel wie früher, was wohl daher kam, daß eine Anzahl von Todesfällen in anderen fürstlichen Familien, bei der allgemeinen Verwandtschaft all' dieser gekrönten Häupter, eine Reihe von kürzeren oder längeren Hoftrauern herbeiführte, welche natürlicher Weise lebende Bilder, Theater und ähnliche kleine Lustbarkeiten unterbrachen.

Wir haben schon erwähnt, daß sich einem langen, strengen Winter ein hartes Frühjahr angeschlossen, welches man füglich als eine Fortsetzung desselben betrachten konnte: Kälte mit Schnee und Eis herrschte bis Ende April, und da endlich am Anfange des Mai der Frühling mit aller Macht hervortrat, so konnte man ihn seit langer Zeit wieder einmal den Wonnemonat nennen: es war, als seien Knospen und Blüten dieses Mal unter ihrer Umhüllung ganz besonders gerüstet und fertig gewesen und als hätten sie es nicht erwarten können, unter Beihilfe des ersten warmen Windhauches ihre Umhüllung zu sprengen, an's Tageslicht zu dringen und in der milden, feuchten Luft fast sichtbarlich zu wachsen. Wie mit einem Zauberschlage war Alles grün geworden, Wiesen, Felder und Wald, und eben so rasch, wie die Blätter erschienen waren, folgten auch die duftigen Blüten unter dem wärmenden Kusse der Frühlingssonne.

Wie bald hatte man des langen und harten Winters vergessen, indem man sich mit aller Lust und Liebe seinem blühenden Nachfolger hingab; wie betrachtete man

Pelze und Mäntel, die kalten Oefen und erloschenen Kamine beinahe wie der Fabelwelt angehörig, wie blickte man verwundert auf einen noch in irgend einem Hofe stehen gebliebenen Schlitten, und wie unnütz erschienen warme Paletots und Ueberschuhe! Ueberall sah man offene Fenster, und wer gerade nicht ausgehen konnte, sog wenigstens von dort die lang entbehrte, warme, würzige Luft in sich. Auf der Straße vernahm man wieder die lustigen, jubilirenden Kinderstimmen und sah sie die alten, bekannten Spiele treiben; Gesang erschallte überall während der Abendstunden in den Straßen der Stadt von heitern Menschen, beim anbrechenden Morgen im schönen duftigen Walde von lustigen Vögeln!

»Jetzt möcht' ich wieder wandern,« sagte eines Tages Lord Warren zu Rodenberg, der ihn, von einem Morgen-Spazirgange heimkehrend, besuchte; »jetzt zieht es mich fast unaufhaltsam in die Ferne, und ich muß alle meine Vernunft zusammennehmen, um nicht im gegenwärtigen Augenblicke durch ein Urlaubsgesuch mich förmlich lächerlich zu machen, denn wir sind mit wichtigen Arbeiten überhäuft: wir nähern uns den großen Ereignissen, von denen ich Ihnen schon früher sprach, und dabei ist es keine Kleinigkeit für einen Gesandten, der erste zu sein, dergleichen an seinen Hof zu berichten mit allen wichtigen Nebenumständen, so zum Beispiel von einem höchsten Schnupfen, dessen Beendigung noch abgewartet werden muß, ehe man mit Bestimmtheit sagen kann,

ob Allerhöchst dieselben, das vorliegende Project betreffend, keine Schwierigkeiten machen werden – ja, wir haben leider alsdann sehr viel zu thun, um falsche Gerüchte zu widerlegen, Thatsachen der Wahrheit gemäß zu berichtigen, und müssen uns in dieser Zeit noch ganz besonderer Gesandtschaftsohren bedienen, um irgend etwas zu erfahren, von dem die übrige Welt noch keine Ahnung hat, namentlich wir armen Attaché's und Secretäre, und wir sind das unserer Carrière schuldig, denn ich bin fest überzeugt, eine Vormerkung zu rascherem Avancement könnte mir nicht fehlen, wenn ich vor allen Anderen im Stande wäre, meinem verehrten Chef zu berichten, daß der Brautschmuck der künftigen Fürstin so eben bestellt worden sei – Smaragden und Brillanten, darunter ein ausgezeichnetes Prachtstück in Herzform mit eingravirter, verschlungener Namenschiffre, Alliance-Wappen – brrrr!«

»Könnte dabei ein reger Geist mit viel Erfindungsgabe nicht nützlich sein?« fragte Rodenberg lachend – »in dem Falle wäre ich zu gebrauchen!«

»Nein, nein – auch hasse ich es, Freunde auf diese Art in Contribution zu sehen, sonst hätte ich mich schon lange an Sie gewandt mit der Bitte um Angabe eines dieser so wichtigen Details.«

»Was ich erfahre, soll Ihnen im Interesse europäischer Politik nicht vorenthalten bleiben; doch wird man gegen mich immer zugeknöpfter.«

»Schlimmer,« sagte Warren, »oder besser,« setzte er hinzu, indem er dem Anderen die Hand auf die Schulter legte – »es ist nichts für uns in dieser Luft, für Sie nicht und für mich auch nicht; im Winter kann man sich das schon gefallen lassen, wenn man von Schnee und Eis umschlossen ist wie von Gefängnißmauern, wenn man nicht hinaus kann in die weite, freie, schöne Welt, und wenn man sich alsdann noch glücklich schätzt von einem behaglichen Platze aus so einem lustigen Marionetten-Theater zuschauen zu können.«

»Gewiß,« stimmte Rodenberg heiter bei, »besonders wenn man so glücklich ist, einen Plan zu haben, der uns ein Bischen Einsicht hinter die Coulissen gestattet, wenn man die für alle Welt unsichtbaren Drähte steht, welche die steifen bezopften Köpfe zum Nicken bringen, welche gewaltsam die Hände von Freund und Feind erheben und selbst diejenigen Leute Freundschaftsbezeugungen wechseln lassen, welche sich lieber gegenseitig aufessen möchten.«

»Ja, ja, all' diese Unnatur ist zu ertragen bei künstlicher Sonnenwärme, bei nachgemachtem Sonnenlichte, bei rauchenden Kaminen und qualmenden Lichtern. Aber wenn der starre Reif gesprungen ist, welcher Erde, Luft und Wasser zusammenschnürte, wenn die graue Nebeldecke des Himmels zerriß und, wie jetzt, das siegreiche Blau niederglänzt, hereinbrechende Sonnenstrahlen uns umspielen, das Grün des Waldes mit tausend und aber tausend Fingern winkt, da fällt in sich zusammen all' der hohle, gespenstische Fastnachtskram: da erstarrt auf

den Lippen das glückliche Lächeln, hervorgerufen durch einen gnädigsten oder allergnädigsten Blick, und bleibt so stehen bis zur nächsten Wintersaison, um gleich auf's Neue bei der Hand zu sein; da erblindet der Glanz all' dieser falschen Sterne unter einer Staubmasse, die sich unbeschreiblich rasch ablagert; da verwundern sich die mitspielenden Puppen, daß es draußen noch ein schöneres Theater gibt und daß neben ihrem Höchsten noch ein Allerhöchster lebt, der es doch noch viel besser versteht, wahre innere Wärme zu erzeugen und heitere, sonnige Feste zu veranstalten. Schauen Sie um sich, Rodenberg, dort die Kastanienbäume vor meinem Fenster mit ihren aufgesteckten Lichtchen, den blühenden Flieder des Gartens, und dort an den Bergen hin auf das saftige, grüne, bewegliche, goldglitzernde Blättermeer; und dabei Alles so wunderbar frisch wie heute Morgen nach dem prächtigen Regen der vergangenen Nacht – lassen Sie uns einen Ritt machen! Es gibt nichts Wunderbareres, als jetzt, durch einen Waldweg reitend, hier und da an das Gebüsch zu streifen und von den glänzenden Thautropfen wie mit Wonneschauern überschüttet zu werden – kommen Sie mit mir!«

»Wenn ich gewisser Maßen ein freier Mann wäre, wie Sie – mit vieler Freude; so aber habe ich neben tausend kleinen Geschäften das große Geschäft, wahrscheinlich vergeblich warten zu müssen, bis ich gerufen werde – ich bin nicht mehr Herr über meinen schönen, thaubeglänzten, sonnigen Morgen,« setzte er mit einem ernstern Tone hinzu; »gegen Abend vielleicht löst sich meine Kette und

läßt mich auf die Höhe eines Berges steigen, um an eine schöne Vergangenheit zu denken und der sinkenden Sonne nachzublicken.«

»Pah, keine trüben Gedanken, dafür sind wir noch zu jung, Rodenberg; wer wird an den Abend denken, wenn uns der Morgen noch so heiter strahlt!«

»Für Sie wäre es Unrecht, wenn Sie es thäten – Sie sind noch nicht im Schatten dieses Lebens gewandelt, Sie fürchten keinen Blitzstrahl aus einer vorüberziehenden dunkeln Wolke.«

»Auch Sie nicht, das weiß ich besser.«

»Sie mögen Recht haben – ich fürchte ihn vielleicht nicht, wenn er niederfährt, aber die Erwartung ist peinlich; doch lasse ich Sie jetzt allein, Warren. Ihr Plan, in den schönen, grünen Wald hinaus zu reiten, ist so schön, daß es Sünde wäre, Sie auch nur einen Augenblick davon abzuhalten – wohin reiten Sie?«

»Das weiß ich selbst noch nicht; ich überlasse mich dem Zufalle und freue mich jedes Mal, wenn ich bei meinen Entdeckungs-Ausflügen irgend eine schöne Aussicht, irgend ein mir unbekanntes Thal auffinde.«

Die beiden jungen Leute trennten sich, und Rodenberg trat auf die Straße, um nach Hause zurückzukehren.

Lord Warren ließ satteln und bestieg kurze Zeit daraus sein hellbraunes, englisches, langgestrecktes Jagdpferd mit dem Gefühle eines Mannes, der sich vorgenommen hat, ein paar Stunden Alles um sich her ausgezeichnet, unvergleichlich schön zu finden.

Dazu brauchte er sich übrigens an dem heutigen Tage keine besondere Mühe zu geben, denn es war einer der herrlichsten Frühlingsmorgen, wie ihn sich eine reiche Phantasie nur auszudenken vermag. Da es während der Nacht sanft geregnet hatte, so war der Boden der Straße weich und die Felder strömten den eigenthümlichen Geruch aus, der uns so lebhaft an jene Zeit erinnert, wo wir, durch eine erste Liebe beglückt, gedankenvoll der Lerche nachschauten, wenn sie sich von den dampfenden Schollen jubilierend gen Himmel schwingt: Büsche, Sträucher und Baume rings um uns her waren, von einem leisen Windhauche bewegt, immer noch auf die freigebigste Art beschäftigt, über die Erde unzählige Brillanten auszustreuen, womit sie die Fee des nächtlichen Regens geschmückt, und da die Sonne vom klarsten Himmel herableuchtete, so sah man überall einen unvergleichlichen Glanz und Flimmer, dort noch auf den Blättern, hier durch die Luft sprühend, unten an langen Gräsern hangend, die sich coquet aufgeputzt hatten mit den himmlischen Tropfen.

Und welches Leben über, unter und neben diesen Gräsern, welches Gewimmel auf der sonnbeglänzten Erde! Wie fleißig summten die Bienen um die sonnigen, strotzenden Blüten, wie geschäftig durchkreuzten sich zahllose Ameisen; scheinbar ohne vernünftigen Grund, und doch wußte jede genau, warum sie hin und wieder lief; wie vorsichtig hob dort, von der Feuchtigkeit angezogen, der glatte Regenwurm die kleine Erdscholle auf und

erschrock gewiß beim Anblicke jenes gepanzerten Käfers, der mit den langen Beinen so eilfertig seines Weges ging und dessen grüner Harnisch wie mit Gold eingelegt glänzte, wenn er in den Strahl der Sonne kam.

Auch Schmetterlinge waren schon unterwegs, jenes leichtfertige, kupplerische Volk, welche Grüße tragen und heimliche Liebesworte nicht nur von Rose zu Rose, sondern auch von einem Menschenherzen zum anderen, was für den keine Fabel ist, der ihren schwebenden Flug und das Summen ihrer Flügel versteht.

Lord Warren sah das Alles und noch viel mehr. Er hatte jetzt die Stadt und ihre angränzenden Gärten hinter sich, und da er ohne irgend eine bestimmte Absicht umherschweifen, auf Entdeckungsreisen ausgehen wollte, so hatte er seinem rüstig ausschreitenden Pferde die Zügel gelassen, und es war ihm ganz lieb, daß dasselbe, von der großen Straße ablenkend, einen schmaleren Pfad einschlug, der, langsam aufsteigend, in die Berge führte – ein klares Wasser, welches von oben herabkam und lustig plaudernd dem aufwärts führenden Wege von der Schönheit des Waldes erzählte, mochte das Pferd wohl angezogen haben.

›Ein herrlicher Bach,‹ dachte der junge Mann; ›schade, daß ich mein Angelgeräth zu Hause gelassen – doch kann man nicht Alles zu gleicher Zeit haben.‹ – Auch vermochte er es nicht, eine Cigarre anzuzünden, denn der Duft, welcher dem oben liegenden Walde entströmte, war hier schon so frisch, so süß, so erquickend, daß er ihn in vollen Zügen einathmete.

Eine Viertelstunde später traf der schmälere Weg, welcher ziemlich steil bergan stieg, wieder mit der großen Straße zusammen, und hier schien das Pferd einiger Maßen in Verlegenheit zu sein, da sein Herr es auch hier ohne alle Anweisung ließ; denn Warren blickte auf die Stadt hinab, welche er von hier ganz überschaute. Sie war mit einem feinen, durchsichtigen Dunstschleier bedeckt, welcher sich noch weit über sie hinaus in die Ebene fortsetzte und erst dann lichter ward und am Ende ganz verschwand, wo an der andern Seite des ausgehnten Thales die Berge, sanfter ansteigend, mit ihren waldgekrönten Häuption hervortraten.

Und wie das Thal zu seinen Füßen unter dem Nebelschleier sauste, brauste, klang und tönte, wobei ihm die Stadt erschien wie ein kolossaler Ameisenhaufen, von muthwilligen Kindern leicht zugedeckt, und die armen Geschöpfe gaben sich alle Mühe, die Hülle zu durchbrechen und aufwärts zu klettern, damit es auch ihnen möglich werde, die frische Waldluft einzuathmen!

»Dem bin ich für heute glücklich entronnen,« sagte der junge Mann lächelnd zu sich selber, »und wenn man, wie ich hier oben, so recht den Unterschied sieht, so sollte man mit feierlichem Eide geloben, nie mehr in den Dunst zurückzukehren, sondern sollte hier oben bleiben und sich irgendwo eine Einsiedelei bauen.«

Darauf lenkte er das Pferd abermals gegen den schmalern, steileren Weg, und als er nun wieder dem murmelnden Wasser entgegenritt, unter dicht herabhängenden Zweigen, in so wunderbarer Kühle, da der Sonnenstrahl nur hier und da die dichten Laubmassen zu durchdringen vermochte, so träumte er weiter von dem Baue einer Einsiedelei, wie sie auch Raum haben dürfe für zwei oder drei Personen, wobei es selbst auf ein Dutzend mehr oder weniger nicht ankäme; wie er schon einen Platz dafür wüßte auf seinen Gütern zu Hause, ebenfalls an einem Berggelände mit vielem Schatten und einem eben so munteren als geschwätzigen Wasser. Dabei fielen ihm die Kunstschatze ein, die Bilder, Waffen und seltenen Geräthe, welche er auf seinen Reisen erworben, und da er das Alles in gehöriger Art unterbringen wollte, so wurde sein Schloß doch unter der Hand größer, als ihm lieb war; und dann wischte er es wieder aus von der Tafel seiner Phantasie und entwarf ein neues kleineres, eine zwischen Bäumen und Blumen versteckte Cottage, dieses Mal mehr im Style einer Einsiedelei, auf deren Dache auch die hellklingende Glocke nicht fehlen durfte.

Horch – was war das, das so mit einem Male seiner Phantasie zu Hülfe kam? Der Ton eines wirklichen Glöckleins, anscheinend droben im Walde; wie wohlthuend, wie friedlich schwammen die melodischen Klänge in der reinen Morgenluft: es war gerade so, als hätte man sie nicht nur hören, sondern auch strahlenartig sehen müssen.

Gab es vielleicht in diesem Lande auch Einsiedeleien und hatte er vielleicht in nächster Zeit das poetische Vergnügen, irgend einen Pater Hilarius vor sich zu sehen, neben der kleinen Hütte sitzend oder an einem aus rohen Baumstämmen zusammengefügtten Kreuze betend? Fast unwillkürlich trieb er sein Pferd zu rascherem Gange an, und nachdem er nach eine Viertelstunde, anfänglich unter dem Schalle des Glöckleins, das alsdann aber wieder verstummt war, aufwärts geritten, sah er, wie die Schlucht, durch welche sich sein Weg an der Seite des abwärts stürzenden Baches wand, sich mit Einem Male erweiterte, indem die Berge, hier oben zurücktretend, einen weiten Halbkreis bildeten, man hätte sagen können, eine Hochebene, welche aber auf drei Seiten von waldbewachsenen Höhenzügen überragt wurde – die vierte Seite ließ einen entzückenden Blick auf ein weites Thal offen, wo am Fuße malerischer Berge der klare Fluß herkam, welcher an der Stadt vorbeiströmte, um war diese letztere von hier aus unsichtbar, und man hörte ihre Nähe nur durch das melodische Läuten einiger Glocken.

Der Weg, welcher den jungen Mann bis hieher geführt, schien nun seine Schuldigkeit gethan in haben, denn er hörte an der kleinen Thür einer wohlerhaltenen Gartenmauer in der bisherigen Breite auf, um sich als schmaler Fußpfad längs der Mauer gegen den Wald hin zu verlieren.

Warren schwelgte lange in dem entzückenden Anblicke des weiten, sonnenbeglänzten Thales, welches um

so schöner hervortrat, da es wie ein Bild hier oben, wo er hielt, von einer Gruppe alter, mächtiger Nußbäume auf der linken Seite bekränzt wurde, während aus der andern Seite jene Gartenmauer einen natürlichen Rahmen bildete. Dabei war hier oben Alles so wunderbar still und einsam, nur ein paar Vögel sangen in einem benachbarten Walde. Und welch' frische, erquickende Luft man hier oben athmete! Der junge Mann sog sie in vollen Zügen ein und konnte sich alsdann eines lauten Ausrufes der Verwunderung an dieser herrlichen Natur nicht enthalten, die auch sein Pferd zu theilen schien, denn dieses hob den Kopf und wieherte leise.

›Wo eine solche Gartenmauer ist,‹ dachte Warren, ›und ein Weg hinführt, muß sich auch ein Haus befinden, und wo ein Haus ist, gibt es wahrscheinlich Menschen, deren Bekanntschaft man vielleicht machen kann, um zuweilen einen solch göttlichen Punkt wie diesen besuchen zu dürfen.‹ Hätte er nicht so ausschließlich in die Gegend hinabgeschaut, so würde er vielleicht schon etwas von einem lebenden Wesen bemerkt haben, dessen Kopf sich, nachdem das Pferd gewiehert, über die Gartenmauer erhoben und mit dem Ausdrücke des höchsten Erstaunens nach ihm hingeblickt hatte – aber nur eine Secunde, denn so wie der junge Mann sein Pferd wandte, um näher gegen die Mauer zu reiten und so über dieselbe hinwegsehen zu können, verschwand jener Kopf wieder.

Vom Sattel aus konnte der junge Mann bequem über die Mauer hinüberschauen und war entzückt, einen eben so zierlich als geschmackvoll angelegten Garten vor sich

zu sehen: da waren dichte Gebüschpartieen mit sorgfältig erhaltenen Kieswegen, kleine Wiesenstrecken mit ausgepflanzten Blumen, die wahrscheinlich im Sommer, ein leuchtendes Farbenspiel entfallend, Allem hier eine noch köstlichere Abwechslung geben würden. Gerade vor sich sah er eine prächtige Lindenallee, die, sich von der Pforte längs der Mauer hinziehend, einen schattigen Spaziergang bot und die jetzt bei der glänzenden Morgensonne einen reizenden Anblick gab, indem die Blätter, von einem leichten Windhauche bewegt, förmlich mit den Sonnenstrahlen zu spielen schienen, ihnen hier das Eindringen erlaubten, dort verboten und dadurch aus dem hellgelben Wege, den die starken Bäume einfaßten, ein malegisches, lebendiges Spiel von Licht und Schatten hervorbrachten, beständig wechselnd, die sonderbarsten, willkürlichsten Zeichnungen bildend, ein Necken und Haschen der fliehenden Lichtpunkte und der sie verfolgenden Schatten.

Um Ende dieses Baumganges, welcher einen weiten, gespannten Halbkreis bildete, sah Warren ein Haus mit weitvorspringendem Dache, zweistöckig auf einer Terrasse liegend, von der man wahrscheinlich dieselbe Aussicht haben mußte, die er vorhin bei den alten Nußbäumen gehabt; denn dort senkte sich die Bergwand in's Thal hinab und man bemerkte das Haus selber mit seiner vorspringenden Veranda, bedeckt von rankendem Rebenlaube, scharf auf dem hellen Morgenhimmel abgezeichnet.

Der junge Engländer hatte die Gewohnheit, wenn er sich allein befand, laut zu denken, oder Manches, was

er dachte, laut auszusprechen; so auch jetzt, als er beinahe quer und sehr bequem im Sattel sitzend mit über einander geschlagenen Armen in diese reizend gelegene Besetzung sah.

»Das ist die wahre Einsiedelei, von der ich vorhin geträumt,« sagte er ziemlich laut; »dort drüben auf dem Dache sehe ich auch das Glöckchen, welches mich hergeführt – aber ein langbärtiger Eremit paßt durchaus nicht als Staffage. Diese Geschichte müßte meinem Geschmacke nach anders belebt sein: durch das hell leuchtende Kleid irgend einer jungen Dame, die, in einem bequemen Stuhle ruhend, mit Lecture beschäftigt war; aber das Buch ist ihrer Hand entsunken, ihre schönen Augen schweifen nach dem Thale hin und ihre Gedanken auch, denn sie erwartet irgend Jemanden, meinetwegen mich selber, wenn es die richtige Person wäre,« setzte er heiter hinzu. »Ich muß doch diesen Rodenberg, der die ganze Umgebung kennt, fragen, wem diese reizende Besetzung gehört; es soll allerdings viele ähnliche Landhäuser hier in den Bergen geben, doch ist diese nicht zu verkennen, wenn ich sie ihm gehörig beschreibe – hätte ich nur nicht wieder mein Skizzenbuch vergessen, so könnte ich ihm ein kleines Croquis davon machen; man sollte Bleistift und Papier immer mit sich führen,« rief er ziemlich laut und setzte, an seine Brust fühlend, hinzu: »nicht einmal meine Briefftasche habe ich mitgenommen.«

Unwillkürlich schaute er nach diesen Worten umher, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man über etwas verdrießlich ist, und wäre in diesem Augenblicke vor Erstaunen fast von seinem Pferde nicht gefallen, aber gesprungen, als er bemerkte, wie aus einem dichten Fliedergebüsch, welches keine zwanzig Schritte von ihm entfernt war, ein weißes Blatt Papier aufflog und von dem leichten Windhauche eine kleine Strecke gegen ihn geführt wurde.

»Ah, wenn das nicht eine freundliche Zauberei ist, so muß sich dort Jemand befinden, der meine natürlichen Weise wieder ziemlich laut ausgesprochenen Gedanken gehört hat und sie erfüllen möchte – ein höflicher Unbekannter oder am Ende gar eine liebenswürdige Fee – ah, wir müssen ihr danken und von ihrer Freundlichkeit Gebrauch machen – das Gegentheil wäre Unhöflichkeit!«

Er glitt rasch vom Sattel des Pferdes herab, wandte sich nach der kleinen Eingangsthür und fand umherschauend neben derselben an der Mauer einen starken Eisenring, der ihm besonders dazu gemacht erschien, um sein Pferd anzubinden.

›Ei, ei,‹ dachte er, dieses Mal aber ohne seine Gedanken laut werden zu lassen, ›sollte dieser Ring absichtlich deßhalb angebracht sein? Kommen vielleicht öfters Besuche zu Pferde hieher? – Nun, wie werden das schon noch erfahren.‹

Die kleine Thür öffnete sich, nachdem er mit der Hand auf die Klinke des Schlosses gedrückt, und er trat mit abgenommenem Hute in den Garten. Er that dies nicht sowohl gegen die unsichtbaren Abwesenden, als vielmehr weil es ihm warm geworden war und weil er, mit der Hand durch sein krauses, blondes Haar fahrend, dasselbe einiger Maßen wieder in Ordnung bringen wollte – man konnte ja nicht wissen, wer sich hinter dem Fliedergebüsche befand.

Dorthin lenkte er seine Schritte, umging dasselbe auf dem Kieswege, der diese Richtung nahm, hob hier im Vorbeigehen das Blatt Papier aus, bog um einen mächtigen Strauch mit weit ausgebreiteten Zweigen und stand – vor einer Dame, deren Gesicht er nicht sehen konnte, da sie ihm den Rücken zuwandte und, ohne emporzublicken, in einem Skizzenbuche, welches auf ihren Knien lag, emsig zu zeichnen fortfuhr.

Es mußte eine sehr junge Dame sein, das sah man an ihrer schlanken Gestalt, eine Dame von feinem, zierlichem Wuchse, das bemerkte man ebenfalls; sie war weiß gekleidet, einfach und geschmackvoll, hatte sich aber einen eigenthümlichen Kopfputz gewählt, lange Dolden schneeweißen Flieders nämlich, die sie zu beiden Seiten in ihre Haare gesteckt hatte, was eben so eigenthümlich als hübsch aussah.

»Madame,« sagte Warren, nachdem er so nahe, als ihm der Anstand erlaubte, an die ruhig Fortzeichnende hingetreten – er wußte ja noch nicht, ob eine andere Anrede

passender war – »Madame, ich habe mir die Freiheit genommen, in Ihren offen stehenden Garten einzudringen, weil mir derselbe von draußen so überaus reizend erschien und weil ich mir erlauben wollte, Ihnen dieses Blatt Papier zurückzubringen, welches Ihnen wahrscheinlich der Wind entführt hat, im Falle Sie nicht, was mir angenehmer wäre, eine freundliche Fee sind, welche die Wünsche armer Sterblicher gütigst erhört.«

Die Dame verharrte noch einige Augenblicke wie über seine Worte nachdenkend in ihrer Haltung und hob dann langsam ihren Kopf empor, ihr volles Gesicht dem jungen Manne zuwendend.

Dieser streckte die Hände aus, wie vor höchster Ueberraschung zurückfahrend; doch stand dieses Zurückfahren nicht im Einklange mit dem Ausdrucke höchsten Glückes, der mit Einem Male über seine schönen Züge flog.

»Edelweiß, sind Sie es, oder ist es nur eine Erscheinung, die im nächsten Augenblicke wieder verschwindet?«

»Allerdings bin ich es, Herr Warren, und freue mich, Sie zu sehen, während Sie ja fast erschrocken über meinen Anblick zu sein scheinen.«

»Erschrocken! Sehen Sie mein Gesicht an, ob es den Ausdruck des Schreckens zeigt – wenn Sie diesen Ausdruck nicht verstehen, so will ich ihn Ihnen erklären: der Ausdruck der Ueberraschung, der Freude, des Glückes – sind Sie es denn wirklich, Edelweiß?«

»Allerdings bin ich es,« erwiderte sie, mit einem herzlichen Lächeln aufstehend – »sehen Sie, daß ich es bin, das kleine Edelweiß, wie Sie mich so oft genannt.«

»O, Edelweiß, und Sie waren es auch, welche dieses Blatt Papier über den Flieder hinwegfliegen ließ?«

»Auch das war ich.«

»Für mich bestimmt?«

»Für Sie bestimmt – aber es ist keine Zauberei dabei – ich saß hier und zeichnete die prächtigen Bäume der Allee, als ich von Weitem her das Nahen eines Pferdes hörte; der Morgen ist so still und die Luft so rein, man hört hier Alles von der Ferne – ich bin neugierig, Herr Warren, und war es namentlich auch auf ein so seltenes Ereigniß, wie das eines Reiters hier in dieser Einsamkeit; ich trat an das Thor, ich schaute durch eine kleine Spalte, die Sie nicht bemerkt haben, und sah Sie den Berg hinaufreiten.«

»Mich, Edelweiß – also Sie erkannten mich sogleich?«

»Gewiß, und ich freute mich sehr, als ich Sie erkannte.«

»Wie danke ich Ihnen!«

»Dann sahen Sie in das Thal hinab, und ich, die doch ein wenig sehr überrascht war, ging nachdenklich hieher zurück, recht stark nachdenkend!«

»Worüber?«

»Nun, über Mancherlei in Betreff Ihres Erscheinens.«

»Was denn?« fragte er dringender.

»Das kann ich Ihnen doch nicht Alles sagen – ich ging hieher zurück, und dann kamen Sie an die Gartenmauer, bedauerten, Ihr Skizzenbuch nicht bei sich zu haben, und

ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, dieses Blatt Papier über den Fliederbusch fliegen zu lassen.«

»Eine glückselige Idee!« rief der junge Mann entzückt.

»Nein, nein, es war nicht ganz recht von mir,« erwiderte sie mit niedergeschlagenen Blicken; »doch da es nun einmal geschehen ist, wollen wir nicht mehr darüber reden.«

»Und doch, davon müssen wir noch reden, und ich muß Ihnen dafür meinen herzlichsten, innigsten Dank sagen – o, Edelweiß, ohne das Blatt Papier hätte ich Sie vielleicht nicht wiedergefunden – welches Unglück!«

»Sie sind sonderbar, Herr Warren – waren Sie denn unglücklich, so lange Sie mich nicht gesehen? Dazu haben Sie gar keine Ursache gehabt, denn wie Sie sich erinnern, so trennten wir uns damals, ohne uns ein Wiedersehen zu versprechen.«

Sie sagte das in einem so heiteren, unbefangenen Tone, daß die glücklichen Mienen des jungen Mannes plötzlich ernst wurden und er ihr entgegnete: »Es thut mir leid, daß Ihnen mein Wiedersehen völlig gleichgültig scheint.«

»Gleichgültig nicht, auch freue ich mich darüber – aber ...«

»Für ein Glück halten Sie es gerade nicht,« fiel er ihr rasch in's Wort; »nun, ich will hoffen, auch für kein Unglück, aber mich lassen Sie die tiefe Freude meines Herzens ausdrücken, Sie wiedergefunden zu haben, und nun muß ich Sie genau betrachten, ob Sie sich in gar nichts verändert haben.«

Warren trat ihr lächelnd näher und nahm ihre beiden Hände, welche sie ihm ohne das geringste Widerstreben ließ. Sie schaute ihn heiter und unbefangen an und schien es nicht zu empfinden, warum seine Blicke glänzender, leuchtender wurden – warum ein tiefer Athemzug seine Brust schwellte, warum er langsam erst die eine, dann die andere ihrer kleinen Hände an seine Lippen führte.

»Nun – habe ich mich verändert?«

»Ja, Edelweiß,« sagte er in beinahe traurigem Tone, »Sie sind noch schöner geworden.«

»Das müssen Sie nicht sagen, Herr Warren,« sprach sie, indem sie nun rasch, aber ohne Ziererei, ihre Hände zurückzog – »erzählen Sie mir lieber etwas: wie es Ihnen gegangen ist, wo Sie in all' der Zeit waren – setzen wir uns, da ist ein recht bequemer Stuhl für Sie.«

»Nein, der ist für Sie – lassen Sie mich dort auf Ihrem Schemel sitzen.«

»Wie Sie wollen, aber er ist nur dann bequem, wenn man zeichnet.«

»Darf ich einen Blick in Ihr Skizzenbuch werfen?«

»Warum nicht?« – Sie reichte es ihm bereitwillig hinüber.

»Das haben Sie Alles gezeichnet?« rief er mit Erstaunen, nachdem er einige Blätter umgeschlagen – »Alles das, Sie junges Mädchen, mit der kleinen Hand!«

Sie sah ihn erstaunt an. – »Nun ja, das habe ich allerdings gezeichnet – was ist denn so Merkwürdiges dabei?«

»Ich zeichne auch,« fuhr er kopfschüttelnd fort; »man sagte mir, meine Skizzen seien gerade nicht schlecht, und in meinem Leben habe ich schon viele Zeichnungen gesehen, aber wenn Sie mir nicht selbst sagten, Sie hätten das Alles gezeichnet, so würde ich es nicht glauben.«

Sie war rasch an seine Seite getreten, als er Blatt um Blatt umschlug und legte nun plötzlich ihre kleine Hand auf das Buch, indem sie sagte: »Was Sie bis jetzt sahen, ist in der That Alles von mir; doch nun kommen einige Blätter von anderer Hand, was ich Ihnen aber nicht zu sagen brauche, Sie werden es selber sehen – ah, die sind schön – außerordentlich schön!«

»Meisterhaft,« erwiderte er, nachdem er eine prachtvoll gezeichnete Waldpartie, ein Blatt, welches allerdings die Zeichnungen des jungen Mädchens bei Weitem übertraf, lange betrachtet – »meisterhaft,« wiederholte er, fragend aufblickend.

»Sie sind – von meiner Mutter,« sagte sie mit leiser Stimme.

»Ihre Mutter ist eine bedeutende Künstlerin.«

»Ja, ja,« gab das junge Mädchen hastig zur Antwort, indem es das Skizzenbuch aus seiner Hand nahm und bei Seite legte; »aber jetzt erzählen Sie mir, wo Sie waren und woher Sie kommen.«

»Das ist Alles ungeheuer gleichgültig – sagen Sie mir lieber, Edelweiß, wie es gekommen ist, daß Sie nicht nach Baden reisten. War Ihre Mutter in der That so schwer in Zürich erkrankt? Und wie kam es, daß ich in

Zwickau vergeblich nach Ihnen geforscht, und durch welchen Zufall bin ich nun so überaus glücklich, Sie hier wiederzusehen?«

»Das kann ich Ihnen nicht erklären, trage auch an Allem dem keine Schuld.«

»Sprachen Ihre Eltern nie mit Ihnen darüber?«

»Meine Eltern« – sagte sie mit einem schmerzlichen Blicke – »meine gute Mutter starb und meinen Vater habe ich nur wenig gekannt.«

»Also jener Herr, den ich in Zürich kennen lernte, Herr Specht, war nicht Ihr Vater?«

Ihre Augen waren feucht geworden, doch spielte bei dieser Frage des jungen Mannes ein leichtes Lächeln um ihre Lippen; sie schüttelte mit dem Kopfe und erwiderte dann: »Er war ein sehr guter Freund, aber nicht mein Vater – ah, mein Vater,« sagte sie mit einem Aufleuchten des Blickes, »war ein anderer Mann!«

»Können Sie mir dieses Räthsel nicht lösen?« fragte Warren, da sie schwieg. »Wer sind Sie denn, Edelweiß?«

Sie blickte vor sich nieder auf die gefalteten Hände und gab erst nach einem längeren Stillschweigen zur Antwort: »Als Sie mich damals scherzhaft Edelweiß nannten, gefiel mir dieser Name so außerordentlich gut, daß ich wünschte, keinen anderen zu haben – o, Edelweiß ist eine schöne Blume: sie wächst an der Gränze des ewigen Schnees als letzte Blüthe unter kalten Winden und kaum wärmendem Sonnenstrahle, und doch ist sie so fein und zierlich, dem Sommer angehörig und mit ihren Blättchen wie aus feinem, weißem Pelz gemacht – eine Hinweisung

auf den Winter; es kostet Mühe, sie zu erlangen – haben Sie schon Edelweiß gefunden?»

»Solches, von dem Sie so eben redeten, nicht, aber – schöneres.«

Sie wandte wie schmollend einen Augenblick ihr Gesicht ab; doch dauerten die Schatten in diesen großen, schönen Augen wohl nie lange, denn gleich darauf wandte sie sich wieder mit heiterem Blicke zu dem jungen Manne: »Nennen Sie mich also fort und fort Edelweiß; aus Ihrem Munde klingt dieser Name so gut.«

»Recht gern, meine kleine, schöne Edelweiß; aber ich bin erschrecklich neugierig. Ich möchte gern wissen, wie Sie sonst heißen; wer Ihre Familie ist.«

»Nehmen wir an, ich hätte gar keine – ich sei die Einzige meines Stammes, wie das wirkliche Edelweiß, ich wachse hier oben in der glänzenden Sonne in einem einfachen weißen Kleide, wie Sie sehen, und wenn alsdann der Winter kommt, der Winter des Lebens, deckt er mich zu mit Schnee und Eis und ich vergehe spurlos oder wilde Stürme entblättern mich und führen mich Gott weiß wohin.«

»Das wäre schrecklich!« rief der junge Mann im Ernste aufgeregt, und als fürchte er, es könne jetzt schon ein Sturmwind daherbrausen, legte er rasch seine Hand auf die feinen Finger des lieblichen Mädchens.

Sie lachte herzlich. – »Noch hat es ja keine Gefahr mit dem Winter, mit Stürmen oder mit Schnee und Eis – sehen Sie doch, wie prachtvoll grün Alles ist, wie es blüht

und duftet, wie die Sonne scheint – ach, wie schön, wie schön!«

Sie hatte sich erhoben, sie entzog ihm langsam ihre Rechte und drückte dann beide Hände vor das Gesicht, wobei sie wiederholte: »Ach, wie schön, wie schön!« und wobei sichtbarlich ein leichter Schauer über ihren schlanken Körper flog.

»Ja, es ist so schön, das Erwachen des Frühlings!«

»Und eine Bitte habe ich an Sie, Herr Warren,« sprach sie nach einer Pause, wobei sie die Hände gegen ihn faltete – »nicht wahr, Sie fragen mich nicht mehr nach meinem Namen und nach meiner Familie? – Ich dürfte Ihnen doch nicht antworten. – Sie forschen auch nicht nach uns, wie Sie damals in Zürich gethan, wir wissen das ganz genau, denn sonst ... «

»Denn sonst?«

»Müßte ich Ihnen entfliehen wie damals, und wer weiß, ob wir uns alsdann wiederfänden – an einem so schönen Orte gewiß nicht.«

»Sagen Sie nichts so Schreckliches, ich könnte es nicht aushalten, wenn Sie mir wieder verloren gingen – wenn ich also folgsam bin und nicht mehr frage und auch nicht forsche, so darf ich Sie zuweilen sehen?«

»Vielleicht, doch darüber muß ich erst fragen – aber wenn es möglich ist, wird sie es mir schon erlauben.«

»Wer ist *sie*?«

»Bst,« machte Edelweiß, indem sie ihren Finger auf den Mund legte, »auch das gehört zu den verbotenen Fragen.«

»Gut denn, Sie sollen sehen, wie folgsam ich bin; aber Eines, das ich Ihnen gegeben, nehme ich jetzt wieder von Ihnen zurück.«

»Ei, was wäre das?« fragte sie erstaunt.

»Die Kenntniß meines Familiennamens – es wäre keine Gerechtigkeit darin, wenn Sie meinen Namen wüßten und ich nicht den Ihrigen.«

»Ich kann Sie doch nicht ebenfalls Edelweiß nennen oder Ihnen den Namen einer anderen Blume geben!«

»Das brauchen Sie auch nicht, ich will immer noch aufrichtiger sein, wie Sie gegen mich, ich will Ihnen sogar meinen ächten und wirklichen Vornamen sagen und diesen sollen Sie anwenden – ich heiße Alfred – gefällt Ihnen der Name?«

»O, er ist so übel nicht!«

»Sprechen Sie ihn einmal aus.«

»Al–fred,« sagte sie, wobei sie ihre Lippen etwas auffallend bewegte.

»Nicht so – man kann ihn weicher aussprechen!«

»Al–frrred.«

»Ohne so mit dem Rädchen in Ihrer Kehle zu schnurren.«

»Alfred.«

»Ah, das läßt sich hören, meine schöne Edelweiß – jetzt muß ich Ihnen gestehen, ich habe nicht gewußt, daß ich einen so wunderbar klingenden Vornamen habe; ich bitte, sprechen Sie ihn noch einmal aus – aber sehen Sie mich dabei auch an.«

»Alfred!« wiederholte sie herzlich, aber ihn unbefangen mit ihren großen Augen anschauend.

Er that einen tiefen Athemzug, erhob sich dann rasch und fragte, dicht vor sie hintretend: »Müssen Sie auch darüber Jemanden fragen, ob Sie mich künftig bei meinem Vornamen nennen dürfen?«

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe. »Ich will nicht darum fragen, denn es ist ja am Ende gleichgültig, wie ich Sie nenne.«

Er blickte sie lange forschend an, um in ihren Zügen etwas zu entdecken, das ihm gesagt hatte, sie sei in der That nicht so unbefangen, als ihre Worte klangen – aber vergebens: sie schaute ihn an so offen und ehrlich, sie ließ ihn durch ihre hellen, glänzenden Augen so tief in ihr Inneres blicken, daß er daraus nicht anders konnte, als sich rasch abzuwenden und über einen stechenden Schmerz nachzudenken, den er in seinem Herzen spürte.

»Jetzt will ich Ihnen aber unsere kleine Besitzung zeigen,« sagte sie heiter – »doch halt, vorher muß ich Sie einen Augenblick verlassen, ich muß es melden, daß ein Fremder da ist – ein Fremder und doch kein Fremder.«

»Wenn man sich aber meiner von Zürich her nicht freundlich erinnert und mir nicht erlaubt, den Garten zu sehen?«

»O, in dem Falle werde ich bitten, und da es ja wohl nichts Schlimmes sein kann, daß Sie uns besuchen, so wird man mir meine Bitte erfüllen – gedulden Sie sich nur einen Augenblick.«

Sie winkte ihm freundlich mit Hand und Augen, dann schwebte sie hinweg, die feine, weiße Gestalt, leuchtend zwischen dem dunkeln Grün, als sei auch sie ein beglückender Sonnenstrahl – mußte er nachfolgenden Schatten fürchten.

Er ließ sich auf den kleinen Schemel nieder, wo sie vorhin gesessen, nahm das Skizzenbuch, geschlossen wie es war, von dem anderen Sitze weg vor sich auf seine Kniee – es war ihm so angenehm, etwas unter seinen Händen zu haben, was ihr angehörte.

Er lächelte über diesen Gedanken, wie man über den Anblick eines guten Bekannten lächelt, den wir plötzlich wiederfinden, der sich uns stürmisch an die Brust wirft und mit dem wir plaudern können von Vergangenheit und Zukunft.

Und wie plauderte er mit seinen Gedanken, wie sagte er sich tausend und tausend Mal, daß er so glücklich sei, sie kennen gelernt zu haben, und wie bedeutsam es sei, daß er sie hier wiedergefunden; wenn sich auch für den Augenblick all' die Ungewißheit über das junge Mädchen, über ihre Herkunft, über ihre Familie zuweilen wie ein dunkler Schatten durch seine glückliche Phantasie zog, so sagte er sich gleich darauf: ›Pah, was geht mich ihre Herkunft und ihre Familie an – ich bin so selbständig, wie ein Mensch nur sein kann, mag sich auch vielleicht noch manches Unangenehme, ja, manch' Düsteres enthüllen, mag auch vielleicht ihre Vergangenheit unter trüben Schleiern erscheinen, Edelweiß würde

nicht Edelweiß sein, wenn sie in einem geregelten Parke erblüht wäre, vielleicht wurde sie so, wie sie ist, so schön, so rein, weil sie sich zwischen finsternen Klippen des Lebens entfaltetete.<

Aber ...

Dieses Aber mußte ein bedeutender Einwurf zwischen seinen glänzenden Phantasieen sein, denn er stützte den Kopf in die Hand und vergrub seine Finger in das dichte, krause, lockige Haar.

Aber ...

Es war ja auch möglich, daß sie sich in höchst gleichgültiger Art über dieses Wiedersehen freute – ja, wahrhaftig, wenn er in ruhiger Ueberlegung ihre Worte, ihre Mienen, ihre Blicke zusammenstellte, so sprach sich darin wohl eine kindliche Freude aus, diesen angenehmen Herrn Warren wiederzusehen, welcher in Zürich so außerordentlich artig gegen Sie gewesen, der mit ihr spazieren gegangen war und sie auf dem See gerudert hatte – natürlich Alles unter Aufsicht und Obhut des Herrn Specht, der ihn gewiß für einen recht anständigen jungen Mann erklärt hatte, und so mochte sie ihn auch wohl finden und nicht daran denken, ihn anders finden zu wollen.

Verfluchte Selbstquälerei!

Wenn er aber diese verfluchte Selbstquälerei im nächsten Augenblicke weit wegwarf und sich bemühte, ihren Worten, ihren Mienen, der Art, wie sie seinen Namen ausgesprochen, eine andere Bedeutung zu geben, so fühlte

er es förmlich höhnisch in sich auflachen und er schauderte fast zurück vor der kalten Stimme der Vernunft, die ihm zurief: ›Warren, Du bist ein recht eingebildeter, thörichter Mensch – Warren, ich hätte Dir mehr Verstand zugetraut!‹

Um dieser selbstquälerischen Gedanken los zu werden, schlug er das Skizzenbuch auf und betrachtete wiederholt die schönen, correcten Zeichnungen des jungen Mädchens; es lag darin eine Festigkeit, ein Schwung, die er weder ihrem Alter, noch dieser feinen Hand zugetraut hatte. So das Buch durchblätternnd, kam er abermals zu jenen anderen Zeichnungen, die freilich alle Arbeiten des jungen Mädchens in Schatten stellten und neben welchen dieselben fast schülerhaft erschienen: sie mußten erst vor Kurzem gemacht worden sein, denn Warren fand, als er sie genau betrachtete, daß es ohne Zweifel Parteen von den Ufern des neben der Beszung hinstürzenden Waldbaches sein mußten – ja, so war es, die zusammengewölbten Zweige, unter denen das Wasser hervorschoß, von einem mit Moos bewachsenen mächtigen Steine eine kurze Strecke unterhalb getheilt – dort der schmale Weg, den er emporgeritten – es war unverkennbar.

Hatte er nicht früher einmal Zeichnungen von der gleichen Hand gesehen! Es war ihm doch, als wehte es ihn an aus diesen zierlichen und doch wieder so kräftigen Strichen wie aus einer bekannten Handschrift – er wußte nicht, woher es kam, daß dieser Gedanke so stürmische Empfindungen in ihm erregte: es war wie der Klang eines bekannten Liedes, der plötzlich an unser Ohr schlägt,

nachdem wir ihn Jahre lang nicht mehr gehört, und der uns nun mit Einem Male so wunderbar lebhaft in einen gewissen Kreis der Vergangenheit zurückversetzt, so lebhaft, daß Bilder und Gestalten aus derselben nicht nur mit unbegreiflicher Schärfe vor ihn traten, sondern daß liebe, bekannte Züge von damals, ihm selbst noch unbewußte, sich in der Gegenwart wiederspielten – Edelweiß – er konnte jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß er sie vor Jahren schon gesehen.

Diese durch einander wogenden Gedanken, in welche er keine Klarheit zu bringen vermochte, bewegten ihn wohl gerade deßhalb traurig: es war ihm, als wandelten Freunde, die er lange vermißt, im Schatten der Nacht dicht an ihm vorüber: er hörte bekannte Laute, ohne im Stande zu sein, sich durch ein Wort zu erkennen zu geben und so die ruhig vorbeigleitenden Schatten festzuhalten.

Er lag wie in einem Zauberschlafe, und obgleich er wußte, daß er nur ein einziges Wort auszusprechen brauchte, um den auf ihm lastenden Bann zu lösen, so vermochte er es doch nicht, dieses Wort zu finden: sein Athem war beengt, seine Pulse schlugen heftig. Und rings umher lag eine so wundervolle, eine so traurig stimmende Stille und Einsamkeit. Seit ihn Edelweiß verlassen, war es ihm zu Muthe, als befinde er sich allein auf diesem Berge, allein in der weiten, weiten Welt, und von all' den Gedanken gepeinigt, konnte die schöne, reine, safterfüllte Natur des jungen Mannes, bestürmt von räthselhaften Erinnerungen, nicht anders, als seine Lippen auf eines

der Blätter drücken, wo die Hand des lieblichen Mädchens geruht, unbekümmert darum, ob seine hervorstürzenden Thränen die schöne Zeichnung verdarben. –

Das hatte ihn erleichtert, ohne ihm übrigens das Chaos seiner Erinnerungen zu entwirren; er nahm sein Taschentuch und drückte es behutsam auf die feucht gewordene Zeichnung, und da er sich wohl dem jungen Mädchen gegenüber dieser heftigen Empfindung schämen mochte, so legte er sorgfältig das vorhergehende Blatt auf das betreffende und ging alsdann das ganze Buch noch einmal rückwärts blättern durch bis zur ersten Seite, die er bis jetzt nicht beachtet und bei deren Betrachten er nun mit einem lauten Schrei in die Höhe sprang.

Da standen die einfachen Worte: »Am sechzehnten Mai, Roderich.«

»Margarethe – o Margarethe!« – Da sah er sie in der Ferne wieder vom Hause zurückkommen mit leichten, raschen Schritten, den Kopf erhoben, die Miene angenehm erregt, das schöne Auge strahlend.

Er wollte ihr entgegenstürzen, er wollte ihr in fliegender Eile Alles sagen, doch vermochte er es nicht über sich, so mit etwas ganz Anderen Neuem, unendlich Ueberraschendem ihren freudigen Lauf zu unterbrechen – er vermochte es nicht, von ihren Lippen abzuschneiden, was sie ihm sagen mochte, und so blieb er neben dem Stuhle stehen, die Hände gefaltet, tief athmend, sie mit dem Ausdrücke einer unendlichen Liebe betrachtend.

»Nicht wahr, ich bin ziemlich lange ausgeblieben?« rief Edelweiß dem jungen Manne schon von Weitem zu –

»dafür bringe ich aber auch recht angenehme Botschaft: sie hat es recht gern, wenn Sie den Garten sehen und auch wenn Sie wiederkommen – aber warum sehen Sie mich so starr an mit einem so seltsamen, ganz veränderten Blicke? Freut es Sie nicht, daß Sie hier gern gesehen sind?«

»O, Margarethe!«

Sie blieb plötzlich stehen und zuckte zusammen – war es, weil er ihren wirklichen Namen nannte, oder machte es der unendlich weiche, innig liebende Ton, mit dem er diesen Namen aussprach!

»O Margarethe, wo hatte ich meine Augen, wo war mein Herz, daß ich Sie nicht gleich wiedererkannte?«

»Sie haben mich ja sogleich wiedererkannt,« gab sie mit einem scheuen Blicke zur Antwort – »Sie nannten mich ja sogleich Edelweiß und erinnerten mich an unsern Aufenthalt in Zürich – ich verstehe Sie nicht, Herr Warren!«

»Sie werden mich verstehen, Margarethe – ich kannte Sie ja schon früher, ehe ich Sie Edelweiß nannte und ehe ich Sie in Zürich sah – viele Jahre früher kannte ich die kleine Margarethe!«

»Ah, mein Gott!«

»O, erinnern Sie sich an jene Zeit: Sie waren damals noch ein kleines Kind, vielleicht neun Jahre alt, und können nichts davon vergessen haben – o, Sie werden sich Ihres guten Vaters erinnern!«

»Meines Vaters!« rief sie in einem schmerzlich rührenden Tone.

»Ihres guten Vaters, eines der besten und edelsten Menschen – eines großen Künstlers – o, Sie erinnern sich seiner genau – ich sehe es an Ihrem leuchtenden Auge: er steht vor Ihrem inneren Blicke noch lebendiger, wie vor dem meinigen!«

»Ja, ja,« sagte sie mit einem glückseligen Ausdrucke.

»Und da müssen Sie sich auch jener Zeit erinnern, wo wir zusammen in dem kleinen Garten waren – Ihr Vater und seine Freunde, wozu auch ich so glücklich war, mich rechnen zu dürfen!«

»Auch Sie, auch Sie – ich fange an, mich Alles deutlich zu erinnern!«

»Des großen Ateliers voller Bilder, Waffen und Geräthschaften, wo Ihr Vater malte und wo Sie als ein kleines Mädchen häufig zusahen.«

»Ja, ja – ja, ja!«

Der Ton ihrer Stimme drang tief in sein Herz. – »Conchitta war oft da,« fuhr er fort, »und deren Schwester Mercedes.«

»Beide, beide!« lachte sie laut und fröhlich.

»Und Conchitta liebte Sie unbeschreiblich, und Sie saßen immer an ihrer Seite oder ruhten in ihrem Schooße – erinnern Sie sich dessen genau, Margarethe?«

»Ob ich mich erinnere! – Lassen Sie mich einen Augenblick jene Bilder zurückrufen!«

Sie drückte ein paar Sekunden lang ihre Hände vor das Gesicht, und als sie dieselben wieder herabsinken ließ, sagte sie mit einem glückseligen Ausdrucke: »Ich erinnere mich ganz genau: an einem Morgen, wo Alle da waren,

mein Vater malte nach dem Gesichte Conchitta's, ich saß neben ihr auf einem kleinen Bänkchen, sie erzählte die Geschichte von der Katze mit der rothen Halsbinde – o, ich habe deren nicht vergessen, und ein alter Maler war da mit einem struppigen Barte, der öfter kam und viel rauchte!«

»Walter.«

»Ganz richtig, Walter – und Sie waren da, Herr Warren, aber man nannte Sie damals anders – wie hießen Sie doch?«

»Lytton.«

»Richtig, Lytton, Lytton – Lytton; der Name kam mir so komisch vor.«

»Und Sie erinnern sich Lytton's?«

»O ja, und begreife jetzt nicht, daß ich Sie nicht sogleich wiedererkannte – und doch ist es mir erklärlich,« fuhr sie, plötzlich ernst werdend, fort, »man hat mich daran gewöhnt, jene Zeit so wie die lieben Freunde von damals nach und nach zu vergessen – man verwirrte absichtlich mein Gedächtniß, und wenn ich Dieses oder Jenes beschrieb – o, so deutlich beschrieb –, so sagten sie immer, ich hätte mich geirrt und es sei ganz anders gewesen!«

»Wer wagte es, so an Ihnen zu handeln!« brauste der junge Mann auf.

»O, stille, stille!« bat Margarethe mit sanfter Stimme, »die es that, hatte ein Recht dazu und schonte sich selber dabei auch nicht!«

»Ah, ich vergaß – und sie ist es auch, welche die Veranlassung war, daß Sie damals vor mir flohen, und die es nicht erlaubte, daß Sie mir Ihren Namen nannten – unnütze Vorsicht – das Schicksal war mir günstig und auch der Zufall; hier die wenigen Worte in diesem Buche, der Name eines geliebten Freundes redeten offen und wahr mit mir, wie er von jeher zu thun gewohnt war – er selbst hat mich zu Ihnen geführt und deßhalb Trotz geboten allen Hindernissen – fürchten Sie nichts, Margarethe – kommen Sie, führen Sie mich zu Ihrer Mutter!«

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, und ihn bewegt ansehend, gab sie zur Antwort: »Meine Mutter ist seit mehreren Jahren todt – ich sagte es Ihnen ja schon früher!«

»Wer ist es denn, der Sie beschützt?« fragte er erstaunt – »der Ihre Schritte lenkt, der aus der kleinen, schwächlichen Margarethe die schöne, herrliche Edelweiß entwickelt?«

Sie hatte das Skizzenbuch aus der Hand genommen und eines der Blätter aufgeschlagen, die er so sehr bewundert; darauf hin zeigte sie, indem sie stumm mit dem Kopfe nickte.

»Ah, auch das wird mir jetzt klar!« rief er in lautem, glückseligem Tone – »wie konnte ich diese Zeichnungen verkennen – Conchitta!«

»Ja, Conchitta – meine zweite Mutter!«

Er konnte nicht anders, als in den dankbarsten Empfindungen seine leuchtenden Blicke gen Himmel erheben; ja, er hätte niederknien mögen hier oben in der freien,

herrlichen Natur, anbetend den allgewaltigen Geist, der ihn hieher geführt, der ihm so prachtvoll von dem blauen Firmamente entgegenleuchtete, der aus dem Säuseln jedes Blattes und aus dem Rauschen des benachbarten Baches zu ihm sprach, der ihm glänzend erschien in jedem goldenen Sonnenstrahle, der ihn anlächelte – aus Margarethens feuchten Augen.

»Ich danke Dir in meinem Namen und in dem meines Freundes!«

Dann wandte er sich zu Margarethe und sagte, glücklich lächelnd, indem er ihre Hand ergriff: »Ich habe ein gewichtiges Recht, Sie Margarethe zu nennen, aus der Vergangenheit her, ja, ich habe auch das Recht, Ihnen gute Lehren zu geben und zu verlangen, daß Sie denselben pünktlich nachkommen!«

»Gewiß, Herr Warren, ich bin so folgsam, als man es sich nur wünschen kann; jetzt aber wollen wir die Rollen umkehren, und Sie sollen mir folgen, durch den Garten nämlich, damit Sie sehen, wie schön er ist, und erst die Aussicht vor dem Hause – o, Sie werden entzückt sein!«

»Gut, ich folge Ihnen, aber vor allen Dingen zu Conchitta – ich habe Dringendes mit ihr zu reden!«

»A–a–a–ah,« machte sie in einem Tone des Erschreckens, »das darf ich nicht – o, ich bin schon zu weit gegangen, daß ich Ihnen eingestanden, wer ich bin!«

»Aus einem so natürlichen Grunde, den Conchitta verstehen und achten muß – wenn Sie mich nicht hinführen wollen, so kündigen Sie mich wenigstens an und sagen Sie, daß ich als Engländer eigensinnig genug wäre,

nicht eher fortzugehen, als bis ich sie gesprochen; fügen Sie auch hinzu, daß ich mich im Voraus allen Vorschriften des Gehorsams und des Stillschweigens fügen werde, welche an diesem zauberhaften Orte im Gebrauche sind.«

»Das will ich ihr sagen und so rasch wie ich kann wieder hier sein.«

»Wenn Sie es erlauben und es nicht als Mißbrauch der mir bewilligten Gastfreundschaft angesehen wird, so darf ich vielleicht indessen mein Pferd, das mir ungeduldig zu werden scheint, in den Garten führen und dort bei dem Baumgange, wo es keinen Schaden thun kann, anbinden – so ein lediges Pferd,« setzte er lächelnd hinzu, »könnte hier oben auch möglicher Weise unnöthiges Aufsehen erregen.«

Sie ertheilte ihm gern diese Erlaubniß, dann flog sie dem Hause zu.

Er that, wie er so eben gesagt; er zog das Pferd durch die kleine Pforte und betrat mit ihm die Allee, die, wie wir schon früher bemerkt, in einem Halbkreise dem Landhause zuführte. Warum er nicht zum Anbinden den ersten und zweiten Baum wählte, oder den dritten und vierten, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben: vielleicht befand sich dort in der Nähe ein Blumenbeet, dem die Hufe des Pferdes hätten Schaden thun können, genug, er schritt, den Zügel im Arme, langsam vorwärts und blieb erst an der Biegung der Allee, aber dann sehr plötzlich stehen, als er eine Dame auf sich zukommen sah, die er augenblicklich erkannte. Es war Conchitta;

aber wie prächtig hatte sich das junge Mädchen von damals in diesen Jahren entwickelt: sie schien gewachsen zu sein, ihre Gestalt, die voller geworden war, hatte etwas außerordentlich Vornehmes und Edles, die krankhafte Blässe von einstens war von ihren Zügen gewichen und diese, ohne von ihrer außerordentlichen Schönheit etwas verloren zu haben, zeigten eine wohlthuende Ruhe, ohne gerade heiter zu sein, und wenn sich jetzt beim Anblicke des bekannten Mannes ein freundliches Lächeln um ihre Lippen lagerte, so war dies doch nicht stark genug, um den ernsten, fast schwermüthigen Blick aus ihren großen, dunkeln Augen zu verbannen.

Sie reichte ihm ihre Rechte, welche er mit einem Gefühle der Ehrerbietung an seine Lippen drückte. – »Der Zufall, Lord Warren,« sagte sie, »hat Ihnen unsere Geheimnisse verrathen, und wie ich Sie von früher her kenne, glaube ich dem Zufalle dafür nicht böse sein zu dürfen.«

»Hoffentlich hat Ihnen der liebenswürdige Bote, den ich mir erlaubte, an Sie abzuschicken, meine Bereitwilligkeit mitgetheilt, mich allen Regeln dieser fast klösterlichen Einsamkeit zu unterwerfen; es liegt in Ihrer Hand, meine Lippen zu versiegeln, so daß, wenn ich aus diesem Paradiese scheiden muß, ich sogar den Versuch machen würde, meinem Herzen zu befehlen, nicht mehr daran zurückzudenken, wenn Sie das verlangen und wenn das möglich wäre!«

»So grausam bin ich nicht, und was ich allenfalls von Ihnen verlangen muß, ist bedingt durch die eigenthümlichen Verhältnisse, in denen ich mich befinde; Ihnen diese Verhältnisse aber vor allen Dingen zu erklären, halte ich für meine Pflicht – deßhalb bitte ich Sie, mir in's Haus zu folgen.«

Sie winkte einem Diener, der sich in der Entfernung zeigte und welcher sogleich herbeieilte, das Pferd des jungen Mannes zu nehmen und seitwärts zu führen.

Wenn sich auch Conchitta sehr verändert hatte, und wir müssen sagen, zu ihren Gunsten, denn aus dem bleichen, fast zu schlanken Mädchen war eine herrliche Jungfrau erblüht, so war sie sich doch in ihrem Aeußern und ihrem Anzuge merkwürdiger Weise ziemlich gleich geblieben, denn auch heute wie damals in Roderich's Atelier trug sie ein einfaches graues Kleid und als einzigen Schmuck eine schwarze glänzende Halskette, an der ein einfaches silbernes Kreuzchen hing.

Wie sie so neben ihm dahinschritt durch den halbdunkeln Baumgang und wie er nun vor sich das Haus hervortreten sah mit der breiten Terrasse und ihrer prachtvollen Aussicht und dann, aufwärts blickend, auf dem Dache das kleine Thürmchen mit der Glocke, die ihn heute Morgen so freundlich begrüßt, wie Alles sonst um ihn her eben so still und schweigsam war, wie seine Begleiterin, da konnte er sich von einem Gedanken an eine klösterliche Einsamkeit nicht losmachen, an ein Abgeschlossen sein von der ganzen Außenwelt, unter deren Schutze Margarethe so wunderbar erblüht war.

Da stand diese selbst neben Mercedes an der Brüstung der Terrasse, und obgleich die Gestalt des jungen Mädchens gegen die Aussicht gewandt war, so hatte sie doch ihr Gesicht gegen ihn, den von seitwärts Kommenden, gerichtet, und was auf ihren Zügen in tiefer Röthe glühte, war vielleicht der Widerschein der Sonne.

Mercedes trat auf ihn zu und begrüßte ihn freundlich. Auch diese hatte sich wenig verändert. Sie erwähnte mit ein paar herzlichen Worten der Vergangenheit und trat dann wieder zu Margarethe, das junge Mädchen traulich mit ihrem Arme umschlingend.

Warren folgte seiner Führerin von der Terrasse in ein Zimmer zu ebener Erde, welches einfach, aber geschmackvoll eingerichtet war und dabei so behaglich, daß er sich mit einem wohlthuenden Gefühle und mit einem Ausdrücke der Zufriedenheit umschaute. Der Boden war mit feinen Strohmatte bedeckt, die Möbel eben so bequem als zierlich, und in den Bildern und Skizzen an den Wänden sah er fast nur Bekanntes; da war auch ein Bild Roderich's von außerordentlicher Aehnlichkeit, mit einem dichten Epheukranze umgeben, und daß ihm gerade hier in diesem Gemache, welches, wie ihm dünkte, der gewöhnliche Aufenthalt Conchitta's war, das Bild des lieben Freundes entgegentrat, bewegte ihn mit einer unaussprechlichen Freude. Er konnte sich deßhalb auch nicht enthalten, nachdem er es lange angesehen, gegen Conchitta mit einem dankenden Ausdrücke seine Rechte

auszustrecken, welche sie mit ihren beiden Händen ergriff und ihm durch ihr feucht gewordenes Auge zeigte, daß sie ihn vollkommen verstanden.

Auch sprach ihn ihre Staffelei so traulich an, welche an dem einzigen großen Fenster stand und das schönste Nordlicht mit einem Blicke über die wellenförmigen, bewaldeten Höhen verband. Auf derselben stand ein kleines, fast beendigttes Bildchen, ungefähr derselbe Vorwurf des Blattes aus dem Skizzenbuche, saftiges Grün und schäumendes Wasser, wahrhaft erquickend.

»Wie freut es mich, daß Sie der Kunst treu geblieben sind, und welche Fortschritte Sie in der Zeit gemacht haben, seit wir uns nicht gesehen!«

»Es macht mir viel Vergnügen, daß Sie das sagen – warum sollte ich der Kunst nicht treu geblieben sein, ihr, die fast allein meinem Leben einen Halt gibt, welche mich in traurigen Stunden tröstet und die mit mir so reizend von der Vergangenheit plaudert?«

»So denken Sie gern an die Vergangenheit?«

»O ich weiß, welche Vergangenheit Sie meinen, und sage Ihnen offen und ohne Rückhalt: ja, ich denke gern an sie – es hat lange gedauert, ehe ich so weit kam – lange, lange sah ich, rückwärts schauend, jene Tage mit tiefen Schatten bedeckt, endlich aber sanken diese und der klare Himmel mit dem herrlichsten Sonnenscheine lächelte mir wieder zu!«

»Und Sie hoffen, Conchitta? – O, nicht wahr, ich darf glauben, daß Sie hoffen? Dieser Gedanke würde mich mit einer unbeschreiblichen Freude erfüllen!«

»Und warum soll ich hoffen!« erwiderte sie, ihn ruhig ansehend.

»Für sich und Andere – die Hoffnung eines so guten und reinen Herzens wie des Ihrigen muß in Erfüllung gehen, und diese Erfüllung würde uns Alle glücklich machen!«

Sie hob wie abwehrend ihre Rechte gegen ihn empor, dann ließ sie dieselbe mit einer anmuthigen Bewegung wieder niedersinken und sagte: »Setzen wir uns, Lord Warren, ich habe Ihnen einige Räthsel zu lösen, rechne dabei auf Ihre Freundschaft, auf Ihren guten Rath.« – Sie winkte ihm, in einem kleinen Lehnstuhle Platz zu nehmen, und er that das, nachdem er den Stuhl so gestellt, daß er das Bild Roderich's anschauen konnte. Conchitta setzte sich ihm gegenüber auf einen kleinen Divan und stützte den Kopf in ihre Hand, so daß, als sie nun zu reden anfang, er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

»Sie erinnern sich jenes Ereignisses, welches einen Kreis guter und lieber Freunde, zu denen auch ich mich zu zählen die Berechtigung hatte, so erbarmungslos auseinander sprengte. Roderich verließ die Stadt, wo wir so schöne Stunden verlebt, und es war vielleicht ein eigentümliches Zusammentreffen, daß fast alle die, welche ihm nahe standen, nach verschiedenen Richtungen hin verschwanden, wenn auch nicht gerade in Folge jenes Ereignisses.«

»Ich selbst war in diesem Falle.«

»Wie tief mich jenes Ereigniß erschütterte, brauche ich Ihnen, der mit allen Verhältnissen auf's genaueste bekannt war, Ihnen, dem treuesten Freunde und Anhänger Roderich's, wohl nicht zu sagen. Obgleich ich mir keine Vorwürfe zu machen hatte,« setzte sie, aufblickend, mit stolzer Ruhe hinzu, »so konnte ich doch nicht anders, als das Benehmen der Mutter Margarethens gegen mich mit ihrer unüberlegten That in Zusammenhang bringen, ich fühlte mich mitschuldig, ohne schuldig zu sein. Ob es auch noch andere Ursachen gab, welche mir den Aufenthalt in jener Stadt unleidlich machten, thut eigentlich nichts zur Sache – genug, ich verließ dieselbe, um mit allen Mitteln, die mir zu Gebote standen, nach dem verschwundenen Kinde zu forschen. Sie werden mir nicht zutrauen, daß es meine Absicht gewesen, das Kind seinem Vater wieder zuzuführen, dazu hätte ich ja kein Recht gehabt, dagegen hob sich auch das Gefühl unverdienter Kränkung, die ich erfahren, zugleich mit dem glühenden Wunsche, so rein, wie mein Herz war, eben so rein vor derjenigen zu erscheinen, die mir fast den Glauben an mich selbst geraubt hätte!

»Lange suchte ich vergebens – die Erzählung des Wie und Wo sei einer späteren Zeit aufbehalten –, lange fand ich keine Spur von Mutter und Tochter, was Sie übrigens nicht Wunder nehmen wird, wenn Sie sich erinnern, wie vergeblich auch die rastlosen Bemühungen des Vaters waren, und wenn ich Ihnen sage, daß die Betreffende sich mit einer eben so großen Umsicht als mit einem

unbegreiflichen Glücke allen Nachforschungen zu entziehen wußte – sie handelte dabei mit einer überraschenden Kühnheit, und gerade diese war es wohl, die uns irre führte, denn wir suchten oft in der Ferne, was uns nahe lag.«

»Gerade so, wie es mir erging und Roderich. – Ah,« rief er, leidenschaftlich auffahrend, »wenn ich seinen Namen ausspreche, so drängt sich mir eine Frage aus, die Sie mir beantworten müssen, ehe Sie weiter erzählen – weiß er, daß Margarethe bei Ihnen ist – weiß er überhaupt etwas von Ihnen?«

»Er weiß nichts von mir – Sie sehen mich mit Erstaunen an, und doch wird Ihnen dieses Räthsel klar werden, wenn Sie mich ruhig anhören.«

»Dazu bin ich kaum im Stande!« rief er heftig erregt – »ist es nicht ein Verbrechen gegen meinen Freund, daß ich, statt ruhig hier zu sitzen, nicht schon längst auf dem Wege zum Telegraphen bin? O, wunderbare, gesegnete Erfindung unseres Zeitalters! Noch ehe er heute Abend sein sorgenvolles Haupt zur Ruhe niederlegt, kann ich ihm aus einer Entfernung von Hunderten von Meilen einen leuchtenden Blitz zuschleudern, der die finstere Nacht seines Kummers erhellen wird, der ihm zuruft: ›sie sind wiedergefunden,‹ – o, lassen Sie mich fort, Conchitta, ich beschwöre Sie!«

»Es ist besser, wenn Sie ruhig da bleiben und mich anhören,« sagte sie, obgleich mit milder Stimme, doch mit einem Ernste, der ihm imponirte, während dessen sie langsam ihre Augen auf das Bild mit dem Epheukranze

gerichtet – »zweifeln Sie daran, ob ich an meinen verehrten Meister mit weniger Innigkeit gedacht, als Sie, ob ich nicht mit einer unnennbaren Glückseligkeit mir den Augenblick vergegenwärtigt, wo ich ihm seine entschwundene Tochter wieder zuführen könnte oder Kenntniß von ihrem Dasein geben? Und wenn Sie daran zweifeln, so werden Sie glauben, daß ich Gründe habe, zu handeln, wie ich gethan, und daß diese Gründe vielleicht wichtig genug für Sie sind, mich eine kleine Weile anzuhören!«

»Gewiß – gewiß, und ich bitte wegen meiner stürmischen Eile um Entschuldigung – will Ihnen jetzt auch ohne Unterbrechung mit einer wahren Andacht zuhören!«

»Dort zwischen jenen bewaldeten Höhen, die Sie durch's Fenster sehen,« fuhr Conchitta fort, »lebte Frau Hildegard mit ihrer Tochter, während Roderich in der Stadt war und Alles in Bewegung setzte, sie wiederzufinden; daß es ihr gelang, unentdeckt zu bleiben, verdankte sie den Bemühungen ihrer Familie, die wohl nicht unterließ, sie auf's genaueste von allen Schritten Roderich's in Kenntniß zu setzen.«

»Ah, der Freiherr von Schenk wird die Mittelsperson gemacht haben!«

»Wahrscheinlich, denn es ist kein Zweifel, daß die Mutter Margarethens mit ihrem Vetter in genauen Beziehungen stand und blieb. Als sich nun Roderich nach Süden wandte, ging sie nach Norden, und da war es, wo mir der Zufall das gewährte, was meinen emsigsten Bestrebungen nicht gelungen war: der Zufall und Margarethens Liebe zu mir. Nachdem ich sie im Norden Deutschlands

vergeblich gesucht, wo sie auch eine zahlreiche Familie hatte, wandte ich mich wieder hieher, und da war es, wo ich bei anbrechender Nacht vor einem kleinen Posthause in einem unbedeutenden Dorfe zu gleicher Zeit mit einem Wagen, der uns entgegengekommen war, die Pferde wechselte. Ich war ausgestiegen und sprach einige Worte mit meinem Diener, der das Umspannen beschleunigte, und stand zufällig so, daß der Schein einer Laterne auf mein Gesicht fiel. In diesem Augenblicke kam der andere Wagen an mir vorüber und ich hörte eine laute, mir wohlbekannte Stimme rufen: »Conchitta – es ist meine liebe Conchitta!«

»Daß ich folgte, versteht sich von selbst, eben so, daß ich meinen Postknecht bewog, den voranfahrenden Wagen nicht aus den Augen zu verlieren und nur so viel zurückzubleiben, daß man unsere Verfolgung nicht bemerke. So fuhren wir die Nacht hindurch und erreichten am andern Morgen Dresden, wo ich mir Zimmer in dem gleichen Gasthofs geben ließ.

»Als ich mich auf diese Art meinem Ziele genähert hatte und ruhig überlegte, was weiter zu geschehen sei, schienen sich gerade dieses Ziel wieder weit, weit von mir zu entfernen, denn wie konnte ich es anfangen, um mich der Mutter Margarethens zu nähern, ohne befürchten zu müssen, die Kluft, die uns trennte, noch zu vergrößern!

»Sobald ich auf diese Art in ihrer Nähe war, sobald ich mit ihr unter dem gleichen Dache wohnte und nur eine Thür zu öffnen brauchte, um vor ihr zu stehen, fühlte

ich erst das Schwierige meines Unternehmens: ich sollte einer Frau gegenüber treten, deren Haß gegen mich, obgleich ich denselben gewiß nicht verdient, sich durch das, was inzwischen vorgegangen war, und durch das, was sie gelitten, sicher nicht gemildert hatte, und dabei erfuhr ich, daß sie leidend war, ja, sehr krank.

»Ich durfte und ich wollte mich der kleinen Margarethe nicht nähern ohne die Erlaubniß der Mutter, und diese zu erlangen schien mir so unmöglich, daß ich es nicht über mich vermochte, in dieser Richtung irgend einen Schritt zu thun. Auch fühlte ich mich ja schon dadurch glücklich, daß ich Margarethe wiedergefunden, und war unzählige Male im Begriffe, Roderich, dessen Aufenthalt ich wohl hätte erfahren können, davon in Kenntniß zu setzen; doch konnte ich es nicht über mich gewinnen. Es erschien mir wie ein Unrecht, wie eine Feigheit, die arglos neben mir Verweilende mit dem Manne zusammenzubringen, dem sie sein Theuerstes geraubt, den sie selbst in wildem Hasse floh.

»So vergingen Tage, Wochen, und das kalte Wetter des Spätherbstes zugleich mit der zunehmenden Krankheit der Mutter Margarethens, die sie in ihrem Zimmer festhielt, war wohl die Ursache, daß ich ohne ihr Wissen in ihrer Nähe weilen konnte.

»Weder Mercedes noch ich gingen aus, ohne die größte Vorsicht zu beobachten, und wenn ich die Gemäldegalerie besucht, was fast täglich geschah, so blieb sie zu Hause, um mich von allem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Ich war rathlos: jetzt, da ich Margarethe

gefunden, wußte ich nicht, was ich thun sollte, obgleich mir das früher so außerordentlich leicht geschienen. Da half mir der Zufall, indem er, wie ich später erst erfuhr, alle meine Vorsicht vereitelte und meine Absicht, unerkannt zu bleiben, an einer unbedeutenden Klippe scheitern ließ. Margarethe, welche häufig mit ihrer Gouvernante – nicht jener Elise – im Gasthofs aus- und einging und die der Liebling Aller geworden war, wurde eines Tages von dem Portier scherzhaft aufgefordert, die Adresse eines Briefes zu lesen, die sie gewiß nicht verstehen würde. Diese Adresse in spanischer Sprache aber, von meiner Schwester Juanita, war an mich, und das junge Mädchen bestürmte ihre Gouvernante so lange mit innigen Bitten, bis sie ihr erlaubte, mir selbst diesen Brief zu überbringen. Welche Ueberraschung – welches Wiedersehen: Margarethe warf sich mir weinend an den Hals, und meine Thränen flossen reichlicher, als die des Kindes!«

»Und wie fanden Sie damals das junge Mädchen?« fragte Warren mit lebhaftem Interesse, »hatte sie sich zu jener Zeit schon so sehr verändert, wie jetzt? Denn ich gestehe Ihnen offenherzig, damals, als ich sie nach so langer Zeit zum ersten Male in Zürich wiedersah, fand ich in ihrem Gesichte keine Spur, die mich mit Sicherheit auf meinen ehemaligen kleinen Liebling geführt hätte.«

»Und jetzt?« fragte Conchitta lächelnd.

»Jetzt allerdings, da ich weiß, daß sie es ist, treten Züge hervor, die mich so lebhaft an die Vergangenheit erinnern, daß ich es nicht begreifen kann, wie blind ich

gewesen. Trösten Sie sich – es wäre mir vielleicht ergangen wie Ihnen, hätte ich nicht gewußt, wer sich mir so stürmisch an den Hals warf, und auch da noch mußte ich das liebe, gute Gesichtchen sorgfältig studiren, um meine kleine Margarethe von ehemals wiederzuerkennen, nicht nur die Jahre hatten begreiflicher Weise so gewaltig an ihr geändert und sie fast unkenntlich gemacht, sondern noch mehr das beginnende Erblühen des schwächlichen Kindes zu einer herrlichen Jungfrau.«

»Ja, ja,« sagte der junge Mann, schwärmerisch vor sich niederblickend.

»Da saßen wir einander gegenüber, Hand in Hand, Auge in Auge, und sie erzählte mir Alles seit jenem traurigen Weihnachtsabende. An ihrem Vater hing sie noch mit der gleichen Zärtlichkeit, wie damals, und ihre kindliche Liebe hatte das jahrelange Alleinsein mit der Mutter, deren Thränen und kummervolles Darlegen der früheren Lebensverhältnisse, erfüllt mit lieblosen Anspielungen und schweren Anklagen, nicht vermindern können – sie stellte mir mit bebender Stimme eine Frage in Betreff ihres Vaters, und Gott ist mein Zeuge,« sagte Conchitta, indem sie die Augen gen Himmel richtete, »ich konnte nicht anders, als ihr dieselbe der vollen Wahrheit gemäß beantworten, worauf sie laut aufjubelte, dann aber ihre Hände faltete und mit thränenden Augen sprach: ›Meine arme, arme Mutter!«

»Die Gouvernante Margarethens, eine ältere, brave und sehr verständige Frau, mußte ohne Rückhalt von den Verhältnissen unterrichtet werden, und glücklicher Weise

kannte sie schon so viel davon, daß es mir nicht schwer wurde, sie wohlwollend für mich zu stimmen, ›Was die Mutter Margarethens betrifft,‹ sagte sie mir einige Tage später, als wir allein waren, ›so haben wir es mit einer schwer Kranken zu thun, deren Willenskraft durch langes Leiden allerdings gebrochen ist, deren Haß gegen den Urheber ihres Unglückes, wie sie ihn nennt, sich indessen kaum vermindert hat. Gelingt es mir im Verein mit Margarethe, die Leidende zu überzeugen, daß Sie, sogar alle freundschaftlichen Verbindungen lösend, uns gefolgt, um den Beweis zu liefern, daß Sie entschlossen sind, so zu handeln, wie Sie sich in jener Unterredung, die Sie mir mitgetheilt, aussprachen, so habe ich nicht alle Hoffnung verloren, daß uns ein Verständniß gelingt.«

Nachdem Conchitta so weit erzählt, legte sie ihr Gesicht in beide Hände, eine lange Weile so bleibend, worauf sie wieder, emporschauend mit umflotem Blicke und einem leichten Schauer, fortfuhr: »Es gelang, aber nach schweren Kämpfen, wobei ich mich aller und jeder Waffe begab, wobei ich duldete und litt, wie vielleicht noch kein weibliches Herz in meiner Lage geduldet und gelitten hat. Doch lassen Sie mich schweigend darüber hinweggehen und Ihnen nur noch vom Ende dieses peinlichen Zusammenlebens erzählen – Sie müssen es wissen bei dem Antheile, welchen Sie an Margarethe nehmen.

»Es war ein stürmischer, kalter Herbstabend, als ich lange an ihrem Lager saß und ruhig das anhörte, was sie mir von unglücklichen Tagen wohl hundert Mal wiederholt: sie hatte ihre brennenden Augen auf mich gerichtet,

und wenn sie einen Augenblick, zu kraftlos, um weiter zu sprechen, inne hielt, so bewegte sie doch unaufhörlich ihre Lippen, mich so erkennen lassen, daß sich selbst dann noch ihre Gedanken rastlos jagten, wenn sie auch dieselben nicht zum Ausbruche gelangen lassen konnte. Bei ähnlichen Auftritten, die sich häufig wiederholten, wußte ich mir nur dadurch zu helfen, daß ich um Erlaubniß bat, Margarethe rufen zu dürfen, denn eine Entgegnung auf ihre bittern Worte, auf ihre heftigen Klagen war mir durch ihren Zustand verboten.«

»Sie müssen viel gelitten haben, Conchitta?«

»Gott weiß es, und wenn ich für irgend ein unüberlegtes Wort meines früheren Lebens, für einen unbedachten Blick Strafe verdient habe, so ist mir die im reichsten Maße zu Theil geworden! – Auch an jenem Abende brachte ich die Rede auf ihr Kind und hoffte, sie würde nach ihm verlangen, doch schüttelte sie heftig mit dem Kopfe und sagte: ›Jetzt nicht!‹ Dann versuchte sie es, ihr Haupt emporzuheben, und sah mich mit ihrem scharfen Blicke eine Zeitlang, ohne in sprechen, auf eine fast unerträgliche Art an – o, es lag viel Haß in diesem Blicke, wenngleich ein leichtes Lächeln um ihren Mund spielte! – ›Sie sind Katholikin,‹ sagte sie, ›und was Sie mir auf das Crucifix schworen, werden Sie halten?‹

»Gewiß, brachte ich mühsam hervor, doch braucht es keines Schwures, damit ich ein Versprechen, das ich Ihnen geben soll, halte.

»Ein Schwur ist mir lieber,‹ sagte sie und holte unter ihrem Kopfkissen ein kleines Kreuzchen hervor. – ›Ich

könnte von Ihnen verlangen,« fuhr die Kranke mit einem unnatürlichen Aufflammen ihres Blickes fort, »daß Sie mir schwören sollen, nie das Weib irgend eines Mannes zu werden – doch ein solcher Schwur läßt sich deuteln, umgehen – ein solches Verlangen müßte mich in die gleiche Klasse ganz gewöhnlicher Weiber werfen! Und doch will ich Ihnen vor meinem Ende beweisen, daß ich Vertrauen in sie setze!«

»Ich machte eine beschwichtigende Handbewegung; doch erwiderte sie mit einem matten Lächeln: »O keinen Trost, der für mich kein Trost ist! Ich kenne ganz genau meinen Zustand, in Kurzem werde ich diese Welt verlassen, die mir so viel Leid gebracht, und Margarthe wird allein stehen – schutzlos, rathlos!««

»Und nannten Sie in diesem Augenblick nicht den Namen des Vaters, unseres gemeinschaftlichen Freundes?«

»Ich that es, und, weiß Gott, mit eindringlichen Worten – doch entgegnete sie mir mit einer Kraft, die ich ihr nicht mehr zugetraut hätte, wobei sie ihre Hände mehrere Male unruhig von sich abstreckte: »Von ihm nichts – nichts von ihm – deßhalb gerade vertraue ich Ihnen, nachdem Sie mir geschworen haben, daß Sie ihn – nie – nie – nie erfahren lassen sollen, wo Margarethe ist, weder durch Wort, noch Schrift, noch durch Vermittlung eines Dritten!««

»Und Sie beschworen das, Conchitta?« fragte derjenige Mann mit einem ängstlichen Tone der Stimme.

»Dazu war keine Zeit mehr,« erwiderte sie mit feuchtem Blicke; »die gewaltige Anstrengung hatte das Ende

der unglücklichen Frau beschleunigt; aber auch ohne daß ich ihr den verlangten Schwur geleistet, hielt ich mich für verpflichtet, ihren letzten Willen so viel ich vermochte zu erfüllen.«

»Ah, Conchitta, ich verstehe Sie kaum – um dem Vater die Tochter vorzuenthalten, die er so geliebt!«

»Ich hoffte auf ein gutes Geschick – auf die Gerechtigkeit Gottes – auf einen Zufall – habe ich umsonst gehofft?« sagte sie, unter Thränen lächelnd, indem sie Lord Warren ihre Hand darreichte.

»Nein, nein!« rief er in glücklichem Tone – aber warum ließen Sie diesen Zufall nicht schon vor einem Jahre walten, wo ich Ihnen so nahe war?«

»So bin ich nun seit zwei Jahren,« fuhr sie fort, ohne auf seine dringende Frage zu antworten, »die Beschützerin Margarethens – eigentlich meine gute Mercedes ist es, denn diese leitet und bevormundet uns gemeinschaftlich, und ich war glücklich, daß sie gleich so thatkräftig eingriff, denn es gab so viel zu thun und zu ordnen, von dem ich, die ich mich früher nur um meine Bilder bekümmert, so gar keinen Begriff hatte – auch fand ich in den hinterlassenen Papieren die Aufforderung, in einem Falle wie dem damals vorliegenden einen Verwandten der Verstorbenen, den Freiherrn von Schenk, zu Rathe zu ziehen.«

»Ah, denselben, welcher damals auf so wunderbar uneigennützig Art jene Verhandlungen zwischen Olfers und seiner Gattin leitete und der auch durchaus nichts

mit dem Verschwinden des jungen Mädchens zu thun gehabt haben wollte! Ich hatte die Ehre, ihn da unten wiederzusehen, und ich kann Sie versichern, daß mir beim Anblicke dieses glatten, ewig lächelnden Gesichtes das Blut emporstieg – ich glaube, eine trockenere und wortkargere Vorstellung, als die zwischen uns Beiden, hat es noch nie gegeben – weiß er, daß Sie hier oben wohnen?«

»Er weiß es.«

»Und macht seine verwandtschaftlichen Rechte durch Besuche geltend?«

»Ja, da ich das nicht hindern kann. – Ihm übergab ich nach dem Tode der Mutter das Vermögen Margarethens, und darüber glaubt er mir zuweilen Rechenschaft ablegen zu müssen. Doch besucht er mich selten; Margarethe sieht ihn fast nie, da sie einen unsiegbaren Widerwillen gegen ihn hat.«

»Ah, sie fühlt wahr und richtig!«

»Es sind nun fast zwei Jahre, daß ich mit Margarethe zusammenlebe, und so sehr ich auch auf den weiteren Zufall hoffe, der eben so gut wie Sie auch den Vater in unsere Nähe führen kann, so sehe ich doch diesem Zeitpunkte mit Zagen entgegen – es wäre mir entsetzlich, das so innig geliebte Mädchen zu verlieren!«

»Und verlieren werden Sie sie doch einmal,« sagte der junge Mann, mehr mit sich selbst als mit Conchitta sprechend – »auch Roderich kann nicht lange mehr ausbleiben – fast seit einem Jahre finde ich in seinen Briefen Andeutungen, daß er zurückkehren wird.«

Conchitta hatte ihre Hände gefaltet und ein Schatten flog über ihre Züge. »Ja, ja, es wird so kommen!« sagte sie mit gepreßt klingender Stimme – »er wird zurückkehren und der Zufall seine Schritte hierher leiten, er wird Margarethe wiederfinden und sie mit sich nehmen, nachdem er mir vielleicht ein dankbares ›Gott vergelt' es!‹ gesagt!«

»Das ist nicht Ihr Ernst, Conchitta!«

»Und warum sollte es mein Ernst nicht sein? – O, ich habe mit innigem Antheile, in der herzlichsten Freundschaft die Schritte unseres verehrten Meisters verfolgt: er ist als Künstler einen großen Weg gegangen, sein Name ist berühmt, soweit die Kunst geachtet wird, die ganze Welt staunt seine wundervollen Bilder an, seine riesenhaften Compositionen – was werden wir, seine früheren Freunde, ihm ferner sein? – Ich spreche nicht von Ihnen, Lord Warren, aber ich, eine unbedeutende, arme Malerin?«

Der junge Maler hatte mit fast finsterem Blicke und mit großer Entschiedenheit seinen Kopf geschüttelt; als sie aber so speciell von sich selber sprach, da konnte er sich eines eigenthümlichen Lächelns nicht erwehren. – »Sind Sie, die arme Malerin, denn nicht die Schwester der Marchesa Donna Juanita de Monterey aus dem alten Hause der Vizcarro, die gemeinschaftlich mit dieser Schwester jenen großen Proceß gewonnen, der Sie in den Besitz fabelhafter Reichthümer setzt? Wir plauderten gestern noch darüber; einer unserer Attaché's in Madrid wurde als Legations-Secretär hierher versetzt – ich gratulire Ihrer Armuth, Sennora Conchitta!«

»Und ohne Neid, Lord Warren,« gab sie lächelnd zur Antwort, »wie ich bei Ihren eigenen Verhältnissen überzeugt bin, doch beantworten Sie mir aufrichtig eine Frage: kann man nicht auch bei großem Reichthume arm sein, und glauben Sie, daß derselbe mich, die so wenig zum Leben braucht, glücklich machen kann?«

»Ich will Ihnen das zugeben, Conchitta, und will auch verstehen, daß Sie sich vorhin eine arme Malerin nannten; doch was Sie über Roderich sagten, unsern gemeinschaftlichen treuen und zuverlässigen Freund, muß ich mit Entschiedenheit zurückweisen und hin überzeugt, daß diese Vertheidigung in Ihrem Herzen ein lautes Echo findet.«

»O, wäre es so, wie glücklich wollte ich sein, mich geirrt zu haben, wenn ich von jenem Augenblicke, dem ich mit so heißer Sehnsucht entgegen sehe, nicht fürchten muß, daß er mir Alles – ohne Ersatz nimmt!«

Sie war rasch aufgestanden und an das Fenster getreten, um ihre Bewegung zu verbergen. Warren eilte ihr nach, nahm sanft ihre Hand, und nachdem er sie an seine Lippen geführt, sagte er: »Wir werden Alle noch glücklich – Ah und wenn ich an den Augenblick denke, wo er sein Kind in die Arme schließen wird, sein so lange und schmerzlich entbehrtes Kind, und wenn ich ihm dann sagen muß, daß – und wenn ich ihm alsdann gestehe, ohne Margarethe nicht leben zu können so . . . «

Bei diesen hastig hervorgestoßenen Worten hatte sie sich rasch umgewandt und schaute ihn mit ihren großen

Augen fragend, erstaunt, aber nicht unangenehm überrascht an.

»Jetzt habe ich mich doch einmal verrathen,« fuhr er achselzuckend fort, »und muß mich nun der Güte Ihres Herzens auf Gnade und Ungnade übergeben – darf ich nach diesem Geständnisse wiederkommen?« fragte er in schüchternem Tone.

»Das muß ich mit Mercedes überlegen,« erwiderte sie, sinnend vor sich niederblickend, wobei es reizend anzusehen war, wie über ihr schönes Gesicht eine leichte Röthe flog; sie drückte die Hände vor ihre Brust und weinte nach einer Pause: »Aber Eins versprechen Sie mir, lassen Sie Margarethe so lange über Ihre Liebe in Ungewißheit, bis sie sich selbst verräth, und wenn sie Sie liebt, wird dieser selige Verrath nicht lange auf sich warten lassen; und ich will meinen Schützling alsdann doppelt lieben, denn ich fühle es,« setzte sie mit einem glücklichen Blicke hinzu, »diese Neigung wird die Anzahl der Jahre zwischen ihr und mir verringern.«

»Ich darf also wiederkommen?«

»Was kann ich machen, da der Zufall Sie in unsere Einsamkeit geführt?«

»Nicht so ganz der Zufall, sondern der helle Klang eines Glöckleins, und ich thue hiermit feierlich das Gelübde, irgendwo eines mit ähnlichem Tone zu stiften, wenn – wir Alle glücklich werden.«

»Kommen Sie aber mit Vorsicht und nicht zu oft – eine Stimme in meinem Inneren befiehlt mir, Alles abzuwenden, damit unsere glückliche Einsamkeit nicht verrathen werde.«

»Wie ich für die Einsamkeit schwärme!« rief er leidenschaftlich und setzte bittend hinzu: »Darf ich jetzt auf die Terrasse hinaus, um Ihre schöne Aussicht zu bewundern?«

»Ja, aber ohne es auffallend und häufig zu wiederholen, daß Sie diese Aussicht schön finden.«

»Ich verstehe Sie, und Sie sollen mit mir zufrieden sein.«

Mercedes befand sich noch auf der Terrasse und bei ihr Edelweiß. Da das Haus hier gegen Norden gerichtet war, so hatte man da an sommerlichen Tagen Schatten und Kühle, sowie den Blick auf ein von der Sonne beglänztetes Thal; daß man aber von der Stadt nichts sah, war der Vortheil dieses kleinen Landsitzes, und es überraschte die hier Wohnenden jedes Mal auf eine eigenthümliche Art, wenn scheinbar aus der dichtbewaldeten Schlucht, durch welche der Weg emporführte, die tiefen Töne der Glocken heraufdrangen. Margarethe saß an einem kleinen Tischchen und hatte ein Buch in der Hand, aus welchem sie Mercedes, die mit einer Arbeit beschäftigt war, vorgelesen zu haben schien; denn jetzt, als die beiden erschienen, las sie nicht mehr, sondern ließ Hände und Buch in ihren Schooß sinken und schaute mit einem leuchtenden, überaus seligen Blicke empor.

»Ah, wie schön es hier ist!« sagte der junge Mann, dieses Mal ohne alle Zweideutigkeit, denn er schwelgte in der That in dem Anblicke des malerisch schönen Thales – erst als er wiederholte: »ah, wie schön!« und sich tief aufseufzend dabei umschaute, konnte sich Conchitta nicht enthalten, ihn lächelnd auf diesen oder jenen Punkt aufmerksam zu machen.

»Und das Haus selbst,« sagte er, sich endlich rasch umwendend, »ist eben so einfach als hübsch. Sie sind sehr glücklich, hier oben wohnen zu dürfen!« wandte er sich an Margarethe.

»O ja, und ich empfinde das auch und bin so dankbar dafür!«

Warren hätte ihr noch so viel zu sagen gehabt, und obgleich er durchaus nicht schüchtern in der Unterhaltung war, so verstummte er sogleich wieder, wenn er Conchitta ansah, trotzdem sich diese vollkommen unbefangen neben ihre Schwester gesetzt hatte. Auf dem Tische lag das Skizzenbuch, welches ihm einen willkommenen Stoff zur Unterhaltung gab, indem er mit Enthusiasmus von den Zeichnungen Conchitta's sprach und dabei Veranlassung nahm, auch die Schülerin zu loben.

Margarethe schien durchaus keinen Werth auf ihre Arbeit zu legen, und da er das hörte, so durfte er sich wohl erlauben, ihr zu sagen: »Ah, Fräulein Margarethe, wenn Sie so wenig Werth auf Ihre schönen Zeichnungen legen, so dürfte sich ein alter Bekannter wohl erlauben, Sie um eine derselben zu bitten.«

Es war eigenthümlich, daß er sie jetzt in Gegenwart der beiden Schwestern niemals Margarethe allein nannte, noch viel weniger Edelweiß.

»Mit Vergnügen gebe ich Ihnen etwas, doch möchte ich demselben dadurch einigen Werth beilegen, daß ich es für Sie mache; ich will Ihnen den kleinen Platz zeichnen, auf dem Sie mich heute Morgen gefunden – würde Ihnen das Freude machen?«

»Eine unbeschreibliche Freude! Da es Ihnen aber wohl nicht möglich ist, sich selbst als reizende Staffage hinzusetzen, so bitte ich, nur ein kleines Stück Papier, als hätte es der Wind hinweggeweht, auf dem Boden anzudeuten.«

»Ah, mein Papier!«

»Das Papier, welches mir auf so freundliche Art den Weg zeigte.«

»Ei, ei, Margarethe,« sagte Conchitta, »Du hast diesen Herrn erst vor einer kleinen Stunde wiedergesehen und hast schon Geheimnisse!«

»Geheimnisse durchaus nicht,« gab sie mit einem ehrlichen Blicke zur Antwort; »ich habe es Mercedes erzählt, und sie hat es recht hübsch gefunden, ich werde es Dir auch erzählen.«

»Später, sonst müßte es für unsern werthen Gast langweilig sein.«

»O, das nun gerade nicht; es war ein reizender Gedanke, ein lieber Gedanke, mich durch ein Blatt Papier aufmerksam zu machen, und welches Glück war das für uns

Alle – das werden auch Sie nicht läugnen, Sennora Conchitta?«

»Wie ich lachen mußte,« sagte Margarethe, »als ich durch die Zweige Ihr verwundertes Gesicht sah, und wie rasch Sie hinter der Mauer verschwanden, um gleich darauf unter dem kleinen Thörchen wieder zum Vorschein zu kommen!«

»Ja, sehr rasch – aus Neugierde, aber als ich Sie gesehen und meine liebe Bekannte vom Zuger See wiedergefunden, verwandelte sich die Neugierde in eine ganz unbeschreibliche Freude.«

»Auch bei mir – ich . . . «

»Doch hatten Sie damals noch keine Idee, wen Sie vor sich hatten,« fiel ihr Conchitta rasch in's Wort.

»Nein, Sennora, doch fühlte ich wohl, dase sich hier etwas ganz Außerordentliches begeben.«

Er warf einen innigen Blick auf das junge Mädchen, als er fortfuhr: »Schon der Klang des Glöckchens, den ich vernahm, erweckte er in mir ganz eigene Empfindungen, mein Herz war förmlich berauscht von Waldesduft, vom Rieseln der Quelle, von der bezaubernden Aussicht; mein Gemüth war empfänglich für alles Poetische, Phantastische, Zauberhafte, ich wußte im Voraus ganz genau, daß mich hier oben etwas Unvorhergesehenes, etwas Schönes, ja, ein großes Glück erwarte.«

»Sie sind wahrlich in Ihren Ansprüchen genügsam, warf Conchitta ein, »wenn Sie das für ein großes Glück halten!« und es war mehr der eigenthümliche Ton ihrer

Stimme, als die Worte selbst, welcher seine Leidenschaftlichkeit herabstimmte.

Er konnte sich eines leichten Seufzers nicht entschlagen, als er dachte, wie unbefangen und dabei wie selig er vorhin in demselben Fliedergebüsch mit Edelweiß geplaudert – eine Unterhaltung, die auf solche Art heute Morgen gewiß nicht wieder herzustellen war – vielleicht später an einem andern Tage, und das spätestens morgen, hoffte er; und wenn er dann so glücklich sein sollte, Margarethe wieder einmal allein im Garten zu finden, so wollte er gewiß nicht zugeben, daß sie abermals in's Haus ginge, um zu fragen, ob er bleiben dürfe. – Undankbarer, der er war, hatte er nicht gerade dadurch Conchitta wiedergesehen und aus ihrem Munde erfahren, was ihn und einen Anderen glücklich machen mußte – an Roderich hatte er bis jetzt mit keiner Sylde weiter gedacht und schämte sich, als ihm das einfiel. Hätte er nicht schon lange auf dem Wege nach dem Telegraphen-Bureau sein müssen, um ihm ein paar Worte zublitzeln zu lassen, die ihn zur rascheren Rückkehr zwangen, wenn er auch dadurch die ganze Wahrheit doch noch nicht erfuhr?

Ja er mußte fort, denn er sah an dem Kürzerwerden der Schatten auf der Terrasse, daß die Sonne hoch am Himmel stand – ja, er mußte fort, und auch aus dem Grunde, um Conchitta's wohlgemeinten Wunsch nicht gänzlich außer Acht zu lassen – und es war ihm doch so schwer, diesen vernünftigen Wunsch zu erfüllen, denn er ertappte sich jeden Augenblick auf einem Gefühle, welches sein Herz ängstlicher schlagen machte und das ihm

die Worte in den Mund legen zu wollen schien: ›Warum sprechen wir so gleichgültige Dinge, Du und ich, da es doch die höchste Zeit wäre, daß ich Dir zu Füßen fiele, Deine kleinen Hände ergriffe und Dir zuriefe: Margarethe, ich liebe Dich, o sage, daß auch Du mich liebst!‹

Wer weiß aber, ob er dies gethan hätte, selbst wenn sie Beide ganz allein gewesen wären: Margarethe blickte ihn wohl freundlich, aber dabei so unbefangen an, so arglos, daß es wohl möglich gewesen wäre, daß sie ihm statt mit den sehnlich gewünschten Worten mit einem herzlichen Lachen oder vielleicht mit der freundlichen Versicherung geantwortet hätte, daß sie ihn recht lieb habe, gerade so wie damals, als er mit dem kleinen Mädchen spielte und als er sich erlauben durfte, ihr blondes, grauses Haar mit Goldschaum, den es in einem Büchlein hatte, zu bestreuen, oder wenn er ihm beim Mittagessen im Garten seines Vaters die Erdbeeren mit sehr viel Zucker und Rahm zubereitete – ja, dann hatte sie ihn recht lieb gehabt und ihm das auch niemals verheimlicht. So wohlthuend ihm diese Erinnerungen vorschwebten, so dachte er doch im anderen Augenblicke: Es wäre besser, wenn ich Margarethe jetzt erst kennen lernte, denn einem Gefühle, das ich so gern in diesem schönen, reinen Herzen entstehen sähe, steht wohl jenes andere hindernd im Wege, das Gefühl der freundschaftlichen Zuneigung des kleinen Mädchens gegen ihn, den damals schon so großen und alten Menschen – er vergaß alsdann, daß er heute siebenundzwanzig Jahre alt war.

Als er nun endlich aufstand und Conchitta mit einem vielsagenden Blicke versicherte, dringende Geschäfte riefen ihn nach der Stadt zurück, so sagte sie zu ihm: »Ich will und kann das nicht zu verhindern suchen, wozu Ihnen der Zufall geholfen; durchkreuzt und zerstört er ja doch so oft unsere mühsamst angelegten Wege, unsere sorgfältigsten Berechnungen.«

»Mir war er ein glückseliger Wegweiser; ich möchte den Zufall verehren wie eine Gottheit, und wie klug es von ihm war, auf einmal hineinzufahren in das, was wir unsere seinen Berechnungen nennen – weg mit all' diesen sogenannten feinen Berechnungen, weg mit all' diplomatischen Schlangenwindungen!« rief er in der heitersten Laune; »dann erst werden wir Alle anfangen, wieder recht zu leben, wenn wir uns dem Zufalle überlassen und von ihm tüchtig hin und her gestoßen werden – gewiß, Sennora Conchitta,« setzte er, sich gegen diese neigend, mit leiser Stimme hinzu, »es lebe der Zufall, der mich, als ich Waldesduft und Aussicht suchte, etwas viel Schöneres finden ließ – so Gott will, meine Braut!«

Margarethe hatte sich mit Mercedes ebenfalls erhoben, und letztere sagte in beinahe bittendem Tone zu ihrer Schwester: »Wenn Du nichts dagegen hast, so begleiten wir Beide Herrn Warren bis auf die Straße?« – eine Frage, wofür sie von dem Betreffenden mit einem dankbaren Blicke belohnt wurde, der sich in einen vollkommen glücklichen verwandelte, als Conchitta gern beistimmte und nun hier auf der Terrasse dem jungen Manne die Hand zum Abschiede reichte.

»Auf Wiedersehen, auf baldiges Wiedersehen!« sagte er, und dann gingen die Drei mit einander fort, nicht auf dem geraden Wege der uns bekannten kleinen Pforte zu, denn es wäre ja unrecht gewesen, wenn man dem Gaste nicht vorher den ganzen Garten gezeigt hätte, und dieser war von einer bedeutenden Größe und bot eine hübsche Abwechslung von parkähnlichen Anlagen, freien Plätzen, Wiesenstücken mit Obstbäumen und Gemüseland.

Als sie an eine Stelle kamen, wo ein dichtes und hohes Gebüsch die Gränze deckte, sagte Margarethe: »Dies ist zum Schutze gegen die große Fahrstraße, welche Sie wahrscheinlich unten gesehen haben; sie umschlingt den Berg und stößt hier an den Garten, doch wer vorüberkommt, sieht von demselben nichts als diese Gebüschmasse, während wir, wenn wir wollen, die Fahrstraße benutzen können.«

»Hier würden auch Sie bequemer hinabreiten,« meinte Mercedes; doch erwiderte der junge Mann mit einem Blicke auf Margarethe, er ziehe es vor, den Weg zurückzunehmen, den er gekommen, und er werde alsdann auf's ausführlichste seine jetzigen glücklichen Gedanken vergleichen mit den höchst gleichgültigen, unter denen er heraufgeritten.

Während sie das Alles anschauten und mit einander plauderten, ging er neben Edelweiß; und war eigentlich ein unaufmerksamer Beschauer; denn anstatt Baumgruppen, Wiesenflächen, Obstbäume, Gemüsebeete anzuschauen, stellte er sich so, daß er wenigstens das Profil von Margarethens Gesicht sehen konnte, und sagte dann

in Einem fort: »Ja, es ist so schön, außerordentlich schön – ich bin entzückt, es zu sehen – und möchte den Blick gar nicht mehr abwenden!« Wenn sie dann weiter gingen, wo der Weg ein wenig schmal wurde, so daß man sich zusammendrängen mußte, dann traf es sich immer so, daß seine Hand einen Theil ihres Gewandes oder gar ihre zierlichen Finger streifte, worauf sie ihn dann freundlich ansah, um gleich darauf vor seinem leuchtenden Blicke zu erröthen.

Ueberhangende Zweige waren ihm höchst willkommen, denn er hatte alsdann Gelegenheit, diese über ihrem Haupte zu erheben und wußte es dabei häufig so einzurichten, daß er mit ihrem kühlen Haare in Berührung kam. In demselben trug sie noch immer die weißen Fliederblüthen, und er hätte sie schon lange um eine derselben gebeten, wenn sie dort nicht gar so hübsch an ihrer Stelle gewesen wären. Sie sah in denselben so wunderbar schön geschmückt aus, sie erschien ihm wie eine Priesterin des Frühlings, sie kam ihm so bräutlich vor, daß er, an die Zukunft denkend, nicht wagen mochte, etwas an diesem reizenden Bilde zu verändern.

Auch dorthin gingen sie, wo er Edelweiß heute gefunden, und Margarethe erzählte Mercedes noch einmal ganz genau, wie sie das Pferd habe schnauben hören, wie sie darauf den Reiter gesehen und erkannt, wie sie aber eigentlich gar nicht erschrocken darüber, sondern gleich gefaßt gewesen sei und auf seinen laut ausgesprochenen Wunsch das Blatt habe fliegen lassen.

»Dann kam er und stand vor mir,« setzte sie nach einer Pause und einem tiefen Athemzuge hinzu, nachdem sie ihre Hände leicht zusammengelegt. Aber diese einfachen Worte begleitete sie mit einem so unaussprechlich glücklichen Blicke, der so unverkennbar die Seligkeit ihres Herzens aussprach, daß er hätte laut aufjauchzen und ihr zu Füßen stürzen mögen, und dies wahrscheinlich trotz Mercedes' Gegenwart auch gethan hätte, wenn in diesem Augenblicke nicht der Bediente mit seinem Pferde erschienen wüte.

Auch wieder ein Zufall, doch viel eher noch eine Freundlichkeit Conchitta's, die ihn wahrscheinlich vernünftiger Weise von einem übereilten oder wohl gar thörichten Schritte abhielt. So mußte er denn Abschied nehmen, und wenn er sich auch bemühte, durch fortgesetztes lebhaftes Gespräch die beiden Damen zu veranlassen, ihn noch eine Strecke zu begleiten, so nahm doch diese Begleitung wie Alles in der Welt ihr Ende, und nachdem er, wie er sich gleich darauf erinnerte, eine Zeit lang gar nichts Anderes mehr gesehen, als das reizende Oval ihres Gesichtes, als ihre guten, schönen Augen und die Fliederblüthen in ihrem reichen Haare, und nichts mehr gehört, als daß sie gesagt: »auf baldiges Wiedersehen!« sowie, einige gänzlich unverständliche Worte Mercedes' – fand er sich allein auf dem schmalen Pfade neben dem herabrauschenden Bache, und es fiel ihm nun auf einmal schwer auf's Herz, daß er sich in die Stadt hinab begeben mußte, in die heiße, dunstige Stadt, angefüllt mit langweiligen Gesichtern. O, er wäre so gern hier oben

geblieben, er hätte seine heiße Seele so gern getaucht in das duftige, kühle Waldesdunkel, sein Gesicht gedrückt in den feuchten Dunst bemooster Felsen, dabei aufmerksam lauschend dem Geflüster der murmelnden Quelle!

Ach, es ging so rasch abwärts – wenn er auch noch so kleine Schritte machte und sich noch so häufig umschaute, so hatte er doch in Kurzem wieder die Stelle erreicht, wo er heute Morgen das Glöcklein gehört! Hier warf er den Zügel seines Pferdes, welches langsam hinter ihm drein schritt, um einen Baumast, nachdem er aus einer kleinen Satteltasche etwas genommen, und bahnte sich alsdann einen Weg durch die herabhängenden Zweige bis zu dem klaren Bache, der hier schäumend zwischen größeren bemoosten Steinen hinabschoß. Auch in der Mitte des Wassers lag ein solcher flacher, mit Moos bewachsener Stein, den er mit einem tüchtigen Sprunge erreichte, worauf er auf demselben niederkniete. Er that das übrigens nicht, um ein Gebet zu sprechen, was wir unter einem solchen verstehen, und doch wieder hatten seine Worte die größte Aehnlichkeit damit, wenn auch vielleicht für unsere christlichen Begriffe mit einem etwas heidnischen Beigeschmacke. Das, was er vorhin aus der Satteltasche genommen, war ein kostbares, doppelschneidiges, indisches Jagdmesser, das Geschenk eines Feindes, der lange in Hindostan gelebt: es war eine feine Damascenerklinge, die Scheide von Gold, der Griff mit Edelsteinen besetzt – es war das Kostbarste, was er bei sich hatte, ja, in jeder Beziehung das Werthvollste seiner reichen Sammlung; er machte eine Oeffnung in die

dicke Moosdecke, schob das Jagdmesser behutsam unter dieselbe, ein Opfer dem Schicksale, welches unsere Tage lenkt, es anflehend, ihm gnädig zu sein.

Darauf sprang er zurück an das Ufer, und wie er dort kaum Fuß gefaßt hatte und sich noch an den dichten Zweigen hielt, die ihn vor jedem Blicke verdeckten, ward ihm eine wunderbare Erscheinung wie eine Antwort auf seine Frage: oben auf der Höhe, von wo der Bach gegen ihn herabgerauscht kam, in ihrem weißen Kleide leuchtend hervortretend aus dem dunklen Hintergrunde der dichten Laubmassen, erschien ihm Edelweiß, wahrscheinlich ihm, dem Freunde, nachblickend; einen Augenblick stand sie unbeweglich über dem herabstürzenden Wasser, die sichtbar gewordene Nymphe der Wasserquelle, dem flüssigen, flüchtigen, rauschenden Elemente trauernd nachschauend; dann beugte sie sich herüber, nahm eine der Fliederblüthen aus ihren Haaren, drückte sie an ihre Lippen und ließ alsdann diesen zarten, sinnigen Blumengruß auf den raschen Wellen zu ihm in's Thal heruntergleiten.

Er sah diesem Spiele athemlos zu, mit gierigem Auge der Blume folgend, die, wie unter dem Schutze des Himmels stehend, ohne an den Steinen und Baumstämmen sich verletzend anzustoßen, gegen ihn herabschwamm und endlich von seiner Hand erfaßt wurde. Als er dankbar aufblickte, Hand und Blume wie zum Gruße hoch in die Höhe haltend, war die süße Erscheinung droben verschwunden – ihm aber zu seinem unaussprechlichen Entzücken die duftige, weiße Blüthe geblieben, die an ihrem

Haare geruht, welche ihre Lippen berührt und deren kleine Kelche ihm tausend herzliche Grüße überbrachten.

LVII. DER TAG NEIGT SICH ZU ENDE.

Die Frau Fürstin-Mutter hatte mit ihrem Schwager, dem Prinzen Heinrich, nie in besonders guten Verhältnissen gelebt. Als diese Dame ihren verstorbenen Gemahl geheirathet, waren beide Brüder lebenslustige junge Herren gewesen, besonders Prinz Heinrich, von dessen heiterer Gesellschaft die Frau Fürstin einen schlimmen Einfluß auf ihren Gemahl gefürchtet – ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Daß aber die Abneigung zwischen Schwager und Schwägerin eine gegenseitige war, dürfen wir eben so wenig verschweigen, als daß damals schon der Hof, wie auch heute noch, zwei sich ziemlich schroff einander gegenüberstehende Parteien bildete, zwischen denen der verstorbene regierende Herr in seiner Gutmüthigkeit zu vermitteln suchte und, ohne eine Annäherung möglich zu machen, dadurch selbst in eine schwankende Stellung gerieth, sich heute zu dieser, morgen zu jener Partei neigend.

Prinz Heinrich hatte einen scharfen Verstand, war energisch und konnte es vor allen Dingen nicht ertragen, daß seine mit gleichen Eigenschaften begabte Schwägerin hiedurch die Herrschaft über ihren schwächeren Gemahl errang und davon einen tüchtigen Gebrauch machte.

Denn der höchst unangenehmen, langweiligen und zuweilen lebensgefährlichen Pantoffelkrankheit, an der wir

armen bürgerlichen Sterblichen zu leiden haben, sind auch die Großen dieser Erde unterworfen, in Ursachen und Wirkungen vollkommen ähnlich, nur daß bei den allerhöchsten Bevorzugten die höhere, unnahbare Region, in der sie zu leben pflegen, die weiten Räume ihrer Schlösser, Parks und Villen, der Purpur der Hermelinmantel, Glanz der Throne sie mit einem Zauberkreise umgeben, durch die die ärgerlichen und oft sehr lauten Aeüßerungen dieser Krankheit nicht durchzudringen vermögen. Der regierende Fürst war ein stiller Dulder, doch wußten nur die vertrautesten Eingeweihten, daß, wenn er seinen festen, unbeugsamen Willen aussprach, dies nur eine auswendig gelernte Lection war, und daß, wenn er nur in den allerseltensten Fällen von diesem einmal ausgesprochenen Willen abging, dies nur deßhalb geschah, weil ihn ein kräftiger Geist überwachte und leitete.

Prinz Heinrich war einer der Wenigen, welche diesem kräftigeren Geiste so viel als ihnen möglich war widerstrebten; er that dies zuweilen mit Erfolg, und gerade diese Fälle waren es, welche die Abneigung der Fürstin-Mutter gegen ihn vergrößerten und sein Schuldbuch schwer belasteten.

Als nun der Fürst gestorben war, erschien es der Mutter leicht, die Herrschaft, welche sie über den Gemahl ausgeübt, auch über ihren Sohn zu behaupten, und hier war es wieder der Prinz, der kräftiger als bisher einschritt und der durch sein unablässiges Bemühen, Ermahnen und Einwirken dem jungen Fürsten wenigstens in einiger Beziehung zu einer gewissen Selbständigkeit verhalf.

Hatte er sich damals gescheut, seinen Bruder zu auffallend zu unterstützen, um den Frieden der fürstlichen Ehe nicht zu stören, so fiel jetzt diese Rücksicht weg und eine andere trat um so schärfer hervor, die Regierung nämlich nicht gänzlich in die Hände einer gewaltthätigen, ehrgeizigen, dem Lande fremden Frau fallen zu lassen. Zu den Mitteln, die er hierzu benutzte und durch die er günstig auf den regierenden Herrn einwirkte, gehörte auch Rodenberg. Anfänglich sollte derselbe nicht viel mehr sein, als ein Spielzeug, das er dem Fürsten zur Ausfüllung müßiger Stunden, deren derselbe viele hatte, vorstellte; doch hatte er sich in so weit in dem Charakter der beiden jungen Leute getäuscht, als es dem Maler gründlicher Ernst damit war, in der Stelle, welche einzunehmen er das Glück hatte, die Kunst in ihren verschiedenen Zweigen zu unterstützen und die Lust hierzu in dem Herzen des jungen Fürsten wachzurufen, was ihm auch glänzend gelang, indem bei diesem Zusammenwirken von Herrn und Diener nicht nur schöne Bauten entstanden, Maler und Bildhauer vollauf zu thun hatten, sondern auch die Wissenschaften nicht unbedacht blieben, indem es Rodenberg's eifrigstes Bemühen war, neben den verschiedensten Künstlern auch Gelehrte aller Art in die Umgebung des Fürsten zu bringen.

Daß bei dieser Nachahmung des Zeitalters der Mediceer im Kleinen der Punkt der Oekonomie nicht gar zu genau genommen wurde, ist nicht zu läugnen, doch wenn auch bei Verausgabung bedeutender Summen die

Fürstin-Mutter und ihre getreuen Rätthe häufig Lust zeigten, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn sich das für so hohe Personen geschickt hätte, so brachten anderentheils diese Bestrebungen des Fürsten, Künstler und Gelehrte zu unterstützen und an sich heranzuziehen, einen außerordentlich günstigen Eindruck im Lande hervor, theils durch die Werke, welche unter den Händen jener Männer entstanden, theils durch die schwärmerische Verehrung, die sie dem jungen kunstliebenden Fürsten zollten.

Rodenberg war, wie schon gesagt, die Seele dieses Kreises jüngerer und älterer Männer, welche den Fürsten umgaben, in deren Gesellschaft er sich wohl befand und mit denen er den sprudelnden Schaum seiner Jünglingstage genoß. Wenn der junge Maler für seine Bemühungen von der Fürstin-Mutter und einem guten Theile des Hofes deßhalb auch mit sehr unangenehmen Blicken betrachtet wurde, so galt er ihnen doch nur eigentlich als das Werkzeug des Prinzen Heinrich, wofür letzterer mit dem gesammten Hasse der Partei belohnt wurde.

Wäre nur eine Aussicht vorhanden gewesen, daß Prinz Heinrich in Ungnade hätte fallen können – doch lag dies beinahe außer dem Bereiche der Möglichkeit: der Prinz, mit einem großen Vermögen, hatte sich förmlich unabhängig zu machen gewußt und litt auch nicht im mindesten unter dem oft genug deutlich werdenden Mißfallen der Frau Fürstin-Mutter – für ihre anzüglichen Worte hatte er eine wenigstens eben so anzügliche Antwort – ihre gehässigen Blicke schien er gar nicht zu sehen, und wenn

es ja einmal eine kleine Scene gab, auf welche etwas Außerordentliches geschehen mußte, so machte er eine Reise in's Ausland, um sich dort gewaltig fetiren zu lassen, was die Zeitungen niemals ermangelten, auf's ausführlichste zu berichten, oder er zog sich auf eines seiner Schlösser zurück, um von dort durch zahlreiche Einladungen den Hof in der Stadt zu entvölkern.

Von dem jungen Fürsten war er deßhalb geschätzt und geachtet, weil er ihm eben so wenig einen schlechten Rath gab, als er sich durchaus nicht scheute, das mit passenden Worten hervorzuheben, was ihm an der Ausführung seines regierenden Neffen allenfalls nicht gefiel.

Daß der Prinz ein Lebemann war und es namentlich in früheren Jahren mit seinen kleineren und größeren Verhältnissen nie sehr genau genommen hatte, darüber brauchte er keinem Menschen Rechenschaft abzulegen, denn er war unvermählt geblieben, und hatte also auch nach dieser Richtung hin keine Fesseln, welche die Frau Fürstin-Mutter gelegentlich hätte versuchen können, fester anzuziehen.

Ob der junge Fürst die Liebe und Zuneigung, welche er gern öffentlich für seinen Oheim zeigte, in der That ohne Rückhalt im Herzen trug, sind wir nicht genau im Stande, anzugeben – zuweilen und fast nur immer im Beisein der Fürstin-Mutter erlaubte er sich hier und da ein pikantes Wort gegen den Prinzen, welches dieser aber gewöhnlich lachend abschüttelte oder, wengleich in aller Ehrfurcht, kräftig erwiderte.

So schien denn der Prinz nach menschlicher Berechnung vor jedem Falle, vor jeder Ungnade geschützt; seine Partei, deren größter Theil sich dadurch ziemlich sicher fühlte, hatte nur eine Kleinigkeit vergessen: jene totale Veränderung nämlich, welcher wir Alle einmal unterworfen sind und vor der sich die Gewaltigen dieser Erde nicht nur eben so gut beugen müssen, wie der geringste Bettler, sondern welche auch diese beiden Endpunkte der Gesellschaft zu einem in die Ewigkeit fortrollenden Ringe macht.

Prinz Heinrich starb – ohne eigentlich krank gewesen zu sein, das heißt seine kurze Krankheit konnte von den Aerzten mit keinem Namen belegt werden, da sie dieselbe nicht begriffen – er fühlte sich ein paar Tage unwohl, ohne daß während dieser Zeit seine Bekannten ihre Besuche unterbrochen, und an demselben schönen Frühlingmorgen, den wir im vorigen Kapitel zu schildern versucht, schied er still und schmerzlos aus dem Leben.

Damit war einer seiner sehnlichsten Wünsche erfüllt worden, denn er hatte immer gesagt, es würde ihm schrecklich sein, wenn er bei regnerischem Herbstwetter oder an einem unfreundlichen Wintertage diese schöne Welt verlassen müsse, die ihm so viel Angenehmes geboten.

Und so war er dahingeschieden bei geöffneten Fenstern, unter Blumenduft und beim leisen Rauschen des Windes in den Bäumen vor seinem Balkone. – Er hatte sich von seinem Kammerdiener noch eine Mappe voll Zeichnungen berühmter Meister vor den Lehnstuhl

bringen lassen und hatte eigenthümlicher Weise durch einen matten Wink seiner Hand ein Zeichen gegeben, nicht weiter umzublättern, gerade bei einem prachtvollen Aquarell Roderich's, welches die Marchesa de Monterey darstellte, wie sie bei jenem Künstlerfeste als Jägerin den Pokal hoch emporhob, den er selbst ihr damals überreichte.

Nachdem er dieses Blatt längere Zeit betrachtet, hatte der Prinz mit einem sanften Lächeln die Augen geschlossen, und sein Taschentuch einen Augenblick an seine Lippen gedrückt, um alsdann die Hand mit demselben etwas rasch zurücksinken zu lassen.

Eine Zeit lang hatte der geduldig wartende Kammerdiener geglaubt, Seine Königliche Hoheit schlafe nur, dann aber die Wahrheit eingesehen. –

Hier der Tod, dort zu gleicher Zeit in der Brust des glücklichen jungen Mannes das frischquellendste Leben.

Warren hatte nach einem tüchtigen Jagdgalopp die Stadt erreicht und ritt vor die Wohnung seines Freundes Rodenberg, um ihn mit der unerhörten, freudigen Nachricht zu überraschen. Der Bediente, welcher ihm auf der Treppe entgegenkam, flüsterte ihm hinter der vorgehaltenen Hand zu, was sich im Schlosse begeben, daß sein Herr sogleich dahin geeilt sei und wahrscheinlich den ganzen Tag dort bleiben werde. Und das war in der That der Fall: der Prinz, der bei allem leichten, heitern Sinne ein umsichtiger Geschäftsmann gewesen war, hatte nicht

nur vor längerer Zeit schon alle testamentarischen Verfügungen getroffen, sondern er hatte seinem jungen Freunde Rodenberg ganz besonders und auf's strengste anbefohlen, Papiere und Briefschaften, welche derselbe in genau bezeichneten Fächern finden wurde, im Falle eines plötzlich eintretenden Todes zu verbrennen. Rodenberg war vorsichtig genug gewesen, sich für diesen Fall eine schriftliche Instruction des Prinzen geben zu lassen, und nach dieser handelte er nun vielleicht eine Stunde nach dem Tode seines Wohlthäters, nachdem er auf die erkalteten Hände desselben im Gefühle tiefen Schmerzes und unbegrenzter Dankbarkeit seine Lippen gedrückt und seine Thränen vergossen.

Diesen schriftlichen Befehl des Verstorbenen zeigte er dem Kammerdiener, welcher sich dagegen ein paar leichte Einwendungen erlaubte, endlich aber nicht ohne Achselzucken und Kopfschütteln daran ging, die bezeichneten Fächer aufzuschließen und die genau chiffirten Pakete herauszunehmen. Rodenberg hatte bei dem Verstorbenen dessen Adjutanten Obersten von Werdenberg getroffen, welcher sich durchaus keine Mühe gab, die Thränen zu verbergen, welche ihm aus den Augen in den dicken Bart rollten.

»Das war ein vortrefflicher Herr,« sagte er, dem Eintretenden die Hand reichend; »Wenige haben ihn so gekannt und erkannt, wie wir Beide, und für Wenige ist auch dieser Verlust so schmerzlich, ja, wahrscheinlich von so großen Folgen, wie für mich und für Sie, mein

lieber Rodenberg – darüber wollen wir uns keinen Illusionen hingeben – es ist räuberhaft, aber wahr!«

»Ich verstehe wohl Ihren Schmerz um den Hingeschiedenen – er war Ihnen mehr ein Freund, als ein Gebieter; doch was kann sein Tod in Ihren Verhältnissen ändern; man wird Ihre vortrefflichen Dienste anerkennen und Ihnen wahrscheinlich die Wahl lassen, als Adjutant des Fürsten weiter zu dienen, oder ein Regiment zu übernehmen.«

»Oder mich mit Pension in Ruhestand versetzen zu lassen,« sagte Werdenberg achselzuckend, »und das ist das Beste, was noch geschehen kann; ich gehöre einer vergangenen Zeit an und vermag mich in die neuen, schauderhaften Verhältnisse nicht zu schicken; neben dem, was jetzt bei Hofe gilt, kommen wir uns, Gott verzeih' mir die Sünde! fast unbedeutend vor; man bemerkt, daß wir neben dieser jungen Generation so gar kein Verdienst haben – sehen Sie einmal meine Brust an – nicht wahr, eine hübsche, breite Brust – eine wahrhaft räubermäßige Brust – nun sehen Sie, mein lieber Rodenberg, wenn ich bei Hofe bin und zufällig auf diese Brust hinabschiele, so erscheint mir das Kreuz für meine fünfundzwanzigjährigen Dienste, wie ein verlorener Posten, und ich komme mir so ohne alles Verdienst vor, neben meinen jungen, und sehr frischen Kameraden auf deren Brust sechs Decorationen prangen . . . «

»Aber wenn Sie dagegen bedenken, wofür jene ihre Decorationen erhielten, – für keine lange und ehrenvolle Dienstzeit, für keine glänzende Waffenthat, oft nicht einmal für eine verdienstvolle Handlung!«

»Das weiß ich allerdings: für sechs Besuche an fremden Höfen und dabei gewesen zu sein, wenn sechsmal irgend eine große Begebenheit notificirt wurde, sechs Orden – diese Rechnung ist richtig!«

»Nun also!«

»Aber die Welt urtheilt nach dem Scheine, und ich kann Sie versichern, es herrscht heutzutage eine solch räubermäßige Begriffsverwirrung, daß die Betreffenden selbst sich nach ein paar Jahren kaum noch zu erinnern vermögen, bei welcher außerordentlichen That oder für welch großes Verdienst sie dieses oder jenes Kreuz erhalten – nein, nein, ich mag Niemandem im Wege stehen, und daß ich das thun würde, wenn ich bliebe, darauf können Sie sich verlassen. Deßhalb ist mein Entschluß gefaßt und ich will es ihnen durchaus nicht schwer machen, wenn sie mir auf ehrenvolle Art meinen Abschied geben!«

»So würde ich also zwei Freunde, zwei Beschützer auf einmal verlieren!« sprach der junge Mann in traurigem Tone, worauf ihn der Oberst von Werdenberg mit großen Augen anschaute und ihm nach einer kleinen Pause erwiederte:

»Sie sagten mir früher einmal, daß Sie sich nach dem Augenblicke sehnten, wo Sie wieder mit Wanderstab und Skizzenbuch in die Welt hinausgehen könnten – es thäte

mir leid, wenn Sie Ihre Ansicht gerade jetzt geändert hatten – gerade jetzt,« fuhr er mit einem bedeutsamen Blicke auf den Verstorbenen fort – »was aber meine Freundschaft anbelangt, so halte ich sie Ihnen unverkürzt fest, darauf können Sie sich verlassen, und wenn Ihnen später einmal der Schutz eines bescheidenen Daches genügt, so wissen Sie, wo ich mein kleines Landgut habe, auf dem ich jetzt ein räuberhaft idyllisches Leben führen werde – da bin ich Fürst auf meinem eigenen Grunde und Boden und habe meinen eigenen Hof, gehört und ungehört, lauter treue, redliche und dankbare Bestien!«

Er wischte sich mit der umgekehrten linken Hand über die Augen, reichte dem jungen Manne seine Rechte und verließ alsdann das Zimmer, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Die Aerzte, welche man eiligst gerufen, die aber nur kurze Zeit da gewesen und rasch davongeeilt waren, um ihre weiteren Meldungen zu machen, hatten in Rücksicht auf den regierenden Herrn und die Frau Fürstin-Mutter eine spanische Wand um den Fauteuil stellen lassen, auf welchem der Verstorbene ruhte.

Im Nebenzimmer war unterdessen ein Lakai damit beschäftigt gewesen, Feuer in einem Kamine anzuzünden; doch während er dies auf die Weisung Rodenberg's that, nickte er mit dem Kopfe, nachdem ihn Jener verlassen, und sprach halblaut vor sich hin: »Nun, das wird wohl der letzte Befehl sein, den ich von dem da erhalte – daß es wenigstens der letzte ist, den ich ausführe, darauf kann er sich jedenfalls verlassen!«

Der Maler trat dicht an den Fauteuil, in welchem sein Wohlthäter ruhte, und da die strenge Hand des Todes seinem Gefühle nach den Unterschied des Standes so weit verwischt hatte, daß er in dem Verstorbenen nur noch einen edeln Menschen sah, der ihn geliebt, der ihm Gutes erzeugt, so drückte er seine warmen Lippen auf die eiskalte Stirn des Todten, und während seine Thränen abermals und reichlicher flossen, flüsterte er ihm heiße Worte der Dankbarkeit zu.

Draußen lachte der wunderbarste Frühlingsmorgen und drang mit Sonnenschein und Blätterduft zu den geöffneten Fenstern herein.

Eine tiefe, feierliche Stille rings umher wurde wohlthuend unterbrochen durch das leise Rauschen in den Blättern, durch das Summen leichtbeschwingter Bienen, durch den tiefen Klang einer einzigen Glocke, die absichtslos zum Sterbegeläute ward – ein leuchtendweißer Schmetterling umgaukelte einen Augenblick die weiße kalte Stirn des Verstorbenen und schwang sich dann durch das geöffnete Fenster hoch gen den blauen Himmel empor.

Nach diesem einfachen Trauerdienste, den Sonnenglanz, Blumenduft, leidtragende Biene und Schmetterling hier zugleich mit dem tief ergriffenen Gemüthe des jungen Mannes gefeiert, richtete sich dieser auf und begann im Neben-Cabinette den ihm übertragenen Dienst.

Es war eine ziemlich bedeutende Anzahl der bezeichneten Pakete da, welche zerstört werden sollten, und

da Rodenberg nur immer eines nach dem andern vornahm, um keine unverbrannten Reste zu hinterlassen, so brauchte er eine ziemliche Zeit dazu. Die Thür neben sich hatte er angelehnt und hörte deutlich, wie nach und nach eine Menge Personen dort eintraten und wieder fortgingen, ohne daß seine Aufmerksamkeit dadurch besonders in Anspruch genommen worden wäre. Jetzt aber schien sich nebenan etwas Wichtigeres zu begeben; er hörte ziemlich laut die Stimme des Oberhofmeisters und des dienstthuenden Kammerherrn des Verstorbenen, das Wegrücken von Möbeln und dann nach einer kleinen Pause das geräuschvolle Oeffnen der anderen Thür, das Rauschen eines schweren Kleides und den Ton einer sehr ruhigen, harten Stimme, welche fragte: »Wo ist die Leiche?«

Er vernahm das Wegrücken der spanischen Wand und hierauf die Stimme des Fürsten, der in weichem Tone sagte: »Mein armer, guter Oheim!«

»Ein eigenthümlicher Geruch,« hörte er nach ein paar Minuten die Stimme der Frau Fürstin-Mutter sagen; es ist gerade, als wenn hier etwas verbrannt worden wäre!« – Dann vernahm man die flüsternde Stimme des Kammerdieners, ohne dessen Worte verstehen zu können, und hieraus ein allgemeines A–a–a–ah! der Ueberraschung, welchem die hohe Dame hinzusetzte: »Das ist doch seltsam!«

Rasch wurde nun die Thür von dem dienstthuenden Kammerherrn geöffnet, und Rodenberg, welcher ganz ruhig vor dem Kamine stand, und bis jetzt die züngelnden Flammen betrachtet hatte, schaute, aufblickend, verschiedene hohe, höchste und allerhöchste Augen, welche für ihn durchaus keinen Ausdruck von Freundlichkeit hatten.

»A–a–a–ah, das ist sogar sehr stark.«

»Mindestens unbegreiflich!« sagte der Fürst, während ein paar der obersten Hofchargen vor Entsetzen sichtlich zusammenschauerten und einige ohnehin schon sehr angegriffene Hofdamen in Ohnmacht zu fallen drohten.

»Frech – das ist das richtige Wort!«

Wir müssen gestehen, daß die Hand des Ober-Hofmarschall der Frau Fürstin-Mutter förmlich bebte, als er den Händen des Malers jenes Blatt Papier entnahm, welches ihn nicht nur berechtigte, hier zu sein, sondern ihm auch zu handeln befahl, wie er gethan.

»Eine jene sonderbaren, unerklärlichen Grillen meines theuren Schwagers!«

»Welche zur Ausführung,« sprach der Ober-Hofmarschall in tiefster Entrüstung, »eine Hand gefunden hat, die auch wohl zu Anderem fähig ist!«

Rodenberg war im Begriffe, dem Sprecher einen bezeichnenden Blick zuzuwerfen, doch besann er sich eines Besseren und sagte kalt und ruhig: »Die Hand, Herr Ober-Hofmarschall, welche hier ihre Pflicht gethan, that es nur nach einem verlangten und gegebenen feierlichen

Versprechen – dieses Blatt hier ist Nebensache und sollte nur für alle Fälle zu meiner Legitimation dienen.«

»Sagen Sie diesem Herrn,« wandte sich jetzt die Fürstin-Mutter an ihren Ober-Hofmarschall – »natürlicher Weise mit der Erlaubniß meines Sohnes –, daß in solchen Fällen ein Versprechen und ein ähnliches Blatt Papier nur dann irgend eine Gültigkeit haben kann, wenn betreffenden Orts hierüber ein Befehl eingeholt worden ist – nicht wahr, mein Sohn?«

»Gewiß, Mama!«

»So klar wie die Sonne!« sagte der Ober-Hofmarschall mit einem Blicke gen Himmel.

»So habe ich denn Unrecht begangen,« entgegnete der Maler, sich gewaltsam zusammennehmend, in ehrerbietigem Tone, »das ich leider für kein Unrecht erkennen kann – ich hatte geglaubt, letztwillige Verfügungen würden in jedem Kreise heilig gehalten.« – Er wollte hinzusetzen: »Nicht nur bei uns gewöhnlichen Bürgersleuten,« doch schwieg er.

»Sie hätten dieses Blatt Papier vorzeigen und einen Befehl darüber einholen müssen!« bemerkte der Fürst in einem etwas strengen Tone, während sich seine Augenbrauen finster zusammenzogen!

»Wenn ich einen Fehler begangen habe, so bitte ich um Verzeihung, so wie nachträglich um Erlaubniß, das, was ich versprochen, halten zu dürfen!«

»*Ah c'est trop fort!*« hörte man im Hintergrunde des Zimmers. Die Frau Fürstin-Mutter hielt das Blatt Papier

in ihren Händen und übergab es jetzt, ohne den jungen Mann auch nur eines Theiles jenes kalten gleichgültigen Blickes aus ihren Augen zu würdigen, dem Ober-Hofmarschall – wo Rodenberg stand, war für sie Luft und nichts als Luft, und der strenge Ton ihrer Stimme vervollständigte ihre Worte, als sie nun zu ihrem Sohne sagte: »Es ist wohl überhaupt nicht Dein Befehl, daß jener Herr uns in diesem feierlichen Augenblicke länger mit seiner Gegenwart beehre.«

»Gehen Sie, Rodenberg gehen Sie und erwarten Sie mich,« sagte der Fürst in einem etwas milderen Tone; doch setzte er nicht hinzu, wo er ihn erwarten sollte, wie er vielleicht auszusprechen gewillt war, denn die Frau Fürstin-Mutter befahl dem Kammerdiener mit sehr lauter Stimme, die noch neben dem Kamine liegenden unverbrannten Pakete aufzuheben und ihrem Ober-Hofmarschall zu übergeben.

Rodenberg that nun hier allerdings etwas, das gegen alle Etiquette war, denn er trat mit einer tiefen Verbeugung bis auf die Schwelle des Gemaches, sehr nahe vor die Herrschaften und sagte alsdann in einem eigenthümlich bewegten Tone und mit einem Blicke, welcher dem stillen Manne im Lehnstuhle galt: »Da es mir also nicht vergönnt ist, mein Versprechen zu halten, so möge mir der verzeihen, dem ich's gab, und er wird es thun, da er von mir überzeugt sein konnte, daß ich nach seinem Willen gehandelt haben würde, ohne Rückhalt, ohne Deutelei, ohne irgend eine Nebenabsicht!« – Dann machte er eine zweite Verbeugung, wandte sich kurz um und

verließ das Cabinet und das Schloß mit so hoch erhobnem Kopfe, daß manche der Beamten und Lakaien, welche ihm begegneten, in dem Glauben, er sei von den allerhöchsten Herrschaften außerordentlich gnädig behandelt worden, an ihm mit ganz besonders ehrfurchtsvollem Gruße vorbeigingen. Wie ärgerten sich die meisten von ihnen, als sie später den wahren Sachverhalt erfuhren, und wie gern hätten sie ihren ehrfurchtsvollen Gruß zurück genommen, um ihn mit einem gewissen stillen Lächeln der Befriedigung vertauschen zu können!

Rodenberg verließ das Schloß und ging nach seiner Wohnung. Dort, in seinem Zimmer, schritt er lange traurig bewegt, aber durchaus nicht unglücklich auf und ab, ja, wenn ihm auf Augenblicke das Bild seines verstorbenen Wohlthäters und Freundes verschwand und er an sich selbst und an den wahrscheinlichen Stand seiner Angelegenheiten dachte, so konnte er sich eines tiefen Athemzuges nicht erwehren, eines jener Athemzüge, welche die Brust erleichtern und uns unwillkürlich mit einem frohen Ausdrücke gen Himmel blicken lassen. Er fühlte es wohl, die goldene Kette war zerrissen, die man so gern trägt, trotzdem sie eine Fessel ist; er schaute um sich her auf die Bäume vor seinem Fenster und über sie hinweg auf die fernen Berge, und es war ihm gerade zu Muthe, als bemerke er den kleinen Pfad, den er in Kurzem wandern werde – er mit seinem Skizzenbuche und seinem Stocke – sonst allein – ganz allein.

Er strich langsam mit der linken Hand über seine Brust in der Gegend des Herzens, als könne er dort Erinnerungen abstreifen, die schon lange von selbst fallen wollten wie verwelkte Blätter – Erinnerungen an die Jahre, die er hier verbracht – Erinnerungen an sie – an sie.

»Das Alles muß ich versuchen, hier zurückzulassen,« sagte er ohne Traurigkeit, wengleich schmerzlich bewegt – »es war ein schöner Traum, aus dem man mich ein wenig unsanft aufgeweckt hat!«

So verging dieser Tag, an dem Rodenberg seine Wohnung nicht mehr verließ – seine täglichen Geschäfte im Schlosse widerten ihn an: da sollte er Versprechungen machen, da sollte er befürworten, er, der überzeugt zu sein glaubte, daß sein Fürwort von nun an nur noch eine entgegengesetzte Wirkung haben konnte, er, der ja nicht im Stande war, die für seine Person gegebenen Versprechungen zu halten.

Am andern Morgen ließ er auf seiner Kanzlei anfragen, ob dringende Geschäfte vorhanden seien; ob ihn viele Leute erwarteten, darüber sollte ihm sein Diener mündlich berichten. Die Antwort des Secretärs lautete, Dringendes gäbe es gar nichts, und der Lakai sagte, das Vorzimmer sei ganz leer gewesen.

Rodenberg hatte gestern Niemanden sehen wollen, und deßhalb war auch Warren zweimal vergeblich dagewesen – heute aber ließ dieser sich nicht abweisen und trat mit der Frage in's Zimmer, ob er auch heute für ihn

nicht zu Hause sei. »Das ist ein eigenes Benehmen,« setzte er hinzu, »seine Thür zu verschließen, wenn im inneren, wie im äußeren Departement so Wichtiges vorgeht!«

»Ja, Unangenehmes genug, und ich erwarte von Ihnen eher eine Belobung, weil ich es vor der Hand für mich behalten wollte.«

»Grasser Egoismus und unnütze Vorsicht – glauben Sie denn, eine Geschichte, welche sich vor einem guten Theile des Hofes zutrug, habe sich nicht gestern schon mit den wunderbarsten Zusagen verbreitet wie ein Lauffeuer in dürrem Grase?«

»Ich kann mir diese Zusätze denken.«

»Nein, das können Sie wahrhaftig nicht, obgleich Sie einige Phantasie haben.«

»So lassen Sie mich etwas davon hören.«

»Wozu das? Sie würden sich nur darüber ärgern.«

»Gewiß nicht, und ich halte es für gut, Nachreden über mich jetzt schon kennen zu lernen.«

»Erinnern Sie sich der würdigen Madame Schmitz, der Mutter unseres gemeinschaftlichen Freundes Michel Angelo? Von ihr erzählten Sie mir einmal, auf welche erfindungsreiche Art man damals das Unglück Roderich's vergrößert.«

»O ja, brachte man doch sogar das Skelett in seinem Atelier mit dem Verschwinden seiner Frau in Zusammenhang – Sie zweifelten vorhin an meiner Phantasie – soll ich Ihnen wiederholen, was man über mich sagt?«

»Darauf wäre ich begierig.«

»Zuerst weiß man ganz genau, daß jener schriftliche Befehl des Prinzen, seine Briefe zu verbrennen, von mir selbst gemacht war, um mich in den Besitz wichtiger und werthvoller Papiere zu setzen.«

»Getroffen – getroffen!« sagte Warren heiter.

»Andere, gutmüthigere Leute ließen mich zu gleicher Zeit noch ein paar Hände voll Brillanten mitnehmen, die mir natürlicher Weise auf Befehl des Fürsten wieder abgenommen wurden.«

»Weiß Gott, Sie haben die Gabe des zweiten Gesichtes!«

»Die Besten,« fuhr Rodenberg gleichmüthig fort, »flüstern, der Prinz sei eigentlich keines natürlichen Todes gestorben, sondern habe Gift getrunken, das ich ihm gemischt.«

»Ausgezeichnet,« lachte Warren, »ganz vortrefflich, und wenn das so fortgeht, so erfahren wir morgen früh, Sie hätten das Feuer im Kamine entweder angezündet, um vermittelst der umhergestreuten Papiere das Schloß in Brand zu stecken, oder damit Ihren Wohlthäter zu rösten und dann zu verspeisen – ein solcher Gebrauch, um den Verstorbenen zu ehren, soll noch bei einigen Stämmen von Wilden Statt finden.«

»Auf alle Fälle scheint man freundlich über mich gestimmt zu sein,« sagte der Maler, indem er gedankenvoll zum Fenster hinausblickte.

»Wundert Sie das? Mich durchaus nicht!«

»Sie sind noch nicht lange genug hier, lieber Warren,« fuhr der Andere in ruhigem Tone fort, »als daß ich zu Ihnen sagen könnte, nennen Sie mir irgend Jemanden, dem ich wissentlich Unrecht gethan, oder dem ich nicht geholfen, wenn ich ihm helfen konnte – es würde Ihnen schwer werden und wenn Sie Buch geführt hätten über alle meine Thaten und über jeden meiner Schritte, wogegen es mir ein Leichtes wäre, Ihnen Namen zu nennen aus den verschiedensten Kreisen, aus den verschiedensten Ständen, denen ich gefällig war, denen ich geholfen, denen ich Gutes gethan, so viel es in meiner Macht stand – ich darf das wohl sagen, da ich mich ja vorhin nicht scheute, mit Ihnen über meine jetzigen Nachreden zu sprechen – doch lassen wir das – nur wenn Sie etwas Positives über mich in Erfahrung gebracht, was mit dem gestrigen Vorfalle im Zusammenhange steht, so erzeugen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn Sie es mir mittheilen.«

»Ich erfuhr nur so viel, daß Ihre Feinde bei Hofe – und Sie haben deren eine gute Anzahl – gewaltig heitere Mienen machen, wenn von gestern und von Ihnen die Rede ist. Sie werden mir dabei glauben, daß ich einige sehr verblüffte Gesichter hervorrief, als ich über Sie sprach, wie es aus meinem Herzen kam.«

»Sie sollten das in Ihrer Stellung nicht thun.«

»Pah, meine Stellung – habe ich sie mir selbst gewählt? – Ich ließ mich durch meinen Vater in die diplomatische Carrière lanciren, um aus England fortzukommen, weil es mir dort langweilig war und weil ich mit Sicherheit

darauf rechnen konnte, im Auslande Euch, meinen lieben Freunden, zu begegnen und daß wir Beide berechtigt sind, uns mit diesem Namen zu nennen, daran werden Sie auch wohl nicht zweifeln.«

Er reichte bei diesen Worten Rodenberg seine beiden Hände, die Jener herzlich schüttelte, worauf Warren fortfuhr: »So, das wäre das innere Departement, jetzt wollen wir zum äußeren übergehen, und von dem will ich Ihnen eine kleine Idylle erzählen, welche alle Schatten, alle Falten von Ihrer Stirn scheuchen wird – aber setzen wir uns, oder vielmehr, setzen Sie sich, denn ich muß auf und ab gehen, wenn ich Ihnen das erzähle, ich muß hinauslachen können, hinausjubeln, vielleicht auch hier und da vor Freude einen Luftsprung machen!

»Aber wie soll ich anfangen, um im Style einer hübschen Novelle Ihnen der Reihe nach zu erzählen, wie sich Alles das begeben!« sprach Lord Warren in sichtlicher Erregung zu seinem Freunde Rodenberg. »Ich sah Sie ja noch, ehe ich zu Pferde stieg, dann ritt ich fort durch das frische Grün, und, berauscht von Frühlingsluft, verstand ich das Murmeln des Wassers, die Sprache eines Glöckleins, den Gesang der Vögel, das Duften der Blumen – kurz, wurde ganz unsinnig vor Freude!« – Das Alles sprach, jubelte er vielmehr in toller Hast heraus, und als er sah, wie ihn der Andere kopfschüttelnd betrachtete, schlug er sich vor die Stirn und sagte nach einem tiefen Athemzuge: »Ich habe es ja wohl gewußt, daß es mit dem Erzählen so nicht geht – hier im Herzen und da in der Kehle steckt mir der Schluß meiner Novelle,

und ehe ich diesen nicht hinaussprudle, wird es mir nicht möglich sein, Ihnen etwas in einer anständigen Folge zu erzählen!«

»Nun, so sprudeln Sie denn in Gottes Namen zu – es ist wahr, Ihre Mittheilungen sind ein wenig verwirrt.«

»Vor Freude – und auch Sie werden verwirrt werden – bereiten Sie sich denn vor, etwas ganz Außerordentliches zu vernehmen!«

»Nur zu – ich bin vorbereitet genug – mein Inneres ist dürr und trocken und kann durch ein großes, freudiges Ereigniß nur erfrischt und gehoben werden!«

»Aber Sie haben gar keine Idee davon, was Sie hören werden,« sagte Warren, indem er sich vor den Freund hinstellte, die Hände gefaltet und ihn kopfnickend betrachtend – »halten Sie sich fest, Rodenberg – halten Sie sich fest!« – Er legte ihm die Rechte auf die Schulter und rief ihm mit lauter Stimme zu: »Denken Sie sich, ich habe Edelweiß wiedergefunden!«

»A–ah, die junge Dame, die Sie in Zürich trafen und für die Sie sich interessirten!«

»Was junge Dame – was interessiren? – Edelweiß – einzig in ihrer Art wie ihre Blumenschwester – Edelweiß, die ich ganz toll und rasend liebe!«

»Nun, nun, das überrascht mich wohl und freut mich auch einiger Maßen, ich fürchte aber, wir werden in Folge davon von einem unüberlegten Streiche hören.«

»Möglich, möglich – aber hören Sie weiter.«

»Noch eine Ueberraschung! Ich hoffe auf eine noch angenehmere,« bemerkte Rodenberg lächelnd. Warren hatte sich gegen ihn geworfen, hatte mit seinem Arme den Hals des jungen Malers umfassen und den Mund seinem Ohre genähert als wolle er ihm etwas zuflüstern, rief ihm aber bebend vor Aufregung mit lauter Stimme zu: »Ich habe Edelweiß gefunden, und Edelweiß ist Margarethe, unsere kleine Margarethe von damals – Olfer's Margarethe!«

»A–a–ah, Warren! Und dessen sind Sie gewiß?«

»So gewiß ich es über mich selbst bin!«

»Margarethe wiedergefunden – und ist kein Irrthum möglich?«

»Unmöglich – ich bin der Wahrheit sicher durch die liebsten und wahrsten Zeugen – nennen Sie auch diese Neuigkeit unbedeutend?«

»Sie ist so groß, daß ich sie kaum zu fassen vermag – Margarethe wiedergefunden!«

»Und wie – schön und lebenswürdig über alle Beschreibung!«

»Margarethe – welches Glück für unsern guten Roderich!«

»Und für uns!« rief Warren begeistert – »ein Hurrah dafür, und noch eines und noch eines!«

»Ja, ein Hurrah aus vollem Herzen und einen Freudensprung dazu!« rief der junge Maler auffahrend, und da ihn der Andere nicht losließ, und der Freudensprung doch gemacht werden mußte, so entstand daraus eine ganze Kette von Freudensprüngen, welche einem tollen

und wilden, durch das ganze Zimmer rasenden Walzer außerordentlich ähnlich sahen.

Endlich standen die Beiden, hoch aufathmend und dabei lachend, so gut es eben gehen wollte, still und waren nicht wenig erstaunt, einen Zuschauer zu haben, der seinerseits ein noch größeres Erstaunen an den Tag legte. Unter der Thür stand nämlich der Kammerherr Freiherr von Schenk, und das stereotype Lächeln seines glatten Gesichtes, das auch jetzt noch nicht gewichen war, brachte, gemischt mit dem angedeuteten Erstaunen, auf seinen Zügen einen höchst sonderbaren Ausdruck hervor: dabei hatten sich seine Augenbrauen sehr hoch emporgezogen, während seine Unterlippe sehr tief herabhing.

»A–a–a–ah – Sie verzeihen – meine – Herren – der Bediente führte mich herein!«

»Und das bedarf durchaus keiner Entschuldigung, Herr Baron, sagte Rodenberg, auch jetzt noch ein heiteres Lächeln um die Lippen – »ich läugne es nicht, daß wir lustig waren.«

»Bei offenen Thüren,« warf Lord Warren ein, »also ohne daraus ein Geheimniß machen zu wollen.«

»Ich bin entzückt von Ihrer Fröhlichkeit und bedaure nur, dieselbe gestört zu haben; doch dürfen Sie überzeugt sein, daß ich dies ohne einen triftigen Grund gewiß nicht gethan haben würde, und hätte auch mit demselben noch gewartet, wenn ich nicht durch Ihren Diener hereingeführt worden wäre – bitte also nochmals um Entschuldigung!«

»Unnöthig, Herr Baron – auch kann ich meinem Diener keine Schuld geben, denn er weiß am besten, daß in meiner Wohnung Alles bei offenen Thüren verhandelt wird!«

»Ich lasse Sie jetzt, Rodenberg,« sagte Warren, indem er dem Freunde die Hand reichte, »behalte mir aber ganz genaue Mittheilung bis später vor – ich muß meine reizende Novelle an den Mann bringen.«

»Und ich freue mich sehr darauf!«

Der Lord machte dem Kammerherrn eine abgemessene Verbeugung, welche dieser in der Art erwiderte, wie ein Nußknacker zu machen pflegt, wenn man seinen steifen Kopf hinten aufhebt. – »Ein charmanter junger Herr!« sagte er aber, dem jungen Engländer nachschauend, als dieser im Vorzimmer verschwunden war.

»O ja, und ein guter zuverlässiger Freund!« warf Rodenberg leicht hin, indem er mit der Hand nach einem kleinen Fauteuil wies, auf den sich der Kammerherr Freiherr von Schenk langsam und sehr bedächtig, seiner stramm angezogenen Beinkleider wegen, niederließ. – »Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Baron?«

Der Kammerherr hatte seine schwere goldene Uhrkette um den ausgestreckten Zeigefinger gewickelt und ließ jetzt seine Augenlider leicht herabfallen, während sich seine Brauen abermals hoch emporzogen; es giebt dies dem Gesichte eine gewisse Wichtigkeit und soll in der Anleitung für junge Hofherren vorgeschrieben sein.

»Ich erlaubte mir schon, Ihnen zu bemerken, Herr Rodenberg, daß ich in einem Auftrage zu Ihnen komme,

und zwar im höchsten Auftrage unseres allergnädigsten Fürsten.«

Der junge Maler machte eine Verbeugung, worauf sich die Augen des Kammerherrn beinahe ganz schlossen, als er fortfuhr: »Mich dieses allerhöchsten Auftrages zu entledigen, bin ich gezwungen, auf einen Vorfall hinzudeuten, der wohl noch in Ihrer Erinnerung steht.«

»Gewiß, Herr Kammerherr, so lebhaft in meiner Erinnerung, daß ich mich vollkommen in der Verfassung fühle, Alles anzuhören, was Sie mir zu sagen haben.«

»In allerhöchstem Auftrage – ich bitte das nicht zu vergessen –, und ich darf wohl hinzusetzen, daß Seine Königliche Hoheit in der allergnädigsten Absicht die Frage an Sie stellen lassen, ob es Ihnen nicht genehm wäre, durch einen kleinen mehrwöchentlichen oder, wenn Sie wünschen, mehrmonatlichen Urlaub Gelegenheit zu erhalten, diesen – eigenthümlichen Vorfall in Vergessenheit zu bringen?«

Rodenberg betrachtete den Sprecher lächelnd und fing auf diese Art einen forschenden Blick ab, den jener unter den herabgesenkten Augenwimpern nach ihm richtete.

»Sollten Sie mich vielleicht verstanden haben,« fragte der Freiherr von Schenk nach einer kleinen Pause mit einem süßlichen Tone, welcher Wohlwollen ausdrücken sollte – »oder würden Sie vielleicht die Güte haben, mich verstehen zu wollen?«

»Obgleich einige Jahre bei Hofe, bin ich doch noch nicht ganz auf der Höhe der Situation, um Ihnen mit Bestimmtheit sagen zu können, daß ich Sie vollkommen

verstanden; doch fängt es bei mir an zu dämmern, und dürfte ich mir vielleicht erlauben, Ihnen versuchsweise anzudeuten, ob ich Sie verstanden?«

»Thun Sie das, mein verehrter Herr Rodenberg, thun Sie das.«

»Ich soll um einen mehrwöchentlichen Urlaub anhalten – besser noch um einen mehrmonatlichen – einen Urlaub, den ich natürlicher Weise fern von der Stadt, vielleicht sogar fern vom Lande zubringe!«

Der Kammerherr nickte beistimmend mit dem Kopfe.

»Nach Verlauf dieses mehrmonatlichen Urlaubs finde ich, daß es schwer werden wird, mich wieder in meine früheren Verhältnisse zu schicken, und komme um meinen Abschied ein – ist's nicht so, Herr Baron?«

»Gewiß, gewiß,« erwiderte dieser mit einer Lebhaftigkeit, welche ihm in der Freude seines Herzens entschlüpfte, die er aber im nächsten Augenblicke dadurch wieder gut zu machen suchte, daß er sich ernstlich auszusehen bemühte, in Wahrheit aber ziemlich albern aussah, und hinzusetzte: »Im allerhöchsten Auftrage, den ich auszuführen die Ehre habe, ist dies durchaus nicht vorgesehen; sollten Sie, verehrter Herr Rodenberg, aber freiwillig, gänzlich ungezwungen, nach einem solchen mehrwöchentlichen Urlaube, ja ich möchte sagen, sogleich um Ihren Abschied einkommen, so glaube ich, daß dies allerhöchsten Ortes auf's allergnädigste angesehen und belohnt würde.«

Rodenberg konnte sich nicht enthalten, hierauf einen raschen Gang durch das Zimmer zu machen, während

welchem er die Hände in seine Hosentaschen steckte und im Vorüberkommen hier und da einen Blick scharf und zuckend wie ein Blitz auf den Anderen warf, was dieser aber nicht zu bemerken schien, da er sich angelegentlich damit beschäftigte, die Quasten seines Stockbandes, welche etwas in Unordnung gerathen waren, sorgfältig zu glätten.

Plötzlich blieb Rodenberg stehen und sagte in einem ruhigen, festen, aber sehr entschiedenen Tone: »Herr Kammerherr, Sie haben sich des allerhöchsten Auftrages mit einer Genauigkeit entledigt, die nichts zu wünschen übrig läßt und mir auch nicht den leisesten Zweifel über die Lage der Sache gestattet. Da ich aber darin so außerordentlich hell sehe, so muß ich mir schon erlauben, Ihnen zur Antwort zu geben, daß ich es für unverantwortlich gegen mich selbst gehandelt hielte, ja, für feige, wenn ich durch das Verlangen eines Urlaubs meine Stellung hier verließ, auf der ich, wie mir scheint, sehr mißliebig geworden bin, ich zweifle nicht, daß man den Willen und die Macht hat, mich davon zu entfernen, und werde auch in dieser Richtung die Befehle Seiner Königlichen Hoheit erwarten und pflichtschuldigst erfüllen.«

»Sie sind argwöhnisch, Herr Rodenberg, und suchen im Schatten Dinge, die nicht vorhanden sind.«

»Gewiß nicht, Herr Baron; aber schon der Schatten an sich, unter dem man mich verschwinden lassen möchte, ohne irgend welches Geräusch, ohne einen erklärten Abschied, wie eine unnütz gewordene Lustspiel-Figur – dieser Schatten an sich ist mir unangenehm – denn als ein

Künstler liebe ich das gute, ehrliche Tageslicht, die Helle, die Durchsichtigkeit, und mit diesen herrlichen Freunden will ich Alles erwarten, was man über mich zu beschließen für gut findet. Es wäre doch schade,« setzte er ironisch lächelnd hinzu, »wenn Ihnen der Anblick entginge, wie ich an einem schönen Morgen, den Wanderstab in der Hand, mein Skizzenbuch unterm Arme, zum Thore hinaus wandere, und dabei leiste ich Ihnen das Versprechen, Herr Kammerherr, daß ich nicht einmal den geradesten Weg zum Thore nehmen will, sondern an Ihrer Wohnung vorüber, sowie an denen mancher anderen guten und lieben Freunde, und daß ich dabei nicht einmal betrübt sein werde, wenn ich auf Ihren heiteren Gesichtern lese, wie glücklich Sie dieser Wechsel alles Irdischen macht.«

Freiherr von Schenk zuckte leicht mit den Achseln, und während er sich langsam erhob, gönnte er dem jungen Manne einen beinahe vollen Blick seiner matten Augen, zugleich mit den sanft ausgesprochenen Worten: »Sie thun Unrecht, Sie thun sich selbst großes Unrecht!«

»Sei es darum,« entgegnete ihm der Andere mit heiterem Sinne; »ein beliebtes Sprüchwort heißt freilich: ›Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun!‹ Doch wollen wir es einmal umkehren, wenn es Ihnen so recht ist, und was hintendrein kommt, ruhig abwarten.«

»Sie haben mir nichts weiter zu sagen?«

»In dieser Angelegenheit nicht, Herr Kammerherr; aber vielleicht freut es Sie, zu erfahren, daß Ihr Vetter, Herr Maler Roderich Olfers, dieser große, berühmte Künstler, in kurzer Zeit hier eintreffen wird – seinen Briefen nach scheint er seine Reise so viel als möglich zu beschleunigen.«

Der Freiherr von Schenk, schon im Abgehen begriffen, hatte seinen Hut mit beiden Händen erfaßt und schien das Fabrikzeichen in demselben angelegentlichst zu studiren, war aber trotzdem nicht im Stande, eine leichte Röthe zu verbergen, welche über seine Züge flog: die Worte des jungen Malers beantwortete er nur mit einer Verbeugung und verließ alsdann das Zimmer, in dem sich nun zwei andere und willkommenere Gesichter sehen ließen.

»Hier riecht's wie auf einem Hochgerichte,« sagte Walter, dem Davongehenden finster nachblickend; »auch fliegen schon die Raben davon – bist Du gelinde geröstet worden oder ein wenig von unten herauf gerädert! – Eines davon ist doch unser Schicksal, habe ich gestern den großen Räuber Moor sagen hören.«

»Wir stehen am Vorabende großer Ereignisse,« entgegnete ihm Rodenberg lachend, »und da ist man besonders glücklich, gute Freunde um sich zu haben – wie geht's Ihnen, Schlegel – merken Sie schon Gegenwind?«

»Vor der Hand erst Windstille – die Segel schlappen am Maste und ich kann nicht vorwärts kommen: was die Decorationen, mit denen ich zu einer neuen Oper beauftragt war, anbelangt, meinte mein hoher Chef, es könnten

Verhältnisse eintreten, welche andere Schauspiele wünschenswerth machten.«

»Doch erst nach der Trauerzeit für den Prinzen Heinrich?«

»Die wird verdammt kurz dauern!« brummte Walter.

»Hat aber ihre nach dem Hof-Reglement bestimmte Zeit, und man wird nicht so gegen Sitte und Herkommen handeln, um die Trauerzeit für einen der nächsten Verwandten abzukürzen.«

»Man wird einen Vorwand finden, darauf kannst Du Dich verlassen, und die Frau Fürstin-Mutter ist in diesen Dingen sehr erfinderisch.«

»Hast Du etwas darüber gehört?«

»Allerdings – etwas, das meine Worte bestätigt.«

»Vielleicht in irgend einer Kneipe?« sagte Rodenberg, achselzuckend.

»Ich habe nie geläugnet,« sprach Walter in einem barschen, trotzigem Tone, »daß ich in Kneipen manche gute Erfahrung gesammelt! So eine Kneipe mit ihrem Inhalte kommt mir vor wie ein Wasser-Filtrir-Bassin da hinein läuft die trübe, schwammige Fluth des Tagesgeschwätzes, und wenn sie sich durch die verschiedenen Zungen abgeklärt hat, dringt unten nicht selten ein Tropfen klarer Wahrheit durch! In diesen Kneipen, wie Du es zu nennen beliebst, sitzen Leute, die am Morgen ihrem Herrn die Hosengurten festzogen und es mit anhörten, wie ein guter Freund, der dabei stand, freilich flüsternd, aber doch laut genug davon sprach, daß man die Verheirathung des

Flirsten beschleunigen werde, um so mit guter Manier die Hoftrauer abkürzen zu können!«

»Armer Prinz Heinrich,« sagte Rodenberg vor sich niederbliebend, »so wollen sie Dir das nicht einmal gönnen, was doch der geringste Bettler für seinen Verwandten übrig hat!«

»Pah, was kann ihm das nutzen oder schaden?«

»Er hielt auf Formen,« fuhr der junge Mann, wie mit sich selbst redend, fort, »und hatte besonders in seiner Stellung Recht, daß er es that – aber Du hast falsch gehört: sie werden nicht tanzen und jubiliren an dem kaum geschlossenen Grabe!«

»Und doch habe ich meine Nachrichten aus der allerbesten Quelle!«

»Pah – gib mir Beweise dafür!«

»Gut – Beweise für die Richtigkeit meiner Vertrauensmänner, indem ich Dir sage, was jener Rabe von Dir gewollt!«

»Darauf wäre ich begierig!«

»Er bot Dir einen Urlaub an, damit es leichter werde, Dir aus der Entfernung Deinen Abschied zu geben – spare eine Antwort und ein bescheidenes Lügen, Dein Gesicht verräth es mir, daß mein Vertrauensmann die Wahrheit sprach – und willst Du wissen, wer der Vertrauensmann ist? – Der Leibkutscher Seiner Excellenz des Herrn Ober-Hofmarschalls – er hat vortreffliche Ohren und hörte gestern bei der Spazierfahrt deutlich, wie sein Herr über diese Angelegenheit sprach; er meinte, der Herr nämlich, nicht der Knecht, Du mußt sehr bornirt sein,

wenn Du nicht mit beiden Händen darnach griffest, Deine Stellung auf so angenehme Art verlassen zu können – bist Du wirklich so bornirt?«

»Leider – ich kann es nicht läugnen!«

»Ich habe es nicht anders erwartet und es freut mich – laß sie ankommen und zeige ihnen die Zähne so lange als möglich. Unterdessen wollen wir unsere Bündel schnüren – ich das meinige, sowie Du das deinige.«

»Wahrscheinlich werde ich mich anschließen,« sagte der Decorationsmaler – »Sie wissen es am besten, Rodenberg, wie sehr mein Chef gegen meine Anstellung war, und wenn Sie fortgehen, habe ich allen Halt verloren.«

»Den Teufel auch haben Sie verloren!« brauste Walter auf – »welch bessern Halt wollen Sie haben, als Ihre Kunst? Haben nicht Ihre neuen Decorationen für das Hoftheater glänzend durchgeschlagen? Wurden Sie nicht in jedem Acte stürmisch gerufen, und sprach sich nicht die gesammte Presse,« setzte er hinzu, indem er auf höchst komische Art seine Backen aufblies, »dahin aus, wie sehr man dem erhabenen Herrscher, dem geliebten Fürsten dafür dankbar sein müsse, daß er durch das Heranziehen Ihres auffallend großen Talentes einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen? Mich freut es nur, wie Sie nach Rodenberg's Sturze finden werden, daß diese Lumpenblätter sich selbst wieder einmal auf's Maul geschlagen und sie sich winden werden wie der Wurm an der Nadel, bis sie eingestehen, man habe sich doch in Ihrer Kunst geirrt und man müsse abermals die Weisheit des erhabenen Herrschers und geliebten Fürsten anstaunen, der

schon den Befehl gegeben habe, Sie als einen unfähigen Menschen zu entlassen!«

»Was Rodenberg nicht gethan und nicht thun konnte,« sagte der Decorationsmaler, »kann ich in meiner bescheidenen Stellung wohl thun: um einen Urlaub nachsuchen und mich wo anders umschauen.«

»Ja, Sie können das thun und Sie müssen das thun!« knurrte Walter und sagte dann, indem er einen Blick ungeheuchelter Wehmuth, ein Gefühl, das sich bei ihm so selten aussprach, auf Rodenberg richtete: »O, wärest Du ein Künstler geblieben, nichts als ein Künstler, dann würde ich auch Dir den Rath gegeben haben: wirf ihnen Deine Palette vor die Füße und stecke Deinen Malerstock zum Fenster hinaus mit der stolzen Inschrift: ›Rodenberg lebte hier und Rodenberg ist gegangen, weil man den Künstler in ihm nicht geachtet!«

»Ja, Du hast Recht,« erwiderte ihm der junge Maler mit leiser Stimme – »Rodenberg der Künstler hätte gehen können, freiwillig, mit hoch erhobenem Kopf, aber Rodenberg der Höfling muß bleiben, bis man ihn fort-schickt.«

»Nimm's nicht zu Herzen, mein Junge,« entgegnete ihm Walter gutmüthig; »es läuft am Ende auf Eines hinaus, und wenn man auch eine Zeit lang den kurzgeschwänzten Frack getragen und das Halsband mit der Kette unter einer weißen Halsbinde verborgen, so sind wir doch immerhin rechte Kerls geblieben und wollen den sehen, welcher uns das Gegentheil beweist. Doch nun zu etwas Vernünftigem und Geschäftlichem – ich

hatte noch eine gute Anzahl Copieen für den Prinzen Heinrich angefangen, dem Gott die ewige Ruhe auf so sanfte Art als möglich schenken möge, doch wurden mir diese Arbeiten augenblicklich abbestellt – wogegen ich eine Vergütung anzusprechen hätte für bereits aufgewandte Zeit, für Leinwand und Oelfarben,« setzte er mit komischer Würde hinzu, »ungefähr so, wie man den Schneider für ein verpfushtes Kamisol belohnt; die Sache wäre mir sehr unangenehm gewesen, da fand sich zum Glücke ein anderer Besteller, für den ich nun diese Arbeiten unter noch besseren Bedingungen beendigt – wer, glaubst Du wohl, ist dieser neuer Besteller?«

»Vielleicht der Kaiser von China?«

»O nein, der erhabene Vater des himmlischen Reiches leidet eben so gut an Geldmangel, wie manche seiner höchsten und allerhöchsten Vettern – nein, nein – eine Collegin nahm sich meiner an – eine große Künstlerin half einem bedeutenden Künstler – ich male nicht mehr für eine allerhöchste Person, ich bin gestiegen, denn ich male für eine Künstlerin, für die Marchesa de Monterey!«

»Wie mich das freut!« sagte Rodenberg, indem er sich umwandte und nachsinnend zum Fenster hinausschaute.

»Und auf welche liebenswürdige Art sie mich ersuchte, die Bilder für sie fertig zu machen, um so ein Andenken an den verewigten Besteller zu haben, der ihr so freundlich gesinnt gewesen! – Ich war einige Mal bei ihr, und sie fragte mich jedes Mal nach Dir, Rodenberg – sie scheint

mit den Verhältnissen hier sehr bekannt zu sein und wollte von mir wissen, ob sich Deine Stellung nicht auf eine unangenehme Art verändern würde – und sie fragte mich, ob es Dich unglücklich machen werde.«

»Unglücklich gewiß nicht – warum glaubte das die Marchesa?« fragte Rodenberg, ohne sich umzuwenden, mit angenommener Gleichgültigkeit.

»Nun, sie meinte nur so – vielleicht dachte sie, Du habest Dich so vollkommen in Deine Stellung gefunden und in sie hineingelebt, daß es Dir schwer werden würde, wieder mit Bleistift und Papier umzugehen.«

»Glaubt sie das von mir?«

»Sie sagte das nicht deutlich, aber wenn es so wäre, so bedaure sie Dich.«

»Ich danke ihr für diese Theilnahme,« brachte der junge Mann mühsam zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, »sie kommt etwas spät, zu spät – doch ich freue mich aufrichtig, Walter, daß Deine Arbeiten nicht unterbrochen werden – und was Sie betrifft, Schlegel, so würde ich mich an Ihrer Stelle besinnen, einen Wirkungskreis zu verlassen, an dem Sie Großes leisten können.«

»Um so mehr, da ihm die Ehre zu Theil geworden ist,« warf Walter in knurrendem Tone ein, »die Decorationen zu den Beisetzungsfeierlichkeiten unseres verewigten Wohlthäters auszuführen.«

»So viel ich mich erinnere,« sagte Rodenberg lebhaft, »hat der Prinz stets gewünscht, so einfach als möglich zur Ruhe gebracht zu werden.«

»Und diesen Wunsch in seinem Testamente ausdrücklich wiederholt – aber trotzdem wird eine feierliche Ausstellung in einem der Säle des Schlosses stattfinden.«

»Auf den ausdrücklichen Wunsch der Frau Fürstin-Mutter, der es schwer fällt sich so rasch von der geliebten, entseelten Hülle zu trennen.«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein, Schlegel!«

»Sie halten mich doch nicht für fähig, über solche Dinge zu scherzen?«

»Ich finde diese Ausstellung so begreiflich,« bemerkte Walter mit einem ironischen Lächeln – »vor der ganzen Welt sein Mitgefühl und seine Theilnahme zu zeigen und als Gegenleistung wiedererzeigt zu erhalten, ist bei einem Todesfalle wie dem gegenwärtigen schon deßhalb ein ganz besonders ansprechendes Geschäft, weil wir es mit einer nicht unangenehmen Thatsache zu thun haben!«

Rodenberg schüttelte mit dem Kopfe: »Für das, was da vielleicht verfehlt wurde, muß man die Umgebung verantwortlich machen; wo Rechte sind, da gibt es auch Pflichten, und wer sich behaglich im Scheine allerhöchster Gunst sonnt, der soll auch den Muth haben, für ein offenes, freies Wort vielleicht eine finstere Wolke heraufzubeschwören!«

»Ueber die Ausschmückung des Saales,« sagte Schlegel, »hätte ich gern Ihren Rath gehört; doch begreife ich wohl, daß dies eine sonderbare Zumuthung ist.«

»Geschähe es, um den mir so theuren Verstorbenen wirklich zu ehren, so wäre ich mit Freuden bereit dazu, doch da die ganze Ceremonie gegen seinen augenblicklichen Willen ist, so begreifen Sie wohl, daß ich kein Gemüth dazu habe.«

»Schlegel ist ein undankbarer Kerl,« sagte Walter; »ich gab ihm schon Andeutungen, wie er es zu machen habe, um den wahren Sinn durch die Trauer-Decorationen schimmern zu lassen und sich selbst dadurch für die Zukunft beliebt zu machen; er soll nämlich alle Trauer-Draperieen mit lustigem Roth und gemüthlichem Gelb unterfüttern, und wenn die Geschichte vorbei ist, braucht man nur Alles umzukehren, um den gewünschten heitern Anblick zu haben, in der gleichen Art, wenn auch ganz anders, wie sie es beim Militär zu machen pflegen: hinaus mit dumpfem Trommelschall und feierlichen Klängen, ernst und leidtragend; zurück unter rauschenden, heitern Weisen, mit den Gefühlen glücklich lachender Erben!«

XLVIII. ICH MÖCHTE HINGEHN WIE DAS ABENDROTH.

Einige Tage waren vergangen, und Rodenberg hatte den Versuch gemacht, seinen Geschäften wie früher nachzugehen, das heißt, er besuchte seine Kanzlei, wie er bisher immer gethan und ohne sich dadurch irre machen zu lassen, daß es auf dieser Kanzlei, die sonst mit Geschäften überhäuft war, jetzt fast gar nichts mehr zu

thun gab; es war gerade so, als ob die Flut der Angelegenheiten, die er früher zu besorgen hatte, durch irgend eine geheimnißvolle Macht in einen unsichtbaren Nebencanal abgeleitet worden wäre: er saß mit seinem Schreiber förmlich auf dem Trocknen und hatte Muße genug, über den Wechsel alles Irdischen nachzudenken. Wie man in der Welt gegen ihn gesinnt sei, konnte er nicht erfahren, denn die Trauerzeit um den verstorbenen Prinzen und der begonnene Frühling hatten alle Gesellschaft eingestellt; Besuche, die er machte, galten nur genauen Freunden oder solchen, von deren Wohlwollen er überzeugt war; doch blieb er deßhalb nicht im Zweifel, was ihm die nächste Zeit bringen würde, denn Leute, die ihn noch vor Kurzem mit den tiefsten Bücklingen beehrt, berührten jetzt kaum noch den Rand ihres Hutes, andere bogen schon von der Ferne in eine Seitengasse ein, sobald sie ihn kommen sahen, und solche, die es bei einer zufälligen Begegnung nicht vermeiden konnten, bei ihm stehen zu bleiben, ja, ihm die Hand zu reichen und mit ihm zu sprechen, thaten dies mit sauersüßen Mienen und mit einem verlegenen Umherblicken, welches sein tiefstes Mitleid erregte und ihn veranlaßte, so bald als möglich eine solche peinliche Unterhaltung abzubrechen.

Gemeine Seelen grüßten ihn auch gar nicht mehr und thaten überhaupt, als sei für sie ein Wesen, Rodenberg genannt, gar nicht auf der Welt. Das waren aber meistens Subjecte, denen er Wohlthaten und Gefälligkeiten

erzeigt, und die ihn noch vor Kurzem ihrer unwandelbaren Dankbarkeit und Anhänglichkeit versicherten. Wir können dabei nicht verschweigen, daß ihm solche Begegnungen nicht den geringsten Schmerz oder Kummer verursachten, höchstens ein Gefühl des Ekels gegen die Erbärmlichkeit dieser Menschen.

Der Fürst, bei dem er sich, wie bisher regelmäßig geschehen, zum Rapport anmelden ließ, hatte wenigstens die Artigkeit, ihm mit dem Zusatze danken zu lassen, daß er ihm keine Befehle zu ertheilen habe, und wenn der Kammerdiener, Herr Mathieu, dem jungen Manne diese Botschaft brachte, so unterließ dieser nicht, in freundschaftlichem Tone hinzuzufügen: »Das ist ein Gewittersturm, Herr Rodenberg, der vorüberziehen wird und vorüberziehen muß!« wogegen die kummervollen Mienen des getreuen Mannes aber das Gegentheil aussprachen.

Ja, es war ein Gewittersturm, der über seinem Haupte heranzog, und nach so vielem unschädlichen Wetterleuchten vernahm Rodenberg jetzt zum ersten Male das Rollen des Donners, als er von einem seiner Freunde gehört, daß die Frau Fürstin-Mutter in einer *Soirée intime* ganz *en petit comité* gesagt hätte: »Mein Sohn muß diese Geschichte jetzt einmal zu Ende bringen; es ist mir unerträglich, diesen Herrn nach wie vor im Schlosse aus- und eingehen zu sehen.«

Rodenberg befand sich in seiner Wohnung und horchte lächelnd Warren's begeisterter Erzählung eines Besuches, den dieser gestern, wie jetzt täglich, droben auf der

kleinen Einsiedelei gemacht. Nachdem er ihm des Breiteren erzählt, wie er durchaus nicht mehr im Zweifel sei, daß ihn Edelweiß liebe und daß Conchitta diese Zuneigung gutheiße, versicherte er ihn des tiefsten Mitgeföhls der Damen droben und setzte hinzu, Margarethe habe gesagt: »Wenn Rodenberg denn nicht eher zu uns kommen will, bis drunten sein Schicksal entschieden ist, so wünsche ich, das geschähe lieber heute als morgen, und dann soll er zu uns kommen, wir haben Platz genug, ihn aufzunehmen.«

»Die andern Damen lächelten darüber,« fuhr Warren fort, »Conchitta, Mercedes und Juanita.«

»Auch sie war dort?«

»Allerdings, und sie verschloß mit der Hand den reizenden Mund meiner geliebten Edelweiß, als diese allerlei in nicht ganz ehrerbietiger Weise über hohe und höchste Personen heraussprudelte.«

»Natürlich, denn auch in den Augen der Marchesa de Monterey werde ich ein schlimmes und undankbares Geschöpf sein?«

»Darüber habe ich Sie schon oft des Gegentheils versichert, und wenn sie auch gerade keine besondere Neigung zu dem bisherigen Günstlinge des Fürsten an den Tag legte, so spricht sie nicht nur gern, sondern mit der lebendigsten Theilnahme von dem Künstler und dessen Vergangenheit.«

In den Augen des jungen Malers zuckte es lebhaft empor, und schon oft, wenn er sich an das seltsame Betragen dieses wunderbaren, ungestümen und doch so charakterfesten Weibes erinnerte, fuhr ein zündender Funke in sein Herz, welcher es schneller schlagen ließ und ihn, wenngleich nur auf Secunden, mit einem leidenschaftlichen Entzücken erfüllte – wäre sie vielleicht dem einfachen Künstler näher geblieben, als ihm in seiner falschen Stellung?

Doch wozu unzählige Male eine solche Frage an sich selbst richten, deren Beantwortung ihm unmöglich war?

Während Rodenberg finster vor sich niederschaute, betrachtete Warren mit einem seligen Blicke den leuchtenden Himmel und fuhr alsdann mit der Hand über die Augen, als wolle er sich gewaltsam zu anderen Gedanken zwingen, worauf er sagte: »Von Olfers habe ich heute Morgen einen Brief erhalten, er ist abgereist und muß in den nächsten Tagen hier sein; beinahe fürchte ich mich vor dem Augenblicke, wo eine solche Masse von Glück über ihn herfallen wird, auch sind wir noch nicht einig darüber, ob ich ihn hinaufführen werde oder ob wir ihm Edelweiß hier unten an's Herz legen sollen – ich bin für Letzteres,« fuhr der lebhafte Freund fort, »und hoffe auch, mit meiner Ansicht durchzudringen; ich will sie zu ihm führen und sagen: ›Roderich, da ist deine Tochter, unsere kleine Margarethe, die ich eigentlich aufgefunden habe und die ich deßhalb auch sehr Willens bin, für mich zu behalten.««

Dann wechselten abermals die Bilder seines Geistes: er drückte herzlich lachend seine beiden Hände vor's Gesicht und sagte: »Denken Sie sich, Rodenberg, meine Besuche dort oben sind ausgekundschaftet worden und werden mit sehr mißliebigen Augen betrachtet – rathen Sie, von wem? O, es würde mich glücklich machen, wenn man vielleicht auf mich eifersüchtig wäre, und ich vermuthe so etwas.«

»Wer denn! Wer könnte das sein?«

»Unser gemeinschaftlicher Freund, der Freiherr von Schenk.«

»Ah,« machte der junge Maler, »ich finde es schon außerordentlich angenehm, wenn Ihre Besuche droben ihn ärgern – sollte sich aber ein Gefühl von Eifersucht beimischen, so könnten wir in der That nicht mehr verlangen – der gute, freundliche, gemüthliche Kammerherr Freiherr Schenk von Schenkenberg verliebt in seine Base Margarethe Olfers – oder in deren Vermögen – was gäbe ich um eine solche Gewißheit!«

»Die wird zu erlangen sein, denn so wie meine Sache droben steht – ich bin davon überzeugt –, brauche ich mich nicht mehr so gewaltig in Acht zu nehmen und lauere mit Begierde, dem glatten Kammerherrn auf eine halbwegs bezügliche Frage eine sehr offene und dabei pikante Antwort zu geben.«

»Welche er nicht verstehen wird – ist er doch wie mit Oel gesalbt und schlüpft Ihnen zwischen den Fingern durch wie ein Aal.«

»Und doch wird es wohl noch ein Mittel geben, ihm wenigstens für einmal dieses Entschlüpfen unmöglich zu machen, und gebe Gott, daß ich der Glückliche bin, der das Netz über ihm zusammenzieht – schon für den Gedanken, seine matten, geistlosen Augen zu Edelweiß erheben zu wollen, verdient er Strafe!«

Rodenberg's Bedienter trat ein und überbrachte ein Schreiben und eine große Karte. Der junge Maler nahm das erstere und betrachtete das Siegel – es war aus dem Cabinette des Fürsten. – »Es ist roth gesiegelt,« sagte er zu seinem Freunde; »also hat die Hoftrauer schon aufgehört?«

»Natürlich, in Folge des freudigen Ereignisses, wovon ja Hof, Stadt und Land über alle Maßen entzückt sind, wie die Zeitungen sagen. Ein außerordentlicher Gesandter ist vor drei Tagen an den benachbarten Hof abgegangen und ein eben so außerordentlicher Courier, welcher gestern Abend eintraf, hat die allerhöchsten Wangen mit Gluth der Freude übergossen, welche sich nun natürlicher Weise auf diesem Siegel widerspiegelt.«

Rodenberg betrachtete nachsinnend das Siegel, dann die Aufschrift und dann abermals das Siegel: »In der linken Ecke des Umschlages steht der Name des Staatsraths Stumpfenfels – ich weiß, was dieses Schreiben zu bedeuten hat.«

»Ich weiß es auch, und da diese Gewißheit uns Beiden keine schweren Herzen machen wird, so wollen wir den Inhalt mit leichtem Herzen lesen.«

Der junge Mann riß den Umschlag ab, durchflog die Zeilen und reichte das Blatt alsdann seinem Freunde, der es ebenfalls las und dann kopfnickend sagte: »Kurz und bündig; man könnte die Abfassung dieser Zeilen etwas grob nennen, wenn das nicht gegen den allerhöchsten Respect wäre; man sagt weder etwas von Ihren Verdiensten, mein lieber Rodenberg, noch wird die Ihnen gegebene Entlassung durch den Ausdruck des Bedauerns und fortwährender Gnade gemildert – suchen Sie sich zu fassen,« setzte er lachend hinzu.

»Ob ich gefaßt bin!« gab der Andere mit einer ungeheuchelten Heiterkeit zur Antwort. »Was mir bis jetzt einiger Maßen drückend auf der Brust lag, war die schwüle Ungewißheit; jetzt, wo der Blitz eingeschlagen hat, fühle ich nichts mehr, als die herrliche Einwirkung der elastischen, beglückenden Freiheitsluft, der Bann ist von mir genommen, meine Fesseln sind gebrochen, und ich sage dem Himmel, welcher ja einen guten Künstler niemals untergehen läßt, meinen innigsten Dank dafür!«

»Amen!« versetzte Warren und fügte darauf mit einer komisch klingenden Bedächtigkeit hinzu: Verzeihe mir der freie Künstler und vortreffliche Freund eine etwas prosaische Frage.«

»Ich kann sie mir denken,« fiel ihm der Andere rasch in's Wort, »und möchte sie lieber unbeantwortet lassen – es war von je her mein Fehler, nicht für den kommenden Tag zu sorgen, doch – verstehen Sie mich recht, Warren, ich mischte um Alles in der Welt nicht unter dem Nachrufe eines zugeordneten Geschäftsmannes, eines Mannes

von einigen Mitteln von dannen gehen; was meine Schulden anbelangt, nach denen Sie doch wohl fragen wollten, so sind dieselben gerade nicht bedeutend und können von dem Eigenthum in meinen Zimmern hier ganz gut gedeckt werden, und es soll mir ein außerordentliches Vergnügen machen, mich dieses Eigenthums in einer öffentlichen Versteigerung zu entäußern. Hoffentlich kommen alsdann manche meiner Freunde und Feinde, um dieses oder jenes Stück mit einem *prix d'affection* zu bezahlen – wobei ich auch auf Sie rechne, lieber Warren!«

»Wie in allen Stücken,« gab ihm der junge Engländer zur Antwort, indem er seine Hand ergriff und sie herzlich schüttelte – »eine solche Künstler-Auction ist ein wunderbarer Gedanke, so bei lebendem Leibe zuzusehen, wie das Volk mit unserem Nachlasse umspringt – ein reizender Gedanke, den ich Lust hätte, nachzuahmen – bis das aber so weit ist, hoffe auch ich fertig zu sein, und vielleicht ziehen wir mit einander davon – was haben wir denn da noch für eine Karte?«

Rodenberg hatte dieselbe mit einem seltsamen Lächeln überflogen und las dann laut vor: »Der Minister des Hauses gibt sich die Ehre, Herrn Rodenberg auf morgen Abend einzuladen; man vereinigt sich um acht Uhr.« Darauf sagte er: »Der Mann wird sich sehr ärgern, er scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß jenes Schreiben heute an mich abgegangen ist; ich finde es von dem Staatsrathe von Stumpfenfels unverantwortlich, seine Freunde in Verlegenheit zu bringen.«

»Seien Sie ruhig, er wird seine Einladung widerrufen.«

»Möglich, doch werde ich alle Schritte thun, damit dieser Widerruf nicht in meine Hände gelangt,« entgegnete Rodenberg mit größter Ruhe.

»Und zu welchem Zwecke?«

»Weil ich mir fest vorgenommen habe, von dieser Einladung Gebrauch zu machen und meinen guten Freunden nochmals Auge in Auge gegenüber zu treten.«

»Das wollten Sie thun?«

»Das will ich thun.«

»Bei Gott, ich will Ihnen nicht abrathen, es ist ein aufregendes Spiel, und ich finde eben so viel Muth darin, als eine feindliche Batterie zu stürmen, natürlich werde ich dort sein, damit Sie auf alle Fälle Jemanden haben, der Ihnen die Hand zum Gruße reicht!«

»Nur darin keine Unvorsichtigkeit, lieber Warren – denken Sie an Ihre Stellung!«

»Pah, meine Stellung!« lachte der junge Mann – »wäre ich statt eines unbedeutenden Legations-Secretärs Chef der Gesandtschaft, so könnte es mir vielleicht Vergnügen machen, auf diesen Brief hin meine Pässe zu verlangen, mich natürlicher Weise vom auswärtigen Amte in London desavouiren zu lassen, um zur Heilung meiner überspannten Nerven in die milde Luft Italiens gesandt zu werden, was ja mit meinen Wünschen vollkommen zusammenträfe; so aber kann ich in der That nichts thun, als Ihnen, wenn Sie in den Salon treten, nicht eine, sondern beide Hände entgegenstrecken.« – Er zog seine Uhr hervor. – »Es ist eilf Uhr, ich muß zum Frühstücke

nach Hause und meinem verehrten Chef diese Geschichte auf meine Art vortragen; er muß mir schon den Gefallen thun, einige seiner Collegen zu veranlassen, daß sich dieselben morgen Abend persönlich nach Ihrem Befinden erkundigen: es wird das einen guten Eindruck machen und einigen Aerger verursachen – halt,« setzte er, sich umschauend, mit leiser Stimme hinzu, »da kommt ein neues Schreiben, Kanzleiformat, großes Siegel – ich will abwarten, bis Sie dasselbe gelesen.«

Der Diener brachte aber nicht nur ein, sondern sogar zwei neue Schreiben, welche er in die Hände Rodenberg's legte, wobei er mit den Augen einen Blick seines Herrn zu erhaschen suchte und, als ihm dies nicht gelang, mit einer betrübten Miene das Zimmer verließ.

»Mir scheint es, ich empfangе heute Morgen Schreiben von allen Hofstäben und Departements, natürlich Beileidsbezeigungen, es kann nicht anders sein – sehen wir zuerst, was mein specieller Freund, der Oberhofmarschall von Hardenberg, zu sagen hat.«

»Darauf bin ich auch begierig, und um Ihnen vielleicht einen guten Rath zu geben, bleibe ich da.«

Rodenberg las: »Euer Wohlgeboren! Im allerhöchsten Auftrage habe ich Ihnen die Mittheilung zu machen, daß die von Ihnen bisher inne gehabte Wohnung zur Verfügung des unterzeichneten Amtes gestellt ist, und da dasselbe voraussetzt, daß die Räumung derselben binnen drei Tagen keine Schwierigkeit hat, so werden Sie benachrichtigt, daß über die betreffende Wohnung nach Ablauf dieser Frist anderweitig bestimmt worden ist.«

Warren konnte sich eines lauten Lachens nicht enthalten. – »Jetzt zum zweiten – wir werden wahrscheinlich ähnliche Freundlichkeiten in ähnlichem Styl finden.«

»Dieses ist von dem Staatsrathe von Stumpfenfels und der äußeren Form nach ein vertrauliches Schreiben, hat auch kein amtliches Siegel.«

»Euer Wohlgeboren! Nachdem ich mich des allerhöchsten Auftrages in amtlicher Eigenschaft entledigt, beehre ich mich, privatim Ihnen den Wunsch meines allergnädigsten Herrn auszudrücken, welcher aus leicht begreiflichen Gründen darin besteht, daß Sie die Stadt und das Land in möglichst kurzer Zeit verlassen möchten.

»Ueberzeugt, daß dieser allerhöchste Wunsch von Ihnen verstanden und getheilt werden wird, ersuche ich Sie, sich mit mir, Ihre Abreise betreffend, in's Einvernehmen zu setzen, wobei Sie überzeugt sein mögen, daß Alles geschehen wird, um billigen Anforderungen Ihrerseits zu genügen.«

»Ah, das ist stark, und ich freue mich in der That, daß ich indiscret genug war, hier zu bleiben und so den Inhalt dieser beiden liebenswürdigen Schreiben zu erfahren.«

Rodenberg hatte die Hand mit den beiden Briefen sinken lassen und starrte zum Fenster hinaus: seine Züge waren von einer erschrecklichen Blässe überzogen, er hatte die Lippen fest auf einander gebissen und athmete mühsam.

Warren trat dicht an ihn heran, legte ihm seine Rechte auf die Schulter und sagte mit weicher Stimme: »Keine

Erregung – wir haben bis jetzt Alles mit so gutem Humor getragen, daß es eine Schande wäre, denen da jetzt noch den Gefallen zu thun, sich zu grämen, selbst nur für Einen Augenblick. Ich verstehe wohl, daß das Sie angegriffen hat, aber es darf nicht nachhaltend sein; thun Sie es sich und Ihren Freunden zu lieb und verrathen nicht durch eine Miene, nicht durch eine Falte Ihrer Stirn, daß Ihnen dieser Schlag unerwartet gekommen.«

»Dieser Schlag kam mir auch nicht unerwartet,« brachte der Maler mühsam hervor, »aber die Art, wie er geführt wurde,« setzte er zähneknirschend hinzu; »es soll Einer kommen und sein Gewehr auf mich anschlagen oder mir die Mündung eines Pistols vor die Stirn halten, es wird mich weiter nicht aufregen oder beunruhigen – aber kennen Sie das Gefühl, Lord Warren, wenn man den Stock wider uns aufhebt?«

»Ich kann mich auch in dieses Gefühl hineindenken und Ihnen dennoch sagen: beruhigen Sie sich; ich will Ihnen nicht den Rath geben, mit gleichen Waffen zu antworten, Ihnen aber, obgleich jünger und unerfahrener als Sie, die Antwort auf das letzte Schreiben dictiren – setzen Sie sich an Ihren Schreibtisch, Rodenberg.«

Es lag etwas so Eigenthümliches, so Gebieterisches in dem Tone, womit Warren diese Worte aussprach, sowie in dem Leuchten seiner Augen, daß der Andere, nachdem er ihn einen Augenblick erstaunt angesehen, langsam an seinen Schreibtisch ging, sich niedersetzte und ohne Weiteres die Feder in die Hand nahm.

»Euer Hochwohlgeboren privates Schreiben von heute ist eine so außerordentliche Steigerung zweier anderer Zuschriften, welche ich kurz zuvor zu empfangen die Ehre hatte, daß vielleicht eben darin der Grund zu suchen ist, wenn ich augenblicklich noch nicht im Stande bin, die in demselben ausgedrückten freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich in ganz gleicher Weise zu erwidern. Vor der Hand kann ich nur aufrichtig bedauern, den ausgesprochenen Wunsch nicht erfüllen zu können, da mich noch dringende Geschäfte hier zurückhalten, und sollte vielleicht Euer Hochwohlgeboren noch irgend etwas mit mir zu verhandeln haben, so wäre ich vorerst in dem königlich großbritannischen Gesandtschaftshotel zu erfragen, wo ich bei meinem Freunde, Lord Warren, Wohnung genommen habe.«

»So,« sagte der junge Lord, nachdem er dieses Dictat beendigt, »jetzt wollen wir doch einmal sehen, ob der Wunsch, daß Sie die Stadt verlassen sollen, wiederholt wird. Würde dies aber dennoch geschehen, so nehme ich Sie für die Gesandtschaft in Dienste, als Dolmetscher für irgend ein paar unbekannte barbarische Sprachen, und mache mir gar keine Sorge darüber, irgend eine Verantwortung zu übernehmen.«

»Ich habe geschrieben, was Sie verlangt,« sagte Rodenberg, nachdenklich das Blatt überlesend, »doch sollten Sie sich meinerwegen auch nicht der kleinsten Verdrießlichkeit aussetzen – den Gefallen Stadt und Land zu verlassen, werde ich ihnen ohnehin thun, sobald mir das irgend möglich ist.«

»Und wenn auch, so wollen wir gehen, wenn es uns beliebt, und nicht, sobald man es für gut findet, uns fortzuschicken. Wie Sie diese Zeilen geschrieben haben, sind sie ganz in Ordnung, jetzt dieselben in Umschlag gebracht und ohne weitere Ueberlegung fortgeschickt, was ich durch meinen Diener besorgen lassen werde. Ueberflüssig ist es dabei wohl, Ihnen zu wiederholen, lieber Rodenberg, daß sogleich Zimmer für Sie bei mir in Bereitschaft sein werden, und will ich nur hoffen, daß Sie so viel Freundschaft für mich haben, um baldigen Gebrauch davon zu machen – also auf Wiedersehen in ganz kurzer Zeit!«

So war denn der Schlag gefallen, den Rodenberg vorausgesehen, und jetzt, wo er vor der vollendeten Thatsache stand, mußte er sich eingestehen, daß namentlich die Art und Weise, wie man denselben geführt, ihn tief erschüttert habe. Dabei war es nicht das Gefühl eines in Ungnade Gefallenen, eines seiner Macht Beraubten, was ihm peinlich war – nein, es war mehr das jähe Losreißen aus seinen jetzigen Verhältnissen in Anbetracht seiner Schöpfungen, die er einestheils als fertig noch überwachte und die er anderentheils noch vollenden zu können gehofft hatte – sie erschienen ihm wie liebe Freunde, die seines Schutzes so sehr bedurften und deren Zukunft mehr als ungewiß war.

Wenn er auch das Gerede der Welt in Folge seiner Entlassung nicht fürchtete, so machte doch der Gedanke daran einen widrigen Eindruck auf ihn, und die Fabel vom Fußstritte des Esels trat lebendig vor seine Phantasie:

er empfand schon im Voraus die Gehässigkeit, mit der ihn der entfesselte Stadtklatsch an öffentlichen Orten, in Thees und Kaffeegesellschaften zerfleischen würde, sowie die zarten Ergüsse eines Theiles der Presse, jener augendienerischen Schand- und Schmutzblätter, die in schmatzender Unterthänigkeit Koth auf ihn werfen würden, nur um ihre Loyalität und Anhänglichkeit zu beweisen.

Ja, so vorbereitet er auch auf Alles das zu sein glaubte, so hatte es doch, als es nun so plötzlich geschah, in seinem Nervensysteme eine Erschütterung hervorgebracht, wie wenn man ein kräftig umhersausendes Rad durch Eingreifen in die Speichen mit Einem Ruck zum Halten bringt – die ganze, sonst so gut gebaute Maschine bebte in ihren Fugen und der gewaltsam aufgeregte Schlag seines Herzens machte seinen Körper momentan erzittern. Rodenberg warf einen Blick in den Spiegel, als er an demselben vorüberschritt, und erschreck über die Blässe, die auf seinen Zügen lag. Er rieb sich die Stirn, er schritt mehrere Male im Zimmer rasch auf und ab, er legte sein noch immer bleiches Spiegelbild dem vielleicht trüben Glase zur Last, er schellte seinem Diener, und als dieser eintrat und ihn unverkennbar mit einem Ausdrücke des Schreckens ansah, fragte er ihn hastig und barsch: »Was betrachtetest Du mich so? Habe ich etwas Auffallendes an mir?«

»Das gerade nicht, Herr von Rodenberg, nur sehen Sie ziemlich blaß aus, was man sonst nicht an Ihnen gewohnt ist.«

»Ja, ja,« antwortete er dem Diener mit leiser Stimme, »es kann wohl sein, ich fühle mich nicht ganz wohl, ich spüre einen Druck auf dem Herzen, der mich hindert, tief Athem zu holen – doch wird das vorübergehen – Du weißt schon, daß ich entlassen bin?«

Der Diener senkte den Kopf und zuckte die Achseln mit einer traurigen Geberde.

»Es thut mir Leid um Dich – Du warst mir anhänglich, und ich bin überzeugt, man wird Dir daraus kein Verdienst machen, doch wenn Du willst, empfehle ich Dich einem der mir wohl noch gebliebenen Freunde – ich würde Dich gern bei mir behalten, doch weiß ich selbst noch nicht, wie sich meine nächste Zukunft gestaltet – keinesfalls aber so, daß ich von hier einen Diener mit mir nehmen kann.«

»Wir hoffen immer noch, diese – Sache werde wieder beigelegt werden können.«

»Wir?« fragte Rodenberg lächelnd – »lieber Joseph, Du wirst eine sehr geringe Minderzahl haben; was Dich selbst anbelangt, so bin ich von Deiner Theilnahme fest überzeugt, und da ich das bin,« setzte er mit weicher Stimme hinzu, »so ersuche ich Dich, Deine traurige Miene aufzuheitern und mir meine ruhige Ueberlegung zu lassen – da kommt ohnehin Jemand,« setzte er aufblickend hinzu, »der Dich leider in dem Geschäfte, mich zu bedauern, ablösen wird.«

»Ist es denn wahr, Herr Rodenberg?«

»Ja, mein lieber Rafael, und eben so schnell wie das Unheil selbst, scheint mir auch die Verbreitung desselben

zu schreiten – wer hat Dir anvertraut, daß ich eine gefallene Größe bin?«

»Wer?« sagte der kleine Schriftsteller, die Hände zusammenschlagend – »da ist vor der Hand kein Name zu nennen: es saust in der Luft, die Steine erzählen davon und die Brunnen plätschern die ganze Geschichte!«

»Ich hätte nimmermehr gedacht, daß ich eine so wichtige Person sei, und bin ich jetzt sehr begierig daraus, in einem Nekrologe, der mein Amt betrifft, meine Verdienste kennen zu lernen – Du schüttelst mit dem Kopfe, Du wirst mich doch im Ernste nicht für so eitel halten, an eine gute Nachrede zu glauben – wenigstens vorläufig nicht – vielleicht später einmal, nach Jahren,« setzte er hinzu, indem er mit über einander geschlagenen Armen am Fenster stehen blieb und hinauschaute, »wenn die zahllosen Bäume, die ich pflanzen ließ, lustig heranwachsen, wenn das Wasser, das ich herleiten half, angenehme Kühlung verbreitet, so sagt vielleicht der Eine oder der Andere: ›er war doch keiner von den Schlimmsten!‹ – Aber jetzt zu etwas Anderem,« fuhr er, sich entschuldigend fort. »findest Du ebenfalls, daß ich bleich aussehe?«

»Das ist nicht zu läugnen, und es wundert mich auch nicht – ach, Herr Rodenberg!« sprach der kleine Mann, die Hände faltend, mit einer sehr wehmüthigen Miene.

»Ach, mein lieber Rafael, weßhalb die so unmotivirte Trauer? Ich möchte Dich lieber heiter sehen, da ich jetzt wieder im Begriffe bin, ganz der Kunst anzugehören, und was unsere Zukunft anbelangt, so glaube ich wahrhaftig,

ich habe schon an Dich gedacht, Deine kleine Gestalt wenigstens schwebte an meinem inneren Auge vorüber, und es war mir gerade zu Muthe, als gäben wir zusammen ein illustriertes Journal heraus.«

»Sie scherzen, wo ich weinen möchte!«

»Spare Deine Thränen für etwas Wichtigeres – auch scherze ich in der That nicht: denke Dir, wenn ich Deine kleinen, boshaften Artikel mit passenden oder unpassenden Randverzierungen versähe – doch gehen wir vor der Hand auch darüber hinweg und beantworte mir die Frage, wie es Dir geht, das heißt, ob Deine nächste Zukunft als gesichert zu betrachten ist.«

»Ich habe einen guten Contract auf zwei Jahre – Alles, was ein armer Schriftsteller nur verlangen kann.«

»Einen Contract schwarz auf weiß, ohne Clausel, ohne Hinterthür, ohne Wenn oder im Falle aber? Nimm Dich vor den Buchhändlern in Acht! – Also Du kannst mir die Versicherung geben, daß der Deinige nicht an einem schönen Tage Deinen Contract auflösen kann, weil vielleicht die Biene nicht mehr so viel Geld abwirft, als es seine Gefräßigkeit erwartet?«

Rafael schüttelte mit dem Kopfe – »seien Sie unbesorgt,« sagte er alsdann, »mein Contract ist fest und bündig, vor der Hand fliegt die Biene noch hoch und sicher, und daß sie auch zu stechen im Stande ist, sollen Ihre Feinde bald erfahren!«

»Darin keine Uebereilung, mein lieber Rafael – kein fruchtloses Geplänkel mit dem Feinde, wo man seine Munitio n verschießt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf

sich lenkt, um am Ende doch kein Resultat zu erzielen; nein, ruhig abgewartet, bis sich der Feind Blößen genug gegeben hat, und dann einen sicher treffenden, verheerenden Kartätschenschuß mit offenem Visir – vor der Hand schweige mich todt: es ist der beste Dienst, den Du mir zu leisten vermagst.«

»Und wenn man Sie angreift, was nicht ausbleiben wird?«

»Auch dann haue Dich nicht mit Ihnen herum – was würde es nützen, wenn die Biene den süßesten Honig für mich verträufelte? Würden sie nicht rufen: ›das ist ganz natürlich, daß der seinen Freund nicht im Stiche läßt‹ – und mein Freund bist Du und bleibst Du, nicht wahr, mein lieber Rafael?«

»Bis in den Tod!« rief der kleine Mann mit überströmendem Gefühle, indem er mit seinen beiden Händen Rodenberg's Rechte erfaßte und sie herzlich drückte – »und da ich weiß, wie gut Sie es mit mir meinen, so will ich, wenn Sie es verlangen, meine beiden Jahre hier aushalten, dann aber suche ich Sie auf und werde Sie finden, wo Sie auch sein mögen – ach, Herr Rodenberg, es war damals auch schön!«

»Ja, Rafael, es war damals schön und schöner!«

»Als wir noch im Reichsapfel wohnten und ich Ihre Kleider und Pinsel putzte, als Herr Knorx noch da war und Herr Rüding!«

»Figaro's nicht zu vergessen,« sagte der Maler, mit einem trüben Lächeln vor sich niederstarrend.

»Ach, unsere lustige Zeit und unsere schönen Feste, meine Rolle als Zwerg, als ich Ihnen das schöne Horn überbrachte!«

»Dort hängt es mit seiner Inschrift: ›*Teme y espera* – ich habe gehofft und es ist schlimmer gekommen, als ich gefürchtet! – Fürchten Sie meinen Dolch!« rief Rodenberg plötzlich wild ausbrechend, wobei er seine Rechte ballte und seine Zähne zusammenbiß – »da stehe ich nun, losgerissen von Allen und allein, nach einigen unnütz verlebten Jahren der Jugendzeit, ohne Freundschaft, ohne Liebe – allein – allein – o, das ist sehr traurig!«

»So – so,« fuhr er nach einer ziemlich langen Pause fort, sich mit der Hand langsam über das Gesicht fahrend, »auch der Anfall wäre vorüber, ein kleiner Gewittersturm, der die Luft reinigt; es ist mir leichter, auch atme ich freier – komm, Rafael, setze dich nieder, ich werde Dir eine ganz vortreffliche Cigarre geben, vielleicht selbst ein paar Züge versuchen, denn, es verjagt die Sorgen.«

Der kleine Schriftsteller, ohne der Weisung Rodenberg's, sich zu setzen, sogleich Folge zu leisten, wandte sich rasch nach der geöffneten Thür und warf einen fragenden Blick auf den Maler, denn im Vorzimmer vernahm man einen eilig sich nähernden Tritt und das Rauschen eines Damenkleides.

»Besuche auf Besuche,« sagte Rodenberg lächelnd – »wie Unrecht thue ich, wenn ich sage, ich hätte keine Freunde mehr?«

»Soll ich Sie verlassen?«

»Im Gegentheil, setze Dich dorthin – Du weißt, wo die Cigarren sind.«

Es rauschte heran, es rauschte herein, es blieb auf der Schwelle stehen in seiner ganzen üppigen Schönheit, dieses Mal schwarz gekleidet, mit schwarzem Hute und schwarzem Schleier.

»Ihr Anblick sagt mir vollkommen, was in Ihrem Herzen vorgeht, schöne Leonie!« rief Rodenberg der Sängerin in heiterem Tone entgegen – »aber wie unvorsichtig, sich so zu zeigen, da man doch weiß, daß Ihnen kein naher Angehöriger gestorben ist!«

»Sie finden das unvorsichtig, Rodenberg – nun, Gott sei Dank, daß Sie meine Absicht verstehen! O, könnte ich noch mehr für Sie thun, als aller Welt auf diese Art meine Theilnahme zeigen.«

»Und doch wäre es klüger, wenn Sie das nicht gethan haben würden!«

»Klüger vielleicht, aber feige: vor einer Stunde war ich bei meinem hohen Chef in himmelblauem Atlaß, von ihm erfuhr ich Ihre Entlassung – was konnte ich Richtigeres thun, als nach Hause fahren, mich umzukleiden, um so, wie Sie mich da sehen, in der Probe zu erscheinen!«

»Das wird ein artiges Gerede werden – verzeihen Sie, daß ich Sie tadeln muß – Ihr Name ist so schon schwarz genug angeschrieben, Sie hätten dieses Trauer-Anzuges nicht bedurft!«

»Ich weiß das und bin stolz darauf, und ist es mir gleichviel, ob Sie mich tadeln – ich werde so, wie ich da bin, in die Probe gehen, ich werde den Capellmeister zur

Verzweiflung bringen, indem ich alle Arien in Moll singe, dann werde ich mich auf der Promenade sehen lassen, eine lebendige Anklage für Ihre Feinde, und mein Taschentuch an die Augen drücken, so oft ich irgend einer der betreffenden Personen begegne – ach, Rodenberg, Sie hätten sich nicht sollen verabschieden lassen!« rief Sie jetzt in einem wirklich traurigen Tone – »ich sage das durchaus nicht aus Selbstsucht, weil ich für meine Existenz fürchte – früher habe ich im Geheimen intrigirt, jetzt werde ich einen offenen Krieg führen: ich werde heiser werden, so oft ich singen soll, und recht laut singen, wo man wünscht, daß ich stillschweigen solle!«

»Dieses Vergnügen, theure Leonie, wird von kurzer Dauer sein!«

»Das ist ja mein Bestreben, und ich bin noch nicht recht mit mir im Reinen, mit welch' unerhörtem Eclat ich mich hier unmöglich machen will, ob ich an einem allerhöchsten Geburtstage, wenn das Haus recht besetzt ist, vor meinem ersten Auftreten ohnmächtig werde, oder ob ich auf offener Scene dem Capellmeister eine ihm gebührende Grobheit mache, weil er mich unverschämter Weise nie grüßt, so oft er mir begegnet – Eines davon thue ich, darauf können Sie sich fest verlassen!«

»Und glauben Sie mir irgendwie damit nützen zu können?«

»Nein, lieber Freund,« gab sie achselzuckend zur Antwort, »ich fürchte fast, es kann Ihnen von keinem Nutzen sein; betrachten wir es als eine Grabschrift, die ich Ihnen widme, wie einen Nachruf, den ich Ihnen halte!«

»Ich danke für einen solchen Nachruf, liebe Leonie!«

»Aber ich kann einmal nicht anders,« rief die Sängerin, ihre Hände ausbreitend, »ich muß einen kleinen Scandal machen, oder ich gehe zu Grunde, und Letzteres wäre mir bei meiner Jugend doch unangenehm! Aber einen Scandal so oder so wird's geben, und die Journale sollen darüber reden, nicht wahr, das versprechen auch Sie mir, Herr Rafael? Sie widmen mir in einem Artikel einige Variationen über das Thema, daß der Bogen endlich bricht, den man zu stark spannt!«

Der kleine Schriftsteller verbeugte sich lächelnd, und Rodenberg sagte in ruhigem Tone: »Seien Sie vernünftig, Leonie, warum sich und mich bloßstellen? Durch einen Scandal, von dem alles Unrecht auf Sie selbst zurückfällt, werden Sie doch nichts ändern.«

Sie nickte heftig mit dem Kopfe, dann zog sie auf eine erschreckende Art den Athem an sich – »ich weiß das, aber es thut wohl, ich hätte mit Ihnen gar nicht darüber reden sollen, beachten Sie nicht weiter, was ich gesagt, und seien Sie von meiner innigsten Theilnahme überzeugt – morgen werde ich Sie besuchen, um Ihnen zu sagen, welchen Eindruck mein Trauer-Anzug gemacht!«

»Ich kann Ihnen nur noch einmal wiederholen, theure Leonie, seien Sie vernünftig!«

»Gewiß, Jeder so gut er kann!« – Damit rauschte sie, ihr Taschentuch vor den Augen, hinaus.

»Das ist auch eine von denen,« sagte Rodenberg, der jungen Sängerin nachblickend, »über welche würdige

Mütter und tugendhafte, aber ältliche Honoratiorentöchter die Nase rümpfen, junge Damen aus stillen Familien nur mit einem gewissen moralischen Schauder zu sprechen vermögen und von der manche ihrer Colleginnen sagt: ›ich danke dir, Schicksal, daß ich nicht bin, wie sie!« – Und doch ist dieses Mädchen eine große Künstlerin und hat in einem Tropfen Blut ihres kleinen Fingers mehr Gefühl, mehr Wärme und Gefühl, ja, mehr Schicklichkeitsgefühl, als manche der eben Genannten, die einen offenen Blick, ein frisches Wort, einen herzlichen Gruß mit ihrer Tugend unvereinbar und nur das für erlaubt finden, was sie in stiller Heimlichkeit zu thun vermögen.«

»Für solche Scheinheiligen wäre es eine dankbare Aufgabe, einen Tugendspiegel zu schreiben, wie es einen Narrenspiegel gibt, in welchem sie, sich beschauend, ihre innersten Gedanken in erschreckender Wahrheit sähen.«

»Mit Illustrationen – ich könnte Beiträge dazu liefern.«

»Ich könnte ein Feuilleton unter dem Namen ›Tugendspiegel‹ beginnen und unsere Feinde sanft ein wenig herkämmen, ohne ihren Namen auch nur zu nennen.«

»Es ist noch zu früh: das Geistreichste und Pikanteste, was Du zu sagen vermöchtest, ginge im gegenwärtigen Augenblicke spurlos ohne Nutzen verloren; laß den Himmel über uns wieder heiter werden und dann fahre gelegentlich mit einem Wetter drein – o, so ein Blitzstrahl aus blauer Luft thut eine ganz absonderliche Wirkung! – Laß mich aber jetzt allein, mein guter Rafael, ich muß anfangen, meine Papiere ein wenig nachzusehen, ich habe da

Schubladen voll Briefe und Schreiben aller Art, von denen ich vor meinem Weggehen nichts vergessen möchte; ich will ein Autodafé halten, bei dem ich nicht wie vor einiger Zeit unterbrochen zu werden hoffe.«

»Leider Gottes, daß Sie damals unterbrochen wurden!«

»Wie so?« fragte Rodenberg, durch den eigenthümlichen Ton, mit dem sein Freund diese Worte sprach, aufmerksam gemacht – »ich verbrannte, was ich konnte, und das Uebrige wird hoffentlich in guten Händen sein!«

»O ja, in guten Händen – man spricht in der Stadt davon: in diesen übrig gebliebenen Briefen und Papieren des hohen Verstorbenen haben Leute gelesen und sich über den Inhalt lustig gemacht, welche bei Lebzeiten desselben sich nicht tief genug zu bücken vermochten und glücklich gewesen waren, seine Schuhriemen lösen zu dürfen!«

»Ah, verflucht, das hätte ich doch nicht erwartet – deshalb der allerhöchste Zorn, daß ich gewagt, ein gegebenes Versprechen zu erfüllen! – Kannst Du mir irgend einen Namen nennen, an den ich mich vielleicht halten könnte?«

»Das kann ich so wenig wie ein Anderer – wer hat es gesagt oder wer wird eingestehen, daß er es gesagt? Es klingt durch die Luft deutlich und klar, es erscheint, obgleich schattenhaft, aber mit erschreckender Wahrheit! Viele wissen darum, Viele haben es gehört – ein Gerücht, wie so manches andere, das lautlos verstummt, so wie

man hinhorcht, dessen Bilder in Dunst verschwinden, sobald man sie mit dem Blicke festhalten will – daß man es dem Verstorbenen so gemacht, ist eben der Lauf der Welt!«

»Ja, die Fabel von dem Esel und dem sterbenden Löwen.«

Rodenberg reichte seinem kleinen Freunde die Hand, welche dieser herzlich schüttelte und alsdann mit leisen Schritten das Zimmer verließ. Der Maler ging noch einige Male in dem Gemache auf und ab, und man hätte aus seinen Gesichtszügen, die sich jetzt seltsam änderten, lesen können, wie sehr er litt; doch war dieses Leiden mehr körperlicher Art: er drückte zuweilen die Lippen fest auf einander, wie um einen Schmerz zu bekämpfen, dann athmete er tief auf und fuhr auch zuweilen mit der Hand über seine Stirn, die jetzt brennend heiß war, was er mit Erstaunen zu bemerken schien, und dann, in den Spiegel blickend, sah er, wie eine fieberhafte Röthe seine noch vor Kurzem so bleichen Gesichtszüge überflog; auch hatte er ein Gefühl von Müdigkeit, so wie ein eigenthümliches Ziehen in den Gliedern, so daß er kopfschüttelnd zu sich selber sagte: was soll das Alles sein? Ist das Rückwirkung der geistigen Erregtheit und vorübergehend, oder droht mir sonst irgend etwas? Wer wird gleich an das Schlimmste denken! – »Pah,« stieß er nach einer Pause mühsam zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, »wenn es in ihrer Macht läge, auch auf solche Art über mich zu verfügen, so könnte ich mich für besorgt

und aufgehoben betrachten – jetzt zu unseren Geschäften!«

Er öffnete seinen Schreibtisch, er zog Schublade um Schublade heraus und mußte lächeln, als er diesen Wust von Papieren sah. War es ihm doch fast ergangen, wie dem Erzbischofe von Cambrai, Groß-Almosenier Ludwig's des Vierzehnten, der Briefe und Acten in den weiten Taschen unzähliger Beinkleider verwahrte, welche, systematisch geordnet, eines der eigenthümlichsten Archive bildeten, während Rodenberg wenigstens für jeden Jahrgang eine bestimmte Schublade hatte, in welcher indessen Alles bunt genug durch einander lag; doch handelte es sich hier allerdings nur um Privatpapiere, während dort der Ehevertrag des Königs von Frankreich erst nach langem Suchen in den Beinkleidern Seiner Eminenz, Litera H Nummer sechszehn, gefunden wurde.

An diese Geschichte dachte Rodenberg, als er mit dem Ordnen seiner Papiere begann, und sie heiterte ein wenig seine düstere Gemüthsart auf.

Ein Schlag auf die Glocke, die vor ihm stand, rief den Diener herbei, welchem er den gemessenen Befehl gab, Niemanden, es möge sein, wer es wolle, zu ihm herein zu lassen – »ich verlasse mich darin auf Deine Anhänglichkeit wie auf Deine Klugheit in einer anderen Sache: es könnte nämlich heute oder morgen früh ein Schreiben des Ministers des Hauses kommen, welches ich unter keiner Bedingung zu erhalten wünsche und das mir nicht vor Augen kommen darf, damit ich sagen kann, ich hätte es nicht gesehen – hast Du mich verstanden, Joseph?«

»Gewiß, Herr von Rodenberg – sollte dieses Schreiben kommen, so werde ich es so einzurichten suchen, daß es der Betreffende wieder mitnimmt, indem ich ihm sage, Sie seien ausgegangen und hätten wahrscheinlich auf ein paar Tage die Stadt verlassen.«

»Laß mich überlegen, ob es besser ist, wenn der betreffende Brief wieder zurückgenommen wird – nein, nein, es ist besser, wenn er in Deinen Händen bleibt, doch sagst Du dem Besteller ausdrücklich, Du nähmst ihn ohne alle Verantwortung und könntest durchaus nicht dafür stehen, daß dieses Schreiben heute oder morgen in meine Hände käme Du verstehst mich?«

»Gewiß, Herr von Rodenberg.«

»Mit dem Briefe kannst Du alsdann anfangen, was Du willst; am besten ist es, wenn Du ihn verlierst, so daß weder Du noch irgend Jemand ihn wiederfindet – kann ich mich auf Dich verlassen?«

»Wie immer, gnädiger Herr.«

»So laß mich allein und ungestört.«

»Soll ich nicht etwas zu essen für Sie holen?«

»Nein, ich danke – ich habe nicht den geringsten Hunger, doch gib mir Zuckerwasser, ich fühle einen eigentümlichen, brennenden Durst.«

Darauf fing er an, seine Papiere zu ordnen, das heißt, er nahm die Schreiben eines nach dem anderen hervor, sah nach Unterschrift und Datum und warf die meisten neben sich auf den Boden; nur wenige wurden in ein leeres Kästchen gelegt, welches offen neben ihm stand.

So verging Stunde um Stunde, und schon einige Male war der Papierhaufen zu einer solchen Höhe angewachsen, daß er seinen Bedienten hereingerufen hatte und die Briefe im Kamine verbrennen ließ.

Dann war es dunkel geworden: Joseph hatte Lichter gebracht und sich jetzt die Frage erlaubt, ob er etwas zum Nachtessen bringen solle, worauf Rodenberg auch dieses Mal wieder frisches Zuckerwasser verlangte und dann in seinem Vernichtungsgeschäfte fortfuhr.

Endlich kam der Bediente ungerufen wieder herein, und da er sich ziemlich auffallend in der Nähe des Schreibtisches umhertrieb, so blickte der Maler, verdrießlich über diese Störung, in die Höhe, worauf jener mit leiser Stimme sagte: »Es ist bereits eilf Uhr, Herr von Rodenberg.«

»So geh' zu Bette!«

»Sie haben mir nichts mehr zu befehlen und werden die Lichter selbst auslöschen?«

»Sobald ich fertig bin!«

Hierauf nahm er wieder Papiere und Briefe in die Hand, durchflog zuweilen rasch den Inhalt eines derselben und lächelte trübe oder er blickte auch wohl eine Zeit lang gedankenvoll in den Schein der Kerze, ehe er es zu den übrigen warf.

Endlich überkam ihn der Schlaf oder vielmehr eine fieberhafte Abspannung, der er nur gewaltsam zu widerstehen vermochte; dabei begann ihn sein Kopf zu schmerzen und seine Pulse flogen rasch und heftig; auch waren seine beiden Kerzen herabgebrannt, denn es war zwei Uhr

in der Nacht geworden. Er begab sich beinahe schwankend in sein Bett, und als er sich in demselben behaglich ausgestreckt hatte und mit einem unbeschreiblichen Gefühle von Müdigkeit und sehnsüchtig den Schlaf erwartete, wollte dieser in erquickender Form nicht kommen, sondern Rodenberg hatte während eines unruhigen Schlummers das Gefühl, als ruhe er auf einem schwankenden Nachen und als sitze Jemand neben ihm, der den Mund an sein Ohr gelegt, ihm die Ereignisse des vergangenen Tages mit einer ermüdenden Eintönigkeit ohne jede Unterbrechung wiederholte. Hundert Mal fuhr er empor und entschlummerte gleich darauf in der Hoffnung, dem unsichtbaren, nervenaufregenden Quälgeiste zu entgehen – vergeblich; das Phantom fing augenblicklich wieder an fast mit denselben Worten, mit dem gleichen, entsetzlichen, einförmigen Tonfalle.

So kam der Tag: die Bäume vor seinem offenen Fenster rauschten im Morgenwinde, und zuweilen stahl sich ein erquickender Hauch in das heiße Schlafzimmer; die Vögel begannen leise zu zwitschern, und erst bei diesen Anzeichen des erwachenden Lebens entfloh der Kobold, der Rodenberg's Schlaf beunruhigt.

Als er endlich erwachte, wenig erfrischt und ausgeruht, blitzte die Sonne durch die Spalten der Fensterläden, welche Joseph, leise hereinschleichend, während des festeren Frühschlummers seines Herrn geschlossen hatte. Er brauchte einige Augenblicke, um sich die Ereignisse des gestrigen Tages wieder klar zu machen, wobei

ihm die Papiere zu Hülfe kamen, welche er durch die geöffnete Thür in seinem Schreibzimmer neben dem Kamine liegen sah.

Draußen brannte die Sonne heiß vom wolkenlosen Himmel, es war ein schmaler Tag, so recht geeignet dazu, um bei zugemachten Fensterläden zu Hause zu bleiben, was Rodenberg denn auch that, und mit jedem Papiere, das er ordnete oder zerriß, mit jedem Briefe, den er vernichtete, ein weiteres Band löste, das ihn mit der Gegenwart verknüpfte.

»Bald werde ich frei sein,« sprach er aufathmend zu sich selber, »ich werde diese schattenlose, staubige Stadt verlassen, um, aller Fesseln ledig, meines Weges zu ziehen – durch duftige, kühle Wälder, an murmelnden Bächen vorbei!«

Es war begreiflich, daß gerade heute bei dem raschen Klopfen seiner Pulse, bei seiner brennenden Stirn der Gedanke an schattige, kühle Wälder, an frische, murmelnde Quellwasser so etwas unendlich Tröstendes und Erquickendes für ihn hatte.

IL. MERKST DU DER LIEBE FLÜGELSCHLAG?

Der Minister des Hauses war ein geistreicher Herr, ein bedeutender Beamter und wäre auch ein großer Staatsmann geworden, wenn er, anstatt das Schiffchen eines kleinen Herzogthums zu leiten, das Glück gehabt hätte, das Ruder eines großen Staatsschiffes zu fuhren: er war nicht nur ein kenntnißreicher, sondern auch ein lebenswürdiger Mann, der die Wissenschaft schätzte, Kunst und

Künstler liebte und, obgleich Freiherr aus einem sehr alten Hause, doch so wenig von Standesvorurtheilen geblendet, daß er sich in den meisten Fällen lieber mit einem gescheiten Künstler oder Schriftsteller, als mit einem beschränkten Standesgenossen unterhielt.

Er hatte Rodenberg beständig auf das Freundlichste behandelt, er hatte nie vergessen, demselben Einladungen nicht nur zu größeren, sondern auch zu kleineren Gesellschaften zu senden – so lange der junge Mann beim Fürsten in Gunst stand, und wenn dem Minister natürlicher Weise die jetzige zweifelhafte Stellung desselben nicht unbekannt war, so hatte man doch schon einige Male erlebt, daß Günstlinge Seiner Königlichen Hoheit aus sehr starkem Schwanken wieder das vollkommenste Gleichgewicht erlangt hatten. Auch war die Einladung durch den Secretär Seiner Excellenz nach der gewöhnlichen Liste angefertigt worden, und als nun plötzlich die Entlassung Rodenberg's zur unbezweifelten Thatsache ward, so wurde der kleine Beamte von seinem Chef ziemlich hart angelassen, daß er nicht in diesem ganz speciellen Falle besondere Instructionen eingeholt hätte.

Denn der Minister hatte neben all' seinen glänzenden Eigenschaften nach einer gewissen Richtung hin doch einen Mangel an bürgerlichem Muthe und mochte sich sogar nicht einmal in Gedanken in die fürchterliche Lage hineinversetzen, daß der in Ungnade gefallene Rodenberg vielleicht die Luft desselben Salons athme, in welchem die allerhöchsten Herrschaften ihren wunderbaren Lüstre und fabelhaften Dunstkreis verbreiteten.

Die in Rede stehende Soirée war nämlich eine sehr große, und zu Ehren eines die Vermählung des Fürsten betreffenden, vom benachbarten Hofe angekommenen außerordentlichen Botschafters veranstaltet, bei welcher der allerhöchste Hof weder fehlen konnte, noch durfte, noch würde. Seine Excellenz war deßhalb außerordentlich ungnädig, daß der arme Secretär so ohne Weiteres die Befehle seines Gebieters vollzogen, und ersuchte ihn mit einer ausnehmenden Höflichkeit, welche aber oft schärfer zu wirken pflegt, als der strengste Befehl, ein sehr diplomatisches Schreiben an Rodenberg zu entwerfen, worin diesem so fein als möglich gesagt werde, daß er, der Secretär, sich einer falschen Liste bedient, oder etwas ähnliches Unglaubliches, wenn es nur den Schein der Wahrscheinlichkeit für sich haben konnte.

Dieser Brief war geschrieben und an seine Adresse befördert worden; doch erging es dem unglücklichen Schreiben, wie wir im vorigen Kapitel angedeutet: der Bediente Rodenberg's hatte es übernommen, aber ohne alle Verantwortlichkeit, daß es heute oder morgen in die Hände seines Herrn gelangen werde, denn dieser habe für ein paar Tage die Stadt verlassen und man wisse nicht, ob er morgen zurückkommen werde.

Seine Excellenz hatte sich durch diese Meldung, welche ihm der Secretär augenblicklich hinterbracht, einiger Maßen beruhigt gefühlt und sprach zu sich selber: »Rodenberg ist trotz alledem ein Mann, der zu leben versteht, und zu gescheit, um eine solche ganz kolossale

Tactlosigkeit zu begehen – denn es wäre über alle Beschreibung. – Stellen Sie sich diese Scene vor,« sprach er zu seinem Secretär, »die Frau Fürstin-Mutter im rothen Salon sitzend und Rodenberg am Eingange erscheinend – ich bitte Sie um Alles in der Welt, »stellen Sie sich das vor!«

Und der Secretär stellte sich das pflichtschuldigst vor, so gut er konnte, und schauderte vom Wirbel bis zur Zeh.

Als er diesen Schauer so weit bemeistert, daß er wieder reden konnte, fragte er mit einer Grabesstimme: »Und wenn sich etwas so Fürchterliches wirklich zutrüge, sollte für diesen Fall Euer Excellenz Dienerschaft nicht instruiert werden?«

»Um Gottes willen nicht, mein Lieber, das würde den Scandal nur noch vergrößern! Alles, was Sie thun können, ist, daß Sie sich im Vorzimmer aufhalten und mich in dem betreffenden, aber nicht denkbaren Falle sogleich rufen lassen.«

Darauf trennten sich Herr und Diener, wobei der Erste seufzend sagte: »Und bei Allem dem beneidet man uns und will nicht die Klippen bemerken, die uns von allen Seiten entgegen starren und durch welche unser Privatschiffchen glücklich durchzurudern gewiß keine kleine Aufgabe ist!«

Der Tag ging vorüber, an dem die geängstigte Excellenz einen kleinen Balsam darin gefunden hatte, daß sie auf einem Nachmittagsspazirgange dem Fürsten begegnet war, der sie auf die huldreichste Art mitten in der

Straße vor allen Vorübergehenden ansprach und dabei die außerordentliche Gnade hatte, zu versichern, man freue sich sehr auf die heutige Soirée, für deren Veranlassung man dem Haus- und Staats-Minister noch ganz besonders zu Dank verpflichtet sei.

Der Abend kam und mit ihm die Gäste; zuerst das kleine Federvieh zu Fuß und in ein- und zweispännigen Droschken. Salonfutter, Tapetenmaterial, anstrebende junge Leute, kleine Beamte, Departements-Angehörige aller Art, von denen viele schon dem imposanten Portier am Einfahrtsthore die erste Verbeugung machen und sich so fort verbeugend und tief nickend die Treppen hinaufschlängeln durch die Schaar der Lakaien bis an das Vestibule oben an der Treppe, wo sich der Kammerdiener Seiner Excellenz befindet, mit dem sie in ihrer Herzensangst ein Gespräch anzuknüpfen suchen, worauf sich aber dieser kleine Großwürdenträger nicht einlassen kann, da er offenbar Wichtigeres zu thun hat.

Hier in diesem Vestibule zögern die einzeln und sehr früh Gekommenen mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit, betrachten ihr wohlfrisirtes Haar in einem zwischen Blumen aufgestellten Spiegel, besichtigen ihre Handschuhe, ziehen Weste und Frack in die Hüfte und warten so, bis nach und nach ein Dutzend zusammengekommen ist, welche alsdann in dieser ansehnlichen Masse das erste Vorzimmer forciren, um sich hier nach einer aus bescheidener Entfernung dem Secretär Seiner Excellenz dargebrachten tiefen Verbeugung augenblicklich an

die Wände und in die Ecken zu verlieren und sich so unscheinbar und unsichtbar als möglich zu machen, zu welchem Zwecke eine tiefe Fensternische, ein hervorspringender Ofen, eine breite Girandole und dergleichen sehr gesuchte Gegenstände sind.

Im Uebrigen ist eine solche versteckte Ecke des Vorzimmers ein sehr interessanter Platz: man sieht nach und nach die Gäste kommen, und hier außen meistens noch in ihrer ganzen Natürlichkeit – ein im Wagen angefangenes Gespräch fortsetzend, eine witzige Bemerkung vollendend, einen freundlichen Gruß oder gar einen stillen Händedruck erwidern; Bewegungen und Geberden sind hier noch ungekünstelt und ohne Heuchelei, und es ist ergötzlich anzusehen, wie sie jetzt mit Einem Male anfangen, steifer und förmlicher zu werden, mit einer fast erschreckenden Steigerung bis in den rothen Salon, wo nur noch ein officiellcs Lächeln erlaubt ist, wo die Damen beim tiefen Complimente mit Eclat rückwärts rauschen, sich fast auf den Boden niedersetzen, und wo die Figuren der Herren mit den tief herabgesenkten Stirnen fast einen rechten Winkel bilden.

Dabei fängt es an, warm und wärmer zu werden, und in allen Sälen herrscht eine so schwere, dunstige Atmosphäre vor, daß die Kerzen trübe brennen und sich manche alte Excellenz heimlich den Schweiß von der Stirn wischt: man steht so dicht auf einander und drängt sich so eng um einander herum, daß eine förmliche Unverschämtheit dazu gehört, sich von den aufwartenden Dienern eine Tasse Thee geben zu lassen, oder den Versuch

zu machen, das andere Ende des Salons zu erreichen, und dort mit einem Bekannten zu plaudern. Und doch hört man rings umher nur Ausrufe, wie: ›*Quelle soirée charmante!*‹ – ›*Délicieuse!*‹ – ›Welch wunderbares Appartement!‹ – ›Ja, aber räuberhaft heiß‹ – ›und Welch reizende Toiletten‹ – ›haben Sie die Robe der Baronin Hardenberg bemerkt?‹ – ›*Ravissante!*‹ – ›Ja, krokodilenhaft!‹ – ›und die Gräfin Blendheim so einfach wie nie‹ – ›sie hat alle Ursache dazu, die arme Gräfin, denn ihre schönen Tage sind nun vorüber.‹

So schwirrt es durch einander und plaudert und lächelt, freut sich und ärgert sich, und dazu duftet *S-Bouquet* und *Jockey-club*, *Violettes de Nice*, *New-month-hay* nebst anderen Gerüchen, die nicht gut zu classificiren.

Und welche Masse von Orden und Sternen blitzen hier von den Uniformen und Fräcken, Kleinkreuz-Commandeurs und Großkreuze, Bänder in allen Farben, angestaunt und beneidet von den Aermsten, deren Knopflöcher noch leer sind und die sich höchstens aus Coquetterie eine kleine Rosenknospe einzustecken wagen – welche unsägliche Menge von Verdienst – glückliches, beneidenswerthes Land!

Je mehr man sich denen nähert, die auf der Höhe des Lebens wandeln, um so dichter wird das Gedränge, um so heißer die Luft, um so geringer das Wohlbehagen, um so größer die Ehre; in einem Kreise, so weit es nur eben möglich ist, stehen die Glücklichen dicht geschaart, die es wagen dürfen, sich hier ohne Scheu sehen zu lassen,

Alle klopfenden Herzens, Alle in ängstlicher Erwartung, erfüllt mit Furcht, daß sie mit Blick oder Wort übergangen werden könnten, beseelt von Neid gegen die Nachbarn, denen schon von fern ein gnädiger Gruß zu Theil geworden.

Wie charmant und liebenswürdig die Herrschaften heute sind – wie genau bekannt mit allen Verhältnissen, wie treffend in ihren Fragen, wie geistreich in ihren Bemerkungen: besonders Seine Königliche Hoheit ist heute förmlich bezaubernd und spricht mit Jedermann, der in seine Nähe kommt und dem er unmöglich entgehen kann; er erinnert sich des Herrn von Mayer und des Herrn von Schültz, er weiß, daß Beide vortreffliche Väter hatten und daß sie sich selbst um das Wohl des Staates sehr verdient machen, er sagt dem Herrn von Pertz, daß er von dessen schönen Gemälden gehört, und dem Herrn von Stertz, daß er hoffe, dessen braune Stute werde beim nächsten Rennen den Preis davontragen; er erinnert sich, den Herrn Baum in Baden und den Herrn Strauch anderswo gesehen zu haben – freilich passiert es ihm dabei, die Herren von Goldlack und von Rosenholz mit einander zu verwechseln, doch hat das nicht viel zu bedeuten, da Beide gleich langweilige und gleich zudringliche Kerle sind.

Endlich reicht die Frau Fürstin-Mutter der glücklichen Excellenz, dem Herrn des Hauses, der neben ihr steht,

den Arm und läßt sich von ihm in den großen Saal führen, der, da heute nicht getanzt wird, zu einem Blumengarten umgewandelt und mit zahlreichen Spieltischen besetzt ist – ihr folgt der Fürst, glücklich, endlich von dem langweiligen Cercle befreit zu sein, mit einem höchst gnädigen Rundcomplimente, und sowie er den Rücken gewandt, löst sich der Kreis auf, Fächer wedeln, man lächelt, man plaudert, die Damen versuchen es, ungesehen ihre zusammengedrückten Schleppen hinten ein wenig auszuschütteln, die Herren betrachten ihre zusammengequetschten Hüte, und wenn auch die Meisten darüber einig sind, die allerhöchsten Herrschaften noch nie so gnädig gesehen zu haben, so gibt es doch auch Andere, welche sich achselzuckend in eine Fensternische zurückziehen und es unbegreiflich finden, daß man nicht mit ihnen gesprochen, ja, daß man sie nicht einmal bemerkt habe.

Die Vorzimmer haben sich indessen schon ein wenig entleert; viele der kleinen Beamten in ihren altmodischen Fracks und den steifen, hohen Halsbinden, die nun beinahe schon zwei Stunden an den Wänden gestanden, Alles mit einer gewissen Freundlichkeit starr anlächelnd, was an ihnen vorüberging und rauschte, dazwischen zuweilen wie auf Commando tiefe Complimente machend, aus Uebermüdung dem Zusammenknicken nahe, haben sich langsam davon geschlichen, um sich in einem stillen Wirthshäuschen für die ausgestandene Ehre zu erholen. Und der Secretär Seiner Excellenz der schon seit

Beginn der Soirée mit einer krampfhaften Aufmerksamkeit nach dem Vestibüle geschaut, fängt an, freier aufzuathmen und spricht zu sich selbst: »Gott sei Dank, das wäre glücklich vorübergegangen!« Ja, er fühlt sich jetzt so sicher, daß er sich in's Nebenzimmer begibt und dort eine Tasse Thee mit sehr viel Backwerk zu sich nimmt; alsdann liegt es in seiner Absicht, sich in den großen Saal zu begeben, um von Weitem den Blick seines Herrn zu erhaschen und ihm durch ein Zeichen bemerklich zu machen, daß alle Gefahr jetzt vorüber ist; war er doch überzeugt, daß Seine Excellenz sich in eben so peinlicher Aufregung befunde, als er selbst, ja, in noch peinlicherer; denn der Herr Minister war zur Whistpartie der Frau Fürstin-Mutter befohlen worden mit dem französischen Gesandten und dem außerordentlichen Botschafter des benachbarten Hofes – er war also gefesselt, hätte das Schrecklichste über sich ergehen lassen müssen und wäre nicht im Stande gewesen, den gefürchteten Gast durch ein freundliches Wort wenigstens vom großen Saale fern zu halten.

Und hier war Alles Lust und Freude, Harmonie und unendliche Glückseligkeit; dieses weite, hohe Gemach war mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit durch lebende Pflanzen in kleine Parteen abgetheilt, wo man sich ungesehen und ungehört hier angenehme Geplauder hingeben konnte, während dort junge Damen mit unternehmenden Officieren sich mit *jeu d'esprit* belustigten

und dabei doch Alle das Glück hatten, sich mit den höchsten Herrschaften in gleichem Raume zu befinden und dieselbe Luft athmen zu dürfen.

Die Frau Fürstin-Mutter war eine ausgezeichnete Whistspielerin und bekam nebenbei gewöhnlich die besten Karten: sie hatte soeben mit einer triumphirenden Miene die letzten sechs Blätter aus ihrer Hand auf den Tisch hingelegt, da sie überzeugt war, die Gegner würden nicht im Stande sein, ihr noch einen Stich davon streitig zu machen. Sie nahm es durchaus nicht ungnädig auf, daß ein paar zuschauende ältere Herren und Damen einander, aber mit sehr deutlicher Stimme, zuflüsternten: »Wie wunderbar Ihre Königliche Hoheit dieses schwierige Spiel geleitet haben!« Sie lächelte ihrem Partner, dem Minister des Hauses, freundlich zu, und Seine Excellenz war eben im Begriffe, dieses gnädige Lächeln mit einem unverkennbar glücklichen Blicke einzukassiren, als er mit Schrecken bemerkte, wie der Blick der hohen Dame plötzlich einen ganz anderen Ausdruck, einen Ausdruck der Gehässigkeit, ja, des Zornes annahm. Freilich verschwand dieser Ausdruck wie ein Blitz wieder, um derselben wohlwollenden Miene wie so eben Platz zu machen; doch fuhr es ihm brennend heiß durch den ganzen Körper und er hätte viel darum gegeben, wenn er sich hätte anschauen dürfen; aber es war an ihm, die Karten für das neue Spiel zu vertheilen, und wir können nicht verschweigen, er mischte mit zitternden Fingern, ja, er hatte sogar das Unglück, zu vergeben und nochmals von vorn anfangen zu müssen, wobei ihm der Angstschweiß

auf die Stirn trat, denn die Frau Fürstin-Mutter hustete leicht hinter dem vorgehaltenen Fächer, sie warf einen eigenthümlichen Blick auf ihre Ober-Hofmarschallin, welche neben dem preußischen Gesandten stand, und die unglückliche Excellenz glaubte sogar bemerkt zu haben, daß sie leicht mit den Achseln gezuckt. Endlich waren die Karten gegeben, und der Minister des Hauses hatte, wie man zu sagen pflegt, ein ganz niederträchtiges Papier erhalten – auch das noch!

Wenigstens war es ihm jetzt vergönnt, während sein Nachbar mit einem Lächeln der Entschuldigung gegen die Frau Fürstin-Mutter *quatre d'honneur* von oben herab ausspielte, ein wenig auf die Seite zu schauen.

Gerechter Gott – was er geahnt, war geschehen – hinter ihm, fast in der Mitte des großen Saales, den allerhöchsten Augen sichtbar, stand Rodenberg, und nicht einmal allein stand der in Ungnade Gefallene da, neben ihm befand sich Lord Warren, vor ihm stand der alte General von Möllendorf, ihm sogar die Hand reichend, und jetzt trat sogar noch der englische Gesandte dazu, und die Vier plauderten mit einander, als ob sich das ganz von selbst verstände.

Dazu blickte die Frau Fürstin-Mutter ziemlich ernst in ihre Karten, dazu häuften sich die Tricks der Gegenpartei, dazu hatte er das furchtbare Unglück, an einem Schlemm schuld zu sein, indem er seine einzige hohe Karte, den Piquebuben, ganz unnöthiger Weise auf einen schon verlorenen Stich geworfen hatte.

Also groß Schlemm in jeder Beziehung!

Ihre Hoheit entfalteteten etwas geräuschvoll den Fächer und rückten ihren Stuhl ein wenig vom Tische ab, zum Zeichen, daß die Whistpartie für heute beendet sei. Alle erhoben sich, und während der Ober-Hofmarschall mit einem sehr ernstern Gesichtsausdrucke herbeikam, um die Rechnung für die hohe Dame zu bereinigen, trat diese nach einer leichten Verbeugung zurück, den außerordentlichen Botschafter des benachbarten Hofes zu sich heranwinkend, um mit diesem und ihrer Ober-Hofmarschallin hinter einer der künstlichen Laub- und Blumenwände zu verschwinden.

Der Herr des Hauses stand einen Augenblick rathlos, ja, trotz seiner großen Sicherheit und seinem ausgezeichneten Tacte war er schon im Begriffe, das Unklügste zu thun, was er hätte thun können, sich nämlich mit einer pikanten Redensart an Rodenberg zu wenden, als er sich eines Besseren besann und nun gerades Weges auf den Fürsten zutrat, welcher, neben der Baronin Hardenberg sitzend, den jungen Maler ebenfalls bemerkt hatte und ihn, wenn auch nicht gerade erzürnt, doch mit einiger Verwunderung anblickte. Auch war Seine Königliche Hoheit gutmüthig genug, dem herantretenden Minister, in dessen Gesicht Schrecken und Bestürzung deutlich zu lesen waren, freundlich entgegen zu treten und die Geschichte von der widerrufenen Einladung mit ziemlich gläubiger Miene anzuhören.

»Wenn Herr Rodenberg die Stirn hat,« sagte er hierauf, indem ein unverkennbarer Schatten über seine Züge

flog, »sich hier zu zeigen, wozu er ja als Eingeladener berechtigt ist, so kann ich nichts dawider einwenden.«

Damit wandte er sich um und ließ Seine Excellenz stehen.

›Wozu er ja als Eingeladener berechtigt ist,‹ hatte Seine Königliche Hoheit gesagt und in einem Tone – o, in einem Tone, welcher noch vieles Andere hinzusetzte!

Jetzt trat auch obendrein noch Rodenberg auf den Minister zu, verbeugte sich und sagte mit seiner tiefen, ruhigen Stimme: »Ich konnte mich nicht entschließen, Euer Excellenz freundliche Einladung abzulehnen und in einem Hause zu fehlen, welches nach Euer Excellenz Versicherung stets so gütig war, auch nebenbei den Künstler in mir zu ehren, und in dieser Eigenschaft,« setzte er mit kaum bemerkbarem Lächeln hinzu, habe ich mir denn auch erlaubt, zu erscheinen.«

Es war dem Herrn des Hauses nicht möglich, hierauf etwas Verständliches zu erwiedern, denn die Worte quollen ihm so im Munde, daß er fürchten mußte, an ihnen zu ersticken, er begnügte sich deßhalb mit einer leichten Neigung des Kopfes und einer bezeichnenden Handbewegung, worauf er sich umwandte und davon schoß, um eine ihm sehr befreundete Hofdame der Frau Fürstin-Mutter aufzusuchen – eine geistreiche Hofdame, welche vor der feinsten Filigranarbeit im Fache der Intriguen nicht zurückschrack und die auch Einfluß genug besaß, um den armen Minister allerhöchsten Ortes als ein bedauernswerthes Opfer darzustellen, welches in Folge eines unerhörten Gewebes von Lug, Trug und Ränken, so

wie einer ganz unglaublichen Frechheit in eine ihm listig gestellte Falle gegangen war.

Arme Excellenz! – er machte in der That ein Gesicht, als wenn er ein Fuchseisen am Fuße hätte.

Rodenberg war unterdessen so unbefangen, als es ihm möglich war, in Begleitung Lord Warren's, welcher ihm treu zur Seite blieb, an's andere Ende des großen Saales gegangen, und wenn er um sich geschaut hätte, was er übrigens nicht that, so hätte er bemerken müssen, daß, wenn auch viele Blicke ihm mit dem Ausdrücke von Haß und Schadenfreude folgten, auch andere auf ihm ruhten, die Interesse und Theilnahme aussprachen; besonders waren es Frauen- und Mädchenaugen, welche auf letztere Art dem schönen jungen Manne folgten, der heute begreiflicher und rührender Weise so außerordentlich blaß aussah, aber dabei so fest und unbekümmert wie früher auftrat: hinter manchem wedelnden Fächer hervor schaute es nach ihm aus und hätte vielleicht seinen Gruß erwiedert, wenn er daran gedacht hätte, irgendwo hin zu grüßen.

Aber er dachte nicht daran – so fest er anscheinend auch auftrat, so war ihm doch in Wirklichkeit zu Muthe, als beträte sein Fuß schwankende Bretter, und er hatte Augenblicke, wo er starr geradeaus schauen mußte, um sich zu überzeugen, daß der weite Saal mit seinen Menschen, Lichtern, Blumen und Pflanzen nicht anfangen sich langsam herumzudrehen. Es war dies jedoch keine Folge seiner geistigen Erregtheit, es war das körperliche Unwohlsein von gestern Abend, welches sich heute noch

heftiger auf ihn geworfen. Warren hätte ihm gern gesagt, wie furchtbar er zuweilen erleiche, während im nächsten Augenblicke eine glühende Röthe auf seinem Gesichte aufflamme, doch fürchtete er, hiedurch, und nicht mit Unrecht, das Uebel noch ärger zu machen, blieb aber nicht nur mit ausdauernder Treue an seiner Seite, sondern bemühte sich auch, ihn durch Bemerkungen und allerlei Einfälle zu zerstreuen.

»Sie sind gescheit genug,« sagte er lächelnd, »daß ich Sie auf drei Gesichter aufmerksam machen darf, die dort unten halb versteckt hinter dem riesenhaften Blumentische stehen: ein Officier, ein Arzt und ein nicht bedeutender Beamter – ein würdiges Kleeblatt, von dem Jeder Sie gestern noch über die breiteste Straße begrüßt hätte, ja, Ihnen entgegen geeilt wäre, um einen herzlichen Händedruck mit Ihnen zu wechseln, die sich so sehr freuten, wenn Sie ihnen begegneten, welche nur bedauerten, daß dies nicht viel häufiger geschähe, und welche es dem Schicksale nie verzeihen konnten, daß es ihnen noch keine Gelegenheit gegeben, der Welt zu beweisen, wie sehr Sie von ihnen geschätzt und geliebt werden – heute hätten dieselben die prachtvollste Gelegenheit dazu, und nun geben Sie Acht, wie sie diese benutzen werden.«

»Ich bin im Voraus davon überzeugt!«

»Ich auch – aber es macht mir immer Spaß, solcher Erbärmlichkeit in's Gesicht sehen zu können.«

»Sie urtheilen zu hart, Warren – Sie müssen die Stellung dieser Leute berücksichtigen: der Eine fürchtet,

wenn er sich ferner noch öffentlich zu meinen Freunden rechnet, beim Avancement, wieder Andere, beim nächsten Ordensschub übergangen zu werden, und der Dritte hätte alle Aussicht, seine Praxis bei den Kammerjungfern vornehmer Häuser zu verlieren – kommen Sie, wir wollen unseren Strich ändern, um ihnen die Verlegenheit zu ersparen, uns grüßen zu müssen.«

»Beruhigen Sie sich,« lachte Warren, »auch das fällt ihnen nicht einmal ein: sehen Sie die vortreffliche Schwenkung des hoffnungsvollen Beamten, er läßt seine beiden Gefährten die enorme Höhe des Saales bewundern, und wenn wir nahe sind, werden wir nur die beste Seite dieser Herren zu betrachten haben – aber rechts können Sie einen Gruß anbringen – müssen einen anbringen, da sehe ich die kleine, lebenswürdige Tellin, die Sie mit ihren großen, schönen Augen förmlich auffordert, ihr einen freundlichen Blick zu schenken – ich habe mich immer für dieses reizende Mädchen interessirt.«

»Ei, ei, Warren!«

»Nur weil sie Edelweiß ein wenig ähnlich sieht – ich wollte, Sie könnten mir darin Recht geben.«

»Ja, wenn ich die gute Margarethe erst gesehen hätte. Aber ich hatte in den letzten Tagen kein Gemüth dazu.«

»Begreiflich – aber jetzt grüßen Sie, sonst sind Sie unartig.«

Rodenberg that, wie ihn der Andere geheißen, und das junge Mädchen dankte auf die verbindlichste Art, ja, es

schien, als sei sie im Begriffe gewesen, einen Schritt gegen die beiden jungen Leute zu thun, welche bloßstellende Demonstration aber von der klügeren Mutter, einer knöchernen Persönlichkeit, dadurch verhindert wurde, daß sie ungesehen auf die Schleppe ihrer Tochter trat.

Das Kleeblatt hatte sich in der That so gewandt, daß es förmlich lächerlich gewesen wäre, einen Gruß von ihnen zu verlangen.

Hinter einer hohen Wand von lebenden Blumen saß eine Whistpartie, bestehend aus dem Staatsrathe von Stumpfenfels, dem Baron Hund vom Höllensteine und dem Kammernherrn Freiherrn von Schenk. Der letztere machte mit einer zierlichen Handbewegung Coeur zu Atout, und da er auffallend hierzu lächelte, so fand sich der Staatsrath veranlaßt, ihm zu sagen: »Ei, ei, Baron, Sie beschäftigen sich heute Abend so viel mit dem Coeur-Atout, daß ich darin die Stimme des Schicksals erkennen muß!«

»O, das ist schon lange kein Geheimniß mehr, daß er verliebt ist!« meinte Hund vom Höllensteine – »er ist einer von den Stillen, von den Heimlichthuern, aber man hat ihm den Schleier abgezogen, und alle Welt weiß . . . «

»Was weiß alle Welt?«

»Nun, von Ihren Spaziergängen zu Fuße und zu Wagen nach einem verborgen gelegenen Landsitze, wo sich außer ein paar alten Bedienten nichts Männliches befindet und wo Sie also vollkommen Hahn im Korbe sind!«

»Diese Bemerkung streift an's Equivoque,« sagte der Kammerherr, indem er die Augenbrauen so hoch als möglich emporzog, um ernst und würdig auszusehen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte.

»Und Baron Schenk hat Recht, wenn er sich in doppelter Hinsicht gegen Ihre Bemerkungen verwahrt,« sagte der Staatsrath, »denn erstens haben sie etwas Zweideutiges und zweitens ist es nicht einmal wahr, daß der Kammerherr dort droben allein Hahn im Korbe ist – ja, ja, Sie haben einen sehr gefährlichen Nebenbuhler,« fuhr der Sprecher in ruhigem Tone fort, als ihn der Andere erstaunt anblickte.

»Pah, ich weiß schon, was Sie sagen wollen,« meinte er alsdann achselzuckend – »es ist allerdings traurig, Zu- dringlichkeiten gewisser Leute ausgesetzt zu sein . . .«

»Nehmen Sie sich in Acht, daß Lord Warren Sie nicht hört, er versteht in solchen Dingen keinen Spaß!«

»Meinetwegen kann er mich hören,« erwiderte der Kammerherr, sagte dies aber mit sehr leiser Stimme und indem er einen scheuen Blick in seine nächste Nachbarschaft warf.

»Also darf man Ihnen in der That Glück wünschen?«

»Ich liebe keine Gratulationen über ungeschehene Dinge, ich bin der Mann der *faits accomplis*!«

Die beiden Anderen lachten über die Bemühungen des Kammerherrn, ernst und würdevoll auszusehen, denn dieses Bestreben fiel meistens sehr unglücklich aus und verlieh seinem Gesichte einen unaussprechlich faden Ausdruck.

»Es ist eigentlich schade, daß Lord Warren nicht da ist,« meinte Baron Hund, »ich glaube, er gäbe uns etwas zum Besten von seinen interessanten Spazirritten.«

»Ist er heute Abend nicht hier?«

»Ich glaube kaum, da sein Freund und beständiger Begleiter, dieser gewisse Herr von Rodenberg, abgehalten ist, hier zu erscheinen.«

»Darin irren Sie sich, meine Herren,« hörte man eine tiefe Stimme in lustigem Tone sagen, und als sie aufblickten, bemerkten sie den General von Möllendorf, welcher lächelnd näher trat.

»Wahrhaftig, Sie sind schlecht berichtet, denn ich kann Sie versichern, daß ich so eben Lord Warren und diesen gewissen Herrn von Rodenberg gesehen!«

»Unmöglich, Excellenz!«

»Unglaublich!«

»Was die Augen sehen, glaubt das Herz: schauen Sie dorthin, wenn ich bitten darf – wer ist das?«

»Rodenberg – hol' mich der Teufel!«

»Ah, *c'est trop fort!*«

»Eine unbegreifliche Keckheit!«

»Habe ich Sie falsch berichtet?« fragte der alte General mit heiterm Ausdrücke –, »es ist Rodenberg, und wenn ich nicht irre, lenkt er seine Schritte gerade hieher – er wird Lust zu einer Partie Whist haben, und da Ihnen der vierte Mann fehlt, so kommt er ganz *à propos* – ah, mein lieber Rodenberg,« rief er mit lauter Stimme, »Sie suchen Freunde – hier sind welche!«

»Excellenz, ich muß dringend bitten,« sagte der Staatsrath entrüstet, aber in gedämpftem Tone.

»Um Gottes willen, das ist ja förmlich compromittirend!«

»Ich wünsche mir keine Partie zu Vieren,« knurrte Hund vom Höllensteine.

Doch das Unglück war schon geschehen, denn Rodenberg hatte dem Rufe des Generals Folge geleistet und trat an den Spieltisch.

Der General reichte ihm die Hand, schüttelte ihm dieselbe vor Aller Augen herzlich und sagte: »Ich weiß nicht, ob Sie spielen wollen, lieber Rodenberg, aber in diesem Falle werden sich diese drei Herren einer kleinen Whistpartie bei Hofe nach den letzten lebenden Bildern erinnern, wo es jeder von ihnen bedauerte, daß Sie nicht mitspielen wollten, und wo der Herr Kammerherr Freiherr von Schenk sagte, bei der nächsten Veranlassung hoffe er auf Sie – ich selbst war ja damals dabei und stehe auch jetzt wieder zur Verfügung!«

Eine etwas peinliche Stille folgte auf diese Worte, doch gewährte sie dem jungen Maler eine ganz außerordentliche Genugthuung, daß er sich nicht enthalten konnte, die drei Spieler der Reihe nach anzuschauen und dann, sich verbeugend, zu sagen: »Ich fühle mich für diese Güte recht verpflichtet, muß aber in der That aufrichtig danken!«

Der Kammerherr und der Baron Hund athmeten auf, und der Staatsrath, dem es an Tact und Geistesgegenwart nicht fehlte, antwortete: »Im Falle es Ihnen Vergnügen

macht, Herr Rodenberg, hier einzutreten, bitte ich, Platz zu nehmen!«

»Nein, meine Herren, ich danke recht sehr!« wandte sich dieser mit unbefangener Freundlichkeit an den General so wie an den Staatsrath – wenn ich es auch für dringend nothwendig hielt, diese auserlesene Gesellschaft, zu der ich natürlicher Weise eingeladen war, zu besuchen, so werden Sie auch selbst sehr gut begreifen, daß ich gerade keine besondere Lust zu spielen habe – also nochmals meinen besten Dank!«

Damit verbeugte er sich wiederholt gegen den General und verließ die Whistpartie, um nach einem anderen Theile des Saales zu gehen. Er fühlte wohl, wie furchtbar aufgeregter er war: sein Herz schlug bang und heftig, seine Pulse flogen, und als er jetzt zufällig an einem Spiegel vorbeikam, warf er einen Blick hinein und erschreckte über die tiefe Röthe, welche sein Gesicht bedeckte – auch fühlte er wohl, wie trocken seine Lippen waren, wobei ihn ein empfindlicher Durst quälte, weßhalb er sich von einem vorübergehenden Bedienten ein Glas Limonade geben ließ, welches ihn wenigstens für den Augenblick außerordentlich erfrischte.

Er verließ den großen Saal und trat in eines der Nebenzimmer, die er leer zu finden hoffte, und wo er für eine Viertelstunde ausruhen wollte – er durfte die Gesellschaft noch nicht verlassen, es waren noch manche Leute da, die er noch einen Augenblick zu erfreuen wünschte – er mußte mindestens noch eine furchtbar lange Stunde bleiben, und hierzu bedurfte er der Ruhe und Stärkung:

da war ein breiter Fauteuil, der ihm seine gastlichen Arme öffnete, neben einer großen Epheuwand, ein Winkel wie auserlesen, um sich mit Behagen für eine Viertelstunde vom Gewühle draußen zurückzuziehen.

Es war Niemand in dem Zimmer, als ein älterer Beamter mit sehr hoher, weißer Halsbinde und vielen Orden. Dieser würdige Mann blätterte in einem Album, dessen Deckel er aber augenblicklich zuschlug sowie der junge Mann eintrat, und darauf das Gemach eilfertig verließ.

›Es hat etwas Komisches und doch wieder etwas recht Trauriges, wie mich die Leute fliehen,‹ dachte Rodenberg – ›dieser alte Herr fand noch vor kurzer Zeit das größte Behagen an meiner Unterhaltung, wie er wenigstens sagte, er liebte es so außerordentlich, mit mir über Kunst zu plaudern; er meinte, bei solchen Hoffesten ist es, als ob man einen erfrischenden Quell in der Wüste antrifft, wenn man sich mit Jemandem unterhalten kann, und das über andere Dinge, als man sonst hier zu hören bekommt – und jetzt flieht auch er mich, den lebendigen Wasserquell, und zieht hinaus in den dürren Sand, dieses alte Schiff der Wüste – fahr' hin, wie die Anderen! – O, wie fühle ich mich glücklich, daß mir das Scheiden aus diesen Kreisen so leicht gemacht wird!‹

Er ließ den Kopf in die Hand sinken und verfiel halb wachend in ein ganz eigenthümliches Traumleben: es erging ihm wieder wie in der vergangenen Nacht, und es war ihm gerade, als neige sich Jemand zu seinem Ohre,

um ihm in einem förmlich klagenden Tone allerlei seltsame Geschichten zu erzählen, Geschichten, die er wirklich erlebt, aber vermischt mit ganz wunderbaren und oft sehr wilden Phantasieen.

»Ich weiß nicht, was in meinem Blute tobt,« sagte er unmuthig, indem er auffuhr und, obgleich er wußte, daß außer ihm Niemand im Zimmer war, doch scheu und forschend neben den Fauteuil blickte, als müsse er dort etwas Gespensterhaftes entdecken, das mit ihm gesprochen.

»Wohl weiß ich, daß es meine aufgeregten Nerven sind, aber wenn ich jetzt die Augen schließe, so flüstert es mir wieder zu, so einförmig, so klagend, und was das Schrecklichste ist, es flüstert mir meine eigenen Gedanken zu – o, man könnte darüber wahnsinnig werden!«

Er strich sein dichtes Haar von der heißen Stirn und wandte sich endlich mit geschlossenen Augen unmuthig auf die andere Seite. – Dann zuckte er erschreckend zusammen – nein, das war keine Täuschung, wie die Stimme seines Innern, die zu ihm sprach!

Eine Hand hatte, obgleich sehr leise, seine Schulter berührt.

Eine Secunde dauerte es, ehe er seine Augen öffnete, denn in diesem Momente fürchtete er etwas Entsetzliches zu sehen – dann fuhr er empor und sah die Marchesa de Monterey vor sich stehen. Nein, es war nicht die Marchesa de Monterey, die vornehme Dame; das verzo gene Kind des Hofes – es war Juanita, jene Juanita, deren Blick in früheren, glücklichen Tagen zuweilen eben

so auf ihm geruht, wie jetzt wieder. Es war wieder die Zeit der Künstlerfeste, wo er die schöne Jägerin begleiten durfte, es war wieder die Zeit des kölner Carnevals, denn auch jetzt stand sie vor ihm in einer Tracht, die nicht ihre gewöhnliche war, in einem Gewande, welches so wenig harmonirte mit dieser reichen Künstlernatur – o, diese wunderbare, selige Künstlernatur, die ihn anlächelte aus ihren großen, dunkeln, verschwimmenden Augen, die er fühlte in dem leichten Drucke ihrer zarten Finger auf seiner Schulter und die sich für heute wie zu einem Fastnachtsscherze umgeben hatte mit schweren seidenen Stoffen, mit Spitzen, Bändern, falschen Blumen, Brillanten und Perlen!

Oder war es ein schöner Traum, der ihn umfing, und mußte er im nächsten Augenblicke erwachen an dem kleinen Kaminfeuer im Hause in der Rheingasse in Köln, an jenem verhängnißvollen Abende? – Er wußte nicht, warum gerade jener Abend heute, süß und furchtbar zugleich, so gar lebendig vor seine Erinnerung trat und warum ihm der Gedanke kam, er müsse ein neues Leben mit Uebergangung der letzten, öden Jahre an die Begebnisse jenes denkwürdigen Abends knüpfen.

Las er so etwas im Glanze ihrer feuchten Augen oder in dem allerdings traurigen Lächeln um ihren Mund?

Er sprang in die Höhe, doch schwankte er so, daß er die Lehne des Stuhles ergreifen mußte, um sich daran zu halten.

Sie sagte mit dem herzlichsten Tone ihrer schönen, weichen Stimme: »Bitte, bleiben Sie sitzen – ich setze mich neben Sie.«

Er machte einen Versuch, den Stuhl, nach dem sie sich wandte, heranzuziehen, doch winkte sie ihm fast gebieterisch mit der Hand, worauf er in seinen Fauteuil zurücksank und mit einem Schauer der Wonne fühlte, wie nahe das geliebte, schöne Weib an seine Seite rückte, ja, so nahe, daß, als sie sich jetzt gegen ihn neigte und zu ihm sprach, er die warmen, duftigen Wellen ihres Athems empfand.

»Wissen Sie wohl, daß Sie krank sind, mein lieber Freund,« sagte ihm Juanita, »und daß es in dieser Beziehung von Ihnen unrecht war, hieher zu kommen – daß Sie hätten zu Hause bleiben und dort der Ruhe pflegen sollen!«

Der Dämon des Mißtrauens zog durch Rodenberg's Brust und flüsterte ihm zu: »ich muß wirklich recht krank aussehen, daß die Marchesa mit mir empfindet und auf diese Art zu mir redet; ich muß sehr krank sein, ich könnte am Ende hier bewußtlos zusammenbrechen oder gar in Fieberphantasieen verfallen und unartige compromittirende Dinge aussprechen« – »o,« sagte er hierauf, indem er sich aufrichtete, sich zurückbeugte, so viel es ihm möglich war, und die Marchesa mit starren Augen anblickte, »krank bin ich nicht, es ist nur ein leichtes Unwohlsein – »wenn ich nachher in die frische Nachtluft komme, wird es mir besser werden.«

»O, wie würde ich mich darüber freuen!«

»Wirklich, Frau Marchesa?«

»Ich verstehe diesen Ton, Herr Rodenberg, und muß ihn begreiflich finden – aber lassen wir das jetzt – glauben Sie mir, daß es wohl Niemanden auf der weiten Welt gibt, der so innigen Antheil an Ihrem Schicksale nimmt, als ich – o glauben Sie es, Arthur – ich bitte, ich flehe darum!«

»Sie beweisen mir diesen Antheil etwas spät, Frau Marchese – vor einigen Monaten hätte mich der geringste Beweis davon zum glücklichsten Menschen gemacht!«

»Ich glaube es Ihnen – gewiß, ich glaube es Ihnen . . . «

»Und seien Sie versichert, daß ich gerade jetzt in meiner eigenthümlichen Stellung Ihren Antheil zu schützen weiß, denn er beweist mir, daß die große Künstlerin wenigstens im gegenwärtigen Augenblicke den Sieg davongetragen hat über die vornehme Weltdame – o, über die schöne Weltdame,« sagte er, indem er mit einem Seufzer die Augen schloß, »deren strahlende Brillanten meine Augen blenden – und ich danke dem Zufalle, daß es mir vergönnt war, wieder einmal den Ton Ihrer Stimme gehört zu haben, der mich schon so unendlich glücklich gemacht – einen Ton, wie er nur den Engeln im Himmel eigen ist!«

»Danken Sie nicht dem Zufalle – diesen Dank verdiene ich selber.«

»Sie traten nicht zufällig in dieses Gemach?«

»Beim allmächtigen Gott, nein – vor nicht einmal fünf Minuten verließ ich meinen Wagen, worauf ich durch alle Säle eilte, um Sie zu suchen!«

»So spät, Frau Marchesa?«

»So spät, Arthur, denn es lag gar nicht in meiner Absicht, früher oder überhaupt hieher zu gehen, da ich erfahren, Sie, mein Freund, würden nicht anwesend sein, denn ich wußte, daß der Minister die Einladung an Sie widerrufen.«

»Und wer sagte Ihnen alsdann, daß Sie mich hier finden würden?«

»Don Jose – er wußte wohl, wie sehr mich diese Nachricht interessirte!«

»Don Jose – Ihr Gemahl?«

Sie machte eine rasche, ungeduldige Bewegung. »Ich weiß es besser,« sagte sie alsdann mit Entschiedenheit, »Sie haben im Ernste nie an dieses Märchen geglaubt – ich brauchte es vor den Augen der Welt, um mich sicherer und freier bewegen zu können, um lästige Anträge und noch lästigere Bewerber fern zu halten – o, Arthur,« setzte sie mit einem innigen Blicke hinzu, und mit einem so zauberhaft weichen Tone der Stimme, daß es ihn tief erschütterte – »ich war eine treue Wittwe!«

Er warf sich hastig zurück, er schaute sie starr an, um auch in ihren Blicken die entzückende Wahrheit ihrer Worte finden zu können – und da stand es deutlich wiederholt, da lag ihre ganze schöne, große, ihre herrliche Seele vor ihm aufgeschlagen, sich widerspiegelnd in dem heißen, glänzenden Blicke des schönen Weibes

»Juanita! – Juanita meine Seele!«

»Ruhig, mein Freund,« sprach sie, während sie ihre kleine Hand auf seine Stirn legte und ihn sanft auf den

Fauteuil zurückdrückte – »ruhig, Arthur, hier haben die Wände Ohren, und wir wollen dieser Welt kein Schauspiel geben. O, ich verstehe Ihren Blick – wenn Sie wollen, so reichen Sie mir Ihren Arm und führen mich vor den Augen des ganzen Hofes vorbei an meinen Wagen – o, es würde mich glücklich machen, wenn ich ihnen Allen auf diese Weise zeigen könnte, wie die Künstlerin zu dem Künstler hält! Aber sie würden dem ein anderes Motiv unterschieben, sie würden achselzuckend von unserem intimen Verhältnisse reden, das ich unter dem heuchlerischen Scheine von Kälte, Würde und Tugend bis jetzt recht gut verheimlicht – sie würden meinen guten Ruf, meinen fleckenlosen Lebenswandel auf so leichte Art zerreißen, und das wäre mir schmerzlich, auch um Deinetwillen, Arthur, denn in Wahrheit, mein Leben seit damals floß rein und klar dahin – siehe in mein Auge, und Du mußt es erkennen, daß ich die Wahrheit rede!«

»O, meine Juanita, wie kann man so unsäglich glücklich sein! Doch Du hast Recht, wie immer – auch damals hattest Du Recht – doch hättest Du mir gewiß vergeben, wenn Du gewußt, wie ich mich damals, leider nur in Gedanken – ich konnte ja nicht anders –, zu Deinen Füßen wand und um Verzeihung flehte!«

»Ich danke Dir für Deine Worte, mein Arthur – doch still jetzt, man kommt!«

Mit einem Drucke ihres Fußes schob sie den kleinen Sessel, aus dem sie saß, so weit zurück, daß Rodenberg und sie für den Eintretenden eine ganz unverfängliche Gruppe bildeten.

Dieser Eintretende war der Herr des Hauses, der einen Augenblick im Begriffe war, erschrocken auf der Schwelle stehen zu bleiben, als er den jungen Mann erkannte, sich alsdann aber mit einem forschenden Blicke rings umher, näherte und in einem scherzhaft sein sollenden Tone sagte: »Mein Gott, Herr von Rodenberg, Sie haben mich da vorhin in keine kleine Verlegenheit gebracht!«

»Euer Excellenz werden mir glauben, daß ich das aufrichtig bedaure,« erwiderte Rodenberg, indem er seine Kraft zusammennahm und sich mühsam erhob.

»In große Verlegenheit – doch zürne ich Ihnen darüber nicht, Sie wissen, wie sehr ich stets den Künstler in Ihnen geschätzt – nun hatte ich aber zu Ihrem eigenen Vortheile den allerhöchsten Herrschaften die Versicherung gegeben, Sie hätten mir für die heutige Soirée schriftlich in den passendsten Ausdrücken ablehnend gedankt – was unser allergnädigster Herr mit Güte, ja, ich kann sogar sagen, mit Wohlwollen für Sie anzuhören die Gnade hatte – nun erscheinen Sie plötzlich selbst und strafen mich Lügen – doch reden wir nicht weiter davon – die Sache ist abgemacht, und ich bitte Sie, zu glauben, daß Sie in meiner Achtung und Freundschaft auch nicht das Mindeste verloren haben!«

Rodenberg verbeugte sich, worauf Seine Excellenz, gegen die Marchesa gewandt, fortfuhr: »Verzeihen Sie mir, daß ich vorher etwas Geschäftliches – man könnte es so nennen – bereinigte, um Ihnen, meine verehrte gnädige Frau, nun mit leichterem Herzen einen Wunsch der Frau

Fürstin-Mutter zu überbringen – sie wünscht, Sie in Ihrer Nähe zu sehen – aus doppeltem Eigennutz,« flüsterte er mit schlaudem Lächeln hinter der vorgehaltenen Hand, »denn erstens möchte sie mit Ihnen plaudern und zweitens möchte sie sich entzücken lassen durch eines Ihrer wunderbaren Lieder.«

Die Marchesa hustete leicht in ihren Fächer und machte ein sehr ernstes Gesicht.

»Persönlich würden Sie auch mich dadurch auf das außerordentlichste verbinden,« fuhr die Excellenz in einem etwas verzagten Tone fort, »denn ich darf Ihnen wohl gestehen,« setzte der Minister mit einem raschen Blicke auf den jungen Mann, welcher bescheiden zurückgetreten war, hinzu, »ich befinde mich ein wenig in der Lage des unglücklichen David, ohne im Stande zu sein, eine allerhöchste trübe Stimmung durch mein Harfenspiel verscheuchen zu können.«

»So bedaure ich Eure Excellenz aufrichtig,« gab die Marchesa mit fester Stimme zur Antwort, »denn ich bin heute Abend durchaus nicht in der Lage, singen zu können.«

»Sie erschrecken mich!«

»Sie wissen, wie bereitwillig ich ähnlichen Wünschen auch häufig in Ihrem Hause entgegenkam, doch heute ist es mir wahrhaftig unmöglich!«

»Thun Sie mir es zu Liebe,« flehte der Minister – »Sie kennen die Frau Fürstin-Mutter – wenn ich meine traurige Botschaft überbringe, so wird sie sich selbst an Sie wenden und dann . . . «

»Würde sie von mir die gleiche Antwort erhalten.«

»A–a–a–ah!«

»Gewiß, Excellenz, denn ich bin heute Abend einmal zum Singen nicht aufgelegt, werde also nicht singen.«

Der Minister warf einen eigenthümlichen Blick auf Rodenberg.

»Da ich nun aber weiß, wie unangenehm es Ihnen ist, eine solche traurige Botschaft zu hinterbringen, so bitte ich um Ihren Arm, Excellenz, und ersuche Sie, mich zu Ihrer Hoheit begleiten zu wollen – Herr Rodenberg,« wandte sie sich an den jungen Mann, »ich hoffe, Sie morgen früh bei mir zu sehen!«

Damit verließen Beide das Gemach, und Rodenberg, der zurückgeblieben war, drückte seine beiden Hände einen Augenblick fest vor das Gesicht und sagte alsdann tief aufathmend und mit einem seligen Blicke nach oben: »O, das ist des Glückes zu viel, und ich bin nicht einmal im Stande, darüber nachzudenken – es summt mir im Kopfe wie eine alte, bekannte Weise, wie ein Wiegenlied aus der Kindheit, und ich möchte jetzt am liebsten schlafen – tief schlafen – lange schlafen, aber dabei wunderbar träumen!«

Dann raffte er sich gewaltsam zusammen und verließ das leere Zimmer, um wenigstens bis zum Eingange des großen Saales zu gehen und dort noch einmal ihre Gestalt zu erblicken: wie sie dahin schwebte, von allen Seiten fast ehrfurchtsvoll begrüßt, nach allen Seiten hin freundlichst dankend – sie, die große Künstlerin – sie, im

wahren Sinne des Wortes eine Fürstin dieser glänzend erhellten Räume – seine Königin!

Er lehnte an der Thür, er preßte seine glühende Stirn an die Einfassung und schwelgte in dem Anblicke der wunderbaren Frau, welche unter Allen hervorleuchtete wie ein heller Stern in Nebelflecken; dann drückte er die Hand auf sein Herz, weil es gar so wild pochte und weil er befürchtete, es werde auf einmal in einen ungeheuren Jubel ausbrechen und mit lauter Stimme hinausrufen, daß es seine Juanita sei, welche von der Fürstin-Mutter wie eine Tochter empfangen wurde, welcher der Fürst mit einer Verbeugung die Hand reichte – seine Juanita!

Da wurden seine Träumereien durch ein paar Worte unterbrochen, welche im großen Saale dicht neben ihm gesprochen wurden und die ihn durchzuckten und zornig bewegten; er kannte die Stimme, die da sprach, ohne eine Ahnung zu haben, daß er in der Nähe war: sie gehörte dem jungen, hochblonden Grafen, der damals in dem Märchen Dornröschen den Prinzen vorgestellt und der sich jetzt also vernehmen ließ:

»Wenn es in meinem Salon vorgekommen wäre,« – auf das Wort ›meinem‹ wurde ein bedeutender Nachdruck gelegt – »daß sich ein Ueberlästiger, der überhaupt niemals dahin gehörte, sehen ließe, obgleich er Tags zuvor aus seiner Stellung gejagt worden, so würde ich ihm durch einen Lakaien den Weg haben zeigen lassen.«

Ein Ruck, und Rodenberg stand unter der Thür vor einer Gruppe junger Leute, die dort saßen und standen und von denen einige mit wohlgefälligen Mienen, andere

aber achselzuckend die Worte des Sprechenden vernahmen.

»Dürfte ich mir,« sagte der junge Maler mit einer fast tonlosen Stimme, die aber wie das Rollen eines fernen Donners klang, »eine Erklärung über Ihre Worte ausbitten, Herr Graf? – Doch ist eine Erklärung Ihrerseits eigentlich ganz unnöthig, ich habe Ihre Worte gehört – ich habe sie verstanden, und nun will ich Ihnen eine Erklärung geben!«

»Aber nicht hier, Herr Rodenberg – ich bitte Sie dringend!« sprach einer von den jungen Leuten, welcher sich von jeher sehr freundschaftlich gegen den Maler benommen hatte.

»Und überhaupt,« sagte der Graf in einem sehr hohen Tone, »finde ich weder eine Erklärung noch eine Antwort nöthig, denn ich erinnere mich nicht, mit Ihnen gesprochen zu haben, mein Lieber–r–r–r!«

»Sie sprachen allerdings nicht mit mir, mein Lieber–r–r–r,« erwiderte Rodenberg beinahe lächelnd, »aber Sie sprachen von mir, mein Lieber–r–r–r, und wenn Sie, mein Lieber–r–r–r, nicht Lust haben, mir eine Erklärung zu geben, daß Sie Ihre Worte nicht auf mich bezogen, und das vor diesen Herrn, so werde ich Ihnen dagegen die Erklärung geben, mein Lieber–r–r–r, daß Sie ein . . . «

»Um Gottes willen, Herr Rodenberg,« rief der so eben erwähnte junge Mann, indem er den Maler, ehe er vollenden konnte, fast mit Gewalt in das Nebenzimmer zurückdrängte, »vollenden Sie Ihre Worte an diesem Orte nicht – Sie sollen Ihre Erklärung haben, dafür stehe ich

Ihnen ein! Dieser kleine Wortwechsel,« sagte er, sich erschrocken umschauend, »hat schon Aufsehen genug gegeben – sehen Sie, die Marchesa de Monterey, die so eben mit Ihrer Hoheit sprach, schaut sich um und macht einen Schritt hieher.«

Diese letzte Bemerkung besänftigte augenblicklich die furchtbare Aufregung Rodenberg's in solchem Grade, daß er sich rasch zurückzog, um von dem großen Saale aus nicht mehr gesehen zu werden – es wäre schrecklich gewesen, hätte sich die leidenschaftliche und an sich schon so erregte Dame veranlaßt gesehen, so ohne allen Beweggrund näher zu treten!

»Verlassen Sie sich darauf, Herr Rodenberg, Sie sollen morgen früh Ihre Erklärung haben, und eine, die Sie vollkommen zufriedenstellt – ich kenne den da, aber thun Sie mir die Liebe, heute und hier keinen neuen Zusammenstoß mit ihm zu suchen!«

Der Maler verbeugte sich – er hätte für die freundlichen Worte des Anderen gern gedankt, doch war er nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen – er konnte seine Augen kaum offen halten, und während die Wände des Saales wieder begannen, sich langsam um ihn herum zu drehen, schlugen seine Zähne wie vor Frost klappernd auf einander.

Noch einen Blick aus der Tiefe des Zimmers, in dem er stand, in den großen Saal, und dann dieses Haus verlassen!

Da stand Juanita immer noch vor der Fürstin-Mutter und dem Fürsten, und der Anblick des so heiß geliebten Wesens war sogar im Stande, für ein paar Augenblicke das Fieber, welches ihn durchtobte, niederzukämpfen und ihn so klar sehen zu lassen, wie sonst bei gänzlich hellen Augen.

Der Fürst machte ein ernstes, fast verlegenes Gesicht, und die Frau Fürstin-Mutter, die ihren Kopf sehr hoch trug, bewegte unmuthig ihre Schultern.

Im nächsten Augenblicke wandte sich die hohe Dame mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes rasch von der Marchesa ab, und diese schien ihrerseits wieder den Fürsten zu entlassen, indem sie sich mit einem sehr tiefen Complimente von ihm zurückzog.

»Ah, sie singt nicht,« klang es jubelnd in Rodenberg's Herz, »sie singt nie wieder vor diesen Leuten, die mir Schmach angethan, die meine treuen Dienste mit Undank belohnt – o, meine Juanita, heißen, heißen Dank!«

Dann fiel das häßliche Fieber wieder über ihn her, so daß er vor dem Toben seines Blutes die Lehne des Stuhles, vor dem er stand, fassen und einen Moment die Augen schließen mußte – er hörte nur noch undeutlich, wie eine Stimme draußen im Vorsaal rief: »Der Wagen der Frau Marchesa de Monterey!« Dann hatte er ein Gefühl, als werde er fortan in dieser Welt gar nichts mehr hören – doch siegte auch dieses Mal wieder seine kräftige Natur, und nach ein paar qualvollen Secunden war er im Stande, mit langsamen Schritten das Zimmer zu verlassen.

Er schritt durch den Vorsaal, er ging die Treppe hinab, wobei er sich aber auf das Geländer derselben stützte – er verließ das Haus, und als er sich auf der Straße befand, fühlte er, wie unendlich wohlthued, wie erfrischend die kühle Nacht auf ihn einwirkte.

»Wenn nur zufällig irgend ein Fiaker vorüberführe,« sagte er kopfschüttelnd, »es wäre wahrhaftig besser, denn ich habe einen weiten Weg nach Hause – sehen wir, wie wir uns forthelfen!«

Er wankte an den Häusern vorbei, nicht ohne zuweilen mit den Fingerspitzen die Steine derselben zu berühren – er nahm einen kürzeren Weg als den, auf dem er vor einigen Stunden hergefahren, und welcher ihn jetzt durch engere Straßen führte.

Auf einmal blieb er stehen, ballte seine Hände und biß die Zähne auf einander, denn die Schläge seines Pulses und das Klopfen seines Herzens wurden so gewaltig, daß er fürchtete, unter jedem Schläge zusammen zu brechen: »Verflucht, wie man so schwach sein kann – ich werde kaum nach Hause kommen!«

Da bemerkte er, wie er rathlos um sich her und in die Höhe schaute, vor sich in einem kleinen, unscheinbaren Hause ein paar erhellte Fenster im obersten Stockwerke, und ein Lächeln flog über seine bleichen Züge: »Da hinauf werde ich schon noch kommen, und dann soll Rafael sehen, wie er mich weiter schafft.«

Die Thüre des Hauses war noch unverschlossen – Rodenberg erreichte rastend die Treppe, faßte das Geländer derselben und stieg nun den ihm wohlbekanntem

Weg langsam und schwer athmend hinauf. Lange dauerte es, ehe er oben war, doch hatte er jetzt glücklich die Zimmerthür erreicht, sie öffnete sich vom Drucke seiner Hand, er sah die Gesichter von Rafael und Walter, die ihn erstaunt, fast erschreckt anblickten, dann – –

L. O, BRICH NICHT, STEG, DU ZITTERST SEHR!

Roderich Olfers war aus Italien zurückgekehrt, begleitet von Lord Warren, welcher ihm eine Tagereise entgegen geeilt war. Dieser hatte sich fest vorgenommen, die glückliche Wendung, welche dessen Schicksal genommen, unterwegs zu verheimlichen und ihm um keinen Preis etwas davon zu verrathen, daß Roderichs geliebtes Kind wiedergefunden sei. Doch war das Herz des jungen Mannes so voll Glück, so voll Seligkeit, daß er bei den Bemühungen, seine unbegrenzte Heiterkeit, das Leuchten seiner Augen allein auf die Freude des Wiedersehens zwischen ihnen beiden zu schieben, fast komisch erschien und daß ihm der ältere und ernstere Mann schon nach den ersten Stunden des Beisammenseins ruhig, aber bestimmt sagte: »Mein lieber Warren, ich bin überzeugt von Deiner Anhänglichkeit an mich, welche ich auch von Herzen theile, doch ist Dir auch sonst noch etwas ganz absonderlich Glückseliges widerfahren – mich täuschst Du darin nicht – wenn Du aber Gründe hast, es für Dich zu behalten, so reden wir nicht mehr darüber, obgleich Du versichert sein wirst, daß Niemand so mit Dir zu fühlen im Stande ist, als ich, Dein alter, ich könnte fast sagen, väterlicher Freund.«

Sie saßen auf der Eisenbahn in einem Coupé erster Classe zufällig ganz allein, und da gab ihm der junge Engländer mit einem jubelnden, fast tollen Ausbruche der Freude zur Antwort: »Hole der Teufel alle Heuchelei und alle Verstellung, ja, ich bin glücklich, wie es nur ein Mensch zu sein vermag – aber Du, Roderich, bist es nicht minder!«

»Wie soll ich Deine Aufregung verstehen?«

»Ich habe es immer gesagt, daß ich durchaus keine Anlagen zum Diplomaten habe, denn ich kann nicht mit meinen Gefühlen zurückhaltend sein – ich verstehe es nicht, aus der Mücke einen Elephanten zu machen, und kann etwas Großes, Herrliches und Edles nicht dadurch herabzuwürdigen versuchen, daß ich davon mit Gleichgültigkeit spreche oder es durch Aufdeckung etngebildeter oder wirklicher Fehler in den Augen eines Anderen herabzusetzen suche – gewiß, Roderich, ich will und muß die diplomatische Carrière verlassen und wieder ein Künstler werden, bei Dir, in Deinem Atelier!«

»In meinem Atelier?« sagte der Andere achselzuckend, wobei er mit einem trüben Blicke auf die scheinbar vorbeisauende Landschaft blickte. »Wo ist mein Atelier? Wo bin ich zu Hause, ich, der ich unsteter bin, als der Vogel auf dem Zweige?«

»Das muß aufhören, Mann,« gab Warren lachend zur Antwort, indem er in der Freude seines Herzens mit seinen Fingerspitzen einen leichten Stoß gegen die Brust

des Anderen führte, »das muß aufhören; wir müssen wieder ein Haus haben, und wir wollen wieder ein Haus haben und ein Atelier – was für ein Atelier!« rief er in komischem Pathos. »Phantasie haben wir beide genug, um uns des Deinigen von damals auf's genaueste zu erinnern, und gerade so machen wir es wieder – Deine Kunstschätze sind alle noch vorhanden, das weiß ich, bis auf den Gobelin, unter dem wir so oft aus- und einschlüpfen!«

»Was soll aber alles das, Du närrischer Mensch?«

»Nun, das soll eigentlich nicht mehr, als daß ich, wie ich eben schon gesagt, wieder ein Künstler werden und in Deinem Atelier arbeiten will o, ich erinnere mich mit einer unbeschreiblichen Seligkeit jenes Frühlingmorgens noch, als wir einen Maitrank bei Dir bekamen – einen wunderbaren, duftigen Maitrank – erinnerst Du Dich noch daran?«

»O ja, o ja!« gab Roderich düster zur Antwort.

»Es war ein schöner Tag, wie heute.«

»Nein – es war früher – die Rosen zeigten erst ihre jungen Knospen – o, meine Rosenknospe!« sagte er, die Hände vor das Gesicht drückend.

»Geduld, Mann, Geduld, ich bringe diese Bilder wahrhaftig nicht vor Deine Seele, um schmerzliche Erinnerungen in Dir wachzurufen – gewiß nicht, und wenn Du mich ruhig anhören willst – sei so gut und thue das,« bat er, – »so sollst Du auch zum Schlusse etwas Gutes zu hören bekommen!«

Olfers reichte dem jungen Manne die Hand, ohne etwas zu erwiedern; dann fuhr dieser fort: »Ja, Dein Atelier,

wie es gerade jetzt lebhaft vor mir sieht, so schattig kühl, während draußen die Hitze brütete – Deine jungen Leute hinter dem Carton!«

»Wo sind sie geblieben! Wo sind die Anderen, die sich damals mit uns lustig freuten! Wo Alle, die unseren Herzen lieb und theuer waren? – Vielleicht gestorben und verdorben!«

»Nicht so ganz, wenigstens nicht Alle – von unserem Kohlen-, Wald- und Nebelmüller habe ich gehört, daß er glücklich und zufrieden in Köln lebt – Michel Angelo Schmitz soll sich verheirathet haben.«

»Ei der Tausend – das hätte ich ihm nicht zugetraut!«

»Ja, und obendrein eine Wittwe, die ihn köderte – und womit glaubst Du wohl?«

»Wer kann das wissen?«

»Mit einem alten geschnitzten Schranke und einem Portrait, angeblich von Holbein – er kam auf diese Art und mit dieser vollständig in's Fach der Alterthümer hinein.«

»Der arme Kerl! Und Madame Schultz, seine würdige Mutter?«

»Sie starb vor dieser Katastrophe, und als es so weit kam und sich Freunde und Familie schon weinend abgewandt hatten, bewegte sie noch einmal ihren Zeigefinger und winkte so ihren Sohn zurück, dem sie noch die Worte in's Ohr flüsterte: ›In meinem Leinwandschranke, in der obersten Schublade rechts – laß es nicht zu Grunde gehen!« – dann starb sie.«

»Dort hatte sie wahrscheinlich ihr Geld verborgen!«

»So dachte Michel Angelo auch, doch als er nachsah, bestand das, was er nicht zu Grunde gehen lassen sollte, in einem Stücke schon ziemlich trockenen Kuchens, den Frau Schmitz von einer Kaffeegesellschaft nach Hause gebracht hatte.«

»Sie starb, wie sie gelebt – es war eine brave Frau – Gott habe sie selig! – Aber wer hat Dir diese Geschichte erzählt? – In den Noten Deines auswärtigen Amtes kommt dergleichen schwerlich vor.«

»Ich hörte sie von Walter – der gute Kerl, wie habe ich mich gefreut, ihn wiederzusehen!«

»So ist er bei Euch?«

»Ja, und auch noch Andere von damals – Du siehst also, daß doch nicht Alles gestorben und verdorben ist – erinnerst Du Dich des kleinen Rafael, des Dieners von Rodenberg?«

»Gewiß, und Rodenberg werde ich auch wiedersehen – ich freue mich auf diesen gesunden, lebenskräftigen Künstler und Freund – wie geht es ihm?«

»Im Augenblicke geht es ihm nicht gut: er wurde aus seiner Stellung bei Hofe entlassen.«

»Wozu ich ihm nur Glück wünschen kann. – Ich bin überzeugt, so lange er dort war, hat er weder Bleistift noch Pinsel angerührt – wirklich schade um dieses große Talent – aber Deine Nachrichten freuen mich; so werde ich doch wenigstens Einige wiederfinden.«

»O, Viele, Viele, mein lieber Roderich!«

»Was wolltest Du mir vorhin von dem kleinen Rafael sagen – das war doch damals der kleine Diener Rodenberg's? Ich erinnere mich seiner noch als Zwerg bei dem Künstlerfeste.«

»Aus dem Zwerge ist ein ganz tüchtiger Kerl erwachsen; Du weißt, daß er zu einem Buchhändler in die Lehre trat, anstatt aber Bücher zu verkaufen, macht er nun selbst welche, wenigstens Artikel in Zeitungen, die gern gelesen werden.«

»Es freut mich, doch auch wieder von Einem zu hören, dem es gut geht; gewöhnlich wenn man nach einer Reihe von Jahren nach Hause zurückkehrt und sich fragend an Jemanden wendet, so heißt es in der Regel: Dieser ist gestorben, Jener zu Grunde gegangen, ein Anderer hat eine traurige Heirath gemacht, ein Vierter hilft sich kümmerlich durch, von einem Fünften redet man nicht gern, und so fort.«

»Schlegel, dessen Du Dich wohl noch Erinnerst, ich glaube, Du gabst ihm selbst den Rath, Decorationsmaler zu werden, hat eine gute Anstellung bei unserem Hoftheater – und das sind doch nun alles Leute: Bekannte, Freunde,« setzte Warren mit einem eigenthümlich klingenden Tone hinzu, welche Dein Atelier wieder füllen werden, wenn Du es für gut fändest, dasselbe wieder einzurichten – darum fiel mir auch gerade jener Frühlingsmorgen ein, wo wir sangen:

›Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!‹

Wer weiß, guter, lieber Roderich,« setzte er mit bewegter Stimme hinzu, ob Dir nicht auch Jemand einen recht erfrischenden, glücklich machenden Trunk reicht!«

»O ja, wenn er aus dem Lethe kame, könnte er mich glücklich machen!«

»Was, Lethe – das ist für Kopfhänger, für zerrüttete, verlorene Gemüther, aber nicht für frische Leute, wie wir sind!« Er bedeckte einen Augenblick sein Gesicht mit beiden Händen und fuhr dann, sich gewaltsam bezwingend, in einem ruhigen Tone fort: »Ja, gerade jener Morgen – ich vergesse seiner nie! Allerdings, der gute Prinz Heinrich kann Dich nicht mehr besuchen, Du wirst gelesen haben, daß er gestorben ist – aber Werdenberg würde kommen und Alles noch so räubermäßig und trichinenhaft finden, wie damals. Noch Einer, der superbe Hund vom Höllensteine, ist auch hieher übergesiedelt: seine Familie hat Güter in der Nachbarschaft unserer Stadt.«

»Ah, die Familie der Hunde mit dem gestutzten Schweife!« sagte Olfers, zum ersten Male ein wenig lächelnd.

»Richtig; und wer war denn sonst im Atelier?«

Roderich sah ihn seltsam fragend an, dann sagte er: »Da waren noch andere Freunde, andere, unserem Herzen Nahestehende, denen mein Ausdruck von vorhin galt: verdorben und gestorben. – Was sollen mir Alle, die Du so eben genannt, gegen jene! Da sie nicht mehr sind, so gibt es Augenblicke, wo ich die ganze Welt für leer und ausgestorben halte – verzeihe mir den Ausdruck des

Schmerzes, Warren, denn Du weißt, wie lieb ich Dich habe!«

»Wenn ich mich nur erinnern könnte,« erwiderte der junge Engländer mit einer angenommenen Gleichgültigkeit – »wer war denn damals noch im Atelier?«

»Hast Du denn, ohne einen anderen Namen zu nennen, Conchitta so ganz vergessen?«

»Richtig, Conchitta – o, wie mir so etwas passiren kann!«

»Nun, Warren, was hast Du denn?«

»O nichts, gar nichts, auf der weiten Welt nichts, als daß ich jetzt in der Freude meines Herzens aus dem Wagen springen, ein wenig neben ihm fortlaufen und mich dann wieder hineinschwingen möchte!«

»Du bist mir förmlich räthselhaft!«

»Das bin ich mir selbst auch und bewundere meine Art, mit Dir zu reden – doch hat alles Ding ein Ende, und so muß ich Dir denn sagen, daß Du Conchitta auch wiederfinden wirst!«

Roderich fuhr aus seiner ruhenden Lage wie von einer Feder geschnellt in die Höhe. – »Conchitta? – Du treibst Deinen Scherz mit mir!«

»Gott soll mich bewahren! Aber erlaube mir eine Frage, Roderich: wird es Dich freuen, Conchitta wiederzusehen?«

»Ob es mich freuen wird,« gab der Andere mit einem innigen Blicke gen Himmel zur Antwort, »ist mir doch die Erinnerung an sie unzertrennlich von einem anderen theuren, geliebten Wesen!«

»Ah, ich weiß, was Du meinst, unsere gute, kleine Margarethe – sie war ja damals auch in unserem Atelier.«

Olfers nickte stumm mit dem Kopfe und blickte, die Arme über einander schlagend, finster vor sich nieder, so daß er es nicht bemerken konnte, wie Warren ihn mit weit aufgerissenen Augen betrachtete, Augen, die voller Thränen standen, wie er dabei zu lächeln versuchte und wie er, als ihm dies nicht gelang, die Unterlippe zwischen die Zähne klemmte.

»Ja, Margarethe!« sagte er nach einer ziemlich langen Pause mit einem so seltsam klingenden Tone, daß Olfers unwillkürlich aufschaute und ihm nun beide Hände darreichte.

»Ich weiß, wie lieb Du das Kind gehabt, und danke Dir für Deine Theilnahme an meinem Schmerze!«

»Für meine Theilnahme kannst Du mir meinetwegen danken,« sprudelte jetzt der junge Mann mit Heftigkeit heraus, daß ihn Roderich erstaunt anblickte – aber von Schmerz sollst Du nicht reden, nie mehr reden – nie mehr, Mann – nie mehr, mein guter, lieber Freund! – Siehst Du denn nicht, Künstler und Menschenkenner, daß ich im Begriffe bin, vor Freude ganz unerhörte Dinge zu begehen, und wäre ich dazu im Stande, wenn Mar. . . ?«

»Wenn Margarethe?« fiel ihm der Andere hastig in's Wort, wobei eine tiefe Blässe seine Züge überflog.

»Wenn Margarethe nicht ebenfalls wiedergefunden wäre?«

»Gerechter Gott! Sprichst Du die Wahrheit?«

»In alle Wege und so wahr mir Gott helfe, wie es in alten Urkunden und bei feierlichen Schwüren heißt!«

»Meine Margarethe – mein Kind – das ist des Glückes zu viel!«

»Es ist allerdings mehr, als wir erwartet und auch vielleicht verdient haben,« sprach der junge Engländer, wobei er es ruhig geschehen ließ, daß ihm die Thränen aus den Augen tropften. Dann hob er auf einmal seine beiden Hände gen Himmel und sang mit lauter Stimme:

»Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!«

worauf er sich mit einem jubelnden Lachen unterbrach und sagte: »Habe ich es nicht recht geschickt gemacht, daß ich Dich von jenem Frühlingmorgen im Atelier so klug vorbereitend auf unser höchstes Glück gebracht?«

Roderich hatte sich zurückgelehnt, und die Augen mit der rechten Hand bedeckend, sagte er tief bewegt: »Du hast Deine Vorbereitung auf meine starken Nerven berechnet, und trotz derselben bebe ich unter dieser unerwarteten Seligkeit – erzähle mir etwas darüber, laß mich vor Freude zitternd mit empfinden, wie sich dieses unerhörte Glück begab!«

Worauf der Andere so umständlich als möglich berichtete, was wir bereits wissen: wie er Edelweiß am Zuger See kennen gelernt und später in Zürich wieder gesehen, ohne zu wissen, wen er vor sich habe, und endlich von jenem glücklichen Tage, wo ihn der Klang des Glöckleins auf den richtigen Weg gebracht.

Er erzählte lange und umständlich, doch je mehr er seine Erzählung ausspann, um so mehr Einzelheiten verlangte Olfers. Wie oft hatte er ihm schon Margarethe beschreiben müssen und Conchitta ebenfalls, und immer hatte der glückliche Vater weitere Fragen zu stellen!

Dabei sauste der Bahnzug an einer Station um die andere vorbei, und obgleich Bäume und Häuser, Mauern und Brücken nur so vorüber zu fliegen schienen, meinte Roderich doch, der Zug gehe über alle Beschreibung langsam.

»Das kann man gerechter Weise nicht sagen,« entgegnete ihm Warren, »obgleich auch ich dieselbe Empfindung habe – begreiflich, denn wenn wir mit dem Telegraphen flögen, wäre uns das kaum schnell genug!«

»Gewiß, Alfred, gewiß!«

»Nach meiner Berechnung kommen wir heute Abend gegen zehn Uhr an – schade, daß es zu spät ist, um noch zu Conchitta hinauf zu fahren!«

»So muß ich bis morgen warten, ehe ich Margarethe in meine Arme schließen kann?«

»Es wird sich wohl nicht anders thun, und da ich es vorher berechnet habe, so ließ ich die Damen über die genaue Zeit Deiner Ankunft in Ungewißheit – ich glaube, ich habe das klug gemacht.«

»In diesem Falle, ja; überhaupt, Alfred, muß ich Dir eingestehen, daß Du ein ganzer Mann geworden bist, was mich mit Freude erfüllt, und darf ich wohl mit Stolz hinzusetzen: die paar Jahre, in denen ich Dich unter meiner Aufsicht gehabt, haben ihre guten Früchte getragen.«

»Das meinen andere Leute auch,« entgegnete Warren, indem er mit einem schwärmerischen Blicke vor sich niedersah.

»Wie es mich glücklich macht, daß gerade Du es bist, welcher Margarethe aufgefunden!«

»Nicht glücklicher, als es mich gemacht – Du weißt, wie sehr ich schon damals für sie eingenommen war!«

»Eine gegenseitige kleine Neigung, über die ich oft gelacht und die Du, wie mir scheint, so freundlich warst, dem Kinde zu bewahren.«

»Dem Kinde – ja, ja, hm, hm –« machte Warren mit einem eigenthümlichen, schelmischen Lächeln; »ja, wir spielten damals recht heiter zusammen, wenn wir in Deinem kleinen Garten zu Mittag aßen und mir Margarethe unversehens eine Handvoll Rosenblätter als Grünzeug in die Suppe warf.«

»O, mit welcher Seligkeit ich mich daran erinnere!«

»Das würde sie heute nicht mehr thun.«

»Warum nicht? Ich bin vollkommen überzeugt, daß es sich gleich geblieben ist, mein gutes Kind!«

»Allerdings ist es sich gleich geblieben in den meisten Dingen, nur in einer Kleinigkeit nicht, was Du übersehen zu haben scheinst – es ist nämlich kein Kind mehr.«

»A–a–a–ah, ja, daran habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht!«

»Sonst ist es sich so ziemlich gleich geblieben, wie gesagt, und doch wieder ganz anders geworden, daß es mir anfänglich Mühe machte, aus den lieben, schönen Zügen

der Jungfrau die Züge des Kindes wieder heraus zu studieren.«

»A–a–a–ah, Du gabst Dich diesen Studien hin?«

»Aus ganzem Herzen und mit voller Seele.«

»Ei, ei, Alfred – und was sagte Conchitta dazu?«

»O, sie freute sich über meinen Schönheitssinn und hat es oft bedauernd ausgesprochen, daß ich kein Künstler geblieben!«

»Richtig, Margarethe ist kein Kind mehr – und was sagt denn sie zu Deinem Studium?«

»Lieber Roderich, Du stellst ganz außerordentlich eigenthümliche Fragen.«

»Die Du doch dem Freunde wohl beantworten kannst,« sagte Roderich, indem er das Wort ›Freunde‹ stark betonte.

»Gewiß, wenn wir nur allein wären und nicht der Vater dabei säße,« gab Warren mit einem komisch ernsten Gesichtsausdrucke Antwort. Dach faßte er gleich darauf mit einer fast ängstlichen Hast Roderich's beide Hände, schüttelte sie herzlich und sagte: »Laß es für heute genug sein an dem, was Du erfahren: sei zufrieden, daß Du die liebe Tochter wieder gefunden, und jetzt, wo ich vom Erzählen und Sprechen ganz müde und matt geworden bin, will ich mich in meine Ecke zurücklehnen und etwas träumen; es dämmt bereits, und so im Zwielflicht umflattern uns die liebsten und heitersten Bilder.«

»Ja wohl, ja wohl!« –

Es war um so rascher dunkel geworden, als der Zug jetzt durch tiefe Einschnitte, durch Tunnels und bewaldete Hügelreihen hinsauste; die beiden Freunde ruhten jeder in seiner Ecke und keiner konnte des Anderen Gesichtszüge mehr unterscheiden. Da sprach der junge Engländer: »Soll ich Dir sagen, woran Du denkst, Roderich?«

»Das ist nicht schwer zu errathen – an meine gute, liebe Margarethe!«

»Und soll ich Dir auch sagen, woran ich denke?«

»Ja, laß hören.«

»Ich denke ebenfalls an meine gute, schöne, innigst geliebte Margarethe, und wenn Du etwas dagegen einzuwenden hast, so melde Dich bei Zeiten, denn später werden keine Einsprachen mehr angenommen.«

Roderich lachte herzlich in sich hinein, doch leise, daß es der Andere nicht hörte; auch sagte er etwas, das Warren nicht verstand, denn die Locomotive pfiß jetzt so laut und gellend, wie eine Lokomotive aus Freude zu pfeifen pflegt, wenn sie nach langem, heißem und rußigem Tagwerke endlich ihre behagliche Schlußstation vor sich sieht.

Da standen die beiden Freunde auf dem Bahnhofe, und Olfers fragte: »In welchem Gasthofe werde ich wohnen – was meinst Du, Alfred?«

»Komm nur mit mir,« erwiderte Lord Warren lachend, »ich habe den Wagen Deines Gasthofes schon auf den

Bahnhof befohlen und Dir natürlicher Weise ein Appartement bestellt – vier Zimmer im Erdgeschoß, gut ausgestattet und nicht zu theuer, unter der Krone von England – bist Du damit zufrieden?«

»Vollkommen, und ich danke Dir für Deine Sorgfalt.«

Draußen hielt der Wagen des jungen Lords, und während sie nach dessen Wohnung fuhren, schaute Olfers umher und meinte: Wie mir das Alles heute um Vieles freundlicher erscheint, als vor einigen Jahren, als ich hieher kam mit so tiefem, tiefem Weh im Herzen!« –

Am anderen Morgen war Lord Warren schon sehr frühzeitig auf, und nachdem er sich vollständig und sorgfältig angekleidet hatte, ging er selbst in den Stall hinunter und befahl, seinen kleinen, sehr eleganten Brougham anzuspannen, den er vor einem Jahre aus England erhalten und dessen weiche Federn und angenehme Art, zu fahren, Alles übertraf, was in dieser Art bis jetzt noch da gewesen war. Dann blieb er dabei stehen, bis dieser Brougham im langsamsten Schritte, um seinen Gast nicht zu erwecken, den Hof verlassen hatte, worauf er anordnete, daß ihn der Kutscher vor dem Thore der Stadt zu erwarten habe. Seinem Kammerdiener gab er sodann den Auftrag, Herrn Olfers schlafen zu lassen, so lange es demselben beliebe, und wenn er erwache und nach ihm, dem Lord, frage, zur Antwort zu geben, er mache einen Morgen-Spaziergang und werde genau zur richtigen Zeit wieder nach Hause kommen. Dann ging er davon, lachend sich die Hände reibend und sich freuend über den prachtvollen Morgen, der ihm gerade heute den Gefallen

that, so schön über der leuchtenden Erde aufzugehen. Vor der Stadt bestieg er den Wagen, und welche Richtung derselbe nahm, brauchen wir wohl nicht zu sagen; auf der Hälfte des Weges aber, wo der Fuß und Reitweg die Fahrstraße kreuzte, ließ er halten, den Wagen seinen Weg fortsetzen und stieg den kürzeren Pfad zu Fuße aufwärts.

Wie gedachte er jenes Morgens, an dem er zum ersten Male hier hinaufgeritten war, wie er droben die Aussicht bewundert und wie ihm das fliegende Blatt Papier den richtigen Weg gezeigt! Er öffnete die kleine Pforte und schritt rasch der Stelle zu, wo er Edelweiß damals gesehen und wo sie ihn seitdem so gern erwartete.

Auch heute saß das liebe Mädchen da und war beschäftigt, aus üppigen Rosen, die in einem Körbchen zu ihren Füßen lagen, einen Strauß zu binden. Als sie seine Schritte hörte, sprang sie lauschend auf, und als sie ihn erkannte, flog sie in seine Arme.

»Ich wußte, daß Du heute früher als gewöhnlich kommen würdest,« flüsterte sie mit einem unsicheren, fast bangen Tone der Stimme – »ja, denke Dir nur, Alfred, Conchitta, Mercedes und ich, wir saßen gestern Abend bis nach Mitternacht auf der Terrasse und horchten auf das Pfeifen der Locomotiven! Conchitta war sehr bewegt, und als der Zug einfuhr, auf dem Du Dich befinden mußt, da trat sie an die Brüstung und faltete ihre Hände zum Gebete – ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich laut zu weinen anfing – und nun sage mir, Alfred,

hast Du meinen Vater gefunden und ist er mit Dir gekommen?«

Lord Warren nickte stumm mit dem Kopfe.

»Ich hätte das wohl zuerst fragen sollen,« fuhr sie, ihn mit einem innigen Blicke anschauend, fort, wobei ihre großen, schönen Augen voll Thränen standen, »doch war ich zu bewegt und hätte ohne einige einleitende Worte vor übergroßem Glücke keine Sylbe hervorgebracht.«

»Ja, er ist da und freut sich unendlich, Dich in seine Arme schließen zu können.«

»Und wann werde ich ihn sehen?« fragte sie dringend.

»Sogleich, nachdem ich mit Conchitta gesprochen – komm, wir wollen nach ihr sehen – aber willst Du nicht vorher Deinen Rosenstrauß vollenden?«

»Nein, nein, Mercedes wird es thun, ich habe jetzt keine Zeit und keine Laune dazu, obgleich er für Dich bestimmt war, lieber Alfred, doch will ich Dir die schönste Knospe aussuchen – da, nimm!«

»So schön, wie Du – Dein Bild, meine süße Margarethe!«

Und dann nahm er die Rosenknospe aus ihrer Hand, drückte sie zwischen ihre frischen Lippen und steckte sie hieraus an seine Brust, indem er sagte: »So, jetzt ist diese Rosenknospe geweiht und muß mir Glück bringen!«

Sie sah ihn nach diesem Spiele heiter lächelnd an, und als er hierauf das junge, schöne Mädchen an seine Brust zog, hob sie mit halb geschlossenen Augen ihr Gesicht zu ihm empor, und ihre heißen, durstigen Lippen fanden sich in einem unendlich seligen Kusse.

Der Himmel schaute ihnen zu und lachte so heiter über ihnen, daß man deutlich sah, er habe eine innige Freude an diesen beiden reinen, jungen und schönen Menschen: die Rosen hatten bemerkt, wie sie sich küßten, sowie auch die leicht zitternden Blätter der Bäume, und hatten ebenfalls ihre Lust daran – aber auch Jemand anders hatte ungesehen zugeschaut und war durchaus nicht entzückt davon.

Es war dies ein glattes Gesicht mit einem Paar großer, geistloser Augen, welches einen Moment über der Mauer sichtbar geworden war, um alsdann mit einer Schnelligkeit wieder zu verschwinden, wie der spionierende Störenfried in der Marionetten-Komödie, nachdem er sehr Unliebsames gesehen.

Die beiden Glücklichen gingen indessen Arm in Arm dem Hause zu, auf dessen Terrasse ihnen Conchitta entgegen trat: sie that keine Frage, sondern schaute nur ängstlich forschend in das Gesicht Warren's, worauf sie sich rasch abwandte, um in ihr Zimmer zurückzueilen.

Warren folgte ihr und fand sie mit gefalteten Händen vor dem Bilde Roderich's, zu dem sie ihre in Thränen schwimmenden Augen erhob.

»Es ist ja Alles, Alles gut,« sagte er mit weicher Stimme, »Alles, meine gute Conchitta – so klar der Himmel über uns sich wölbt, so klar und ungetrübt wird unsere Zukunft sein – that ich nicht wohl daran, vor auszueilen, um Ihnen Nachricht zu bringen? – Dann habe ich auch noch eine sehr große und schwere Bitte auf dem Herzen, die Sie mir nicht abschlagen dürfen und welche Sie bei

ruhiger Ueberlegung eben so begreiflich als zweckmäßig für uns Alle finden müssen . . . «

Sie sah ihn fragend an.

»Draußen hält mein Wagen, und ich bin gekommen, Margarethe mit mir zu nehmen, um sie zu ihrem Vater zu geleiten. – Ist mein Gefühl nicht das richtige,« fragte er nach einer Pause, indem er ihre Hand ergriff, »daß ich dem Vater die Tochter zuführen will, damit er sich ohne Zeugen über sein wiedergefundenes Kind freue?«

»O gewiß, gewiß, Lord Warren!«

»Und werden Sie alsdann drei glücklichen Menschen erlauben, daß sie in Kurzem hieher eilen, um Sie an diesem unaussprechlichen Glücke Theil nehmen zu lassen?«

»Ich werde mit mir zu Rathe gehen, ob mir das möglich ist,« sagte sie mit leise zitternder Stimme; »Ihr Besuch wird mir auf's höchste willkommen sein – ob ich aber vollkommen Theil nehmen kann, das wird Gott in mein Herz legen.«

»O,« rief Warren im herzlichsten Tone, dessen er fähig war, »an Ihrem Herzen haben wir einen mächtigen Bundesgenossen, davon bin ich überzeugt, und es wird sich nicht ungern bestimmen lassen – in dieser Hoffnung scheidet sich baldiges Wiedersehen!«

Er nahm sanft ihre rechte Hand, drückte einen Kuß darauf und bat dann mit schmeichelnder Stimme: »Sagen Sie es Margarethen, daß sie mich begleiten darf!«

Sie ging kopfnickend hinaus und er blieb noch einen Augenblick still lächelnd vor dem Bilde des Freundes stehen, wobei er mit einem Anfluge von Lustigkeit sagte:

»Wie Du da aus dem Rahmen herausblickst, so schaust Du vielleicht drunten auf die Straße und kannst es nicht begreifen, daß ich so lange Morgen-Spaziergänge mache und es mir gar nicht so eilig ist, Dich hier heraufzuführen, und doch habe ich klug gethan, es zu machen, wie ich gemacht – trau' Einer dem Herzen eines Weibes – ich bin dieser Conchitta mit ihrem starken Herzen durchaus nicht sicher, und es hätte mich gar nicht gewundert, wenn sie einem Ueberfalle, wie wir ihn vor hatten, aus dem Wege gegangen wäre – so kann sie bei sich überlegen, und dieses Mal hoffe ich, soll das Herz über den allzu klugen Verstand den Sieg davon tragen!«

Draußen fand er schon Margarethe bei Mercedes, welche ihr den Hut aufgesetzt und den leichten Paletot zugeknöpft; dann legte sie ihre beiden Hände auf die Schultern des jungen Mädchens und sagte ihr: »Geh' mit Gott, mein Kind Margarethe – einen schöneren und glückseligeren Morgen wie den heutigen wirst Du schwerlich haben!«

Daß Margarethe eben so fühlte, sah man am freudigen Leuchten ihrer Augen, sowie an dem unbeschreiblichen Ausdrücke von Glück, mit dem sie ihrem Begleiter die Hand reichte, nachdem sie Mercedes herzlich umarmt. »Nicht wahr, wir gehen eine Strecke zu Fuße?« flüsterte sie alsdann, ein Vorschlag, den Lord Warren mit Vergnügen aufnahm, worauf er seinem Kutscher befahl, ihn an der ersten Biegung des Weges zu erwarten.

Dann gingen sie mit einander fort, das glückliche, schöne junge Paar, und sie schmiegte sich so fest an ihn,

daß er jedes Mal, wenn sie sprach – und sie sprach heute Morgen sehr viel –, den warmen, süßen Hauch ihres Mundes empfand. Sie schritten durch den Garten und verließen denselben durch die uns wohlbekannt kleine Pforte. Mercedes schaute ihnen mit Segenswünschen auf den Lippen nach, und als sie nun neben dem sprudelnden Bergwasser abwärts wandelten, blickte ihnen, hinter einem Baumstamme verborgen, auch noch Jemand nach, der aber für sie keine Segenswünsche auf den Lippen hatte.

Es war dies der Freiherr von Schenk, der heute Morgen ganz zufällig einen Spaziergang hier herauf gemacht, wie er öfter zu thun pflegte, welcher vorhin ebenfalls ganz zufällig über die Mauer geschaut und der nun vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe hätte zusammenschlagen mögen, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich durch ein Geräusch zu verrathen.

»Ich muß schon gestehen, daß dies über alle Beschreibung ist!« murmelte er mit ingrimmig zusammengebissenen Zähnen, wobei aber selbst jetzt nicht einmal sein glattes Gesicht eine Falte des Unmuthes zeigte; höchstens starrten die Augen mit einem etwas lebhafteren Ausdrucke, wie sonst. – »Was soll das bedeuten und wohin will man seine Schritte lenken? A–a–a–ah, wahrscheinlich eine kleine Promenade in den Wald, nach irgend einer malerischen Stelle, zu einem heitern Geplauder – ich werde sie nicht aus den Augen verlieren, um als Dritter zu erscheinen und was an mir liegt, die Ehre der Familie zu wahren – denn ich kann sie nun doch einmal nicht

verläugnen – auch hier nicht,« setzte er mit leiser Stimme hinzu, indem er mit der geballten Hand heftig an seine linke Brust schlug.

Er bewegte sich nun in schlangenartigen Windungen vorwärts, jeden Baum, jeden Strauch zu seiner Deckung benutzend, jetzt stehen bleibend, sich jetzt niederbückend – eine unnöthige Vorsicht, die er sich gab, denn die beiden glücklichen Menschen, denen er folgte, waren so mit sich selbst beschäftigt und im Gespräche vertieft, daß sie wohl kaum umgeschaut, wenn sie seine Fußstritte auch vernommen haben würden.

Jetzt hatten sie die breite Fahrstraße und zu gleicher Zeit den Wagen erreicht Lord Warren öffnete den Schlag, hob Margarethe hinein, und nachdem er selbst rasch gefolgt war, liefen die Pferde im scharfen Trabe davon.

Hatte der Kammerherr in diesem Augenblicke wirklich ein lautes ›Halt, Halt!‹ gerufen oder nur schreien wollen und hierzu bereits den Mund geöffnet, sind wir nicht im Stande, anzugeben: er stand wenigstens da mit weit aufgerissenem Munde, die Hände von sich abgestreckt, wie Jemand, der ziemlich rathlos ist – den Pferden nachzulaufen, wäre eine Lächerlichkeit gewesen, und Freiherr von Schenk schauderte schon bei dem bloßen Gedanken, sich lächerlich zu machen.

»Eine Entführung – soll mich der Teufel holen! – Eine Entführung, und ich nicht im Stande, diesem jungen, unbesonnenen Mädchen nachzusetzen! – Doch kann ich mir nicht denken, daß er direct auf den Bahnhof fahren will – es wäre doch bei allem Uebermuthe dieses Engländers

eine schlecht gewählte Tageszeit – thun wir, was wir können – dieser Fußweg kürzt bedeutend ab, vielleicht daß es mir gelingt, so lange den Wagen in Sicht zu behalten, bis ich drunten zu weiterer Verfolgung eine Kutsche finde!«

»Und ich will ihn verfolgen!« setzte er, abwärts stolpernd, hinzu, wobei sich der rasch laufende Mann mit den hellen, perlfarbenen, stramm angespannten Bein Kleidern, den zierlichen Lackstiefeln, der hellgelben Weste mit der hin- und herfliegenden goldenen Kette und dem leichten Morgen-Rocke ziemlich komisch ausnahm, nicht zu gedenken seines Gesichtes, welches, allmählich röther und röther werdend, den würdigen kammerherrlichen Ausdruck krampfhaft festhielt und so in seiner gleichgültigen Miene, in seiner tadellosen Glätte, wohl rasirt und frisirt, aussah, als habe es mit den hastig davonrennenden Beinen durchaus keine Gemeinschaft!

Als der Baron ziemlich außer Athem gekommen war, denn er lief sehr rasch, schöpfte er Luft, nicht auf plebejische Art wie andere gewöhnliche Menschen, die den Mund auf gemeine Weise aufreißen, sondern nur seine Backen arbeiteten wie ein Blasebalg, wobei übrigens seine starren Augen etwas stark hervortraten: indessen hatte er Glück in seiner Verfolgung, denn als er das Thal erreichte und den betreffenden Wagen schon in einer ziemlichen Entfernung von ihm der Stadt zueilen sah, traf er

einen Fiaker, der, von einer Spazierfahrt leer heimkehrend, ihn bereitwillig aufnahm und Alles zu thun versicherte, um die elegante Equipage mit den raschen Pferden wenigstens nicht aus den Augen zu verlieren.

Nachdem sich der Kammerherr, ausgestreckt in dem Wagen ruhend, von seinem Rennen wieder so weit erholt hatte, daß er eines geordneten Gedankens fähig war, versicherte er sich selbst zu wiederholten Malen, daß es seine Pflicht und Schuldigkeit sei, das entlaufene Mädchen, welche trauriger Weise durch ihre unglückliche Mutter mit ihm verwandt war, zur Vernunft und auf ihr stilles Landhaus zurückzubringen. – Es war nöthig, daß er sich selbst beruhigte, denn er hatte schon einige Male Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Lord Warren etwas heftiger und aufbrausender Natur war und es durchaus nicht liebte, wenn man ihm moralisch oder physisch auf die Hühneraugen trat – und er war im Begriffe, ihm sehr nahe zu treten. – »Doch es muß sein,« sprach er nach einer längeren Pause der Ueberlegung seufzend zu sich selber; »auch müßte dieser junge Mann ein Barbar sein, wenn er nicht anerkennen wollte, daß ich ein Recht habe, mich um die Aufführung dieser jungen Dame zu bekümmern; und wenn er es auf's Aeüßerste ankommen lassen wollte – auf's Aeüßerste!« – Der Baron hatte hierbei ein Gefühl, wie wenn man unverhofft auf ein tüchtiges Sandkorn beißt oder sich erhitzt einem kalten Zugwinde aussetzt – auf's Aeüßerste?« – Dieses Aeüßerste gegenüber einem jungen, aufbrausenden Menschen, dem man

ein junges und sehr schönes Mädchen abnehmen wollte, konnte zu sehr unangenehmen Dingen führen. – Der Kammerherr, welcher rasch einige Blätter Selbstbetrachtung überschlug, sah sich schon im Geiste abermals ausgestreckt in einem gemeinen Fiaker fahren, neben sich einen Mann vom Fache, welcher mit sehr besorgten Mienen hier und da einen Verband befühlte – schauderhaft! Der gesunde Kammerherr klopfte dem davonrasenden Kutscher auf die Achsel, um ihm eine andere Richtung anzuempfehlen; doch hieb dieser mißverstehend auf seine Pferde und zeigte mit einem triumphirenden Lächeln nach vorn.

»So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf!« – Der Kammerherr stärkte sich an dem Gedanken, seine Pflicht zu thun, dieses junge, unerfahrene, schöne und reiche Mädchen vielleicht doch noch den Krallen ihres Verführers entreißen zu waren, und dabei dachte er an die vielen Spöttereien seiner Bekannten, wenn sie von den Spaziergängen Lord Warren's, die, wie wir bereits wissen, kein Geheimniß mehr waren, sprachen.

In diesem Augenblicke hielt der Fiaker, seine Pferde scharf parirend, und der Kammerherr sah, hinaus blickend, daß er sich vor dem englischen Gesandtschaftshotel befand.

»Also hat dieser junge, unbesonnene Mensch die Kühnheit gehabt, das unerfahrene Mädchen nach seiner Wohnung zu bringen – und sie ist ihm gefolgt – o,« seufzte er aussteigend, »sie hat keinen Tropfen vom blauen Blute

der Schenk von Schenkenberg – sie verläugnet ihre plebejische Abstammung von Seiten ihres Vaters nicht, und für dieses gemeine Blut soll ich vielleicht in den Fall kommen, mein edles zu verspritzen?«

Doch es war zu spät zur Umkehr. Der Portier des Gesandtschaftshotels hatte den Kammerherrn bemerkt, und da er ihn auch erkannte, die Hausthür weit vor ihm geöffnet. Da stand er denn etwas stark klopfenden Herzens und mußte das Ersuchen stellen, dem Lord Warren gemeldet zu werden.

Dieser Portier war ein vortrefflicher Diener: er hatte neben der so nöthigen unerschütterlichen Ruhe und Kaltblütigkeit ein so nichtssagendes Gesicht, daß es durchaus unmöglich war, aus demselben, um mich eines gangbaren Ausdruckes zu bedienen, zwischen den Zeilen zu lesen; als er deßhalb zur Antwort gab, Seine Herrlichkeit würden kaum aufgestanden sein, seien aber jedenfalls noch nicht sichtbar geworden, so hätte dies dem Gesichtsausdrucke nach wahr sein können. Da aber der Herr von Schenk genau unterrichtet war, so wiederholte er mit kurzen, aber dringenden Worten seinen Wunsch, augenblicklich gemeldet zu werden, zu welchem Zwecke er dem Portier seine Karte behändigte. Dieser rief durch einen Klingelzug einen Lakaien herbei, welcher mit der Karte hinter einer anstoßenden Thür verschwand, um nach höchstens einer Minute wiederzukommen und zu sagen, Seine Herrlichkeit mache sich ein außerordentliches Vergnügen daraus, den Herrn Baron von Schenk selbst zu so früher Stunde bei sich zu empfangen.

Einen Augenblick später, und der Kammerherr stand in dem Schreibzimmer des jungen Diplomaten, welcher, ihn durchaus nicht warten lassend, sogleich von der anderen Seite eintrat.

»Ah, Herr Baron – freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen, obendrein noch zu so früher Stunde, was mir nebenbei noch anzeigt, daß dieser Besuch für mich wahrscheinlich von ganz besonderer Wichtigkeit sein wird – darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?«

Der Kammerherr ließ sich mit einer etwas steifen Verbeugung nieder, und als er jetzt saß und auf seine Glanzstiefel hinabblickte, bemerkte er erst, wie staubig diese waren und wie sehr sein sonst so zierlich angespanntes Beinkleid auch nicht annähernd mehr das war, was es früher gewesen – sein Stolz und der seines Schneiders. – »Sie verzeihen,« konnte er sich nicht enthalten, dem jungen Manne, der ihn lächelnd betrachtete, zu sagen, und zwar in sehr ausdrucksvollem Tone, »daß mein Anzug etwas derangirt ist, aber ich komme soeben von einem großen und bedeutenden Morgen-Spazirgange zurück!«

»Ah, Sie haben den herrlichen Sommermorgen ebenfalls benutzt! – Ganz wie ich!«

»Vielleicht, Mylord,« sagte der Freiherr von Schenk in sehr trockenem Tone – »ich darf demnach wohl annehmen, daß Eure Herrlichkeit ebenfalls spaziren gegangen sind?«

»Allerdings – spaziren gegangen, spaziren gefahren, wie Sie wollen!«

Der Kammerherr hob seinen Kopf etwas hoch empor, bemühte sich, ernst und würdevoll auszusehen, und sagte dann: »So habe ich mich also nicht getäuscht?«

»Ich weiß nicht, worin Sie sich nicht getäuscht haben – aber ich erlaube mir, aus angeborener Artigkeit ganz Ihrer Ansicht zu sein.«

»Sie machten Ihren Spaziergang von heute Morgen wohl nach jener Gegend zu, wohin Sie in der letzten Zeit häufig Spaziergänge zu machen pflegten?«

»Gewiß, denn ich liebe jene Gegend – sie bietet mir Alles, was ich wünsche: einen schattigen Weg, ein erfrischendes Wasser, und oben auf dem Berge Welch wunderbar elastische Luft – welche Aussicht!«

»Ich war auch heute Morgen dort oben – es ist allerdings eine schöne Aussicht, entzückend – wenn man sie in Gesellschaft genießt.«

»So waren Sie heute Morgen nicht allein dort oben?«

»O ja, ich war sehr allein – doch Eure Herrlichkeit, welche ich das Glück hatte, zu sehen, schien mir dort in sehr angenehmer Gesellschaft zu sein.«

»Ich könnte das abläugnen, mein lieber Herr Baron, denn ehrlich gesagt, glaube ich nicht, daß ich irgend Jemandem über meine Spaziergänge Rechenschaft schuldig bin; aber in diesem ganz besonderen Falle will ich zugeben, daß ich dort oben in sehr lebenswürdiger und angenehmer Gesellschaft war.«

»Sie finden diesen Fall also in der That ganz besonders?«

»Ihnen gegenüber, ja!«

»Ich danke Ihnen, Mylord – Sie ersparen mir durch dieses Geständniß die detaillirte Erzählung meines Morgen-spazirganges von dem Augenblicke an, wo ich Sie nach einer kleinen Lustwandlung in den Wagen steigen sah, bis zu jenem, wo ich diesem Wagen bis vor Ihr Hotel folgte.«

»Mit großem Vergnügen erspare ich Ihnen diese Details und will mir nicht einmal die Frage erlauben, aus welchem Grunde überhaupt meine Morgen-Promenade Sie sehr interessirt, denn ich kann mir diese Frage selbst beantworten.«

»Ah, ich danke Ihnen auch für diese Erleichterung, und brauche Eurer Herrlichkeit wohl jetzt nicht mehr zu erklären, in welcher Absicht ich mich eigentlich hier befinde!«

»Darüber bin ich doch nicht so ganz im Klaren – ist es ein Interesse, welches Sie an mir nehmen, oder ist es freundliche Theilnahme für meine liebenswürdige Begleiterin?«

»Mylord, Sie sprechen dieses Wort mit einer Gelassenheit aus, welche ich mir kaum zu erklären im Stande bin!« sagte der Kammerherr, indem er eine gelinde Entrüstung in den Ton seiner Stimme legte – »fern sei es von mir, mich auch nur im geringsten um die Spaziergänge Eurer Herrlichkeit zu kümmern; da Sie aber einmal Ihrer Begleiterin erwähnt haben, so muß ich mir schon die Bemerkung erlauben, daß diese Begleiterin zu meiner sehr ehrenwerthen Familie gerechnet werden kann und daß ich deßhalb nicht ganz im Unrechte bin, wenn ich Sie

in Betreff dieser jungen Begleiterin um eine genügende Erklärung ersuche!«

Der Freiherr von Schenk hatte sich bei diesen Worten erhoben, denn nach dem, was er jetzt gesagt, hielt er es für passender, dem jungen Manne aufrecht in seiner ganzen Größe gegenüber zu stehen.

Doch folgte dieser seinem Beispiele nicht, sondern blieb mit voller Behaglichkeit sitzen, während er lächelnd antwortete: »Ah, Sie verlangen eine Erklärung von mir, doch nur in verwandtschaftlichem Sinne?«

»Ich weiß nicht recht, wie ich das zu verstehen habe, überhaupt wäre mir eine ernsthaftere Behandlung dieser Angelegenheit sehr erwünscht – nehmen Sie mir nicht übel, Mylord, Alles hat seine Gränzen, ich verstehe,« sagte er achselzuckend, »daß es Ihrer Liebenswürdigkeit gelungen ist, ein unerfahrenes, junges Mädchen für sich einzunehmen – ich begreife ferner, daß Sie sich kein Gewissen daraus gemacht, dieses junge, unerfahrene Mädchen zu einem Morgen-Spazirgange zu veranlassen, ja, ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß eine Entführung in die weite Welt hinaus mit einem allenfallsigen anderweitigen Ersatze für Gretna Green zu verzeihen gewesen wäre; aber, Mylord, ich verstehe es nicht, wie Sie es über sich vermochten, ein Mädchen, für das Sie sich interessieren, ihrem Asyle zu entreißen, um dasselbe, aller Sitte Hohn sprechend, hier in Ihre Wohnung zu bringen – ah, Mylord, das ist eine sehr häßliche Geschichte!«

Der junge Engländer hatte sich jetzt ebenfalls rasch erhoben, sich dann von dem Kammerherrn abgewandt und blickte nun, statt zu antworten, zum Fenster hinaus.

»Sie werden mir zugeben,« fuhr dieser, durch dieses Stillschweigen ermuthigt, fort, »daß ich diese Angelegenheit bis jetzt mit aller Schonung besprochen, ohne die gewiß verzeihliche Heftigkeit eines beleidigten Verwandten, in der Haltung eines Ehrenmannes, der Ihre genügende Vorschläge hören möchte, auf welche Art diese Etwas scandalöse Geschichte wieder gut zu machen wäre!«

»Ich muß einem Verwandten dieses Recht einräumen,« erwiderte Lord Warren in einem außerordentlich ruhigen Tone und indem er sich langsam herumwandte, »wußte aber in der That nicht, daß dieses junge Mädchen so ehrenwerthe Verwandte hatte, die sich um ihr Wohl oder Weh auch nur im entferntesten bekümmerten – ich hielt dasselbe für eine arme Waise – arm insofern, als sie, ohne von Vater- oder Mutterliebe beschützt zu sein, in dieser Richtung gewisser Maßen von der Gnade fremder Leute abhing – ich hielt sie für eine Verlassene, eigentlich keiner Familie angehörig; denn was ich so unter der Hand über dieses junge Mädchen gehört, sagte mir, sie sei das Kind einer Mutter, welche diese einzige Tochter in früher Jugend dem eigenen Vater stehlen ließ, und dies nicht ohne Vorwissen der Familie eben dieser Mutter!«

»Das würde schwer zu beweisen sein!«

»Allerdings, und es hätte dieser Beweis auch jetzt keinen großen Nutzen mehr – doch lassen Sie mich Ihnen

weiter erzählen, was ich gehört: der Vater, auf's furchtbarste betroffen von dem Verluste seines lieben Kindes, suchte dasselbe mit einem an Verzweiflung gränzenden Kummer vergeblich. Bei diesem Suchen fand er sich häufig sehr nahe dem Orte, wo sich die Mutter mit ihrem Kinde verborgen hielt – das wußte jene Familie, der auch Sie anzugehören die Ehre haben, und kein Mitglied derselben hatte so viel Herz, so viel Gefühl, die Partei eines unglücklichen Vaters und dabei eines braven Mannes zu nehmen.

»Endlich starb die Mutter und unnatürliche Gattin, ihr Kind einer Fremden überlassend, während sie das Vermögen dieses Kindes, allerdings nur zur Verwaltung, in die Hände eines Mitgliedes ihrer ehrenwerthen Familie übergeben ließ. – Das Glied dieser Familie übernahm die Verwaltung dieses Vermögens, ohne sich um das verlassene Kind weiter zu bekümmern.«

»Erlauben Sie, Mylord . . . «

»Später kommt auch an Sie die Reihe, Herr Kammerherr, doch bitte ich, vorher meine Erzählung beenden zu dürfen; man nahm vielleicht an, das Kind befinde sich in ganz guten Händen, was denn auch, dem Himmel sei es gedankt! der Fall war, – doch es hätte auch anders sein, es hätte in schlimme Hände gerathen, es hätte zu Grunde gehen können – aber es wuchs heran, körperlich und geistig, zu einer wunderbaren Vollendung, wie Sie selbst wohl wissen werden.«

Freiherr von Schenk verbeugte sich.

»Zu einer Vollendung, welche mich für sie interessirte, als ich sie das erste Mal sah, die mich antrieb, sie näher kennen zu lernen und hier muß ich nun gestehen, daß sich dieses Interesse bei mir gar bald in eine Neigung verwandelte, die unbewußt in eine glühende Leidenschaft überging – und in dieser Leidenschaft,« setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, »habe ich vielleicht anders gehandelt, als ich hätte handeln sollen, und bin bereit, Ihnen, Herr Kammerherr, dem ehrenwerthen Verwandten dieses jungen Mädchens, jede Genugthuung zu geben, wie sie unter Männern von Ehre und Muth immer noch gebräuchlich ist – selbst dann noch, nachdem ich Ihnen den Beweis geliefert, daß ich den Ruf dieses jungen Mädchens auch nicht im mindesten bloßgestellt dadurch, daß ich mir erlaubte, sie hieher in meine Wohnung zu bringen!«

»Ein Beweis, der schwer zu führen ist!«

»Durchaus nicht,« erwiederte Lord Warren mit einer bewegten Stimme, indem er auf das Nebenzimmer zuschritt und die Thür desselben weit öffnete – »wie Sie hier sehen, habe ich das junge Mädchen, um welche es sich handelt, habe ich meine Braut in die Arme ihres Vaters gelegt.

»Sollten Sie aber, Herr Kammerherr, noch eine andere Erklärung und Genugthuung wünschen, so seien Sie versichert, daß ich auch darin mit allem Vergnügen zu Ihren Diensten stehe!«

Lord Warren machte hierauf eine so tiefe und nicht zu mißkennende Verbeugung, daß der Freiherr von Schenk

es für das Beste fand, statt aller weiteren Erörterungen diese Verbeugung eben so tief zu erwiedern und darauf das Gemach schleunigst zu verlassen.

LI. LEBE WOHL, LEBE WOHL, MEIN LIEB!

Das Haus, in welchem sich die Wohnung Rafael's befand, hatte eine Aehnlichkeit mit dem ›Reichsapfel‹ in der Wurstgasse glorreichen Andenkens und war von dem kleinen Schriftsteller in dankbarer Erinnerung der Vergangenheit vielleicht gerade deßhalb gewählt worden: es zeigte eine eben solche ausgezackte Giebelwand, unten befand sich gleichfalls leerer Raum, angefüllt mit Kisten und Fässern, welcher einem im Hause wohnenden Stärkefabrikanten als Magazin diente.

Diese Aehnlichkeit der beiden Häuser war auch Walter aufgefallen, als er zum ersten Male hieher kam, und hatte auch ihn vermocht, sich hier einzumiethen, und bewohnte letzterer nun im zweiten Stocke zwei Zimmer, während Rafael noch ein Stockwerk höher zwei ganz behagliche Giebelgemächer, eines nach vorn heraus und eines in den ruhigen Hof hinein, inne hatte und hier seine unsterblichen Artikel für das weit verbreitete Journal, ›Die Biene‹, schrieb.

Die Setzerjungen aus der Druckerei, welche häufig mit Manuskripten und Correcturbogen hier heraufklettern mußten, hatten über die hohe Lage dieser Wohnung schon oft ihre bitteren Anspielungen gemacht und dabei nicht einmal die tröstlich sein sollende Bemerkung des jungen Schriftstellers verstanden, daß der Weg auf den

Parnaß stets ein sehr mühevoller sei; da aber Rafael hierzu lächelte, so nahmen sie es als etwas Freundliches auf und verließen bei solchen Gelegenheiten den Parnaß auf eine ziemlich ungehörige und geräuschvolle Art, indem sie rittlings das Treppengeländer hinabrutschten oder mit ihren pantoffelartigen Schuhen so auf den Stufen klappten, daß sich die unteren Hausbewohner schon öfter darüber beschwert hatten.

Auf einmal aber, und erst vor wenigen Tagen, war ihnen dieser und aller ähnliche Lärm, wie zum Beispiel Singen und Pfeifen, von Rafael auf's strengste untersagt worden, ja, wenn er einen seiner Trabanten heraufkommen hörte, so eilte er ihm an die Treppe entgegen und empfahl ihm durch ein nicht zu verkennendes Zeichen mit aufgehobenen Händen die größte Ruhe an, packte auch wohl einen beim Ohrläppchen und flüsterte ihm zu, daß der Erste, der noch einmal geräuschvoll die Treppe hinabspränge, mindestens aufgehängt würde.

Das war die Zeit, wo Rodenberg in der hinteren Stube der Wohnung Rafael's schwer erkrankt und ein paar Tage besinnungslos in den heftigsten Fieberanfällen lag. Er war an jenem Abende kaum in's Zimmer getreten, als er vor den erschreckten Blicken der beiden Freunde zusammenbrach und von ihnen mühsam zu Bette gebracht wurde. Der herbeigerufene Arzt sprach von einem Nervenfieber, das im Anzuge und kaum wohl noch abzuwenden sei. Rafael hatte sich in der vorderen Stube ein Bett gemacht und er und Walter wichen in der ersten Nacht nicht von dem Lager des kranken Freundes, an dessen

erregtem Geiste die Begebenheiten der letzten Tage in tollen Bildern vorüberzogen.

Den andern Tag war er wohl etwas ruhiger geworden, und anstatt, wie in der vergangenen Nacht, mit Heftigkeit zu reden, lag er jetzt ruhig da, mit geschlossenen Augen, kaum seine Lippen bewegend.

Rafael und Walter saßen an dem Bette des Kranken und berathschlugten mit einander, ob es nicht gut für ihn wäre, jede Störung, sei sie welcher Art sie wolle, von ihm fernzuhalten und deßhalb den Bekannten Rodenberg's in den ersten Tagen nichts von seiner Krankheit mitzutheilen; nur Eine Ausnahme beschloß der kleine Schriftsteller zu machen, vergaß aber dabei, daß gewöhnlich eine Ausnahme das Umstoßen der ganzen Regel herbeiführt; er sagte zu Walter: »Was meinen Sie, Herr Professor, wenn wir auch unseren guten Herrn Rodenberg mit der ganzen, großen Liebe pflegen, die wir für ihn im Herzen haben, so sind wir doch nicht so anständig und geschickt dabei, wie die Hand eines weiblichen Wesens – eines weiblichen Wesens obendrein, welches an dem zu Pflegenden innigen Antheil nimmt?«

Walter, der eben etwas eingeschlummert, knurrte halb im Schläfe zur Antwort: »Was willst Du mit diesen confusen Redensarten? Mach's kurz und deutlich, ich hasse alle Umschweifungen!«

»Ich meine, Herr Rodenberg sollte eine Krankenwärterin haben.«

»Das meine ich ebenfalls und bin dabei der Ansicht, daß wir uns heute Nacht so linkisch als möglich benommen.«

»Wir haben gethan, was wir konnten,« versetzte der kleine Schriftsteller mit einem wehmüthigen Blicke auf den Kranken, indem er dessen heiße Lippen mit einem feuchten Tuche kühlte.

»Allerdings, darüber können wir uns trösten; aber zur Krankenpflege gehören gewisse Handgriffe, wie ich mir habe sagen lassen, und vor allen Dingen eine Sorgfalt, wie ich sie von mir nicht rühmen kann.«

»Deßhalb habe ich an eine Krankenwärterin gedacht.«

»Ja, woher eine nehmen, ohne sie zu stehlen?«

»Ich könnte in's Hospital oder in die Diakonissen-Anstalt gehen – aber wie ich Herrn Rodenberg's Gemüth kenne, so bin ich überzeugt, daß es ihn rasch wieder gesund machen wird, wenn er sich hier und da von einem Wesen bewacht sieht, das – wenn er sich von einer Hand gepflegt sieht, die . . . «

»Nun, was ist mit Deinem Das und Die, Drücke Dich doch einmal deutlicher aus!«

»Haben Sie ihn heute Nacht nicht reden hören?«

»O ja, er hat viel dummes Zeug gesprochen.«

»Das möchte ich im Allgemeinen nicht behaupten; für mich lag in Manchem, was er sagte, ein tiefer Sinn.«

»In Fieberphantasieen ein tiefer Sinn – ihr Leute vom Gänsekiel seid doch ein unverbesserliches Volk!«

»Haben Sie nicht gehört, wie Rodenberg, zuweilen auf-fahrend und uns ziemlich vernünftig anstarrend, mehr-mals wiederholte: ›Sie weiß es ja nicht, daß man mich in's Gefängniß geworfen und mit Ketten gefesselt – ach, sie weiß es nicht und wird mich vergeblich erwarten!«

»Hm–m–m,« brummte Walter, »das hat er allerdings gesagt, wer ist aber diese Sie? Ich fürchte, er wird von Vielen erwartet, und wenn wir etwas darauf geben woll-ten, so könnten wir hier eine schöne Musterkarte zusam-men bekommen.«

Rafael schüttelte mit dem Kopfe, als er zur Antwort gab. »Er wird nicht von Vielen erwartet, das weiß ich bes-ser; ich möchte auch errathen, wer sie ist, und wenn man es ihr sagt, kommt sie gewiß.«

»Blamire Dich nicht, guter Rafael, Du hast immer noch zu viel kindliches Gemüth und glaubst an die Fortdauer einstigen Interesses – ich möchte lachen, wenn ich es hier thun dürfte – aber Du wärest dazu im Stande.«

»Und warum nicht? Sie ist nicht schöner, als sie gut ist, und daß sie Herrn Rodenberg immer noch liebt, weiß ich ganz genau, obgleich er sich nie viel aus ihr gemacht hat.«

»Umgekehrt, willst Du sagen, Bürschlein – umgekehrt glaube mir, guter Rafael, Du kennst die Menschen nicht und noch viel weniger die Weiber, welche in mancher Beziehung kaum unter die Menschen zu rechnen sind – Du fühlst Dich noch immer als Leibzwerg dieser verwun-schenen Prinzessin, und da sie Dir einmal ein paar schö-ne, freundliche Worte gesagt, Dich vielleicht damals auf

die Schulter geklopft, worauf sie sich aber sicher nachher die Hände mit Seife gewaschen, so träumst Du, guter Kerl, von ihrem edlen Herzen und bist überzeugt, daß sie zur Pflege dieses armen Kranken herbeieilen wird, diese hochmüthige Marchesa, sobald Du – nun, was siehst Du mich denn so mit allen Zeichen des Erstaunens an?«

»Weil ich es nicht begreife, Herr Professor, wie Sie mich so mißverstehen konnten.«

»Ah, ich habe Dich mißverstanden, die gewisse Sie war eine Andere, als die Marchesa! Nun, da können wir noch enig werden. Wen meinte also Rodenberg, indem er sagte: ›sie erwartet mich und ich kann doch nicht kommen?‹«

»Nun, eine junge Dame vom Theater, die sich viel und mit großem Interesse um ihn bekümmerte, obgleich Herr Rodenberg, wie ich vorhin bemerkt, dieses Interesse in keiner besonderen Weise erwiedert hat – Fräulein Leonie Gerhold.«

»Ah, eine schöne Person,« machte Walter, mit dem Kopfe nickend, »und hat ein gutes Gesicht mit ehrlichen Augen; so eine Krankenwärterin ließe ich mir auch gefallen – vergiß das nicht, mein Sohn, wenn ich einmal in einen ähnlichen Fall komme.«

»Trotz allem Interesse, welches Fräulein Leonie für Herrn Rodenberg hat,« fuhr der kleine Schriftsteller fort, ohne die Worte des alten Malers zu beachten, »so würde ich ihr doch nicht die Zumuthung stellen, nach unserem

Kranken zu sehen, wenn er es nicht selbst gewünscht hätte, denn als ich ihn in einem lichten Augenblicke fragte, antwortete er mir: »Ja, laß es sie wissen!«

»Thue, was Du willst,« murrte Walter nach einer Pause, »aber sei versichert, daß die Theaterprinzessin, trotz ihrer Theilnahme und Güte, nicht hieher kommen wird, um sein zu pflegen.«

»Möglich und sogar sehr glaublich, daß sie die Pflege Herrn Rodenberg's nicht übernimmt, aber daß sie uns eine ganz tüchtige Person besorgen wird, dessen können wir sicher sein – ich kenne sie: wenn es sein muß, macht sie dem Leibarzte des Fürsten einen Besuch und läßt sich von diesem den Namen der besten Krankenwärterin aufschreiben.«

»Nun, meinetwegen,« sagte Walter, mit schläfrigen Blicke in den Tag hinausschauend; »es ist so spät geworden, daß Du mit Anstand Besuche machen kannst, während ich die Krankenwache hier fortsetze, das heißt, da der arme Kerl ziemlich wacker schläft, so werde ich ebenfalls ein wenig schlummern.«

»Nur nicht zu fest!«

»Unbesorgt!«

Rafael zog sich rasch an, doch war er damit noch nicht zu Ende, als er Walter im Nebenzimmer so furchtbar schnarchen hörte, daß er eine alte Frau, welche bei ihm das Amt eines Dieners versah, in das Krankenzimmer schickte, um den so sanft Schlummernden aufzuwecken, damit der Kranke ungehindert schlafen könne.

Fräulein Leonie Gerhold war zu Hause und eben im Begriffe, in einige Magazine zu fahren, um unnöthige Einkäufe zu machen. Nachdem sie Rafael flüchtig angehört, nahm sie sich kaum Zeit, ihre Toilette zu vollenden, und wenige Minuten nachher hielt ihr Wagen vor dem alten Hause, dessen drei Treppen sie mit einer unglaublichen Leichtigkeit emporstieg; dann schlich sie, von dem kleinen Schriftsteller geführt, in das Zimmer, wo Rodenberg lag, und gebrauchte obendrein die Vorsicht, bei der engen Thür des Zimmers ihr rauschendes Seidenkleid auf die rücksichtsloseste Art zusammen zu drücken.

»Mein armer Rodenberg!« flüsterte sie, als sie sich über ihn hingebeugt hatte, als sie seinen schweren Athem vernahm und seine heiße Stirn befühlte.

Walter hatte sich von der alten Frau bestimmen lassen, ihr seinen Wächterdienst abzutreten, und schlief nun unten auf seinem Lager einen fast unglaublichen Schlaf.

»Welchen Arzt haben Sie?«

»Den Doctor Windler, den Arzt Rodenberg's.«

»Er soll nicht schlecht sein,« erwiderte Leonie, »doch werden Sie nichts dagegen haben, daß ich heute Nachmittag, wenn ich wiederkomme, den Leibarzt des Fürsten mitbringe; man kann nicht vorsichtig genug sein, und ich fürchte, der arme Rodenberg ist am Anfange einer sehr schweren Krankheit.«

»Ich rechne auf seine gute und kräftige Natur.«

»Danach fragt ein solches Fieber nichts – ich kenne das, mein Lieber – ja, schauen Sie mich nur erstaunt an –

ich kenne das, denn es hat mir von je her ein großes Vergnügen gemacht, medicinische Schriften zu lesen: man weiß nie, wozu das dienen kann – sein Puls macht hundertunddreißig Schläge, das heißt, er ist ganz enorm – was haben Sie zu trinken für ihn?«

»Etwas Zuckerwasser, wir wußten nicht . . . «

»So lassen Sie eine Citrone holen, daß ich ihm eine leichte Limonade machen kann; auch ist es viel zu hell in dem Zimmer – haben Sie keine Fensterläden?«

»Nein, mein Fräulein.«

»Und nur diesen dünnen, weißen Vorhang! Ueberhaupt,« meinte sie, sich rings umschauend – sie wollte hinzusetzen: »sehe ich hier sehr wenig Comfort«; doch dachte sie im gleichen Augenblicke an die bescheidenen Verhältnisse des jungen Schriftstellers, die ihr bekannt waren – »überhaupt müssen wir dieses Zimmer dunkler machen, dieses blendende Licht thut den Augen weh – was haben wir denn dazu?«

Da sie aber im Zimmer nichts Zweckentsprechendes fand, so warf sie rasch ihre weite Mantille von schwerem, schwarzem Seidenstoffe von der Schulter, reichte Rafael ein Ende, und nun machten die Beiden einen ziemlich genügenden Vorhang, wobei der schwere Seidenstoff übrigens stark in Anspruch genommen wurde.

»So,« sagte die junge Sängerin hierauf, indem sie sich auf einem Stuhle vor dem Bette niederließ, »jetzt besorgen Sie eine Citrone, und ich will unsern armen Freund ein paar Stunden lang beobachten, um dem Arzte sagen zu können, für was ich seine Krankheit ansehe – haben

Sie nichts zu lesen? Es ist gleichviel, was es ist, meinetwegen eine Correctur der neuesten Biene – Sie brauchen sich nicht zu geniren, wenn ich auch selbst darin ein wenig schlecht behandelt bin – ich mache mir nicht viel daraus.«

Rafael verließ das Zimmer, nachdem er der schönen Krankenwärterin die neueste Nummer seines Journals eingehändigt.

Da saß nun dieses Bild üppiger Kraft und Schönheit neben dem Lager des Schwerkranken, und ihre glänzenden Blicke verließen jeden Augenblick die Zeilen, welche sie lasen, um alle Bewegungen Rodenberg's zu überwachen; zuweilen stöhnte er auf, dann erhob sie sich rasch, flößte ihm etwas Zuckerwasser ein oder wischte ihm mit ihrem eigenen Taschentuche den perlenden Schweiß von der Stirn. Dabei schaute sie zuweilen lange und nachdenkend in diese edeln, jetzt so matten Züge, wobei ihre Blicke den Ausdruck innigster, ja, liebevoller Theilnahme zeigten; einmal beugte sie sich sogar neben ihn auf das Kissen und legte ihre Lippen leicht auf sein blondes Haar.

»Wenn Du so jung sterben müßtest,« flüsterte sie alsdann, »so hätte ich keine Ruhe mehr und könnte mir ein stilles Plätzchen in irgend einem Kloster suchen – so etwas ist sehr in Aufnahme gekommen und gäbe unserem vortrefflichen Rafael Stoff zu den schönsten Artikeln – wie pikant wäre es,« sagte sie lächelnd, »wenn es eines

Tages hieße, Fräulein Leonie Gerhold ist unter die barmherzigen Schwestern gegangen!« – In der nächsten Secunde aber verlor sich dieses Lächeln wieder, und sie liselte, gegen den Kranken gewandt: »Und wenn Du am Leben bleibst, was ich so sehr hoffe und wünsche, so wirst Du mir eines Tages kaum eine Karte zum Abschiede senden – das ist nun einmal der Lauf der Welt – ach, Du weißt es nicht, Arthur, wie unendlich glücklich Du hättest sein können! – Doch weg mit diesen Gedanken – lesen wir lieber in der Biene von Unglücksfällen, Diebstählen und verlorenen Armbändern – fort mit der Selbstsucht!«

Rafael kam mit der verlangten Citrone zurück, und auch der Arzt kam, schüttelte den Kopf, schrieb etwas auf und ging. Auch die Stunden kamen und gingen, wie das so ihr Brauch ist: die Mittagszeit war längst vorüber, und Leonie ließ sich einen Wagen holen, um nach Hause zurückzukehren, dann den Leibarzt aufzusuchen, so wie für heute Nacht die beste Krankenwärterin zu besorgen, welche aufzutreiben war. – »Ich kann ohne meine Mantille nicht zu Fuße gehen,« sagte sie, »und sie von dem Fenster wegzunehmen, wäre eine Sünde – wie prächtig sie das Zimmer verdunkelt! Da soll sie bleiben, bis er wieder gesund ist, und dann gelobe ich feierlich, sie in der Freude meines Herzens der Ersten Besten zu schenken, welche mir auf der Straße begegnet« – daß sie im anderen, traurigen Falle fest entschlossen war, ihn in dieser selben schwarzen Mantille zu begleiten, das sagte sie nicht, aber sie dachte es.

Am anderen Tage kam der Leibarzt des Fürsten, ein berühmter Mediciner, in Begleitung der jungen Sängerin und sagte dasselbe, was sein minder berühmter College, der Doctor Windler gesagt, daß man nämlich noch gar nichts sagen könne und die Entwicklung der Krankheit abwarten müsse.

Ob Gefahr vorhanden sei, hatte Leonie gefragt, worauf der Leibarzt mit einem Achselzucken geantwortet und den Zustand Rodenberg's allerdings für sehr bedenklich erklärt hatte; er entfernte sich mit dem Versprechen, über den Vorfall nicht zu reden, denn auch Leonie hielt es für unnöthig, all das Gerede der jüngsten Zeit über den Maler noch durch das Bekanntwerden seiner Krankheit zu vermehren.

Dabei hatten die Betheiligten aber nicht bedacht, wie so häufig das, was man verheimlichen will, seinen Weg in die Oeffentlichkeit findet; doch vergingen immerhin ein paar Tage, während welcher sich der Zustand des Kranken ziemlich gleichblieb, bis man überhaupt von der Krankheit Rodenberg's sprach, eine Nachricht, die indessen von Manchem mit einem ungläubigen Kopfschütteln aufgenommen wurde.

»Was gibt es doch für Menschen!« sagte Rafael eines Tages zu Walter, als er aus der Druckerei nach Hause kam – »halten Sie es wohl für möglich, daß man mit Achselzucken von der angeblichen Krankheit Rodenberg's spricht, daß man mitleidig lächelnd sich so stellt, als wolle man mir den Gefallen thun, an dieses Märchen zu glauben! – Hole der Teufel dergleichen schlechte Seelen!«

»Du nimmst Dich in Deinem edlen Eifer sehr gut aus, aber was Du mir da sagst, wundert mich nicht im geringsten: die Menschen sind immer geneigter, eine Schlechtigkeit oder wenigstens eine Zweideutigkeit anzunehmen, als ein Unglück, und so werden sie von Rodenberg wahrscheinlich sagen, er sei durchgegangen, und begreiflicher Weise mit Hinterlassung kolossaler Schulden.«

»O, noch Schlimmeres, noch Schlimmeres!«

»Richtig, sie werden sagen, er habe Gelder veruntreut, gestohlen und betrogen – diese Kerle, selbst gut genug zum Galgen, können es nicht begreifen, daß Jemand, der vielleicht ungestraft Schlechtigkeiten begehen konnte, ein ehrlicher Mann bleibt! Aber man sollte doch dagegen auftreten und ihnen sagen, daß und wo Rodenberg schwer erkrankt liegt.«

»In der Biene habe ich es bereits veranlaßt, doch da sie wissen, wie bekannt ich mit Herrn Rodenberg bin, so wird man auch über meine schriftliche Versicherung mitleidig lächeln – was nun meine Herren Collegen anbelangt,« sagte der kleine Schriftsteller nach einem tiefen Athemzuge, »die Redacteurs anderer Blätter hiesiger Stadt, so fand ich auch sehr wenig Bereitwilligkeit – die meisten dieser Kerle sind feige, schmutzige Seelen, die gegenüber ihren allerhöchsten Gönnern ihre Hundennatur so schweifwedelnd zur Schau tragen, um eine berichtigende Notiz meinerseits über den in Ungnade Gefallenen entweder gar nicht oder nur verstümmelt geben zu wollen!«

»Diese gemeinen, im Staube kriechenden, speichel-leckerischen Seelen, die schlimmste Art von Götzenanbetern, denn sie verwirren nicht nur den Geschmack und richtigen Sinn des Volkes, sondern bestärken ihren Jupiter in seinem Wahne, als habe er wirklich einen Donnerkeil in der Hand, während das, womit er droht und blendet, doch nur schlechte Vergoldung ist!«

»Bei Lord Warren war ich auch,« sagte Rafael; »er war abgereist, dem Herrn Olfers entgegen, der von Italien zurückkehrt – ich mache mir jetzt Vorwürfe darüber, nicht früher zu ihm, einem der besten Freunde Rodenberg's, gegangen zu sein.«

»So machst Du auch mir indirect Vorwürfe,« knurrte Walter, »und sagst, ich alter Esel hätte gescheiter sein sollen, als Deine zarte Jugend – aber ich kann Dir nicht Recht geben – wir wären wahrscheinlich mit Besuchen überhäuft worden, während er jetzt einer ganz wohlthuenden Ruhe genossen und seiner Pflege, Dank sei diesem liebenswürdigen Frauenzimmer, gewiß nichts gemangelt hat.«

»Letzteres muß ich zugeben.«

»Ja, wie sie Alles das angreift und vollbringt,« meinte der alte Maler – »so viel Ausdauer, Sorgfalt und dabei so viel Jugend und Schönheit! Wenn die alte Hexe sie ablöst, die auch eine sehr brave Person ist, so meine ich immer, es müsse Nacht werden, eine Sonnenfinsterniß kommen

oder sonst eine unangenehme Naturerscheinung eintreten – diese Leonie hat mir's angethan und wäre im Stande, mich zu einem Verehrer des ganzen weiblichen Geschlechtes umzuwandeln.«

»Eine starke Wandlung,« entgegnete Rafael, »denn ich erinnere mich noch zu gut der Zeit, wo Sie, wenn auch nur vorübergehend, den Entschluß faßten, nur männliche Heilige zu malen, indem Sie behaupteten, daß das weibliche Geschlecht selbst auf der Leinwand voller Launen, Ränke und Schwänke sei.«

»Habe ich gesagt: auf der Leinwand, junger Mensch?«

»Oder gemalt – das ist doch gleichviel!«

»Nicht ganz, Freund Rafael, aber gleichviel, ob gemalt oder auf der Leinwand; Du sprachst ein großes Wort gelassen aus, und ich hatte Recht, wenn ich sagte, in beiden Fällen sind Sie voller Launen, Ränke und Schwänke – und wenn ich meinen nächstens nicht einmal mehr melirten Bart betrachte, so halte ich es für klüger, zu meiner damaligen Ansicht zurückzukehren und mich nur mit männlichen Heiligen einzulassen.«

»Lord Warren wird uns Vorwürfe machen, wenn er zurückkehrt, und mit vollem Rechte – wie ich vernahm, war er auf's höchste beunruhigt über das Verschwinden Roderich's und hat sogleich energische Schritte gethan, daß dessen Wohnung unangetastet bleibt, bis er zurückkehrt.«

»Ich werde natürlicher Weise morgen früh hingehen, Roderich begrüßen und ihm, sowie Warren, die ganze Sache auseinander setzen!«

Leonie trat in diesem Augenblicke in's Zimmer, und ihr vor Freude strahlendes Gesicht zeigte, daß sie eine gute Nachricht bringe. – »Vor ein paar Stunden war der Arzt da,« sagte sie, »und schien sehr zufrieden mit dem Zustande des Kranken; ich mußte ihm mehrmals seine Arznei reichen und er schied mit dem Wunsche, daß der Kranke einschlafen möge. Dies ist nun geschehen, und es ist nicht mehr jener unstete, qualvolle Fieberschlummer, bei dem er sich rastlos hin und her warf, vielmehr schläft er mit ruhigem Gesichtsausdrucke und athmet in langen, festen Zügen – o, wie mich das glücklich macht!«

»Gott sei gedankt!« sagte Walter in rauhem Tone, doch klang etwas wie Rührung durch seine Stimme.

»Ehe er entschlief, öffnete er seine Augen und schien mich zu kennen, doch war er zu matt, um seine Gedanken sammeln zu können,« sprach Leonie, »ich werde bei ihm bleiben, wenigstens so lange, bis er erwacht, und dann, je nachdem sein Befinden ist, noch zum Leibbarzte gehen – ich glaube übrigens, wir haben eine bedeutende Krisis hinter uns.«

»Wie mich Ihre Worte freuen,« erwiederte Rafael, »und da ich unsern lieben Herrn Rodenberg in so vortrefflichen Händen weiß, so werde ich mir erlauben, ein paar kleine Ausgänge zu machen, die ich schon lange verschob – wenn ich aber da bleiben soll, so bitte ich, es mir zu sagen, mein verehrtes Fräulein!«

»Im Gegentheil, je mehr Ruhe – desto besser ist's für ihn – Ihre alte Dienerin ist ja da für den Fall, daß ich etwas brauche.«

»Dann werde auch ich für einige Stunden meiner Wege gehen, um ein paar Schoppen frischer Luft einzuathmen; ich weiß, was so ein Schlummer nach einer Krisis zu bedeuten hat: man hat mir erzählt, bei einer ähnlichen Gelegenheit hätte ich einmal vierundzwanzig Stunden geschlafen, sei alsdann aufgestanden und habe mir augenblicklich meine Palette zugerichtet – das macht eine gesunde, kräftige Natur, und unser guter Rodenberg besitzt Gott sei Dank keine schlechtere, als ich!«

Damit gingen die Beiden fort, und Leonie öffnete langsam die Thür des Nebenzimmers und setzte sich in den alten Lehnstuhl, welchen Walter vorhin verlassen, und gerade so, daß sie das Bett des Kranken im Auge hatte, nachdem sie der alten Frau, die draußen einige Geschäfte besorgte, die größte Stille anbefohlen.

Es war gegen den Abend eines schönen Sommertages, es war obendrein ein Feiertag, weßhalb die sonst so geräuschvolle Nachbarschaft in einer tiefen, wohlthuenenden Ruhe begraben lag; nur das eigenthümliche Brausen, welches das Leben einer großen Stadt hervorbringt, schlug an das Ohr des jungen Mädchens und wiegte sie unwillkürlich in Schlummer. Sie fühlte das, und da sie sich des Schlafes erwehren wollte, so nahm sie ein Buch, um darin zu lesen; doch ruhte es im nächsten Augenblicke in ihrem Schooße, während ihr schöner Kopf langsam gegen die Lehne des hohen Sessels zurücksank. Ausnahmsweise war Leonie heute sehr einfach angezogen und trug ein Kleid von einem leichten, dunkeln Sommerstoffe, ein Gewand, welches sie in keiner Weise an den

häuslichen Verrichtungen hinderte, die sie in der kleinen Küche draußen und auch an dem Lager des kranken Freundes zu besorgen hatte. Jetzt, wo sie sich ganz allein wußte, hatte sie es sich bei der heißen, drückenden Luft, die im Zimmer herrschte, bequem gemacht und eine Schleife gelöst, welche ihr Kleid über den Schultern zusammenhielt.

So lag sie da und schlief, ein reizendes Bild üppiger Schönheit, leise athmend, die Wangen sanft geröthet, eine Folge ihres tiefen Schlafes, sowie auch des Wiederscheines eines Sonnenstrahles, der, schräg durch das Fenster einfallend, ihre feinen, zusammengefalteten Hände rosig bestrahlte.

Da wurde ihr Schlaf gestört durch ein leises Geräusch, und als sie rasch ihre Augen öffnete, um nach dem Bette des Kranken hinzuschauen, sah sie auf der Schwelle des Zimmers eine Dame stehen, welche offenbar zögerte, diese Schwelle zu überschreiten. Das Gesicht dieser Dame war so schön und ausdrucksvoll, so eigenthümlich, daß man es nicht vergessen konnte, wenn man es nur einmal gesehen und Leonie hatte es schon häufig gesehen – ja, sie erinnerte sich im nächsten Augenblicke dieser Züge ganz genau und alsdann auch noch des Namens der jungen Damen die vor ihr stand.

Es war die Marchesa de Monterey, jene große Künstlerin, deren Stimme Leonie ein paar Mal mit dem größten Entzücken gehört, aber zugleich auch mit tiefer Wehmuth, wenn auch mit keinem Gefühle des Neides.

Sie erhob sich lebhaft, und da sie in der Ueberraschung vergaß, die Schleife ihres Kleides zu knüpfen, so sank dasselbe von ihren blendend weißen Schultern herab, was auf die Dame an der Thür einen ganz eigenthümlichen Eindruck zu machen schien, denn sie erbleichte sichtbarlich und drückte ihre feinen Lippen einen Augenblick fest auf einander, ehe sie tief aufathmend sagte: »Man hat mir wohl nicht das richtige Zimmer gezeigt?«

Hatte sie dabei die leuchtenden Blicke ihrer großen, glänzenden Augen etwas auffallend über die volle Figur des schönen Mädchens gleiten lassen, oder erinnerte diese sich selbst des Mangels ihrer Toilette – genug, Leonie zog rasch die Schleife zusammen und knüpfte sie, nicht ohne dabei zu erröthen; dann erwiderte sie: »Und darf ich fragen, wer das Glück hat, von der Frau Marchesa de Monterey aufgesucht zu werden?«

»Sie kennen mich? Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Leonie Gerhold, ein unbedeutendes Mitglied des hiesigen Theaters.«

»Ah, jetzt erinnere ich mich Ihrer – ich hatte das Vergnügen, Sie zu hören!« – Die Marchesa betonte das Wort ›Vergnügen‹ sehr ausdrucksvoll und ihre Züge hatten sich offenbar erheitert, als sie hinzusetzte: »So bin ich also in Ihrer Wohnung, und so angenehm es mir auch ist, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, kann ich mich doch nur darüber freuen, daß ich fehlgegangen bin – entschuldigen Sie!«

Leonie wußte selbst nicht, woher es kam, daß diese Worte einen peinlichen Eindruck auf sie hervorbrachten,

und ihre Stimme klang etwas unsicher, als sie erwiderte: »Es ist dies nicht meine Wohnung, Frau Marchese, es ist die Wohnung eines meiner Bekannten, und ich versee hier nur das Amt einer Krankenwärterin, welche,« setzte sie mit einem entschuldigenden Lächeln hinzu, »aus Ermüdung ein wenig in Schlaf gefallen war.«

»Und dieser Kranke?« fragte die Andere mit einer Hast und einem Ausdrücke der Stimme, welche auffallen mußten.

Leonie begnügte sich, mit der Hand nach dem Nebenzimmer zu zeigen, und sah darauf zu ihrem Erstaunen, wie sich die Marchesa der Thür desselben leidenschaftlich in ihren Bewegungen, sowie im Ausdrücke ihres Gesichtes näherte; doch war ihr Gang dabei so leise, so unhörbar, daß er unmöglich den Schlafenden stören konnte, auch wenn dieser nicht in einem so festen Schlafe, dem ersten seit einigen Tagen und Nächten, gelegen hätte. Er hörte nicht das Rauschen ihres seidenen Kleides, er merkte es nicht, daß sie sich über ihn beugte, sein Herz schlug nicht heftiger, als nun die Geliebte seiner Seele, das Endziel aller seiner glühenden Wünsche, sich über ihn hinbeugte und einen Kuß auf seine heiße Stirn hauchte; ja, die plötzlichen Thränen, die dabei aus ihren Augen rollten und auf seine Hände tropften, schien er nicht zu fühlen. Vielleicht waren es auch Thränen jener Art, die sich im Niederfallen verflüchtigen und von Engeln aufwärts getragen werden. Wir sind berechtigt, dies anzunehmen, denn sie kamen aus einem reinen, edlen, aber fast vor Schmerz brechenden Herzen – hatte sie

doch den, den sie so lange Jahre treu geliebt, den sie vor wenigen Tagen endlich wiederfinden durfte und worüber ihre Seele gejauchzt, heute nun für ewig verloren – nicht als ob sie schon die Hand des Todes erblickt hatte, welche sich nach dieser jungen, schönen Beute ausstreckte – daran dachte sie nicht, sondern sie fühlte beim Anblicke und den Worten Leonie's, daß sie ihn verloren habe!

O, hätte er in diesem Augenblicke seine Augen aufgeschlagen und ihre feuchten Blicke mit dem wunderbaren Ausdrücke von Liebe und Schmerz, von Treue und Entsagung auf sich gerichtet gesehen – hätte er seine Arme um ihren Hals legen, sie an sein Herz drücken und ihr mit dem unverkennbaren Ausdrücke der Wahrheit sagen können, was und wie wenig ihm Jene sei, so würde sie in voller Ueberzeugung dem Himmel gedankt und ihm ihr Glück, ihre Seligkeit gestanden haben!

So aber richtete sie sich langsam empor, drückte einen Augenblick ihr Taschentuch vor die Augen, und als sie hierauf langsam mit demselben über ihr Gesicht hinabfuhr, hatte sie mit gewaltiger Kraft den Ausdruck des tiefen Schmerzes auf demselben verwischt und war im Stande, ruhig, ja, sogar mit einem, wenn auch trüben Lächeln um die Lippen in das andere Zimmer vor die Glücklichere hinzutreten. Sie sagte alsdann mit leiser Stimme: »Sagen Sie mir, mein Fräulein, wie kommt es, daß sich Herr Rodenberg, ein vortrefflicher Künstler, für den ich mich sehr interessire, hier befindet?«

»Seine Krankheit erfaßte ihn, von einer Abendgesellschaft heimkehrend, so plötzlich, daß er kaum noch diese

Zimmer, die Wohnung ...« – die Marchesa machte eine abwehrende Handbewegung – »die Wohnung eines seiner Bekannten, erreichte, um alsdann bewußtlos zusammenzusinken; auch war sein Zustand so gefährlich, daß nicht daran zu denken war, ihn nach seiner Wohnung zu bringen, doch hat der Arzt, der ihn vor einer halben Stunde verließ, die besten Hoffnungen gegeben, und es soll der tiefe Schlummer, in den er gesunken ist, entscheidend sein.«

»Ich danke Gott dafür!« sprach die Marchesa kaum hörbar, wobei sie ihr schönes Auge nach oben wandte und die Hände faltete – »dürfte ich eine Bitte gegen Sie aussprechen, mein Fräulein?«

»Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, sie zu erfüllen!«

»Sie sehen wohl, welches Interesse ich an Herrn Rodenberg nehme, und möchte für die beiden Tage, welche ich noch in der Stadt verweile – ich bin nämlich im Begriffe, abzureisen –, Nachrichten von seinem Befinden haben – würden Sie wohl so freundlich sein, mir diese zukommen zu lassen?«

»Mit dem größten Vergnügen, da ich versichert bin, Ihnen schon heute Abend oder morgen früh Erfreuliches mittheilen zu können! – Der Schlaf des Kranken ist so tief und ruhig, daß er sich dadurch wunderbar gestärkt fühlen wird, weshalb ich seinem Erwachen mit der größten Spannung entgesehe.«

»Ich begreife das und beneide Sie um diesen ersten Blick – also ich darf darauf rechnen, Nachrichten von Ihnen zu erhalten?«

»Gewiß – wünschen Sie, daß ich Herrn Rodenberg, sobald er erwacht, von Ihrem Besuche Kenntniß gebe?«

»Ich bitte Sie dringend, dies nicht zu thun, ja, ich fordere als eine Gunst, die eine Frau der anderen nicht abschlagen wird, Herrn Rodenberg meine Gegenwart strengstens zu verheimlichen – heute, morgen, überhaupt die nächsten Tage, bis er vollkommen wieder hergestellt sein wird – es könnte ihn beunruhigen, wenn er weiß, daß ich da gewesen bin,« setzte sie mit leiser, fast bebender Stimme hinzu – »er hatte mir eine Zeichnung versprochen und könnte glauben, ich hätte ihn deßhalb aufgesucht – Sie versprechen mir Stillschweigen?«

»Gewiß, Frau Marchesa!«

»So danke ich Ihnen herzlich!« Sie reichte Leonie die Hand, und als jene die ihrige hineinlegte, zuckte die Marchesa kaum merklich zusammen, zog sie alsdann aber rasch zurück, um von ihrem Handgelenke zwei Armbänder abzustreifen, von denen sie eines, überreich mit Brillanten besetzt, dem jungen Mädchen mit den Worten übergab: »Für Sie, mein Fräulein, zum Andenken an diese Stunde und als Zeichen meiner innigsten Erkenntlichkeit für die Erfüllung meiner zweiten Bitte: diesen einfachen Reif Herrn Rodenberg zu übergeben, sobald er gänzlich hergestellt ist und sobald Sie erfahren, daß ich

abgereist bin – er ist so einfach, dieser goldene Reif,« fügte sie mit ganz leiser Stimme hinzu, »und doch das Kostbarste, was ich besitze.«

Hierauf wandte sich die Marchesa zum Abgehen, und als Leonie sie begleiten wollte, sagte sie hastig: »Bleiben Sie, bleiben Sie – ich finde meinen Weg allein! – Allein,« wiederholte Juanita mit schmerzlich bewegter Stimme, als sie die Treppen hinabstieg – »allein – allein – und immer allein – o, mein Gott!«

Leonie stand droben neben dem Tische, auf welchen sie eine Hand aufgestützt hatte, während sie in der anderen die beiden Armspangen hielt, und blickte der Marchesa, in tiefe Gedanken versunken, nach.

»Was war das?« sprach das kluge Mädchen zu sich selber – »hätte ich sie nicht nöthigen sollen, da zu bleiben, bis Rodenberg erwachte? Hätte ich so nicht besser an ihm gehandelt? Ja, wenn ich ihm nur eine treue Freundin sein wollte – und doch möchte ich ihm mehr sein – Alles!« setzte sie seufzend hinzu.

Darin warf sie einen Blick in den Spiegel, strich ihr reiches Haar von den Schläfen zurück – »und warum bin ich ihm nicht mehr und kann ihm nicht mehr sein – wer weiß? – Es ist gut, daß ich sie gehen ließ, und mein Versprechen, verschwiegen zu sein, will ich unverbrüchlich halten!«

Sie trat an das Fenster, um hinauszuschauen, während sie die beiden Armbänder über ihre Handgelenke schob.

Der Kranke hatte ruhig und ununterbrochen mehrere Stunden fortgeschlafen, und als er nun endlich erwachte, war es bereits Nacht geworden und Walter und Rafael saßen um den Tisch im Zimmer des letzteren, mit ihrem Abendessen beschäftigt, welches aus Thee und Brod bestand und das in seiner Einfachheit sehr an die kleinen Soupers im Reichsapfel erinnerte. Eine angenehme Zugabe hier war das schöne Mädchen, die mit dem Anstande einer vornehmen Dame zuweilen, gegenüber dem ärmlichen Service und dem mehr als bescheidenen Hausgeräthe, diesen Anstand carikirte, was dann zu gegenseitiger, fast ausgelassener Heiterkeit Veranlassung gab, und diese Heiterkeit war verzeihlich, denn der Arzt hatte, nachdem Rodenberg ein paar Stunden geschlafen, nochmals seinen Kopf zur Thür hereingestreckt und, den Kranken von Weitem betrachtend, gesagt: »Wenn er so noch eine Zeit lang fortschläft, so sind wir über alles Schlimme hinüber und müssen es nur zu verhüten suchen, daß er, sich zu kräftig fühlend, keine unnöthigen Anstrengungen macht.«

Als nun der Kranke endlich erwacht war, hatte er eine Weile ruhig gelegen, so die Drei in dem Nebenzimmer im Glauben lastend, als schlafe er noch fort. Er that das aber nicht mit Absicht, sondern er blickte verwundert um sich her und konnte sich im ersten Augenblicke durchaus nicht erinnern, wo er sich befand. Langsam und nach und nach klärten sich ihm die Erlebnisse der vergangenen Tage auf. Doch als er sich der letzten Abendgesellschaft, wo er sich schon unwohl gefühlt, bewußt wurde,

so wie seines Eintrittes in die Wohnung Rafael's, die er endlich erkannte, glaubte er nicht anders, als daß alles dies erst vor einigen Stunden geschehen wäre, und besonders deßhalb, weil er die beiden Freunde beim Scheine einer Lampe, gerade wieder so wie bei seinem Eintritte, um den Tisch sitzen sah; nur was die Gerhold hier zu thun hatte, beschäftigte seine Gedanken. Als er ihre schönen, lachenden Züge sah und ihr strahlendes Auge, da machten diese Züge auf ihn einen unangenehmen Eindruck, denn jetzt trat mit Einem Male das Bild Juanita's mit der Erinnerung an die herzlichen Worte, die sie im Salon des Ministers vor wenigen Stunden erst, wie er glaubte, zu ihm gesprochen, vor seine Seele – und welcher Unterschied zwischen der herausfordernden Schönheit Leonie's und den edlen Zügen Juanita's, und hundert Mal verschiedener als das Aeußere dieser Beiden war deren Inneres – ganz unvergleichbar!

Endlich rief er mit sehr vernehmlicher Stimme den Namen Rafael's, und dieser Ruf brachte bei den Dreien eine außerordentliche Wirkung hervor: Leonie war die Erste an seinem Bette, und während sie dahineilte, schaute sie flüchtig nach, ob die beiden Armbänder unter ihren anschließenden Aermeln auch sorgfältig versteckt seien; sie ergriff prüfend seine Hände, und als sie fand, daß diese kühl anzuführen waren und der Puls fieberfrei, so konnte sie sich nicht enthalten, aufschluchzend vor Freude ihre Lippen auf die Hand des Kranken zu drücken, so daß dieser fast unwillig zusammenzuckte und sich mit der Frage

an den herbeieilenden Rafael wandte, was denn dies Alles zu bedeuten habe.

»Dies hat zu bedeuten,« gab ihm Walter zur Antwort, dessen Stimme dumpf und umflort wie nie klang, »daß Du nach einem festen und ruhigen Schlummer nun wieder dem Leben angehörst und daß wir uns darüber freuen.«

»Ah ja, ich erinnere mich jetzt, wie krank ich mich vor einigen Stunden gefühlt.«

»Hm,« machte Walter.

»Als ich zu Euch in's Zimmer trat, muß ich sogleich bewußtlos niedergefallen sein, denn seit jenem Augenblicke weiß ich nichts mehr von mir.«

»Eine recht lange Zeit,« sagte Rafael.

»So – wie viel Uhr ist es denn eigentlich? Dann muß es ja fast Morgen sein!«

Der alte Maler sah Leonie mit einem fragenden Blicke an, worauf sich diese auf Rodenberg niederbeugte und ihm mit weicher Stimme sagte: »Forschen Sie darüber heute nicht; wie wir Ihnen schon vorhin bemerkt, waren Sie sehr krank und bedürfen auch jetzt noch der außerordentlichsten Ruhe.«

»Ich fühle mich nicht sehr schwach.«

»Gott sei gedankt dafür!«

»Wofür auch nach Umständen gesorgt werden kann,« sagte Walter mit gerührter, bewegter Stimme – »schau dorthin, mein guter Kerl, wo wir beim Thee saßen, und

wenn Du diese Anstalt betrachtetest, so wirst Du Dich gewiß der lucullischen Mahle erinnern, die wir Anno dazumal hielten, und zu einer solchen Schlemmerei bist Du auch jetzt höflichst eingeladen: Thee und etwas Brod, aber das Brod ist geröstet, ein Luxus, den wir uns damals nicht erlaubten.«

»Ach, jene alte, glückliche Zeit!« sprach der Kranke mit bewegter Stimme leise vor sich hin – »wollte sie doch noch einmal wiederkehren mit ihren kleinen Leiden und großen Freuden!«

»Sie wird wiederkehren,« brummte Walter, »sie wird es, da Du jetzt wieder nichts als Künstler bist! Sei nur ganz ruhig und freue Dich auf die Zukunft – wenn Du wieder fest auf den Beinen bist, so ziehen wir zusammen in die Welt hinaus, Du und ich, denn auch mir fängt es an, hier mißbehaglich zu werden! Wenn wir auch das erhabene Kurzholz nicht bei der Hand haben, so wird irgend ein grüner Baum aufzufinden sein, an dem wir noch einmal einen Rückblick halten auf die Stadt, so wir zu verlassen gedenken!«

»Vielleicht gehen wir Beide nicht Allein,« versetzte Rodenberg mit einem glückseligen Lächeln, »vielleicht finden sich noch andere Freunde, die mit uns ziehen!«

»Du hast Recht und sprichst so ruhig und verständig, auch so wenig angegriffen, daß man mit Dir wohl reden kann wie mit einem richtigen Menschen – Roderich ist hieher unterwegs!«

»Wie mich das freut – ach, wer dabei sein könnte, wenn er sein liebes Kind an sein Herz schließt!«

»Ich glaube wahrhaftig,« knurrte Walter, »das könnte selbst meinen alten, trockenen Augen ein Bischen aufhelfen – weiß der Teufel,« fuhr er, sich schüttelnd, fort, »ich ertappe mich oft auf Gemüthsschwächen, wie ich sie seit vierzig Jahren nicht mehr gekannt, und ich könnte fast jetzt schon vor Freude flennen, wenn ich denke, daß wir wieder einmal Alle zusammen gemüthlich wirthschaften können!«

»Dabei dürfte ich wohl auch sein?« fragte schüchtern der kleine Schriftsteller.

»Das versteht sich, mein guter Rafael, wenn Du uns folgen willst und kannst!«

»O, ich betrachte das als eine glückliche, lichte Zukunft!« sagte Rafael, indem er leicht seine Rechte auf eine von Rodenberg's Händen legte.

Das junge Mädchen sprach gar nichts zwischen diesen Reden der Freunde, ja, sie hatte sich um ein paar Schritte zurückgezogen und stand da mit festverschlungenen Händen, den Kranken mit einem seltsamen Blicke betrachtend. Dieser Blick hatte einen unbeschreiblich traurigen Ausdruck, während ihre Oberlippe trotzig aufgeworfen erschien.

Rodenberg hatte bis jetzt kein Wort, keinen nur halbwegs guten Blick für sie gehabt; nur ein Mal, als sie sich vorhin über ihn gebeugt, hatte er flüchtig zu ihr aufgeblickt und dann war ein unangenehmer Schatten über seine Züge geflogen.

»Er wird nicht einmal bemerken, daß ich fortgegangen bin!« und dies bei sich denkend, zog sie sich langsam in's andere Zimmer zurück.

Allerdings hätte er das sehen müssen, besonders jetzt, wo sie auf der Schwelle der Thür stand und wo ihre Gestalt die Stube, in welcher er lag, verdunkelte.

Aber er sah es nicht oder wollte es nicht sehen, und nun drückte sie ihre linke Hand fest auf das Herz und hatte die Kraft, sich zu einem heiteren Tone zu zwingen, in welchem sie sagte: »Es ist spät für mich, ich gehe jetzt nach Hause – hoffentlich finde ich unseren Kranken morgen aus dem Bette!« So wandte sie nicht einmal die Worte direct an ihn – damit er nicht nöthig habe, zu antworten, dachte sie schmerzlich bewegt.

Rodenberg antwortete auch nicht, sondern nickte nur ein wenig mit dem Kopfe, was sie aber allerdings nicht sehen konnte; doch eilte ihr Walter an die Thür nach und bot ihr seine Begleitung an, welche sie dankend ablehnte.

»Ist sie fort?« fragte der Kranke, als der alte Maler zurückkehrte.

»Freilich ist sie fort!« murrte dieser – »doch hättest Du sie wohl mit einem freundlichen Worte entlassen können – es ist Zeit, daß Du wieder vollständig einer der Unsrigen wirst, denn Du hast Dir schon sehr stark die Manieren eines großen Herrn zugelegt – Undank ist der Welt Lohn!«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Ist auch für heute gar nicht nöthig!«

»Und doch, wenn Du mir Vorwürfe machst, so theile mir auch deren gerechten Grund mit – Rafael weiß, daß die Gerhold sich häufig zu mir gedrängt hat, was ich ihr beständig auf die freundschaftlichste Art widerrieth – sonst habe ich nichts gegen sie und habe ihr Dienste geleistet, wo und wie ich konnte.«

»Die sie Dir vielleicht einiger Maßen dadurch vergelten wollte, daß sie während Deiner Krankheit Nächte lang hier an Deinem Bette gewacht und Dich gepflegt, wie man ein kleines, hülfloses Kind nur pflegen kann – o, das ist eine vortreffliche Person!«

»Nächte lang?« fragte Rodenberg mit einem ungläubigen Lächeln.

»Nächte lang, da Du mich nun einmal zum Reden zwingst, denn seit Du an jenem verhängnißvollen Abende hier in's Zimmer tratst, sind sechs Tage verflossen!«

Der Kranke blickte auf Rafael, der stumm mit dem Kopfe nickte.

»Diese Tage waren naturgemäß an einander gereiht durch Nächte,« fuhr der alte Maler brummend fort, »und von diesen Nächten hat Fräulein Leonie vier vollständig vor diesem Bette zugebracht, nicht zu gedenken, daß sie auch während des Tages aus- und einlief, um nach Dir zu schauen!«

»Walter, sprichst Du die Wahrheit?«

»Die reine Wahrheit – nichts, als die Wahrheit – nur Wahrheit!«

»So hätte ich sechs Tage hier in diesem Bette zugebracht?«

»Elend und krank!«

»Ohne Besinnung?«

»So scheint es, denn sonst müßtest Du Dich jedenfalls der sorgfältigen Pflege dieser armen Gerhold erinnern!«

»Ich habe ihr also Unrecht gethan, das schmerzt mich – ich werde sie um Verzeihung bitten, sobald ich aufstehen kann – aber sagt mir, ist denn das möglich, sechs Tage hätte ich hier ohne Bewußtsein gelegen?«

»Nun, hier und da hast Du wohl einen lichten Augenblick gehabt, wenigstens hast Du uns zuweilen ziemlich verständig angeschaut, auch wohl zu trinken verlangt, um alsdann gleich darauf wieder in wilder Flucht auf dem tollsten Rosse der Phantasie durchzugehen.«

»So habe ich wohl viel gesprochen – Unzusammenhängendes?«

»Das ist nicht zu läugnen, Unzusammenhängendes und Zusammenhängendes, tolles Zeug – doch kannst Du Dich beruhigen, fremde Leute waren nicht bei Dir, und wir, Rafael und ich, haben nicht besonders darauf geachtet.«

Der Kranke streckte sich lang und behaglich in seinem Bette aus, worauf er mit seinen beiden Händen die Rechte Walter's erfaßte und ziemlich kräftig schüttelte – »wie danke ich Euch für Eure Liebe und Sorgfalt – ja, ich muß sehr krank gewesen sein, und die fürchterliche Zeit, wo ich nach jener Gesellschaft durch die Straßen schlich, steht lebhaft vor mir: wie verzehrendes Feuer durchzuckte es meinen Körper, und die Pulsschläge in meinem Gehirn kamen mir wie gewaltige Keulenschläge

vor, so daß ich jede Secunde fürchtete, unter ihrer Wucht zusammenzubrechen!«

»Was Du aber kluger Weise aufspartest, bis Du zu uns in's Zimmer getreten warest; dann stürztest Du aber nieder, wie vom Blitze getroffen!«

»Wie wir erschraken, lieber Herr Rodenberg!« sagte Rafael – »nachdem wir Sie zu Bette gebracht, lief ich zu Ihrem Arzte, dem Doctor Windler, der auch sogleich kam und von einem Nervenfieber sprach!«

»In welcher angenehmer Hoffnung er uns bis gestern erhalten hat!« knurrte der alte Maler – »es ist ein garstiges Volk, diese Aerzte, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen!«

»Nun, in diesem Falle war es schlimm genug, und da Doctor Windler sogleich eine Krankenwärterin für Sie verlangte,« sprach der kleine Schriftsteller, »so wußte ich nichts Besseres zu thun, als mir bei Fräulein Gerold Rath's zu erholen!«

Rodenberg meinte lächelnd: »Ich bewundere Deine Phantasie, Rafael – mir wäre es selbst im Traume nicht eingefallen, mich in Krankenwärters-Angelegenheiten an Leonie zu wenden!«

»So erkenne jetzt Dein Unrecht, denn ich kann Dich versichern, sie hat dieses Geschäft bei Dir undankbarem Ungeheuer mit einer Geschicklichkeit versehen, daß der Doctor Windler sehr oft zugesehen und ihr die glänzendsten Anerbietungen für eine Carrière als barmherzige Schwester gemacht!«

»Das glaube ich wohl,« sagte der Kranke heiter – »Wandler, so verdrießlich er auch gewöhnlich aussieht, ist ein Schäker, und die Damen vom Theater sind ihm immer gefährlich gewesen.«

»Also auch hier keine Tugend,« brummte Walter – »ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß unser guter Knorx damals den besten Theil erwählt, als er in's Kloster ging!«

»Vor Kurzem dachte ich auch noch so, doch fühle ich mich seit gestern wieder von neuer Lebenslust durchglüht!«

»Seit gestern? – Du meinst wohl, seit heute?«

»Ah, ich vergesse immer jene unglücklichen sechs Tage – nun denn, ehe mich die Krankheit erfaßte – o, damals loderte die Lust zum Leben wieder in den hellsten Flammen in mir auf, trotz des Gefühls von Krankheit, welches mich umstrickte, und jetzt, wo auch dies verschwunden ist, wo ich mich wieder wie neugeboren fühle, liegt mir nichts ferner, als der Gedanke an klösterliche Einsamkeit – im Gegentheil, ich will erst recht anfangen, zu leben, heiter leben, glücklich leben – o, es soll ein Leben werden voll unbeschreiblicher Seligkeit!«

Rafael blickte besorgt auf Walter, doch schüttelte dieser seinen Kopf und meinte trocken: »Unbesorgt, dieses Mal phantasirt er nicht – nun, mich soll es in Wahrheit freuen, wenn Dein künftiges Leben voll Glück und Seligkeit ist, und es ist möglich, da Du jetzt wieder ein Künstler geworden bist – wenn Du aber jetzt nichts dagegen einzuwenden hast,« fuhr der alte Maler fort, »so stopfe

ich mir ein Pfeifchen, denn wisse, »ich habe seit sechs Tagen keinen Zug in Deiner kostbaren Nähe thun dürfen!«

»Genire Dich nicht, mein guter Walter, habe ich doch selbst eine, freilich noch etwas unklare Ansicht von einem köstlichen Dinge, welches man Cigarre nennt!«

»Nun, wenn Du so weit bist, dann ist das Schwerste überstanden!«

Als Walter in's Nebenzimmer gegangen war, winkte Rodenberg den kleinen Schriftsteller zu sich heran und sagte ihm mit leiser Stimme: »Du mußt mir einen Gefallen thun, Rafael – ich bin auf's tiefste erschrocken, als ich vernommen, daß ich sechs Tage ohne Bewußtsein gelegen, und doch hatte ich ihr versprochen, sie am anderen Tage zu besuchen!«

Rafael sah ihn fragend an.

»Die Marchesa de Monterey, Juanita – o, Du wirst Dich doch der holdseligen Prinzessin erinnern, glücklicher Leibzwerg?«

Dann bedeckte der junge Maler sein Gesicht mit beiden Händen und flüsterte mit weicher, leiser Stimme, wie in süße Erinnerungen versunken:

»Die Fürstin zog zu Walde
Mit Jägern und Marschalk,
Da sah sie reiten balde
Ein junger Edelfalk;
Er sprach: wie strahlt Dein Mieder,
Wie glänzt Agraff' und Tress',

Wie lächelst Du hernieder,
Holdselige Prinzeß!«

»O, Rafael, Rafael, mein guter Junge, an dem Tage, wo ich mit Dir wieder einmal durch den Wald reiten werde, schenke ich Dir eine kleine Million – und wenn es auch etwas weniger ist – Du sollst zufrieden sein!«

»O gewiß, ich werde zufrieden sein!« gab der kleine Schriftsteller zur Antwort, wobei er den Kranken mit einem besorgten, beinahe scheuen Blicke ansah.

»Du hast sie auch verehrt, Rafael, und ich weiß, sie hat Dich gern gehabt – o, Juanita! – Denke Dir, gestern sah ich sie wieder!«

»Das ist – ganz – erstaunlich!«

»Und nicht so, wie ich sie schon seit lange wiedergesehen, sondern ganz anders, Rafael – ganz glücklich anders – o, mir fehlen die Worte, um zu sagen, wie anders! Deßhalb fühle ich mich auch so unendlich glücklich, daß die Krankheit von mir gewichen und mich wieder ein behagliches Gefühl von Gesundheit durchströmt – jetzt zu sterben, wäre schrecklich – ich will und muß leben – glücklich, glücklich leben!«

»Gewiß, gewiß, Herr Rodenberg, das hat der Arzt auch gesagt – aber Sie müssen sich doch noch ein wenig ruhig verhalten.«

»Du weißt, wo sie wohnt,« fuhr der Kranke flüsternd fort, nachdem er einen forschenden Blick in's Nebenzimmer geworfen, wo Walter am offenen Fenster stand und mächtige Rauchwolken in die Nacht hinausblies – »Du

wirst mir den Gefallen thun und morgen früh zu ihr gehen?«

»Gewiß, Herr Rodenberg.«

»Und wirst Dich nicht abweisen lassen?«

»Gewiß nicht.«

»Dann erzählst Du ihr Alles, wie es mir ergangen, daß ich nach der Gesellschaft kaum noch bis zu Euch gekommen, daß ich sehr krank gewesen und daß ich hoffe, sie übermorgen besuchen zu können – das bleibt aber unter uns, Rafael, Du brauchst Walter nichts davon zu sagen – so gut er ist, so fehlt ihm doch in diesen Sachen das richtige Verständniß – also morgen früh gegen zehn Uhr.«

Der kleine Schriftsteller nickte mit dem Kopfe und nun streckte sich der Kranke mit dem wohlthuenden Gefühle einer angenehmen Ermüdung und beruhigten Herzens aus.

»Das Sprechen hat mich müde gemacht, und ich glaube, wenn ich etwas zu essen bekäme, würde ich wieder vortrefflich einschlafen können.«

Es war gerade, als hätte die alte Frau draußen nur auf diesen Wunsch gewartet, denn sie erschien unter der Thür und brachte einen Teller voll kräftiger Fleischbrühe, in welcher sich die zartesten Stückchen eines Huhns sorgfältig verschnitten befanden; sie breitete ein Tischtuch vor dem Kranken aus, der sich mit freundlichem Blicke aufgerichtet hatte, und als sie ihm den Teller vorhielt, sagte sie: »Das Fräulein hat es geschickt; sie hat Doctor Windler gesprochen, und der hat gesagt, Sie

möchten die Suppe nur essen, er käme später noch und werde nachsehen.«

Rodenberg aß mit einem köstlichen Appetite aus dem Teller, welchen ihm die alte Frau vorhielt, und bemerkte nicht einmal, daß Rafael in das Vorzimmer gegangen war, wo er in besorgtem Tone zu Walter sagte: »Er ist doch noch kränker, als wir gedacht; er hat so eben wieder phantasirt.«

»Aus Ermüdung vielleicht!«

»Wohl möglich; er sprach von der Marchesa de Monterey und daß er sie gestern gesehen und gesprochen.«

»Natürlich in seinen Phantasieen.«

»Und beauftragte mich, morgen früh zu ihr hinzugehen und ihr zu erzählen von Rodenberg's Krankheit und daß er hoffe, sie übermorgen besuchen zu können.«

»Ja, hat sich 'was,« brummte Walter, »nun, Du warst hoffentlich gescheit genug, ihm Alles zu versprechen, was er verlangte!«

»Ja wohl.«

»Eine Fieberphantasie, weiter nichts, und wenn er vielleicht morgen, selbst bei vollem Bewußtsein, seinen Auftrag wiederholte, dürftest Du doch nicht hingehen.«

»Auch dann nicht?« fragte Rafael.

»Auch dann nicht, mein gutes Bürschlein,« sagte der alte Maler, indem er eine große Wolke aus seiner Pfeife blies – »siehst Du, Rodenberg's Körper ist sehr schwach,

und das hat auch seinem Geiste an Schärfe und Spannkraft Abbruch gethan – er ist weich geworden im Gemüth, und deßhalb will er sich vielleicht morgen, sogar bei klarem, aber schwachem Verstande, jener stolzen, hochmüthigen Spanierin wieder nähern, die ihn so schlecht behandelt, will vor ihr schwänzeln und scharwenzeln, um vielleicht wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Doch hoffe ich,« setzte er mit finsterem Blicke hinzu, »dazu wirst Du Deine Hülfe nicht bieten, denn sonst müßte ich recht sehr bedauern, daß ich Dir nicht in jener schönen Zeit, wo Du noch ein vortrefflicher, treuer Diener warst, bei irgend einer passenden Gelegenheit den Hals umgedreht habe – ich glaube, ich habe mich hinlänglich deutlich ausgedrückt?«

»Gewiß, gewiß,« lachte der kleine Schriftsteller; »allerdings etwas hausbacken und grobknochig, aber wir sind das ja Alle an Ihnen gewohnt, und ich weiß trotzdem, wie gut und ehrlich Sie es mit Ihrem Freunde meinen.«

Dieser Freund, der gute Rodenberg nämlich, hatte seine Suppe nicht einmal ganz gegessen, so sank er schon mit einem süßen Gefühle der Mattigkeit in die Kissen zurück und fiel augenblicklich wieder in einen festen Schlaf – beruhigt und – hoffnungsreich – da er es ja nicht wußte, wie gut es seine Freunde mit ihm meinten.

LII. GIB MIR DIE HAND, DEN BERG ZU STEIGEN!

Welch glückselige Zeit ist doch die des Brautstandes – von ihr hätte der Dichter eigentlich den Wunsch ausdrücken sollen: ›O daß sie länger grünend bliebe!‹

Denn mit ihrem Abschlusse, der Heirath nämlich, ändert sich Manches bei Manchen oft so plötzlich und vollkommen, daß wir nach einiger Zeit mit schmerzlicher Verwunderung rückwärts schauen und jene wunderbare Zeit für eine trügerische Fata Morgana, für einen gleißenden Traum halten müssen, von dem auch nicht die Spur übrig geblieben ist.

Diese Bemerkungen sind eigentlich hier vollständig unpassend, denn wir wollten des Brautstandes eines Paares erwähnen, von dem wir überzeugt sind, daß demselben eine der glücklichsten und wonnevollsten Ehen folgen wird, und der zweite Theil unseres Satzes ist uns eigentlich ganz unwillkürlich entschlüpft, weßhalb wir nochmals, uns verbessernd, anfangen wollen: welche glückselige Zeit war die des Brautstandes von Alfred und Margarethe.

Mit Verkündigung desselben hatte Lord Warren nur so lange gewartet, bis er auf telegraphischem Wege die Einwilligung seines Vaters erhalten; sie wurde auf's bereitwilligste gegeben, da Roderich Olfers als Mann dem alten Herrn aus den begeisterten Schilderungen des Sohnes schon früher vertraut geworden war und da er ihn als Künstler aus eigener Anschauung kannte und verehrte.

Es gab nicht leicht ein schöneres Brautpaar, als diese beiden jungen Leute, und sie waren so glücklich, daß Olfers als Vater kaum glücklicher genannt werden konnte, und doch war dieser im Uebermaße des Glückes in den wenigen Tagen seines Hierseins beinahe wieder zu einem jungen Manne geworden. Dabei war es komisch,

wie jeder der beiden Männer es dem anderen an Aufmerksamkeiten und Geschenken für die liebe Braut zuvorthun wollte: brachte ihr Roderich einen hübschen Strauß Rosen, so hatte man es schon erlebt, daß oben vor dem kleinen Landhause, wo Margarethe wohnte, wie durch Zauberei eine Gruppe der üppigst blühenden Rosen entstanden war; kaufte der glückliche Vater irgend etwas von Schmucksachen für die geliebte Tochter, ein Armband mit Smaragden oder so was dergleichen, so war es selbstverständlich, daß sie am anderen Tage von Alfred eines mit Rubinen oder Brillanten erhielt, so daß Olfers endlich lachend sagte, er dürfe sich gar nicht mehr unterstehen, seiner Tochter irgend ein Geschenk zu machen, um nicht schuld zu sein an dem Ruine seines künftigen Schwiegersohnes. Doch machte er dabei eine glücklich heitere Miene, welche deutlich anzeigte, daß er irgend etwas im Rückhalte habe, um die Bemühungen des Bräutigams zu überflügeln, und dies gelang ihm auch so vollkommen, daß Warren nicht umhin konnte, lachend die Versicherung abzugeben, es sei dies einer der gelungensten, aber hinterlistigsten Ueberfälle, welche ihm in seinem Leben vorgekommen.

Roderich hatte nämlich im Laufe mehrerer Stunden, sobald er sich ohne Alfred auf dem kleinen Landsitze befand was, obgleich selten, doch hier und da vorkam, angefangen, ein lebensgroßes Bild seiner Tochter zu malen und hatte schon in kurzer Zeit mit seiner Meisterhand eine so vollendete Arbeit geliefert, daß Warren in lautes

Entzücken ausbrach, als ihm endlich erlaubt wurde, das Bild zu sehen.

Und Conchitta? – Sie war dem Freunde, als sie ihn nach langen Jahren wiedersah, mit einer solch offenen Herzlichkeit, mit einer so tiefen Bewegung in Auge und Stimme entgegen getreten, daß er, ihren bittenden Blick verstehend und auf die Zukunft bauend, sein Verhältniß zu ihr so einrichtete, daß diese glücklichen Menschen im Stande waren, in ungetrübter Heiterkeit, im festen Glauben an einander, ja, in hoffender Liebe zusammen zu leben.

War es doch gerade jetzt, wo Roderich droben malte, als seien die vergangenen Jahre wie finstere Wetterwolken vorüber gezogen – dieselbe Sonne, welche damals durch drohende Wolken scharf und unheimlich hervorblitzte, glänzte ihm jetzt von einem heiteren, klaren Himmel!

Roderich hatte seine Staffelei in Conchitta's Atelier aufgestellt und gebrauchte mit ganz besonderer Vorliebe die Malergeräthschaften seiner ehemaligen Schülerin. Er konnte zuweilen sinnend auf die Palette blicken, welche so oft in ihrer feinen Hand geruht, und manchmal mußte er sich gestehen, daß er nicht ohne Absicht einen der Pinsel, mit denen sie gemalt, zwischen seine Lippen nahm.

Da stand sie neben Margarethe, ordnete etwas an deren Haar oder an dem einfach weißen Kleide, in welchem der Vater sie darstellte – da saß Mercedes häufig in der Ecke des Zimmers und ergriff nicht selten ihre

Mandoline, um zuweilen zwischen das heitere Gespräch der Anderen hinein heitere Accorde erklingen zu lassen – da stand Alfred, nachdem ihm endlich der Eintritt erlaubt worden, sein Skizzenbuch in der Hand, und zeichnete wie damals ein Profil; doch war es heute das seiner geliebten Braut, welche aber dabei so häufig ihren Kopf nach ihm umwandte, daß ihn Roderich endlich zur Beendigung seiner Zeichnung auf eine spätere Zeit verweisen mußte – da ließ Margarethe, wenn sie ausruhen durfte, sich so gern auf ein kleines Tabouret zu den Füßen Conchitta's nieder und sagte ihr, sie mit den schönen, hellen Augen glücklich anblickend: »Bitte, liebe Conchitta, erzähle mir noch einmal die Geschichte von der Katze mit der rothen Halsbinde!« – da trat ein altes, bekanntes Gesicht in das Gemach, Andreas, der Gärtner, der treue Diener und Begleiter seines Herrn, schelmisch lachend und mit dem Kopfe nickend, wenn ihm Margarethe mit beiden Händen freundlich entgegenwinkte, und meldete, daß der Wagen der Frau Marchesa de Monterey soeben angefahren sei.

Da erschien Juanita. Es war gerade der Tag nach ihrem Besuche bei Rodenberg. Mit der Gewalt, welche sie über sich selbst, besonders über ihre Mienen besaß, war es ihr möglich, mit einem heiteren Ausdrücke in den Zügen einzutreten, während sie noch soeben finster in der Ecke ihres Wagens geruht, ihre Lippen zusammengepreßt, schmerzlich bewegt. – Sie grüßte nach allen Seiten, reichte Olfers flüchtig ihre Hand und ging dann zu

Margarethe, welche sie in ihre Arme schloß und leidenschaftlich küßte. »Mein gutes Kind, es ist mir so wohlthuend, Dich zu sehen, Deine liebe, holdselige Miene macht mir immer das angenehme Gefühl eines versöhnenden Accordes zwischen den Mißklängen dieses Lebens – aber laßt Euch nicht stören,« setzte sie rund um sich herblickend hinzu. – »Guten Tag, liebe Merced, behalte Deine Mandoline in der Hand und laß zuweilen einen Ton hören – es hat das für mich etwas Beruhigendes.«

Sie warf sich in einen kleinen Fanteuil, der am Fenster stand, und blickte in die lachende Gegend hinaus.

Conchitta trat an ihre Seite und beugte sich sanft zu der Schwester hinab, mit ihrer Stirn deren Haar berührend. »Du bist heute traurig, Juanita, Dir fehlt etwas,« sprach sie alsdann mit leiser Stimme.

»O ja, und ich läugne es nicht.«

»Darf man die Ursache wissen?«

»Warum nicht, liebe Conchitta, so weit Du sie verstehen wirst, Du weißt, ich hatte noch eine Verpflichtung für diesen Sommer eingegangen, den Leuten in London etwas vorzusingen – ah, wie mir das zuwider ist!«

»Du willst also doch hingehen?« fragte die Andere erstaunt. »Beauftragtest Du nicht neulich Don Jose, sich nach der Summe zu erkundigen, welche Du als Strafe zahlen müßtest, wenn Du nicht hinkämost?«

»Das that ich allerdings – damals – doch – habe ich Ursache, meinen Entschluß zu ändern. Sie verlangten eine ungeheure Stimme, eine Summe, mit der man ein

Paar glückliche Menschen machen könnte, und nebenbei würden sie in der ganzen Welt ein unangenehmes Geschrei über meine Wortbrüchigkeit machen, und ich mag das nicht haben am Schlusse meiner Künstlerlaufbahn. Verstehst Du jetzt, liebe Schwester, warum ich verdrießlich bin?« sagte sie nach einer Pause, während welcher sie die Rechte Conchitta's zwischen ihre beiden Hände nahm und leidenschaftlich drückte. – »Verstehst Du jetzt, warum ich verdrießlich, ja, traurig bin? – Singen zu müssen, wenn man nicht mag, heiter und lachend zu erscheinen in den großen, glanzerfüllten Räumen, wenn man still bei sich sitzen möchte in einer dunkeln Ecke und denken an Dieses und Jenes, Gutes und Böses träumen, und vor allen Dingen, wenn man still und glücklich bei Euch hätte sein können!«

»Du dauerst mich, Juanita und es schmerzt mich für uns Alle – wie hatte der gute Warren bei seinem Feste auf Dich gehofft!«

»Und nicht vergebens,« erwiderte die Marchesa rasch; »ich reise morgen Abend nach Paris, um den Vertrag, welchen Don Jose für den nächsten Winter eingeleitet, selbst zu lösen.«

»Du hast Dich rasch dazu entschlossen.«

»Allerdings, doch trieben mich dazu auch noch andere Gründe, die Du verstehen wirst, wenn ich Dir sage, daß man sich neulich erlaubt hat, mir ungnädig zu begegnen, da ich nicht singen wollte, weil ich keine Lust dazu hatte und nachdem man . . . «

Ohne diesen Satz zu vollenden, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort: »Da sah ich auf einmal dieses ganze Leben und Treiben in seiner nackten Wirklichkeit, und es widert mich an – überhaupt will ich nicht mehr länger in dem kalten Deutschland verweilen, es friert mich,« sagte sie mit leise bebender Stimme und setzte leidenschaftlich hastig hinzu: »ich sehne mich nach meiner Heimath, dorthin wollen wir, Conchitta, wir Alle, die wir uns lieben, die wir uns angehören dürfen – erröthe nicht, meine gute Schwester – o, könntest Du fühlen, wie ich mich über Dein Glück freue, und es ist ein Glück, o, ein unendliches Glück, ihn endlich besitzen zu dürfen, den man lange, lange geliebt – endlich – endlich! – Und wie werde ich mich erst über Euer Glück freuen, wenn wir wieder in unserer Heimath sind, in dem schönen, schönen Spanien, auf der Bergeshöhe, wo ich mir ein Schloß gebaut, hinabschauend auf das wunderbare Thal des Xenil!«

Conchitta hatte sich langsam neben ihrer Schwester auf den Boden niedergelassen und sie sanft mit ihren beiden Armen umschlungen; dabei hatte sie den Kopf an Juanita's Brust gelegt und sagte nun mit dem weichen, beruhigenden Tone ihrer Stimme: »Wie heftig Dein Herz klopft – o, beruhige Dich!«

»Laß mir wenigstens diese Aufregung, die heiße, ungestüme Freude, welche ich haben werde, Euch glücklich zu sehen!«

Conchitta hob den Blick empor und betrachtete sie kopfschüttelnd. »Du bist nicht ganz aufrichtig!« sagte sie alsdann.

»Laß mich – laß mich – ich bin, wie ich sein kann, wie ich sein darf! Gestern erhielt ich Zeichnungen und Plane aus Granada,« fuhr sie, das Gespräch plötzlich ändernd, nach einer kleinen Pause fort; »sie liegen in meinem Wagen – ah, wie schön das geworden sein muß, wie Ihr da glücklich und zufrieden wohnen könnt!«

»Ihr? Juanita, ich glaubte, Du wolltest sagen: wir!«

»So dachte ich auch einmal, aber ich habe jetzt einen anderen Entschluß gefaßt: ich will in Castillo de Monterey wohnen.«

»In dem alten, öden Schlosse mit seinen fürchterlichen Erinnerungen?«

»Gerade da – ich sehne mich nach Stille, nach Ruhe, nach gänzlicher Abgeschlossenheit, und werde diese finden, wenn ich die Zugbrücke aufgezogen habe und wenn ich jedem Boote verbiete, sich den Mauern des Schlosses zu nähern.«

Conchitta sah die Schwester mit einem Blicke an, welchen diese wohl verstand, denn sie legte ihre Hand auf den Arm Conchitta's und sagte mit bittender Stimme: »Laß mich, laß mich – lege nicht diese bittende Frage in Deinen Blick – Du weißt, ich kann Deinen Bitten nicht widerstehen, doch wenn ich reden wollte, müßte ich meine Worte in wildem Schmerze hinausschreien – später – später! – Ich gehe also heute Abend nach Paris,« fuhr sie nach einer längeren Pause in ruhigem Tone fort, »und dort erwarte ich Euch; Warren's Vater kommt dorthin, um der Vermählung seines Sohnes anzuwohnen – mich freut es, daß Olfers in diesem Punkte nachgegeben; im

Grunde konnte es ihm ja auch gleichgültig sein, ihm, der doch eigentlich keine Heimath mehr hat – ein starker und großer Geist, wie der seinige, ein Gemüth, das so viel gelitten, findet sich glücklich, wo es im Vereine mit seinen Lieben leben kann – und wie denkt er über Spanien?«

»Neulich sagte er auf meine Frage: Ich glaube, man könnte dort sehr glücklich sein – was hält mich hier in Deutschland zurück – was könnte mich an eine Stadt fesseln, welche meine Tochter und meine Freunde verlassen haben?«

»Und Warren?«

»In seinem glücklichen Uebermuthe meinte er neulich, er müsse allerdings für den Anfang des Herbstes seine Güter besuchen, wolle sich aber bei den umliegenden Gutsbesitzern, sowie bei seiner eigenen Familie so unendlich machen, daß man es für ein Glück ansehen würde, wenn er den Winter im Süden zubrächte.«

So sprachen die beiden Schwestern leise flüsternd mit einander, während die Anderen, welche Roderich umgaben, ihr eigenes Gesprächsthema mit lauter Stimme verhandelten, ohne daß man bis jetzt irgend etwas geredet, was die Aufmerksamkeit der Beiden am Fenster erregt hätte. Da sagte Warren im Laufe des Gespräches: »Der arme Rodenberg!«

Die Nennung des Namens Rodenberg durch Lord Warren fiel in ein längeres Stillschweigen der beiden Damen, während welchem Juanita zum Fenster hinausschaute und Conchitta den Arm ihrer Schwester in ihren Händen ruhen ließ. Plötzlich sagte die Letztere, wohl nur, um das

peinliche Stillschweigen zu unterbrechen: »Ich vermisse Dein maurisches Armband, von dem Du Dich nie trennst – ist etwas daran zerbrochen?«

»Es ist drunten,« gab jene zur Antwort, wobei sie sich rasch erhob und an die Staffelei neben Warren trat, welcher zu sprechen fortfuhr: »Ich war heute Morgen in aller Frühe bei ihm: diese Krankheit konnte unsern armen Freund nicht ungeschickter überfallen; sein plötzliches Verschwinden gab begreiflicher Weise zu dem Gerüchte Ursache, er habe die Stadt verlassen, und er habe Grund gehabt, dieselbe heimlich zu verlassen – welche Nahrung das diesen bösen Zungen gab! – In den letzten Tagen hatte ich mehrmals Veranlassung, wenn die Rede auf ihn kam, seine Partie zu nehmen, mir Erklärungen auszubitten und einigen dieser edeln, wohlwollenden Menschen zu sagen, wenn sie nicht die Güte haben wollten, meine Worte für vollständige Wahrheit anzunehmen, so sähe ich mich genöthigt, jeden Zweifel so aufzufassen, als sei er gegen meine eigene Glaubwürdigkeit gerichtet.«

»Das war recht, Alfred,« sagte Olfers – »und wie fandest Du Rodenberg?«

»Besser – wenigstens außer aller Gefahr, wie mir der Arzt sagte, den ich dort traf; übrigens hat ihn dieser Anfall furchtbar mitgenommen und er bedarf noch ein paar Tage unbedingter Ruhe.«

»Darf man ihn besuchen?«

»Gewiß, und er freut sich wie ein Kind darauf, Dich zu sehen – auch von der guten Margarethe sprach er und

schilderte mir lebhaft die Vergangenheit, wo er begreiflicher Weise an mir einen entzückten Zuhörer hatte, obgleich er mir nicht viel Neues sagte, doch was man gern hört, kann man nicht oft genug hören. Auch Ihren Namen nannte er, Juanita.«

»Als er von der Vergangenheit sprach?« fragte diese in gleichgültigem Tone.

»Aus Vergangenheit und Gegenwart; er ersuchte mich nämlich, Ihnen von seiner Krankheit zu erzählen und wie glücklich er sich schätzen würde, wenn es ihm vergönnt wäre, Sie wiederzusehen – ich hätte Ihnen das gleich gesagt, als Sie eintraten, wenn ich nicht gewußt hätte, wie wenig Interesse Sie an unserem Freunde nehmen – oder wäre es wahr, was mir erzählt wurde und worüber ich Sie noch nicht befragte, Juanita, weil es mir unglaublich schien, daß Sie auf jener Soirée bei dem Minister des Hauses mit Rodenberg lange und angelegentlich gesprochen hätten?«

»Ja, ich sprach mit ihm, ob lange und angelegentlich, weiß ich nicht mehr – ich hielt es für meine Pflicht, dem vortrefflichen Künstler meine Freude darüber auszudrücken, daß er wieder ein freier, unabhängiger Mann geworden sei.«

Nach diesen Worten wandte sich die Marchesa gegen das Bild Margarethens und bezeugte mit heiterer Miene ihr Vergnügen über die wundervolle Aehnlichkeit desselben. – »Wenn ich noch eitel wäre,« sagte sie, »oder unbescheiden sein wollte, so würde ich Sie bitten, lieber Roderich, Ihre Kunst auch einmal an mir zu versuchen.«

»Er würde kein schöneres Bild von Ihnen machen,« warf Warren ein, »als er früher schon gemacht.«

»Und wann wäre das gewesen?« fragte Juanita erstaunt.

»In jenen schönen, glücklichen Tagen, die jetzt wiederkehren werden,« gab der junge Mann zur Antwort, indem er mit einem leuchtenden Blicke rings um sich her schaute – »in jenen erhabenen, romantischen Künstlertagen, wo die reizendste aller Jägerinnen an das Hoflager des Prinzen Maiwein kam!«

»Damals hätten Sie mich gemalt?«

»Ja, und es war keine schlechte Arbeit,« erwiderte Roderich lächelnd; »freilich saßen Sie mir nicht dazu, doch standen Ihre Züge,« sprach er mit einem innigen Blicke auf Conchitta, »lebhaft genug vor meiner Phantasie.«

»Und wo ist dieses Bild? O, ich gäbe viel darum, wenn ich es haben könnte!«

»Ich schenkte es damals Rodenberg – ich ließ ihn, den treuen, anhänglichen Freund, unter meinen Sachen etwas auswählen, und – er wählte keinen Augenblick, sondern nahm mit einer leidenschaftlichen Hast jenes Bild.«

»Ich sah es oft bei ihm,« sagte Warren – »es hing in seinem Zimmer, und da ich wußte, daß es ihm das Kostbarste von allen Sachen sei, die er besitzt, so ließ ich dieses Bild mit Deinem Stoßdegen, Roderich, und jenem Horne, welches er als wilder Jäger führte, auf's pünktlichste einpacken, während ich Sorge trug, daß alle seine übrigen

Sachen unberührt blieben. Wie mich sein Arzt versicherte, darf er in den nächsten Tagen ausgehen, und sein erster Gang wird zu Dir sein, Roderich, da er sich unendlich darauf freut, Dich wiederzusehen.«

»Ich würde ihm gern darin zuvorkommen und ihn noch heute aufsuchen, wenn Du mir nicht eben gesagt hättest, daß er der Ruhe bedürfe; doch hoffe ich, ihn morgen zu sehen, und freue mich sehr darauf! – Glaubst Du, daß Rodenberg in der Lage sein wird, über seine Zukunft unabhängig verfügen zu können,« fragte er nach einer Pause.

»Diese Frage möchte ich Dir lieber nicht beantworten,« entgegnete Alfred, »denn wenn ich es thue und Dir mittheile, was ich zu thun für meine Pflicht halte, so könnte es prahlerisch erscheinen.«

»Pah,« machte Olfers, »unter Freunden, welche dasselbe Ziel verfolgen – doch wie ich Rodenberg kenne, wird ihm in dieser Richtung schwer beizukommen sein; auch hat er Ruhm und Geld in seiner Hand, wenn er sein Talent ausbeuten will.«

»Das wird er, davon bin ich überzeugt!«

»Hat er Schulden?«

»Er hatte welche, doch wurden sie bezahlt, da man in dem Testamente des Prinzen Heinrich die Bestimmung fand, an Rodenberg, den er seinen Freund nannte, eine gewisse Summe zu bezahlen, damit sich derselbe bei einer Entlassung aus dem Dienste von lästigen Verbindlichkeiten befreien könne – man legte dieser Bestimmung

einen anderen Sinn unter und ließ allerhöchstselbst das Bezahlen von Rodenberg's Schulden besorgen.«

»Mich freut es, daß er mit Schulden von seinem Amte abgetreten ist, und in dieser Richtung ist es mir lieb, daß er während der Jahre seines Hierseins als Künstler nichts gearbeitet und ohne viel Ueberlegung in den Tag hinein gelebt hat – es wird das seinen Feinden einigen Kummer verursachen.«

»Noch mehr Kummer hat es ihnen gemacht,« sagte Lord Warren lachend, »daß man in seinen Papieren und Rechnungen auch nicht das Mindeste gefunden, was auch nur einen Schatten auf ihn zu werfen im Stande gewesen wäre – o, Ihr hättet sehen sollen, mit welcher Gier man in seiner verlassenen Wohnung umherstöberte und wie man erstaunt war, seine Correspondenz und Rechnungsbücher unverschlossen und in bester Ordnung zu finden! Ich betrachtete es beinahe als ein Glück für Rodenberg, daß ihn seine Krankheit fern von seinem Hause überfiel und daß er auf diese Art gewisser Maßen gezwungen war, Alles ohne Einschränkung den Preis zu geben, welche gewiß nicht unterlassen haben, ängstlich nach irgend etwas zu forschen, was ihn hätte bloßstellen können! Ich vermochte den Oberst-Hofmeister des Fürsten, der für Rodenberg nicht unfreundlich gesinnt ist, mich nach dessen Wohnung zu begleiten, und fand die Beauftragten damit beschäftigt, Briefe und Rechnungen zu durchsuchen. Mit der Hülfe Seiner Excellenz erwirkte ich, daß seine Privatsachen unangetastet blieben.«

Die Marchesa hatte sich liebevoll mit Margarethe beschäftigt; jetzt drückte sie ihre Lippen auf die Stirn des jungen Mädchens und sagte, ohne sich an die Sprechenden zu wenden: »Ich schätze in Herrn Rodenberg den vortrefflichen Künstler, sowie den treuen Freund meiner Freunde; wenn Sie glauben, Alfred, daß ich etwas für ihn thun darf, so bitte ich über mich zu verfügen.«

»Dafür muß ich aufrichtig danken, meine liebe Freundin – ich fürchte ohnehin schon, daß Rodenberg nicht zu bestimmen sein wird, unsere Hülfe, die Hülfe seiner alten Kameraden, anzunehmen, noch viel weniger aber . . . «

»O, vollenden Sie nicht,« unterbrach ihn Juanita mit einem Anfluge von Bitterkeit, »Sie sind eigennützig und eifersüchtig – ich hoffe ohne Ihre Vermittlung handeln zu können!«

Sie warf das leicht hin als handle es sich für sie um eine gleichgültige Sache, worauf sie zu Olfers trat und, sich sanft an seine Schulter lehnend, in's Anschauen des lieblichen Bildes, das einer glücklichen Braut, tief versunken erschien.

Wenige Tage darauf hatte Roderich dieses Gemälde vollendet und in einem einfachen, geschmackvollen Rahmen in seinem Zimmer in der Wohnung Lord Warren's aufgestellt, wo es in den vertrauten Kreisen, in welchen es gezeigt wurde, enthusiastische Bewunderung fand. Dieser Kreis aber war außerordentlich eng gezogen, und Warren schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, Besuche, welche zahlreich kamen, um dieses Kunstwerk zu sehen, einfach und ohne Weiteres abzulehnen.

»Es thut Einem ordentlich wohl,« sagte Walter, der vor dem Bilde saß, »daß Unsereins einmal etwas voraus hat vor Titel und Ordensband bei einem so vornehmen Herrn, wie Lytton geworden ist!«

»Das versteht sich doch wohl von selbst,« sagte der junge Lord heiter. »Häuft Titel und alle Orden der Welt auf einander, und laßt sehen, ob das eine Wirkung hervorbringt, wie das zarte Weiß der Fliederblüthen in ihrem Haar!«

»Der spricht, wie ein Verliebter sprechen muß,« brummte der alte Maler, »und doch hat er Recht – es ist wahrlich eine Kleinigkeit, Titel und Orden zu verleihen, aber um einen Künstler zu machen, dazu braucht es eines Höheren, als des Allerhöchsten!«

»Dafür hat dieser aber ein anderes, schöneres Vorrecht,« meinte Olfers hinzutretend, »Kunst und Künstler zu unterstützen und zu belohnen!«

»Wie das zuweilen geschieht,« knurrte Walter, »sieht man dort an dem bleichen Gesichte unseres guten Rodenberg – doch ich habe Unrecht, indem ich das sage – er hatte den Künstler bei Seite gelegt und war auf dem besten Wege, in der Allgemeinheit unterzugehen – nicht wahr,« setzte er den Kopf umwendend, hinzu, »Du witterst Morgenluft, wenn Du wieder einmal ein so prachtvolles Bild siehst!«

»Ja, ja, es ist mir zu Muthe, als ließe ich eine lange Nacht hinter mir – der Morgen dämmert auf ... «

»Und mir ist zu Muthe,« grollte der alte Maler, »als müsse ich mich bei den Ohren packen und selbst zur Thüre hinauswerfen – ich fühle es schmerzlich, daß ich nichts bin, als ein alter Narr und ein miserabler Stümper – was mich tröstet, ist allein der Gedanke, daß nicht Jeder ein großer Meister sein kann!«

»Und daß die deutsche Kunst doch noch nicht todt ist – nicht wahr, Walter,« sagte Rodenberg – »wie wohl mir diese lieblichen Züge thun: wie hat sich Margarethe verändert, und doch finde ich immer noch einen Anklang an das herzlich liebe Gesicht des kleinen Mädchens – Sie sind in der That glücklich zu nennen, Lytton, doch gönne ich Ihnen Ihr Glück von Herzen!«

Er sagte das in einem innigen, aber sehr ruhigen Tone, und wenn man auch den düstern Blick seiner sonst so glänzenden, lebensfrischen Augen noch einer Nachwirkung der eben überstandenen schweren Krankheit zuschreiben konnte, so lagerte doch ein schmerzlicher Zug um seine Lippen und etwas Stilles, fast Theilnahmloses in seinem ganzen Wesen, was man wohl einem andern Grunde zuschreiben mußte und auch mit Recht zuschreiben konnte.

Sein erster Gang, als er Zimmer und Haus verlassen durfte, war zu Juanita gewesen, denn Rafael, den er mit einem Auftrage an die Marchesa gesandt, hatte ihm nur gesagt, er habe sie nicht zu Hause getroffen, und statt sie wiederzusehen, mußte er erfahren, daß sie abgereist sei, ohne irgend eine Nachricht für ihn zu hinterlassen.

Es war das ein fürchterlicher Schlag gewesen, der in seiner fast vernichtenden Wirkung nicht gemindert werden konnte durch die Herzlichkeit, mit welcher er am andern Tage von Conchitta empfangen wurde, nicht durch die rückhaltloseste Freude, durch den Jubel, mit dem ihm Margarethe entgegeneilte, seine beiden Hände ergriff und auf's herzlichste mit ihm plauderte und lachte, wie man es nur mit dem treuesten Freunde, mit einem lieben Anverwandten zu thun vermag – allerdings hatte ihm auch die Freundschaft wohl gethan, mit der ihn Olfers und Warren empfangen, trotzdem aber fühlte er sich allein, so trostlos allein, als sei er aus einem fremden Sterne jetzt erst in diese Welt geschleudert worden – es war ihm, der bis dahin ein so bewegtes Leben geführt hatte, so schmerzlich, ungewohnt, jetzt nichts mehr zu thun zu haben. Häufig ging er, etwas ihm selbst Unbewußtes suchend, bald hierhin, bald dorthin; oftmals fand er sich in der Wohnung Rafael's, auch wenn dieser nicht da war, und konnte alsdann, plötzlich aus langem Dahinbrüten auffahrend, sich erstaunt an dem Bette sitzen sehen, in dem er während seiner Krankheit gelegen. Auch Leonie hatte er aufgesucht, hauptsächlich auf Walter's Drängen, um ihr für die freundliche Sorgfalt zu danken, die sie ihm bewiesen. Wie überrascht aber war er, als er ihre Wohnung verschlossen fand und als ihm die Hausbesitzerin sagte, Fräulein Gerhold sei abgereist und würde wohl nicht wieder zurückkehren; auf Befragen an anderer Stelle erfuhr er dann, daß sie plötzlich ihre Entlassung gefordert und erhalten habe. Auch das machte

ihm ein unbehagliches Gefühl, ohne daß er selbst wußte, weshalb; er hatte ihr ja nur seinen Dank sagen und mit ihr, wie früher so oft, über gleichgültige Dinge plaudern wollen, und nun war auch sie verschwunden, ohne ihm ein Wort des Abschiedes gesagt zu haben! Es hatte Rodenberg's krankhaft empfindliches Gemüth fast bis zu Thränen gerührt, als ihn Lord Warren in ein Zimmer seiner, Warren's, Wohnung führte, wo er von seinen eigenen Sachen fand und wo er dem Freunde versprechen mußte, seinen Aufenthalt zu nehmen, so lange er überhaupt noch hier bleiben wolle – »wir werden einander um so weniger geniren,« hatte Jener gesagt, »als Olfers und ich in den nächsten Tagen abzureisen gedenken; mein Urlaub hat bereits angefangen, und während wir uns in Paris aufhalten, steht mein ganzes Appartement zu Ihrer Verfügung.«

Darauf hin hatte Rodenberg zu bleiben versprochen, »doch nur für kurze Zeit,« wie er sagte – »was könnte mich länger hier zurückhalten?«

Walter hatte sich auf seinem Stuhle lang ausgestreckt und die Hände in die Taschen seiner Hosen versenkt, als er kopfschüttelnd sagte: »Es ist eigentlich schade, daß wir nun hier wieder aus einander gesprengt werden, es hätte sich ganz gemüthlich zu einem tüchtigen Künstlerleben angelassen – ein würdiges Haupt hatten wir in Dir, Olfers, da ist Rodenberg, Schlegel ist in seinem Kreise auch zu gebrauchen, Andere wären nachgekommen, und bald wäre der ganze Bienenschwarm bei einander gewesen – die da oben verstehen ihren Vortheil nicht.«

»Nun, man gab sich Mühe genug, Roderich zu halten,« sagte Warren, »und wer weiß, ob er unter anderen Verhältnissen nicht geblieben wäre!«

»Ich glaube kaum,« warf der Betreffende ein; »in den acht Jahren, in denen ich nicht hier war, hat sich so Manches geändert, und nach meiner Ansicht nicht zum Vortheil!«

»Du warst beim Fürsten?«

»Ja, er ließ mich rufen, und ich kann nicht anders sagen, als daß er mich so liebenswürdig empfing, als möglich: er fragte nach meiner Tochter, er fand sich sogar bewogen, über Dich, Alfred, verschiedenes Gutes zu sagen, und als er wissen wollte, ob ich nicht gesonnen sei, hier zu bleiben, nahm ich Gelegenheit, Rodenberg's Namen zu nennen: ich sagte nämlich Seiner Königlichen Hoheit, ich sei noch nicht entschlossen, wo ich mich vor der Hand niederlassen wolle, und hinge dabei von Freunden ab, mit denen ich gern zusammenleben möchte.«

»Da machte er wohl ein Gesicht, wie wir anderen armen Sterblichen zu thun pflegen, wenn wir unversehens auf ein Sandkorn beißen!«

»Nicht einmal auffallend; er scheute sich nicht, Rodenberg's Namen auszusprechen, wobei er hinzusetzte, er sei ein vortrefflicher Künstler und es sei eigentlich schade, daß man ihn verliere – darauf führte er mich zur Frau Fürstin-Mutter.«

»A-a-a-ah,« machte Rodenberg, »ich bin überzeugt, Sie wurden auch dort vortrefflich empfangen!«

»Das kann ich nicht läugnen – Ihr wißt, ich malte vor acht Jahren das Portrait Ihrer Königlichen Hoheit, und da sie nun der Ansicht war, ein paar Stellen in diesem für sie unschätzbaren Bilde . . . «

»O–o–o–oh!« machte Walter.

»Hätten ein wenig nachgedunkelt, so bat sie um meinen Rath. – Ich bereue nicht, bei ihr gewesen zu sein, denn ich sah dort jenen wunderbaren Murillo aus der Sammlung des Prinzen Heinrich wieder – ein prachtvolles Bild, unvergleichlich, hinreißend schön! Ach, wenn man so etwas sieht, sollte man den Pinsel weit von sich werfen . . . «

»Nun, wenn Du das sagst,« murrte Walter, »so können wir anderen Künstler nichts Besseres thun, als Schwefelhölzer machen – zu einem Wirthshaussschilde langt es nimmer!«

»Olfers hat Recht,« mischte sich Rodenberg in's Gespräch; »vor dieser Madonna könnte ich Stunden lang sitzen, und nach und nach würde mir die Brust so leicht, das Herz so rein werden, daß ich mich zum Kinde zurückträumen könnte und anbetend niederknien im Glauben, als sähe ich in der That den Himmel offen und würde beseligt von einem überirdischen Glücke!«

»Also auch dieses Bild ist in den Besitz der Frau Fürstin-Mutter gelangt?«

»Nein, und das ist gerade ihr Kummer – eine Verfügung des Testaments sagt ausdrücklich, dieses Bild, der kostbarste Schatz seiner Sammlung, solle öffentlich versteigert werden.«

Auf Rodenberg's bleichem Gesichte erschien ein trübes Lächeln.

»Gönnt Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich!

Er wußte wohl,« sagte er, »welch leidenschaftliche Verehrerin dieses Bildes sie war!«

»Nun, und was weiter?« fragte Walter – »das werden sie ganz unter sich abmachen, der Versteigerer bietet das Bild aus zu tausend Thalern, ein schüchterner Liebhaber schlägt vielleicht zehn Groschen darauf, um alsdann durch den gestrengen Blick irgend einer Excellenz daran erinnert zu werden, daß dieses Daraufbieten im gegebenen Falle eigentlich eine Unverschämtheit sei!«

»So wird es doch wohl nicht kommen,« meinte Olfers; »eine weitere Bestimmung besagt, daß der Verkauf dieses Bildes in sechs Zeitungen bekannt gemacht werden solle. Das ist nun allerdings ziemlich rasch geschehen und die Versteigerung wird in den nächsten Tagen Statt finden.«

»Hättest Du keine Lust dazu?« fragte Warren mit leuchtendem Blicke, »wie wäre es, wenn wir einige Tausend Pfund daran wendeten?«

»Und die allerhöchste Ungnade, junger Diplomat – Du würdest Dich nicht nur hier unmöglich machen, sondern auch an manchen anderen Höfen als sehr rücksichtslos mit Achselzucken empfangen werden!«

»Du weißt, daraus mache ich mir nicht viel, und was meine diplomatische Laufbahn betrifft, so fürchte ich, daß sie am längsten gedauert hat – ich will mein Leben

auf andere Art genießen, mit und bei Euch genießen, und wenn ich auch selbst kein großer Künstler werden kann, so werde ich stolz sein auf den Titel eines Beschützers der Kunst!«

Er hatte das mit komischem Pathos gesagt und setzte nun in seinem gewöhnlichen Tone hinzu: »So weit es meine Mittel erlauben.«

»Respect davor – Warren hat alles Zeug, ein kleiner Medicäer zu werden«

»Ja, aber vor der Hand nicht genug, um einen solchen ächten Murillo zu kaufen – die Perle aller Bilder dieses unvergleichlichen Meisters, welche sich außerhalb seines Vaterlandes befinden – zweitausend Pfund – fünfzig- bis sechszigtausend Franken ist allerdings eine hübsche Summe, doch werden sie das Bild dafür nicht fortlassen.«

»So soll jeder von uns noch einen Thaler zehn Silber- groschen darauf legen – seid Ihr damit einverstanden? – Doch glaube ich, Olfers hat Recht – wenn die richtigen Leute hieherkämen und das Bild nur annähernd bis zu seinem Werthe hinaufgetrieben würde, so könnten wir von hundert- bis hundertfünfzigtausend Thalern hören!«

»Die Marchesa hatte Lust, es zu kaufen, und ich bedauere jetzt beinahe, daß ich ihr nicht zugeredet habe – sie möchte ihren berühmten Landsmann nicht hier lassen, sagte sie – ich brachte das Gespräch nicht wieder darauf, und da sie vor ihrer Abreise andere Sachen im Kopfe zu haben schien, so muß sie Bild und Versteigerung vergessen haben; jetzt thut es mir leid – ihr wäre es

gleichgültig gewesen, so ein hunderttausend Thaler daran zu wenden.«

»Gott erhalte sie!« sagte Walter, indem er seine Hände aus den Taschen hervorzog und feierlich zusammenlegte, wobei er auf seinem Stuhle eine tiefe Verbeugung machte – »das ist eine würdige Dame, eine erhabene Beschützerin der Kunst, in Wahrheit eine höchste und allerhöchste Person – hätte ich nur meine verdammte Bescheidenheit lassen können, so säße ich fast als ein wohlhabender Mann vor Euch, denn als ihr Oheim, jener vortreffliche Hidalgo, meine Rechnung regelte, ersuchte er mich, irgend eine beliebige Summe als Vorschuß für künftige Bilder anzunehmen – so was ist einem deutschen Künstler noch nie vorgekommen!«

»Und das Neue, Ueberraschende daran vermochte Dich auch wohl, diesen Vorschlag abzulehnen?«

»Ich schämte mich ein wenig, denn der edle Don Jose hatte meine kleine Rechnung ohnehin aus freien Stücken schon um etwas ganz Erhebliches vermehrt; deßhalb verbeugte ich mich und sprach: ›Walter, mein theurer Don, ist ein gewissenhafter Künstler – Walter könnte sterben, ehe er seine Aufträge beendigt hat, und es wäre diesem Walter sehr unangenehm, wenn er darob im Grabe keine Ruhe fände und als malendes Gespenst umgehen müßte.«

»Eine gräßliche Idee – ein malendes Gespenst – schade, daß Rüding nicht da ist – es gäbe ihm Stoff zu einem Bilde!«

»Gewiß,« fuhr Walter mit ausnahmsweise heiterem Gesichte fort, »und man würde alsdann diesem Maler-gespenste ansehen, daß es Hunger gelitten, wie Rüding's berühmte Zigeunerknaben von damals!«

»Was macht Rüding?« warf Olfers ein.

»Man sagt, er sei von der Kunst zur Mechanik übergegangen, irgendwo Director einer großen photographischen Anstalt geworden und habe für ein paar gelungene Photographieen einen Orden bekommen – das Ziel aller seiner Wünsche – doch ich bin noch nicht zu Ende mit meinem begeisterten Lobe für die schöne Marchesa und ihren unvergleichlichen Oheim. ›Gut,‹ sprach dieser würdige Mann, nachdem ich abgelehnt und mit stolzem Bewußtsein vor ihm stand, ›doch werden Sie mir erlauben, daß ich im Auftrage meiner Nichte bei deren Banquier eine Summe deponire, genügend für Sie, zu einer Reise nach Spanien, denn es könnte wohl vorkommen, daß die Marchesa Sie dort zu sehen wünscht, um mit Ihnen über neue Kunstwerke zu reden‹ – was sagt Ihr nun?«

Rodenberg sagte gar nichts, da er mit verschränkten Armen dicht vor deren Bilde stand.

Olfers meinte, die Marchesa sei eine Dame von eben so viel Geschmack als Geist, welche einen richtigen Gebrauch von ihrem ungeheuren Vermögen mache.

Und Warren fragte mit einem heitern Lachen: »Wißt Ihr denn auch schon die wunderbare Geschichte mit Schlegel?«

»Was ist es mit ihm?« klang es aus dem Munde Rodenberg's, ohne daß er sich umwandte.

Doch murrte Walter dazwischen: »Wie kann man mich mit diesem Schlegel unterbrechen, während ich noch sehr Vieles zum Lobe meiner hohen Dame zu sagen habe?«

»Es betrifft ja ebenfalls Deine hohe Dame, wie Du sogleich hören wirst – Schlegel wurde vor seinen erhabenen Chef beordert und ihm mit geziemender, vornehmer Weise angekündigt, daß man allerdings die Gnade haben wolle, seine Anstellung fortbestehen zu lassen, daß man aber höheren Ortes erwarte, er werde sich durch Fleiß und vor allen Dingen durch ein strenges dienstliches Betragen dieser allerhöchsten Gnade würdig machen.«

»Nun?« fragte Rodenberg, sich rasch umwendend.

»Ich meine, ich könnte Schlegel sehen,« warf Walter dazwischen, »wie er in jenem Augenblicke vor seinem hohen Chef stand, in baumwollenen Handschuhen, an denen sich verschiedene Farbenspuren zeigten, seinen breitrandigen Hut in der Linken, auf den er mit der Rechten wie auf ein Tamburin schlug.«

»Ja, ja,« fuhr Warren fort, »und dazu sprach er mit seiner tiefen Baßstimme: ›Ich danke dem Herrn Baron für die gute Meinung, für die allerhöchste Gnade und für das dienstliche Betragen – lieber aber wäre es mir, wenn mir mein Abschied gegeben würde – ich habe keine Lust, länger da zu bleiben.««

»Das ist unvorsichtig von Schlegel!« meinte Rodenberg in einer schmerzlichen Erregung.

»Ganz und gar nicht, denn er hat eine viel bessere Anstellung bekommen: er wurde von Don Jose unter fabelhaften Bedingungen nach Granada geschickt, um dort die letzte Hand anzulegen an die Ausschmückung eines Schlosses, welches die Marchesa de Monterey gebaut hat!«

»A–a–a–ah,« machte Rodenberg, »deßhalb sah ich ihn nicht mehr – ich dachte schon, er hätte mein vergessen!«

»Der Dich vergessen?« brummte Walter – »ich sage Dir, nach Deiner Katastrophe, während Du krank lagst, lief er umher wie ein angeschossener Eber, war gegen Jedermann grob, rannte auf der Straße nicht selten gegen die vornehmsten Personen und hatte es ganz besonders auf die Hühneraugen ihm mißliebiger Leute abgesehen – mir ist es ein großer Trost, daß, wenn ich einmal nach Spanien gehe, ich ihn dort finde – in dem Falle gingest Du auch mit, nicht wahr, Rodenberg?«

»Ich?« fragte dieser achselzuckend – »was soll ich dort machen? Sobald meine kleinen Angelegenheiten hier geordnet sind, will ich ein paar alte Erinnerungen auffrischen, ich will unsere Akademie-Stadt wiedersehen und den Wald, wo wir oft so glücklich und heiter waren; ich will den Reichsapfel besuchen und sehen, welcher junger Nachwuchs in unseren Zimmern haust; dann will ich ein paar Tage in Köln verweilen und dort jener Stunden gedenken, die wir in dem alten Hause in der Rheingasse zusammen verlebt.«

»Das sind Fledermaus-Ideen, die zu gar nichts Gescheitem führen.«

»Dann will ich mir einen stillen Wald aussuchen, mir dort bei irgend einem Förster ein Zimmer miethen und meine Zeichnungen zu den deutschen Märchen wieder vornehmen.«

Roderich war dicht an ihn herangetreten, hatte ihm eine Hand auf die Schulter gelegt und sagte ihm nun mit seiner zu Herzen dringenden Stimme: »Vor allen Dingen aber werden Sie Ihre Freunde in Erinnerung behalten und mir das feierliche Versprechen geben, mich wissen zu lassen, wo Sie Ihren stillen Wald und Ihr Försterhaus gefunden haben. – Glauben Sie denn, Egoist, wir würden Sie allein die Seligkeit eines solchen Waldaufenthaltes genießen lassen? Nein, wir wollen dabei sein – wir wollen an irgend einem passenden Orte ein neues, fröhliches Künstlerleben beginnen!«

»Ja, nachdem wir den wunderbaren Quell gefunden, der uns vergessen hilft!«

»Den Quell tragen wir in uns – es ist unsere erhabene, göttliche Kunst – machen Sie ihm Bahn, indem Sie Kummer und Sorgen verscheuchen, und er wird empor-sprudeln, frischer und kräftiger denn ehemals!«

»Ja,« rief Walter mit komischer Gravität, indem er rings um sich her schaute, »trinken wir Lethe in Ermangelung von etwas Besserem!«

Und es war gerade, als habe der Kammerdiener des Lord Warren auf diesen feinen Wink gewartet, denn er öffnete die Thür des Speisesaales und meldete, daß das Diner servirt sei.

LIII. FAHRE WOHL, O GOLDNE SONNE.

Das kleine Landhaus auf der Höhe des Berges stand leer: Conchitta, Mercedes und Margarethe waren abgereist und Olfers und Warren ihnen den Tag darauf gefolgt.

Nur durch das dringende Bitten der letzteren hatte sich Rodenberg bestimmen lassen, wenigstens noch so lange zu bleiben, bis er Nachricht von den Freunden erhalten werde, wohin sie sich von Paris aus begeben würden, und dabei hatte der junge Lord gesagt, eine längere Hochzeitsreise läge nicht in seinem Plane, und wenn er sich auf eines seiner Güter nach England begeben würde, so hoffe er zuversichtlich, daß Rodenberg ihm folgen werde, hinzufügend: »Dort finde ich schon einen Wald, wie Sie ihn brauchen können, und ein Forsterhaus mit einiger Bequemlichkeit,« und Roderich hatte hinzugesetzt: »Lassen Sie sich im Bewußtsein eines guten Gewissens so häufig und so öffentlich sehen, als Ihnen nur möglich ist; daß Sie ihnen damit keinen Gefallen thun, brauche ich nicht zu wiederholen, aber thun Sie es mir zu lieb und geben Sie auf die sauersüßen Mienen Acht, die sie machen werden, wenn man Sie hier und da erblicken wird.«

»Und vor allen Dingen, lieber Rodenberg,« fügte Warren hinzu, »schonen Sie meine Pferde und Wagen nicht, diese edlen Thiere müssen Bewegung haben, und hoffe ich mich auch in diesem Punkte auf Sie, den vortrefflichen Reiter, verlassen zu können.«

So war er denn allein zurückgeblieben und fühlte schmerzlich diese Einsamkeit; Walter hatte sich zu einer kleinen Reise genöthigt gesehen, und wenn er auch Rafael so häufig als möglich sah, so war doch die Zeit des kleinen Schriftstellers so sehr beschränkt, daß dieser sie nur in den Abendstunden seinem hochverehrten Freunde widmen konnte.

Der Maler sah sich fast in der gleichen Lage, wie einst, als er, von jenen Faschingstagen heimkehrend, die Freunde ebenfalls nach allen Richtungen aus einander gestoben fand; doch war er damals um so viele Jahre jünger, und die Hoffnung, sie, die er so heiß liebte, wiederzufinden, ihre Verzeihung zu erlangen und dadurch doch noch glücklich zu werden, hielt ihn aufrecht.

Das war jetzt Alles verschwunden; er hatte Juanita allerdings wiedergesehen, sie hatte ihm sogar ein herzliches, liebes Wort gesagt, doch wenn er an jene Abendgesellschaft dachte und an jene Krankheit, welche ihn gleich darauf befallen, so kam ihm Alles das wie ein Traumbild vor, und es gab Augenblicke, wo er über sich selbst lächeln mußte, daß er nur habe glauben können, die stolze Marchesa de Monterey habe sich ihm in Wirklichkeit genähert, habe mit ihm gesprochen und der Vergangenheit erwähnt.

Ja, ja, es mußte ein Traum gewesen sein, eine Fieberphantasie, entsprungen aus jenem Zustande halber Bewußtlosigkeit, von schwindelhaften Visionen, die er an jenem Abende mehrmals gehabt zu haben sich erinnerte; hatte sie sonst die Stadt verlassen können, ohne ihm

nur ein Lebenszeichen zu geben, ohne sich nach ihm zu erkundigen, ohne ihn wiederzusehen? – – Und wenn er auch wohl fühlte, mit welcher furchtbaren Schmerze ihn diese getäuschte Hoffnung erfüllte, so hatte er andererseits wieder Augenblicke, wo er hoch und frei in dem Bewußtsein aufathmete, daß nun auch die letzte und stärkste der Fesseln gerissen sei, die im Stande gewesen wäre, ihn im Kreise seiner Freunde zurückzuhalten, und daß er nun frei und ledig sei, wie der Vogel auf dem Zweige.

Es war dieses aber eine Philosophie der Verzweiflung, und um in der gewaltigen Gegenströmung, welche sein Herz erbeben ließ, nicht hoffnungslos unterzugehen, malte er sich in seiner lebhaften Phantasie ein künftiges freies und unabhängiges Leben mit den glänzendsten Farben aus. In solchen Seelenzuständen ordnete er seine Sachen, packte Kisten und Koffer, stellte Alles das bei Seite, was er nicht mitzunehmen gedachte, und war hoch erfreut, als er sah, auf wie wenig er sich zu beschränken im Stande war – ein einfaches Gewand mit weichem Hute, einen tüchtigen Stock, einen Plaid, in den die nothwendigste Wäsche gewickelt, und sein Skizzenbuch.

Seinem gegebenen Versprechen gemäß – er hatte es mit seinem Ehrenworte bekräftigen müssen – wollte er nur die Briefe der Freunde abwarten und dann hinausziehen in die weite, weite Welt. Seine ehemalige Wohnung hatte er nun gänzlich geräumt, und wenn er sich in seiner jetzigen, eigentlich Warren's Wohnung umschaute, so konnte er sich eines Lächelns bei dem Gedanken nicht erwehren, daß er sich für eine in Ungnade gefallene Größe,

für einen armen Maler in ganz anständiger Umgebung befände; die Gemächer des jungen Lords waren eben so reich und elegant als geschmackvoll möblirt, und eine Menge Kunstschätze, die er während seines Aufenthaltes hier schon erworben hatte, bildeten einen Hauptschmuck der kostbaren Einrichtung; dazu war das ganze Haus in der comfortablen und praktischen Art ausgestattet, wie man es nur bei einem jungen Engländer aus vornehmem Hause, der über außerordentliche Mittel zu verfügen hat, findet.

Obgleich Warren nur den unteren Stock des großen Hotels bewohnte, so hatte er doch auch die ausgedehnten Souterrains mit Küche und Keller inne und konnte eigentlich der Herr des Hauses genannt werden, denn sein Chef, der Gesandte, war ein alter Hagestolz, der sich auf wenige Zimmer im ersten Stocke beschränkte, weil er so oft in Urlaub ging, als es ihm nur möglich war. Auch jetzt war er eben so, wie sein Attaché, wieder abwesend, und die Geschäfte der Gesandtschaft wurden durch den ersten Secretär besorgt, welcher aber verheirathet war und nicht im Hause wohnte.

Regelmäßig jeden Morgen erschien der Haushofmeister Lord Warren's, um sich nach den Befehlen Rodenberg's zu erkundigen, und unterließ das niemals, so oft auch Rodenberg schon darum gebeten hatte. »Ich habe keine Befehle zu geben,« sagte der Maler dem alten, ernstesten Manne mit der weißen Halsbinde, »man versieht mich ja auf's verschwenderischste mit Allem, was ich brauche und nicht brauche: man servirt mir ein reiches

Frühstück und noch ein reicheres Diner; man fragt, ob ich reiten oder fahren will, in meinem Vorzimmer sitzt einer der Leute, der stets zu Ausgängen für mich bereit ist. – Sie sollten mich nicht so verwöhnen, mein lieber Herr Augier, ich komme mir vor, wie der verwünschte Prinz im Märchen, nur mit dem Unterschiede, daß ich den Zeitpunkt ganz genau voraussehe, in welchem diese zauberhafte Umgebung für mich nicht mehr da sein wird und ich von dannen pilgere mit jenem einfachen Wanderstabe dort in der Hand.«

»Und doch hörte ich Seine Herrlichkeit mehrmals sagen,« antwortete der Haushofmeister mit einer tiefen Verbeugung, »daß Herr von Rodenberg uns die Ehre erzeigen würde, mit Seiner Lordschaft nach England zu gehen; Seine Lordschaft haben daraufhin schon befohlen, das Wald-Cottage bei Lyttonhall für Sie einzurichten.«

»Das ist eine große Güte von Seiner Herrlichkeit, doch werde ich wohl in der nächsten Zeit keinen Gebrauch davon machen können.«

Der eben erwähnte Diener trat in diesem Augenblicke aus dem Vorzimmer herein und überbrachte auf einem silbernen Teller eine Karte.

»*Madame la Comtesse de Ternichieff*,« las Rodenberg – »ich kenne diese Dame nicht, es ist vielleicht ein Irrthum, wahrscheinlich sucht sie Lord Warren.«

»Die Dame, welche noch im Wagen sitzt, nannte Ihren Namen, Herr von Rodenberg.«

»So lassen Sie die Frau Gräfin eintreten, und ich will hören, was sie will.«

Der Diener ging hinaus, und gleich darauf rauschte es im Vorzimmer, die Ankunft einer sehr vornehmen Dame oder wenigstens eines sehr weiten Gewandes von schwerem Seidenstoffe anzeigend.

»Leonie! – Fräulein – Gerhold – oder Frau Gräfin Ternichieff – Sie sehen mein Erstaunen!«

»Und finde es vollkommen gerechtfertigt,« erwiderte sie mit einer heiteren Miene, wobei sie auf Rodenberg zu eilte, ihm ihre beiden Hände entgegenstreckte und hinzusetzte: »Ehe ich Ihnen aber dieses Räthsel löse, will ich Ihnen meine herzliche Freude ausdrücken, Sie so wiederzusehen – Undankbarer!«

»Sie schwächen diese Theilnahme durch eine Unge rechtigkeit ab, ich bin nie undankbar – einer meiner ersten Gänge war, einen Besuch bei Ihnen zu machen, um Ihnen meinen besten Dank abzustatten für die freundliche Sorgfalt, die Sie mir bewiesen.«

»Reden wir lieber nicht darüber, oder wenn ich mein Wort von vorhin vertheidigen darf, so erinnern Sie sich jenes Abends, wo Sie nach tagelanger Bewußtlosigkeit Ihre Freunde wiedererkannten. Mit dieser Benennung meine ich Walter und Rafael, denn daß ich Ihnen eine Zudringliche, eine Ueberlästige war, sah ich deutlich an dem ersten und einzigen Blicke, den Sie auf mich warfen.«

»Sie rechnen zu hart mit mir, Leonie – Sie sagten ja soeben, ich sei damals kaum zum Bewußtsein erwacht.«

»Ja, nach einem erquickenden Schläfe so gestärkt, daß Sie herzliche Worte des Dankes fanden für die Theilnahme, die man ihnen bewies. – Worte, die aber nicht an

mich verschwendet wurden. – – Lassen Sie mich einen Augenblick darüber reden,« setzte sie nach einer Pause, plötzlich ernst werdend, hinzu; »ich muß darüber reden, denn die Härte, mit der Sie mich damals behandelten, ist mit schuld daran, daß wir uns so wiedersehen.«

»Daß ich die Gräfin Ternichieff vor mir sehe? Ich hoffe nicht, Leonie.«

»Ja, Arthur – doch ich will Ihnen darüber keine Vorwürfe machen – was ich gethan, lag ja in meinem freien Willen, und hoffe ich, auf diese Art glücklich, wenigstens zufrieden leben zu können. – O, ich war an jenem Abende so selig,« fuhr sie in einem weichen Tone fort, »als ich, Ihre Hand fassend, fühlte, daß das garstige Fieber verschwunden war, o, so entzückt, daß ich mich nicht enthalten konnte, meine Lippen auf diese Hand zu drücken – ein Glück für mich, daß ich es that; denn Sie zerrissen auf einmal alle meine Illusionen und sagten mir mit einem einzigen Blicke, den ich besser begriff, als früher Hunderte Ihrer Worte, wie fern ich Ihrem Herzen stand.«

»Ich wußte es damals nicht, Leonie, daß Sie mich so treu gepflegt.«

»Und wenn Sie es gewußt hätten, lieber Rodenberg, so würde ich wahrscheinlich mein bescheiden Theil des Dankes erhalten haben, vielleicht auch ein paar innige Worte, die mich in dem alten Wahne gelassen hätten. – Doch gehen wir darüber hinweg,« sagte sie und setzte

mit ihrem gewöhnlichen, muthwillig heiteren Tone hinzu: »ich hielt es für nöthig, Ihnen das sentimentale Fundament zu zeigen, auf das ich meine jetzige Größe gebaut, und nun werden Sie mir erlauben, daß ich mich für ein paar Augenblicke setzen darf – lange werde ich Sie nicht belästigen, denn wenn Sie auch heute vielleicht mehr Zeit für mich hätten, als dieses wohl früher der Fall war, so sind meine Augenblicke leider gezählt.«

Ob in diesen Worten eine kleine Bosheit zu finden war, darüber hatte der Maler keine Lust, weiter nachzudenken; er rollte für die Frau Gräfin einen Fauteuil herbei, auf den sie sich mit dem ihr eigenen Anstande niederließ, wie das keine geborene Fürstin besser gemacht haben konnte. Dabei wußte sie mit einer reizenden Coquetterie ihre Robe wie eine Wolke um sich auszubreiten, den ächten indischen Shawl von den Schultern herabfallen zu lassen und ihren Fächer bescheiden in der Hand zu halten, während sie für ein paar Secunden mit einem leichten Seufzer ihre Augen niederschlug. »Ja,« sagte sie alsdann mit einem etwas affectirten Tone, »so sehen wir uns wieder; ich hätte das vor Kurzem nicht gedacht, und Sie gewiß auch nicht.«

»Ich gestehe Ihnen, Leonie, daß ich vor Erstaunen gar nicht zu mir kommen kann, und harre mit Begier der Erklärung, die Sie mir zu geben versprochen.«

»Das ist so einfach und doch so bedeutend: es war vergangenes Jahr in Baden, daß ich zufällig den Grafen Ternichieff kennen lernte.«

»Ein Russe?«

»Vollblut,« gab sie mit einem so komischen Augenaufschlage zur Antwort, daß Beide unwillkürlich in ein lautes Lachen ausbrachen, »aber ein recht braver und respectabler Edelmann; jung ist er nicht mehr, näher an den Sechzigen als den Fünfzigen – schön! – das kann man auch gerade nicht sagen; es wäre mir auch nicht möglich gewesen, die Frau eines schönen Mannes zu werden; es paßt das nicht zu einer Convenienz-heirath.«

»Ich verstehe!«

»Der Graf nahm sich vor einem Jahre die Freiheit, mir Anträge machen zu lassen;« fuhr sie achselzuckend fort, »worauf ich ihm mit einer kolossalen Unverschämtheit antwortete und augenblicklich abreiste. Er folgte mir hieher, um meine Verzeihung zu erlangen, doch nahm ich ihn nicht an. Da erkrankten Sie, lieber Rodenberg, und wie ich Sie pflegte, wissen Sie – ach, ich hatte dabei Augenblicke, wo ich wähnte, doch noch glücklich werden zu können – Augenblicke . . .«

»Halt! Leonie,« fuhr er ihr rasch in's Wort, »Sie wissen, wie gut ich es stets mit Ihnen gemeint; Sie werden nicht vergessen haben, wie gern ich mich bemühte, Ihnen kleine Dienste zu leisten; aber Sie werden dagegen folgerecht sein und mir eingestehen, daß ich mich Ihnen nie, auch nicht einmal im Scherze, näherte und Ihnen Veranlassung gab, zu glauben, in meinem Herzen spreche etwas mehr für Sie, als das Gefühl der Freundschaft.«

»Ich will die Wahrheit Ihrer Worte mit einem Eide bekräftigen, und doch gab es Augenblicke, in welchen ich mich einem anderen, schöneren Glauben hingab –

warum soll ich es Ihnen nicht sagen, Rodenberg, was Sie doch schon lange gewußt, daß ich Sie liebte, heiß und innig liebte, wie dieses wilde Herz nur zu lieben vermag. Freilich hat es sich etwas beruhigt, dieses arme Herz; es ist eine friedliche, aber fest verschlossene Ruhestätte geworden, und wenn ich einmal hoch im Norden bin unter Schnee und Eis, da wird die Sache schon werden, wie sie sein soll. – Dann wurden Sie wieder besser,« fuhr sie in ruhigem Tone fort, »und als ich darauf, zur Erkenntniß gekommen, nach Hause ging und dort mit tief betrübtem Herzen in meinem Fauteuil lag, kam das Schicksal in Gestalt eines förmlichen Heirathsantrages des Grafen Ternichieff mit einem leidenschaftlichen Briefe, daß er ja zu Allem gern bereit sein, sich allen meinen kleinen und großen Launen fügen wolle, und so willigte ich ein.«

Rodenberg war dicht neben sie getreten, und da er sich etwas hinabbeugte, reichte sie ihm ihre Rechte, die er stumm an seine Lippen drückte; er sah, wie ihr Auge seltsam flimmerte, und wußte es ihrem starken Herzen Dank, daß sie trotzdem heiter lachend fortfuhr: »Ich habe ihm meine Bedingungen gestellt, von denen ich glaubte, daß ihm einige hart erscheinen würden; doch glitt er über Alles das mit einer wunderbaren Zuvorkommenheit hinweg, versprach mit, an seinem Palais zu Moskau einen Wintergarten bauen zu lassen, in welchem ich bequem spaziren reiten könne, und als ich ihm sagte, ich gebrauche täglich zu meinem Bade ein Dutzend Flaschen *Eau de cologne*, fand er diese Idee entzückend.«

»Und Sie sind da, um von mir Abschied zu nehmen, Leonie?«

»Es scheint mir selbst so,« erwiderte sie achselzuckend, »doch was man so unter Abschiednehmen versteht, wollen wir vernünftiger Weise bleiben lassen; wir reichen uns die Hände und sagen: auf Wiedersehen! – Ehe dieses aber geschieht,« fuhr sie zögernd fort, »muß ich mich eines wichtigen Auftrages entledigen, den ich an Sie übernommen; es war vielleicht eine kleine Rache, daß ich ihn bis jetzt nicht ausführte.«

»Von wem rührt dieser Auftrag her?«

»Von einer Dame.«

Rodenberg wurde aufmerksam, doch sagte er kopfschüttelnd. »Ich wüßte keine Dame unserer Bekanntschaft, die ich mit einem wichtigen Auftrage an mich zusammenreimen könnte.«

»Es war an jenem Abende, wo Sie wieder zum Leben erwachten, als eine Dame Sie besuchte. Sie lagen noch in Ihrem tiefen Schlafe. Ich empfing diese Dame . . . «

»In welcher Eigenschaft empfangen Sie diese Dame?« fragte er mit einem sonderbaren Tone.

»Ich sprach mich darüber begreiflicher Weise nicht aus; doch schien ich auf jene Dame den ganz richtigen Eindruck zu machen.«

»Und welchen richtigen Eindruck?«

»Nun, den eines jungen Mädchens, die einen Geliebten pflegt,« gab sie in dem ihr natürlichen leichtsinnigen Tone zur Antwort. »Sie erkundigte sich angelegentlich nach Ihnen; ich bemerkte tiefe Theilnahme in ihren schönen

Zügel, sie trat an Ihr Bett, während Sie fest schliefen, und wenn ich mich nicht irre, so berührte sie Ihre Stirn mit ihren Lippen.«

»Und wer war es?« fragte er wiederholt und mit großem Ernste.

Die Gräfin Ternichieff hatte ihre Rechte in eine verborgene Tasche ihres Kleides versenkt und brachte jetzt etwas daraus hervor, was sie Rodenberg darreichte, welcher hastig das Papier abriß und alsdann einen flammenden Blick auf Leonie warf – er erinnerte sich, das Armband gesehen zu haben, er ahnte die ganze fürchterliche Wahrheit, und eine glühende Röthe bedeckte seine Stirn.

»Die Dame sagte mir, sie verlasse in den nächsten Tagen die Stadt, und bat mich dringend, ihr, so oft es mir möglich sei, Nachrichten von Ihrem Befinden zu geben.«

»Und wer war die Dame? Nach Allem dem, was Sie gethan, bitte ich Sie, auch damit nicht zurückzuhalten!«

»Es war die Marchesa de Monterey.«

»O, mein Gott,« rief Rodenberg, »ich habe es geahnt! – Warum haben Sie mir das gethan?«

Die Gräfin Ternichieff hatte die Hände zusammengefaltet in den Schooß gelegt und schaute ihn, statt zu antworten, mit einem langen Blicke an.

Er verstand diesen Blick und wandte sich rasch von ihr ab gegen das Fenster und verharrte dort eine Zeit lang im schmerzlichsten Nachsinnen.

»Glauben Sie nicht, Arthur,« sagte sie nach einer peinlichen Pause, »daß es damals Rache von mir war, so zu handeln – wäre es später gewesen, so hätten Sie es so

nennen können – damals wagte ich noch zu hoffen, damals hatte mir Ihr kalter, verletzender Blick noch nicht gesagt, daß ich Ihnen an Ihrem Krankenlager lästig und zudringlich erschien – warum beeilte sich auch die Marchesa so sehr, ihren Besuch abzukürzen, und warum verließ sie schon nach zwei Tagen die Stadt, wenn sie in der That so großes Interesse an Ihnen nahm? – Ich würde das nicht gethan haben – mich stießen Sie zurück, Arthur, und doch blieb ich in Ihrer Nähe, bis Sie gänzlich wieder hergestellt waren, ob gleich Sie mich nicht mehr sahen!«

Rodenberg hätte sie wohl darüber aufklären können, warum die Marchesa mit ihrer ungestümen, leidenschaftlichen Natur ihn und die Stadt so rasch verlassen nachdem sie in Leonie seine Geliebte zu sehen geglaubt; denn wie mußte er vor ihr erschienen sein, nachdem er kurz zuvor so innige, herzliche Worte mit Juanita gewechselt – und doch war er nicht im Stande, sich selbst diese Frage zu seiner Beruhigung zu beantworten – nein, Juanita liebte ihn nicht – Juanita hatte ihn nie geliebt, denn sonst hätte sie nicht zum zweiten Male, kurz, abbrechend, ihm die Gelegenheit geraubt, Aufklärungen zu geben, die zu einem glücklichen, beseligenden Ende geführt haben müßten – sie war ihm verloren, unwiederbringlich verloren!

Die Gräfin Ternichieff hatte sich erhoben, stützte sich auf die Lehne des Fauteuils und schaute nach Rodenberg hin, der mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab ging. – »Die Marchesa sagte mir noch,« sprach sie nach

einer längeren Pause, »daß, so einfach der goldene Reif auch sei, es doch das Kostbarste wäre, was sie besitze. – Und nun habe ich Ihnen Alles gesagt, Arthur, und nichts mehr zu thun, als Ihre Verzeihung zu erflehen – o, gehen Sie nicht so hart mit mir um,« setzte sie, ihre Hände zusammenfaltend, hinzu, »lassen Sie uns nicht so, wahrscheinlich für immer, von einander scheiden!«

Er hatte seinen Schmerz gewaltsam niedergekämpft, er hatte eine Thräne in seinem Auge zerdrückt, und als er sich jetzt gegen das schöne Weib umwandte, vermochte er es über sich, sie mit einem ruhigen, fast freundlichen Blicke anzusehen und ihr seine beiden Hände entgegen zu strecken.

Da brachen aber ihre Thränen gewaltsam hervor, da schwellte sich ihre Brust unter der Gewalt eines ungeheuren Schmerzes: sie warf sich ihm entgegen, sie umschlang ihn mit ihren Armen, sie bedeckte seine Lippen mit heißen, glühenden Küssen, doch riß sie sich im nächsten Augenblicke eben so leidenschaftlich ungestüm wieder empor, hob die beiden Hände zusammengefaltet hoch über ihr Haupt, und nachdem sie das Bild des heißgeliebten Mannes mit einem langen, langen Blicke noch einmal in sich aufgenommen, klang es von ihren behenden Lippen: »So leb' denn wohl!« und im nächsten Augenblicke war sie ihm entschwunden.

Drunten rollte ihr Wagen davon mit dumpfem Dröhnen, und Rodenberg, der sich in den Lehnstuhl geworfen hatte, horchte mit einem langen, schmerzlichen Gefühle auf dieses immer leiser werdende Geräusch, bis auch

der letzte Ton verhallt war und Alles wieder still um ihn geworden, so furchtbar still! –

Es erschien Rodenberg als ein Glück, daß seine sich wild kreuzenden Gedanken, die ihm zuweilen einen Ausruf des tiefsten Schmerzes, ja, der Verzweiflung entlockten, durch den Eintritt Rafael's unterbrochen wurden. Der kleine Schriftsteller hatte das Recht, unangemeldet zu kommen; doch als er jetzt unter der Thüre stand und Rodenberg's verstörte Gesichtszüge sah, so wie seine zuckenden Finger, die er in seinem dichten Haar vergraben, da blieb er schüchtern am Eingange stehen und zog, wie zu seiner Legitimation oder wie um Entschuldigung bittend, ein Schreiben aus der Tasche, und erst als ihn der Maler mit einem Kopfnicken begrüßt, kam er langsam näher.

»Ich freue mich, Dich zu sehen, mein guter Rafael,« sagte Rodenberg mit tonloser Stimme – »hast Du etwas an mich?«

»Ja, ein Schreiben, welches mir mit dem Ersuchen übersandt wurde, es sicher in Ihre Hände gelangen zu lassen.«

»Es wird wohl nichts Wichtiges sein – wirf es dort auf den Tisch und erzähle mir irgend etwas – sei es, was es wolle.«

Rafael behielt aber den Brief in seiner Hand und erwiderte:

»Es wäre doch vielleicht der Mühe werth, ihn gleich zu lesen.«

»Weißt Du, von wem er kommt?«

»Von Don Jose, dem Oheim der Frau Marchesa de Monterey.«

Rodenberg sprang in die Höhe und ließ dem kleinen Manne keine Zeit, das Schreiben zu übergeben, sondern er nahm es ihm hastig ab und trat an's Fenster. Der Andere blickte ihm erstaunt nach, und dieses Erstaunen wurde nicht gemäßigt, als er bemerkte, wie Rodenberg den Brief rasch durchlas, dann die Hand mit demselben sinken ließ und dabei auf eine eigenthümlich erschreckende Art laut hinauslachte – so hatte der kleine Schriftsteller weder ihn, noch überhaupt jemals einen Menschen lachen hören.

Es dauerte wenigstens fünf bis sechs Minuten, ehe sich der Maler, am Fenster stehend, zu erinnern schien, daß außer ihm noch Jemand im Zimmer sei. Er las das Schreiben, welches er in seiner Hand hielt, zu wiederholten Malen durch, und jedes Mal folgte demselben ein neues, krampfhaftes, aber immer schwächer werdendes Lachen; dann warf er es weit von sich, und erst als er hierbei dem Papiere mit den Augen folgte, schien er Rafael zu bemerken, und sagte mit zusammengebissenen Zähnen: »Nun behaupte Einer noch, daß man durch gar nichts mehr überrascht werden könne!«

»Sie sind furchtbar aufgeregt, mein lieber Herr Rodenberg,« gab der kleine Schriftsteller schüchtern zur Antwort: »ich bemerkte das schon, als ich eintrat, und deßhalb mag Ihnen der Inhalt dieses Schreibens wohl auch so zu Herzen gegangen sein.«

»O nein, das ist es nicht – bei Gott, das ist es nicht, wenn ich auch vielleicht durch meine Aufregung, die ich nicht läugnen will, empfindlicher als sonst bin – nimm diesen Brief, mein guter, lieber Rafael – lies Du ihn als gänzlich Unparteiischer, und wir wollen sehen, ob Du das Blatt nicht auch von Dir wirfst, als brenne es Dich wie glühende Kohlen!«

Da Rafael unschlüssig war, ob das Verlangen Rodenberg's ernstlich gemeint sei, hob er das Papier zwar auf, behielt es aber in der Hand und entfaltete es erst dann, als ihm der Andere zurief:

»Ich bitte Dich, lies, Rafael – lies laut, vernehmlich und mit dem schönsten Ausdrucke, dessen Du fähig bist!«

Rodenberg warf sich nach diesen Worten in seinen Lehnstuhl nieder, legte seine zusammengefalteten Hände unter den Kopf und blickte an die Decke empor.

»Mein lieber Rodenberg!« las der kleine Schriftsteller. »Unsere unerwartet schnelle Abreise beraubte mich des Vergnügens, mich bei Ihnen persönlich verabschieden zu können. Man wird Ihnen indessen gesagt haben, daß ich den Versuch machte, Sie zu sehen, ohne begreiflicher Weise bis zu Ihnen zu gelangen, da Sie sich damals noch zu leidend befanden, um überhaupt Besuche annehmen zu können.«

»Davon hat man mir nichts gesagt, auch Du nicht, Rafael!«

»Ich kann feierlich betheuern, daß ich weder Don Jose gesehen, noch von dessen Besuch irgend etwas erfahren!«

»Walter – Walter und sie!« brachte Rodenberg mühsam zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor – »doch lies weiter!«

»Ich kam nicht allein aus eigenem Antriebe, so sehr es mich auch interessirte, über Ihr Befinden, verehrter Freund, günstige Nachrichten zu haben, sondern auch im Auftrage meiner Nichte Juanita, welche unruhig war, direct nichts Weiteres von Ihnen zu hören, obgleich sie dringend gebeten, daß man ihr Nachricht über Ihr Befinden zukommen lassen möge.«

»Abermals sie!«

Rafael hatte die letzten Zeilen mit etwas unsicherer Stimme gelesen, und ehe er fortfuhr, warf er einen Blick auf Rodenberg, den dieser auffing und wie in Gedanken zu sich selber sprach: »Es war viel Unglück dabei – es war, als hätte es so sein müssen, daß Juanita keine Nachricht von mir erhielt – daß sie es verhinderten, finde ich begreiflich; Walter sprach sich beständig gegen die Marchesa aus, aber es war traurig, daß Du sie nicht zu Hause treffen konntest, Rafael, oder nicht vor sie gelassen wurddest!«

»Ja, das war sehr traurig!« pflichtete der kleine Schriftsteller in leisem, schüchternen Tone bei.

»Und Du würdest Dich doch so sehr gefreut haben, Deine schöne Prinzessin wiederzusehen! – Doch ist das vorbei – Alles vorbei! – Lies weiter.«

»Unruhig ist das rechte Wort,« fuhr Rafael zu lesen fort, »und ich nehme es nicht zurück – ja, sie war trotz Al-lem dem, was sie erfahren, unruhig, einen Freund in Ge-fahr zu wissen, und besonders zu einer Zeit, wo sie nicht umhin konnte, eine längere Reise anzutreten. – Juanita beauftragte mich, Ihnen Alles das zu sagen und hinzu-zufügen, wie ihr das Scheiden von dort, von manchen gesellschaftlichen Verhältnissen, von Freunden und Be-kannten unbeschreiblich schwer geworden sei, und wie nur ein Trost für sie darin liegen könne, wenn sie über-zeugt sein dürfe, daß die Benennung eines Freundes von Ihnen erwiedert würde und daß Sie, mein lieber Ro-denberg, Manches vergessend, unserer, der Scheidenden gedenken würden mit dem innigen Gefühle einer herz-lichen Freundschaft. Da aber wahre Freundschaft auf-opfernd ist, so komme ich zugleich, um von der Ihri-gen ein Opfer zu verlangen: wir gehen nach Spanien zurück, nach Granada, wo Juanita ein Schloß erbauen ließ, um dort einen großen Theil des Jahres zu zubrin-gen. Sie wünschte aber sehr, mit Deutschland in künst-lerischer Beziehung in Verbindung zu bleiben, und, um mich gegen Sie genau auszudrücken, möchte sie von Ih-nen Zeichnungen, überhaupt Alles das erhalten, was Sie in den nächsten Jahren auszuführen im Stande sein wür-den. – So weit geht der Auftrag meiner Nichte Juanita, welche Ihnen schließlich noch tausend herzliche Grüße sagen läßt, und darf ich, als trockener Geschäftsmann,

mir wohl noch erlauben, Ihnen die eingebogene Anweisung zu behändigen, wobei ich noch die Bemerkung hinzüfe, daß Juanita unglücklich wäre, wenn Sie sich durch diese kleine Bestellung veranlaßt sähen, mehr zu arbeiten, als es überhaupt in Ihrer Absicht gelegen – verstehen wir uns recht, mein lieber Freund und hochgeschätzter Künstler, zeichnen Sie für uns etwa, wenn Sie sich einmal sehr dazu aufgelegt fühlen, und seien Sie versichert, daß Sie im anderen Falle durch einen mit Bleistift beschriebenen Zettel: ›Ich befinde mich wohl und denke gern an vergangene Zeiten‹ auf's höchste erfreuen wurden eben so wohl Juanita als auch Ihren ganz ergebenen Diener

Don Jose de Monterey y Vizcarro.«

»Und Du lachst nicht, Rafael?« fragte Rodenberg, als der Andere zu Ende gelesen.

»Ich darf mir vielleicht erlauben,« gab Jener nach einer kleinen Pause zur Antwort, »darin durchaus nichts Lächerliches zu finden – es ist das ein sehr herzliches und wohlgemeintes Schreiben.«

»Ah ja, ich vergaß, daß Du anders denken mußt, als ich, und doch hast auch Du sie ein klein wenig lieb gehabt – gestehe das, mein guter Rafael!«

»Mit tausend Freuden gebe ich das zu!« entgegnete der kleine Schriftsteller, indem er seine Augen schwärmerisch gegen den Himmel erhob.

»Ich aber habe sie geliebt, wie das ungestüme, unverdorbenes Herz eines Mannes nur zu lieben vermag, mit dem ganzen Feuer einer ersten Liebe – ich habe sie mit

einer Liebe geliebt, Rafael, über deren Ausdehnung, über deren Gluth Du erschrecken müßtest, wenn ich sie Dir begreiflich machen könnte – und ich liebe sie noch eben so – das wußte sie, das weiß sie! Und anstatt mir scheidend mit zwei Worten zu gestehen, daß auch ich ihrem Herzen theuer gewesen, wagt sie den Versuch, mir meine Liebe, meine seligen Erinnerungen abkaufen zu wollen! – Du siehst mich zweifelnd an, Dein Kopfschütteln sagt mir, daß Du anderer Ansicht bist, und ich begreife das und kann darüber mit Dir nicht streiten!«

»Ich glaube,« erwiderte Rafael nach einem langen Stillschweigen, »wenn Walter hier wäre, selbst der würde über diesen Brief nicht so hart urtheilen.«

»Gewiß nicht, er würde ihn von der praktischen Seite nehmen – und findest Du diese praktische Seite,« fuhr er mit einem verächtlichen Lächeln fort, – »einer so vornehmen und reichen Dame nicht würdig!«

»Ich bin fast erschrocken, als ich die Summe las: vierhunderttausend Franken auf den ersten Banquier unserer Stadt, von demselben angenommen nach Sicht – o, es muß doch etwas Schönes sein, ein solches Papier schreiben zu können!«

»Gewiß, schöner, als es anzunehmen – so viel ich mich erinnere, ist unten am Briefe die Adresse des Schreibers angegeben, also nahm er kluger Weise den Fall an, ich würde das Papier zurücksenden.«

»Es kann sein, daß Sie diese Absicht haben, Herr Rodenberg,« sagte Rafael in einem besorgten Tone, »doch erfüllen Sie mir vorher eine Bitte!«

»Und welche?«

»Lassen Sie wenigstens drei Tage vorübergehen, ehe Sie diese Anweisung zurücksenden!«

»Glaubst Du, ich könnte meine Ansicht ändern?«

»Ich wage das nicht zu behaupten, doch werden Sie nach drei Tagen freundlicher, herzlicher schreiben, als Sie es heute zu thun im Stande sind.«

»Ja, ja, mein Kopf ist angegriffen und wüst – ich leide sehr!«

»So lassen Sie uns von etwas Anderem plaudern,« versetzte Rafael in herzlicher Gutmüthigkeit, und dann nahm er ein kleines Tabouret, trug es hin zu dem Fauteuil, in welchem der Maler ruhte, und kauerte so neben denselben, indem er die Hände auf seine Kniee legte und ihm freundlich in die Augen sah.

»Ja, plaudern wir – von Dir, Rafael; Du bleibst vor der Hand in Deiner Stellung?«

»Ich muß wohl – habe aber seit ein paar Tagen Hoffnung zu einer kleinen, für mich ganz angenehmen Aenderung.«

»Und worin besteht dieselbe?«

»Es wäre ein Avancement – unser Bienenstock soll vergrößert werden: wir wollen ein wenig in Politik und Länderkunde machen, und ich bin dazu bestimmt, einen Flug in's Freie zu thun, fremde Wunderpflanzen aufzusuchen und von dort Honig heimzutragen.«

»Du hast Dich recht poetisch ausgedrückt,« meinte Rodenberg mit einem trüben Lächeln, »doch freut es mich

für Dich, und wenn Du mich alsdann wissen lässest, welche Gegend Du beglücken wirst, so komme ich gelegentlich, um nach Dir zu sehen.«

»Zu diesem Vorschlage habe ich auf einem kleinen Umwege gelangen wollen,« sagte der kleine Schriftsteller mit einem sehr pfiffigen Gesichtsausdrucke – unser Journal nämlich soll nicht nur vergrößert werden, sondern auch illustriert erscheinen.«

»Vortrefflich, Rafael – auf die Art kann es mir nicht fehlen, und es würde mir wahrhaftig ein Vergnügen machen, mit Dir zusammen zu arbeiten – besser ist das immer, als die Bestellung der Frau Marchesa de Monterey.«

»Daß ich den Vorschlag, für eine Zeit lang fortzugehen, mit beiden Händen ergriff, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, denn Sie sind im Begriffe, abzureisen, und dann,« setzte er mit komischer Gravität hinzu, »bin ich noch mißliebiger geworden, als ich es früher schon war.«

»Ei der Tausend, Rafael – auch Du ein Opfer hoher Politik?«

»Ja, ich bin stolz darauf – ich besaß mit dreien meiner Collegen ein Freibillet in's hiesige Hoftheater, bin aber von dieser Begünstigung in Folge einer neueren, höheren Anordnung ausgeschlossen worden.«

»Man hat Dich an meinem Grabe geopfert, guter Rafael!«

»Möglich – doch habe ich das provocirt, wie Sie das aus diesem kleinen Artikel ersehen werden.« Er zog ein

Blatt seiner Zeitung aus der Tasche, und während Rodenberg las, fuhr er fort: »Ich habe das gewiß nicht gesagt, um mich einer Freundlichkeit gegen Sie zu rühmen; es kam aus meinem Herzen, und ich muß gestehen, die Anerkennung für das, was Sie geleistet, wurde von unserem Haupt-Redakteur noch möglichst verschärft.«

»Ich danke Dir, doch hättest Du es bleiben lassen sollen – was ich allenfalls hier gethan und gewirkt, kommt später einmal zur Geltung, und wenn Andere vielleicht in Zukunft Hunderttausende hinauswerfen, um durch glänzende Feste kostspielige Reisen, Geschenke an Vertraute und Günstlinge, durch unnöthige luxuriöse Einrichtungen von sich reden zu machen, so wird man finden, daß wir mit bescheidenen Mitteln Größeres und Segensreicheres gewirkt. – Daß Euer Journal in die Höhe kommt, freut mich; auch sehe ich,« fuhr er, das Blatt umwendend, fort, »daß Ihr bedeutend an Anzeigen zugenommen habt, – eine Haupteinnahme jeder Zeitung.«

»Nur werden nicht alle bezahlt,« meinte Rafael lächelnd; »hier ist zum Beispiel eine Anzeige, die ich jetzt während vierzehn Tagen aus ganz besonderer Liebhaberei täglich umsonst habe einrücken lassen, und zwar mit der größten Schrift, die wir in der Druckerei haben – diese da: ›Verkauf eines unschätzbaren Kunstwerkes, eines der schönsten Originalbilder von Murillo.«

Warum fuhr Rodenberg rasch und energisch in die Höhe, als sein Blick jetzt auf die angedeutete Stelle fiel? Warum glänzte sein Auge plötzlich, wie es seit lange

nicht gegläntzt? Warum zeigte sich um seine Lippen ein heiteres, ja, glückseliges Lächeln?

Rafael sah diese Veränderung, legte ihr aber einen anderen Grund bei und sagte, indem er sich schmunzelnd die Hände rieb: »Ich komme mir vor, wie ein ganz kleiner David, der die finstere Laune seines theuren Königs Saul verjagt hat, und der glücklich darüber ist. Dabei bitte ich Sie aber nur um Eines – schicken Sie nach mir, wenn Sie mich in dieser oder jener Richtung gebrauchen können.«

»Gewiß, gewiß,« sagte der Andere, hastig das Zimmer durchschreitend.

»Vielleicht behält mein harmloses Geplauder ein Bischen die Kraft, Sie zu erheitern, oder wenn nicht mehr, so greifen wir weiter zurück in jene Tage, wo ich meine Soli tanzte vor dem unvergleichlichen Pudel Figaro – ich glaube, auch darin noch etwas leisten zu können.«

»Gewiß, gewiß,« wiederholte Rodenberg, zurückkehrend; dann sagte er, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, indem er in das Zeitungsblatt sah, welches er immer noch in der Hand hielt: »Also heute um drei Uhr ist die Versteigerung! Ah, da habe ich nicht mehr viel Zeit übrig, denn es ist zwei Uhr vorüber; entschuldige mich, guter Rafael,« wandte er sich an diesen, indem er ihm beide Hände auf die Schultern legte, »daß ich Dich eines dringenden Geschäftes wegen verlassen muß – lebe wohl! – und noch Eines – ich bin in einer unzurechnungsfähigen Gemüthsstimmung – es könnte mir einmal in den Sinn kommen, davon zu rennen, ohne vorher nach Dir gesehen zu haben; nimm mir eine solche Handlungsweise alsdann aber

nicht übel; Du weißt wohl, wie gern ich Dich gehabt, wie lieb ich Dich habe und wie anhänglich ich Dir immer sein werde – sollte sich aber der eben erwähnte Fall ereignen, so sei versichert, daß ich Dir von der ersten besten Waldschenke, wo ich mein Haupt niederlege, schreiben werde, um Dir Nachricht zu geben von meinen Plänen für die Zukunft – wirst Du mir das übel nehmen?«

Statt aller Antwort schüttelte der kleine Schriftsteller, der sich durch die Worte Rodenberg's und besonders durch den Ausdruck, mit dem er sie sprach, tief bewegt fühlte, den Kopf nahm dann die beiden Hände seines Freundes, drückte sie fest zusammen und alsdann gegen sein Herz.

»So lebe denn wohl – auf baldiges Wiedersehen!«

»Gott behüte Sie, Herr Rodenberg!«

Und nun war dieser allein im Zimmer, allein in der ganzen Stadt, allein in der Welt. Abgestreift hatte er alle Fesseln der Freundschaft und Liebe und konnte so mit leichtem Herzen einen Gang thun, der Manchem schwer erschienen wäre, von dem er sich aber eine doppelte, süße Rache versprach.

Er klingelte dem Bedienten, er verlangte einen Wagen, und als ihn der Eintretende fragte, ob er das kleine Coupé oder den Stadtwagen Seiner Herrlichkeit verlange, entgegnete er fast ungeduldig: »Nichts vom Hause, nichts von Lord Warren – lassen Sie mir vom nächsten Stande einen Fiaker holen.«

Dann ging er in's Nebenzimmer, kleidete sich rasch, aber mit äußerster Sorgfalt an, warf sich in den unterdessen herbeigkommenen Wagen und fuhr davon, nachdem er dem Kutscher seine Anweisung gegeben . . .

LIV. WOHL BIN ICH FREI NUN, WIE DER FALK'!

Es war nach halb drei Uhr, als sich in einem der kleinen Höfe des fürstlichen Schlosses, da, wo sich früher die Gemächer des Prinzen Heinrich befanden, eine für diese Tageszeit unverhältnißmäßig große Anzahl vornehmer und glänzender Equipagen sehen ließ, die sich ihres Inhaltes an einer der Treppen entleerten, um darauf zu einer dicht geschlossenen Colonne zusammenzufahren, welche in der Mitte des Hofes wartend hielt, – ein Beweis, daß die Besitzer dieser Equipagen nicht gar zu lange zu verweilen gedachten. Alle Ausgestiegenen waren durch einen dienstthuenden Kammerlakaien nach dem großen gelben Saale gewiesen worden, und wer da eintrat, fand sich im Angesichte einer sehr exklusiven Gesellschaft. Da waren im Hintergrunde des Saales versammelt nicht nur die obersten Hofchargen mit ihren Damen und erwachsenen Töchtern, nicht nur die Minister, nicht nur Mitglieder fremder Gesandtschaften und die Spitzen der Beamten, sondern da war auch von älteren und jüngeren Kammerherren, von Militärs, von Privatpersonen, ausgezeichneten Fremden Alles, was darauf Anspruch machte, zu den *Cercles les plus recherchés* zu gehören; kurz, die Crème der Gesellschaft – lauter blaues Blut.

Allerdings befand sich auch gewöhnliches Volk, Kunstfreunde, reiche Banquiers und Kaufleute, gewöhnlich im Gegensatz zu den Hochgestellten dieser Erde, in diesem gelben Saale; doch war diese seiner niedrigen Stellung bewußt, bescheiden genug, sich rechts und links an den Eingangsthüren aufzuhalten, und nur zuweilen wagte es eine kecke Natur, bis zu dem langen Tische vorzudringen, auf welchem die zu versteigernden Gegenstände aufgestellt waren. Wir haben absichtlich von Gegenständen in der Mehrzahl gesprochen, die neben dem Bilde von Murillo zur Versteigerung kommen sollten, und waren dieses kleine Nippsachen, unbedeutende Dinge aus der Verlassenschaft des Prinzen Heinrich, durch deren Verlauf den zahlreichen Verehrern des Verstorbenen Gelegenheit gegeben werden sollte, sich ein Andenken an ihn zu erwerben, sowie es auch loyalen Unterthanen dadurch ermöglicht wurde, ihre tiefe Ergebenheit für das fürstliche Haus an den Tag zu legen. Das Bild des großen spanischen Malers stand auf einer Staffelei neben dem Tische und war mit einem grünseidenen Vorhange verhüllt. Man wußte in den Hofkreisen ganz genau, daß die Frau Fürstin-Mutter den Befehl gegeben hatte, das Bild für sie zu erwerben, daß sie zu diesem Zwecke eine sehr hohe Summe bestimmt, ja, eine so außerordentliche Summe, daß der Ober-Hofmarschall, der so glücklich war, mit diesem Ankaufe betraut zu werden, lächelnd gesagt hatte: »Eure Königliche Hoheit scheinen mir doch, wenn ich mir diese Bemerkung allerunterthänigst erlauben darf, diese Summe etwas zu hoch angenommen zu haben – ein Bild

für fünfzigtausend Thaler – undenkbar!« – ›Wird es überhaupt Jemand wagen,‹ hatte Seine Excellenz, zufrieden lächelnd, gedacht, ›mir gegenüber zu treten und mich zu steigern, wenn ich ihn mit dem gewissen Blicke von oben herunter oder, wenn dieser nichts hilft, mit dem noch schärferen von unten herauf anschauet?‹ – So dachte der Ober-Hofmarschall, und doch gab es am anderen Ende des Saales Leute, welche in der festen Absicht gekommen waren, das berühmte Bild nicht weggehen zu lassen, ohne darauf zu bieten, was in ihren Kräften stand. Allerdings waren dies gemeine, rücksichtslose Naturen, Kunsthändler oder dergleichen; doch können wir hier nicht verschweigen, daß sich zuweilen aus den recherchirten Kreisen Einer oder der Andere, doch mit wenigen Ausnahmen fast nur Angehörige der fremden Gesandtschaften, gegen den Eingang hin verloren, um dort mit einem bekannten Banquier oder Kunstfreunde zu sprechen, dabei aber nicht unterließen, im Vorbeigehen irgend einem der eben erwähnten Händler ein paar vertrauliche Worte zuzuflüstern.

Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürstin-Mutter war an der Erwerbung dieses Bildes so außerordentlich viel gelegen, daß sie, da es gegen den Anstand gewesen wäre, höchstselbst dem Verkaufe beizuwohnen, wenigstens in der Nähe bleiben wollte, um von dem günstigen Resultate sogleich Kenntniß zu erlangen. Zu diesem Zwecke befand sie sich zu Wagen in den angränzenden schattigen Baumgängen des Schlosses, langsam auf und ab fahrend, von wo aus eine ihrer Hofdamen das Fenster des

Saales, in welchem die Versteigerung abgehalten wurde, im Auge behielt und von welchem Fenster aus der Kammerherr Freiherr von Schenk durch Schwenkung seines weißen Taschentuches ein Zeichen zu geben hatte, sobald der Hammer zum dritten Male niedergefallen war.

Die Versteigerung begann, und als der hierzu beordnete Beamte das erste Stück zum Verkaufe aussetzte, näherte sich auch die Masse der an der Thür Befindlichen mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit dem großen Tische, denselben auf der einen Seite umringend, während sich der größte Theil der ›Gesellschaft‹ auf der anderen Seite auf zahlreiche Stühle niederließ, welche von den Lakaien für sie in Bereitschaft gehalten worden waren.

Bei diesem Anfange des Gefechtes hatte der Versteigerer keine große Mühe – die Kleinigkeiten, welche ausgedoten wurden, waren sich in ihrem mäßigen Werthe ziemlich gleich, und da es Seiner Excellenz dem Minister des Hauses ganz gleichgültig war, ob er statt einer Reitpeitsche oder einer Cigarrentasche eine kleine Porcellanvase oder eine Theetasse ersteigere, so wurde das mit collegialischer Freundlichkeit abgemacht, und die eine Excellenz trat gern zurück, wenn die andere Excellenz ein Angebot gethan. Daß die zu lösende Summe hiedurch nicht bedeutend wurde, versteht sich von selbst, doch war das ja nur Nebensache; lag ja der Schwerpunkt der Versteigerung, wie wir oben schon erwähnt, ganz wo anders. Zu bedauern war dies immerhin, da der ganze Erlös, inbegriffen der für das Murillo'sche Bild, durch die

Güte des verstorbenen Prinzen zu einer mildthätigen Stiftung bestimmt war.

Die Vorsteher dieser wohlthätigen Stiftung, ernste Herren in schwarzen Röcken, welche sich bei dieser feierlichen Gelegenheit mit hohen, weißen Cravatten herausgeputzt hatten, standen dicht am Tische, und ihre bekümmerten Mienen zeigten deutlich, daß es ihnen wohl lieber gewesen wäre, wenn die eine Excellenz der andern diese Reitpeitsche oder jenen Theekessel unter keiner Bedingung gegönnt hätte.

Diese kleinen Plänkeleien mochten eine halbe Stunde gedauert haben, während welcher Zeit die Anwesenden ihre Aufmerksamkeit zwischen der Versteigerung und dem ungenirten Gespräch mit ihren Nachbarn getheilt hatten – es war noch kein rechter Ernst bei der Sache, und auf beiden Seiten sah man Gruppen plaudernd fern vom Tische stehen, und andere, welche an den beiden Enden des Saales auf und ab schritten und nur zuweilen einen gleichgültigen Blick hinüberwarfen.

Jetzt aber hatte sich der Auctionator umgewandt, die Stirn mit einem rothcarrirten Sacktuche abgewischt, und als er sich jetzt wieder der Versammlung entgegendrehte, war im Gegensatze zu früher – er hatte nämlich bis dahin zuweilen kleine schelmische Aeußerungen in die Versteigerung einfließen lassen – sein Gesicht von einem feierlichen, würdevollen Ausdrucke umflossen, und

er stützte die rechte Hand auf den Tisch, was sein Ansehen vermehren sollte, und sagte: »Meine hohen Herrschaften und verehrungswürdiges Publikum! Wir kommen jetzt zu dem zweiten Theile unseres Geschäftes, in welchem das unvergleichliche Meisterwerk eines der berühmtesten Maler aller Zeiten und aller Völker dem Verkaufe ausgesetzt wird. Ich kann hierbei die Bemerkung nicht unterlassen,« fuhr der Beamte fort, nachdem er von einem der schwarzen Herren mit der weißen Halsbinde, welcher dicht hinter ihm stand, einen sanften Rippenstoß empfangen, »daß der Erlös dieses kostbaren Bildes, eines ächten Murillo, durch die Munificenz Seiner Hoheit des hochseligen Prinzen Heinrich für eine mildthätige Stiftung bestimmt worden ist.«

»Eine sehr überflüssige Bemerkung,« murmelte der Ober-Hofmarschall, welcher dicht an den Tisch getreten war und jetzt schon durch furchtlos umhergesandte Blicke eine vorläufige, gelinde Einschüchterung versuchte.

Das Bild wurde jetzt von zwei Lakaien neben den Auctionator gestellt, und als es nun von demselben mit einer gravitatischen Handbewegung enthüllt wurde, brach von allen Seiten ein förmlicher Beifallssturm los und man applaudirte mit Begeisterung dieses wunderbare Kunstwerk.

Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher der Versteigerer sein rothcarrirtes Taschentuch wie in einem Anfluge von Rührung ein paar Mal an seine Augen gedrückt, blickte er, den aufgestemmtten Hammer in der

Hand, wie Ruhe gebietend um sich her und sagte alsdann mit seiner schrillen Stimme: »Dieses Bild, ein ächter Murillo, wird um den Preis von zehntausend Thalern zum Verkaufe ausgesetzt.«

Allgemeines Stillschweigen, dann eine Stimme aus dem Hintergrunde: »Und fünfhundert Thaler.«

Der Hofmarschall nickte lächelnd dem Beamten zu, welcher hierauf verkündigte: »Eilftausend Thaler.«

»Und fünfhundert.«

Dasselbe Spiel – »Zwölftausend Thaler.« – »Und fünfhundert.«

Und eine Minute daran wieder das gleiche Spiel: »Dreizehntausend Thaler« – »und fünfhundert« – nur mit dem kleinen Unterschiede, daß dem Lächeln des Ober-Hofmarschalls jetzt ein klein wenig Entrüstung beige-mischt war und daß schon mehrere Lorgnetten an hochadeligen Augen den unsichtbaren Bieter zu entdecken suchten.

Doch blieb dieser nicht allein, und nachdem das Bild die Summe von achtzehntausend Thalern erreicht hatte, vernahm man auch noch andere Bieter, am Tische stehend, sowie aus dem Hintergrunde, welche das Gemälde in Kurzem auf die Summe von fünfundzwanzigtausend Thalern hinaufbrachten.

Der Kammerherr Freiherr von Schenk, welcher an dem bezeichneten Fenster stand, hatte schon ein paar Mal angefangen, sein weißes Sacktuch herauszuziehen, dasselbe aber in die Rocktasche zurückfallen lassen, wenn er bemerkte, wie Seine Excellenz zuweilen mit den Achseln

guckte und wie sich die Gegner desselben mit jedem Angebot mehrten.

»Dreißigtausend Thaler.«

»Einunddreißigtausend Thaler.«

»Zweiunddreißigtausend Thaler.«

»Fünfunddreißigtausend Thaler,« hörte man die Stimme des Ober-Hofmarschalls und sah ihn, wie er, die Arme über einander geschlagen, etwas rückwärts gebogen da stand, die Nase hoch erhoben, ein leichtes Lächeln um die Lippen und die Augen fest geheftet auf einen Kunsthändler, welcher ihm gerade gegenüber stand und gegen ihn bot, aber nicht ohne Zeichen einiger Verlegenheit und Unbehaglichkeit.

»Fünfunddreißigtausend Thaler,« wiederholte der Beamte, und einer der schwarzen Herren neben ihm sagte kopfschüttelnd mit gefalteten Händen halblaut zu seinem Nachbar:

»Das ist ein sehr niedriger Preis für dieses Kunstwerk

Und es war, als hätte diese Bemerkung die Brust des Kunsthändlers mit neuem Muthe umpanzert, denn er sagte: »Sechsenddreißigtausend Thaler.«

»Und fünfhundert,« klang es abermals aus dem Hintergrunde.

»Siebenunddreißigtausend.«

»Und fünfhundert.«

»Achtunddreißigtausend.«

»Wir müssen der Sache ein Ende machen,« sprach nun der Ober-Hofmarschall mit einer vor Aerger zitternden

Stimme: »ich finde dieses Ueberbieten von einer unbeschreiblichen Rücksichtslosigkeit.«

»Horrible, da man weiß, für wen Seine Excellenz das Bild kauft!«

»C'est un manque de dévouement impardonnable!«

»C'est une honte!«

»Auf Ehre, scheußlich – man sollte dem Beamten einen Wink geben, daß er rasch zuschlägt!«

»Das darf man nicht thun – es sind zu viel Augen hier, die den Vorgang scharf beobachten!«

»Nicht zu gedenken jener beiden Schwarzröcke, die bald blaß, bald roth werden und von denen der eine schon einmal Miene machte, dem Versteigerer in den Arm zu fallen, als er zuschlagen wollte.

»Vierzigtausend Thaler.«

Der Kunsthändler ihm gegenüber blickte rückwärts, und als er, wie es schien, aus dem Hintergrunde des Saales ein Zeichen erhalten halte, sagte er: »Einundvierzigtausend Thaler.«

»Und fünfhundert!« klang es abermals aus dem Gedränge.

»Soll mich der Teufel holen,« hörte man einen jungen Garde-Officier einem anderen zuflüstern, »daß mich jene Bestie, die dort aus dem Hintergrunde beständig unsichtbar ihr ›und fünfhundert‹ ruft, noch mehr ärgert, als dieser infame Kunsthändler!«

»Gewiß, es geht mir eben so – sehen Sie nur Seine Excellenz an, sie ist daran, sich ernstlich zu fachiren.«

»Es ist aber auch eine noch niemals da gewesene Rücksichtslosigkeit!«

»Wer ist denn dieser Kunsthändler?«

»Irgend ein Herr Müller oder Maier, handelt aber natürlich im Auftrage Anderer. Leider habe ich schon ein paar Herren aus der Gesellschaft bemerkt, die zuweilen abseits schleichen und ihm indirect einen Wink geben lassen – ich will nur nicht indiscret sein.«

Der Ober-Hofmarschall hatte sich gegen den Freiherrn von Schenk gewandt und ihn durch einen bezeichnenden Blick an seine Seite gerufen. »Gehen Sie zur Frau Fürstin-Mutter, mein lieber Baron,« flüsterte er ihm zu – »Sie finden Ihre Königliche Hoheit in der großen Allee –, sagen Sie ihr, es würde hier mit einer Rücksichtslosigkeit auf das Bild geboten, die – die . . . nun, sagen Sie ihr, was Sie gehört und gesehen haben, und ich ließe sie um eine neue Limite bitten, wie weit ich im schlimmsten Falle gehen könne – aber ich beschwöre Sie, Baron, eilen Sie!«

Nachdem hierauf der Kammerherr mit dem Anstande eines Hofmannes langsamen Schrittes zum Saale hinausgegangen war, um sich vor dem gemeinen Volke keine Blöße zu geben, schoß er, vor der Thür angekommen, wie ein Pfeil über die Treppen hinab und war so glücklich, den Wagen der Frau Fürstin-Mutter an der bezeichneten Stelle dicht beim Schlosse zu finden.

»*Quel manque d'égards!*« sagte die hohe Dame, nachdem sie die Botschaft Seiner Excellenz angehört – »sollte

man nicht glauben, unser theurer Schwager Liebden mache sich aus dem Grabe heraus noch das Vergnügen, uns diese Freundlichkeit zu erweisen?«

»Darf ich Eure Königliche Hoheit um einen Befehl bitten?« drängte der Kammerherr.

»Sagen Sie meinem Ober-Hofmarschall, wenn es nicht anders sein könne, so solle er bis auf achtzigtausend Thaler gehen – ein horribler Preis – doch kann und will ich das Bild einmal nicht lassen – es wäre mir zu schmerzlich! – Sagen Sie ihm das und setzen Sie hinzu, ich verliesse mich ganz auf seinen mir bekannten Aplomb und wäre ruhig!«

Mit dieser Botschaft stürmte der Baron von Schenk seinen Weg zurück und behielt kaum Athem genug, dieselbe in das Ohr Seiner Excellenz zu flüstern.

Die Versteigerung war unterdessen langsam fortgegangen, denn nicht bloß der Ober-Hofmarschall hatte nur in kleinen Summen geboten, sondern der Kunsthändler war ein paarmal zurückgetreten, um mit einem Bekannten zu flüstern, ehe er wieder weiter bot. Dadurch war einmal eine so gefährliche Pause entstanden, daß der Hammer schon zum drittmaligen Zuschlage in der Luft schwebte und wohl auch niedergefallen wäre, wenn nicht einer der schwarzen Herren den Arm des Beamten berührt hätte.

»Ich muß sehr bitten, das künftig zu unterlassen!« hatte ihn der Ober-Hofmarschall angeherrscht, und Jener darauf erwiedert: »Verzeihen mir Eure Excellenz, ich dachte an meine Armen und an meine Kranken.«

»Das kümmert mich wenig – wenn dergleichen wieder vorkommt, so werde ich den Auctionator dafür verantwortlich machen – weiter, wenn ich bitten darf!« – Dieses ›weiter‹ aber sprach er in einem solchen Tone und begleitet von einem so herausfordernden Blicke, daß sich der Kunsthändler achselzuckend abwandte und sich auch die Fünfhundert-Thaler-Stimme nicht mehr hören ließ. »Fünfundvierzigtausend Thaler zum ersten Male!« sagte der Auctionator – »und fünfundvierzigtausend Thaler zum zweiten Male!«

»Uebereilen Sie sich gar nicht,« sprach jetzt der Ober-Hofmarschall mit einer Würde, welche einen Beifall verdient hätte – »übereilen Sie sich nicht, man soll uns nicht nachsagen, als hätten wir nicht mit großer Ruhe ein neues Gebot erwarten können.«

»Bravo – unvergleichlich!« hörte man flüsternde Stimmen aus der Gesellschaft.

»Ich wiederhole also: fünfundvierzigtausend Thaler zum zweiten Male – und fünfundvierzigtausend Thaler zum . . . «

Statt das Wort ›dritten Male‹ aber auszusprechen, blieb der Beamte mit offenem Munde da stehen, als eine bis jetzt noch nicht gehörte Stimme in sehr ruhigem Tone sagte:

»Fünfundzigtausend Thaler.«

Die schwarzen Herren mit der weißen Halsbinde fuhren wie der Blitz zurück, um einem jungen Manne Plan zu machen, welcher dieses letzte Angebot gethan.

»Ah, Herr Rodenberg!« tönte es von der Lippe des Ober-Hofmarschalls, wobei man bemerkte, wie das Antlitz Seiner Excellenz von tiefer Zornesröthe übergossen wurde.

Rodenberg verbeugte sich auf eine gefällige Art und entschuldigte sich bei dem Auctionator, daß er leider gekommen sei, um ihm weitere Mühe zu machen.

Der Name Rodenberg's hatte sich, allerdings in Zischlauten, mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers durch die anwesende Gesellschaft verbreitet und manchen Herrn und manche Dame, die bis jetzt behaglich in ihren Sitzen geruht, um mit großer Genugthuung das dritte letztmalige Aufschlagen des Hammers zu vernehmen, von ihren Sitzen emporgeschnellt und ihnen Veranlassung gegeben, in sprachloser Ueberraschung den frechen Eindringling durch Lorgnetten und Gläser aller Art zu betrachten.

»Ist denn das möglich?«

Ja, es war so, und wenn sich auch der Ober-Hofmarschall mit der Hand über die Augen fuhr, wie um das verhaßte Bild des jungen Mannes verschwinden zu lassen, so bemerkte er diesen doch in der nächsten Secunde wieder mit einem ruhigen Lächeln vor sich stehen und sah an diesem ruhigen Lächeln, daß er es mit einem Gegner zu thun habe, der wahrscheinlich gut gerüstet sei und den er nicht im Stande war, durch Stirnrunzeln und finstere Blicke zu verscheuchen.

Fast hätte Rodenberg das Bild um fünfzigtausend Thaler gehabt, doch trat hier abermals der freundliche

schwarze Herr in's Mittel, indem er den Auctionator flüsternd darauf aufmerksam machte, Seine Excellenz seien überrascht, ja, förmlich bestürzt, und er möge sich um Gottes willen nicht übereilen.

»Fünfundfünfzigtausend Thaler!« sagte der Ober-Hofma

»Sechzigtausend Thaler!« sprach Rodenberg.

Die Sache wurde jetzt so interessant, daß von allen Seiten ein förmliches Gedränge um den Tisch entstand; überall streckten sich die Hälse, um die beiden Kämpfer in's Auge zu fassen. Diese aber boten einen sehr verschiedenartigen Ausdruck: der Ober-Hofmarschall hatte die rechte geballte Faust auf den Tisch gestützt und gab sich, aber auf keine täuschende Art, jene sorglose Miene von Gleichgültigkeit, welche der Andere ihm gegenüber durchaus nicht zu affectiren brauchte, sondern in Wirklichkeit besaß.

Dabei dürfen wir aber nicht verschweigen, daß die Linke des Hauses entschieden für den jungen Mann Partei nahm und daß, so oft er sein Gegenüber mit einer immer größeren Summe schlug, ein beifälliges Gemurmel, ja, gelindes Bravo erscholl.

»Fünfundsechzigtausend Thaler!«

»Zweiundsiebenzigtausend Thaler!« betonte Rodenberg etwas schüchtern.

»Dieser Herr dort,« vernahm man jetzt die etwas unsichere Stimme des Ober-Hofmarschalls, »kam sehr spät und kennt vielleicht nicht die Bedingung, welche, den Verkauf dieses Bildes anbelangend, zu Anfang der Versteigerung vorgelesen wurde.«

»Darf ich Sie um den Inhalt dieser Bedingung bitten?« wandte sich Rodenberg mit außerordentlicher Höflichkeit an den Beamten.

»Das Bild muß innerhalb vierundzwanzig Stunden baar bezahlt werden.«

»Ah!« machte der junge Mann, und das Herz Seiner Excellenz klopfte stärker, denn er glaubte nicht nur eine kleine Verlegenheit in dessen Zügen bemerkt zu haben, sondern er sah zu seiner großen Genugthuung, wie Jener in der That Miene machte, sich zurückzuziehen.

Der Feind war im Weichen begriffen, also Victoria! mit einer tüchtigen Salve – »Achtzigtausend Thaler!«

»Achtzigtausend Thaler zum ersten Male!« wiederholte der Beamte. »Achtzigtausend Thaler zum zweiten Male!«

Der Kammerherr von Schenk zog sein Schnupftuch aus der Tasche »Und achtzigtausend Thaler zum – dritten ...«

Der Kammerherr von Schenk war voreilig genug, sein weißes Tuch flattern zu lassen, ehe er den verhängnißvollen Schlag gehört. Und dieser erfolgte nicht, denn ehe der Beamte im Stande war, den Hammer niederfallen und zu gleicher Zeit die zwei letzten, Alles beendigenden Sylben ertönen zu lassen, vernahm man die Stimme Rodenberg's, welche in ruhigem Tone, als handle es sich um eine Kleinigkeit, zwischen den beiden entzückt da stehenden schwarzen Herren die Worte sprach: »Hunderttausend Thaler!«

Zu gleicher Zeit, und das war wohl das Kränkendste für sein Gegenüber, legte er, ohne den dritten Hammer Schlag abzuwarten, eine Anweisung von viermalhunderttausend Franken vor den Beamten hin und zog sich alsdann bescheiden wieder vom Tische zurück, ruhig in der sicheren Voraussetzung, daß ihm das Bild zugeschlagen werden müsse.

So geschah es denn auch, nachdem der Versteigerer möglichst lange gezögert und Seine Excellenz zu verschiedenen Malen mit den Blicken befragt.

»Hunderttausend Thaler zum dritten Male!«

Und während auf der einen Seite ein lautes Ah! der Befriedigung und der Freude die dicht herangedrängte Zuschauermenge durchflog, rauschte es auf der anderen von den Stühlen empor und so eilig wie möglich zum Saale hinaus, so daß in wenigen Minuten von der ganzen Gesellschaft nichts mehr übrig geblieben war, als der Ober-Hofmarschall und der Kammerherr Freiherr von Schenk.

Der letztere schlug seine Hände wie in Verzweiflung zusammen und sehr sonst beständig glattes und zufriedenes lächelndes Gesicht zeigte jetzt Schrecken und Bestürzung. »Um Gottes willen,« stieß er mühsam hervor, »wir haben das Bild nicht, Excellenz!«

»Nein, wir haben es nicht.«

»So bin ich ein verlorener Mann, denn ehe ich das Wort, ›zum dritten Male‹ hörte, ließ ich mein weißes Taschentuch zum Fenster hinausflattern!«

»Gerechter Gott, was haben Sie gemacht?«

»Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürstin-Mutter winkten äußerst gnädig und fuhren davon!«

»Eine Uebereilung, mein Lieber, welche Sie Ihre Stelle kosten muß,« erwiderte Seine Excellenz der Ober-Hofmarschall mit einem kalten, unheilverkündenden Tone – »ich werde sogleich Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürstin-Mutter aufsuchen und darf es ihr nicht verschweigen, mit welcher Uebereilung Sie gehandelt!«

Er wandte sich rasch um und ließ den unglücklichen Kammerherrn stehen – als ein Bild des Erbarmens in seines Nichts durchbohrendem Gefühle. –

Nachdem die Theilnehmer und Zuschauer dieser interessanten Versteigerung nach und nach den Saal verlassen hatten, nicht ohne daß eine große Anzahl derselben unter den herzlichsten Glückwünschen von Rodenberg geschieden war, wobei die Herren mit den weißen Halsbinden mit aufgehobenen Händen noch ganz besonders betonten, daß einer solchen That der Segen des Himmels unmöglich fehlen könne, traf der Maler die nothwendigen Anordnungen zur Zahlung des Bildes, sowie um dasselbe an die Adresse der Frau Marchesa de Monterey gelangen zu lassen. Er fuhr zu diesem Zwecke mit dem Beamten, welcher die Versteigerung geleitet, nach dem Bankhause, das den Wechsel acceptirt und auch seit längerer Zeit Geschäfte für die Frau Marchesa besorgt hatte. Er ersuchte den Chef des Hauses, dieser Dame über den Ankauf des Bildes und mit demselben zugleich eine Notiz zugehen zu lassen und sich die Bestimmung zu erbitten, was mit der übrig gebliebenen Summe geschehen solle.

Daß des Versteigerers dabei nicht vergessen wurde, sondern daß er durch ein reiches Geschenk belohnt ward, brauchte hier eigentlich nicht erwähnt zu werden; doch wollen wir auch in dieser Kleinigkeit unsere bekannte Wahrheitstreue nicht verläugnen.

Rodenberg hatte Alles das besorgt mit einer fast unerklärlichen Ruhe, im Gegensatze zu der Aufregung, die man wohl bei ihm hätte voraussetzen können; doch war diese Ruhe keine erkünstelte, vielmehr hatte sich ein Behagen über ihn ausgegossen, welches wir zu empfinden pflegen, wenn wir uns nach einem ermüdenden Tagewerke endlich aller Sorgen ent schlagen haben und in angenehmem Nichtsthun die Bilder der letzten Vergangenheit an uns vorübergleiten lassen.

Unter diesen Gefühlen fuhr Rodenberg nach Hause und lächelte still in sich hinein, als er an dem Schlosse vorüberkam, als er die Straßen alle sah, durch die er schon unter so wechselnden Verhältnissen gewandelt war, als er endlich seine ehemalige Wohnung erblickte, im Aeußern bis auf die an der Thür lungern den Bedienten unverändert, wobei er sich indessen des eigenthümlichen Gedankens nicht ent schlagen konnte, als kehre er heute wieder nach jahrelanger Abwesenheit zurück. Und dabei fühlte er, wie fremd ihm Alles geworden – ja, so fremd, daß er den Augenblick kaum erwarten konnte, wo ihm gestattet wäre, der Stadt den Rücken zu kehren.

Glücklicher Weise konnte er diesen Augenblick beschleunigen, und er that es mit einer fast ängstlichen Hast.

In der Wohnung Lord Warren's angelangt, vertauschte er seinen Anzug mit dem, von welchem wir weiter oben gesprochen, und als er sich in der einfachen Sammtblouse sah, um den Hals das lose geknüpft seidene Tuch, als er seinen weichen Hut schief auf sein reiches Haar drückte und wie zur Probe seinen schweren Wanderstab schwang, da flog ein behagliches Lächeln über seine Züge und er beeilte sich, den kleinen Koffer, den er schon lange gepackt hatte, vollends anzufüllen, zu verschließen und mit einer Aufschrift zu versehen, wohin ihm derselbe nachgeschickt werden solle – und eben dahin, sagte er dem hereintretenden Haushofmeister, möge er auch die Güte haben, ihm alle einlaufenden Briefe zu senden.

»Ich mache nur eine kleine Reise,« sagte er zur Beschwichtigung des alten Herrn, welcher stets zuvorkommend gegen ihn gewesen war und auch jetzt mit freundlicher, bittender Miene einige Einwendungen nicht unterlassen konnte, »Seine Herrlichkeit werden betrübt sein, Sie nicht mehr hier zu finden!«

»Vielleicht kehre ich rascher hieher zurück, als Sie sich einbilden, mein lieber Herr Augier – senden Sie mir die Briefe Lord Warren's, welche an mich einlaufen, und sollten Sie Seiner Herrlichkeit schreiben, so bitte ich, ihm zu sagen, daß ich meines Versprechens eingedenk sei und ihm so bald als möglich Nachrichten von mir geben würde. – Nun leben Sie wohl und empfangen Sie meinen innigsten Dank für alle Güte, welche Sie gegen mich gehabt!«

Der alte Haushofmeister drückte ihm herzlich beide Hände und sah ihm darauf kopfschüttelnd nach. Es ist doch etwas Eigenthümliches um so eine Künstlernatur – könnte behaglich wohnen in einem der comfortabelst eingerichteten Hotels, wo ihm Alles zur unbeschränktesten Verfügung sieht: Dienerschaft, Reitpferde, Equipage im Hause seiner Herrlichkeit des Lords Warren – bei mir – und rennt da, den Stock in der Hand, den Plaid auf der Schulter, in die Welt hinaus!«

Als Rodenberg die Treppe hinabsprang, dachte er an Rafael. – Warum nochmals von diesem guten Kerl einen vielleicht wehmüthigen Abschied nehmen! Ich werde seiner gedenken, wie er auch meiner gewiß nicht vergessen wird, und daß wir uns wiedersehen, davon bin ich fest überzeugt!«

So schritt er durch die Straßen, sein Skizzenbuch unter dem Arme, den Stock in der Hand, seinen zusammengewickelten Plaid auf der Schulter, im Besitze einer Baarschaft, welche geringer war als die, mit der er vor so und so viel Jahren hier eingewandert.

So lange er rechts und links Häuser hatte, ging er langsam, nach allen Seiten behaglich ausschauend; als er sich aber vor der Stadt befand, schritt er rüstig von dannen in die Berge hinein. Da oben war ein Punkt, wo sich die breite Fahrstraße scharf um eine Felsecke herumbog, und dort blieb er, rückwärts gewandt, einige Minuten stehen, nochmals hinabschauend auf die Häusermassen, denen er jetzt wohl für immer Lebewohl sagte – da lag für ihn eine traurige Vergangenheit: und dorthin, dem weiten

Thale zu, an dessen scheinbarem Horizonte sich gewaltige Bergmassen auf einander thürmten – eine ungewisse Zukunft.

»Wohl bin ich frei nun, wie der Falk',
Der über die Berge fliegt,
Vor dem die Welt, die schöne Welt,
Hellsonnig offen liegt;
Doch hat der Falk sein heimisch Nest,
Und wo wird mir einst Ruh'?
Ach, Keine, Keine find' ich je,
Die mich geliebt, wie Du!«

DER KÜNSTLERHOF VON GRANADA.

Es war im Monat Mai irgend eines Jahres – die bezeichnende Zahl thut nichts zur Sache, doch wollen wir hinzufügen, es war das Jahr, welches jenem gefolgt, in dem wir im vergangenen Kapitel vom freundlichen Leser Abschied genommen –, als ein Reisender mit wenigem, aber anständig aussehendem Gepäcke die Cannebière von Marseille hinabschritt, dann in die Straße Des Ambassadeurs einbog und sich den Gasthof gleichen Namens ein wenig beschaute, ehe er in den finsternen Thorweg desselben trat. Der Reisende hatte sich einen andern Begriff gemacht von den Gasthöfen dieser südlichen Stadt und von einem wengleich bescheidenen Zimmer – aber mit der Aussicht auf das blaue Meer, die weißen Felsen der Küste, auf Chateau d'If mit einem tüchtigen

Stücke glänzenden Himmels dazu, welchem entlang seine Gedanken so bequem nach Spanien, ja, nach Afrika hätten segeln können, und nun die enge Gasse mit dem düstern Hause!

Er trat achselzuckend ein, mußte aber einen Augenblick warten, ehe er sich an den Portier wenden konnte, da dieser im Begriffe war, sich von einem Fremden, welcher gerade ausgehen wollte, den Schlüssel einhändigen zu lassen. Unser Reisender würde diesen Fremden weiter auch nicht beachtet haben, wenn derselbe nicht im reinsten Deutsch gesagt hätte: »Ich gehe nach dem Hafen, um mich noch einmal genau nach der Abfahrt des spanischen Schiffes zu erkundigen.« – Und mit welchem Klange der Stimme sagte er das, ja, so mächtig ergreifend für den so eben Eingetretenen, daß dieser, nachdem er einen Augenblick sprachlos gestanden, auf den Fremden zustürzte, ihn am Kragen nahm und rasch gegen sich drehte, was indessen keinen großen Kraftaufwand erforderte, da der Fremde ein kleiner und schwächlicher Mann, unser Reisender dagegen eine ziemlich breite und große Persönlichkeit war.

»Rafael – oder ist es irgend ein Gespenst, das Deine Gestalt angenommen hat?«

»Gott steh' mir bei – Herr Professor Walter – die Freude, Sie wiederzusehen!«

»Und die meinige doppelt, weil Du Dich so eben nach den spanischen Schiffen erkundigt und ich daraus ersehe, daß wir Ein Reiseziel haben!«

Der Portier des Gasthofes, welcher als Elsässer vollkommen Deutsch verstand und dem solche Erkennungsszenen wohl schon häufig vorgekommen waren, gab dem Fremden seinen Schlüssel wieder, und dieser stieg mit dem Anderen, nachdem auch ihm ein Zimmer angewiesen, die Treppen hinauf.

»Aber nur um den Reisedaub abzuschütteln und mich etwas anständig zu machen, dann gehen wir irgendwo hin, wo wir frische Luft und Sonnenschein haben – denn ich kann Dir nicht sagen, Rafael, wie ich mich freue!«

»Sie kommen so eben an?«

»Vor einer Viertelstunde – aber Eines geht nicht mehr,« sagte er, plötzlich stehen bleibend und den kleinen Schriftsteller betrachtend, »daß ich nämlich als Anklang längst vergangener Zeiten Du zu Dir sage, oder wir müssen die Gleichheit dadurch herstellen, daß wir irgendwo bei einem Glase guten Weins schmolliren – Du weißt gewiß dazu einen passenden Ort und wirst hiermit angewiesen, mich augenblicklich dorthin zu führen.«

Da Rafael schon einige Tage in Marseille war, so wußte er allerdings einen solchen Ort auf dem Wege nach Notre Dame de la Garde, eine kleine Kneipe, wie sie ein deutscher Künstler nur wünschen mochte: auf den Felsen gelegen, die hier steil in das Meer abfallen, war das ein kleines Häuschen mit einer Veranda aus rohen Baumstämmen, welche durch eine gewaltige Weinrebe zur dichten und kühlen Laube umgestaltet war. Da saßen die Beiden an einem roh gezimmerten Tische, der aber mit weißem

Brode, saftigem Schinken, vortrefflichem Käse und dunkelrothem Weine besetzt war, wurden angehaucht von dem kühlen Seewinde, vernahmen das einförmige und so beruhigende Anschlagen der Meereswellen an den Felsen drunten und sahen vor sich die dunkelblaue Salzflut mit aus- und einfahrenden Schiffen bedeckt: schwarzen Dampfern, die, wie Seeungeheuer tief die Wellen furchend, unaufhaltsam ihren Weg verfolgten, während kleinere Boote mit leuchtend weißen Segeln gleich Möven über das Wasser dahin zu fliegen schienen. Dort lag das malerische Chateau d'If und Ratonneau, links zogen die hellen Felsen an der Küste gen Italien zu und rechts über La Jolietie hinaus verschwammen die Ufer in weichen Formen in der Richtung gen Spanien.

»Dorthin fahren wir morgen Abend,« sagte Rafael. – Das war aber auch Alles, was von den Beiden heute bei diesem ersten Wiedersehen über ihr gemeinschaftliches Reiseziel gesprochen wurde.

Ihre Gedanken folgten nicht den Augen, denn während diese entzückt im Anblicke jenes prachtvollen Seebildes schwelgten, flogen jene nach der Heimat zurück und versenkten sich dort in enge, schattige Straßen, in stille deutsche Häuser, beschäftigten sich mit vergangenen Tagen und mit Freunden, die ihrem Gesichtskreise entschwunden.

»Und Rüding?« fragte Walter.

»Hat sich lange gegen die Fesseln der Ehe gewehrt, ist ihnen, aber endlich im vollen Sinne des Wortes verfallen: seine Gattin, eine ältere Witwe, schnitt ihm das

Lockenhaar ab, worauf er so stolz war; er hat sich darüber gegrämt, nahm aber trotzdem an Leibesumfang zu wie seine photographische Anstalt an Renommée.«

»Also es geht ihm gut?«

»Ja und nein; er wandelt mit so vielen Anderen die breite, ausgetretene, gewöhnliche Fahrstraße dieses Lebens; zuweilen soll er sich noch der vergangenen Künstlerzeit erinnern und dann hier und da leise mit seiner Kette klirren.«

»Dem Kohlenmüller ist es, wie ich gehört, besser ergangen?«

»Gewiß, und diese frische, gesunde Natur hat es auch verdient: er malt und zeichnet große und kleine Landschaften, hat sich nach dem Tode seiner Schwiegermutter in Düsseldorf ein kleines Häuschen gebaut und viele Kinder in die Welt gesetzt.«

»Davon hörte ich,« sagte Walter, indem er lächelnd in sein Glas schaute, »und dieser dankbare Kerl hat sie alle nach uns benannt: er besitzt einen Michel Angelo, einen Rafael, einen Walter, einen Arthur, dem er oben drein noch den Spitznamen, ›Der wilde Jäger‹ zugelegt hat, und eine Tochter, die er Juanita genannt.«

»Ach, wie freue ich mich, die ächte Juanita, meine Prinzessin, wiederzusehen,« rief der kleine Schriftsteller enthusiastisch – auf ihr Wohl!«

Beide erhoben die Gläser, stießen an und tranken aus, nachdem sie mit einer leichten Handbewegung gegen die spanische Küste gewinkt.

»Wann hast Du die letzten Nachrichten von Rodenberg erhalten?«

»Ich fand hier einen Brief von ihm vor – Du aber warst im vergangenen Winter längere Zeit mit ihm in Rom zusammen?«

»Das war ich, und wenn ich schon früher alle Achtung vor dem großen Talente unseres Freundes hatte, so muß ich Dir schon gestehen, daß dieselbe zur Bewunderung wurde, nachdem er mir erlaubt, seine Mappen durchzublätern – welche Compositionen – wie tief und poetisch aufgefaßt, wie wunderbar ausgeführt! Ich möchte mir selbst ein Compliment machen, daß ich es war, welcher ihn damals veranlaßt, die leidige Farbenschmiere an den Nagel zu hängen – erinnerst Du Dich, kleiner Rafael?«

»Wohl erinnere ich mich.«

»Ja, ja, es war dieselbe Zeit, wo ich auch Dir eine moralische Kopfnuß gab, welche bei Dir gut angeschlagen hat. Aber um wieder auf Rodenberg zu kommen, so erschienen damals die ersten Lieferungen seiner prachtvollen Illustrationen über Don Quixote – nun, Du wirst davon gehört haben?«

»Und mit welcher Freude ich davon gehört, darüber gelesen, darüber geschrieben habe! Hat doch selten etwas ein so schnelles, ungeheures Aufsehen gemacht; Rodenburg wäre ein gemachter Mann, wenn auch das Andere anders gekommen wäre. Also Du sahst Beide in Rom?«

»Ja,« erwiderte der alte Maler, träumerisch vor sich niederblickend, »ich war dabei, als sie sich wiedersahen, und ich werde das nie vergessen.«

»O, erzähle mir das – Rodenberg schrieb mir wohl darüber, aber seine Worte kamen aus einem so von Glück berauschten Herzen, daß er sich nur in Ausrufungen erging und ich mir mühsam den Faden der Begebenheit zusammensuchen mußte.«

»Daß Juanita mit ihrem Oheim Don Jose in Rom war, wußte ich von Schlegel, der sich bei ihr befand und ihr im Ankaufe von Kunstwerken aller Art behülflich war, auch daß ihr derselbe genau und bündig erklärt hatte, welch harmloses Verhältniß damals zwischen Rodenberg und seiner schönen Krankenpflegerin Leonie bestanden – wir wissen das ja ebenfalls. Nun war aber Arthur so eigenthümlich und scheu geworden, daß sie überzeugt sein konnte, er würde Rom augenblicklich verlassen, wenn er Kunde erhielt, daß die Marchesa de Monterey ebenfalls dort sei. Da waren wir an einem stillen Nachmittage fast allein in dem Dome von Sanct Peter: Rodenberg hatte seine Blicke erhoben zur Wölbung der majestätischen Kuppel, und ich, der wußte, was sich begeben sollte, hatte mich an einen der Pfeiler zurückgezogen – ich sah sie wohl kommen, ganz allein und unhörbar schritt sie daher; sie trug ein Kleid von kornblauer Farbe, einen eben solchen Sammetmantel und einen Hut von gleicher Farbe. Es wird Dir eigenthümlich vorkommen, daß ich, der sonst für Toiletten kein Gedächtniß hat, die der Marchesa so genau behielt; doch war sie gerade so angezogen, als

ich sie zum letzten Male damals in Köln sah – es war am Aschermittwoch – Sie trat also an Rodenberg heran, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte zu ihm: »Laß es jetzt genug sein, mein Freund, da hinaufzuschauen, wende Dich der Gegenwart wieder zu und begleite mich nach Hause.« Da sah ich ihn zusammenzucken, sah, wie er seine Hände einen Augenblick vor das Gesicht preßte, und fürchtete schon, er würde sie stehen lassen und davonlaufen.«

»Nun, nun?«

»Er war aber gescheit genug, das nicht zu thun; hätte er es aber gethan, so wären ihm von mir unermessliche Grobheiten zu Theil geworden, denn ich war über seine Halsstarrigkeit geladen bis oben hin – wie war sie so schön, wie sah sie ihn so bittend und so demüthig an! Und doch dauerte es einige für mich sehr peinliche Sekunden, ehe er ihr den Arm reichte und dem Ausgange des Domes zuschritt. Gewonnen, gewonnen! jubelte es in mir, und ich alter Narr fühlte, daß es mit der Trockenheit meiner Augen nicht ganz richtig sei, fühlte aber auch zu gleicher Zeit, wie mich Jemand leise am Arme berührte – und wer glaubst Du wohl, daß es gewesen sei?«

»Nun, wahrscheinlich Schlegel!«

»Weit gefehlt – es war ihr alter Haushofmeister, der uns damals in Köln so wunderbar gepflegt und der lächelnd, aber mit zwinkernden Augen zu mir sagte: Welch schönes Paar! – Und was man ein Paar nennt, wurden sie bald

hernach – es war ein stilles, aber vergnügtes Hochzeitsfest, zu dem auch Roderich mit seiner Frau von Florenz herüber kamen.«

»Das schrieb mir Rodenberg und eben so, daß sie beim Beginne des Frühlings Alle nach Spanien gehen würden – wo wir nun erwartet sind,« setzte er mit Stolz hinzu.

»Auf denn, nach Valencia!« rief jovial der alte Maler – »vor der Hand nach Marseille und dort Erkundigungen eingezogen, ob morgen Abend ein Schiff nach Barcelona und Malaga fährt.«

Das war nun leider nicht der Fall, sondern der Dampfer hatte seine Abfahrt um mehrere Tage verschoben, weßhalb die beiden Freunde am anderen Morgen in sehr verdrießlicher Stimmung auf dem Quai von La Joliette standen und den ankommenden wie den abfahrenden Schiffen zuschauten.

»Wenn ich ein kleiner Millionär wäre,« brummte Walter, »dann ließe ich mir für meine Person so ein Dampfschiff einspannen und führe allein davon.«

»Oder kauftest Dir eine kleine, elegante Dampfyacht, wie da draußen eine liegt – es ist ein Engländer, man sieht's an der Flagge; das Schiff hat geheizt und scheint bald in See gehen zu wollen.«

»Natürlich,« knurrte der alte Maler, »die da reisen und wir müssen zurückbleiben – es ist keine Gerechtigkeit in der Welt, denn sonst führen wir dort mit dem Schiffe und der langweilige Engländer bliebe hier und hätte alsdann hinlängliche Muße, sich Marseille noch einige Tage anzuschauen.«

»Da kommt ein Boot von der Dampfyacht,« sagte Rafael, »bemannt wie das Fahrzeug eines Kriegsschiffes – wie sauber die Matrosen aussehen mit ihren breiten, umgelegten Hemdkragen und ihren schwarzen, lackirten Hüten, das Boot ist größer, als man vermuthet, es führt acht Ruder.«

»Und kommt gerade auf uns zu, als wolle es uns zur Mitfahrt einladen; auch greift der rothnasige Kerl im Hintergrunde an seinen Theerhut, als wolle er uns begrüßen – wer weiß,« setzte Walter lächelnd hinzu, »ob ich nicht während der Nacht in irgend einen Mylord verwandelt worden bin, es hat mir nämlich 'was der Art geträumt.«

»Für dieses Mal nicht,« erwiderte Rafael, sich umwendend; »dort steigen die, denen der Gruß gilt, aus einem sehr eleganten Wagen.«

»Wir wollen ihnen aus dem Wege gehen.«

»Du, Walter?«

»Was soll's, berühmter Schriftsteller?«

»Schau Dir 'mal den Herrn genau an.«

»Welchen?«

»Nun, den, von dem ich eben sprach, der sich mit jener jungen Dame auf das Schiff zu begeben scheint.«

»Gott stehe uns in Gnaden bei! – wenn das nicht Lytton oder vielmehr Lord Warren ist, so will ich ein Schwefelholz sein!«

Hatte nun der Fremde den ziemlich lauten Ausruf des alten Malers vernommen oder zufällig hinübergeblickt, genug, er blieb stehen, eine lebhaftere Röthe überflog sein Gesicht, er wechselte ein paar Worte mit seiner schönen

Begleiterin und eilte dann rasch auf die beiden Freunde zu.

»Walter, sind Sie es in der That?«

»So lebendig, als möglich!«

»Wie ich mich darüber freue – und was machen Sie hier?«

»Ich bin mit meinem Begleiter Don Rafael, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern, nach Granada gewünscht und stehe hier ziemlich verdrießlich am Ufer, da das Schiff, welches heute abdampfen sollte, erst in acht Tagen fährt.«

»Nun,« rief Lord Warren, »da hat es doch auf dieser Welt nie ein glücklicheres Zusammentreffen gegeben; dort liegt unsere Dampfyacht und wartet nur auf uns, um nach Malaga abzugeben – also nach Hause geeilt, Gepäck geholt, wozu Sie den Wagen nehmen können, der mich hieher gebracht – mein Boot soll Sie hier erwarten, und wenn wir dann später auf dem Verdeck sitzen und von der Vergangenheit plaudern, da wollen wir vergnügt sein, wie lange nicht – o Margarethe,« rief er der Lady Warren entgegen, »da ist unser Freund Walter, und Herr Rafael, dessen Du Dich gewiß noch erinnern wirst!«

Und auf welch herzliche, liebenswürdige Art erinnerte sich die schöne junge Frau der Bekannten ihres Mannes und ihres Vaters, ja, auf so gewinnende Art, das, als nun die Beiden nach der eleganten Equipage eilten, der kleine Rafael, welcher tief in Gedanken versunken war, beständig über Dieses oder Jenes stolperte, während Walter seltsame Grimassen schnitt.

Eine Stunde darauf befanden sie sich aus dem Deck der kleinen Nacht, die den Namen Roderich führte, und dampften gen Süden.

Es war das eine entzückende Fahrt bei prachtvollem Wetter und ruhiger See. Als die Nacht kam, kostete es die Freunde Mühe, sich zu trennen, und beim ersten Strahle der Morgensonne waren sie schon wieder auf dem Verdecke, um das stolze Barcelona mit dem die Stadt beherrschenden Montjuy zu betrachten.

Den dritten Tag in der Frühe erreichten sie Malaga, von wo sie auf buntgeschirrten, kräftigen Maulthieren die Straße nach Loja einschlugen, welche sich stundenlang an jähren Felswänden hinaufwindet, schwindelerregend als Weg, prachtvoll aber durch die malerisch zerklüfteten Felsen und den sich immer vergrößernden Rückblick auf das unendliche Meer.

Nachdem die Reisenden in Loja übernachtet, näherten sie sich am Nachmittage des anderen Tages dem Ziele ihrer Reise. Doch ging die Sonne schon unter, als sie sich endlich Granada so weit genähert hatten, um die charakteristischen Einzelheiten der verworrenen Häusermassen dieser Stadt erkennen zu können. Der schlechte Weg, auf dem die Maulthiere bisher nur mühsam gegangen waren, verwandelte sich in eine gut erhaltene Straße, von Baumreihen und Büschen eingefast, zwischen denen hier und da auch schon einzelne Häuser sichtbar wurden – und welche Bäume, welche Büsche, welche malerische Häuser!

Wären unsere Freunde langsam durch Spanien nach dem Süden vorgedrungen, so hätten sie sich an Alles das nach und nach gewöhnt; so aber erschienen ihnen wie in einem Märchen mit einem Male die Wunder Andalusiens hier in Granada, auf dem lieblichsten Fleck der Erde, hier, wo die Vegetation des Südens und des Nordens wunderbar lieblich gemischt ist, wo neben gewaltigen Eichen und Buchen Oleander und Lorbeer stehen, neben Granatbüschen mit den dunkelroth blühenden Blumen, duftender Flieder, über welchen hinaus fast schwarze Cypressen hoch in die Luft emporragen, und eben so sind Frühling und Sommer in der Vega von Granada verschmolzen: schwarzblauer Himmel, poetisches Abendlicht, warme, kosende Mailuft, so hell und so durchsichtig, daß die Sehkraft verdoppelt scheint und die Perspective sich in überraschender, nie erlebter Wirkung darstellt. Und dazu die schöne, altersgraue Stadt, deren Geschichte so lebhaft vor unser Gedächtniß tritt und wie ein wunderbares Märchen erscheint, voll Kampf, Gedicht und Liebe. – Granada La Hermosa mit ihren zahllosen Thürmen und Kuppeln und den keck geschnittenen Giebeln ihrer Häuser, eingefast von einem Halbkreise blaugrüner Berge, welche sich rechts nach den Schneegipfeln der Sierra Nevada hinaufziehen, während die Stadt selbst an mehreren Stellen die steilen Abhänge hinansteigt.

»Dort liegt die Alhambra,« rief Walter, wobei aus den Blicken des alten Malers eine außerordentliche Begeisterung blitzte; »ich erkenne die Torres Vermejas an ihrer rothbraunen Farbe, ein Entzücken jedes Künstlers – wie

oft habe ich von ihnen gelesen, wie oft sie in Zeichnungen gesehen und in meiner Phantasie! Dort ist auch der Torre de la Vela, von welchem herab der spanische Feldherr im Namen der Kronen von Castilien und Arragon von dem eroberten Granada Besitz nahm.«

Lord Warren, der zu Fuße gegangen war, trat, als nun Alle wie auf Verabredung still hielten, neben Margarethe, küßte schmeichelnd ihre Hand und verstand die stumme Sprache ihres großen, glänzenden, feuchten Auges.

Vom großen Dome herunter tönte jetzt feierlichen Klanges die Abendglocke, und als die Reisenden nun weiter zogen, sahen sie, wie Alles mit jedem Schritte auf malerisch eigenthümliche Art lebendig wurde, und hörten das dumpfe Gebrause der großen Stadt stärker und immer stärker an ihr Ohr tönen. Neugierige Mädchensichter schauen dort aus der Weinlaube über die Gartenmauer erstaunt und freundlich auf die Fremden – aus jenem Kiosk klingt eine schöne Männerstimme hervor, kaum hörbar von der Guitarre begleitet; dazu goldener Himmel gen Westen, aus dem sich der mächtige Schneekegel des Mulhacen geisterhaft bleich abhebt, hier und da schon ein einsamer Stern in der Höhe, unten aber auf der Erde Gesang und Guitarrenklang, und so drang von allen Seiten der Odem eines warmen, poesievollen Lebens auf die Reisenden ein.

Ohne ein Wort mit einander zu sprechen; staunend, sinnend, entzückt, ritten sie schweigsam bei dämmern-dem Abend in die Stadt der Sagen und Wunder ein über die Vivarambla, durch die Calle del Darro, von dem

die Straße ihren Namen hat, dann aufwärts dem Ufer des murmelnden Flüßleins entlang, geführt von einem der Maulthiertreiber, welcher nicht nur die Stadt genau kannte, sondern auch das Landhaus vor dem Thore derselben, wo sie von den Freunden erwartet wurden.

Endlich hatten sie es erreicht: dort über der hellen Umfassungsmauer hoben sich die Kronen mächtiger Bäume; dort war das weit geöffnete Eingangsthor des Gartens, dort sank Margarethe mit einem lauten Ausrufe der Freude in die Arme ihres Vaters, dort breitete Rodenberg die Arme aus, um entzückt die Freunde abwechselnd an seine Brust zu drücken; dort stand auch Schlegel mit gerührtem Blicke, und daß dieses Gefühl auch sein Herz bewegte, bewies er dadurch, daß er bald die Rechte Walter's, bald die des kleinen Rafael ergriff und dieselbe fast übermäßig schüttelte. Dort waren auch Diener mit brennenden Fackeln, dort war der Haushofmeister der ehemaligen Marchesa de Monterey, der freundliche alte Mann mit seinem weißen Haar und dem gemüthlichen Lächeln, der nun seinen Leuten Anweisung wegen der Maulthiere und des Gepäcks gab und dann den hochgeehrten Fremden voran dem Schlosse entgegenstritt.

Sanft führte der Weg aufwärts an leuchtenden Blumenparteen vorbei, zwischen duftenden Büschen dahin, unter mächtigen, leise rauschenden Bäumen, an murmelndem Wasser vorüber, das sie hörten, ohne es zu sehen, und mündete endlich in einen großen, halbkreisförmigen Rasenplatz, an dessen Ende sich das schloßähnliche Landhaus erhob. Hier machte sich Margarethe sanft

von der Hand ihres Vaters los und flog den Weg hinan dem hell erleuchteten Portale zu, wo sie im nächsten Augenblicke in den Armen der beiden Schwestern ruhte, von ihnen zärtlich umarmt und geküßt, wie eine lang vermißte, innig geliebte Tochter; dann kam auch Mercedes und Don Jose, und keiner von Allen war vor Rührung und Freude zu sprechen im Stande, am wenigsten Margarethe, die entzückt um sich her schaute, bald in die freudigen Augen ihrer Lieben, bald an den dunkeln Nachthimmel empor zu der feinen Mondsichel und den glänzenden Sternen, wobei sie in Einem fort ausrief: »O, wie schön ist es hier bei Euch; wie wunderbar schön und herrlich, und wie glücklich bin ich!«

Dann kamen auch die Anderen nach und nach, und der Empfang, der ihnen zu Theil wurde, war gerade so, wie er sein sollte: auf's herzlichste, wie man seine Lieben empfängt, die man lange nicht gesehen und die von nun an bei uns bleiben wollen. Da war Lord Warren so über alle Beschreibung glücklich, daß er gern irgend einen tollen Streich ausgeführt hätte, wozu er aber keine Veranlassung fand; da bemühte sich Walter, ernsthaft und würdig, fast trotzig auszusehen, um die naseweisen Thränen zurückzudrängen, welche seine grauen Wimpern befruchteten; da glaubte Rafael in Einem fort zu träumen, wobei er sich vor einem unangenehmen Erwachen fürchtete.

Da fuhr der alte Maler plötzlich zusammen, als eine lange, dunkle Gestalt auf ihn zutrat, ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn mit den Worten anredete: »Pax

tecum!« – jubelte aber im nächsten Augenblicke laut auf, als er in der Capucinerkutte Knorx erkannte, der ihm nun seine Hände entgegenstreckte und ihn willkommen hieß mit so freundlichem Ausdrucke, als das sein hageres Gesicht zuließ!

Dann dauerte es noch eine Zeit lang, ehe wieder Ruhe eingekehrt war in dem großen, prächtigen Gebäude, und war dies erst dann der Fall, als alle in der weiten und hohen Halle beim Abendessen versammelt waren; recht gemüthlich fanden es aber die Freunde erst später, als sie in einem kleinen, reizenden Zimmer Rodenberg's plaudernd und rauchend bei einander saßen: da wurde der entfernten Freunde und Bekannten gedacht, überhaupt der Vergangenheit, und die Erinnerung an sie wurde mächtig unterstützt durch Bilder und Geräthschaften, da war der Toledaner Roderich's und das Hüfthorn des wilden Jägers, da hing an der Wand das Bild, welches Olfers damals für Arthur gemalt: Juanita beim Künstlerfeste, und Murillo's prachtvolles Bild, welches Rodenberg in jener denkwürdigen Versteigerung erstanden.

Der Mond war untergegangen, die Sterne erbleichten und die Blütenbüsche vor dem offenen Fenster strömten berauscher ihren Duft aus, als sich die Freunde endlich trennten.

Am Morgen war es Knorx, welcher Walter und Rafael umherführte und ihnen die prächtige Beszung zeigte, wobei er ihnen erklärte, das Schloß habe Juanita bauen

lassen, die mächtigen Baume des Gartens aber stammten noch aus der Zeit der Mauren, wo hier einer jener fürstlichen Paläste gestanden, mit denen sämtliche Höhen um Granada gekrönt waren; »auch ist von dem damaligen Prachtbau noch ein schönes Stück erhalten und durch Schlegel wieder hergestellt worden,« sagte er; »dort glänzt es hervor zwischen den Lorbeerbüschen und bietet schon von hier, überragt von den schwarzen Cypressen, einen malerischen Anblick – dort sind unsere Ateliers und dort ist auch eines für Dich, Walter.«

Ehe sie aber dort eintraten, hatte Walter noch die Freude, einen guten Bekannten begrüßen zu dürfen, den alten Gärtner Andreas, der ihnen mit einem Veilchenstrauße in der Hand entgegentrat und ihm nach den ersten Begrüßungen mit vor Vergnügen strahlendem Gesichte sagte: »Erinnern Sie sich noch, Herr Professor, jener Tage, wo ich damals die Kisten verpackt und wo Sie die Hoffnung aussprachen, daß das Atelier unseres guten Herrn wohl doch wieder im alten Glanze erstehen würde! Nun, ich sehe, Herr Knorx führt Sie dahin – ich sage Ihnen, Sie werden staunen und sich freuen!«

»Aus Staunen und Freude komme ich hier schon gar nicht mehr hinaus,« gab Walter heiter zur Antwort, »doch muß ich vor der Hand Alles über mich ergehen lassen, wie ein ausgedorrtes Land den wohlthätigen Regen; erst wenn ich einmal mit Lust und Freude gehörig durchweicht bin, kann ich selbst wieder mittheilsam werden, und dann suche ich Euch auf, Andreas, und erzähle Euch von da drüben.«

Er reichte dem alten Gärtner seine Rechte, und als dieser sie mit seinen beiden Händen ergriff und innig drückte, zuckte es seltsam auf Walter's Gesichte; dann folgte er rasch dem vorangegangenen Freunde.

Und welch prachtvolle Räume betreten sie jetzt, ganz dazu geeignet, der übermüthigsten Künstlerphantasie zu genügen: das Haus selbst war ein mächtiges Viereck mit einem reizenden Hofe in der Mitte, dessen rings umher laufender Gang aus hufeisenförmigen, durchbrochenen Bogen bestand, die von schlanken Marmorsäulen getragen wurden. In der Mitte des aus buntem Mosaik bestehenden Fußbodens des Hofes befand sich eine weiße Brunnenschaale, aus der ein Wasserstrahl in die Höhe stieg, um mit einem sanften Geplätscher rings umher das Echo wach zu rufen; blühende Granatbäume und duftende Orangen bildeten kleine Ruheplätze in den Ecken des Hofes, wo sich niedere Tische und bequeme Stühle fanden, die dem Ganzen einen um so wohnlicheren Anstrich gaben, als hier noch eine Menge Gegenstände verrieth, daß der Hof häufig besucht, ja, förmlich bewohnt wurde. Da standen riesenhafte Veilchensträuße in den bunten Vasen, dort hing eine grellfarbige Manta über einem der Stühle, da lag ein breitkrämpiger Strohhut auf einem Skizzenbuche; hier befanden sich Cigarren und lange Türkenpfeifen, dort eine Laute auf dem prächtigen Tischteppiche, der in den lebhaftesten Farben und den wundervollen arabischen Zeichnungen leuchtete.

Knorx sagte hier, als er mit großer Genugthuung das Staunen der Freunde sah: »Dies hier ist im engeren Sinne der Künstlerhof von Granada; Donna Juanita belegt freilich zuweilen scherzhaft unsere ganze Ansiedlung mit diesem Namen, doch sollte es eher heißen: Künstlerrepublik, denn von Allem, was zu einem Hofe gehört, findet Ihr hier keine Spur: wir kennen hier weder Neid noch Mißgunst, Jeder freut sich über das Glück und Wohlergehen des Andern, Verleumdung ist ein Begriff, der aus unserem Wörterbuche gestrichen ist; ein Orden besteht bei uns allerdings auch: der Granatblüth-Orden; Donna Conchitta hat ihn gestiftet, und Jeder, der sich desselben würdig glaubt, darf ihn sich nehmen, aber noch hat Keiner davon Gebrauch gemacht, und so leben wir frei und glücklich, heute einfach und bescheiden, morgen vornehm, fast verschwenderisch, aber immer in wohlthuernder, republikanischer Gleichheit, und deßhalb sprach ich von einer Republik.«

»Falsch, falsch!« rief der alte Maler mit strahlenden Augen – »es ist keine Republik! Wenn Du meine Bemerkungen auch für profan hältst, so möchte ich doch Euer göttliches Zusammenleben einen Priesterstaat nennen: Eure Gottheit, Euer beglückendes Symbol ist die hohe, heilige Kunst, sie hat Euer irdisches Paradies hier erschaffen, sie, die ich einstens erstorben geglaubt und die nun in unvergleichlichem Glanze auch über mein armes, sterbliches Haupt emporflammt – wir beten sie an, Jeder auf seine Weise, und während unsere schönen Priesterinnen ihren Altar mit Blumen bekränzen, wollen wir ihr dienen

mit Pinsel, Griffel, Meißel und Feder – und wenn ich das nur eine Zeit lang in solch entzückender Weise gethan, so möchte ich sterben, denn ich habe den Höhepunkt meines Künstlerlebens erreicht!«

»Du sollst aber leben, mein Freund, und noch lange glücklich leben!« sagte Knorx mit seiner ernsten Stimme – »hier ist das Atelier.«

»Prächtig!« jubelte Walter.

»Dort wird Rafael hausen und die Chronik unseres Künstlerhofes schreiben.«

Der kleine Schriftsteller sagte nichts, aber während er so mit gefalteten Händen dahinging, waren seine Blicke um so beredter.

»Hier, Roderich's Atelier ist der Mittelpunkt unseres Künstlerlebens – nun, was sagst Du, Freund Walter? Glaubst Du nicht, Du beträttest wieder jenen Raum in der lustigen Stadt Düsseldorf, wo Roderich sein schönes Bild gemalt?«

»Wahrhaftig, Knorx, ich bin wie ein altes Kameel, nachdem es zu viel Wasser getrunken, denn die Tropfen rinnen mir unaufhaltsam wieder heraus – das ist ja wie Zauberei: hier ist der Gobelin, unter dem wir eintraten, dort seine Staffelei, an der Wand seine Skizzen und Bilder, seine Waffen, seine Möbel, seine Geräthschaften – drehe mich ein paarmal um mich selbst herum, und ich werde darauf schwören, wir seien Alle um viele Jahre jünger geworden!«

»Das wohl nicht, aber anders, vielleicht besser,« sagte der Capuciner, wobei seine harten Gesichtszüge durch eine ruhige Milde förmlich verschönert wurden – »ich wenigstens fühle in meinem Herzen so etwas, und wenn Ihr eine Zeit lang hier, unter diesen guten und edlen Menschen gelebt habt, bei diesen herrlichen Künstlernaturen, so werdet Ihr erfahren, Welch ein himmlischer Friede über Euch kommt – hier ist Rodenberg's Atelier: an den Wänden siehst Du die Originale seiner wunderbaren Zeichnungen, mit welchen er sich in der unglaublich kurzen Zeit einen so großen Namen gemacht. – In diesem Raume hause ich und, wenn Du Dir die Mühe geben willst, meine angefangene Statue Moses', die Tafeln des Gesetzes emporhebend, prüfend anzuschauen, so wirst Du mir sagen, ob ich Fortschritte gemacht habe.«

»Und welche Fortschritte, mein lieber Knorx!« rief der alte Maler freudig, nachdem er die Statue lange beschaut – »Du bist ein ganzer Kerl geworden!«

»Vieles davon mußt Du auch auf Rechnung des prächtigen Materials bringen,« sagte bescheiden der lange Bildhauer; »es war das ein außerordentlich schöner Marmorblock.«

»Nein, nein, Du hast ihn ausgezeichnet bearbeitet – ja, ja, mein lieber Freund,« fuhr er nach einem längeren Stillschweigen kopfnickend fort, »wenn ich an Roderich's neues Bild denke, das ich, kaum angefangen, auf seiner Staffelei saß, oder an die Zeichnungen Rodenberg's, oder wenn ich Deine Statue betrachte, so vergeht mir der

Muth, Bleistift oder Pinsel in die Hand zu nehmen – was meinst Du, Rafael?«

»Ich möchte mich beinahe darüber freuen,« sagte der kleine Schriftsteller demüthig, »daß ich kein Künstler geworden, ja, daß ich eigentlich so wenig bin, daß man an mich nur bescheidene Anforderungen stellen darf.«

»Und doch,« rief der alte Maler mit leuchtenden Augen, »wollen wir nicht verzagen – laß es gut sein, mein Junge, bei solchen Freunden, in solcher Umgebung muß man was Tüchtiges leisten!«

Weiter schreitend, zeigte Knorx den Freunden noch ein paar stattliche leere Räume für Gäste, und zuletzt warfen sie noch einen Blick in Schlegel's Werkstatt, wie er sein Atelier zu nennen pflegte.

Und bei dieser Benennung hatte er nicht ganz Unrecht, denn hier schien Kunst und Handwerk vereinigt zu sein: da sah man neben Bauplänen und Decorations-Entwürfen, welche die Wände bedeckten oder sich halb-fertig auf den Reißbrettern befanden, eine Hobel- und eine Drehbank mit den dazu nöthigen Werkzeugen.

Als sie hierauf durch den Garten zurück nach dem Hause gingen, führte sie Knorx auf die große Terrasse vor demselben, wo alle Uebrigen schon versammelt waren: Olfers und Conchitta, Rodenberg und Juanita, Lord Warren und Margarethe, sowie Don Jose und Mercedes, welche letztere es sich trotz des Kopfschüttelns des alten Haushofmeisters nicht hatte nehmen lassen, heute Morgen die Sorge für den Frühstückstisch zu übernehmen.

Der lange Bildhauer hatte Walter und Rafael an die Brüstung der Terrasse geführt, und ohne zu sprechen, deutete er durch eine Bewegung mit der Hand auf das Rundgemälde, welches sich hier vor ihren Blicken aufthat.

In diesem Augenblicke trat Juanita, auf Rodenberg's Arm gestützt, zu ihnen und sagte mit heiterem, glückseligen Lächeln: »Es ist mein Hausrecht, das ich mir unter keiner Bedingung nehmen lasse, lieben Freunden die Aussicht zu erklären!«

»Und wie sie das versteht!« sagte Rodenberg, sie mit leuchtenden Augen betrachtend – »gib Acht, Rafael, und suche jedes ihrer Worte im Gedächtniß zu behalten, Du wirst das gut gebrauchen können für Deinen ersten, unsterblichen Artikel von hier.«

Sie lachte ein paar Augenblicke so heiter und glücklich zu Arthur empor, als er auf diese Art mit ihr sprach, dann aber wandte sie sich mit einem ernsten Gesichtsausdrucke zu den Freunden: »Wir befinden uns hier auf dem rechten Ufer des Xenil, der dort unten, verdeckt durch Lorbeer- und Granatbüsche, durch das Thal fließt; vor uns ist die Albaycin, die ehemalige Ritterstadt Granada's, jetzt etwas verödet und verfallen, mit verwilderten Garten und ruinenhaften Häusern, aber male- risch durch ihren Pflanzenwuchs, durch ihre hellgrünen,

mächtigen Cactushecken, durch die Pracht ihrer Mandelbäume, durch ihre hochstämmigem schwarzgrünen Cypressen. Aber wir lassen sie hier unten liegen und erheben unsern Blick zur Alhambra, ein Wort, das in seinem Begriffe mich immer tief bewegt, denn ich kann es nicht aussprechen, ohne dabei jene wundervollen, phantastischen Räume vor mir zu sehen, die Höfe mit den murmelnden Springbrunnen, Alles das angefüllt mit dem prachtvollen Leben jener glänzenden Zeit; ich kann es nicht aussprechen, ohne vor mir zu sehen die Blüthe spanischer und maurischer Ritterschaft, kämpfend um jeden Zoll breit dieses blutgetränkten Bodens, glücklich als Sieger, ja, selbst noch glücklich als Besiegte mit dem Gefühle, wenigstens hier in diesem irdischen Paradiese sterben zu dürfen. Dort liegt sie vor uns mit ihren mächtigen, röthlichen Thürmen, von denen sie ihren Namen hat, eingeschlossen durch halbverfallene Mauern, ein wunderbares Chaos von Gärten und Parkanlagen, Festungswerken, Trümmern von Palästen, bescheidenen Privathäusern und armseligen Hütten; nur wenige ihrer Thürme stehen noch aufrecht da und die anderen sind in ihren Trümmern noch schön und malerisch, bedeckt mit freundlichem Grün, mit Feigenbäumen und Alve, umklammert von Rebgewinde. So liegt die Alhambra vor unsern Augen wie eine rauhe Schale, die aber wunderbar Schönes in ihrem Innern verbirgt – wir werden Alles das sehen, die Höfe und die Gemächer in fabelhaft maurischer Pracht, die Fischteiche mit Blumen umgeben,

den Löwenhof mit seinem berühmten Brunnen und seinen leichten maurischen Arcaden. Und dann der köstliche Mittelpunkt des Ganzen, der Garten der Lindaraja, im Herzen des Baues, mit seinen Rosen- und Citronentischen, wie ein Smaragd in goldener Einfassung. Rechts von der Alhambra liegt die Stadt, liegt Granada, ehrwürdig und doch jugendfrisch, durchflochten von frischem Grün, durchrauscht von krystallhellem Wasser.

Nach jener Seite hin erheben sich in weiter Ferne die kahlen, verbrannten Felsenstirnen der Sierra Elvira, eine prächtige Abwechslung gegenüber den üppigen Reizen der Vega von Granada, welche sich bis zum Fuße der Gebirge vor unsern Augen ausbreitet, jener blühenden Wildniß von Bäumen und Gärten und fruchtbaren Obstwäldern, durch welche sich der Xenil in silberner Schlangenlinie windet, sein Wasser rechts und links den alten maurischen Canälen mittheilt und sie so in beständiges Grün kleidet; dort sind die Gärten mit murmelndem Wasser, die schattigen Laub- und Bogengänge, die kleinen, reizenden Wohnungen, für welche die Mauren mit solch verzweifelter Tapferkeit fochten – sieht man doch heute, noch an den Prachthäusern und Hütten, welche nun von den Bauern bewohnt werden, die Spuren von Arabesken und anderen prächtigen Verzierungen, die uns erzählen, daß diese alten Mauern schönere Tage gesehen und zur Zeit der Araber zierliche Wohnungen gewesen sind! – Dort rechts am Ende der Bergstadt sehen wir einen alleinstehenden, eigenthümlich geformten Bergkegel: der

letzte Seufzer des Mauren, von wo herab König Boabdil einen letzten Blick auf sein verlorenes Paradies warf.«

»Wunderbar, unvergleichlich schön – in der That ein Paradies auf Erden!«

»Nun wenden wir nochmals den Blick aufwärts über die Alhambra hinweg nach jenem Bergabhange, wo zwischen Baumgruppen und Weinlauben kleine, weiße Pavillons hervorglänzen, und dessen Höhe gekrönt ist mit jenem luftigen Palaste, der sich mit seinen schlanken, weißen Thürmen, seinen langen Arcaden und Säulengängen von hier wie seine Elfenbeinschnitzerei ausnimmt: es ist die Xeneralifa, der Sommerpalast der maurischen Könige, und hoch über seinen zahlreichen, dunkeln Cypressen, hoch über den tiefgrünen, üppigen Laubmassen, welche das kleine Schloß in einem frischen Kranze umgeben, thront oben am dunkelblauen Himmel der Mulhacen mit seinen Schneemassen, die höchste Spitze der Sierra Nevada, der Stolz und die Freude Granada's, die Quelle seiner erfrischenden Winde, seines ewigen Grüns, seiner unerschöpflichen Brunnen, seiner strömenden Bäche.

»Noch heute wollen wir zur Xeneralifa hinaufreiten, nicht wahr, Arthur, um das kleine Zauberschloß den Freunden in der Nähe zu zeigen?« bat das schöne junge Weib in schmeichelndem Tone.

»Gewiß, Juanita, wenn es Dir Freude macht,« erwiderte Rodenberg und setzte lächelnd, gegen Walter gewandt, hinzu: »Es ist einer ihrer Lieblingsplätze, es zieht sie, wie fast alle Frauen, mächtig dorthin, und wenn sie

droben ruht am Fuße jener tausendjährigen Cypresse, wo die schöne Königin den kühnen, ritterlichen Mauren sah, da fühlt sie inniges Mitleid mit den unglücklich Liebenden, und in ihrem Herzen erklingen alle die wunderbaren Sagen von dem Glücke und dem blutigen Ende des Abencerragen.«

»Ja, ja,« sagte Juanita, sinnend in das Auge Arthur's blickend, »aber auch Anderes erklingt in mir, wenn ich da oben sitze an dem erfrischenden Wasser unter der Lorbeerhalle,« wenn es um mich her sprudelt, schäumt, leuchtet und schimmert, klingt und duftet, dann denke ich, wie glücklich ich selbst geworden bin, wie selig in Deiner Liebe, mein Arthur!«

»Ja, glücklich geworden und Andere glücklich gemacht,« sprach Roderich, der mit Conchitta leise näher getreten war – »wie hat sich für uns Alles so unaussprechlich und so unerwartet schön gefügt: vereinigt in Glück und Liebe, umgeben von theuren Freunden, nur der Kunst leben zu können, ohne jede beengende Schranke!«

»Ein wahrer Künstlerhof!« rief Walter laut, mit überströmendem Gefühle. – –

Und hier wollen wir Abschied nehmen von Granada, von jenen Glücklichen, die wir für eine Zeit lang begleitet haben auf ihrer wechselvollen Lebensbahn, und ich auch für dieses Mal von Dir, geneigter und vielgeliebter Leser, wobei ich Dir wohl anvertrauen darf, daß das Glück der Freunde ein dauerndes ist und daß der Künstlerhof, wie ich ihn Dir geschildert, heute noch besteht.

Solltest Du je nach Granada kommen, so suche ihn auf: er heißt im gewöhnlichen Leben Villa de Monterey, und Du wirst sicher sein, an jenem Hofe eine freundliche Aufnahme zu finden, auch wenn Du keine Ahnen nachzuweisen hast, auch wenn Deine Brust nicht geschmückt ist mit unverdienten oder verdienten Orden – auch brauchst Du nicht demüthig um die Protection eines Ober-Hofmeisters oder um die oft noch wichtigere einer ersten Kammerfrau nachzusuchen. Du mußt nur beweisen, daß Du die Kunst liebst und die Künstler verehrst, vor allen Dingen aber die Versicherung geben, daß Du meine freilich etwas lange, aber wahre Geschichte weder zu lang, noch zu langweilig gefunden.